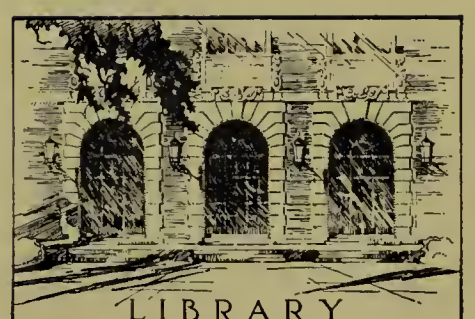

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS
015.43
B612
1882²

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1882.

Zweiter Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1882.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 27—52.)

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

—

1882.

015.43
B612
1882

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 27. — 1. Juli 1882.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Wie schreibt man Literaturgeschichte? Von Rudolf von Gottschall. — Revue musikalischer Schriften. — Gedichte und Dichtungen. Von Konrad von Prittwitz-Gaffron. — Volkswirthschaftliche Literatur. Von H. von Scheel. — Zur Geschichte der Maria Stuart. Von Ferdinand Moesch. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Wie schreibt man Literaturgeschichte?

Ein namhafter Germanist hat vor kurzem in einer Besprechung neuer Literaturgeschichten in der „Gegenwart" die „ästhetische" Literaturgeschichtschreibung als eine veraltete hingestellt.

Es klingt dies wie ein Echo aus der Einleitung, welche Gervinus seiner „Geschichte der deutschen Dichtung" vorausschickt. „In einem Punkte", sagt dieser von seinem Werke, „weicht es besonders von andern literarischen Handbüchern ab, daß es nichts ist als Geschichte. Ich habe mit der ästhetischen Beurtheilung der Sachen (!) nichts zu thun. Der ästhetische Beurtheiler zeigt uns eines Gedichtes Entstehung aus sich selbst, sein inneres Wachsthum und Vollendung, seinen absoluten Werth, sein Verhältniß zu seiner Gattung und etwa zu der Nation und dem Charakter des Dichters. Der Aesthetiker thut am besten, eine Dichtung so wenig als möglich mit andern und fremden zu vergleichen; dem Geschichtschreiber ist diese Vergleichung ein Hauptmittel zum Zweck. Er zeigt uns nicht Eines Gedichtes, sondern aller dichterischen Erzeugnisse Entstehung aus der Zeit, aus dem Kreise ihrer Ideen, Thaten und Schicksale; er weist darin nach, was diesen entspricht oder widerspricht; er sucht nach den Ursachen ihres Werdens und ihren Wirkungen und beurtheilt ihren Werth hauptsächlich nach diesen; er vergleicht sie mit dem Größten der Kunstgattung gerade dieser Zeit und dieses Volks, in dem sie entstanden, oder, je nachdem er seinen Gesichtskreis ausdehnt, mit den weitern verwandten Erscheinungen in andern Zeiten und Völkern. Aesthetischer Geschmack muß bei dem Geschichtschreiber der Dichtung vorausgesetzt werden, wie bei dem politischen Geschichtschreiber politisch gesunder Blick; deshalb aber darf der eine keine publicistischen und der andere keine ästhetischen Abhandlungen einflechten, sobald er auf seinem Felde bleiben will."

Die Entstehung der Dichtwerke aus der Zeit, aus dem Kreise ihrer Ideen, Thaten und Schicksale nachzuweisen, ist gewiß eine Aufgabe der Literaturgeschichtschreibung, besonders wenn sie die Geschichte der Literatur eines ganzen Volks, eine über Jahrhunderte hinübergreifende Geschichte zu schreiben hat. Doch der Standpunkt von Gervinus ist nach dieser Seite hin schon weiter fortgebildet worden. Gervinus hält sich im ganzen innerhalb literarischer Wechselbeziehungen und Zusammenhänge; ein Autor wie Henri Taine betrachtet die Literatur als Blüte der jedesmaligen Cultur und geht sogar auf natürliche, selbst physiologische Voraussetzungen zurück. Und dennoch wäre er weit entfernt, das Urtheil des Gervinus: „ich habe mit der ästhetischen Beurtheilung dieser Sachen nichts zu thun", unterschreiben zu wollen. Taine gibt die eingehendsten ästhetischen Analysen und vor allem die ausgeführtesten literarischen Porträts. Gervinus spricht immer nur von der ästhetischen Beurtheilung einzelner Dichtungen; er vergißt aber ganz, daß es weniger hierauf ankommt, als vielmehr ein Gesammtbild der Dichter zu entwerfen und auszuführen, und daß gerade darin die Kunst des Literarhistorikers ihre größten Triumphe feiert. Wie überzeugend auch die Darlegung der Zusammenhänge zwischen Literatur und Cultur in dem Werke von Taine ist: so sind doch die lebensvollen Porträts der einzelnen Dichter die eigentlichen glänzenden Zierden des Werks,

1161672

und zwar nicht etwa hors-d'œuvres, sondern auf ihnen ruht sein Schwerpunkt.

Hinter jener Aeußerung von Gervinus lauert doch eigentlich die Absurdität, daß die Literatur für den Literaturhistoriker Nebensache sei, daß derselbe sich um die innere Bedeutung der Dichter und der Dichtungen nicht zu kümmern brauche, wogegen der historische Notizenkram, aus allen Bibliotheken abgestäubt, sich wie eine verfinsternde Wolke über jene Dichtwerke wälzen soll. Daher der Einbruch der Romanisten und Germanisten, des ganzen zünftigen Metiers in die Literaturgeschichte, die sie als ein der Philologie ausschließlich angehöriges Gebiet in Anspruch nehmen; daher der ganze Waschzettelkram, der aus den Westen- und Rocktaschen unserer Classiker und auch der geringern namhaften Poeten fortwährend hervorgesucht wird und unsere Meßkataloge so über Gebühr anschwellt. Wir verkennen die Verdienste jener Gelehrten nicht: wir protestiren nur dagegen, daß derartige Detailforschungen die eigentliche Literaturgeschichte überwuchern, daß, mit einem Wort, die Hauptsache zur Nebensache gemacht wird und umgekehrt. Die Marmorarbeiter sind nöthig; doch der Literarhistoriker soll ein Bildhauer sein.

Uebrigens ist diese kritische Enthaltsamkeit des Literarhistorikers überhaupt nicht durchführbar. Gervinus selbst beweist das; denn sein Werk enthält eine große Menge ästhetischer Urtheile, darunter allerdings viele, die durchaus schief sind und wenig von poetischem Sinn zeugen; ja es enthält sogar vollständige ästhetische Abhandlungen, wie diejenige, in welcher er dem Grund und Boden von Epos und Tragödie nachzuspüren sucht: ein seitenlanger Essay, den wir für ein ästhetisches Einschiebsel von zweifelhafter Berechtigung halten.

Auch die Literaturgeschichte älterer Epochen soll uns vor allem die Literatur kennen lehren, und das Arcanum ist wol noch nicht entdeckt, eine solche Kenntniß ohne Porträtirung der Dichter und Analyse ihrer Werke zu vermitteln. Je lebensvoller diese Darstellung ist, desto mehr erfüllt sie ihren Zweck; die Reproduction der Dichtungen selbst ihrem Hauptinhalt nach ist dabei nicht unwichtig: es ist dies ein unleugbares Verdienst der sonst so einseitig gefärbten Vilmar'schen „Geschichte der deutschen Nationalliteratur". Der Literarhistoriker soll allerdings nicht trockene ästhetische Censuren austheilen; er soll mit feinem künstlerischen Gefühl und mit Intuition das lebensvolle Bild des Dichters und seiner Werke vor unsern Augen erstehen lassen: Taine, Saint-Beuve und andere französische Autoren sind hierin Meister. Die deutsche Literaturgeschichtschreibung überschätzt die Vorarbeiten und nimmt sie ohne gehörige Läuterung, gleichsam mit aller an den Wurzeln hängenden Erde in sich auf.

Wenn aber für die ältere und allgemeine Literaturgeschichte, die nach großen Epochen mißt, die pragmatisch-historische Darstellung unerläßlich ist, so wird, je mehr die Epoche sich der Gegenwart nähert, je enger sie zeitlich begrenzt ist, um so mehr die ästhetische Darstellungsweise das entschiedene Uebergewicht gewinnen müssen: denn hier bewegt sich die Literatur auf dem Boden derselben Cultur, der gleichen historischen Voraussetzungen. Gewiß muß jede, auch leisere Wandlung derselben, der Einfluß, den geschichtliche Ereignisse auf die Entwickelung einzelner Richtungen haben, auch von der Literaturgeschichte beachtet und protokollirt werden; doch gibt es da eine Grenze für das historische Detail, und niemals darf das Gesammtbild der Dichter durch eine nach Jahren, nach Lustren und Decennien messende Chronik, die alles Gleichzeitige zwischeneinschiebt und mithereinpackt, durchbrochen und normirt werden. Das Aeußerste hierin hat Julian Schmidt in der letzten Auflage seiner „Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tod" (1866) gethan; er hat die Literaturgeschichte in ein unglaubliches Ragout zerhackt; die ersten Auflagen waren bei aller Einseitigkeit hierin weit besser. Mit dem Gemeinplatz: „Die Form der Erzählung bedingt mit Nothwendigkeit die chronologische Folge; die Ursache muß vorher erzählt werden, ehe die Wirkung erzählt wird", voltigirt er in eine aus chronologischen Daten und Briefcitaten mühsam zusammengestoppelte Darstellung hinüber. Immer wieder müssen wir gegen die Ueberschätzung des Ateliers protestiren. Die Literaturgeschichte hat es in erster Linie mit dem vollendeten Dichtwerk zu thun, seinem Zusammenhang mit ähnlichen, seiner Bedeutung für die Entwickelung der Literatur. Seine Genesis zu erzählen, darf sie freilich nicht versäumen; die Literaturforschung bietet ihr die Mittel dazu; aber sie hat dieselben zu ihrer künstlerischen Architektonik zu verwenden und nicht alles Rohmaterial in ihr Gebäude ohne weitere Bearbeitung einzumauern. Aus den disjectis membris poetae bei Julian Schmidt wird man von keinem einzigen Dichter der Neuzeit ein Charakterbild gewinnen können. Dagegen finden wir in den Literaturwerken von Hermann Hettner und selbst in den culturgeschichtlichen Schriften von Karl Biedermann treffliche Zeichnungen der hervorragenden Dichter.

Für die Neuzeit ist die von Gervinus und seinen Nachfolgern verworfene „ästhetische" Literaturgeschichtschreibung die vorwiegend berechtigte: nach ästhetischer Farbe und ästhetischem Gehalt die Autoren in Gruppen zusammenzufassen, ist ihr gutes Recht; ja es wird ein Verdienst sein, wenn sie für solche Gruppen eine prägnante Bezeichnung findet. Bisweilen, wie z. B. bei der politischen Lyrik, ergeben sich diese Gruppen von selbst im Zusammenhang mit einer geschichtlichen Bewegung; auch drängen sie sich in einem kurzen Zeitraum zusammen. Andere Gruppen und Richtungen, die sich Jahrzehnte hindurch verfolgen lassen, im Zusammenhang darzustellen, ohne auf Gleichzeitiges, das sich daneben bewegt, ablenkende Blicke zu werfen, ist ebenfalls ein gutes Recht des Literarhistorikers; auch der Historiker verfolgt ja eine Bewegung und Richtung bis zum Schluß und holt dann manches nach, was in der Zeit vorhergegangen ist. Die Dictatur des Chronologischen muß cum grano salis verstanden werden; sonst löst sich Geschichte und Literaturgeschichte in synchronistische Tabellen auf.

Die Literaturgeschichte hat ihre Eintheilungsgründe nur aus sich selbst zu nehmen, und da die Literatur vernünftigerweise nur mit ästhetischen Maßstäben gemessen werden kann, so ist die ästhetische Literaturgeschichtschreibung nicht so zum alten Eisen zu werfen, wie es einige nur mit der Literaturforschung beschäftigte Fachgelehrte thun: im Gegentheil, unsere vielfach in Detailkram aufgelöste, in Notizensammlungen zersplitterte, oft stilistisch verworrene Literaturgeschichte, bisweilen von solchen geschrieben, denen jedes Verständniß für dichterische Eigenart fehlt, muß gerade nach jenem Ziel ästhetischer Literaturgeschichtschreibung hin sich entwickeln, die allein eine nationale Bedeutung in Anspruch nehmen darf.

Rudolf von Gottschall.

Revue musikalischer Schriften.

Es sind diesmal zunächst mehrere Fortsetzungen, welche uns zur Besprechung vorliegen.

1. Illustrirte Musikgeschichte. Die Entwickelung der Tonkunst aus den frühesten Anfängen bis auf die Gegenwart von Emil Naumann. Stuttgart, Spemann. 1881. Gr. 8. In Heften zu 50 Pf.

Mit den letzterschienenen Heften 8—13 ist das Werk bis in die Zeit vorgedrungen, über deren Musikpraxis wir zwar bereits anschaulichere Berichte erhalten als über die der vorchristlichen Zeit, doch noch nicht so unzweideutige, daß wir nicht noch vielfach Conjecturalkritik zu üben gezwungen wären. Hierin aber liegt durchaus nicht Naumann's Stärke. Der phantasievolle Künstler bringt hier zu oft den verständig und kühl erwägenden Forscher zum Schweigen, und die Darstellung verliert sich dann in schönrednerische Phrasen, die als der gefährlichste Feind der Geschichtschreibung zu betrachten sind. Wie die Berichte über die Musikübung der vorchristlichen Welt trotz ihrer Ungenauigkeit doch bei kühler Untersuchung zu Resultaten von größerm positiven Werth führen als bei Naumann, so auch die über das erste Jahrtausend der christlichen Zeitrechnung. Ueberall zeigt sich, daß der Verfasser mehr Freude daran findet, über die Thatsachen zu raisonniren und zu phantasiren, als sie durch eingehendere Forschungen feststellen zu helfen. Dafür liefert gleich die sehr magere Behandlung der Neumen, der ersten Notenzeichen, welche ein Bild vom Gange der Melodie zu geben versuchen, einen Beleg. Als das bedeutendste erste Erzeugniß der veränderten Musikanschauung sind sie von unschätzbarem Werth für die Musikforschung; Naumann widmet ihnen wenig mehr als eine halbe Seite; er gibt die Zeichen, aber ohne jede Erläuterung, sodaß ihre Mittheilung im Grunde ganz zwecklos ist. Es muß dies um so mehr beklagt werden, als er gewiß nicht durch die Raumverhältnisse seines Werks beschränkt wurde. So war hier Gelegenheit geboten, den Gegenstand in erschöpfender Weise zu behandeln; Naumann ist darin weit hinter seinen Vorgängern zurückgeblieben. Dasselbe gilt von der Besprechung der sogenannten Kirchentonarten, die ebenso wie die Mensuralnotenschrift viel dürftiger behandelt sind als von andern namhaftern Musikhistorikern. Wenig gerechtfertigt erscheint es ferner, daß der Verfasser dieser neuen Musikgeschichte die alten Melodien harmonisirt mittheilt. Das „Adalbertuslied" wie das „Lied des Königs Thibaut von Navarra" und der größte Theil der Melodien der Minnesinger sind ohne alle Rücksicht auf Harmonik erfunden und werden durch diese nur beschwert und ihrem eigensten Boden entzogen. Die erste Anforderung aber, welche man an einen Historiker stellen muß, ist die, daß er die verschiedenen Epochen und ihre künstlerischen Erzeugnisse aus ihrem eigenen Geist heraus zu betrachten sich bemüht. Bis in das 14. Jahrhundert hinein hatte die Harmonik nicht den mindesten Antheil an der Erfindung der Melodien, aus deren kanonischer Verarbeitung hauptsächlich erst die Harmonien sich herausbildeten.. Diese konnten daher auch erst seit dem 15. Jahrhundert Einfluß auf die Melodienbildung gewinnen. Alle vorher entstandenen Melodien sind nur ohne Harmonisirung recht zu erfassen, durch diese verlieren sie ihren ursprünglichen Charakter. Deshalb darf man es auch nicht billigen, daß Naumann die Melodien der jenaischen „Sammlung der Minnesinger" nach der von Wilhelm Stade unternommenen Harmonisirung und Rhythmisirung gibt; diese Melodien sollten nur in ihrer ursprünglichen Gestalt veröffentlicht werden; die jenaische Handschrift ist ja so bequem zu benutzen. So erscheint es fast, als ob Naumann seine Aufgabe nach dieser Seite viel zu leicht nimmt, während er auf der andern fast zu eifrig auf Entdeckungen ausgeht, die aber meist sehr zweifelhafter Natur sind. Hierzu rechne ich seinen Hinweis auf „die verborgenen Geistesfäden, welche im 11. und 12. Jahrhundert die Entwickelung des Reims und der ersten Versuche der Mehrstimmigkeit miteinander verknüpften und deren gemeinsame Wurzeln eben in der erhöhten Stimmung zu suchen sind, die das Zeitalter der Kreuzzüge in den Gemüthern hervorrief". Dieser ganze Hinweis ist ebenso sachlich wie historisch unbegründet. Der Reim ist nachweislich fast ein Jahrtausend älter als die Mehrstimmigkeit und die Kreuzzüge, und beide zeigen in ihren Voraussetzungen nicht die mindeste Gemeinsamkeit. Der Reim wurde früh als ein natürliches Bindemittel der metrisch abgegrenzten Wortreihen (Verse) angewendet, und er trat bekanntlich als Consonantenreim (Stabreim, Alliteration) viel früher auf als die Mehrstimmigkeit. Mit der wachsenden Ausdehnung der Versgebäude wurde dann auch ein stärker wirkendes Bindemittel nothwendig; man gewann es in dem Vocalreim (Assonanz), und endlich kommt der Vollreim (Wortreim)

zur Geltung, der an das Ende der Zeile gesetzt wird. Die Mehrstimmigkeit aber ist das ganz natürliche Product der neuen, durch das Christenthum hervorgerufenen Musikpraxis. Es lag nahe, daß die verschiedenen Singstimmen allmählich zum Bewußtsein ihres abweichenden Charakters und ihrer veränderten Leistungsfähigkeit gelangten und dies damit geltend machten, daß sie einer gegebenen Stimme (Cantus firmus) eine andere abweichend geführte entgegensetzten, oder eine Melodie dadurch mehrstimmig machten, daß sie dieselbe nicht gleichzeitig, sondern in bestimmten Zeitabschnitten nacheinander einsetzend sangen (Canon). Dieses ganze Verfahren war ein nothwendiges Product der Musikpraxis, und weder die Kreuzzüge noch der Reim haben daran den mindesten Antheil.

Werthvoll und reichhaltig ist der Bilderschmuck, mit dem das Werk ausgestattet ist. Außer alten, meist aber auch schon in neuern Werken abgedruckten Handschriften bringt es eine Reihe von Abbildungen alter Instrumente, Porträts u. dgl.; das Werk könnte demnach Bedeutung gewinnen, wenn der Text sachlich ernster und tiefer gehalten wäre.

Ein früher erschienenes Werk des Verfassers:

2. Deutsche Tondichter von Sebastian Bach bis auf die Gegenwart von Emil Naumann. Fünfte Auflage. Berlin, Oppenheim. 1882. 8. 3 M.

liegt bereits in fünfter Auflage vor. Es sind Vorträge, welche er im berliner Victoria-Lyceum (einer Frauenuniversität) über Johann Sebastian Bach, Georg Friedrich Händel, Christoph Willibald Ritter von Gluck, Joseph Haydn, Wolfgang Amadeus Mozart, Ludwig van Beethoven, Franz Schubert, Karl Maria von Weber, Felix Mendelssohn und Robert Schumann, Meyerbeer und Richard Wagner und einige Musiker der Gegenwart gehalten hat. Den Zweck, ein gebildetes Damenpublikum in die Entwickelungsgeschichte unserer Kunst während des letztvergangenen Jahrhunderts einzuführen, erfüllen diese Vorträge vollkommen. In edler Sprache und doch leicht faßlicher Form berichtet Naumann von den Lebensumständen und der künstlerischen Thätigkeit unserer Meister, und es gelingt ihm in den meisten Fällen, recht lebensvolle Bilder vor unsern Augen zu entrollen, wenn man sich auch nicht mit allen Zügen einverstanden erklären kann. Auch hier läßt Naumann häufig die dem Historiker unerlaßliche Objectivität vermissen; die subjective Anschauung auch eines Musikers von der feinen Bildung wie sie Naumann besitzt hat doch immer nur beschränkte Gültigkeit; der Kritiker wie der Historiker soll von der Sache selbst und nicht von dem subjectiven Eindruck, den sie auf ihn macht, berichten. Die Neigung Naumann's, von der Wirkung zu urtheilen, die ein Kunstwerk auf ihn macht, und nicht von diesem selbst, läßt ihn auch in der Gegenwart nur ein Epigonenthum sehen. Wir meinen im Gegentheil, der Grund der geringern Resultate unserer künstlerischen Bestrebungen liegt gerade darin, daß wir nicht Epigonen sind und sein wollen, daß wir nicht an die monumentalen Werke der großen Meister der Vergangenheit anknüpfen, sondern diese womöglich für überwunden erklären und „neue Bahnen" suchen, auf denen allerdings noch wenig gefunden worden ist. Die Musikhistorie lehrt uns, daß die Progonen immer auch Epigonen waren, die zwar nicht geradezu nachahmten, aber doch auch das Kunstwerk der Vergangenheit nicht für überwunden erklärten, sondern als im natürlichen organischen Entwickelungsgange der Kunst begründet, von welchem aus diese auch nur weiter zu bilden sei. Allen denjenigen, welche sich in bequemer Weise auf den Hauptgebieten unserer Kunst orientiren wollen, kann das Naumann'sche Büchelchen bestens empfohlen werden.

3. Joseph Haydn von C. F. Pohl. Zweiter Band. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1882. Gr. 8. 9 M.

Dieser zweite Band (resp. erste Band, zweite Abtheilung) behandelt das Leben und die Thätigkeit des unsterblichen Meisters in seiner Stellung als Kapellmeister des Fürsten Esterházy mit jener Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit, welche alle derartigen Arbeiten des Verfassers auszeichnet. Mit bewunderungswürdigem Fleiß hat er alles zusammengetragen, was er nur über das Schloß Esterház, seine Bewohner und deren besondere Neigungen und Liebhabereien auffinden konnte, um so den Boden zu kennzeichnen, auf dem Haydn eine so entscheidende Thätigkeit entwickelte, deren Darstellung er dann eine ebenso große Sorgfalt widmet. Dieser Theil seiner Arbeit gehört mit zu dem Bedeutendsten, was in dieser Richtung geleistet worden ist. Damit aber hätte sich Pohl bescheiden sollen; für die im zweiten Theil seiner Arbeit versuchte künstlerische Würdigung der Thätigkeit unsers Meisters scheint er nicht genügende Einsicht in die Musikformen und ihre Geschichte zu besitzen. Mit Notizen über Taktart und Tonart, Angabe der Instrumente, für welche der eine oder der andere Satz geschrieben wurde, und ähnlichen Aeußerlichkeiten ist für das Verständniß dieser Werke wenig gethan; noch weniger mit der Phraseologie, auf die Pohl im übrigen ausschließlich sich beschränkt. Was hat es für Werth, wenn er von der Oxford-Sinfonie sagt:

> Der erste und umfangreichste Satz zeigt womöglich abermals eine Steigerung in Haydn's Schaffen; er zeigt so recht, was thematische Arbeit vermag. Die Spielweise betreffend, ist zu beachten, daß die Achtel im ersten Motiv des Allegro spiritoso jederzeit im Verlauf des Satzes leicht gestoßen werden müssen. Das Thema ist sehr fleißig ausgenutzt, was beim zweiten, das lebhaft an eine Stelle in Rossini's „Barbier von Sevilla" erinnert, durchaus nicht der Fall ist. Der zweite Satz: Adagio cantabile, hat ein blühendes Colorit durch hervorragende Benutzung der Blasinstrumente, die hier mehrmals auch selbständige Gruppen bilden. Das schöne Thema wird in sorgfältig gewählter Weise variirt, und kräftige Stellen sorgen für die nöthigen Schlagschatten; der Schluß aber mit seinem äußerst zarten Gewinde hat einen leichten Anflug von Melancholie. Der Menuet bleibt seinem herkömmlichen Charakter treu und bietet einen anregenden Wechsel der Instrumente. Im Trio sind die Bläser abermals gruppenweise verwendet. Die Synkope ist hier vorherrschend. Das Finale Presto $^2/_4$ ist einer der längsten (342 Takte) vortrefflichsten Sätze. Drei Themen treten auf und werden,

namentlich im zweiten Theil auf- und absteigend von den verschiedenen Instrumenten übernommen. Von humoristischer Wirkung sind die wiederholt eintretenden Generalpausen. Die Bläser greifen auch hier sehr wirksam ein.

Vom Andante der Es-dur-Sinfonie Nr. 63 meint Pohl:

Das Andante bringt uns wieder eine jener reizenden populären Melodien, in denen Haydn unnachahmlich dasteht. Es ist, als hörten wir bei diesen Tönen die liebe Großmutter ihren Enkeln ein Märchen aus alter Zeit erzählen.

Possirlicher noch ist, was er an dem Presto Nr. 9 findet:

Es muß eine Stunde der glücklichsten Laune gewesen sein, der das von Lebenslust überquellende Ding sein Dasein verdankt. Man sehe nur, abgesehen von der meisterhaften Durchführung, die immer neuen und unerwarteten humoristischen Züge: so der Eintritt der Generalpausen und was nachfolgt; dann die wuchtigen Accorde bis zur Haltung! Danach das Tändeln mit dem Motiv, das endlich die Violine, bereits keuchend (!), nur noch in gedehntem Zeitmaß (in Vierteln) bringt, worauf dann der ganze Chor der Instrumente fortissimo wie um Erbarmen flehend (!) und zwar mit Erfolg aufbegehrt (!); denn der tolle Elfenspuk nimmt darauf jählings ein Ende.

Derartige Bemerkungen à la Professor Spitta gereichen dem sonst so fleißig gearbeiteten Werke nicht zur Zierde, und der Verfasser thäte gewiß sehr wohl daran, seine Forschungen nur auf den äußern Lebensgang und die Wirksamkeit des großen Meisters zu beschränken; die künstlerische Bedeutung desselben uns näher zu bringen, gelingt ihm nun einmal nicht.

4. Sammlung musikalischer Vorträge. Herausgegeben von Paul Graf Waldersee. Dritte und vierte Serie. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1881—1882. Lex.-8. In Heften zu 75 Pf.

Der die dritte Reihe eröffnende Vortrag von Martin Roeder: „Ueber den Stand der öffentlichen Musikpflege in Italien", bringt nicht gerade Neues, aber das Allbekannte in lesbarer Form.

Als zweiter Vortrag folgt in einem Doppelheft „Josefine Lang", Lebensskizze von H. A. Köstlin. Trotz der unzweifelhaften Begabung der bekannten Componistin und des im gewissen Sinne tragischen Ausgangs ihres Lebens muß man sich doch verwundern, daß ihre Lebensskizze hier Aufnahme fand; durch ihre künstlerische Bedeutung dürfte eine derartige Berücksichtigung doch kaum gerechtfertigt sein.

Der dritte Vortrag: „Die Entwickelung unserer Notenschrift" von Hugo Riemann, bringt die längst bekannten Thatsachen in einer recht trockenen Aufzählung, durch die nicht einmal der innere Zusammenhang der verschiedenen Notirungsweisen nach ihrer logischen Entwickelung klar angedeutet wird. Von einem solchen Vortrag namentlich verlangt man doch nicht nur eine registermäßige Herzählung der Thatsachen, sondern vor allem eine genügende Einsicht in den Gang der Entwickelung, dieser aber scheint Riemann selbst noch nicht recht klar geworden zu sein.

Im vierten Vortrag gibt H. M. Schletterer eine mit Wärme geschriebene Würdigung der schöpferischen Thätigkeit von Louis Spohr. Wie weit der Verfasser in seinem liebenswürdigen Eifer dabei über das Ziel hinausschießt, das mag der Schlußpassus seines Vortrags beweisen: „Herüberragend in eine Zeit der Nachahmung und Schwäche mahnt Spohr an Ossian (!), wie er, unsterblich durch seine Lieder, einsam sinnend auf dem Fels im Meere sitzt, mächtig klingende Accorde seiner Harfe entlockend." Es erscheint doch wol als ein Wagniß eigener Art, Spohr mit Ossian in Vergleich zu stellen. Der Grundzug der Spohr'schen Eigenthümlichkeit war im Gegentheil jene romantische Weichseligkeit; diese aber fand in Karl Maria von Weber, in Schubert, Schumann und Mendelssohn viel bedeutendere Vertreter, durch welche mit vollem Recht Spohr's Lyrik zum Schweigen gebracht wurde; auf dem Gebiet der Oper aber, der Symphonie u. dgl. vermochte der große Meister der Violine schon während seiner Wirksamkeit nicht mit den großen Componisten zu concurriren, und es dürfte vergebliches Bemühen sein, seine Symphonien wieder ins Leben rufen zu wollen.

Die weitern Vorträge biographischen Inhalts: „Gertrud Elisabeth Mara" von A. Niggli, „Felix Mendelssohn-Bartholdy" von Joseph Sittard, „Luther als der Vater des evangelischen Kirchengesangs" von H. A. Köstlin, sind von ihren Verfassern mit Geschick zusammengetragen.

Außer einem interessanten Vortrag von Hermann Kretschmar: „Ueber den Stand der öffentlichen Musikpflege in Deutschland", bringt dann der Cyklus noch die Abhandlung „Hector Berlioz und seine Harald-Symphonie" von Franz Liszt, deutsch bearbeitet von L. Ramann. Es ist dies ein Sonderabdruck aus dem fünften Bändchen von Liszt's „Gesammelten Schriften".

Die vierte Serie beginnt mit zwei recht bedenklichen Publicationen: „Ein Lebensbild Robert Schumann's" von Philipp Spitta und „Luigi Boccherini" von H. M. Schletterer. Wer Spitta's Bach-Biographie kennt, der hat gewiß wenig Verlangen nach diesem Lebensbild Schumann's, für dessen Veröffentlichung nicht der mindeste Grund vorhanden sein dürfte. Für das Grove'sche „Lexikon" mag die Arbeit gut genug sein; in England ist wol überhaupt noch wenig über Schumann geschrieben worden; aber für die „Sammlung musikalischer Vorträge" durfte man doch eine selbständigere und vor allem besser stilisirte Arbeit erwarten als die, welche Spitta hier geliefert hat. Die meist kurzen und trockenen Notizen sind so unzusammenhängend aneinandergereiht, wie sie eben den umfangreichern Werken über Schumann entnommen wurden. Sätze aber wie die folgenden:

Musikalische Anregung konnte Schumann von seinen Aeltern nicht empfangen, doch besaß der Vater ein lebhaftes Interesse für schöne Literatur und war selbst als Schriftsteller thätig.... Schon mit dem siebenten Jahre machte Schumann nach eigener Aussage die ersten Compositionsversuche. Er muß demnach spätestens mit dem sechsten Jahre Klavier zu spielen begonnen haben.... Wenn Schumann in Heidelberg in irgendetwas fleißig war, so war es nur das Klavierspiel. ... Die Form ist von wohlgelungener Neuheit —

könnte man allenfalls bei einem Musiker entschuldigen, dem das erste Studium der Geheimnisse seiner Kunst nicht

Zeit ließ, sich auch einen guten Stil anzueignen. Da wo Spitta bei der versuchten Würdigung Schumann's nicht die Anschauungen anderer gibt, zeigt er wieder dieselbe Unbekanntschaft mit den einfachsten Gesetzen der Kunstgestaltung und ihrer Entwickelung wie in seiner Bach-Biographie.

Die Schletterer'sche Arbeit über Boccherini ist fleißig und sachgemäß, wie wir es bei diesem Autor gewohnt sind, aber trotzdem erscheint sie ziemlich überflüssig. Der vorübergehende Erfolg, welchen einzelne Sätze dieses Componisten in unserer Zeit wieder errangen, ist weniger ihrer Lebensfähigkeit als ihrer mit den Ungeheuerlichkeiten der Gegenwart wunderlich contrastirenden Einfachheit zuzuschreiben. Wer sich an den ausgesuchtesten Erzeugnissen einer raffinirten Kochkunst den Magen verdorben hat, dem schmeckt dann in der Regel auch die magerste Wassersuppe. An sich hat Boccherini nicht einmal ein höheres historisches Interesse mehr für uns.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Gedichte und Dichtungen.

1. Neue Hochlandslieder von Karl Stieler. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1881. 8. 3 M. 60 Pf.

Es gibt erfreulicherweise unter den zahlreichen deutschen Brüdern und auch Schwestern in Apoll noch immer nicht wenige, deren bloße Namennennung uns schon anmuthet wie „grüßender Gesang". Zu diesen Bevorzugten gehört Karl Stieler. Seitdem uns der Dichter, abgesehen von seinen oberbairischen Dialektdichtungen, deren Werth wir gewiß nicht unterschätzen, mit dem ersten Blumenstrauße seiner „Hochlandslieder" beschenkte, ist uns sein Name theuer geworden wie der erste schmetternde Lerchenschlag, wie der erste warme Maimorgen, und die Verheißung, daß „das alte ewige Lied noch lange nicht ausgesungen ist", wurde uns wieder einmal zu beseligender Gewißheit. Spreche man auch noch so viel vom ärmlichen Epigonenthum unserer Tage: der beste Theil der Lyriker der Jetztzeit darf sich getrost mit den Koryphäen aller Jahrhunderte auf diesem Gebiete messen; und wer möchte es leugnen, daß wir den wahrsten dichterischen Herzschlag, trotz aller Kraftanstrengung in andern Kunstformen, doch immer und immer wieder im einfachen Liede wiederfinden? Nichts wirkt unmittelbarer, nichts trostvoller im Leide als das Lied; nichts verdolmetscht den Jubel eines beglückten Herzens, nichts der Liebe geheimnißvolle Zwiesprache beweglicher, wahrer als das Lied. Die deutsche Lyrik zählt heute so ausgezeichnete Repräsentanten und, wir sagen es ohne Bedenken, in verhältnißmäßig so großer Zahl, daß das Urtheil der Zeitgenossen ein mehr oder minder befangenes, ich möchte sagen aus embarras de richesse vorsichtiges geworden ist; aber wenn einst, was Gott verhüten wolle, über unser Vaterland Trauertage der Dürre, des geistigen Rückganges hereinbrechen sollten, dann werden unsere Nachkommen staunen über die Fülle echt dichterischer Kraft, welche auf dem Felde der Lyrik der Gegenwart beschieden war. Sie werden sich fragen, warum die gerechtere Vergangenheit während der ruhmvollen Aera unserer Classiker, und selbst während der absoluten Herrschaft der beiden Dioskuren, mit freudiger Genugthuung den damaligen Lyrikern eine Würdigung zutheil werden ließ, die den heutigen Liederdichtern, welche über die Leistungen jener nach Form und Inhalt weit hinausragen, mürrisch und gleichgültig versagt wird. Daß die gegenwärtige sogenannte Ueberproduction an dieser ungerechten Beurtheilung ihren Theil hat, erkennen wir an; aber verliert denn die einzelne Rose ihren Werth, wenn sie im Kreise zahlreicher Schwestern blüht? Doch wol nur für den oberflächlichen Beobachter. Statt es mit inniger Freude zu begrüßen, daß die heitere Sangeskunst immer mehr begabte, begeisterte Priester findet, zuckt man die Achseln, wenn sich die Prophetenschule um einen vermehrt, und wittert sofort in ihm den Saul — laßt doch den Nachtigallen Raum im blühenden Garten unsers neuerstandenen Vaterlandes; wer weiß, ob der sonnige Blütenmond, in dem sie ihre Stimme erheben dürfen, nicht so kurz bemessen sein wird wie der in der Natur, und ob nicht die Winternacht, da niemand wirken kann, mit ihrem ängstlichen Schweigen nahe ist.

Oder verdienen nicht Liedercyklen wie „Werinher's Brautfahrt", Gedichte wie „Hinzula", „Vale":

Ich bin der Mönch Waltramms,
Dem seliges Leid geschah,
Ich läute die Abendglocken
Vale carissima!

Es steht eine Burg am Berge,
Wo ich die Traute sah,
Mein Herz klingt in die Glocken
Vale carissima!

Fern soll mir stehen Minne,
Und stand mir doch so nah,
Es steht ein Kloster im Thale
Vale carissima! —

und viele andere fortzuleben für alle Zeit?

Als wir Stieler's „Neue Hochlandslieder", mit denen wir es hier vorzugsweise zu thun haben, zur Hand nahmen, geschah es mit der leisen Besorgniß, ob auch, nachdem uns der Dichter im ersten Bande so Ausgezeichnetes geboten, seine zweite Gabe der ersten voll entsprechen möchte. Nachdem wir aber die folgenden gelesen:

Begegnung.

Noch einmal hab' ich dich gesehn,
Seit du von mir gegangen;
Wie warst du wieder maienschön,
Wie brannten meine Wangen!

Mein Herz erklang in leisem Schrei,
Das alte Glück ward rege —
Wir aber gingen stumm vorbei,
Ein jedes seiner Wege.

Es lag auf deinem Angesicht
Der Jugend süße Fülle;
Doch keine Wärme, lauter Licht,
So schmerzlos und so stille!
Und klang doch rings der helle Mai
Durchs grüne Waldgehege —
Wir aber gingen stumm vorbei,
Ein jedes seiner Wege.

O Wahn!

Dein Herz, das ist aus weichem Gold,
Und meins aus Erz getrieben;
O Wahn — als könnten je wir zwei
Uns einen und uns lieben!

Dein Weg, der zieht durch blum'ges Feld,
Der meine in Felsen und Steinen;
O Wahn — als könnten je wir zwei
Uns lieben und uns einen! —

fühlen wir uns von diesem unnöthigen Kummer gänzlich entlastet. Wie kunstvoll und mit wie zarter Hand ist nicht auch der Liederkranz „Jahreszeiten" geschlungen! Man höre:

Winterbild.

(Februar.)

Tief ist die Mühle,
Der Berg verschneit;
Still stehen die Räder
Und still die Zeit.

Da sitzt im Stüblein
Beim Feuerschein
Ein blondes Mägdlein,
Die sitzt allein;

Es fallen die Flocken,
Es stürmt der Wind;
Sie sitzt am Rocken
Und spinnt und spinnt;

Die Funken knistern,
Sie hört es kaum —
Sie spinnt an der Kunkel
Den alten Traum:

Den Traum vom Liebsten
Und Maienzeit —
Doch Lieb' ist wendisch,
Und Mai ist weit!

Es fliegt die Spindel
Hinab, hinauf — —
Da pocht's ans Fenster:
„Herzlieb, thu' auf!"

Wir stellen dies reizende Gedicht unbedenklich dem Mörike'schen „Die Verlassene" („Früh wenn die Hähne krähn") an die Seite. Nicht minder volles Lob verdient das Gedicht:

Winterträume.

Die Luft ist grau, es streift der Wind
Die Dächer, die verschneiten;
Ich denk' an dich, du holdes Kind,
Und an die alten Zeiten.

Ich schau' hinaus mit leerem Blick,
Am Herde sprühn die Funken —
Mir wird, als läge nur mein Glück
Im Winterschlaf versunken,

Als läg' nur tiefer, tiefer Schnee
Auf all dem süßen Leben,
Als müßt' es nach dem Winterweh
Noch einmal Frühling geben.

Derweil wir doch geschieden sind
Für alle, alle Zeiten! —
Die Luft ist grau, es streift der Wind
Die Dächer, die verschneiten.

Was uns besonders erfreut, ist auch, daß die „Lieder eines fahrenden Schülers" von der modernen, manierirten Ausdrucksweise, die in so manchen andern Poesien dieses der Vergangenheit abgelauschten Genres uns recht unangenehm berührt, sich völlig freihalten.

Möchte das deutsche Volk, wie es seines Walther von der Vogelweide, seines Hartmann von Aue nicht vergessen hat und vergessen wird, in Gegenwart und Zukunft mit dankbarer Liebe den Sänger der „Hochlandslieder" ins Herz schließen. Er verdient's!

2. Neue Gedichte von F. Xaver Seidl. Regensburg, Coppenrath. 1881. 12. 2 M. 60 Pf.

Diese der Prinzessin Friedrich von Hohenzollern, geborenen Prinzessin Thurn und Taxis, gewidmeten Poesien theilt der Verfasser in drei Abschnitte ein: „Lieder aus alter und neuer Zeit", „Klänge vom Osten" und „Vermischte Gedichte". Er veröffentlichte bisher: „Eichenlaub. Zeitgedichte" (1871), „Dichtungen vom Morgenlande" (1872), „Das Jahr in Dichtungen" (1873) und das Prachtwerk „Fürstliche Poeten" (1875).

Formgewandtheit und Gefühlswahrheit zeichnen auch diese neuen Gedichte Seidl's aus. Schon die ersten zwölf Verszeilen tragen den Stempel des Selbsterlebten und greifen darum dem Leser ans Herz:

Was auch der Lenz aus seinem Schose
Bringt an des Tages helles Licht:
Du bist die schönste Frühlingsrose,
Das wundervollste Lenzgedicht.

Von einem süßen Traum getragen
Umschwebt dich scheu mein stilles Lied,
Doch wagt kein Laut es dir zu sagen,
Was mich in deine Nähe zieht.

Das Eine nur laß mich dir künden,
Daß mir ein hold Geheimniß blüht,
Seit tief mir in der Seele Gründen
Dein Bild wie eine Rose glüht.

Und weiterhin:

Was zogst du fort auf öden fremden Straßen?
Es rief kein Schicksal dich und keine Pflicht;
Noch weiß ich nicht, warum du mich verlassen,
Warum so lang du fern bleibst, weiß ich nicht.
Nur bitter fühl' ich's, daß du unterdessen
Im Rausch der Freuden mich vergessen.

Schon fallen welk die Blätter von den Bäumen
Und keine Sehnsucht zieht dich zu mir heim,
Ich steh' enttäuscht vor meinen liebsten Träumen
Und seh' vernichtet meines Glückes Keim.
Die Hand erbebt, als ob sie zitternd schriebe
Die Todesahnung unsrer Liebe.

Anmuthig klingt auch das folgende Lied aus:

Fliegender Sommer — der Sonne Strahlen
Sauget noch einmal die Erde ein,
Nochmal mit glühenden Tinten bemalen
Will sie den Wald und den duftenden Rain.

Fliegende Liebe — noch einmal umziehet
All deine Wonnen Erinnerung,
Und eh' die letzte Rose entfliehet,
Fühlt sich die Seele noch einmal jung.

Fliegende Jugend — die blumigen Hügel
Winken noch einmal ferne mir zu,
Ach, umsonst nur spannest die Flügel,
Nimmer beruhigte Sehnsucht, du!

Fliegendes Leben — die goldenen Tage
Sind noch von seligem Glücke umhängt,
Eh' mit bemerkbarem Flügelschlage
Der bleiche Engel zum Scheiden drängt.

Nicht minder auch:

Noch hüllt der Nebel Stadt und Thürme ein,
Uns aber ist ein sel'ger Tag beschieden:
Ich wandere mit dir, mit dir allein,
Ein Sonntagsmorgen ist's voll tiefem Frieden.

Das ist die Stunde, die uns ewig band,
In meiner Seele lasest du tiefinnen,
Gib mir noch einmal deine weiße Hand,
Und lasse still die Thräne für mich rinnen.

Der Mittagssonne Glanz verklärt die Rund',
Da wir verschlungnen Arms die Au betreten:
Der Himmel hört es, was in dieser Stund'
Zwei sel'ge Menschenherzen zu ihm beten.

Aus den „Klängen vom Osten" erwähnen wir das Gedicht:

Nie vergess' ich jene Stunde,
Wo du deine weiße Hand
In die meine zitternd legtest,
Als ich scheidend vor dir stand.

Wie bei deinem letzten Blicke,
Da schon fern des Ufers Rand,
Plötzlich sich ein Strom von Thränen
Deinem schönen Aug' entwand.

Jede Nacht in bangen Träumen,
Da noch keine Ruh' ich fand,
Spür' ich noch das leise Zittern
Deiner lieben weißen Hand.

Aus den „Vermischten Gedichten" wählen wir als Probe „Tagebuchblätter":

Das thut dem Menschenherzen oft so weh,
Daß, wenn es um verlorne Lieben weint,
An seinen Leiden keinen Antheil nimmt
Die Welt, daß nach wie vor in gleichem Glanz
So hell noch alle Sterne droben leuchten,
Daß noch so laut die Glocken alle klingen,
Daß noch so roth die Rosen alle blühn,
Indeß sein Lenz mit seinen Rosen welk,
Und sternenlos sein Lebenshimmel ist.

Und doch herzloser gegen Menschen ist
Der Mensch. Natur schmückt seine Gräber noch
Mit frischen Blumen aus und frischem Grün:
Er aber geht, wirft eine Hand voll Erde
Auf deinen Sarg — das ist genug gethan,
Und nun darf er getrost dich auch vergessen.

Nach dem Angeführten werden verständnißvolle Leser mit dem Urtheil des Referenten übereinstimmen, daß in den Poesien Seidl's klare, herzbewegende Töne angeschlagen sind. Seine Lieder sind rein, melodiös, einfach und wahr Möchte dem Dichter das heutzutage recht seltene Glück beschieden sein, gelesen zu werden!

3. Das Lied vom Boberschwan von Gustav von Haugwitz. Hamburg, Grädener. 1881. 12. 3 M.

Das „Lied vom Boberschwan" behandelt eine liebliche Legende aus dem schlesischen Boberthal. Felsige hohe Thalränder bekränzen dort den Lauf des Flusses, wo die uralte Burg Lähnhaus weit in das gesegnete Land hinausschaut. Der Burgvogt von Lähnhaus erzählt die Sage vom Boberschwan zur Zeit Herzog Heinrich des Bärtigen wie folgt:

„Was ich vom Boberschwane weiß,
Will ich euch nicht verhehlen,
Doch seh' ich in dem edeln Kreis
Gar viele trockne Kehlen,
Und das soll nicht bekömmlich sein."
Der Burgvogt sprach's und goß sich ein,
Dann that er so erzählen:

„Zur Vorzeit, eh' die Burg noch stand —
So heißt's im Volkesmunde —
Regiert' ein hoher Greis das Land
Ringsum in weiter Runde;
Sein Scepter war Gerechtigkeit,
Und Milde hieß sein Fürstenkleid,
Mit Edelsinn im Bunde.

„Sein Wirken war der Sonne gleich,
Die golden malt die Trauben,
Nichts konnt' aus seinem schönen Reich
So Glück wie Freude rauben;
Der Arbeit galt des Tages Ziel,
Am Abend schallte Saitenspiel
Aus duft'gen Blumenlauben.

„Und als die Scheidestunde naht',
Rief er den Rath der Alten:
«Es kann mein Arm, schon ist es spat,
Das Scepter nimmer halten;

Eingeh' ich in das stille Land,
Doch wird mein Schatten unverwandt
Auch ferner bei euch walten!»

„Drauf legt' er Kron' und Purpur ab,
Es war ein großes Weinen,
Und stieg ins neue Felsengrab
Geschmückt mit Marmelsteinen.
So oft die Blumen prangend stehn,
Die mit dir in die Tiefe gehn,
Gedenke du der Deinen.

„Und noch war an der Felsengruft
Geschlossen nicht der Riegel,
Da schwebt ein Schwan aus blauem Duft
Daher und schwang die Flügel
Und senkte sie zur Erde leis,
Dann zog er hin in weitem Kreis
Hoch über Thal und Hügel.

„Und seitdem hat der Schwan wol oft
Bezeugt des Greises Segen:
Als Schutzgeist schwebt er unverhofft
Den Glücklichen entgegen,
Er zeigte sich dem jungen Paar,
Sowie dem Greis im Jubeljahr,
Man sah ihn allerwegen.

„Doch auch im Unglück ward der Flug
Des edeln Schwans verspüret,
Wenn er auf seinem Segenszug
Das Boberthal berühret;
Ihm war der Sturmwind unterthan,
Er wies der wilden Wogenbahn
Den Lauf, der ihr gebühret.

„Einst aber röthen Flur und Hain
Des Feindes Feuerbrände,
Und wilde Rosse sprengen drein,
Es bluten Haupt und Hände;
Dann wird der Boberschwan entfliehn,
Und mit ihm wird der Friede ziehn. —
So lautet die Legende."

Der Dichter, der uns mit kundiger Hand in die Geschichte seiner heimatlichen Provinz einführt, schildert die damalige wildbewegte Zeit: die enge Verbindung Schlesiens mit Böhmen, die nicht eine nur politische bleibt, sondern durch die Verheirathung der lieblichen Schwester König Wenzel's mit dem ritterlichen Sohne des schlesischen Herzogs, Heinrich dem Frommen, noch inniger geknüpft wird. Unter des letztern Regierung erfolgte bekanntlich der Einfall der Tataren und die Schlacht bei Walstatt, in welcher mit der Blüte der schlesischen Ritterschaft auch Heinrich, der Sohn der heiligen Hedwig, tapfer kämpfend fiel.

Form und Inhalt des Gedichts, das in meist tadelfreien verschiedenartigen Metren sich durch 210 Seiten fortspinnt, sind lobenswerth. Das Schlußlied, zugleich das Schwanenlied des Boberschwans, lautet:

Hell blinkt am Himmelsbogen der Mond im Silberschein,
Sanft wiegen des Bobers Wogen ins Felsenbett sich ein,

Bekränzt von alten Föhren in ihrer dunkeln Pracht,
Darauf in lichten Chören die Elfen halten Wacht;

Da zieht in mächt'gen Kreisen einher auf blauer Bahn
Und singt in fremden Weisen sein Sterbelied ein Schwan.

Wie wenn auf Nordlands Fjorde der Sturmwind klagend zieht,
So rauschen die Accorde vom ernsten Schwanenlied,

Als ob die Welt verloren, und Erd' und Himmel weint,
Als ob heraufbeschworen der Rachegeist erscheint.

Doch mählich schmilzt die Strenge des Tons, und mild und weich
Hingleiten die Gesänge, der Aeolsharfe gleich;

Sie klingen fort die süßen, die Himmelsmelodien,
Bis sie gleich Abschiedsgrüßen zum Burggemäuer ziehn.

Jetzt schwingt der Schwan die Flügel und schwebt und taucht hinab
Von hellem Wasserspiegel und sucht im Strom sein Grab.

Und seit derselben Stunde sah ich ihn nimmermehr,
Er ruht im Stromesgrunde und harrt der Wiederkehr.

Er harrt, bis einst auf Erden die Menschen allzumal,
Um gut und fromm zu werden, ziehn in des Friedens Thal;

Harrt, bis in allen Schmieden zu Sicheln sind geweiht
Die Schwerter, die gemieden die Ruhmsucht und den Neid;

Harrt, bis das Erz, das dröhnend gebot im Schlachtensturm,
Ermahnend und versöhnend ruft von dem Glockenthurm;

Bis zwischen Weizenbeeten das Streitroß zieht den Rain,
Bis sich die Schlachtdrommeten verwandeln in Schalmein;

Bis einst aus sel'gen Welten der Freudenengel eilt
Und unter Blumenzelten bei uns als Bruder weilt;

Bis frohe Frühlingsreigen durchtönen Flur und Wald,
Bis es in allen Zweigen von Jubelliedern hallt:

Dann endlich schwebt er wieder empor zur Wogenbahn,
Anstimmend neue Lieder, der stolze Boberschwan!

Durchaus edel gehalten ist auch die Widmung, welche sich an den jetzigen Besitzer von Lähnhaus, Wilhelm von Haugwitz, wendet. Wir wünschen dem schlesischen Dichter von Herzen einen weiten Leserkreis.

4. Stunden der Einsamkeit. Gedichte und Lieder von Hugo Koester. Marburg, Elwert. 1881. 8. 1 M. 50 Pf.

Wenn auch unter diesen Gedichten — ein dünner Band von 91 Druckseiten — noch manches sich befindet, was wir ohne Bedauern vermissen würden, weil öfters sowol Inhalt als Architektonik des Verses zu wünschen übrig lassen, so zeugt doch eine Anzahl derselben von dichterischem Empfinden. Wenn es in einem Gedicht heißt:

Argloser Knabe, wie begierig
Treibst du die Schwalb' aus ihrem Nest,
Und ahnst nicht, wie unendlich schwierig
Die Heimat sich erneuern läßt! —

so wird uns, so gut gemeint das Lied an sich ist, allerdings ein Lob in Wahrheit „unendlich schwierig" gemacht. Besser gelungen ist das Frühlingslied:

Die Erde ließ ihr weißes Kleid
Und gibt's dem sanften Weste,
Das ist der Page der bräutlichen Maid,
Er ebnet die Pfade aufs beste.

Er schmückt die Holde so wundersam,
Wer könnt' ihr besser dienen?
„Kehr' wieder, o Sonn', mein Bräutigam,
Hast lange nicht geschienen!"

Ich ging hinaus und sah den Thau,
Da mußt' ich leise wähnen:
Es fielen aus ihren Aeugelein blau
Viel lichte Freudenthränen.

Und als ich weiter geschritten, wollt'
Mein Herz schier überwallen:
O Heimat, vor allen Ländern hold,
Thust mir gar wohl gefallen!

Ich such' im Wald einen einsamen Ort
Und ruf's nach allen Winden:
Tandaradei! Der Winter ist fort!
Kummer und Eis muß schwinden!

Ich möchte der liebe Gott wol sein
Und alles allmächtig leiten,
Dann sollte die Welt im Sonnenschein
Durch bunte Blumen schreiten.

Wir müssen allerdings constatiren, daß wir dem in den vier Schlußversen gewünschten Regierungswechsel unsere Zustimmung zu ertheilen nicht in der Lage wären. „Arm Gretchen" und der „Zigeunerin Reue" stehen gegen das Frühlingslied bedeutend zurück. Strengere Sichtung ist dem Verfasser der „Stunden der Einsamkeit" für die Zukunft sehr anzurathen.

5. Gedichte aus Arco von E. Wolrad. Arco, Emmert. 1881. 16. 1 M.

Auf 96 Druckseiten wird uns eine nicht geringe Anzahl von Balladen, welche zum Theil Familiensagen der Grafen von Arco behandeln, dargeboten. Ein Gruß an das Thal Arco, von dem es heißt, daß es „still und groß, mit Rebengärten im Olivenkranze, so stolz beschirmt in hoher Alpen Schos gelegen sei", bildet die Einleitung. Es heißt in diesem Gruße:

Nun steht im Nord erstarrt in Schnee und Eise
Die Heimat, über Stoppeln pfeift der Wind —
Hier wehet nur die Südluft hold und leise,
Die Sonne strahlt, die Luft liegt klar und lind!
Krank kam ich her — wie ich so wonnig liege,
In dir, mein Thal, du große Lebenswiege!
Du wiegst gesund das frohe Erdenkind!

Wenn diese Verse nicht ohne Anmuth sind, so begegnen wir an andern Stellen so mancher Härte und Unschönheit des Ausdrucks; die nachstehenden Proben bezeugen die mangelnde Formbeherrschung recht bedenklich. So heißt es:

Oftmals geht er allein umher in den Straßen und Feldern,
Spricht mit dem ärmlichen Mann freundlich und schenket ihm was.

Dann in dem Gedicht „Die Wirthstochter am Varonefall":

Mich aber hat in süßer Stunde
Die enge Felsschlucht schwarz umhüllt,
Zum ersten Kuß von heißem Munde
Der Wasserfall den Gruß gebrüllt.
Wie wild die Flut durch finstre Spalten
In Felsenbrust sich schäumend zwängt,
So hat mit donnernden Gewalten
Die Lieb' sich in mein Herz gedrängt! —

und in der „Liebesmär vom Gardasee", wo das liebende Paar seinen gemeinsamen Tod in den Fluten des Ponalfalls findet:

Der Knabe schauert, greift in Hast,
Umklammert fest den schwanken Mast,
Die Woge stößt und schleift.
Er sinkt hinab — es braust und zischt —
Er tauchet auf aus Dampf und Gischt,
Der Sturmwind heult und pfeift.

Es sauft sein Haar, vom Sturm zerfetzt,
Was dröhnt so hohl? — er lauscht entsetzt.
Er ruft ein dumpfes „Weh!"
Es stürzet noch mit Donnerschall
Vom Felsen der Ponalefall
Hinein den wilden See. —

Da zuckt er auf — es gellt ein Schrei,
Es schießt ein Kahn im Sturm vorbei,
Ein winkend Weib am Mast —
Und näher dröhnt der Wasserfall
Fern kreist der Kahn im Wogenschwall,
Vom Wirbel schon gefaßt.

Er reckt sich, spannt sein Segel auf,
Der Nachen schießt in tollem Lauf
Dem Kahne nach — es zischt
Und donnert hohl — im Wasserfall
Birst Kahn auf Kahn mit jähem Prall,
Versinkt in Schaum und Gischt.

Er greift umher, er hascht das Weib,
Sie fühlt ihn, faßt ihn, Leib an Leib
Gepresset, Mund auf Mund
Vereinet, reißt mit Donnerschall
Im Wetterschlag der Wasserfall
Sie wirbelnd in den Schlund.

Sollte eine in dieser Form gegebene Schilderung den Zweck, uns für das tragische Geschick der armen Opfer zu interessiren, wirklich erreichen? Wir bezweifeln es!

Konrad von Prittwitz-Gaffron.

Volkswirthschaftliche Literatur.

1. Die politische Oekonomie vom geschichtlichen Standpunkte von K. Knies. Neue, durch abgesonderte Zusätze vermehrte Auflage der „Politischen Oekonomie vom Standpunkte der geschichtlichen Methode". Erste Hälfte. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1881. Gr. 4. 5 M.
2. Geschichte der Nationalökonomie von H. Eisenhart. Jena, Fischer. 1881. Gr. 8. 4 M.
3. Zwei Bücher zur socialen Geschichte Englands von A. Held. Aus dem Nachlasse herausgegeben von G. F. Knapp. Mit dem Bildniß A. Held's. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1881. Gr. 8. 16 M.
4. Geschichte des Communismus oder historische Widerlegung der socialistischen Utopien von A. Sudre. Nach der fünften Auflage des von der französischen Akademie preisgekrönten Originals übersetzt von O. Friedrich. Mit einem ergänzenden Nachtrag von O. Wenzel. Berlin, Staude. 1882. Gr. 8. 6 M.
5. Die Volkswirthschaft in ihren sittlichen Grundlagen von G. Ratzinger. Freiburg i. Br., Herder. 1881. Gr. 8. 7 M.
6. Kapital und Arbeit und die Reorganisation der Gesellschaft. Vorträge von F. Hitze. Paderborn, Bonifacius-Druckerei. 1881. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.
7. Die freie Gesellschaft. Versuch einer Schlichtung des Streites zwischen Individualismus und Socialismus. Von F. Stöpel. Chemnitz, Schmeitzner. 1881. Gr. 8. 6 M. 60 Pf.
8. Die erste Frucht des deutschen Staatssocialismus. Kritik des Entwurfs eines Arbeiter-Unfallversicherungs-Gesetzes für das Deutsche Reich. Von H. Blum. Leipzig, Thiel. 1881. 8. 1 M.
9. Zur Reform des Actiengesellschaftsrechts. (Volkswirthschaftliche Zeitfragen, Nr. 25.) Von F. Hecht. Berlin, Simion. 1882. Gr. 8. 1 M.
10. L. Cossa, Primi Elementi di Scienza delle Finanze. Mailand 1882.

Die Betrachtung der Volkswirthschaft vom geschichtlichen Standpunkte, die das große Ganze der socialen Entwickelung zu erfassen versteht, ist es, welche den richtigen Weg zwischen den Extremen des Socialismus und des Individualismus weisen kann. Durch die deutschen Gelehrten Bruno Hildebrand, Wilhelm Roscher und Karl Knies ist diese Bahn zur Umgestaltung der Wissenschaft zuerst mit dem Bewußtsein ihres Ziels und mit Erfolg eingeschlagen worden. Hildebrand's „Nationalökonomie der Gegenwart und Zukunft" erschien 1848, Roscher's „Grundriß zu Vorlesungen über die Staatswirthschaft nach geschichtlicher Methode" 1843 und der erste Band seines „Systems der Volkswirthschaft" 1854, Knies' Buch über „Die politische Oekonomie vom Standpunkte der geschichtlichen Methode" 1853. Von diesem letztern Buch, das an geistiger Bedeutung mit den vorgenannten wetteifert, liegt nun unter etwas verändertem Titel (Nr. 1) die zweite Auflage vor. Der Verfasser, K. Knies, spricht im Vorwort selbst seine Verwunderung darüber aus, daß eine solche erst nach fast drei Jahrzehnten nöthig geworden sei, und im Bewußtsein der Wichtigkeit seiner Leistung für die Wissenschaft durfte er seine Enttäuschung offen aussprechen. Indessen gibt dieser geringe äußere Erfolg, wie selbstverständlich für den Werth seiner Arbeit, so auch für ihre eigentliche Wirkung keinen Maßstab; letztere hat auf die wissenschaftlichen Kreise nicht ausbleiben können, wenn auch das Buch wenig ins weitere Publikum gedrungen ist. Für dieses macht Knies zu hohe Voraussetzungen und ist seine Schreibweise zu wenig anziehend. Auch die vorliegende Auflage dürfte kaum so bald auf eine Nachfolgerin hoffen lassen, da der Verfasser statt einer Umarbeitung nach den gegenwärtigen Bedürfnissen nur eine Ergänzung seiner Schrift mit ängstlicher Festhaltung des frühern Textes, wie sie etwa einem Schriftsteller des Alterthums gegenüber angezeigt wäre, nur eine Erweiterung durch Zusätze zu den einzelnen Abschnitten gegeben hat. Wer aber eine mühsame Einführung in die Probleme der politischen Oekonomie nicht scheut, wird durch die Tiefe der Forschung, die Fülle der Gedanken, die Unbefangenheit des Urtheils, die ihm aus diesem Buch entgegentritt, reichlich belohnt. Wir denken nach Erscheinen der zweiten Hälfte noch einmal auf dieses werthvolle Werk zurückzukommen.

Mit der geschichtlichen Betrachtung allein ist freilich die Aufgabe der politischen Oekonomie als Wissenschaft noch nicht erfüllt, und die Worte Eisenhart's (Nr. 2): daß es die ethische Aufgabe der Gegenwart sei, „was von der historischen Schule nur wie im Raubbaue erworben ist, durch einen systematischen Gang- und Stollenbau sicher zu stellen und zum Ziele zu führen", haben gewiß Berechtigung. Eisenhart untersucht die Geschichte der modernen politischen Oekonomie seit dem sogenannten Merkantilismus mit scharfer Kritik und kommt zu dem Ergebniß, daß eine Wissenschaft, die der Praxis der Gegenwart als Richtschnur dienen könne, noch zu schaffen sei. Wirthschaftsphilosophen wie Stein und Schäffle — man darf hier wol auch den Namen Adolf Wagner's hinzufügen — seien zwar daran, das Stückwerk der Wissenschaft zu einem mit höhern Ideen durchdrungenen Ganzen zu vereinigen; einstweilen sei sie aber nur Stückwerk aus abstracter Theorie und Ideologie einerseits und historischer Forschung andererseits.

Ein schönes Stück von letzterer hat uns der leider so früh verstorbene Adolf Held in seinem von Knapp herausgegebenen Werke (Nr. 3) hinterlassen. Er behandelt in demselben die Wirthschaftsgeschichte Englands von der Mitte des vorigen bis ins erste Drittel dieses Jahrhunderts. In lebendiger und beziehungsreicher Weise werden uns im ersten Buche die für die politische und wirthschaftliche Entwickelung dieser Periode einflußreichen und charakteristischen Theoretiker, im zweiten Buche die Grundzüge der Entwickelung der Großindustrie vorgeführt. Durch die Freiheit des Urtheils, die Fülle der Nutzanwendungen und der Bemerkungen allgemeiner Natur erhebt sich Held's Behandlung über die am Stoff klebende Geschichtsforschung,

und wir sehen die Masse des Materials in geistreicher und fruchtbringender Art bewältigt. Im literargeschichtlichen Theil hat uns namentlich die Darstellung Ricardo's und Owen's angesprochen.

Von der Held'schen Unbefangenheit der geschichtlichen Auffassung ist A. Sudre in seiner „Geschichte des Communismus" (Nr. 4) weit entfernt. Sein Zweck ist die Widerlegung der socialistischen Utopien und die Abschreckung von solchen, und auf diesen Zweck hin ist seine Geschichte geschrieben, welche die communistischen Verirrungen von Plato bis Pierre Leroux verfolgt. Ein die Arbeiterbewegung der letzten Jahrzehnte behandelnder Nachtrag, der bedeutend objectiver geschrieben ist als das Buch selbst, vervollständigt dieses zu einem immerhin ganz brauchbaren Orientirungsmittel.

Die unter Nr. 5 und 6 aufgeführten Schriften von G. Ratzinger und F. Hitze behandeln die Volkswirthschaft vom speciell katholischen Standpunkte aus. Die Berechtigung, dies zu thun, wird sonderbarerweise vielfach angezweifelt; wenigstens behauptet man, daß solches mit der „Wissenschaftlichkeit" unvereinbar sei. Wie kommt man aber dazu, die Volkswirthschaft oder vielmehr das ganze wirthschaftliche Leben für ein neutrales Gebiet anzusehen, auf dem sich religiöse Anschauungen und Motive nicht geltend machen dürfen? Wenn die Religion hier nicht ihre veredelnden Lehren geltend machen und ihren sittlichen Zügel anzulegen versuchen wollte, wie und wo soll sie sich denn überhaupt ins praktische Leben einführen?

Ratzinger kennzeichnet den Zweck seiner sechs Abhandlungen, welche: „Armuth und Reichthum", „Eigenthum und Communismus", „Arbeit und Kapital", „Wucher und Zins", „Vergangenheit und Gegenwart", „Cultur und Civilisation" überschrieben sind, selbst folgendermaßen:

> Es ist der Versuch gemacht, in historisch-genetischer Form die Bedeutung der Lehre unsers Erlösers, den Einfluß der Kirchenväter und der Kirche überhaupt auf das sociale und wirthschaftliche Leben darzustellen, wobei alle Probleme der Volkswirthschaft und des socialen Lebens und zwar nicht blos in geschichtlicher Betrachtung, sondern auch in den praktischen Forderungen der Gegenwart Erörterung finden. Dem Leser wird ferner die Ueberzeugung vermittelt, daß das ökonomische Leben nicht von dem Naturgesetz des Kampfes um das Dasein beherrscht wird, sondern daß für das wirthschaftliche Leben dasselbe Gesetz gilt wie für das sittliche Leben: Liebe und Freiheit.

Ratzinger's Behandlung seiner Themata ist nicht tief, zuweilen sogar auffallend flüchtig, und in seiner Gedankenentwickelung findet sich kein strenger Fortschritt; am meisten durchgearbeitet ist noch der Abschnitt vom Wucher, bei dem es ihm aber nicht darauf ankommt, sich über ganz fernliegende Gegenstände, wie Lehrwerkstätten, die Mängel der Volksschule u. dgl., zu verbreiten. Auch recht unreife und wie man hoffen durfte längst abgethane und durch die Praxis widerlegte Vorschläge, wie z. B. der „Bodenscheine", d. i. der Basirung von Geld auf Grund und Boden, finden sich, und des Verfassers nationalökonomische Bildung läßt überhaupt manches zu wünschen übrig; man wird ihm aber doch die Anerkennung zollen dürfen, anregend geschrieben zu haben.

Eine entschieden gediegenere Vertretung findet dieselbe Richtung durch F. Hitze, in dessen sechszehn Vorträgen, deren erste Hälfte vorwiegend der Kritik des Socialismus und der liberalen Wirthschaftsordnung gewidmet ist, während die zweite sich mit der Umgestaltung der Gesellschaft im christlich-conservativen Sinne beschäftigt, oder wie der Verfasser es nennt, mit einem „gesunden Staats- und Gemeindesocialismus auf Grund ständischer Organisation".

F. Stöpel (Nr. 7) versucht eine Schlichtung „des Streits zwischen Individualismus und Socialismus", der ihm wesentlich nur „ein Streit um die Grenzen der Staatsgewalt" ist: eine Formulirung, die doch wol nicht ausreicht; denn es handelt sich um die Auffassung und den Umfang der socialen Rechte und Pflichten der Einzelnen gegeneinander, aus denen sich dann die Grenzen der Staatsgewalt ergeben. Stöpel beginnt sein Buch gleichfalls mit einer Kritik der modernen Wirthschaftsverfassung und -Lehre. Seine Vorschläge laufen hinaus auf Reformen im Creditwesen, Verstärkung des Papiergeld-Umlaufs, Aneignung der Grundrente seitens des Staats durch Besteuerung, Verwirklichung des Rechts auf Arbeit durch staatliche und communale Organisation des Arbeitsnachweises und aushülfsweiser Beschäftigung.

Schließlich erwähnen wir hier noch einige uns vorliegende Specialarbeiten. H. Blum's (Nr. 8) Kritik des Unfall-Versicherungs-Gesetzes, bei der er für eine Erweiterung der Haftpflicht eintritt, ist durch den von liberaler Seite eingebrachten Gesetzentwurf, dem doch auch die Erkenntniß der Unzulänglichkeit der bloßen Haftpflichterweiterung zu Grunde liegt, und die neue Regierungsvorlage überholt. F. Hecht (Nr. 9) macht beachtenswerthe Vorschläge zur Reform des Actiengesellschaftsrechts im Zusammenhange mit der Revision des Handelsgesetzbuchs. L. Cossa (Nr. 10) gibt eine Einleitung in die Finanzwissenschaft, die sich durch Klarheit der Anordnung und Reichthum des bibliographischen Materials auszeichnet.

H. von Scheel.

Zur Geschichte der Maria Stuart.

Maria Stuart. Nach den neuesten Forschungen dargestellt von Theodor Opitz. Zweiter Band. Freiburg i. Br., Herder. 1882. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Als in Nr. 38 des vorigen Jahrgangs d. Bl. uns die Gelegenheit geboten war, den ersten Band von Opitz' „Maria Stuart" zu besprechen, wiesen wir bereits darauf hin, daß jener Band die Geschichte Maria's nur bis zum Schluß der Conferenzen von Westminster (1569) führt, da der Verfasser der Ansicht war, der erste Theil ihres Lebens bedürfe weit mehr als der zweite einer „unbefangenen Darstellung". Auch bezeichneten wir es als erfreuliche Thatsache, daß Opitz auf seiten der vielgeschmähten Schottenkönigin stehe, die er mit dem Schilde ruhiger Objectivität zu decken suche, und daß er auch im Verlaufe der Schilderung aller einschlägigen Verhältnisse diese Ruhe und Objectivität vollkommen beibehalten habe.

In dem zweiten, weit umfangreichern Bande, der mit dem Tode Maria's schließt, bietet uns der Verfasser einen neuen Beleg für die Wahrheit des bekannten Sprichworts: „L'appétit vient en mangeant". Nicht nur, daß er hier in seiner Darstellung weitschweifiger und wortreicher wird, es geht ihm auch allmählich die Objectivität verloren, bis er zuletzt unbefangen das Visir lüftet und sich als eifrigen Paladin der schottischen Königin zu erkennen gibt. Aber auch der große Umfang des zweiten Bandes wäre dankbar entgegenzunehmen, wenn Opitz uns wirklich und thatsächlich Neues darin vor Augen führte; allein was er uns bringt, sind nichts als bekannte Dinge aus den zahlreichen von ihm selbst aufgeführten Werken von Labanoff, Goodall, Melvil, Murdin, Anderson, Camden, Haynes, Leader, Gauthier, Hosack, Miß Strickland, Tytler, Crawford, Mignet, Lamothe-Fénelon, Froude, Wright, Herries, Robertson, Laing, Chalmers, Lingard, Thorpe, Digges, Teulet, Spottiswoode, Maitland, Lodge, Keith, Gädeke, Schiern, Wiesener, Chérnel, Sadler, Macaulay, Gervinus, Ellis, Blackwood, Jebb. Aus den Werken aller dieser Schriftsteller, denen er noch Auszüge aus Strype's „Annals", Sharpe's „Memorials", White's „Massacre of Saint Bartholmew", Martin's „Histoire de France", Bannatyne's „Memorials", Bowe's „Correspondence", aus Leicester's „Correspondence", aus dem „Record Office", den „Négotiations de Courcelles", dem „Life of Egerton", dem „Life of Davison", dem „Journal inédit" von Bourgoing und den „State Trials" von Howell beifügt, deren Namen wir unterlassen müssen in chronologischer Reihenfolge anzuführen, schöpfte Opitz das Material zu seinem Privatzwecke: „die makellose Reinheit und unantastbare Unschuld Maria Stuart's in allen Lagen ihres Lebens und unter allen Verhältnissen zu behaupten und festzustellen".

Nur mit Widerstreben sprechen wir dieses harte Urtheil aus; denn nichts hätte dem vorurtheilsfreien Geschichtsforscher willkommener sein können, als wenn es Opitz an der Hand neuer Documente gelungen wäre, die von so vielen Seiten auf Maria gehäuften Beschuldigungen endgültig zu entkräften. Doch dieselbe stufenweise und mit dramatischer Berechnung bis zum Schluß des letzten Actes einzig nur als eine ihres katholischen Glaubens wegen Verfolgte und als ein Opfer ihres edeln Herzens zu bezeichnen, scheint uns nicht der richtige Weg, um alle Zweifel an ihrer Unschuld zu beseitigen. Dazu bedarf es ganz anderer Beweismittel!

Was dieses ängstliche Streben Opitz', Maria Stuart als vollkommen unschuldig, gewissermaßen als eine Heilige darzustellen, zur nothwendigen Folge haben mußte, ist klar genug. Es konnte nur auf Kosten der Ehrbarkeit, Ehrlichkeit und Würde aller derjenigen Persönlichkeiten geschehen, die Maria im Laufe ihres Lebens feindlich entgegentraten, welchem Range und welcher Stellung sie auch angehören mochten. Daß dabei der schwerste Theil der Schuld auf die Königin Elisabeth gewälzt werden würde, war nicht anders zu erwarten. Doch wo bleibt die Objectivität des Verfassers, wenn er, außer vielen andern ähnlichen Stellen, auf Seite 152 von Elisabeth sprechend in die Worte ausbricht: „das verhärtete, von feiger Mordlust erfüllte Herz der königlichen Heuchlerin".

In der Vorrede zum zweiten Bande erwähnt Opitz, das Jahr 1881 habe, als ersten Band der „Gießener Studien", eine durchaus tüchtige Leistung von Dr. Ernst Bekker: „Maria Stuart, Darley (?), Bothwell", gebracht, welche Schrift Professor W. Oncken durch ein Vorwort einführte, worin es unter anderm heiße: „Bis zu dieser Stunde haben sich Ankläger und Vertheidiger Maria's (in Deutschland) streng nach dem religiösen Bekenntniß geschieden: Protestanten waren die erstern, Katholiken die letztern. Das ist für den Stand unserer Forschung und Kritik auf diesem Gebiete ein tief beschämendes Zeugniß." Opitz hält sich nun an die Worte Oncken's: „bis zu dieser Stunde", und fügt Folgendes hinzu: „Nun, der erste Band meiner Biographie der königlichen Frau, worin die historischen Thatsachen — gegenüber den von fanatischem Haß und verrätherischer Verleumdung erzeugten traditionellen Mythen — dargestellt sind, Thatsachen, die Dr. Bekker's kritische Studie nur bestätigen konnte, dieser Band ist 1879 erschienen, und ich bin — Protestant."

Wir können uns hier enthalten, auf diese letzten Worte des Verfassers des Nähern einzugehen, da die „Blätter für literarische Unterhaltung" nicht die Arena sind, um derartige Streitfragen auszukämpfen. Wir überlassen die Beantwortung der darin niedergelegten Prioritätssucht einer andern Feder, geben indeß Herrn Professor W. Oncken zu bedenken, daß er in jenem Ausspruche das Thatsächliche nicht getroffen hat; denn weder Bekker noch Opitz sind

in Deutschland die ersten Protestanten, welche für Maria Stuart eine Lanze brachen. Seit Jahrzehnten wird bei dem Geschichtsunterricht in den höhern Schulen ganz Süddeutschlands, besonders aber in zahlreichen Vorträgen über diesen Gegenstand, Maria Stuart stets nur in gleichzeitigem Hinblick auf die damalige religiöse und politische Lage der nordischen Staaten und als — ein Kind ihrer Zeit betrachtet. Die Urenkelin Heinrich's VII., die Tochter Jakob's V., die Nichte und Tochter des Guisenhauses, aufgewachsen im Hasse gegen die Reformbestrebungen in Schottland, erzogen am Hofe Katharina's von Medici, die jugendliche Gemahlin des schwachen Franz II., der sie schon zwei Jahre nachher als Witwe hinterläßt, so überaus reich mit körperlichen und geistigen Reizen ausgestattet, daß die ernstesten Männer in ihrer Nähe die Ruhe der Besinnung verloren; Maria Stuart, legitim von Heinrich VII. abstammend, während Elisabeth von England, nach katholischer Auffassung, dem Concubinat entsprang; die sich daher beharrlich für die allein berechtigte Herrscherin über England und Schottland hält und dadurch den bittern Haß Elisabeth's hervorruft und nährt; die, durch die englische Politik, welche längst die Vereinigung Schottlands mit England plant, an der Ehe mit einem ausländischen Fürsten gehindert, zuletzt den völlig unwürdigen Darnley ehelicht, der ihre heiligsten Gefühle mit Füßen tritt und durch die Ermordung Rizzio's, vor ihren Augen, ihre bereits große Abneigung in tödlichen Haß umwandelt: das ist eine Erscheinung, welche, vom psychologischen Standpunkte aus gesehen, gar nicht anders sein konnte, als sie war. In diesem Sinne faßte sie auch Schiller auf, und darum zählt auch er zu ihren Vertheidigern.

Was Maria Stuart's Kenntniß von der Ermordung ihres Gemahls Darnley durch Bothwell anlangt — ihre Nichtbetheiligung daran ist durch unwiderlegliche Beweisstücke längst dargethan —, so mag man darüber denken wie man will, sie wird dadurch weder besser noch schlimmer, als sie war. Ihre Verheirathung mit Bothwell, so kurz nach dem tragischen Ende Darnley's, läßt sich jedoch, bei ruhiger Beurtheilung, auf nichts anderes als auf Gewalt oder Betäubung durch narkotische Mittel zurückführen: denn wozu bedurfte es dieser Heirath, wenn sie es in der Hand hatte, ihm ihre angestrebte Gunst zu gewähren? Ihr trauriges Ende aber verdeckt ihre frühern Fehler und trägt dazu bei, daß ihre Gestalt in glänzenderm Lichte erscheint, als sie wol verdient haben mochte.

Ferdinand Moesch.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die Collection Spemann, welche den guten alten Brauch einer eigenen Hand- und Hausbibliothek wieder zu Ehren bringen will sowie die Freude an dem abgeschlossenen Buche, schreitet rüstig vorwärts. Jedenfalls sucht der Herausgeber die Hausbibliothek so angenehm wie möglich zu gestalten, indem er neben unterhaltenden Schriften aus deutschen und fremden Literaturen auch populär wissenschaftliche bringt, wie z. B. die Schrift von Dr. W. Wurm: „Das Wasser als Hausfreund in gesunden und kranken Tagen". Von den schönwissenschaftlichen Werken, welche den Inhalt der neun letzten Bände der Sammlung bilden, erwähnen wir: Fenimore Cooper's venetianische Geschichte „Der Bravo", „Lichtenstein" von Wilhelm Hauff, das Charaktergemälde „Herr Lorenz Stark" von J. J. Engel, Mancini's „Lydia", übersetzt von Helene Lobedanz, ferner den „Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe", „Die Alhambra" von Washington Irving, „Thomas Platter's Leben" von Heinrich Düntzer.

— Die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart läßt der illustrirten Ausgabe von „Schiller's Werken", die in mehr als 52000 Exemplaren verbreitet wurde, eine illustrirte Prachtausgabe von „Goethe's Werken" folgen: die Textkritik derselben ist der Hand des bewährten Goethe-Kenners und Biographen Heinrich Düntzer anvertraut, der nicht nur den neuesten Forschungen Rechnung tragen, sondern auch bei der Auswahl der Werke mit sicherer Hand das Ewigdauernde von dem durch Gelegenheit Gewordenen zu scheiden bemüht war. So wird von den lyrischen, epischen (Epos, Novelle, Roman) und dramatischen Dichtungen sowie von den prosaischen Schriften alles gebracht werden, was der Goethe-Freund wünschen, der Gebildete kennen muß. Die illustrirte Prachtausgabe soll ungefähr 85 elegant broschirte Lieferungen umfassen. Uns liegen die drei ersten vor. Die Genre- und Landschaftsbilder zu den lyrischen Gedichten machen bisweilen doch einen die Phantasie etwas einschränkenden Eindruck und sind mitunter nüchtern; besser haben uns die Bilder zu den Balladen im dritten Heft gefallen.

— Das dritte Heft der von Hermann Rollett herausgegebenen „Goethe-Bildnisse" (Wien, Braumüller) erörtert wiederum auf Grundlage der mit ausnehmendem Fleiß zusammengetragenen Notizen eine große Zahl von Marmorbüsten, Oelgemälden, Zeichnungen, Denkmalskizzen, Silhouetten, kleinen Bronzebüsten, Amethyst-Intaglien u. a. Besonderes Interesse flößen die beiden Goethe-Bilder nach den Oelgemälden von Ferdinand Jagemann (1806) und Franz Gerhard von Kügelgen (1808) ein. Wie grundverschieden ist die Auffassung der beiden Maler, obschon sich das Original im Zeitraum von zwei Jahren doch nur wenig geändert haben konnte! Ebenso verschieden sind die nur skizzirt mitgetheilten Oelgemälde von Heinrich Kolbe (1822) und von Orest Kiprensky (1823). Auch die Nachzeichnungen der plastischen Denkmäler beweisen, wie abweichend die Gestalt ist, in welcher die Erscheinung des großen Dichters sich in die Seele der Künstler eingeprägt hat.

— „Das Wissen der Gegenwart" betitelt sich eine „Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete", die im Verlage von G. Freytag in Leipzig erscheint. „Die planmäßige Durchführung der Aufgabe soll dem Gebildeten auf jedem einzelnen Gebiete wie auf dem Gesammtgebiete der Wissenschaft vom Standpunkte der heutigen Forschung aus befriedigende Aufklärung, Belehrung und Anregung bieten. Für unsere Sammlung ist vorläufig ein Umfang von zwei- bis dreihundert Bänden in Aussicht genommen, von denen jeder einzelne ein Ganzes für sich, zugleich aber einen Baustein zu einem Gesammtgebäude bilden soll. Bei dem Plane des Unternehmens haben wir jene Zweitheilung, welche als herrschende unverkennbar durch die moderne Wissenschaft hindurchgeht, zum obersten Eintheilungsgrunde gemacht. Die Naturwissenschaften und die historischen Wissenschaften, die gleichsam wie glücklich gelegene Inseln immer mehr fruchtbares

Land ansetzen und selbst widerstrebende Disciplinen an sich heranziehen, werden, wie sie im Leben der modernen Wissenschaft selbst die Herrschaft angetreten haben, auch in unserm Werke, welches dieses Leben klar abspiegeln will, die beiden großen Hauptgruppen der systematischen Eintheilung bilden. Die rein abstracten Wissenschaften, welche eine dritte Gruppe bilden könnten, werden wir keineswegs aus unserm Werke ausscheiden, aber nicht sowol vom dogmatischen als vom historischen Standpunkte aus beleuchten. Und dies aus dem Doppelgrunde, weil in einem Theil dieser Wissenschaften, wie z. B. in der Mathematik, ein anderes Wissen als ein durchaus vollständiges Fachwissen nicht denkbar ist, während in einem andern Theile, wie in der Metaphysik, positive Wahrheit nur insoweit, als es auf innere Geschichte ankommt, zu bieten ist. Wir bemerken nur noch, daß wir die Länder- und Völkerkunde, die als selbständige Wissenschaft immer bedeutsamer hervortritt und die naturwissenschaftliche und historische Elemente in sich schließt, in unserm Plane deshalb der großen Gruppe der historischen Wissenschaften angereiht haben, weil der Hauptgesichtspunkt, von dem die Methode dieser Wissenschaften ausgeht, nämlich die territoriale Abgrenzung, ein historischer ist." Ein höchst umfassendes Unternehmen, das alle Naturwissenschaften und alle historischen Wissenschaften, auch Philosophie und Kunstgeschichte in sich aufnehmen soll! Die einzelnen Bände sind elegant ausgestattet und reich illustrirt. Der bekannte Historiker A. Gindely beginnt mit einer „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs" in drei Abtheilungen. Darauf folgt eine „Allgemeine Witterungskunde" von Hermann J. Klein.

— „Das Reich der Töne", Bildnisse und Schilderungen berühmter Künstler und Künstlerinnen (Dresden, Streit), enthält Bildertafeln mit kleinen Medaillonbildern der berühmten Musiker. Die Bildnisse, thunlichst nach Völkern, Zeit und innerer Wahlverwandtschaft gruppirt, sollen eine lebendige Anschauung der Entwickelungsgeschichte der Musik geben. Was die Technik der Bildertafeln betrifft, so besteht sie in dem unter dem Namen Lichtdruck bekannten neuen photographischen Druckverfahren. Die Sammlung ist außerordentlich reichhaltig, namentlich was die neuen Componisten, Virtuosen und Sänger betrifft. Der Encyklopädie in Bildern geht ein erläuternder Text in möglichst kurzer Fassung zur Seite.

— Von dem von Rudolf Kleinpaul herausgegebenen Prachtwerk „Rom in Wort und Bild, eine Schilderung der ewigen Stadt und der Campagna" (Leipzig, H. Schmidt u. K. Günther) ist wieder eine Anzahl neuer Lieferungen erschienen. Der zwölften ist ein großer wohlorientirender Plan der Stadt Rom beigelegt; außerdem bringt das Heft Bildwerke des Capitolinischen Museums. Im elften Heft finden wir ein sehr schönes Bild des römischen Pantheons; im achten interessiren besonders zwei sorgfältig ausgeführte Bilder: Forum und Säule des Trajan, und das Gesammtbild des Forum Romanum; im siebenten das Caldarium der Caracallathermen. Der Text von R. Kleinpaul ist weit davon entfernt, im gewöhnlichen Wegweiserstil die Illustrationen zu erläutern: er ist schwunghaft, originell, bisweilen sogar etwas barock, entwirft aber, wo es angebracht ist, sehr anziehende culturgeschichtliche Bilder, welche den vorgeführten Stätten des römischen Lebens auch die bewegliche Staffage geben.

Auch von dem Prachtalbum „Palästina", herausgegeben von Georg Ebers und H. Guthe (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), liegen schon neunzehn Lieferungen vor. Die landschaftlichen Bilder, wie Bethanien, Bethlehem, das heutige Jericho, Jaffa u. a., erheben sich durch stimmungsvolle Aufnahme über die bloße Vedute. Den Text bildet eine ebenso kundige wie geschmackvolle Darstellung, die uns mit allen Eigenthümlichkeiten des Heiligen Landes vertraut macht.

Bibliographie.

Amicis, E. de, Konstantinopel. Aus dem Italienischen übersetzt von Agnes Burchard. 2 Thle. in 1 Bd. Rostock, Werther. 8. 5 M.

An die Mutter von einer Großmutter. Mit Genehmigung der Verfasserin übersetzt von Laura Fehr. Mit Titelbild. Gotha, F. A. Perthes. 8. 4 M.

Aus der Molecular-Welt. 2ter Abdr. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Baisch, O., Johann Christian Reinhart und seine Kreise. Ein Lebens- und Culturbild. Nach Original-Quellen dargestellt. Leipzig, Seemann. Gr. 8. 5 M.

Bahnsen, J., Der Widerspruch im Wissen und Wesen der Welt. Princip und Einzelbewährung der Realdialektik. 1ster u. 2ter Bd. Leipzig, Grieben. Gr. 8. 17 M.

Barbou, A., Victor Hugo und seine Zeit. Nach dem Französischen frei übertragen von O. Weber. 2te Lfg. Leipzig, Thiel. Gr. 8. 50 Pf.

Bastian, A., Der Buddhismus in seiner Psychologie. Mit einer Karte des buddhistischen Weltsystems. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Bergel, J., Mythologie der alten Hebräer. I. Leipzig, Friedrich. 8. 2 M.

Berkow, K., Fürst und Vasall. Historischer Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Bermann, M., Geschichte der merkwürdigsten Attentate älterer bis neuester Zeit. Mit 17 Abbildungen. Wien, Hartleben. 8. 60 Pf.

Bermann, M., Alt und Neu. Vergangenheit und Gegenwart in Sage und Geschichte dargestellt. Mit 200 Illustrationen. 1ste u. 2te Lfg. Wien, Hartleben. Gr. 8. à 60 Pf.

Bernow, L., Dreißig Jahre. Erzählung aus unserer Zeit. Leipzig, Abel. 8. 4 M.

Boehm, W., Die Pfaffensteuer von 1480/81 in den fränkischen Gebieten des Markgrafen Albrecht Achilles. Ein kirchenpolitischer Konflikt. Berlin, Weidmann. 4. 1 M.

Brackel, Ferdinande Freiin v., Erinnerungen dreier Sommermonate auf Reisen. Hannover, Weichelt. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Braun-Wiesbaden, K., Von Friedrich dem Großen bis zum Fürsten Bismarck. Fünf Bücher Parallelen zur Geschichte der preußisch-deutschen Wirthschaftspolitik. Berlin, Simion. Gr. 8. 6 M.

Carus, P., Algenor. Eine episch-lyrische Dichtung. Dresden, v. Grumbkow. 12. 1 M.

— — Gedichte. Dresden, v. Grumbkow. 12. 1 M.

— — Lieder eines Buddhisten. Dresden, v. Grumbkow. 12. 1 M.

Dinclage, E. v., Wir. Emsland-Geschichten. Leipzig, Friedrich. 8. 3 M.

Falb, R., Sterne und Menschen. Skizzen und Glossen aus der Mappe eines Naturforschers. Mit 58 Abbildungen. Wien, Hartleben. 8. 6 M.

Falck, G. v., Kritische Rückblicke auf die Entwickelung der Lehre von der Steuerüberwälzung seit A. Smith. Dorpat, Schnakenburg. Gr. 8. 3 M.

Fischer, W., Sommernachtserzählungen. Leipzig, Friedrich. 8. 3 M.

Förster, F. C., Aus dem Eisenbahnleben. Historische Erzählungen, Criminal-Geschichten und Humoresken. 1ster Bd. Neuhaldensleben, Eyraud. 8. 1 M.

Friese, E., Die Andreasnacht. Romantisches Volksschauspiel aus Sachsens Vorzeit. Dresden v. Grumbkow. 8. 1 M. 50 Pf.

Hölty, H., Lonoda. Schauspiel. Hannover, Weichelt. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Holub, E., Die Colonisation Afrikas. B. Die Engländer in Süd-Afrika. Vom Standpunkte der Erforschung und Civilisirung. I. Die Eingebornen-Frage Süd-Afrikas. Wien, Hölder. Gr. 8. 1 M.

Juliane, Drei Novellen. Hamburg, Grädener u. Richter. 16. 1 M. 80 Pf.

Koblinski, v., Aufzeichnungen aus der Geschichte des Altmärkischen Ulanen-Regiments Nr. 16. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 6 M.

Müller, F., Unter Tungusen und Jakuten. Erlebnisse und Ergebnisse der Olenék-Expedition der kaiserlich russischen Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg. Mit vier Abbildungen und einer Karte. Leipzig, Brockhaus. 8. 8 M.

Neuborn, J. G., Die Urreligion der Menschheit, eine Offenbarung der Natur von einem wesenhaften Gott und der Fortdauer der Seele durch Neugestaltung, ihr Verlust und ihr Ersatz. Dinkelsbühl, Graf. 8. 2 M.

Otto, F., Das Merkerbuch der Stadt Wiesbaden. Ein Beitrag zur Geschichte der Stadt im 14. und 15. Jahrhundert. Wiesbaden, Niedner. Gr. 8. 2 M. 60 Pf.

Pawel-Rammingen, A. Baron, Dichtung und Wahrheit. Poetische Versuche. Leipzig, Schloemp. 8. 3 M.

Die Parteien des deutschen Reichstages und die socialen Fragen der Gegenwart. Neuwied, Henser. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Rosenberg, A., Geschichte der modernen Kunst. 1ste Lfg. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 2 M.

Sacher-Masoch, Der Hajdamak. Novelle. Leipzig, Morgenstern. 8. 2 M. 50 Pf.

— — Der Ilan. Leipzig, Morgenstern. 8. 2 M. 50 Pf.

Schneider, C. A. v., G'spaßln und G'sanglu. Gedichte in oberbayerischer Mundart. München, Braun u. Schneider. 8. 1 M. 50 Pf.

Schweiger-Lerchenfeld, A. v., Die Adria. Mit 200 Illustrationen in Holzschnitt, 6 Plänen und einer großen Karte des Adriatischen Meeres und seiner Gestadeländer. 1ste Lfg. Wien, Hartleben. Gr. 8. 60 Pf.

Scibt, G. K. W., Studien zur Kunst- und Culturgeschichte. II. Franciscus Modius, Rechtsgelehrter, Philologe und Dichter, der Corrector Sigmund Feyerabends. Frankfurt a. M., Keller. Gr. 8. 1 M.

Sommer, H., Der Pessimismus und die Sittenlehre. Haarlem. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Tayßen, A. v., Zur Beurtheilung des siebenjährigen Krieges. Mit 3 noch nicht veröffentlichten Aufsätzen Friedrichs des Großen, 8 Skizzen und 2 Plänen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Walujew, Graf P. A., Lorin. Roman. Vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. 3ter Thl. Leipzig, Brockhaus. 6 M.

Winterfeld, A. v., Neue humoristische Soldatengeschichten. 3ter u. 4ter Bd. Jena, Costenoble. 12. à 1 M.

Anzeigen.

Deutsches Dichterheim.

Neue Blätter für Dichtkunst und Kritik,
herausgegeben von **Paul Heinze.**

Diese Zeitschrift, welche soeben ihren 3. Jahrgang antritt, zählt zu ihren Mitarbeitern die namhaftesten Dichter der Gegenwart, wie Ed. von Bauernfeld, Felix Dahn, K. E. Franzos, Eman. Geibel, Karl Gerok, Jul. Grosse, Klaus Groth, Wilh. Jensen, Gottfr. Kinkel, Herm. Kletke, Herm. Lingg, Hieron. Lorm, Alfr. Meißner, Alb. Moeser, Emil Rittershaus, Otto Roquette, A. F. Graf von Schack, Jul. Sturm, Alb. Träger, Robert Waldmüller, Feodor Wehl u. A. — Demungeachtet bahnt das „Deutsche Dichterheim" auch in weitern Kreisen noch wenig bekannten Talenten einen ehrenvollen Weg in die Oeffentlichkeit und ermangelt bei der Reichhaltigkeit seines Inhalts (Gedichte, Novelletten, literarische und culturhistorische Skizzen, kritische Revuen, ästhetische Studien u. s. w.) gewiß nicht des allgemeinsten Interesses.

Monatlich 2 Nummern in der Stärke von 16—24 Seiten. Preis: 5 Mark halbjährlich. Probenummern durch jede Buchhandlung, sowie direct von der

Expedition des „Deutschen Dichterheim"
in Dresden-Striesen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Unter Tungusen und Jakuten.

Erlebnisse und Ergebnisse der Olenék-Expedition.

Von

Ferdinand Müller.

Mit 4 Abbildungen und 1 Karte.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Vorliegendes Reisewerk schildert den Verlauf der von der kaiserl. russischen Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg ausgerüsteten Expedition zur Erforschung des Flusses Olenék, welcher, nachdem er einen grossen Theil von Ostsibirien durchströmt, in das nördliche Eismeer mündet. Da die polaren Binnenländer Asiens noch eine *terra incognita* für Europa sind, füllt das Werk eine wesentliche Lücke der populärwissenschaftlichen Reiseliteratur aus, sowie es auch eine willkommene Ergänzung zu Nordenskiöld's Entdeckungsfahrten bietet.

In unterzeichnetem Verlage ist erschienen:

Das

Lied vom Hoberschwan

von

Gustav von Hauguitz.

Miniatur-Ausgabe.

Preis eleg. gebunden 4 M. 50 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Karl Grädener in Hamburg.

Soeben erschien bei **W. Spemann** in **Stuttgart:**

Commentar zu Kants Kritik der reinen Vernunft.

Zum hundertjährigen Jubiläum derselben

herausgegeben von Dr. **H. Vaihinger.**

I. Band. 2. Hälfte. Gr. 8. M. 7,50.

Die erste Lieferung dieses Werks (M. 4,50) wurde von der in- und ausländischen Kritik aufs günstigste beurtheilt, welche einstimmig die Unentbehrlichkeit desselben zum Kant-Studium und damit zum Studium der Philosophie anerkannte. Der Verfasser gibt, unter vollständiger Ausnutzung der seit hundert Jahren erschienenen Literatur, eine erschöpfende Erklärung des Textes, nebst scharfer Kritik Kant's und der Kant-Literatur. Die zweite Lieferung enthält als Zugabe eine eingehende Methodologische Analyse der ganzen „Kritik der reinen Vernunft".

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Parcival.

Von

Wolfram von Eschenbach.

Aus dem Mittelhochdeutschen

von

San-Marte. (Albert Schulz.)

Zweite Auflage.

Zwei Bände. Ermäßigter Preis: geh. 6 M., geb. 8 M.

Wolfram's von Eschenbach Heldengedicht „Parcival" liegt dem Text der gleichnamigen Oper Richard Wagner's zu Grunde, sodaß die Bekanntschaft mit diesem Meisterwerke aus der ersten Blütezeit unserer Poesie für das volle Verständniß der Oper unbedingt erforderlich ist. Die vorzügliche Uebersetzung ins Hochdeutsche von San-Marte, bereits in zweiter Auflage erschienen, macht das altdeutsche Epos jedem Gebildeten zugänglich; der Preis des zwei Bände umfassenden Werks ist auf die Hälfte des frühern Preises ermäßigt worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien vollständig:

Lorin.

Roman in drei Theilen

von

Graf P. A. Walujew.

Drei Theile. 8. Geh. 18 M. Geb. 21 M.

Dieser von dem bekannten russischen Staatsmann Graf Walujew verfaßte Roman hat in der petersburger Gesellschaft enthusiastische Aufnahme gefunden und wird durch vorliegende vom Verfasser autorisirte Ausgabe der deutschen Lesewelt zugeführt. Als ein frappantes Lebens- und Sittenbild aus der Hauptstadt des russischen Reichs darf er auch in Deutschland das lebhafteste Interesse in Anspruch nehmen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

KAUFMANNISCHE RESSOURCE
Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 28. — 13. Juli 1882.

Inhalt: Zur Länder- und Völkerkunde. Von Alfred Kirchhoff. — Revue musikalischer Schriften. (Beschluß.) — Neue Romane und Novellen. Von Hermann Riotte. — Preußische Geschichte. Von Hans Prutz. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Länder- und Völkerkunde.

1. Belgien und die Belgier. Studien und Erlebnisse während der Unabhängigkeitsfeier im Sommer 1880, von Julius Rodenberg. Berlin, Paetel. 1881. Gr. 8. 9 M.

Das großartige, ja ganz unvergleichliche Fest, welches das glückliche Belgien 1880 zur Feier seiner halbhundertjährigen Selbständigkeit beging, hatte Gäste aus allen Theilen Europas angezogen. Das Fest währte vom 18. Juli bis zum 12. September, und nicht nur in den charakteristischen Aufzügen, mit denen es vor den Augen des edeln Königs Leopold II. zu Brüssel begann — erst Défilé der Bürgerwehren aller größern Städte Belgiens, dann der Parademarsch der Armee! — und nicht nur in den zahlreichen Banketen entrollte sich ein farbenfrisches Bild des eigenartigen Lebens in diesem halb germanischen, halb romanischen Lande, sondern die reichbemessene Festzeit gewährte auch mit allerlei gewerblichen und landwirthschaftlichen Ausstellungen einen so mannichfaltigen Einblick in die Fülle werkthätiger Leistung des belgischen Fleißes, wie es noch nie vorher geschehen war.

Julius Rodenberg gehörte zu den Vertretern der deutschen Presse, welche als Gäste der belgischen Nation der erhebenden Festfeier beiwohnten. Er hat als feiner und aufmerksamer Beobachter die Gelegenheit gut benutzt, Belgien und die Belgier zu studiren. Das vorliegende schmucke Buch ist aus Berichten erwachsen, die er während seines dortigen Aufenthalts für die „National-Zeitung" verfaßte: es führt uns in angenehmem Wechsel durch Wallonen- und Vlamenland, durch die festesfrohen Städte und an die stille Küste der See, in den Ministersalon und in die Fabrik. Mitunter nur malt uns der virtuose Verfasser des „Stillleben auf Sylt" mit ein paar Umrißstrichen den Naturcharakter, sonst ist sein Interesse vornehmlich der Bevölkerung zugewendet, und auch hier viel mehr der künstlerisch-literarischen Seite als der wirthschaftlichen, nebenbei der Politik, deren mannhaften antirömischen Vorkämpfer Frère (nach belgischer Ministersitte unter Zufügung des Familiennamens seiner Gemahlin Frère-Orban genannt) er uns nach der bei ihm gehabten Audienz höchst anschaulich zeichnet.

Das Buch verräth tüchtige Arbeit, so feuilletonistisch leicht es sich liest; und obwol es der eben angedeuteten Selbstbeschränkung gemäß kein universelles Gemälde auch nur vom Volksleben, geschweige denn vom belgischen Lande geben will, wird ein jeder es nicht nur mit Genuß, sondern auch nicht ohne Belehrung lesen. Besonders die Frage nach dem Wesen der Nordbelgier, der germanischen, oder sagen wir besser geradezu der deutschen Vlamen, wird vielfach berührt und interessant beleuchtet; den liebenswürdigen, nun schon hochbetagten Hauptvertreter der „vlämischen Bewegung", Hendrik Conscience, schildert uns Rodenberg gleichfalls nach dem durch einen Besuch bei ihm erhaltenen Eindruck. Derselbe war übrigens, wie alle Belgier es zu sein pflegen, ohne nähere Fühlung mit der zeitgenössischen deutschen Literatur, sprach besser und darum lieber französisch als deutsch. In politischer Beziehung zeigt sich hingegen der Belgier, falls er nicht der mächtigen klerikalen Partei des Landes angehört, dem im neuen Reich verkörperten Deutschthum durchweg sympathisch; sind es doch die deutschen Waffen, welche 1870 die französische Lüsternheit nicht nur nach der Pfalz und Rheinprovinz, sondern auch nach dem fetten Bissen an der Schelde wol für geraume Zeit zurückgedrängt haben!

Belgien gehört seinem Boden nach zu Deutschland; denn seine Ebene ist das westlichste Endstück der norddeutschen Diluvialebene, welche erst an den flandrischen Höhen, also politisch auf französischem Grunde schließt, sein eisen- und kohlenreiches Gebirgsland aber ist nur die Westecke unsers rheinischen Schiefergebirgs. Die größere

Nordhälfte der belgischen Bevölkerung, die vlämische, ist der niederländischen aufs innigste verschwistert und redet plattdeutsch, nur die kleinere Südhälfte redet ein französisches Patois. Die französische Regierungssprache wird in vlämischen Bezirken so wenig verstanden, daß daselbst die amtlichen Erlasse mit vlämischer Uebersetzung erscheinen müssen. Und doch redet man nicht mit Unrecht von einer belgischen Nation, die weder deutsch noch französisch ist und sein will; folglich gibt es auch eine belgische Nationalliteratur, was unser Verfasser in Zweifel zieht, indem er meint, hierbei sei die Sprache das Bestimmende; die belgische Literatur aber bestehe — abgesehen von der jungvlämischen — nur in französischen Werken. Nationen sind eben historische Gebilde; jahrhundertelange und auch schon eine kürzere Gemeinsamkeit der großen Landesgeschicke, der nämlichen realen Interessen, wie sie sich im Zusammenschluß eines nicht allzu einheitslosen Verkehrsgebietes zu einem den gleichen Staatsgesetzen unterliegenden Wirthschaftsgebiet herausstellen, schweißen selbst ihrer Herkunft nach ungleichartige Volksfragmente aneinander und vermögen letztere von ihrer Sprachgenossenschaft sogar in dem Fall abzusondern, wenn die Sprache nach der politischen Absonderung treu bewahrt bleibt und die Sprachgenossen dicht an der Grenze sitzen. Es gibt eine belgische Literatur so gut wie eine nordamerikanische, obschon jene französisch, diese englisch geschrieben ist. Wohl vergleichen wir da Kleines mit Großem; aber wie innig das belgische Staatsleben dieses rittlings über der französisch-deutschen Sprachgrenze (gleich dem schweizerischen) gesessene Völkchen zu einer neutralen Einheit zusammenschließt, in der es sich glücklich fühlt, sodaß ihm „wallonisch und vlämisch nur Vornamen, belgisch aber der Familienname" bedeutet, das drückt Rodenberg zum Schluß in schönen Worten aus:

Die belgischen Feste sind vorüber. Aber einen Schatz der Erinnerung haben sie dem Fremden hinterlassen, der ihrer Feier beigewohnt. Er hat ein Land kennen gelernt, in welchem die größte Freiheit und die größte Loyalität nebeneinander bestehen, in welchem zwei Parteien einander bekämpfen, zwei der Rasse nach durchaus verschiedene Stämme leben, zwei Sprachen gesprochen werden und dennoch der Staatsgedanke hoch über jedem Partikularismus oder Individualismus steht; in welchem der Fortschritt durch eiserne Rüstungen nicht gehemmt, der Frieden der Bevölkerung durch Intoleranz nicht gestört wird; in welchem kein Schutz ist gegen Concurrenz von außen, keine Bevorzugung irgendeines Interesses nach innen, und dennoch der Wohlstand zunimmt, der Handel blüht, das Gewerbe prosperirt und beständig neue Strecken bisher unfruchtbaren Landes einer sorgsamen und einträglichen Bodencultur gewonnen werden.

2. Eine malerische Reise nach den todten Städten der Zuyder-See. Von Henri Havard. Autorisirte Ausgabe. Aus dem Französischen. Mit 10 Illustrationen. Jena, Costenoble. 1882. Gr. 8. 6 M.

Einst waren sie viel belebter, diese Städte und Städtchen an dem merkwürdigen Meerbusen der „Südersee", wie ihn die nordwärts ihn umwohnenden Friesen tauften. Amsterdam im geschütztesten Südwestwinkel desselben wurde ja in den Schlußjahrhunderten des Mittelalters der vornehmste Rival von Venedig an der atlantischen Außenseite Europas. Doch nun sind die Verhältnisse gewandelt; Kauffahrer mit einer den Kiel um mehrere Meter unter die Meeresfläche eintauchenden Belastung, wie sie heute die Weltmeere befahren, können in diesen äußerst seichten Golf nicht mehr hinein, sodaß Amsterdam sich durch den berühmten Durchstich der nordholländischen Halbinsel gen Westen eine neue Seeverbindung für seinen Welthandelsverkehr schaffen mußte.

Gegen früher sind sie also alle „todt", jene andern Uferörtchen der gar still gewordenen Zuydersee, an deren theilweise Verwandlung in Festland man bereits Hand anlegen will. Nur um so interessanter sind sie uns aber trotz der ganz eintönigen Flachlandschaft, in der sie liegen, weil sie das geographische Gesetz von der Bewahrung alterthümlicher Züge des Menschenlebens in der Abgeschiedenheit vom großen Verkehr bestens bewähren.

Unser Verfasser besuchte sie alle auf einer fast kreisförmigen Umfahrt um die an gefährlichen Untiefen überreiche See, nachdem er sich eine Tjalk dazu gemiethet hatte, d. h. ein kleines Fahrzeug von kaum drei Fuß Tiefgang. Er bildet uns manchen ehrwürdigen Baurest aus alter Zeit, manche vielleicht nicht minder alte Tracht in ungekünstelten Holzschnitten ab; vor allem jedoch erfreut seine liebevolle Schilderung der Kleinbürger und Kleinbürgerinnen, mit denen ihn die Fahrt zusammenführte. Man sieht sie da leibhaftig vor Augen die werkthätigen Käsefabrikanten von Edam, die friedsamen und doch den Elementen wetterhart trotzenden Fischer, die biedern Hausfrauen, die so phlegmatisch dreinschauen und doch plötzlich vom Feuer der Begeisterung aufflammen, wenn es gilt, den nationalen Wettlauf auszuführen auf dem Eise. Es steckt ein gutes Stück Volkskunde in diesem Buch; und mit den Spuren echt wissenschaftlicher Schärfe im Beobachten des Gegenwärtigen wechseln solche von achtungswerthem Literaturstudium beim Geplauder über geschichtlich Denkwürdiges. Ein freundlicher Anflug von Humor spendet noch dem Leser willkommene Würze.

3. Das tägliche Leben in Skandinavien während des 16. Jahrhunderts. Eine culturhistorische Studie über die Entwickelung und Einrichtung der Wohnungen. Von Troels Lund. Deutsche vom Verfasser besorgte Ausgabe. Kopenhagen, Hoest u. Sohn. 1881. Gr. 8. 9 M.

Dieses auf umfassenden Quellenstudien beruhende Werk ist aus Vorlesungen hervorgegangen, welche der Verfasser an der Universität zu Kopenhagen gehalten hat; unter seiner Leitung besorgte Pastor Michelsen in Lübeck die ganz vortreffliche Uebersetzung desselben ins Deutsche.

Die Tausende der am Schluß gegebenen Büchercitate (aus uns Deutschen meist unzugänglicher nordischer Literatur) lassen den Fleiß ahnen, der hier aus einer ungeheuern Fülle von Detail ein kunstreiches culturgeschichtliches Mosaikgemälde schuf; denn das Material mußte größtentheils „durch das Studium ungedruckter Quellen herbeigeschafft werden".

Indessen der Laie wird sich nirgends von abstruser Gelehrsamkeit abgestoßen fühlen, sobald er den stattlichen Band durchblättert. Kein Küchenduft stört, indem man an der wohlbesetzten Tafel Platz nimmt. Und nur zur malerischsten Veranschaulichung dient es, daß man sich auch ins Kleinste eingeführt findet bei der Darstellung des so oft an altdeutsche Sitte anklingenden häuslichen Lebens der skandinavischen Bauern, Bürger und Edelleute vor dreihundert und mehr Jahren.

Unsere Stadträthe oder sonstigen amtlichen Fürsorger für unser communales Wohl können sich manchen Trost aus diesem Buche holen, welches ihnen vielfach zeigt, daß es vor Jahrhunderten im höhern Norden unsers Erdtheils doch noch etwas schlechter bestellt war mit „Canalisation oder Abfuhr", Reinigung oder Pflasterung der Straßen u. s. w. als heutzutage bei uns. Gepflastert wurde, wie uns dieser verläßliche Forscher lehrt, in den drei skandinavischen Reichen vor dem Jahr 1500 überhaupt nicht; erst von den Niederlanden drang dann die Sitte ein, natürlich anfangs in jener sorglosen Form der Steinaufschüttung, der gegenüber ein Knüppeldamm fast ein elegant parketirter Fußboden genannt zu werden verdient. Gegen Numerirung der Häuser, also gegen Aufhebung der uralten gemeingermanischen Sitte, die Häuser nur nach ihren Eigenthümern oder nach einem angemalten Bilde (wie noch jetzt die Wirthshäuser) zu benennen, sträubte man sich gewaltig und lange mit Erfolg; erst 1771 hat sich die moderne, freilich prosaische Rücksicht auf leichteres Zurechtfinden in den nicht mehr dörflich kleinen Städten durch Häusernumerirung Bahn gebrochen.

Als Darstellungsprobe wählen wir die Entwickelungsgeschichte des Himmelbettes. Denn wir kommen ja eben aus friesischer Gegend in die skandinavischen Lande, und in jenen kann sich noch gegenwärtig jedermann, sei es in Holland oder auf unsern Frieseninseln des Deutschen Reichs bis nach Schleswig hin, davon überzeugen, daß die nordgermanische Bettstatt eigentlich einen schubkasten- oder wandschrankartigen Alkoven als Seitenanhängsel der Wohnstube darstellt:

Das größte Möbel der Stube war das mächtige Himmelbett; wie eine Stube in der Stube beherrschte es das Ganze. Nicht ohne Grund machte es den Eindruck, daß es etwas mehr vorstelle als ein bloßes Möbel, daß es ein häuslicher Raum für sich war; denn die Zeit, wo es wirklich ein besonderes kleines Zimmer, einen Alkoven mit festen Wänden, Decke und Thür ausgemacht hatte, lag nicht so weit zurück. Diesem seinem Ursprunge gemäß wurde es gemeiniglich noch mit der Seite gegen die Wand angebracht, nicht, wie in südlichern Ländern, nur mit dem Kopfende. War es nun, was häufig vorkommen mochte, mit Paneelwerk aus Eichenholz und einer Thür, dazu einem Himmel mit vollständiger Decke ausgestattet, so konnte, selbst wenn es frei in der Stube stand, auch vielleicht mit Hülfe gehöriger Mannschaft von seiner Stelle zu rücken war, immer noch der Zweifel sich erheben, ob es den Namen „Möbel" verdiene, oder vielmehr Zimmer heißen müsse. Von solchen verschlossenen Bettstellen hören wir nicht allein das ganze 16. Jahrhundert hindurch reden — „er schloß seine Bettthür zu und schlug einen langen Eisenhaken vor", heißt es im Jahre 1593 von einem Manne zu Bergen, welcher ungestört zu sein wünschte —; sondern noch im Jahre 1653 wurde in Dänemark „zu Diensten Seiner Gnaden des Prinzen" ein Himmelbett hergestellt mit nicht weniger als fünf Thüren rings herum. Der Gemüthlichkeit wegen waren diese jedoch mit Gitterwerk versehen, sodaß man durch dasselbe hinausgucken konnte.

4. Leben einer Dame in den Felsengebirgen. Von Isabella Bird. Aus dem Englischen. Berlin, Janke. 1882. 8. 5 M.

Dies hübsche Buch führt uns auf nordamerikanischen Boden. Die liebenswürdige Verfasserin, deren neueres zweibändiges Werk über „Japan" wir vor einigen Monaten in d. Bl. anzeigten, versetzt uns in fesselnder Weise mitten in die Wildniß der Rocky Mountains, wo sie eine Reihe von Herbst- und Vorwinterwochen zubrachte, offenbar nur um ihrer nobeln Passion zu fröhnen: sich zu ergötzen an der Großartigkeit wilder Hochgebirgsnatur, sich zu erfreuen am Beobachten des eigenartigen Menschenlebens daselbst.

Was sie da mit dem scharfen und sinnigen Blick der weltkundigen Engländerin geschaut, hat sie immer frisch eingetragen in die Briefblätter, welche an ihre Schwester gerichtet wurden, ursprünglich also gar nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt waren. Nun, da sie das schmucke Bändchen nebst einigen hübschen Landschaftsbildern füllen, sind sie uns in dem Gewande unserer deutschen Sprache eine recht werthe Gabe, der man im weiten Vaterland viele Leser und ganz besonders viele Leserinnen wünschen muß. Denn nicht nur ein treuherziger Spiegel von Land und Leuten ist es, in den wir mit Vergnügen hineinblicken, sondern wir lernen wie in persönlichem Umgang das Muster einer englischen Reisenden kennen, der wir gelegentlich tief ins Herz sehen. Das ist fürwahr nicht die spleenige Lady, wie wir uns nach ein paar Trauerexemplaren von britischen Rhein- oder Alpen-Touristinnen diesen Typus voreilig zu verallgemeinern pflegen. Nein, da schlägt ein kräftiger Puls (dem man die in der That vorhandene physische Schwäche der Dame nicht anmerkt) für alles Tüchtige, Edle und Schöne; nicht beschränktem Standes- oder Nationalvorurtheil wird gehuldigt, auch nicht geklatscht oder unnütz bekrittelt, sondern klar dreingeschaut, thatkräftig geholfen, wo zu helfen ist; Strapazen werden nicht gescheut, sondern hoch zu Roß in wilder, sturmumbrauster Gebirgsöde herausgefordert, um Leib und Seele zu erquicken an der Herrlichkeit der gewaltigen Natur, dann das Erlebte etwa Abends niederzuschreiben im einsamen Blockhaus, das zum Rastort dient, ohne der Eisnädelchen und Schneegraupeln zu achten, welche der scharfe Luftzug durch die undicht gefugten Balkenlagen über den Briefbogen dahinfegt. Eine starke Seele, welche einen siechen Körper muthig beherrscht, eine beneidenswerthe Mischung von energischen Mannestugenden mit echtester Weiblichkeit!

Lassen wir aus diesem Herbarium lieber Erinnerungen

nur ein paar Blüten zum Leben zurückkehren; sie verlieren wie durch Zauber das Aussehen getrockneter Blumen, sobald wir sie nur anschauen.

Von den Hawai-Inseln her landete unsere Engländerin in der Hafenbai von San-Francisco, brach alsbald ins Innere des „goldenen Staates" auf und begrüßt uns gleich im ersten Brief im Naturfrieden eines stillen Sees in majestätischer Umgebung, am Rand des Tahoe-Sees:

Ich habe eine landschaftliche Schönheit gefunden, auf welche man sein ganzes Leben schauen und träumen möchte. Nicht lieblich in der Art wie die Sandwich-Inseln, aber von einem eigenartigen Reiz. Eine echt nordamerikanische Schönheit — schneebedeckte Berggipfel, riesige Kiefern, Rothtannen, Zuckerfichten und Silberföhren in den mannichfaltigsten Farbenabstufungen, eine krystallklare Atmosphäre und ein waldumkränzter See, welcher die ganze Schönheit seiner Umgebung in seinen Fluten widerspiegelt.

Und wie malerisch dann die Schilderung der Hinanfahrt zu diesem Hochwesten! Das staubdurchwirbelte „Frisco" liegt im Rücken, ein letzter Blick fällt auf den Stillen Ocean, der westwärts den Horizont begrenzt; um uns her längst abgeerntete Felder, in der hier monatelangen Regenlosigkeit dicht von Staub überdeckt wie die Weinberge, aus deren Laub große rothe Trauben in üppigster Fülle hervorleuchten; fett genährtes Vieh ruht im Schatten immergrüner Eichen, in den Obstgärten müssen Aepfel- und Birnbäume gestützt werden, damit die Aeste nicht unter der Last der Früchte brechen:

Spät am Nachmittag begannen wir die Sierra hinanzusteigen, deren sägeartiger Kamm schon lange in Sicht gewesen war. Die staubige Fruchtbarkeit war gänzlich hinter uns geblieben; die Gegend wurde felsig und sandig und von Gebirgsbächen tief durchschnitten, welche die schmuzigen Rückstände aus den Goldminen dem noch schmuzigern Sacramento zuführen. Es zeigten sich lange gewellte Bergrücken und tiefe Schluchten. Die Bergrücken wurden immer höher, die Schluchten immer tiefer und die Fichten dicker und höher, je mehr wir in eine kühle Atmosphäre von außerordentlicher Reinheit kamen. Unser Zug hatte eine Länge von 700 Fuß. Die Plattformen der vier vordern Waggons waren von Digger-Indianern mit Weibern, Kindern und Kriegsgeräth besetzt. Sie sind vollständige Wilde, ohne jede Fähigkeit, sich auch nur annähernd zu civilisiren, und gehören zu dem moralisch verkommensten der unglücklichen Stämme, die vor den weißen Rassen aussterben. Sie waren sämmtlich sehr klein, durchschnittlich fünf Fuß (englisch) nach ungefährer Schätzung, und hatten plattgedrückte Nasen, einen großen Mund, schwarzes Haar, das über der Stirn gerade abgeschnitten, hinten und an den Seiten lang herumterhing. Die Weiber hatten das Haar dick mit Pech beklebt und einen breiten Pechstreifen quer über Nase und Wangen. Ihre Kinder trugen sie auf Breter geschnallt auf dem Rücken. Der Anzug beider Geschlechter bestand aus grobem, zerlumptem, schmuzigem Wollenstoff und Thierhänten, die Mocassins entbehrten jeden Schmucks. Alle waren abstoßend häßlich und von Ungeziefer besetzt. Die Männer führten kurze Bogen und Pfeile, einer von ihnen, der ihr Häuptling zu sein schien, hatte ein Luchsfell als Köcher. Einige hatten auch Angelruthen, allein die Umstehenden sagten, daß sie fast nur von Heuschrecken lebten. Ihre Anwesenheit mitten unter den Zeichen einer allmächtigen Civilisation bildete die auffallendste Anomalie. Die Strahlen der sinkenden Sonne vergoldeten jetzt die Berggipfel, und als der Thau zu fallen begann, stiegen aromatische Wohlgerüche in die milde stille Luft. Auf einem einzigen Schienenstrang, der häufig auf einer schmalen Felsenkante hinläuft, welche von Menschen (in Körben von dem Gipfel herabgelassen) über Abgründen von 2000 bis 3000 Fuß Tiefe in die Bergflanke eingehauen worden ist, wand sich der Riesenzug aufwärts, hier und dort an einer Gruppe von Holzhäusern haltend oder auch an einer einzelnen Blockhütte, um welche ein paar Chinesen herumlungerten, aber wo Wegspuren an den Rändern der Schluchten auf eine Goldregion ober- und unterhalb deuteten.

Nachdem uns Isabella Bird in der anschaulichsten Groß- und Kleinmalerei und im unterhaltendsten Briefstil dem Titel des Buchs gemäß vornehmlich ihren einsamen Aufenthalt im Felsengebirge geschildert hat, wo sie stets hoher Achtung vor weiblichem Wesen, auch beim rohen Gesellen nie einer Beleidigung gegen ihre Person begegnete, schließt sie mit dem ernsten Bekenntniß:

In dem ganzen uncivisirten Westen kommen die Wohlthaten des Einflusses der Frau gleich nach denen der Religion, und wo diese unglücklicherweise nicht vorhanden, übt jene fortwährend ihre cultivirende Macht aus. Ich habe in den beiden letzten Jahren ein gut Theil von der rohesten Klasse der Männer zu Wasser und zu Lande gesehen und muß sagen: je wichtiger mir die „Mission" jeder gesitteten, verfeinerten, sich selbst achtenden Frau erscheint — je größer dünkt mich der Irrthum derer, die durch geräuschvolle Selbstgewißheit, durch männliches Auftreten oder Zügellosigkeit diese Mission verwirken.

5. Reisen und Jagden in Nordamerika. Von Louis und Georges Verbrugghe. Autorisirte Uebersetzung von H. Schubert. Bremen, Fischer. 1881. 8. 5 M.

Wol zwei Brüder sind es, die uns hier ihre Kreuz- und Querfahrten durch die Neue Welt in echt französischem, lebhaft witzigem Geplauder erzählen; wir hören aber immer nur ein „ich", kein „wir", und erfahren, daß beide Verfasser stückweise diese Reiseskizzen geschrieben haben, daß aber dieses erste Bändchen (ein zweites über Südamerika soll bald folgen) hauptsächlich von Georges Verbrügghe herrührt.

Nichts Neues erhalten wir da mitgetheilt, aber in so pikanter Causerie, so esprit- und witzsprühend wird uns das Natur-, viel mehr noch das Volksleben am Faden des kurzen Reisedramas ohne Feigenblattprüderie entrollt, daß schwerlich eine so lustig bunte nordamerikanische Bilderreihe in einem ähnlich knappen Rahmen anderswo zu haben sein möchte. Die ganze Union von Neuyork bis San-Francisco, von Chicago bis Neuorleans, mit Jagden im far West, Besuchen bei den Mormonen, den Geisirs des „Nationalparks", den big trees des Yosemita-Thals, ein Abstecher über den Niagara in den canadischen Nordosten, Seefahrt nach Veracruz, Eisenbahnflug durch Mexico, Besuch in Havana, auf Haiti, Rückfahrt nach Frankreich, um in Paris einige Freunde zu einem Wiedersehens- und Abschiedsmahl zu versammeln, sodann schleunigst über Bordeaux „eine Excursion nach Südamerika" anzutreten: das alles schwirrt auf 352 Kleinoctavseiten höchst unterhaltsam an uns vorüber; man

wird das Büchlein kaum aus der Hand legen mögen, ehe man es gleich bis zu Ende durchflogen hat.

Gelegentliche kleine Uebertreibungen stehen dem muntern Gesellschafter gar nicht übel zu Gesicht; sie dienen oft nur, um ganz an der rechten Stelle die Lichter recht grell aufzutragen, wie der Maler sagen würde. Wir verzeihen ihm sogar die „Cordilleren, die ununterbrochen von Alaska bis Cap Horn ziehen", das „weiße Moos" an den Sumpfcypressen des Mississippi-Deltas (wenn es auch schon mehr ein Ananasgewächs ist), ja selbst die unbewußte schwere Widerspruchssünde, die in der Prairie als „wasserloser Graswüste" schlummert, so arg dieser mehr denn poetische Ausdruck das geographische Gewissen jedes halbwegs gebildeten Obersextaners beunruhigen muß. Denn das Geplauder ist im übrigen so zutreffend als packend:

Auf der Jagd! Die Sonne der Ebene ist schrecklich, sie verbrennt Gesicht, Hals und Hände. Man marschirt von 7 Uhr morgens bis 5 Uhr abends, Beute eines brennenden Durstes; nicht ein Tropfen Wasser auf drei Stunden in der Runde. In Sicht des Wildes gelangt, muß man knien und vorsichtig kriechen; Achtung vor den Prairie-Cactus, deren Dornen tief eindringen und unter der Haut abbrechen; Achtung vor den kleinen spitzigen Steinen, die sich in die Kniescheibe und das Innere der Hand eindrücken. Pah! diese kleinen Widerwärtigkeiten werden ein Vergnügen, wenn man sich auf 100 oder 200 Meter der Antilope nähern und sie unter der Kugel fallen sehen kann. Die Antilopenhäute werden eines schönen Morgens auf die Wagen gelegt, die Köpfe sorgfältig verpackt, und wir schlagen den Weg nach dem Gebirge ein; Antilopenfleisch haben wir fast bis zum Ueberdruß gegessen, wir wollen Dam- und Hirschfleisch kosten.... Die ersten Ausläufer des Felsengebirges sind ohne Schönheit; die Natur zeigt sich dort vernachlässigt und unfreundlich; wir sind im Herbste, aber wir finden nichts von den zugleich glänzenden und milden Färbungen des Herbstes wieder: die kleinen chromgelben oder citrongrünen Birkengehölze haben inmitten der schwarzen Nadelhölzer die Wirkung von Feldern mit Kohlköpfen in ihrer ganzen Grellheit. Möchte gelegentlich ein Felsblock oder ein alter Baum weniger banal erscheinen, so beeilt sich ein Industrieritter ihn zu verunstalten, indem er riesige Reclamen darauf kleckst.

Dann ein Lager in diesem Gebirge selbst:

Unser Lager ist in einem Wäldchen aufgeschlagen, welches einer jener tausend Zuflüsse des berühmten Platte-River bewässert; gerade vor unserm Zelte liegt eine Art Weiher, wie sie durch die Biberdeiche gebildet werden; mit Vergnügen nehmen wir dieses Wehr näher in Augenschein; die starken Stämme sind mit vollkommener Genauigkeit durchnagt und gefällt, die Hütte ist fest und in Kuppelform regelrecht erbaut: wir interessiren uns für die Thätigkeit dieser intelligenten Arbeiter und oft verbergen wir uns bei einbrechender Nacht, um ihr furchtsames Kommen oder das geräuschlose Erscheinen der Bisamratten zu belauern. Jeden Morgen können wir vor Tagesgrauen auf den kleinen Seen der Biber Scharen wilder Enten, Regenpfeifer oder Knäkenten tödten. Zwei oder drei Bäche in unserer Nähe haben Forellen in Ueberfluß.

Gerecht vertheilt der Verfasser Licht und Schatten bei Beurtheilung des Nordamerikaners und seiner Leistungen; er erkennt es an: ohne diese rastlose Arbeit wäre dies einzig dastehende Wunder der Cultivirung eines Landes fast von der Größe Europas in so kurzer Frist eine Unmöglichkeit gewesen.

Go ahead! das ist der Amerikaner: eilig im Gehen, eilig im Hingelangen! und wohin? zu Reichthum; das ist der anziehende Pol, dem er sich mit derselben Unvermeidlichkeit zuwendet wie die Magnetnadel dem Nordpol. Er liebt das Geld: daher alle seine Fehler und alle seine guten Eigenschaften; er liebt es, nicht aus Instinct, sondern durch Erziehung; nicht um es zu vergraben und anzubeten wie ein Geizhals, sondern um die große Ueberlegenheit dessen zu empfinden, der besitzt; er liebt es, weil das Geld die Weihe der Arbeit und weil die Arbeit dem Amerikaner zweite Natur ist.... Amerika ist vortrefflich gelegen. Seine ungeheuere Ausdehnung gibt ihm alle Klimate und alle Erzeugnisse; es treibt mit allem Handel wie auch England, holt sich aber nicht wie dieses seine Reis- und Zuckerladungen aus Indien. Seine weiten Ebenen des Westens erzeugen genug Korn, um Chicago zum ersten Getreidehafen der Welt zu machen. Das Felsengebirge sendet ihm von Tag zu Tage reichlicher sein Gold. Es hat Pittsburg mit seinen Eisenschmelzereien, Pennsylvanien mit seinen Petroleumquellen; es hat Maryland mit seinem Taback, Georgien mit seiner Baumwolle, Louisiana mit seinem Zucker; endlich hat es in Californien alle Reichthümer in einem Staate vereinigt. Und in diesem wunderbaren Lande hat der Mensch durch seinen Verstand, seine Arbeit, seinen Muth mehr noch für sich zu thun gewußt, als die Natur schon gethan hatte!

Welch ein Gegensatz gegen die Spanier- und Creolenstadt Havana, wo man seine Tage bei Stier- und Hahnenkämpfen verthut, oder gegen Haiti, das tropische Eldorado der Negerfaulheit im Flitterschein europäischer Civilisation und republikanischer Verfassung!

Auf Haiti haben alle dasselbe Amt, nämlich Nichtsthun. Sie waren es werth, Haitier zu sein, jene beiden Bedienten, die ihr Herr fragte: „Jean, was machst du da?" — „Ich warte auf die Befehle meines Herrn!" — „Und du, Peter?" — „Ich, Herr, ich helfe Jean." Ein schwarzer Bursche bringt uns mit breitem Grinsen ein Glas Limonade und fordert ein kleines Trinkgeld. Es ist, sagt er, sein Namenstag. Unmöglich kann man ihm eine so passend angebrachte Bitte abschlagen; doch unser Erstaunen ist groß, als acht Tage später dasselbe Schwarzgesicht ein Glas Limonade bringt und seine Bitte erneuert. „Wie, auch heute ist dein Namenstag?!" — „Ja, Herr." — „Dein Namenstag ist also alle acht Tage?" — „Ja, Herr, ich heiße Dienstag."

6. Land und Leute in der brasilianischen Provinz Bahia. Streifzüge von Julius Naeher. Nebst genauer Angabe der Reisegelegenheiten nach Brasilien und Beschreibung der Seefahrt von Hamburg nach Brasilien. Mit gegen 50 Illustrationen, nach den Originalen des Verfassers. Leipzig, G. Weigel. 1881. Gr. 8. 6 M.

Der Verfasser, ein badischer Beamter, benutzte einen längern Urlaub zu einer Reise nach Brasilien und zu einem Aufenthalt daselbst in Bahia. Er beschreibt dies alles in vorgenanntem Werkchen mit Hinzufügung von statistischen Notizen zum Besten derjenigen, welche Reise- oder Auswanderungslust nach derselben Tropenküste führen sollte.

Am brauchbarsten ist die Darstellung des Zuckerrohrbaus im schwarzen Humusboden des Litorals von Bahia, des dortigen Plantagenwesens überhaupt und der sonstigen Nutzgewächse, welche mit Hülfe von Illustrationen der Reihe nach vorgeführt werden.

7. Um die Erde. Reiseberichte eines Naturforschers. Von Otto Kuntze. Leipzig, Frohberg. 1881. Gr. 8. 6 M.

Zu guterletzt eine weite Umfahrt um die ganze Erde, zu der uns ein vorurtheilsfreier und kenntnißreicher deutscher Botaniker einladet. Er sah bei der Niederschrift seiner Berichte, die er selbst Auszüge aus dem unterwegs geführten Tagebuch nennt, weniger auf Formschönheit als auf ungeschminkte Wahrheit; deshalb eben verstand er sich zur Herausgabe dieser zunächst nur an Freunde und Verwandte gerichteten Blätter, um gäng und gebe Irrthümer über ferne Lande und Völker aufzudecken.

Mit vollem Recht legt er darauf Gewicht, ausschließlich Selbsterlebtes zu geben, die Mittheilungen anderer aber, wo er sie berührt, stets als solche zu bezeichnen; er bedauert mit ebenso viel Recht, daß Hildebrandt's „Reise um die Erde", welcher ihr Herausgeber Kossak mit selbsterfundenen eingeflochtenen Reisemärchen allen Werth genommen hat, gerade ob dieser amusanten Histörchen so weite Verbreitung in der Laienwelt fand.

Nun soll zwar nicht behauptet werden, daß unser Verfasser überall das Rechte traf, wo er meinte, eingenisteten Schulmythen entgegentreten zu müssen. So befindet er sich mit sich selbst im Widerspruch, indem er einmal die Chinesen sich mit kaltem, ein andermal immer nur mit warmem Wasser waschen läßt (das letztere ist das Richtige, der Chinese benutzt überhaupt Wasser nur im gekochten Zustande); und auch sein Urtheil, daß die Chinesen sich im allgemeinen löblicher Reinlichkeit befleißigen, würde er bei weitern Reisen im Innern des Reichs der Mitte sehr modificirt haben. Ferner ist es ganz übertrieben, daß die Indianer nicht dunkler von Haut seien „als unsere Bauern"; sie sind nicht immer kupferbraun, es gibt auch lichtere Hautfarbe unter ihnen (ohne röthlichen Schimmer), die Aymaras aber z. B. sind fast negerhaft braunschwarz. Doch zumeist wird dem grundlos Geglaubten sowie der Phrase mit sicherm Erfolg zu Leibe gegangen.

Der Raum gestattet uns hier nur ein paar Stellen aus dem Südostasien betreffenden Theil des Werks herauszuheben, wo namentlich das in der deutschen Literatur zu wenig vertretene Hinterindien eine erfreulich eingehende Beachtung erfahren hat. Im französischen Saigon findet er z. B. die Chinesen nach der übrigens für die sämmtlichen Süd- und Ostküsten der großen Halbinsel gültigen Regel längst über die Einheimischen emporgekommen:

> Die Chinesen haben in Saigon Handel und Gewerbe vorherrschend in Händen: denn Europäer sind nur Commissionäre für den verhältnißmäßig geringen Export, den insbesondere deutsche Firmen vermitteln, während die Anamiten weder industriell noch handelsbeflissen sind. Ich kaufte lieber bei Chinesen als bei Europäern: sie begnügen sich mit geringerm Nutzen und halten auf solide Arbeit. Schneider- und Schusterhandwerk ist bei den Chinesen oft vereint. Als Wäscher sind sie sehr billig; sie plätten mit einem eisernen Holzkohlentopf und besprengen dabei die Wäsche geschickt mit Wasser vermittels des Mundes. Fremde Sprachen eignen sie sich fast alle an: Englisch, Französisch, Malaiisch, Anamitisch, Cambodge und jede Sprache des Landes, in dem sie sich gerade aufhalten; zu großer Fertigkeit bringen sie es darin allerdings selten, weil sie in ihrer Muttersprache weder Conjugation noch Declination und Comparation haben, also z. B. im Pidjenenglisch reden: My washerwoman numbel one washi clothi shop shop (Mich Waschfrau Nummer 1 waschen Kleid schnell schnell, soll heißen: Ich Waschmann ersten Rangs wasche Kleider sehr schnell).

Bis nach Java hin sind die Chinesen im südöstlichen Asien ganz heimisch geworden, und zur Erklärung der auffälligen Thatsache, daß dieselben auf dieser Tropeninsel ihre Rasse so vollkommen typisch eingebürgert haben, ohne doch chinesische Frauen mitgebracht zu haben, bringt unser Verfasser einen Beitrag: die nachgewanderten Chinesen pflegen die halbschlächtigen Chinesinnen zu bevorzugen, welche der Vermischung früher eingewanderter Zopfleute mit den braunen Javaninnen entstammen.

Zum Schluß noch ein Wort über die Gefährdung der britischen Herrschaft über ihr indisches Kaiserreich:

> Die Herrschaft der Engländer in Indien beruht, da sie es nicht verstehen, wie Holländer und Chinesen sich den Landessitten anzupassen oder letztere umzuändern, nur auf Gewalt; denn die vermeintliche Freiheit, welche sie jenen Völkern bringen, wird von diesen Asiaten nicht verstanden; einen mächtigen Gegner haben die Engländer in den indischen Muselmanen. Ich habe so manchen indischen Muselman gesprochen, selten hält einer mit seiner Meinung zurück; alle sind feindlich gegen die Engländer gesinnt und hoffen auf Krieg. Es ist zweifellos, daß diese Völker sich unter englischer Herrschaft sehr wohl befinden; denn diese Regierung ist im allgemeinen gerecht und wohlwollend, aber das wird von den Einheimischen nicht anerkannt. Asiaten wollen nun einmal despotisch beherrscht sein.

Alfred Kirchhoff.

Revue musikalischer Schriften.

(Beschluß aus Nr. 27.)

5. Franz Liszt's Gesammelte Schriften. Herausgegeben von L. Ramann. Erster bis vierter Band. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1881—82. Gr. 8. 28 M.

Der erste Band enthält die bekannte Abhandlung Liszt's über Friedrich Chopin, von La Mara frei ins Deutsche übertragen. In seiner bekannten geistvollen Weise plaudert Liszt über Chopin's Werke im allgemeinen (I), seine Polonaisen (II), Mazurken (III), seine Virtuosität (IV), Individualität (V), seine Fugen (VI), sein Verhältniß zu George Sand (VII) und seine letzten Zeiten und Stunden. Er gibt überall nicht eigentlich Belehrung oder Unterweisung, sondern nur leichte Anregung; wir werden nicht eigentlich mit dem Kunstwerk dadurch vertrauter gemacht, als vielmehr nur in die Stimmung versetzt, die unsere

Empfänglichkeit für dasselbe erhöht. Diese Abhandlungen Liszt's über Chopin's Werke erscheinen gewissermaßen wie Programme zu des Virtuosen Concertvorträgen. Nicht das Kunstwerk selbst wird uns vorgeführt, sondern nur der Eindruck, den es hervorbringen soll.

Der zweite Band der Liszt'schen Schriften enthält „Essays und Reisebriefe eines Baccalaureus der Tonkunst", in das Deutsche übertragen von L. Ramann. Die Essays, 1835 geschrieben, verbreiten sich in der pikanten, aber doch immer nur die Oberfläche berührenden Weise Liszt's über die staatliche Stellung der Künstler in der Gegenwart im Vergleich zur Vergangenheit. Nachdem er die misliche Lage der Künstler ausführlich besprochen hat, kommt er zu Vorschlägen zur Gründung eines allgemeinen Weltvereins, dessen Aufgabe er in acht Paragraphen näher bestimmt. Es ist nicht nöthig, hier näher darauf einzugehen, da ja Liszt selber nichts weiter gethan hat, um seinen Vorschlägen Verwirklichung zu verschaffen. Er hat allerdings den Allgemeinen Deutschen Musikverein gegründet, der aber doch wol jenem Programm von 1835 sehr wenig entspricht. Dort wendet sich Liszt noch mit Eifer und Ernst gegen das schädliche Coterie- und Cliquenwesen in der Kritik und den öffentlichen Concertinstituten; gerade dies aber fand in dem Allgemeinen Deutschen Musikverein seinen entschiedensten Ausdruck.

Die weitern Abhandlungen über „Deutsche Volksausgaben" (1836), über Meyerbeer's „Hugenotten", „Schumann's Klaviercompositionen" u. dgl. sind immerhin auch heute noch lesenswerth, weniger die „Reisebriefe" (1835—40), die nur einiges Material für die Biographie des großen Virtuosen bieten.

Der dritte Band bringt unter dem Titel „Dramaturgische Blätter" die bekannten Abhandlungen Liszt's über „Tanhäuser und der Sängerkrieg auf der Wartburg" (1849), „Lohengrin" (1850), „Der Fliegende Holländer" (1850), und „Rheingold" (1855). Es ist nicht nöthig, auf diese Schriften hier näher einzugehen, da ihre Tendenz hinlänglich bekannt ist. Die Freunde Wagner's werden sich an dem warmen Enthusiasmus, mit welchem Liszt für das „Kunstwerk der Zukunft" seinerzeit zuerst eintrat, immer wieder erfreuen und sich den Genuß durch die mancherlei Gewaltthätigkeiten, welche der Verfasser an Logik, Geschichte und Aesthetik verübte, nicht weiter stören lassen. So war nach Liszt's Meinung die Oper seit ihrem Erblühen mehr nach Deutschland importirt als hier heimisch, und um zu dem Satz zu kommen, daß Wagner der Begründer der deutschen Oper, des musikalischen Dramas ist, wird alles auf den Kopf gestellt. Da soll Mozart's Oper nicht deutsch sein, weil er für italienisch gebildete Sänger geschrieben hat; die Gluck's nicht, weil er für das pariser Publikum schrieb: als ob deshalb, weil Mozart's Oper von italienischen Sängern gesungen wurde und Gluck's Oper den Parisern gefiel, diese Werke undeutsch würden; „Beethoven ließ sich dadurch abschrecken", meint Liszt weiter, „daß seine Oper «Fidelio» zwanzig Jahre (!?) unbeachtet geblieben, eine zweite zu schreiben." Dadurch ist doch aber auch „Fidelio" nicht undeutsch geworden. Endlich soll Weber's „Oberon" im Auslande (in England) ein besseres Schicksal gehabt haben als seine „Euryanthe" im Inlande, und Liszt meint, daß der Meister bei längerm Leben nur für England noch Opern componirt haben würde; nun hat aber „Oberon" in England thatsächlich weit weniger Erfolg gehabt als der „Freischütz" und „Preciosa", und Weber war mit seiner Aufnahme in London durchaus nicht zufrieden. Was aber hat denn der Erfolg eines Kunstwerks mit der Nationalität zu thun? Händel's Oratorien sind deutsch im wahren Sinne des Worts, obgleich sie in England und in englischer Sprache componirt wurden.

Aehnlichen unhaltbaren Behauptungen begegnet man auch in der Abhandlung über „Hector Berlioz und seine Harald-Symphonie". Der erste Abschnitt behandelt das Lieblingsthema Liszt's und seiner Parteigenossen in dem Satz: „Der Künstler kann das Schöne außerhalb der Regeln der Schule verfolgen, ohne befürchten zu müssen, es dadurch zu verfehlen", der im Grunde immer einen Irrthum enthält. Versteht man unter „Regeln der Schule" die allgemeine ewige Gesetzmäßigkeit, von der auch das Kunstwerk niemals ausgeschlossen sein kann, dann ist jener Satz grundfalsch; denn außerhalb dieser Gesetzmäßigkeit ist das Schöne nicht zu finden. Faßt man aber den Begriff Schule in seiner Beschränkung als Nachahmung eines bestimmten Meisters, dann ist der oben citirte Satz ganz überflüssig; denn in diesem Sinne ist die Schule überhaupt bedeutungslos für die Schöpfung wie für die Kritik des Kunstwerks. Die ganze auf den erwähnten Satz basirte Beweisführung gipfelt in dem durchaus falschen Schluß: die Kritik hat sich dem Genius immer feindlich gegenübergestellt, folglich ist auch Berlioz und sind fernerhin Wagner und Liszt Genies, weil auch sie mit der Kritik in Widerspruch traten und wie jener gegen die Gewohnheit sich versündigten. Nicht besser steht es mit der Beweisführung des zweiten Abschnitts, in welchem Liszt die Programmmusik zu rechtfertigen sucht; auch das ist ihm nur mit Hülfe von Trugschlüssen möglich. Er beruft sich zunächst auf das Capriccio von Johann Sebastian Bach: „Auf die Entfernung eines sehr theuern Bruders", und knüpft daran einige maliciöse Bemerkungen über die Gegner der Programmmusik, ohne zu bedenken, daß eben dieses Beispiel lauter als alle Widerlegungen gegen ihn spricht. Unter den Tausenden von Tonsätzen, welche Johann Sebastian Bach geschrieben, ließ sich nur ein einziger, und noch dazu eine Gelegenheitscomposition aus seiner frühesten Jugend auffinden, den Liszt für sich anführen konnte. Hatte Bach wirklich nur in diesem einen Capriccio einen „poetischen Inhalt" darzulegen, „handhabte, gruppirte und verkettete er in allen seinen andern Werken", denen er kein Programm beigab, „nur Töne nach gewissen traditionellen Regeln"? Sind die Compositionen dieses Meisters wirklich unbedeutender als die Programmsonaten von Johann Kuhnau oder die Programmmusik von François

Couperin u. a.? Nach Liszt's Beweisführung müßte man es annehmen, während doch gerade das Umgekehrte der Fall ist. Nur die kleinen Meister bedürfen des Programms, die großen wissen und lernen, daß die Musik erst dann ihren specifischen Ausdruck gewinnt, wenn sie nur in Tönen denkt und dichtet. Daß bei einzelnen die Bilder und Ideen, unter deren Herrschaft sie ihre Kunstwerke schufen, sich so lebendig wirksam erwiesen, daß sie nach einer nähern Bezeichnung drängten, wie bei Beethoven in der Eroica oder der Pastoral-Symphonie, hebt diesen Satz nicht auf, sondern bestätigt ihn nur. Wir danken es dem Meister, wenn er unserer Phantasie in dieser Weise zu Hülfe kommt; aber es ist ein sehr zweifelhafter Genuß, wenn der Componist uns zur Vergleichung seines Programms mit seinem in Tönen dargestellten Werke zwingen will. Bei alledem bleiben jene ältern Meisterwerke auch ohne die programmähnliche Beigabe immer noch genußreich, was bei der Programmmusik der Neuzeit nicht der Fall ist. Die ganze Richtung hat in einer vollständigen Verkennung des Wesens von Form und Inhalt ihren Grund. Die Musik kann ihren Inhalt nicht darlegen in der Weise, wie das in Worten geschieht, sondern sie muß ihn gestalten wie jede andere Kunst; inhaltslose Formen, wie sie Liszt sich meist denkt, gibt es gar nicht. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, erscheinen auch die weitern Erörterungen, die Liszt dann in den nächsten Abschnitten an die „Harald-Symphonie" knüpft, ziemlich unfruchtbar. Ueberall kämpft er für die subjective Willkür des vermeintlichen Genius, was um so bedenklicher erscheint, je weniger willkürlich in der Regel der wahre Genius verfährt, je seltener die Willkür als eine dem Genie anhaftende Eigenschaft sich bemerklich macht.

Wie wenig Liszt bei seinen Causerien auf eine wirklich objective Betrachtung der von ihm behandelten Gegenstände bedacht ist, sondern wie er sich nur immer bemüht, durch Hinweis auf die Werke anderer Meister seine eigene selbstschöpferische Thätigkeit zu rechtfertigen, das ersieht man recht klar aus den Essays des vierten, „Aus den Annalen des Fortschritts" betitelten Bandes seiner Schriften. Die lange Abhandlung über Robert Schumann ist augenscheinlich nur geschrieben, um diesen Meister als „den Autor zu bezeichnen, der in seinen Klaviercompositionen die Bedeutung des Programms am vollständigsten erfaßt und für seine Anwendung die vorzüglichsten Beispiele gegeben hat". Hätten sich Liszt und seine Gesinnungsgenossen mit solchen Andeutungen über den speciellen Inhalt einzelner Tonstücke begnügt, wie sie Schumann gibt, dann würde gewiß kein Mensch etwas dagegen eingewendet haben, ebenso wenig wie es bei Schumann und der langen Reihe von Meistern vor und nach ihm geschehen ist, die in ähnlichen Fällen das gleiche Verfahren beobachten. Aber dies ist doch von dem der sogenannten Programmmusiker wesentlich verschieden. Während jene durch eine einfache Bezeichnung, oft nur durch ein Wort die Art der Erregung andeuten, welche das betreffende Bild, das sie in Tönen uns vermitteln, in ihrer Phantasie erzeugte, wollen die Programmmusiker den ganzen Zeugungs- und Gestaltungsproceß in Worten wiedergeben, um so das betreffende Tonstück erst verständlich zu machen. Das Unkünstlerische eines solchen mechanischen Verfahrens liegt klar zu Tage. Dort spricht die Musik immer noch nur durch sich selbst; die einfache Bezeichnung eines Tonstücks als Novellette, Kinderscene, Ballscene, Blumenstück, Humoreske u. dgl. erscheint nur als dankenswerther Fingerzeig, der auch fehlen könnte. Der Programmmusik dagegen wird das Wort zur Nothwendigkeit; sie wird nur durch dieses verständlich und erscheint dadurch entschieden herabgedrückt, weil sie eben nicht durch sich selbst verständlich ist. Es ist deshalb auch ganz falsch, wenn Liszt meint: „daß zur Erfüllung aller Bedingungen eines Programms eine höhere geistige Bildung als zum Schaffen specifischer Musik erforderlich ist". Mit dem folgenden Satze: „Wohl kann der Instrumentalcomponist durch Erhabenheit des Gefühls und Gewalt der Formen höher als jeder andere und sogar zu einer Höhe hinaufsteigen, zu welcher kein Programm ihm zu folgen vermag", hat er selber die Unhaltbarkeit seiner ganzen Programmtheorie glänzend dargethan, und der Nachsatz: „Die Aufgabe desjenigen jedoch, der sich an ein Programm bindet und somit selbst einen Vergleichungspunkt für sein Schaffen bietet, ist keine geringere", steht im directen Widerspruch mit dem Vordersatz. „Inspiration und Formvollendung", die nach Liszt „bei dem erstern maßgebend sind", können doch wahrhaftig nicht durch das Programm ersetzt werden, das uns höchstens nur in die geheimen Mysterien jener beiden einzuführen versuchen müßte, was ihm indeß nie ganz gelingen wird; denn nur dadurch wird die Musik zur selbständigen Kunst, daß sie das offenbart, was das Wort unenthüllt läßt. Auch in dieser Abhandlung entwickelt er wieder die seltsamsten Anschauungen über die historische Entwickelung unserer Kunst. Wörtlich heißt es:

> Die Musik hatte sich eine Sprache zu bilden. Sie mußte die Harmonie gestalten, damit die Melodie aufhöre, eine rein instinctive Ausdrucksweise, ein beredtes Seufzen und verworren unsicheres Stammeln zu sein, damit sie zum klar ausgeprägten Gedanken und Gefühl werden könne. Die Harmonie sollte ihr, dieser Zwillingsschwester der Sprache, alle die Elemente verleihen, welche sie selbst sich mit der Zeit errungen hatte, und durch die sie mittels ihres Reichthums, ihrer Elasticität und Mannichfaltigkeit befähigt worden war, den von ihr behandelten Stoff zur Kunstform zu erheben.

Man würde solche und ähnliche Aussprüche Liszt's ruhig als das, was sie sind, als tönende Worte ohne thatsächliche Begründung, unbeachtet lassen können, wenn sie nicht gerade ein gut Theil der Begriffsverwirrung verschuldeten, aus welcher hauptsächlich die sogenannte Neudeutsche Schule hervorgegangen ist.

Die durchaus falsche Anschauung, daß die Musik eine Sprache ist, wurde ganz besonders verhängnißvoll für die Entwickelung derselben in unsern Tagen; durch sie namentlich ist die Formverwilderung herbeigeführt worden.

Die Musik darf immer nur als Kunst behandelt werden: sie ist so wenig Sprache, daß diese selbst vielmehr, wenn sie Kunst werden soll, die musikalischen Darstellungsmittel, Accent, Rhythmus und Reim, ganz bewußt zur Anwendung bringen muß. Grundfalsch ist es auch, daß die Harmonie erst die Melodie zur Kunstform erhebt; einfache Lieder, selbst Tanzmelodien können Kunstformen sein wie nur die vollendetsten mehrstimmigen Tonstücke. Auch an Naivetäten fehlt es in diesen Essays nicht. So heißt es:

Die dem Ende des vorigen Jahrhunderts angehörenden Umgestaltungen haben die Tonkunst auf einen Punkt gebracht, von dem aus sie endlich beginnen konnte, in der „Freiheit ihrer Kraft" zu wandeln.

Und weiterhin:

Beethoven, an der Hand seines Genius stark wie ein Ringer, trauernd wie ein Enterbter, strahlend wie ein Himmelsbote — Beethoven war es, der den Uebertritt unserer Kunst aus ihrer begeisterten Jugendperiode in die Zeit ihrer ersten Reife entschieden bezeichnete.

Es wäre interessant zu wissen, ob Liszt ernstlich die Vorgänger Beethoven's: Haydn und Mozart, in die unreife Jugendzeit der Kunst, somit Gluck, Händel und Bach in die Klippschule, Palestrina und seine Zeitgenossen in die Spielschule versetzen will. Bei unsern ästhetisirenden Dilettanten fallen derartige Phrasen nicht weiter ins Gewicht; aber als Aussprüche eines unserer größten Künstler, der noch dazu den Anspruch erhebt, der Gründer einer neuen Schule zu sein, erscheinen sie doch mehr als bedenklich. Wie es mit der von Liszt betonten „Freiheit der Kraft" der Tonkunst bestellt ist, das haben wir schon angedeutet; es ist nichts weiter als die subjective Willkür, die mit dem Genius in der Regel nichts gemein hat.

Wir erwähnen hier gleich noch einer dem großen Künstler dargebrachten Huldigungsschrift:

6. Franz Liszt. Eine Charakterstudie von Otto Leßmann. Berlin, Behr. 1881. 8. 1 M. 20 Pf.

Das Schriftchen ist „dem unvergleichlichen Meister Franz Liszt zum 22. October 1881 seinem siebzigsten Geburtstage in Dankbarkeit und Verehrung gewidmet", und so darf man eine objective Würdigung nicht erwarten, zu der Leßmann wol auch an sich nicht allzu viel Beruf haben dürfte, da auch er hauptsächlich nur mit hochtönenden Phrasen zu operiren versteht. Schon auf der zweiten Seite gipfelt der byzantinische Bombast jener Darstellung in folgendem Ausspruch:

Wer die Doppelnatur Liszt's, die dämonische und die göttliche, unter den Brennpunkt vorurtheilsloser und aufrichtiger Beurtheilung zu stellen vermag, dem wird allenfalls die Erkenntniß dieser vielleicht einzigen Künstlererscheinung zutheil werden. Leider haben Haß, Neid und Bosheit sich bemüht, Schleier auch vor die Sonne zu ziehen (!); aber die unerschöpfliche Leuchtkraft, die von ihr ausstrahlt, ist nicht zu verfinstern, selbst nicht durch jene drei Dämonen der Finsterniß. Groß und erhaben über dem kleinlichen Getriebe geschäftiger Pygmäen thront der Olympier über den Häuptern der Menschheit.

Mit solchen und ähnlichen „poetischen Bildern" hilft sich der Verfasser durch bis zur Lebensskizze Liszt's, welche aber nur hinlänglich bekannte Daten gibt. Auf den letzten Seiten macht er dann noch den Versuch, die künstlerische Wirksamkeit Liszt's zu charakterisiren, der ihm indeß auch nicht sonderlich gelungen ist. Seine Vertheidigung der Programmmusik und speciell der symphonischen Dichtung ist jedenfalls die unglücklichste, die bisher versucht wurde. Er hat zunächst versäumt, sich die Bedeutung der Form für das Kunstwerk klar zu machen, und verwechselt sie deshalb immer in der bedenklichsten Weise mit Schablone. Er sagt:

Wer den Standpunkt vertritt, daß in der Form allein oder doch in erster Linie die Bedeutung des dichterischen Kunstwerks liege, der wird natürlich die ererbte Schablone an jede Kunstschöpfung legen und prüfen, wie weit er damit zu seinem Recht kommt. Wer aber im Musiker zuerst den in Tönen schaffenden Poeten erblickt, wird sich gestehen müssen, daß die abstracteste der Künste an eine durch die Schablone festgestellte und unwandelbare Form nicht gebunden sein kann. Wäre diese Behauptung falsch, so würden wir überhaupt keine musikalischen Formen haben; denn dieselben sind im Verlaufe der Jahrhunderte nach und nach entstanden, je nach den Bedürfnissen bahnbrechender Genies. Und was frühern Zeiten gestattet war, muß auch der unserigen gestattet sein, kommen nur die rechten Fortschrittspioniere, die berufen sind, Schranken einzureißen und der Phantasie freien Raum zu schaffen zur Erzeugung neuer Formen. Das künstlerische Entwickeln musikalischer Gedanken schafft die künstlerische Form für ein Tonstück, und in diesem Sinne sind die symphonischen Dichtungen Liszt's formell vollständig abgerundete Kunstwerke. Passen sie als solche nicht unter die Schablone älterer Formen, so sind es eben neue, die einem eigenartigen Inhalt zu neuem, eigenartigem Ausdruck dienen.

Wir geben den ganzen Satz, weil er ebenso von der Begriffsverwirrung wie von der seltsamen Logik des Verfassers Zeugniß gibt. Vielleicht wird ihm das Verhältniß von Schablone und Form am leichtesten klar, wenn wir ihn an die Thätigkeit der Stubenmaler oder der Wäschezeichnerinnen erinnern gegenüber der freien künstlerischen Thätigkeit eines Blumenmalers; jene bedienen sich der zur Schablone verhärteten Form bei ihrer Thätigkeit, der Künstler erfaßt dagegen die Form als lebendigen Organismus, dem er seine eigene Individualität aufnöthigt, aber niemals als Schablone. Eine solche haben nur kleine Geister mit engem Gesichtskreis sich zurechtmachen wollen, aber mit ebenso wenig Erfolg wie jene sogenannten Genies, welche formzertrümmernd in das Musikgebiet einbrachen. Die großen Meister der Musikformen waren die echten „in Tönen schaffenden Poeten", die andern, die formzertrümmernden, sind höchstens nur geschickte „Illustratoren" geworden. Daß auch die Andeutungen über den Gang der Formentwickelung unlogisch und falsch sind, bedarf nach alledem keiner weitern Darlegung.

Einen recht freundlichen Eindruck macht ein wenig umfangreiches Werk:

7. Zur Geschichte der Tonkunst in Deutschland von den ersten Anfängen bis zur Reformation. Eine Reihe verschiedener Abhandlungen von Wilhelm Bäumker. Freiburg i. Br., Herder. 1881. 8. 1 M. 60 Pf.

In einzelnen Abhandlungen hat der Verfasser mit Fleiß und Umsicht das Wissenswürdigste über die betreffenden

Stoffe zusammengetragen. Sie betiteln sich: „Gesang und Musik in alter Zeit bis zur Einführung des christlichen Kirchengesangs“ (I); „Einführung des Christenthums. Gregorianischer und gallikanischer Gesang“ (II); „Karl der Große als Musikfreund. Seine Bemühungen um die Einführung des Gregorianischen Gesangs“ (III); „Notker der Stammler und seine Freunde im Kloster St.-Gallen“ (IV); „Musikschriftsteller und Lehrer bis zum Ende des 15. Jahrhunderts“ (V); „Leben und Treiben der Musikanten. Ihre Stellung in Staat, Kirche und Gesellschaft“ (VI); „Die Entwickelung des resp. geistlichen Volksliedes vor der Reformation, mit besonderer Berücksichtigung der liturgischen Stellung desselben“ (VII); „Luther“ (VIII); „Der mehrstimmige Kunstgesang vor der Reformation“ (IX). Es sind weniger eigene Forschungen, als vielmehr interessante Zusammenstellungen des an verschiedenen Orten zerstreuten Materials. Zu bedauern ist nur, daß des Verfassers historischer Blick durch confessionelle Beschränktheit arg getrübt wird. Er ist augenscheinlich Katholik, wahrscheinlich katholischer Priester; daher sucht er als solcher Luther's Verdienste um den deutschen Kirchengesang wie den Einfluß der Reformation auf die gesammte Entwickelung der Tonkunst ganz ungerechtfertigt herabzuwürdigen. Mit einer Kritik, wie sie Severin Meister oder hier Wilhelm Bäumker an den Luther zugeschriebenen ersten Melodien des evangelischen Kirchengesangs üben, könnte man die sämmtlichen Gregorianischen Melodien auf wenig mehr als ein Dutzend feststehende Formeln reduciren, und in diesen würde man dann auch die Grundformeln für den ganzen Minne- und Meistergesang und den Volksgesang wiederfinden. Auch Luther war schon als Currendeschüler vollständig mit ihnen vertraut geworden, und sie boten sich ihm gewiß ebenso unbewußt dar, als er für seine deutschen Lieder Melodien brauchte, wie den Componisten bis auf den heutigen Tag die ewig feststehenden, auf Tonleiter und Accord basirten Phrasen und Motive. Nicht darauf kommt es beim Kunstwerk an, wieviel nach dieser Seite neu an ihm ist, sondern vielmehr darauf, wie das Alte zu neuen Formen verwendet wird. In seltsamer Verblendung übersehen die katholischen Musikhistoriker, daß der protestantische Choral dadurch, daß er die knappere und streng nach dem in der neuen (unserer modernen) Tonleiter begründeten Princip gegliederte Form des Volksliedes annahm, wesentlich vom Gregorianischen Choral unterschieden ist. Das alte System der Kirchentonarten ließ eine solche Gliederung gar nicht zu. Durch sie aber wurde erst die Weiterentwickelung der andern Formen, der Motette, des Hymnus, der Cantate, des Oratoriums u. s. w. möglich. Durch diese neue Form des Chorals ist die protestantische Kirchenmusik vor jener Verwilderung bewahrt worden, in welche die katholische Kirchenmusik durch die Vermischung mit den von Italien her eindringenden Elementen der profanen Musik ausartete. Der alte katholische, der Gregorianische Choral hätte nimmer einen Johannes Eccard, Heinrich Schütz, Leo Haßler, Andreas Hammerschmidt, oder gar einen Georg Gottfried Händel oder Johann Sebastian Bach hervorgehen lassen, noch viel weniger eine ganz neue Kunst, die der Instrumentalmusik. Das sind die nachweislichen, unmittelbaren Ergebnisse der neuen Musikpraxis, die hauptsächlich durch die Reformation angeregt wurde.

8. Musikalische Studienköpfe von La Mara. Vierter Band: Classiker. Leipzig, Knapp. 1881. 8. 4 M.

Anspruchsloser als die frühern erscheint dieser vierte Band. Die Verfasserin hat mit Gewissenhaftigkeit die besten Forschungen verwerthet zu anziehenden und im ganzen auch wohlgetroffenen Lebensbildern der großen Meister unserer Kunst: Mozart, Bach, Händel, Gluck, Haydn und Beethoven. Die seltsame Zusammenstellung entschuldigt die Verfasserin damit, daß sie sich durch die Mozart-Vorstellungen, welche in der letztern Zeit von verschiedenen Bühnen veranstaltet wurden, veranlaßt sah, mit Mozart zu beginnen. Da die Verfasserin keinen Zusammenhang zwischen den einzelnen Biographien beabsichtigt, stört diese Umstellung nicht weiter, und da sie in diesem Bande auch sehr zurückhaltend mit eigenem Urtheil ist, so kann derselbe allen denen empfohlen werden, die sich nicht eingehender mit der eigenthümlichen Stellung eines jeden Meisters bekannt machen wollen.

Ein Werk von wirklich wissenschaftlicher Bedeutung ist:

9. Das Tonsystem unserer Musik. Nebst einer Darstellung der griechischen Tonarten und der Kirchentonarten des Mittelalters. Von Otto Bähr. Leipzig, Brockhaus. 1882. 8. 6 M.

Der Verfasser hat die Aufgabe, die er sich vorsetzte: die Hauptmann'sche wissenschaftliche Begründung unsers Tonsystems in populärer Form darzustellen, mit vielem Geschick gelöst, und wir begegnen zugleich in seinen Auseinandersetzungen mancher feinen Beobachtung der Wirkung des Tonmaterials. Seine Darstellung des Verhältnisses der Intervalle zueinander, seine Construction des diatonischen Systems, der Dreiklänge, Tonarten, Tonleitern, wie seine Lehre von der Fortbewegung der Dreiklänge, der Dissonanz, vom Vorhalt, der Modulation u. s. w. sind klar und überall wissenschaftlich begründet. Nur in Beziehung auf den Charakter der Tonarten ist er wol im Irrthum. Es ist gewiß Thorheit, eine Charakterverschiedenheit nach Art der Aesthetik, wie Schubert, Max Schilling u. a., annehmen zu wollen; aber ganz gleich in ihrer Wirkung können die Tonarten nicht sein, weil es die Töne untereinander nicht sind. Auch die Töne der Tonleiter verhalten sich nicht indifferent zueinander; Terz, Quint und Quart stehen in näherer Beziehung zueinander als die Sext, die Secunde oder die Septime. Dadurch aber muß auch der Charakter der Tonarten beeinflußt werden. Die G-dur-Tonart steht deshalb ganz gewiß in näherer Beziehung zu dem Charakter der C-dur-Tonart als zu dem der D-dur-Tonart oder der A- oder H-dur-Tonart, ebenso wie die E-dur-Tonart ihm näher verwandt ist als jene. Dabei bedingen auch die chromatischen Veränderungen der diatonischen Töne Veränderungen des Charakters der

Tonarten; die E-dur-Tonart muß anders wirken als die G-dur-Tonart, trotz ihrer annähernd gleichen Verwandtschaft mit der C-dur-Tonart, und wie die Erhöhung um einen halben Ton die Wirkung eines Tons verschärft und die Vertiefung sie abdämpft, so erlangen auch die Kreuztonarten helleres Klanggepräge den b-Tonarten gegenüber, deren Colorit mehr dunkel erscheint.

In der ersten Beilage des Werks erhalten wir eine sehr übersichtliche Darstellung des Systems der griechischen Tonarten und der Kirchentonarten. Die zweite Beilage wendet sich gegen Helmholtz; dabei übersieht der Verfasser unsers Erachtens jedoch, daß der berühmte Physiologe als solcher hauptsächlich nur die „Tonempfindung" zum Gegenstande seiner Untersuchung machte, die schon nicht mehr für die Construction eines Tonsystems ausreicht, noch viel weniger für die Schöpfung eines Kunstwerks. Jedenfalls verdient das Werk von Otto Bähr allgemeinste Beachtung.

Neue Romane und Novellen.

1. Der Wandervogel und andere Geschichten von Rudolf Elcho. Berlin, Hofmann u. Comp. 1881. 12. 1 M.
2. Waldnovellen von Julius Stinde. Berlin, Freund u. Jeckel. 1881. Gr. 8. 2 M.
3. Gesammelte größere Erzählungen von Ludwig Aurbacher. Aus den Schriften und dem Nachlaß des Autors zusammengestellt und mit einem Vorwort herausgegeben von J. Sarreiter. Freiburg i. Br., Herder. 1881. 8. 1 M. 50 Pf.
4. Im Rock des Königs. Erinnerungen und Geschichten aus dem Soldatenleben von Hermann Ferschke. Hamburg, Nolte. 1881. 8. 2 M.
5. Fünf Ulanen. Erzählungen aus dem großen Kriege von Veit Ried. Berlin, F. Luckhardt. 1881. Gr. 8. 5 M.
6. Der Verlobte des Fräuleins von Saint-Maur von Victor Cherbuliez. Autorisirte Uebersetzung von G. Renda. Berlin, Grosser. 1882. Gr. 8. 3 M.
7. Eine moderne Abendgesellschaft. Von Gerhard von Amyntor. Dritte Auflage. Berlin, Ißleib. 1881. 8. 1 M.

Ein Kritiker, dem eine größere Anzahl von Werken zur Besprechung vorliegt, ist selten in der Lage, in einem jeden etwas wirklich Gutes und Beherzigenswerthes, das der Erhaltung werth ist, gefunden zu haben. In dieser Lage befinden wir uns jedoch heute gegenüber fast sämmtlichen vorliegenden Romanen und Novellen. Dieselben deuten alle auf berufene Verfasser und bieten nur ganz ausnahmsweise etwas Schales oder Langweiliges, das man ohne Selbstüberwindung nicht genießen kann.

„Der Wandervogel" von Rudolf Elcho (Nr. 1) hat viel Aehnlichkeit mit den nordischen Erzählungen skandinavischer Dichter. Er ist eine platonische Liaison eingegangen mit der modernen amerikanischen Novellistik und hat von beiden das Beste für sich behalten. So ist eine sehr interessante Erzählung entstanden, die anfangs wie eine modernisirte Fortsetzung der „Memoiren des Satans" annuthet, dann jedoch in der großen Erzählung am Schluß sich ausnimmt wie eine Thorwaldsen'sche Arabeske auf dunkelm Grunde. Diese Erzählung söhnt auch mit der skizzenartigen Abfassung des größern Theils der Anfangskapitel aus, indem sie ihnen nachträglich die innere Einheit der psychologischen Motivirung verleiht. Von den auf dem Titel noch angekündigten „andern Geschichten" ist die Novelle „Zaghaft" auf dem Boden der Alten Welt, „Geheilte Spieler" und „Roxane" auf dem der Neuen Welt erwachsen. Es sind Stimmungsbilder, die eine anheimelnde Glut der Empfindung ausstrahlen. Sie schneiden in ihrer erschütternden Tragik, wo diese vorherrscht, dem Leser tief ins Herz; aber da, wo sie heilen und bekehren, fühlt man gleichzeitig die wohlthätige Hand des Arztes und gibt dem Dichter sich ganz gefangen. In „Roxane" allein überläßt er uns am Schluß der baaren Verzweiflung, indem die Heldin, ohne dadurch persönlich einer Idee zu dienen, von der mörderischen Kugel eines Schurken hingestreckt wird, und dies gerade in dem Augenblick, als sie das ersehnte Ziel mit der einen Hand schon erfaßt hat, nach dem der Leser während der ganzen fesselnd und rührend geschriebenen Erzählung bangt. Wahr mag diese entsetzliche Katastrophe sein; poetisch ist sie nicht mehr; denn sie erschüttert nur, sie beleidigt und empört das menschliche Gefühl. Ob übrigens sowol die „Geheilten Spieler" als „Roxane" ganz original sind und nicht amerikanische Vorbilder dabei zu Gevatter gestanden, darüber bin ich im Zweifel. Sie sind theilweise zu specifisch amerikanisch in allem, was einem literarischen Product das Gepräge verleiht, als daß nicht die Möglichkeit wenigstens einer Anlehnung an Fremdes dem kritischen Auge aufstoßen sollte.

In den „Waldnovellen" von Julius Stinde (Nr. 2) ist vor allem eine bestrickende Sprache hervorzuheben, die den Leser wie auf leichten Flügeln auch über Längen fortträgt, deren Vorhandensein daher nicht fühlbarer wird, als es das Interesse verträgt. Und dieses Interesse steigert sich in einigen Erzählungen zur lebhaftesten Spannung. Namentlich ist die unter dem eigenthümlichen Titel „Bello" eingereihte Erzählung vortrefflich empfunden und mit schneidender Consequenz durchgeführt. Aber auch in diesen Erzählungen waltet zum Theil ein poetischer Pessimismus vor, der grausame Opfer verlangt und dessen Berechtigung eine eigene eingehende Abhandlung erfordern würde. Solche liebenswürdig versöhnende Stücke wie „Prinzeß Goldhaar" geben jedoch alles doppelt wieder, was man an Vertrauen und Lebensmuth glaubt dem Moloch des erbarmungslosen Geschicks opfern zu müssen, wenn man den „Bruder Johannes" und „Bello" gelesen hat.

Ein Werk der Pietät hat Joseph Sarreiter vollbracht, indem er die „Gesammelten größern Erzählungen" von Ludwig Aurbacher (Nr. 3) herausgab. Dieselben sind sowol infolge mehrfacher äußerer Anregung wie auch aus dem Bedürfniß herausgegeben worden, dem Autor gerecht zu werden, der in bescheidener Selbstgenügsamkeit es unterließ, ihnen die erwünschte Verbreitung zu verschaffen. Ein Theil dieser Erzählungen ist aus dem Nachlaß geschöpft und erscheint überhaupt zum ersten mal in der Oeffentlichkeit; der andere Theil tritt hier zuerst in Buchform vor den Leser, nachdem er bereits in der von Schenk herausgegebenen „Charitas" zum Abdruck gelangt war. Aurbacher hat vornehmlich Schriften pädagogischen Inhalts im weitern Sinne des Worts veröffentlicht; seine Dichtungen sind mehr Producte der Studien, welche ihn in Form und Inhalt auf die im alt- und mitteldeutschen Wesen wurzelnde Einfachheit und Einfältigkeit im kindlichen Sinne zurückführten. In dieser Verbindung wirken die Erzählungen sehr wohlthuend auf das von der gewürzten Kost unsers Zeitalters übersättigte Herz und Gemüth des einsichtsvollen, kritisch gebildeten Lesers. Sie laufen jedoch nothwendigerweise auch Gefahr, von dem abgestumpften Geschmack der urtheilslosern Menge der Leser in ihrem Werth nicht erkannt zu werden. Aurbacher liebt es, ohne jeden Schmuck zu schreiben und eine Verbindung der Novelle mit dem Märchen herzustellen, die bei ihm eine Art morganatischer Ehe eingegangen sind. So entsteht vor dem Auge des Lesers eine sonderbare Mischung von Dichtung und Wahrheit, die desto mehr anmuthet, je mehr man sich mit ihr beschäftigt, und die sich nicht im ersten Laufe voll ausgibt wie ein verschwenderischer Schuldenmacher, dem man trotz aller Liebenswürdigkeit, mit der er einige Stunden gut unterhält, doch nicht gern wieder begegnet, im Gegentheil, dem man, wenn man ihn einmal genossen, mit Vorliebe aus dem Wege geht.

Ein recht dankbares Unternehmen muß es jetzt sein, Schriften militärischer Färbung in Novellen- und Erzählungsform oder in Form von Skizzen herauszugeben, wenn man anders berechtigt ist, von dem Quantum der erscheinenden Bücher einer Gattung auf deren Absatzfähigkeit zu schließen. Möglich auch, daß nunmehr die Zeit des Gärungsprocesses der Erinnerung an die Feldzugsjahre vorüber ist und daß sich aus diesem Umstande naturgemäß die Zeit der Klärung entwickelt hat, die neue Bücher zeitigt, welche in poetischer Weise in jene Zeit zurückgreifen. Zwei solcher Bücher liegen heute mit vor. „Im Rock des Königs" (Nr. 4), mit einem versificirten Kernspruch eingeleitet, hat Hermann Ferschke zum Verfasser, der in bescheidener Selbstlosigkeit und in sehr passender und geschickter Weise gleich eingangs der ersten Skizze sich als einen Epigonen F. W. Hackländer's bekennt, dessen „Soldatenleben im Frieden" längst das literarische Bürgerrecht in Deutschland erlangt habe. Und es ist kein geringes Wort der Anerkennung, wenn man ihm zugesteht, daß er bei genügender Originalität in der Erfindung dem Meister würdig nachgeeifert hat. Geschichten wie z. B. „Mein Einjähriger" werden auch neben dem berühmten Vorbilde sich in der Gunst der Leser festsetzen, und solche, welche an der Besonderheit des Buchs Freude finden, werden es durchweg mit dem größten Behagen lesen. Eine kräftige Kost, gut und schmackhaft bereitet, mit dem nöthigen Humor, sind diese Erinnerungen und Geschichten auf alle Fälle auch dem Laien interessant und lehrreich, der dadurch einen Einblick in das Wesen und die Wechselfälle des Militärstandes erhält und somit vieles, was ihm sonst nicht einleuchtend ist, richtiger und gerechter beurtheilen lernt.

Nicht minder, aber in ganz anderer Weise hat Veit Ried (jedenfalls pseudonym) in dem Buche „Fünf Ulanen" (Nr. 5) Bilder aus dem großen Kriege geschaffen, die einen Meister der Stilistik und einen ungemein talentvollen Erzähler verrathen. Jede einzelne der Erzählungen ist eine Schöpfung von bleibendem Werth. Es lebt eine die volle Gewalt epischer Schilderung widerspiegelnde hochpoetische Traumwelt in den einzelnen Bildern, so in dem Traume des vom Fieberwahnsinn erfaßten unglücklichen Helden der ersten Erzählung „Hans Hartung", aus der ich nicht umhin kann einige Proben hier anzuführen:

„Da wuchs sie, sie, die ich für Anna gehalten hatte, sie wuchs in die Höhe", erzählte er, „aus meinen Armen, von meiner Brust mußte ich sie lassen, größer und immer größer ward sie und über die schneebedeckten Gefilde Frankreichs kam mit langen, geräuschlosen, majestätischen Schritten eine glänzende hohe Frau gegangen. Ihr Haupt, von dem das Haar in mächtigen goldenen Wellen herabfloß, hielt sie zur Erde gebeugt, und dennoch mußte sie, wie mir schien, die Bäume weit überragen. Ich lag ganz still, meine Augen ruhten fest auf ihr; sie schritt auf mich zu; — sie muß etwas suchen, sagte ich zu mir selbst. Dann bückte sie sich auch nieder, griff etwas auf von der Erde, und als ich nach ihrer Hand blickte, erschrak ich, denn sie hielt in ihr einen Leichnam. Ich kannte den Rock, den die Leiche trug, ich glaubte auch das Gesicht zu erkennen. Es war die Uniform unsers Regiments; einer unserer Kameraden war es, den hatte die große Frau aufgehoben. Nun sah ich auch, daß sie ihr Gewand in die Höhe gerafft hatte und mit der Linken es hielt. Sie trug eine schwere Last, denn nur Schritt für Schritt wandelte sie einher, und immer wieder blieb sie dazwischen stehen, schöpfte tief Athem, wendete sich um, die Rechte über die Augen legend, und schaute hinaus. Nach was sie blickte? Ich weiß es nicht; das aber weiß ich, daß sich auf ihrem königlichen Antlitz eine tiefe Trauer lagerte, und jedesmal, wenn sie sich umgewendet hatte, schien diese Trauer sich vermehrt zu haben. Dasselbe glaubte ich auch wahrzunehmen, wenn sie wieder einen der Todten aufgenommen hatte. Immer ernster, immer stiller, immer trauriger, aber auch immer schöner ward sie. Jetzt stand sie wieder still. Wieder blickte sie hinaus; jetzt schien sie gespannt links hinüber zu lauschen — ich selbst konnte keinen Laut vernehmen — sie aber schritt plötzlich in jener Richtung fort. Da raffte ich mich in wahnsinnigem Entsetzen auf. «Nimm auch mich mit», schrie ich, denn die fürchterliche Angst, vergessen zu werden, hatte sich meiner bemächtigt. Da klang wieder eine Stimme neben mir, tief und hohl, und was sie sprach, machte mich kraftlos zurücksinken. Sie sammelt die Todten ihres Volks."

Ebenso fein humoristisch wie hier groß und gewaltig schildert der Verfasser im zweiten Stück „Konrad Eisen-

decker", wie der Held in einer verzweifelten Stunde nochmals, zum letzten mal, seinen alten Waffenrock anzieht, und da er findet, daß er noch „wie angegossen" sitze, in die an dieser Stelle komisch resignirten Worte ausbricht: „Ich konnte ihn also wieder ausziehen":

Langsam knöpfte ich den untersten Knopf auf: „So geht's in dieser Welt", sagte ich — „wer weiß, was der morgende Tag uns bringt?" Dabei hatte ich den zweiten Knopf gelöst. „Wir glauben uns jetzt am Ende unserer Kraft, wenn trotz des besten Willens unsere Pläne mislingen" — der dritte Knopf war beseitigt — „aber immer neu stachelt die Hoffnung den Todesmüden auf" — auch der vierte glitt durch meine Finger — „eine Dirne, verheißt sie uns baldige, endliche, ganze Erfüllung unserer Wünsche" — das war der fünfte der Knöpfe — „um uns, die von neuem leichtgläubig, statt durch Erfahrung gewitzigt" — fort mit dir, sechster! — „wiederum und nun für immer" — da riß die Klappe auf, daß daran der schultersitzende Knopf in weitem Bogen herabsprang und klappernd auf der Diele hinrollte — „hinab in den Abgrund zu stürzen!"

Auch finden sich manche treffliche Bilder voll feinen Humors wie folgende, wo eben derselbe Eisendecker von sich sagt, als er nach einer Verirrung wieder seiner Herr wird:

Ich hatte eine Zeit lang, ohne es selbst zu wissen, mit meinem eigenen Ich Ball gespielt. Doch ich fing mich wieder, ich war noch nicht ungeschickt genug geworden, mich zur Erde fallen zu lassen.

Unter dem Titel „Der Verlobte des Fräulein von Saint-Maur" von Victor Cherbuliez (Nr. 6) hat G. Renda ein französisches Original verdeutscht, das mit meisterhafter Beherrschung des Stoffs im classischen französischen Stil eine Herzensverirrung, um nicht zu sagen Verwirrung, mit wahrhaft anatomischem Raffinement schildert. Das Buch faßt wie mit eiserner Klammer in des Lesers Herz und hält ihn in athemloser Spannung auch da, wo die Schilderung vom specifisch sinnlichen Theil zu dem mehr idyllischen, übergeht, welcher in Mauburg, dem Wohnort des Fräuleins von Saint-Maur, spielt. Es ist dies ein Buch für jedermann, der die Literatur kennen lernen will und deren Beruf so hoch stellt, daß nur das wahrhaft Gute auf dem Gebiete des Romans vor seinen Augen Gnade findet. Dieser Roman würde, um ihn erschöpfend zu beurtheilen, eine eingehende kritische Darlegung seines Stoffs erfordern, der die jetzige französische Gesellschaft in scharfen Zügen vor das innere Auge bringt. Es muß jedoch genügen, hier auf dieses seltene Buch aufmerksam gemacht zu haben, damit es die verdiente Berücksichtigung finde.

Zum Schluß ist noch einer zur Anti- oder vielmehr Prosemitenliteratur gehörigen Broschüre: „Eine moderne Abendgesellschaft" von Gerhard von Amyntor (Nr. 7), zu erwähnen, die eine dialogisirte Abhandlung über jenes vielbesprochene Thema enthält und mit einem eigenen Résumé des Verfassers schließt. Ohne wesentlich Neues zu Tage zu fördern, hat der Verfasser darin seinen Standpunkt gegenüber der Frage präcisirt. Es wäre alles schön und gut, wenn einem nur nicht immer wieder die Heine'sche Satire von dem „Rabbi und dem Mönch" dabei einfiele. Gegen diese ist nun eben nicht mehr aufzukommen.

Hermann Riotte.

Preußische Geschichte.

1. Geschichte des ersten Schlesischen Kriegs nach archivalischen Quellen dargestellt von C. Grünhagen. Zweiter Band: Bis zum Friedensschlusse von Breslau. Mit einem Plan der Umgegend von Chotusitz. Gotha, F. A. Perthes. 1881. Gr. 8. 8 M.

Mit erfreulicher Schnelligkeit ist dem seinerzeit an dieser Stelle gewürdigten ersten Bande von Grünhagen's ausführlicher „Geschichte des ersten Schlesischen Kriegs" der das Werk abschließende zweite Band gefolgt, welcher die letzten drei Bücher enthält. Das fünfte behandelt vorzugsweise die Geschichte des Klein-Schnellendorfer Vertrags, welcher mit Recht als eine Uebereinkunft bezeichnet wird „nach Form und Inhalt so eigenartig wie kaum eine andere in der Weltgeschichte". Er hat nämlich die Gestalt einer Urkunde, durch welche der bei Friedrich beglaubigte und mit der Vermittelung eines preußisch-österreichischen Friedens beauftragte englische Gesandte Graf Hyndford auf Pflicht und Gewissen bezeugt, als Ohrenzeuge vernommen zu haben, wie der König von Preußen einerseits und der Marschall Neipperg als Bevollmächtigter der Königin von Ungarn andererseits über eine Anzahl von Punkten übereingekommen seien. Man wählte diesen eigenthümlichen Ausweg, weil Friedrich II. den Abschluß eines förmlichen Vertrags wie überhaupt jede eigenhändige schriftliche Verpflichtung abgelehnt hatte. Der Zweck des Abkommens war, Maria Theresia von der Nothwendigkeit eines fernern Kampfes gegen Preußen zu befreien, um ihr die Möglichkeit energischer Abwehr gegen Frankreich und Baiern zu schaffen, ohne ihre Niederlage gleich offen vor aller Welt einzugestehen und Friedrich II. den andern Mächten gegenüber, die um seine Bundesgenossenschaft warben, vorzeitig zu compromittiren. Deshalb vereinbarte man, die Feindseligkeiten zum Schein noch einige Zeit fortzusetzen: der König sollte zum Schein Neisse belagern, dessen Commandant von seiner Herrscherin angewiesen wurde, den Platz nach vierzehn Tagen zu übergeben, und auch die zur Verdrängung der Neipperg'schen Armee aus Schlesien verabredeten Operationen hatten nur den Zweck, das geschlossene Abkommen noch einige Zeit geheim zu halten. Deshalb wurde am Schlusse des Protokolls dem König von Preußen durch die Unterhändler, auch auf Ehrenwort, unverbrüchliches Stillschweigen gelobt. Es ist bekannt, wie die

Verletzung dieser Zusage durch Maria Theresia die Cassirung des ganzen Abkommens durch Friedrich bewirkte, und wie die Erneuerung der thatsächlich schon längere Zeit ruhenden Feindseligkeiten den mährischen Feldzug Friedrich's und den Sieg bei Chotusitz zur Folge hatte. Den erstern behandelt Grünhagen im sechsten, den Kampf bei Chotusitz und die Verhandlungen, die zum Breslauer Frieden führten, im siebenten Buche. Ueberall unterzieht er die bisher herrschende Ueberlieferung einer eindringenden Kritik, berichtigt und erweitert vielfach unsere Kenntnisse der Thatsachen und ihres Zusammenhangs aus der reichen Fülle der Materialien, welche er einheimischen und fremden Archiven verdankt, und weist, den Blick stets auch auf die allgemeinen Verhältnisse richtend, dem ersten Schlesischen Krieg seinen Platz und seine Bedeutung an in der Geschichte des 18. Jahrhunderts.

2. Neuere Geschichte des preußischen Staats vom Hubertsburger Frieden bis zum Wiener Congreß. Von E. Reimann. Erster Band. (Geschichte der europäischen Staaten von Heeren und Ukert. Lfg. 43, Abth. 1.) Gotha, F. A. Perthes. 1882. Gr. 8. 10 M.

Die eifrige Thätigkeit, welche neuerdings in Bezug auf die Geschichte Friedrich's des Großen in den Kreisen unserer Historiker herrscht, hat sich naturgemäß zunächst den Anfängen des großen Königs und dann dem gewaltigen Ringen desselben während des Siebenjährigen Kriegs zugewandt, die spätern, weniger glänzenden Jahre desselben aber fürs erste noch mehr außer Acht gelassen. Um so erfreulicher ist die vorliegende Arbeit E. Reimann's, eines Schülers von Stenzel und verdienten breslauer Schulmannes, der sich schon früher durch eine wohlgelungene historische Monographie vortheilhaft bekannt gemacht hat. Derselbe will die Geschichte des preußischen Staats von 1763—1815 auf Grund einer erneuten und erweiterten Durchforschung des archivalischen Quellenmaterials zur Darstellung bringen. Der vorliegende erste Band des Werks gibt davon einen vielversprechenden Anfang, indem er die Zeit vom Ende des Siebenjährigen Kriegs bis zur ersten Theilung Polens behandelt. Sachlich und dem Umfange nach steht die letztere im Vordergrunde, und insofern mit vollem Recht, als Reimann gerade in diesem vielbehandelten und vielumstrittenen Punkte zu Ergebnissen kommt, welche von denen seiner Vorgänger wesentlich abweichen. Während man nach der 1872 erschienenen Arbeit von Adolf Beer die eigentliche geistige Urheberschaft der Theilung Polens bei Rußland suchte, und daß dessen Entwürfe ausführbar geworden, der unklugen, ländergierigen Politik Oesterreichs zuschrieb, von Friedrich II. aber nur gelten lassen wollte, derselbe habe die ohne sein Zuthun und gegen seinen Willen entstandene Bewegung geregelt und geleitet und so zu einer Umgestaltung der Machtverhältnisse im Nordosten reifen lassen, kann es nach den von Reimann beigebrachten Argumenten, die zumeist aus des Königs eigener Correspondenz stammen, nicht mehr zweifelhaft sein, daß Friedrich II. zuerst den Gedanken an eine Theilung Polens gehegt und ausgesprochen, ja daß er schon gegen Ende 1768 Rußlands Stellung zu einem solchen Projeet vorsichtig hat erkunden lassen. Damals fand er damit noch keine gute Aufnahme. Als aber nachher Rußland infolge des Türkenkriegs in einen Conflict mit Oesterreich zu gerathen und dann möglicherweise selbst Preußen gegen sich auftreten zu sehen fürchten mußte, da kam es seinerseits auf den früher abgewiesenen Vorschlag Friedrich's II. zurück und verständigte sich mit diesem, der freilich lange nicht so viel erwarb, wie er zu gewinnen beabsichtigt hatte; und so wurde denn auch Oesterreich schließlich nach langem Sträuben der Convention zur Vergewaltigung Polens beizutreten genöthigt.

3. Publicationen aus den königlich preußischen Staatsarchiven. Veranlaßt und unterstützt durch die königliche Archivverwaltung. Achter Band: Preußen und Frankreich von 1795 bis 1801. Diplomatische Correspondenzen, herausgegeben von P. Bailleu. Erster Theil. — Neunter Band: Die Gegenreformation in Westfalen und am Niederrhein. Actenstücke und Erläuterungen, zusammengestellt von L. Keller. Erster Theil. Leipzig, Hirzel. 1881. Gr. 8. 28 M.

Die auf Anregung des Fürsten Bismarck unter der Oberleitung H. von Sybel's begonnenen Publicationen aus den preußischen Staatsarchiven nehmen einen richtigen und sehr erfreulichen Fortgang. Da es sich um die Zugänglichmachung wichtiger Materialien für die Forschung handelt, so wendet sich die Sammlung zunächst naturgemäß an die eigentlich gelehrten Kreise. Die gut geschriebenen Einleitungen aber, welche die Actenstücke und Auszüge aus solchen begleiten, rücken die allgemein interessanten Punkte daraus dem Verständniß auch der nicht fachgelehrten Leser nahe. In besonderm Grade ist das mit diesen beiden Bänden der Fall: in dem einen gibt P. Bailleu kostbare, zum Theil aus dem Archiv des französischen Ministeriums des Aeußern stammende Materialien zur Geschichte der preußischen Politik seit 1795, welche über viele bisher controverse Fragen ein ganz neues Licht verbreiten, in dem andern L. Keller die actenmäßige Geschichte der Vorgänge, durch welche die bereits begonnene Einführung der Reformation in Westfalen und am Niederrhein wieder aufgehalten und beide Gebiete zu festen Burgen des Ultramontanismus gemacht wurden. Hans Prutz.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von dem vorzüglichen Werke von Max Duncker: „Geschichte des Alterthums", ist der sechste Band der dritten, vierten und fünften Auflage ausgegeben worden (Leipzig, Duncker u. Humblot). Dieser Band bringt die Fortsetzung der Geschichte Griechenlands und enthält das zwölfte Buch: „Das neue Fürstenthum und die untern Stände", und das dreizehnte: „Die Befestigung der Aristokratie in Sparta und die Entwickelung der Demokratie in Athen". Wir stoßen hier auf einige der interessantesten Kapitel, wie auf diejenigen, über den Messenischen Krieg, über die Solonische und Lykurgische Verfassung. Wie immer in diesem Werke ist die politische und Culturgeschichte auf das engste verschmolzen, und wo der Historiker das Gebiet der Literaturgeschichte betritt, weiß er geschmackvolle Porträts auszuführen. Die von ihm geschilderte Epoche kann als die Blütenepoche der griechischen Lyrik angesehen werden: so erhalten wir sehr ansprechende Charakteristiken von Alkäos und Sappho, Theognis, Solon und Tyrtäos. Mit Ausnahme der Sappho, der Sängerin der Aphrodite, der zehnten Muse, können alle diese Dichter für politische Lyriker gelten; ihre Gedichte haben die Geschichte ihrer Zeit zur Voraussetzung und werfen wiederum auf dieselbe ein aufhellendes Licht. Wenn man dem Duncker'schen Werke nachrühmt, daß die Darstellung sich in einem maßvollen, edeln und ungezwungenen fließenden Stil hält, so ist dies keineswegs ein selbstverständliches Lob bei einem historischen Werke; denn viele unserer Historiker, seit der Zeit des Johannes von Müller, gefallen sich in einem etwas dunkeln, forcirten Stil, als fürchteten sie, sich zu sehr dem vulgus profanum zu nähern, wenn sie sprächen, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist.

— Von Charles Kingsley's Roman „Hypatia, oder Neue Feinde mit altem Gesicht", ins Deutsche übertragen von Sophie von Gilsa (Leipzig, F. A. Brockhaus) ist die dritte Auflage erschienen. Seitdem das Interesse an Aegypten durch die Romane von Georg Ebers zu einer Mode der Zeit geworden ist, wird man auch dem Kingsley'schen Roman, welcher in einer etwas spätern Epoche spielt als irgendeiner der Romane von Ebers, wieder eine erhöhte Theilnahme zuwenden. Der Schwerpunkt der Schilderungen liegt in dem Kingsley'schen Roman aber nicht auf der Aeußerlichkeit der Cultur und der Sitte, sondern auf den Glaubens- und Gedankenkämpfen und der Entwickelung des innern Lebens. Einige Schilderungen, wie diejenigen der tumultuarischen Bewegungen in Alexandrien und des Todes der Hypatia, sind von ergreifender Lebendigkeit. In dem Vorwort, welches Christian Karl Josias Bunsen der Uebersetzung vorausschickt, werden die Verdienste des Romans in hohem Maße gewürdigt; Kingsley wird über Walter Scott gestellt, dessen Romane wie sein Talent ihre leichterkenntliche Grenze hätten; der Schöpfung Kingsley's wird von dem berühmten Theologen seltene Tiefe des Genies und Umfang und Mächtigkeit des Talents nachgerühmt.

— Die von Bernhard Seuffert in Neudrucken herausgegebenen „Deutschen Literaturdenkmale des 18. Jahrhunderts" (Heilbronn, Gebr. Henninger) bringen auch J. W. L. Gleim's „Preußische Kriegslieder von einem Grenadier" mit einer sehr eingehenden literarhistorisch-kritischen Einleitung.

— Johann August Eberhard's „Synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache" erscheint in dreizehnter Auflage nach der von Friedrich Rückert besorgten zwölften Auflage durchgängig umgearbeitet, vermehrt und verbessert von Otto Lyon und F. Wilbrandt, mit Uebersetzung der Wörter in die englische, französische, italienische und russische Sprache von D. Asher und Professor August Boltz (Leipzig, Grieben). In der Vorrede zur dreizehnten Auflage sagt Lyon: „Die Gunst, deren sich Eberhard's «Synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache» unausgesetzt in weiten Kreisen zu erfreuen hatte, bewog die Verlagshandlung, eine neue Auflage zu veranstalten. Die Gegenwart muß natürlich ganz andere Anforderungen an ein solches Wörterbuch stellen, als die Zeiten von Eberhard, Adelung und Campe. Eine durchgreifende Neubearbeitung des Buchs erschien daher dringend geboten, um so mehr, als die Verbefferungen, welche dasselbe seit 1802 erfahren hatte, nicht so einschneidender Natur waren, daß durch dieselben wesentliche Mängel beseitigt worden wären. So litt auch noch die zwölfte Ausgabe an philosophischen Künsteleien und scholastischen Spitzfindigkeiten in den Begriffsbestimmungen der Wörter; die Hauptmängel des Buchs aber lagen in der unzureichenden historischen Forschung und in der ungenügenden Berücksichtigung des Sprachgebrauchs unserer deutschen Classiker. In der vorliegenden dreizehnten Ausgabe ist nun der Versuch gemacht worden, diese Mängel zu beseitigen. Viele Worterklärungen und Begriffsbestimmungen, die ohne Rücksicht auf das Leben der Sprache a priori construirt waren (wie das ja vor der Begründung der deutschen Philologie durch die Gebrüder Grimm fast allgemein üblich war), sind durch andere ersetzt worden, die auf Beobachtung des Sprachlebens der Gegenwart, wie des Sprachgebrauchs unserer Classiker beruhen. Zahlreiche Beispiele aus Luther's, Lessing's, Klopstock's, Schiller's, Goethe's u. a. Werken sind den einzelnen Artikeln beigefügt worden. Um für das Werk die nöthige historische Begründung zu gewinnen, mußte auch etymologischen Erörterungen in größerm Umfange als in frühern Auflagen Raum gegeben werden. Ist doch in vielen Fällen das Zurückgehen auf die sinnliche Grundbedeutung eines Worts das einzige Mittel, um eine klare Anschauung von dem Begriffe desselben zu erhalten. Dabei ist aber das anerkannt Vortreffliche des Eberhard'schen Buchs beibehalten und namentlich die eigentliche Bestimmung desselben nie aus den Augen verloren worden." In der That ist das „Handwörterbuch" in seiner jetzigen Gestalt durchaus empfehlenswerth, wenn man auch zugeben muß, daß die Unterscheidungen der einzelnen Synonymen bisweilen sich in eine Subtilität verlaufen, welche auch von den besten Autoren keineswegs immer anerkannt wird.

Bibliographie.

Richthofen, F. Freih. v., China. Ergebnisse eigener Reisen und darauf gegründeter Studien. 2ter Bd.: Das nördliche China. Mit 126 Holzschnitten, einer farbigen Ansicht, 2 Karten und 5 geologischen Profilen. Berlin, D. Reimer. Hoch 4. 32 M.

Schultz, E., Ueber das teleologische Fundamentalprincip der allgemeinen Pädagogik. Mühlhausen i. E., Bufleb. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Das Tabakmonopol vom Standpunkt der Nichtraucher aus beleuchtet. Zugleich eine Epistel an die Tabakraucher aller Parteien. Unsern Reichstagsabgeordneten gewidmet von einem bayerischen Patrioten und Freunde reiner Luft. München, L. Finsterlin. Gr. 8. 20 Pf.

Taylor, B., Ausgewählte Schriften. 2ter Bd. Leipzig, Grieben. 8. 3 M. 60 Pf.

Theu-Bergh, H., Von Feld und Bühne! Kunterbunt. Humoresken. Straßburg, Heinrich u. Schmittner. 16. 60 Pf.

Treutler, P., Fünfzehn Jahre in Süd-Amerika an den Ufern des Stillen Oceans. Gesehenes und Erlebtes. Mit zahlreichen Abbildungen, Karten und Plänen in Lichtdruck, nach eigenen Aufnahmen des Verfassers. 1ster Bd. Leipzig, Weltpost-Verlag. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Turgenjew, J., Der König Lear der Steppe. Erzählung. Aus dem Russischen von A. Gerstmann. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Vischer, F. T., Altes und Neues. 3tes Hft. Stuttgart, Bonz u. Comp. Gr. 8. 7 M.

Westen, W., Ein Münchener Kind in der Fremde. (Helene v. Racowitza.) München, Pollner. 8. 60 Pf.

Anzeigen.

Verlag von Rud. Hartmann, Leipzig.

Nach drei Wochen die zweite Auflage.

In zweiter Auflage erschien soeben:

Den Manen Berthold Auerbach's.

Unter Mitwirkung der hervorragendsten Schriftsteller als: F. Bodenstedt, F. Dahn, G. Ebers, G. Kinkel, J. Lohmeyer, R. Löwenstein, M. Ring, E. Rittershaus, P. K. Rosegger, E. Ziel, Th. Zolling u. A.

zu Gunsten der russischen Juden

herausgegeben von

Edm. Lichtenstein-Anageton.

Der Preis ist auf 1 M. 50 Pf. festgesetzt.

Die Presse hat sich über das Werkchen sehr günstig geäussert; so sagt z. B. der „Kladderadatsch": „«Den Manen Auerbach's» lautet der Titel des schönen, von E. Lichtenstein-Anageton, unter Mitwirkung der hervorragendsten Schriftsteller herausgegebenen Gedenkbuchs, dessen Ertrag für die russischen Juden bestimmt ist. Es ist in Wahrheit ein wohlthuendes Buch."

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien vollständig:

Lorin.

Roman in drei Theilen

von

Graf P. A. Walujew.

Drei Thle. 8. Geh. 18 M.; Geb. 21 M.

Dieser von dem bekannten russischen Staatsmann Graf Walujew verfaßte Roman hat in der petersburger Gesellschaft enthusiastische Aufnahme gefunden und wird durch vorliegende vom Verfasser autorisirte Ausgabe der deutschen Lesewelt zugeführt. Als ein frappantes Lebens- und Sittenbild aus der Hauptstadt des russischen Reichs darf er auch in Deutschland das lebhafteste Interesse in Anspruch nehmen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Tonsystem unserer Musik.

Nebst einer Darstellung der griechischen Tonarten und der Kirchentonarten des Mittelalters.

Von

Dr. Otto Bähr.

8. Geh. 6 M.

Eine gehaltreiche musiktheoretische Schrift von dem frühern Reichstagsabgeordneten und Reichsgerichtsrath Dr. Bähr. Der Verfasser gibt darin auf Grundlage der Lehren, welche Moritz Hauptmann in seinem berühmten Werke „Die Natur der Harmonik und Metrik" entwickelt hat, eine gemeinfassliche Darstellung unsers Tonsystems, um dasselbe dem Verständniss weiterer Kreise von Musikfreunden zugänglich zu machen. Von besonderm Interesse ist seine Vergleichung der Hauptmann'schen Lehren mit den von Helmholtz aufgestellten Theorien.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Deutsche Universität Dorpat

im Lichte der Geschichte und der Gegenwart.

Eine historische Studie auf dem Gebiete östlicher Culturkämpfe.

Zweite Auflage. 8. Geh. 2 M. 50 Pf.

Ein energischer Protest gegen die Vergewaltigungen, mit welchen das Deutschthum in Livland und besonders die deutsche Universität Dorpat von den russischen Slawophilen bedroht wird. Noch vor Erscheinen war die erste Auflage der interessanten und wichtigen Schrift durch Vorausbestellungen erschöpft, weshalb sie bereits in zweiter Auflage vorliegt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Physiologie der deutschen Polizei.

Von

F. Ch. B. Avé-Lallemant.

8. Geh. 6 M.

In dieser neuen Schrift von dem Verfasser des berühmten Werks „Das Deutsche Gaunerthum" wird namentlich auf die schädlichen Wirkungen der alten, zum Theil gegenwärtig noch üblichen Praxis im Bereiche der Sittenpolizei hingewiesen und dagegen die Nothwendigkeit einer nationalen deutschen Polizei betont. Die Ausführungen des Verfassers, auf ein außerordentlich reiches Quellenmaterial gestützt, werden das allgemeinste Interesse erregen.

NORDENSKIÖLD'S Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega

liegt jetzt vollständig vor und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

2 Bände. 60 Bogen. Geh. 22 M. (Auch in 22 Lieferungen à 1 M.) Geb. 26 M.

Mit 2 Porträts in Stahlstich, 500 Abbildungen in Holzschnitt und 19 Karten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hypatia,

oder Neue Feinde mit altem Gesicht.

Von

Charles Kingsley.

Ins Deutsche übertragen von Sophie von Gilsa.

Mit einem Vorwort von Christian Karl Josias Bunsen.

Dritte Auflage. Zwei Theile. 8. Geh. 9 M. Geb. 11 M.

Kingsley's berühmter Roman „Hypatia", ein meisterhaftes Lebens- und Sittengemälde aus dem fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung, wurde durch Bunsen, der ihn als ein Kunstwerk von seltenem Werth empfiehlt, bei der deutschen Lesewelt eingeführt und erfreut sich auch hier so allgemeiner und dauernder Beliebtheit, daß bereits eine dritte Auflage nöthig geworden ist.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

KAUFMÄNNISCHE RESSOURCE
Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 29. — 20. Juli 1882.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Wer ist ein Pessimist? Von Erwin Mansbach. — Antike Lyrik und Epik. Von Karl Siegen. — Militärische Werke. — Zur kirchlich-politischen Literatur. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Wer ist ein Pessimist?

Wenn wir die in der Ueberschrift enthaltene Frage an die Spitze dieses Aufsatzes stellen, so werden manche Leser vielleicht nicht sonderlich davon erbaut sein. Den einen wird die Frage mindestens überflüssig erscheinen, weil ihre Beantwortung ja nicht die geringste Schwierigkeit biete und nur eine einzige und selbstverständliche sein können. Andere werden sich wol gar mit Unmuth abwenden, weil sie der Ansicht sind, daß über Optimismus und Pessimismus in der Poesie (denn um die letztere handelt es sich für uns zunächst) bereits mehr als zur Genüge verhandelt worden sei. Den erstern möchten wir erwidern, daß die Beantwortung als eine vollkommen selbstverständliche und nur in einem Sinne mögliche durchaus nicht gelten kann. Denn während z. B. Felix Dahn auf Grund mehrerer seiner Werke von den Kritikern für einen Pessimisten erklärt worden ist, hat er selbst auf das bestimmteste dagegen protestirt und erklärt, daß seine Weltanschauung keine pessimistische, sondern eine tragische sei. Und während ein anderer moderner Lyriker, Albert Moeser, gleichfalls vielfach den Pessimisten zugezählt wird, hat es sich Ernst Kleinpaul, der Verfasser der bekannten „Poetik", angelegen sein lassen, in einem langen Aufsatze zu beweisen, daß der Genannte ein solcher nicht sei. Der Begriff muß also doch wol nicht ein allseitig ganz fest begrenzter sein. Den Unmuth der zweiten Klasse von Lesern aber hoffen wir sofort zu beschwichtigen, wenn wir gleich im voraus hier erklären, daß unsere Absicht keine andere ist, als den Begriff des „Pessimismus" aus der ästhetischen Kritik überhaupt hinauszuwerfen. Wenn wir uns den Sinn des Begriffs vergegenwärtigen wollen, so müssen wir festhalten, daß derselbe der neuern (Schopenhauer-Hartmann'schen) Philosophie entlehnt ist und der Wortetymologie nach eigentlich eine Weltanschauung bedeutet, nach welcher die Welt so schlecht als nur irgend möglich ist. In diesem eigentlichen und strengsten Sinne hat aber selbst Schopenhauer das Wort nicht genommen; denn er hat keineswegs die Möglichkeit jedes Genusses in der Welt geleugnet, vielmehr namentlich die Freude an Kunst, Wissenschaft und Natur stets auf das lebhafteste gepriesen, und die Behauptung bei ihm wie bei Hartmann geht wesentlich nur dahin, daß die Summe der möglichen Unlust in der Welt die Summe der möglichen Lust in derselben bei weitem überwiege. Für die Poesie aber werden wir auch mit der eben angeführten ziemlich abstracten Formel nicht viel anfangen können, d. h. sie wird nicht sonderlich im Stande sein, uns darüber Aufschluß zu geben, wen wir unter den Poeten mit Recht als Pessimisten bezeichnen dürfen und wen nicht.

Daß es sich im allgemeinen um die poetische Darstellung des Schmerzes handelt, darf als ausgemacht gelten. Aber ist jeder Schmerzenssänger darum auch schon ein Pessimist? Der Schmerz kann zunächst aus den individuellen Schicksalen der Persönlichkeit hervorgegangen und als solcher ein subjectiv-zufälliger sein. Hierher rechnen wir jede Trauer um den Tod geliebter Personen, dichterische Darstellung alles in der Liebe möglichen Misgeschicks, der Kälte, des Verraths, der Treulosigkeit der Geliebten, und ähnliche Gefühle mehr. Diese Gefühle haben von jeher als ein vollkommen berechtigter Stoff in der Poesie gegolten, wir verdanken ihrer Verkörperung die herrlichsten Blüten der Poesie; kein vernünftiger Mensch hat einen derartigen Schmerz jemals beanstandet, und auch die moderne Kritik wird, wenn sie nicht zufällig ungenau und flüchtig verfährt, in diesem Falle den Ausdruck „Pessimismus" kaum gebrauchen wollen. Dieser letztere kommt erst dann in Frage, wenn der Dichter das Bereich der subjectiv-

zufälligen Leiden überschreitet, wenn er seinen Blick auf die Welt richtet, wenn er nicht Ichschmerz, sondern Weltschmerz singt und, wie es heißt, eine „Weltanschauung" kundgibt, welche eine wesentlich düstere genannt werden muß.

Nun erlauben wir uns aber, hiergegen die etwas ketzerische Behauptung aufzustellen, daß ein Dichter und speciell ein lyrischer Dichter (denn der Streit um Optimismus und Pessimismus bewegt sich gewöhnlich im Bereich der lyrischen Poesie) eine wirkliche und eigentliche „Weltanschauung" überhaupt gar nicht hat und als Poet auch gar nicht zu haben braucht. Er mag sie haben als denkender Kopf, der er ja außerdem noch sein kann; diese etwaige Weltanschauung aber könnte er, selbst wenn er wollte, gar nicht in Verse bringen; denn er würde aus den Grenzen der Abstraction nicht herauskommen und absolut undichterisch wirken. Sobald der Dichter als solcher das Wort ergreift, ist er ganz und gar Stimmungsmensch; nur Stimmungen kann und soll er verkörpern; Stimmungen und ihre dichterische Aussprache aber bilden keine Glaubensartikel, und selbst ein dicker Band düsterer Gedichte würde immer nur eine Summe trübgefärbter Stimmungsbilder darstellen, aber noch keineswegs Berechtigung zur Unterschiebung einer „Weltanschauung" geben, von welcher die Idee des Consequent-Dauernden unzertrennlich ist. Diese Idee des Consequent-Dauernden ist aber natürlich auch dem Begriff des Pessimismus wesentlich, und indem man den letztern einem Dichter zuschreibt, octroyirt man ihm etwas, was er als Dichter von Rechts wegen eigentlich gar nicht haben kann. Denn, philosophisch gedacht, wäre das doch ein ganz merkwürdiger Pessimist, welcher heute Pessimist und morgen Optimist sein wollte. Der Dichter aber als Mensch der (stets wechselnden) Stimmungen kann dies; er darf es, ohne daß man ihm den mindesten Vorwurf zu machen hat, Widersprüche in den Stimmungen schaden durchaus nichts, und selbst der düsterste Dichter ist nicht so consequent, daß er nicht auch heitern Stimmungen (die er im Moment natürlich ebenso ganz und voll empfindet) Ausdruck gäbe, wie selbstverständlich auch der heiterste Dichter nicht ohne schwermüthige Anflüge ist. „Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt", das ist die Signatur auch des Dichters; er ist ein Kind des Moments, lebt in und mit ihm und prägt ihn dichterisch voll aus, vielleicht sogar voller, als er ihn empfunden hat; denn die Hyperbel ist aller Poesie wesentlich; aber weder der hyperbolisch ausgedrückte Schmerz noch die hyperbolisch ausgedrückte Freude am Dasein berechtigen, dem Dichter eine Weltanschauung beizulegen, wie sie mit den Benennungen „Optimismus" und „Pessimismus" nun einmal verbunden gedacht wird.

Wir glauben hiermit dargethan zu haben, daß die genannten Ausdrücke lediglich auf dem Gebiete der Philosophie Sinn haben, daß sie aber und speciell der Name des — meist im vorwurfsvollen Sinne gebrauchten — Pessimismus in letzter Zeit ganz mit Unrecht auf das poetische Gebiet herübergezerrt worden sind. Man lasse also diesen Namen — wie auch den früher eine Zeit lang Mode gewesenen des Weltschmerzes — beiseite und sage wieder ganz schlicht: dieser Dichter singt elegische oder melancholische Weisen, und lasse sich dann auch nicht weiter beifallen, unter dem als Popanz benutzten Namen Pessimismus deren Berechtigung anzuzweifeln. Denn schon Aristoteles hat nach Cicero gesagt, „omnes ingeniosos melancholicos esse", und auch der so gern als optimistisch-heiter gepriesene Goethe sagt:

Darum behagt dem Dichtergenie
Das Element der Melancholie.

Wenn man aber etwa einwenden wollte, daß es sich hier nur um einen Wortstreit handle, nun, dann mag man wenigstens den sogenannten poetischen Pessimismus nicht als eine specielle Erfindung der Neuzeit brandmarken, mag vielmehr die düstern Sänger aller Zeiten und Völker mit diesem Namen belegen, und wenn dann Firdusi den Reigen eröffnet und Sophokles mit seinem „Nimmer geboren sein wäre das beste Schicksal", Theognis mit dem bekannten Wort: „Es stirbt als Jüngling, wen die Götter lieben", und andere ungezählte Dichter sich ihm anschließen, nun, dann können es sich auch die Neuern wol gefallen lassen, in so anständiger Gesellschaft als Pessimisten bezeichnet, respective verschrien zu werden. Erwin Mansbach.

Antike Lyrik und Epik.

1. Ein griechisches Liederbuch. Verdeutschungen aus griechischen Dichtern von Gustav Brandes. Hannover, Hahn. 1881. 8. 2 M. 40 Pf.
2. Homer's Ilias. Uebersetzt und erklärt von Wilhelm Jordan. Frankfurt a. M., Jordan's Selbstverlag. 1881. Gr. 8. 5 M.
3. Lucretius. Deutsch von Max Seydel (Max Schlierbach). München, Oldenbourg. 1881. Gr. 8. 3 M.

Ein griechisches Liederbuch, wie es uns Gustav Brandes (Nr. 1) „verdeutscht" bietet, kann, was die Idee der Herausgabe betrifft, Anspruch auf Originalität nicht machen; denn wir haben an „Verdeutschungen", soll heißen freien Uebertragungen, griechischer Lyrik fast so wenig Mangel als an wortgetreuen Uebersetzungen, und wir haben zwischen guten und schlechten Verdeutschungen die Wahl. Eine eigentliche Bedürfnißfrage lag für die neue Verdeutschung der Perlen griechischer Lyrik somit im Grunde nicht vor; es muß demnach Gustav Brandes an seine Uebertragungen aus innerm Drange herangetreten sein und dieselben lediglich aus Begeisterung für die Sache vorgenommen haben, da auf einen materiellen Erfolg auf diesem Gebiete doch kaum zu rechnen war. Aus diesem Grunde aber ließ sich auch von

vornherein etwas Gutes erwarten, vorausgesetzt, daß der Begeisterung, dem besten Willen des Verdeutschers, um bei diesem Ausdruck von Brandes zu bleiben, auch die Kraft, das Können entsprach, und wir werden, soweit dies im Plane d. Bl. liegt, zu untersuchen haben, inwiefern Brandes dieser seiner Aufgabe gerecht zu werden verstanden hat. Den ewigen Streit um die Berechtigung oder Nichtberechtigung derartiger freien Uebertragungen überhaupt, über den ich mich schon einmal bei einer frühern Gelegenheit in d. Bl. ausgesprochen, lasse ich diesmal unerörtert. Nur so viel möchte ich wiederholen, daß sich gleich Gutes auf dem Felde der wörtlichen Uebersetzung wie auf dem der freien Uebertragung, der Verdeutschung im engern Sinne, schaffen läßt, und daß es eben nur darauf ankommt, an welchen Leserkreis man sich wenden will. Daß der Verdeutscher hier, soweit es auf einen größern Kreis selbst wirklich gebildeter Leser und Leserinnen ankommt, vor dem, welcher wörtlich übersetzt, im Vortheil ist, das ist wol keine Frage, wiewol an sich derjenige höher steht, dem es gelingt, ein griechisches Gedicht, ohne daß er der Sprache Zwang anthut, gleich gut wörtlich zu übersetzen, welches letztere Experiment immer viel schwieriger bleibt und in gar vielen Fällen mislingt. Gut aber muß, will sie ein Anrecht auf Existenzberechtigung haben, eine neue Verdeutschung griechischer Lyriker auf jeden Fall sein, sonst ist es schade um das Papier, das mit einer solchen Liedersammlung bedruckt wird. Auch Gustav Brandes hat es besonders am Herzen gelegen, Gutes zu schaffen, oder wie er diesen Begriff umschreibt, „die lyrischen Perlen griechischer Poesie in wahrhaft deutsche Dichtungen umzugestalten", und daher wählte er für seine Uebertragungen die Form der im deutschen Liede gebräuchlichen Strophen mit drei bis fünf Hebungen und wechselnder Reimstellung, da diese Form in der neuen deutschen Lyrik fast ebenso alle andern Formen verdrängt habe, wie in der spätern griechischen Poesie das Distichon prädominirte. Man kann dem Uebertrager die Befugniß zugestehen, sich dieser gereimten Strophen zu bedienen, und man wird ihm ferner das Recht zusprechen dürfen, hier und da für ein uns nicht mehr passendes oder verständliches Wortbild ein anderes, uns näher liegendes zu wählen, wie er oft gethan hat, sowie da ein entbehrliches Beiwort des Verses halber wegzulassen, dort eins hinzuzusetzen, Zweideutigkeiten im Original zu tilgen oder doch zu mildern, und was dergleichen mehr ist: alles das zu thun, kann man einem Verdeutscher nicht wehren. Andere Zeiten und Gegenden, andere Sitten und Ausdrucksweise! Wenn aber Brandes so weit geht, selbst hinzuzudichten, so hören eigentlich die griechischen Dichter auf und der deutsche Dichter Gustav Brandes stellt sich uns mit der Leier vor, der mit den griechischen Dichtern ebenso viel gemein hat wie der erste beste poetisch veranlagte Germane, und wir haben es dann überhaupt in den betreffenden Gedichten nicht mehr mit griechischen Lyrikern zu thun, sondern mit einem deutschen Originalsänger, dessen Gabe ganz interessant sein mag, aber doch nicht das ist, was wir erwarten: ein griechisches Liederbuch! Hätte Brandes seine Liedersammlung „griechische Nachdichtungen" genannt, es ließe sich dann kein Tadel gegen ihn aussprechen. So aber möchte ich denn doch behaupten, daß mit den Originalen unbeschadet eines guten Deutsch etwas glimpflicher hätte umgesprungen werden können. Es ist ja freilich bequem, den ersten Reim zu benutzen, der einem unter die Hand kommt, und wenn überhaupt gereimt sein soll, mag es manchmal recht schwer sein, so zu reimen, daß weder der Gedanke im ganzen noch einzelne Worte Schädigung erleiden, unmöglich aber ist es doch in den seltensten Fällen. Ohne viel Mühe und Schweiß erringt man freilich diesen Preis gewöhnlich nicht. Läßt sich ferner auch, wie schon bemerkt, eben nicht viel dagegen sagen, daß Brandes die alten Metren nicht beibehalten hat, so bestreite ich ihm doch, daß die antike Form in allen Fällen sich nicht in unserer Sprache wiedergeben ließe. Vielmehr läßt sich auch in dieser Beziehung viel, sehr viel erreichen. Und wenn Brandes z. B. statt des Distichons andere Metren gebraucht, so habe ich nichts dagegen, habe vielmehr schon oft genug es gerade so gemacht wie er; doch daß die antiken Distichen sich deutsch schlechterdings nicht in derselben Form wiedergeben ließen, das erscheint mir denn doch als unbegründbare Behauptung, und will ich hier unter anderm nur wieder auf die gelungenen Uebersetzungen griechischer Elegiker durch Mähly verweisen, durch welche Brandes leicht widerlegt werden könnte. Unter allen Umständen hätte aber Brandes den Versuch hinsichtlich einiger der in Distichen geschriebenen Elegien machen sollen, sie in der Originalform zu verdeutschen, damit sich der Leser ein Bild von der ursprünglichen Form auch der übrigen hätte machen können; oder er hätte wenigstens in Anmerkungen oder in einem Anhang angeben sollen, in welcher Form die Originale gedichtet sind. So wie die Gedichte hier erscheinen, hat man keine Ahnung davon, wie das Original ausgesehen habe. Und so ganz gleichgültig ist gerade die Form in der griechischen Lyrik doch nicht, daß wir uns nicht mindestens im Geiste vergegenwärtigen möchten, wie diese wol ursprünglich beschaffen gewesen. Für Brandes aber ist der Reim alles, die antike Form nichts. Als ob sich nicht beides vereinigen ließe, so sehr auch manche gegen eine solche Vermählung des antik-griechischen mit dem modern-deutschen Element eingenommen sind! Um nur ein Beispiel herauszugreifen, nenne ich die sapphische Strophe, die recht wohl den Reim vertrüge und die ich dem Reim zu Liebe jedenfalls ungern aufgeben würde. Ich will blos an die schon im Alterthum berühmte Ode der Sappho „An Aphrodite" erinnern, die sich ja in Brandes' Verdeutschung nicht übel ausnimmt, doch eher alles andere ist als ein getreues Spiegelbild des Originals, das gerade durch die Form, durch die sapphische Strophe erst seinen eigentlichen Reiz gewinnt. Dabei hat das Original sieben vierzeilige Strophen, die Verdeutschung sechs sechszeilige, also ein Mehr von acht Versen und eine gänzliche Verschiebung

des Strophenbaus; daneben ist auch der Inhalt so frei wie möglich übertragen, sodaß wir uns unwillkürlich fragen: hat das Sappho oder Gustav Brandes gedichtet? Und es dürfte doch viele geben, welche, wenn sie Griechisch verständen, dem an sich guten deutschen Gedicht das noch bessere griechische Orginal vorzögen. Vielleicht interessirt es den Leser, gerade dieses ziemlich bekannte Gedicht in der Verdeutschung von Brandes zu lesen, die ich deshalb hier folgen lasse:

Aphrodite auf dem Blumenthrone,
Tochter Zeus', in Listen wohl gewandt,
Hör' mich, wenn in demuthsvollem Tone
Meine Stimme klagt und meine Hand
Betend sich erhebt, dich anzuflehen:
Laß mich nicht in meiner Qual vergehen!

Komm zu mir, wenn je du sonst gekommen
Von des Göttersitzes hohem Thor!
Höre mich, wenn je du sonst vernommen
Meines Herzens Flehn mit will'gem Ohr,
Wenn du jemals sonst mit güt'gen Mienen
Mir in meiner Seele Noth erschienen.

Einstmals sah ich, wie auf goldnem Wagen
Du herniederfuhrest wunderbar.
Durch die Wolken wurdest du getragen,
Deinen Wagen zog ein Taubenpaar;
Und ich sah sie ihre Schwingen breiten
Und dich schnell zur Erde niedergleiten.

Raschen Fluges kamst du so hernieder,
Spracheſt, sel'ges Lächeln im Gesicht:
„Sappho, was bedrängt das Herz dir wieder?
O verbirg mir deinen Kummer nicht!
Mußtest du der Liebe Glück entbehren?
Was du wünschest, will ich dir gewähren!

Flieht sie dich? Bald soll sie heiß dich lieben!
Nimmt sie lieblos dein Geschenk nicht an?
Laß dir solches nicht das Herz betrüben!
Mit Geschenken soll sie bald dir nahn.
Ja, sie wird um deine Liebe flehen,
Solltest du sie dann auch kalt verschmähen."

Also sprachst du; und jetzt fleh' ich: Kehre,
Kehre wieder von des Himmels Höhn!
Lindre meine Qualen und erhöre
Meines liebekranken Herzens Flehn;
Laß mit deiner Hülfe mich erlangen
Das, woran mir Herz und Sinne hangen!

Recht hübsch, wird mancher sagen, aber wie sehr vom Original abweichend und wie wenig demselben ähnlich, von der Form ganz zu schweigen, die bei Brandes ebenso kunstlos wie bei Sappho kunstvoll ist! Das Ganze kommt mir vor wie ein wildes Röslein, das sich bemüht, die stolzprangende Centifolie zu ersetzen. Nein, da hätte sich doch ein Mehreres thun lassen, und um Gustav Brandes den thatsächlichen Beweis zu erbringen, daß dies bis zu einem gewissen Grade möglich ist, daß sich antikes Metrum und Reim in der sapphischen Strophe gar wohl zueinander gesellen und ein leidlich lesbares Gedicht abgeben, möge meine Uebersetzung derselben Ode hier Platz finden, die hauptsächlich das Verdienst für sich in Anspruch nehmen darf, daß sie das Original getreuer und wörtlicher wiedergibt, als es die freie Uebertragung von Gustav Brandes thut, womit indeß keineswegs gesagt sein soll, daß sich diese Ode in demselben Originalmetrum und trotz der Reimverschlingung nicht noch besser hätte verdeutschen lassen. Meine Uebersetzung lautet wie folgt:

Aphrodite, Sel'ge auf stolzem Throne,
Allen Scharfsinns, jeglicher Ränke Krone,
Kind des Zeus, mit Sorgen und Angst verschone,
Kehre, den Sinn mir!

Komm, wenn je ansonsten ich schmerzbeklommen
Laut dir rief und du mein Gebet vernommen,
Huldreich aus des Vaters Palast zu kommen,
Und es erhört ward.

Schöne Tauben zogen den goldnen Wagen
Erdwärts, dich mir rasch durch die Luft zu tragen;
Wie sie immer munter die Flügel schlagen,
Bis sie am Ziel sind!

Doch du frugst, o Selige, holde Blicke
Zu mir sendend, was mir das Herz bedrücke,
Welches neuen grausamen Schicksals Tücke
Leid mir gebracht hab'.

Frugst, was wieder jäh mir der Liebe Feuer
Heiß entflammt, wen wieder, ach mir so theuer,
Sinnumstrickend fahen du sollst, welch neuer
Feind mich gekränket.

„Flieht er dich, ich zwing' ihn, den Blick zu wenden,
Wehrt er deine Gaben, er soll sie spenden,
Liebt er nicht, wol rasen in Feuerbränden
Soll mir der Aermste!"

Bring denn jetzt auch mir aus der Sorgen Schwere
Rettung, und was sehnend mein Herz begehre,
Gib's und leih mir Flehenden, leih, Kythere,
Gnädig mir Beistand!

Habe ich mich im ganzen genauer ans Original gehalten als Brandes, so habe ich auch in der vorletzten Strophe, übrigens in dieser Beziehung dem Beispiel früherer Uebersetzer folgend, im Gegensatz zu Brandes eine Anstößigkeit vermieden, indem ich hier das Original, ohne ihm Zwang anzuthun, etwas allgemeiner gefaßt habe und es im Ungewissen lasse, welchem Geschlecht das von Sappho geliebte Wesen angehört. Eine solche Freiheit hätte sich Brandes gleichfalls nicht entgehen lassen sollen, um so weniger, als er ja auch sonst sich keineswegs sklavisch an sein Original anschmiegt. Müssen wir nun auch betonen, daß dieses griechische Liederbuch mehr vom modern-germanischen Geiste durchtränkt ist, als speciell dem Referenten wünschenswerth erscheint, so muß andererseits doch zugegeben werden, daß die Gedichte als solche einen recht freundlichen Eindruck machen, immer vorausgesetzt, daß wir von den griechischen Originalen mehr oder weniger abstrahiren, und daß dieselben, nach griechischen Originalen, von Einzelheiten abgesehen, in fließender Sprache abgefaßt, uns einen wenigstens annähernden Begriff von den Originalen zu geben vermögen trotz aller Freiheiten, die sich der Verdeutscher genommen. Wer also keinen Zweck weiter hat,

als den Inhalt der griechischen Lyrik in einer leicht verständlichen und fast durchweg geschmackvollen Verdeutschung kennen zu lernen, der kann diesen Zweck an der Hand eines so liebenswürdigen Führers, wie es Brandes ist, gar wohl erreichen. Und da die Zahl derjenigen, welche keine Muße haben, sich eingehender mit der griechischen Lyrik zu beschäftigen, ohne Zweifel eine ziemlich große ist, so wird auch dieses Buch seinen Weg machen und vielen willkommen sein. Was die Auswahl betrifft, so haben wir vor allem ungern den Tyrtäos vermißt, von dem doch einige ganz ansehnliche Gedichtproben vorhanden sind; dafür hätte das Fragment des Kallinos eher wegbleiben können, das im Original doch ziemlich defect ist; ferner hätte ich von Anakreon und den sogenannten Anakreontischen Liedern mehr gewünscht, ebenso einige der echten Theognidea statt der hier gegebenen mehr oder weniger unechten, zumal ja Brandes auch sonst sich nicht ausschließlich auf das Lied beschränkt; dagegen hätte wol das eine oder andere Chorlied aus den Tragikern schließlich in Wegfall kommen können. Daß die sogenannte griechische Anthologie fast überreich vertreten ist, daraus darf man dem Uebersetzer keinen Vorwurf machen; im Gegentheil sind diese kleinen Liederperlen um so freudiger zu begrüßen, je spärlichere Reste sich von den Hauptlyrikern des alten Griechenland erhalten haben. Gerade diese kleinen, doch werthvollen Liederproben aber mit veröffentlicht zu haben, dafür verdient der Herausgeber um so mehr unsern Dank, als gerade sie vielen Deutschen bisher wol kaum oder doch nur zum Theil bekannt gewesen sind. Haben wir nun auch sowol an Form und Inhalt wie an der Auswahl des Gebotenen so manches auszusetzen, so ist das Buch doch für den von uns angedeuteten Zweck recht brauchbar und verdient warme Empfehlung.

Mit „Homer's Ilias" (Nr. 2) stellt sich uns ein anerkannter Meister der Uebersetzungskunst vor, Wilhelm Jordan, dessen schon vor sechs Jahren erschienene Odyssee-Uebersetzung sich der günstigsten Aufnahme seitens der Kritik und des Publikums zu erfreuen hatte und in der That als ein ganz hervorragendes Werk anzusehen ist. Das Gleiche nun gilt auch von der jetzt vollendet vorliegenden Uebersetzung der „Ilias" durch denselben Uebersetzungsmeister, sodaß nunmehr beide Homerischen Epen in einer der Neuzeit entsprechenden, musterhaften Verdeutschung uns zugänglich sind. Was diese Uebersetzung vor ihren Vorgängerinnen auf demselben Gebiete so besonders auszeichnet, das ist nicht der Umstand allein, daß Jordan ein echter Dichter und gründlicher Philologe ist: das war beispielsweise Voß auch, dessen Uebersetzung ja von vielen immer noch für die mustergültigste gehalten wird und dies für ihre Zeit wenigstens auch wirklich war; vielmehr ist es namentlich der Vorzug, der Jordan vor allen Homer-Uebersetzern zugute kommt und ihn wie kaum einen andern zu seiner Aufgabe befähigt erscheinen läßt, daß er selbst als unser erster und namhaftester Rhapsode in jahrzehntelanger Uebung allmählich immer mehr in das Wesen und die Eigenart des Epos eingedrungen ist, daß er seine Studien nicht nur hinter den Büchern, sondern auch und noch mehr im Leben gemacht hat und auch die deutsche Sprache in staunenswerther Weise beherrscht, infolge dessen er für jedes Wort der griechischen Originalsprache den entsprechenden deutschen Ausdruck herausfindet und so eine Uebersetzung bietet, welche uns das Original in annähernd vollendeter und jedenfalls bisher noch nicht dagewesener Weise ersetzt und in ihrer Ursprünglichkeit, Klarheit und Allgemeinverständlichkeit sich sehr zu ihrem Vortheil von den meisten ältern Ilias-Uebersetzungen, auch von der Vossischen, unterscheidet. Seine Hexameter würden freilich vor dem Forum der strengen Schulmetrik, welche jeden Vers genau nach Längen und Kürzen abgewogen wünscht, nicht immer gut bestehen. Das aber ist gerade sein Verdienst, daß er den Hexameter, wie unerlaßlich, zwar durchweg beibehält, denselben aber mit wahrhaft souveräner Freiheit handhabt und seinem höhern Zweck, einer möglichst getreuen und vor allem möglichst deutschen Uebersetzung, jederzeit unterzuordnen weiß, daß er zwar das Originalmetrum beibehält, aber ohne demselben nur ein Jota von der Hauptsache, dem wiederzugebenden klaren Gedanken, zu opfern. Wer bedenkt, daß es uns geradezu unmöglich ist, die Quantität unserer Selbstlauter immer fest zu bestimmen, der wird auch mit Jordan einverstanden sein, daß dieser davon abgesehen hat, Unmögliches möglich zu machen; die Uebersetzung hat denn auch auf diese Weise an Abrundung und Faßlichkeit ungemein gewonnen.

So finden wir gleich in den sieben Versen des Prooömion einen Unterschied zwischen Voß und Jordan, der zwar nicht gerade sehr groß, aber immerhin charakteristisch genug ist. So lesen wir bei Jordan:

Singe vom heillosen Zorn des Achill, des Peliden, o Göttin,
Der unermeßliches Leid den Achäern stiftete, Scharen
Muthiger Seelen der Helden als Beute dem Hades dahinwarf,
Hunden hingegen zum Fraß und jeglichem Vogel der Lüfte
Preis ihre Leichname gab. So geschah, was beschlossen bei Zeus war,
Seit nun einmal die zwei, Agamemnon, der Männergebieter,
Und der erhabne Achill, sich verfeindet hatten in Zwietracht.

Halten wir uns dagegen die Vossische Uebersetzung dieser Stelle vor Augen, wo es heißt:

Singe den Zorn, o Göttin, des Peleiaden Achilleus,
Ihn, der entbrannt den Achäern unnennbaren Jammer erregte
Und viel tapfere Seelen der Heldensöhne zum Ais
Sendete, aber sie selber zum Raub ausstreckte den Hunden
Und dem Gevögel umher; so ward Zeus' Wille vollendet
Seit dem Tag, als einst durch bitteren Zank sich entzweiten
Atreus' Sohn, der Herrscher des Volks, und der edle Achilleus.

Es wird wol jeder leicht selbst herausfinden, auf wessen Seite der Vortheil ist und wessen Uebersetzung mehr deutsch und somit uns mehr sympathisch ist. Vossens hohe Verdienste um die Verdeutschung des Homer in Ehren, aber was seiner Zeit genug gethan war, ist es der unsrigen nicht mehr, und daß die Vossische Uebersetzung recht schwer-

fällig und eckig und trotz alledem nicht einmal immer genau und von philologischer Treue ist, müssen selbst seine Verehrer zugeben, ebenso daß die urwüchsige Kraft und die Frische des Originals — wie an unserer eben angeführten Stelle — in der Wiedergabe durch Voß deshalb oft mehr oder weniger leidet. Ich will hier nur an das eine Epitheton „heillos" vor Zorn im ersten Vers des Proömions bei Jordan erinnern. Welch tiefer Inhalt liegt in diesem einen Wort, das Jordan getreu dem Original nachgebildet hat, Voß hingegen gänzlich unübersetzt läßt, wofür Voß das unschöne Particip „entbrannt" dem Original andichtet, beziehungsweise anflickt. Ebenso unschön ist der „Peleiade" neben Jordan's „Pelide", sein „Aïs" neben Jordan's „Hades", sein „zum Raub ausstreckte" neben Jordan's „zum Fraß preisgab", obwol hier das Vossische „Raub" das Originalwort noch mehr deckt als das entsprechende Wort bei Jordan. Ferner ist das Vossische „so ward Zeus' Wille vollendet" zwar gewissenhaft dem Original nachübersetzt; ob aber die Worte in unserer deutschen Sprache sich schön ausnehmen, ist eine andere Frage; ich möchte wenigstens die dieselben Worte deckende Stelle bei Jordan trotz des etwas schleppenden Spondäus vorziehen. Der Ausdruck „jeglichem Vogel" bei Jordan gibt wiederum viel prägnanter wieder, was Homer hat sagen wollen: Vögel ohne allen Unterschied, so viele ihrer kamen (beiläufig allerdings gehört diese nähere Bezeichnung auch zu „Hunden"). Voß übersetzt blos „das Gevögel umher", was erstens unschön ist und zweitens den Originalbegriff doch nicht zur Genüge deckt. Ich könnte den Vorzug, der in den meisten Fällen Jordan vor Voß (und auch dessen Nachfolgern) gebührt, noch an einer zahllosen Reihe eclatanter Beispiele darthun; da sich das aber, ohne den Originaltext mit herzusetzen und ohne viele Umschweife nicht ausführen läßt, so möge das Vorerwähnte genügen, um dem Leser einigermaßen ein Bild davon zu verschaffen, welcher Art die Jordan'sche Uebersetzung ist. Ich verzichte auch darauf, weitere Proben aus derselben anzuführen, da die Mittheilung längerer gelungener Stellen zu viel Raum einnehmen würde, kürzere aber, aus dem Zusammenhang herausgerissen, doch dem Leser nicht das gewähren können, was sie sollten, und beschränke mich darauf, nochmals die Jordan'sche Ilias-Uebersetzung als eine bedeutende Leistung, die kennen zu lernen sich für jeden der Mühe lohnt, den Lesern warm zu empfehlen. Kennern der griechischen Sprache zumal werden auch die umfangreichen Anmerkungen eine sehr willkommene Beigabe sein. Daß die Einleitung etwas knapp gehalten ist und über die Entstehungsgeschichte der „Ilias" leicht hinweggleitet, hat darin seinen Grund, weil wir nächstens über diesen Punkt ein besonderes, größeres Werk aus der Feder Jordan's zu erwarten haben.

Das letzte der hier anzuzeigenden Werke enthält eine Uebersetzung des „Weltall" von Lucrez oder, wie er mit seinem vollen Namen heißt, Titus Lucretius Carus (Nr. 3), der als der einzige Vertreter des Lehrgedichts der republikanischen Zeit vom Anfang bis um die Mitte des letzten vorchristlichen Jahrhunderts gelebt hat und der epikuräischen Lehre zugethan war. Dieser weitern Kreisen unsers Volks wol ziemlich unbekannt gebliebene Poet zählte vor dem Auftreten Virgil's zu den meistbewunderten römischen Dichtern, und auch in und nach der Augustëischen Zeit hatte sein Ruhm eher noch zugenommen als sich vermindert. Auch Cicero, der seiner Dichtung Mangel einer gleichmäßig schönen Form vorwirft, erklärt doch Lucrez für einen wahrhaft künstlerischen Geist, und einer unserer besten Kenner der römischen Literaturgeschichte, G. Bernhardy, nennt dessen Gedicht eins der edelsten Denkmäler dieser Literatur, den Dichter selbst einen Geist, der an Reichthum und Tiefe der Gedanken von wenigen übertroffen wird, den ersten Römer, der einen wissenschaftlichen und nur in trockenen Umrissen zu haltenden Gegenstand, den dürren unpoetischen Epikuräismus, als selbständiger Denker in ein streng verkettetes System umschuf und als einen lebendigen Organismus mit großartiger Begeisterung in das praktische römische Leben einführte, und dies in durchaus origineller Weise, ohne von den Epikuräern mehr als das bloße Gerippe ihrer Naturphilosophie zu entlehnen. In der That, wenn man das Gedicht als ein Product seiner Zeit und nur von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, verdient es alles Lob, und wenn man weiterhin in Erwägung zieht, daß der vom Dichter behandelte Gegenstand im Grunde eigentlich der Poesie wie kaum ein anderer widerstrebt, so ist es wirklich bewundernswerth, was Lucrez doch aus diesem abstracten Stoff zu schaffen gewußt hat. Erwägt man außerdem, daß es dem Dichter nicht vergönnt war, die letzte Feile an sein Werk zu legen, daß es vielmehr unvollendet geblieben zu sein scheint und erst von Cicero in sechs Büchern zusammengestellt worden ist, so ergibt sich daraus ein weiterer Grund, an die Dichtung nicht den strengsten Maßstab anzulegen, und man wird es dem Dichter nicht anrechnen, daß manche Stellen den Zusammenhang vermissen lassen, andere sich wiederholen, wieder andere hinsichtlich des Versmaßes und der Sprache, der übrigens Lucrez absichtlich eine archaistische Färbung gegeben hat, zu wünschen übriglassen. Im großen und ganzen ist indeß für jene Zeit der Vers von großer Reinheit, die Sprache gewählt und manche Stellen, wie z. B. gleich der Anfang, von erhabenem Schwung und großer poetischer Schönheit. Das meiste freilich entbehrt schon des nüchternen Gegenstandes wegen, den das Gedicht behandelt, doch jenes höhern Schwunges, hier und da ist die Dichtung sogar nur versificirte Prosa. Man wird indeß dem Lobe Bernhardy's und, immer die Zeit festgehalten, in der das Gedicht entstand, auch dem Lobe Cicero's zustimmen sowie alle vorerwähnten Gründe für eine mildere Beurtheilung gelten lassen können, aber der Dichtung als solcher im ganzen doch ein mehr literarhistorisch-philologisches als ein ästhetisches Interesse zusprechen müssen. Ob sich daher die Arbeit des Uebersetzers Max Seydel, von dem wir auch

bereits zwei Bände eigener Gedichte besitzen, der Mühe lohnen möchte, wage ich nicht zu entscheiden; ein Bedürfniß war diese Neuübersetzung jedenfalls nicht, zumal wir außer der veralteten Uebersetzung von Meinecke noch eine wiederholt aufgelegte treffliche Uebersetzung von Knebel aus den zwanziger Jahren sowie eine von Wilhelm Binder aus dem Ende der sechziger Jahre dieses Jahrhunderts besitzen. Doch da wir hier nun einmal mit einer vollendeten Thatsache zu rechnen haben, so bleibt uns weiter nichts übrig, als die Uebersetzung auf ihren innern Werth hin zu prüfen, und da muß ich gestehen, daß sie keineswegs hinter der von Knebel zurücksteht, dieser vielmehr, was die Klarheit und Prägnanz des Ausdrucks und an vielen Stellen auch die Schönheit und Plastik desselben betrifft, im großen und ganzen überlegen ist, ja als eine mustergültige bezeichnet werden kann, die werth ist, neben der Knebel'schen von dem nicht eben großen Kreise der Lucrez-Verehrer gelesen und als eine ebenbürtige Rivalin ihrer weit ältern Vorgängerin betrachtet zu werden, womit indeß nicht gesagt sein soll, daß Knebel's Verdienste durch die seines Nachfolgers in jeder Beziehung in den Schatten gestellt seien; denn sehen lassen kann sich der ältere Uebersetzer neben dem formvollendetern jüngern auch jetzt immer noch. Ein Vergleich zwischen dem ältern und dem neuern Uebersetzer dürfte auch hier am Platze sein und die Vorzüge des letztern vor seinem Vorgänger am besten zeigen. Wir wählen als eine der werthvollsten Stellen der ganzen Dichtung gleich die Eingangsverse derselben, welche Knebel folgendermaßen in unsere Sprache übertragen hat:

Mutter der Aeneaden und Wonne der Menschen und Götter,
Holde Venus, die unter den gleitenden Lichtern des Himmels
Du das beschiffete Meer und die Früchte gebärende Erde
Froh mit Leben erfüllst: — denn alle lebendigen Wesen
Werden erzeugt durch dich und schauen die Strahlen der Sonne.
Wann du, o Göttin, erscheinst, entfliehen die Winde; die Wolken
Weichen vor dir; dir treibt die buntgeschmückete Erde
Liebliche Blumen empor; dir lachen die Wellen des Meeres,
Und es entfließet im Glanz vor dir der beruhigte Himmel;
Denn sobald sich die Frühlingsgestalt des Tages enthüllt hat
Und entfesselt der zeugende Hauch des Favonius auflebt,
Künden die Vögel der Luft dich zuerst an, Göttin, und deinen
Eintritt; deine Gewalt durchschüttert ihnen die Herzen.
Rüstige Herden durchhüpfen alsdann die fröhlichen Matten,
Setzen durch reißende Ströme. So mächtig fesselt dein Liebreiz
Und dein lockender Ruf die Natur der Lebenden alle,
Daß mit Begier dir jegliches folgt, wohin du es anlockst.
Und so erregst du im Meer, auf Bergen, in reißenden Flüssen
Und in der Vögel belaubtem Nest, auf grünnenden Auen
Allen tief in der Brust die schmeichelnde Liebe, wodurch sie
Sich fortpflanzen mit brünstiger Lust in Art und Geschlechtern!

Vergleichen wir hiermit die entsprechenden Verse von Max Seydel, so ist der Fortschritt, den seit Knebel die Uebersetzungskunst gemacht hat, und der Vorzug des neuern Dichterübersetzers vor dem ältern unverkennbar. Die Verse lauten bei Seydel also:

Ahnin des Römergeschlechts, du Wonne der Menschen und Götter,
Venus, nährende Mutter des Alls, die unter des Himmels
Wandelnden Bildern die Saat aufsprossenden Lebens du ausstreust
Ueber die schiffebevölkerte See und die blühenden Lande:
Alles, was athmet, das athmet durch dich und erfreut sich der Sonne!
Du, o Göttliche, bannest den Sturm, und die Wolken des Himmels
Scheuchst du von dannen; dir beut die gestaltende Erde der Blumen
Duftige Gabe; dich grüßt mit strahlendem Lächeln die Meerflut,
Und es zerfließt in Glanz vor dir mildleuchtend der Himmel.
Denn wenn der Frühlingstag entschleiert sein liebliches Antlitz
Und, aus den Banden befreit, mit belebendem Hauche der West weht,
Künden zuerst süßstimmigen Chors die gefiederten Sänger,
Göttin, dein Nahn, und ihr Herz durchzuckt dein berückender Zauber.
Froh durchtummelt das Wild dann die grünenden Au'n, in die Wellen
Stürzt es sich kühn: so folgt dir, bezwungen von himmlischem Liebreiz,
Jedes Geschöpf, wohin dein mächtig Geheiß ihm die Bahn weist.
Tief in den Wogen des Meers, auf den Höhn des Gebirgs, in der Ströme
Brausendem Schwall, im Gefild, in der Vögel umlaubter Behausung
Senkest in jegliche Brust du die Liebe; nach deinen Geboten
Pflanzet Geschlecht sich fort und Geschlecht in unendlicher Reihe.

Hätte es Max Seydel gefallen, seiner sehr anerkennenswerthen Uebersetzung eine Einleitung und Erläuterungen der vielen dunkeln Stellen hinzuzufügen, so würde er derselben gewiß noch mehr Freunde gewonnen haben, als es so der Fall sein wird, und es ist nur zu wünschen, daß sie eine neue Auflage erlebe und bei dieser Gelegenheit das Versäumte nachgeholt werde.

Karl Siegen.

Militärische Werke.

1. Militärische Classiker des In- und Auslandes. Mit Einleitungen und Erläuterungen von W. von Scherff, von Boguslawski, von Tayßen, Freiherrn von der Goltz u. a. Herausgegeben von G. von Marées. Dreizehntes bis funfzehntes Heft. Berlin, Schneider u. Comp. 1882. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Von dieser allgemein mit großer Anerkennung aufgenommenen Sammlung der bedeutendsten und werthvollsten Werke der Militärliteratur, welche wir bei Besprechung der ersten Hefte in Nr. 6 d. Bl. f. 1881 willkommen geheißen haben, liegen uns jetzt wieder drei Hefte vor. Das erste (dreizehnte) Heft enthält den Schluß von Jomini's „Abriß der Kriegskunst", von Oberstlieutenant von Boguslawski übersetzt, erläutert und mit Anmerkungen versehen, wie sie durch die veränderten Verhältnisse und durch die Erfah-

rungen der neuern Kriege gegenüber den vom Verfasser aufgestellten Grundsätzen und Ansichten geboten waren. Erwähnenswerth scheint uns hierbei, daß das erste größere Werk Jomini's sich hauptsächlich mit Friedrich dem Großen beschäftigte und sein letzter Aufsatz, hervorgerufen durch den Verlauf neuer gewaltiger Ereignisse, ebenfalls die preußische Armee betraf; auch ist es interessant, aus letzterm zu ersehen, wie sich nach dem Feldzuge von 1866 die damalige Lage einem Geiste darstellte, der so viele Epochen durchlebt und durchdacht hatte, obwol er selbst sehr richtig darauf hinweist, daß zu jener Zeit (October 1866) ein Endurtheil sich noch nicht abgeben ließ.

Die andern beiden Hefte (das vierzehnte und funfzehnte) enthalten militärische Schriften des Erzherzogs Karl, welche der österreichische General Freiherr von Waldstätten mit Einleitung und entsprechenden Anmerkungen versehen hat. Die Einleitung zu den Schriften bringt außer Bruchstücken einer Autobiographie des Erzherzogs über seinen Bildungsgang eine Aufzählung aller in drei Perioden seiner militärschriftstellerischen Thätigkeit von ihm verfaßten Werke, von denen indeß nur ein Theil zur Darstellung gelangt und zwar der, welcher noch nicht durch die großen Fortschritte in Wissenschaft und Technik an seiner classischen Vollgültigkeit Einbuße erlitten hat. Doch wird das Mitgetheilte genügen, ein wenn auch unvollständiges Bild von dem emsigen Schaffen des Erzherzogs zu geben, der die als Feldherr gemachten reichen Erfahrungen mit der ihm eigenen Thatkraft zum Wohle des Staats zu verwerthen wußte.

2. Bedürfen wir künftig einer Schlachtencavalerie? Skizzirte Darstellung der Ursachen des Verfalls der Verwendung dieser Waffe, sowie der Bedingungen zur Wiederbelebung ihrer Schlachtenthätigkeit von von B. Oldenburg, Schulze. 1882. Gr. 8. 2 M.

Der alte Streit über den Werth der Cavalerie in den Schlachten ist seit dem letzten Kriege besonders lebhaft geführt worden. Inzwischen ist die Cavalerie selbst eifrig bemüht, die ihr gebührende, seit lange verkümmerte Stellung zu erweitern und zu behaupten, wogegen ihr im schroffen Gegensatz die Gegner jede Existenzberechtigung als Schlachtenwaffe absprechen zu müssen vermeinen. Ins Extrem verfällt dabei die im vorigen Jahre erschienene Schrift „Untersuchungen über den Werth der Cavalerie in den Kriegen der Neuzeit" von R. V., indem sie sich bemüht, die Abschaffung dieser Waffe als nothwendig und als einen Fortschritt hinzustellen; zwar hat sie durch die Feder eines namhaften Fachmannes der Cavalerie in schlagendster Weise verdiente Abfertigung und Widerlegung gefunden; dagegen haben wieder Vertreter der Infanterie sich bemüßigt gesehen, einige der in den „Untersuchungen" aufgestellten Ansichten zu vertheidigen und für ihre, die Hauptwaffe, einzustehen, ohne dabei zu berücksichtigen, wie sehr diese Frage das Interesse der ganzen Armee berührt, und daß ein im Waffenstolz abgegebenes vorschnelles Urtheil zu einer verhängnißvollen Selbstgenügsamkeit führen kann.

Unter diesen Umständen ist es erfreulich und muß zur Klärung der Streitfrage beitragen, daß jemand, der objectiv urtheilt und nicht pro domo plaidirt, sich der verdienstvollen Aufgabe unterzieht, in ruhiger Erwägung bekannter Thatsachen auf die richtigen Folgerungen hinzuführen, wie dies in der vorliegenden Skizze, welche wir in Anerkennung ihres großen Werths sehr willkommen heißen, geschieht. Der anonyme Verfasser derselben erklärt, daß der Zweck seiner Arbeit sei, den durch eine gewisse Vergewaltigung der Kriegsgeschichte entstandenen irrigen Schlußfolgerungen der „Untersuchungen", welche die Schlachtenreiterei als abgethan hinstellen wollen, entgegenzutreten. Demnach stellt er sich die Aufgabe, aus der Vergangenheit der Reiterei darzulegen: 1) daß der offenbare Verfall derselben keineswegs als Folge eines etwa in ihrem Wesen beruhenden Misverhältnisses ihrer Kräfte den andern Waffen gegenüber zu betrachten ist, sondern vielmehr nur als eine nothwendige Consequenz der im Laufe der Zeit abhanden gekommenen Kunst ihrer Verwendung, und 2) daß die deutsche Reiterei, indem es derselben durch Zurückgreifen auf die Verwendungsprincipien ihres Vorbildes, der Friedericianischen Reiterei, gelungen ist, den durch die heutigen Feuerwaffen gestellten Anforderungen gerecht zu werden, durchaus befähigt sein wird, künftighin wieder gemeinsam mit den andern Waffen die Entscheidung der Schlachten herbeizuführen.

Die Ausführung geschieht dann bei musterhafter klarer Diction und sichtlicher Beherrschung alles auf den Gegenstand Bezüglichen in zwei Abtheilungen. Die erste enthält einen kurzen geschichtlichen Rückblick auf die Schicksale der Cavalerie, insbesondere der preußischen, um damit den Beleg zu geben, daß die jetzt aufgestellten Hauptargumente, welche der Cavalerie jede thätige und erfolgreiche Mitwirkung an der Entscheidung der Schlachten kurzweg absprechen, oder diesen ähnliche Gründe von den Gegnern der Cavalerie schon vor 250 Jahren vorgebracht, seitdem oft wiederholt, aber ebenso oft durch die Thaten der Cavalerie selbst widerlegt worden sind, und bringt den Nachweis, daß nicht lediglich den Feuerwaffen der Verfall des Gebrauchs der Cavalerie zuzuschreiben ist, sondern vielmehr ihrer Verwendung und der Technik der Waffe. Letzteres wird an den Miserfolgen der französischen Cavalerie im Kriege 1870—71 erwiesen, und dieser Krieg mit Recht als der Moment des Wiederauflebens der Schlachtenthätigkeit der preußischen Cavalerie bezeichnet. Die Leistungen derselben bei Vionville-Mars-la-Tour, insbesondere die der Brigade Bredow, werden als Beweis aufgestellt für die Möglichkeit, ja die Gewißheit, wenn nur der feste Wille der „Ausführung vorhanden sei, die Zeit der Seydlitz und Ziethen in Bezug auf ihre Wirksamkeit auf dem Schlachtfelde zurückzuführen".

Schließlich spricht der Verfasser — in Anbetracht der seit dem Frieden angestellten unablässigen Bemühungen bei uns, der Reiterei alle Vorbedingungen zu schaffen, um sie für die Rolle der Schlachtenthätigkeit zu befähigen, welche die Einführung der Dreitreffentaktik mit sich gebracht haben,

und auf Grund des Umstandes, daß letztere in größerm Stile mehrfach geübt wurde — die Ueberzeugung aus, daß diese neuen Formen auch im Ernstfalle sich bewähren dürften, und daß mit der zunehmenden Kriegstüchtigkeit der Truppe und der Gewandtheit der Führer der Erfolg bis zu einem gewissen Grade gesichert sei.

In der zweiten Abtheilung werden die Ansichten über die Theilnahme der Cavalerie an den Entscheidungen künftiger Schlachten entwickelt. Nach einer allgemein gehaltenen Darstellung des heutigen Feuergefechts und dessen Einflusses auf die taktischen Formen begründet der Verfasser aus der Wirkungsmöglichkeit der Cavalerie bei dem Ringen um die taktische Entscheidung die Nothwendigkeit einer grundsätzlichen Verwendung derselben in einer den erschwerten Verhältnissen und ihrer Eigenthümlichkeit entsprechenden Wirkungssphäre, weil nur durch die Vereinigung und das Zusammenwirken aller Kräfte nach einem Ziele hin dasselbe — die taktische Entscheidung — ebenso zweckmäßig wie gründlich erreicht werden könne. Danach wird zweitens die Möglichkeit, mit der Cavalerie in größern, unabhängig von den taktischen Verbänden der andern Waffen auftretenden Reitermassen große Erfolge zu erfechten, bejaht und in einem dritten Abschnitt erörtert, unter welchen Bedingungen und auf welche Weise die Cavalerie zu derartigen Leistungen befähigt sein würde.

Hiermit unsere Besprechung der hochinteressanten werthvollen Schrift schließend, sprechen wir noch die Ueberzeugung aus, daß dieselbe jeden Leser wegen der maßvollen, sachlichen und überzeugenden Ausführung ansprechen wird, und empfehlen sie damit angelegentlichst.

3. Die zweite Schlacht bei Villiers am 2. December 1870. Von E. von Schmid. Mit zwei Karten. Stuttgart, Metzler. 1881. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Die gegen Ende des Monats November 1870 in Paris verbreiteten Nachrichten vom Anmarsch einer Ersatzarmee, welche bei Orléans Siege errungen haben sollte, erregten bei dem Heere und bei der Bevölkerung den Wunsch, der Loire-Armee die Hand zu bieten; die pariser Regierung beschloß, indem sie diesem allgemeinen Verlangen nachgab, mit allen verfügbaren Truppen einen Ausfall gegen Osten zu unternehmen und die deutsche Einschließlinie zu durchbrechen. Die zu dem Zwecke versammelten etwa 150000 Mann mit mehr als 300 Feldgeschützen überschritten am 30. November die Marne und griffen die deutschen Heerestheile auf der Linie Mont Mesly-Noisy an. Dies führte zu der ersten Schlacht bei Villiers, in der es dem hartnäckigen Widerstand von nur zwei Brigaden — einer würtembergischen und einer sächsischen — zwar gelang, den feindlichen Hauptangriff von 4 Divisionen mit 25 Batterien zum Stehen zu bringen, die letztern aber nicht zu hindern vermochte, daß sie sich der zur deutschen Vorpostenstellung gehörenden Dörfer Bry und Champigny bemächtigten. Als eine Folge dieser Ereignisse entspann sich zwei Tage später die zweite Schlacht von Villiers; dieselbe wurde von deutscher Seite, nachdem am 1. December die erforderlichen Verstärkungen herangezogen waren, am 2. durch den Angriff auf die beiden Dörfer eröffnet und hatte nach heißem und verlustreichem Kampfe den Erfolg, daß die an Zahl sehr überlegene Ausfallarmee am 3., stark erschüttert, ihren Rückzug über die Marne anzutreten genöthigt war.

Die vorliegende kleine Schrift gibt in anschaulicher Darstellung eine eingehende Beschreibung des für die deutschen Truppen ruhmvollen Tags, an dem ihr Muth und ihre Ausdauer den zähen Widerstand eines tapfern Gegners brach. Der Verfasser beginnt mit einer ausführlichen Betrachtung der Lage, wie sie sich auf beiden Seiten am 1. December gestaltet hatte, und geht dann nach Angabe der für den Angriff ertheilten Befehle zu den Kämpfen über, welche dieselbe im Gefolge hatten. In klarer Schilderung, wobei er der Thätigkeit der kleinsten Abtheilungen und den Leistungen einzelner gerecht wird, entrollt er ein sehr verständliches Bild der durch- und nebeneinander, vor- und zurückwogenden Kämpfe und fügt demselben die Angabe der erfahrenen Verluste und des gehabten Verbrauchs an Munition hinzu. Der sehr gut ausgeführte Plan der Schlacht sowie eine Skizze des Sturms auf Champigny tragen wesentlich dazu bei, den Einzelheiten des Kampfes folgen zu können. Die gelungene Arbeit, welche Referent mit Interesse gelesen hat, dürfte nicht nur, wie der Verfasser wünscht, denen, welche an jenen Tagen mitgekämpft haben, eine angenehme Erinnerung bieten, sondern auch andern, die nicht betheiligt waren, willkommen sein.

5. Geschichte des Bürgerkriegs in den Vereinigten Staaten von Nordamerika 1861 bis 1865 von F. Mangold. Der Feldzug in Nordvirginien im August 1862. Hannover, Helwing. 1881. Gr. 8. 8 M.

Da die deutsche Militärliteratur über den amerikanischen Bürgerkrieg außer dem vom verstorbenen Major Constantin Sander geschriebenen, aber unvollendet gelassenen Werke nichts Einheitliches und Ganzes aufzuweisen hat, so ist es als ein großer Gewinn anzusehen und dankbar anzuerkennen, daß der Major Mangold diesem in den Jahren 1875—76 veröffentlichten ersten Theil des „Bürgerkriegs in den Vereinigten Staaten von Nordamerika" in dem hier vorliegenden Bande eine Fortsetzung gegeben hat und die Absicht hegt, mittels des überaus reichhaltigen Materials, das ihm biographische und Memoirenwerke sowie die Einsicht bisher noch ungedruckter Originaldocumente und andere werthvolle Quellen geliefert haben, eine vollständige Geschichte der militärischen Ereignisse jenes Kriegs zu verfassen und sie so eingehend zu behandeln, wie es weder für das deutsche Publikum noch überhaupt bisher geschehen ist. Die Ausführung soll in der Art erfolgen, daß die einzelnen Abschnitte des Kriegs in Form einer Folge von größern Monographien, deren jede ein in sich abgeschlossenes selbständiges Werk bildet, dargestellt werden. Dem entsprechend wird in dem vorliegenden Bande als erste Monographie die „Geschichte des Feldzugs in Nordvirginien im August 1862" dargeboten, zu welcher Wahl den Verfasser zunächst der Wunsch bestimmte, zur Ver-

breitung der erst im Jahre 1878 erfolgten glänzenden Rechtfertigung des 1863 unschuldig zur Cassation verurtheilten Generals Porter von der Unionsarmee im militärischen Publikum beizutragen, und ferner das Streben, diesen in jeder Beziehung interessanten und lehrreichen Feldzug zum ersten mal in dem Lichte vorzuführen, in welchem er durch die Revisionsverhandlungen des Processes Porter erscheint.

Der Verfasser löst seine Aufgabe bei übersichtlicher Darstellung und treffender Beurtheilung der Handlungen und Vorkommnisse in erschöpfendster Weise derart, daß er von den sieben Abschnitten, in welche der reiche Inhalt eingetheilt ist, mit dem ersten in die militärische Sachlage zu Anfang August 1862 einführt, im letzten den Proceß Porter ausführlich erzählt, die andern fünf der Schilderung der Kriegsereigniffe im August 1862 während des Feldzugs in Nordvirginien widmet.

Da uns ein näheres Eingehen auf die ausführliche Darstellung zu weit führen würde, so begnügen wir uns damit, Einzelnes von besonderm Interesse hervorzuheben und dabei auf den Verlauf und Ausgang des Feldzugs hinzuweifen. Als erwähnenswerth erscheint uns zunächst die wohlthätige Reaction, welche die für die Unirten unglückliche Schlacht bei Bull Run am 21. Juli 1861 auf Regiernng und Volk des Nordens ausübte. Nach schneller Ueberwindung der ersten Betäubung durch den unerwarteten Schlag beantragte die Regierung beim Congreß die Aufstellung einer Armee von 400000 Mann und die Gewährung von 400 Millionen Dollars; der Congreß aber bewilligte 500000 Mann und 500 Millionen Dollars und trug durch sein Beispiel dazu bei, daß das Volk seine Thatkraft und Energie wiederfand und aus der bittern Erfahrung, die es verdient hatte, den Nutzen zog, die schlimmsten Fehler und Misgriffe fortan zu vermeiden. Mit Befriedigung sieht man weiterhin die Regierung Entschiedenheit in ihrer Handlungsweise dadurch zeigen, daß sie am Tage nach der Schlacht bei Bull Run den General McClellan, welcher durch einen kurzen und glücklichen Feldzug in Westvirginien Ruhm erworben hatte, unter dem Beifall der öffentlichen Meinung an die Spitze der Trümmer der Armee stellte und damit beauftragte, aus diesen Bestandtheilen ein Heer zu bilden. Der erst fünfunddreißigjährige General gab sich dieser Aufgabe mit dem größten Eifer hin; zunächst brachte er in die ungeordnete, eher einem bewaffneten Pöbelhaufen als einer Armee gleichenden Truppenmenge von 50000 Mann Infanterie, 1000 Cavalleristen und 9 unvollständigen Batterien die dringend nöthige feste Disciplin, was namentlich wegen des Mangels an würdigen und tüchtigen Subalternoffizieren große Schwierigkeiten bot, ihm aber durch den stetigen Einfluß der Exercirübungen überraschend schnell gelang; dann sorgte er für gründliche militärische Ausbildung, und schließlich vollzog er die Organisation der Armee in der Art, daß die Division die niedrigste taktische Einheit sein sollte, in welcher alle drei Waffen vertreten waren, und zwar in einer Stärke von je 3 bis 4 Brigaden à 4 Regimenter (Bataillon), 1 Cavalerieregiment und 4 Batterien. Der Erfolg der angestrengtesten Thätigkeit McClellan's war, daß ihm anstatt der Ende Juli 1861 vorgefundenen zerrütteten Truppen nach Verlauf von drei Monaten bereits 100000 ausgebildete, gut ausgerüstete und disciplinirte Soldaten zur Verfügung standen. Die Energie, mit welcher Formirung und Gehalt der Truppen von ihm gefördert wurde, verdient unsere größte Bewunderung; dagegen aber ist es höchst bedauerlich zu sehen, wie er demnächst als Feldherr mit seinen Leistungen weit hinter den Anforderungen sowie hinter den Erwartungen der Regierung und des Volks zurückblieb. Anstatt die tüchtige Potomac-Armee bei kräftiger Führung zu kurzer Entscheidung gegen den schwächern Gegner ausgiebig zu verwerthen, verharrte er monatelang im Abwarten auf Verstärkung der schon bedeutenden Kräfte, veranlaßte später sogar die Regierung zu einer neuen Aushebung von 300000 Mann, fesselte dann, als er etwas unternahm, die Armee durch die unselige Expedition auf der virginischen Halbinsel gegen Richmond bei zaghafter und unentschlossener Führung erfolglos dort so lange, bis die mittlerweile sich ungünstig gestaltende Situation auf dem Kriegstheater in Nordvirginien die Oberleitung dazu nöthigte, eins seiner Corps nach dem andern dorthin zu ziehen und ihn endlich ohne Commando zu lassen.

Wir finden aber leider auch in Nordvirginien die Führung der unirten Armee in Händen eines unfähigen Mannes, des Generals Pope: solange die Conföderirten durch ihre Schwäche und durch die Bedrohung von Richmond zum Zurückweichen genöthigt waren, brachte er es wol zu Wege, die ihm günstigen Umstände auszunutzen; sobald aber der verstärkte Gegner wieder zur Offensive vorging und ihn durch unerwartete Operationen für seine Verbindungen und schließlich sogar für die Sicherheit von Washington besorgt machte, zeigte er sich seiner Aufgabe weder durch richtige Auffassung der Lage, noch durch rasche und entsprechende Entschlüsse, noch durch angemessene Verwendung der ihm unterstellten, durch die Potomac-Armee verstärkten Streitkräfte gewachsen, wofür der Verlust mehrerer Schlachten und der Rückzug bis in die Befestigungen von Washington der Beweis sind. Es ist empörend zu lesen, wie infolge ängstlicher Unentschlossenheit und der widersprechendsten Befehle Pope's ganze Divisionen, an einem Tage sechs bis sieben Meilen hin- und hergehetzt, unthätig bleiben, Tausende von braven, willigen Soldaten nutzlos geopfert werden und durch Mangel an Vorsicht und Sicherheitsmaßregeln es dem Feinde ermöglicht wird, massenhafte Vorräthe im Werthe von Millionen von Dollars zu zerstören.

Gegen solche Unfähigkeit bei der obern Führung der Unionstruppen sticht vortheilhaft die richtige Beurtheilung des Gegners, der Unternehmungsgeist, die Sicherheit und die energische, umsichtige Kriegführung seitens des conföderirten Obergenerals Lee ab, der namentlich durch seine tüchtigen Untergenerale Jackson und Stuart vortrefflich

unterstützt wurde. Weislich nutzte er die Zeit, welche das zögernde Verhalten McClellan's vor Richmond ihm gewährte, zu namhafter Verstärkung seiner Armee aus; dann zieht er von hier mit dem größten Theil derselben, indem er McClellan gegenüber, dessen Mangel an Initiative richtig schätzend, nur geringe Kräfte stehen ließ, zu der geplanten Offensive gegen die unirte Armee in Nordvirginien, weiß deren Umgehung auf ihrem rechten Flügel geschickt zu verschleiern und hat in weiterer Fortsetzung derselben bei rechtzeitiger gegenseitiger Unterstützung der einzelnen Heereskörper Sieg auf Sieg zu verzeichnen, wodurch die an Zahl überlegene Armee der Union bis an den Potomac zurückgeworfen und dabei dem Norden großer materieller Schaden zugefügt wird.

Ein besonderes Interesse beanspruchen die kühnen Streifzüge (Raids), welche der General Stuart, das Muster eines schneidigen und unternehmenden Reiterführers, an der Spitze seiner Division und deren reitender Batterie stets mit bestem Erfolge ausführte. So umritt er bei einem derselben bei Richmond die unionistische Armee auf ihrem rechten Flügel in großem Bogen, zerstörte in ihrem Rücken die Eisenbahn, nahm Einblick in ihre Stellung und kehrte dann, nachdem er die ihm entgegengeschickte Cavalerie geschlagen, die ganze Armee McCellan's alarmirt und in Aufregung gebracht hatte, um ihren linken Flügel gehend, nach Ueberschreitung des Chikahoming mit Beute zu seiner Armee zurück. Einen andern Streifzug unternahm er in Nordvirginien gegen Cattlets Station an der Alexandria-Orangebahn, die rückwärtige Verbindung der unirten Armee; auf weitem Umwege über deren rechten Flügel herum erreichte er nachts sein Ziel, wo er einen großen Proviantrain und eine wichtige Brücke zu finden sicher war, konnte zwar letztere nicht zerstören, steckte aber Vorrathsschuppen und Wagen in Brand und kehrte danach unbehelligt zwar nur mit einer Kasse, dem Briefjournal des Hauptquartiers, 500 Pferden und 400 Gefangenen zurück, hatte aber den wichtigen Erfolg, daß sein plötzliches und unerwartetes Erscheinen im Rücken des feindlichen Heers dort moralisch sehr deprimirend einwirkte.

Hiermit schließen wir unsere Besprechung über das werthvolle Buch, welches uns die Einzelheiten des für die Entwickelung des europäischen Kriegswesens und auf die Kampfweise europäischer Heere einflußreichen Kriegs vorführt, und empfehlen es dem militärischen Publikum, das für diesen uns so fernliegenden Krieg dadurch wieder Interesse gewinnen dürfte.

Zur kirchlich-politischen Literatur.

1. Melchior von Diepenbrock. Ein Zeit- und Lebensbild von Joseph Hubert Reinkens. Mit dem Porträt Diepenbrock's in Original-Radirung. Leipzig, Fernau. 1881. Gr. 8. 8 M.
2. Roma Felix oder Wird Rom wieder päpstlich werden? Auf das erste Decennium der Occupation Roms durch die Italiener 20. September 1880. Von Otto Zardetti. Frankfurt a. M., Fössler. 1880. Gr. 8. 1 M.
3. Das Ende des Culturkampfes. Von C. Mönckeberg. Hamburg, Nolte. 1880. Gr. 8. 2 M.
4. Auf dem Wege nach Canossa. Eine christliche Ansprache an das deutsche Gewissen von M. Baumgarten. Berlin, Stuhr. 1881. Gr. 8. 2 M.

In der Biographie von Melchior von Diepenbrock (Nr. 1) hat Joseph Hubert Reinkens ein äußerst werthvolles und gelungenes Bild dieses trefflichen Mannes und seiner Zeit geschaffen. Dasselbe basirt auf den fast das ganze Leben Diepenbrock's umfassenden Aufzeichnungen einer Freundin desselben, Charlotte von Neumayer, auf Briefen an Freunde und von Freunden und auf Actenstücken. Die große und liebenswürdige Persönlichkeit Diepenbrock's wird soviel als möglich selbstredend eingeführt. Er machte den Feldzug von 1814 als Lieutenant in einem preußischen Landwehrbataillon mit, wurde mit dem nachmaligen Bischof Sailer in seinem älterlichen Hause bekannt, studirte zuerst in Landshut Kameralia, dann in Mainz und Münster Theologie und erhielt 1823 die Priesterweihe. Als Sailer, sein väterlicher Gesinnungsgenosse, Bischof von Regensburg geworden war, finden wir Diepenbrock zuerst als Secretär bei ihm, später als Domkapitular. Nach Sailer's Tode wurde er Domdechant und bischöflicher Generalvicar. Im Jahre 1845 wurde er zum Fürstbischof von Breslau und 1850 von Pius IX. zum Cardinal ernannt. Er starb auf Schloß Johannisberg in Oesterreichisch-Schlesien am 20. Januar 1853. Die mündlichen und schriftlichen Aeußerungen Diepenbrock's lassen in ein tiefes Gemüthsleben blicken, in eine strenge Wahrheitsliebe, eine angeborene Milde und Toleranz, ein echtes Christenthum, das im römischen Priester und Bischof nicht untergeht. Seine Stellung in Regensburg wurde durch die Rede, die er bei dem Leichenbegängniß des dortigen Bischofs Schwäbl 1841 hielt, erschüttert. Das klerikale Regiment unter König Ludwig I. und dem Ministerium Abel hatte bereits begonnen. Männer wie Sailer und Diepenbrock waren den schmählichsten Angriffen und Verdächtigungen ausgesetzt und der Verkündigung unkirchlicher Lehren beschuldigt. Solchen Ultramontanen war es ein Greuel, bei jener Leichenrede zu hören, daß es für die Katholiken und Protestanten eine gemeinsame Grundlage des Christenthums gebe, daß unter den Protestanten Tausende Wohlgesinnter und nach Wahrheit und Frieden sich Sehnender seien, daß die Katholiken selbst, wol auch die frömmsten Eiferer, Balken, Splitter und Nebel im Auge hätten und mit Gebrechen und Sünden behaftet seien, die wie ein befleckter Schleier die hehre Gestalt der Kirche verhüllten. Der neu ernannte Bischof Riedel war

ein schwacher Mann und ließ sich von dem vaticanisch gesinnten, ganz romanisirten Sporer so vollständig leiten, daß er, wie der Verfasser sagt, wenn er Sporer's Hand drückte, den Pulsschlag des Heiligen Vaters in Rom zu fühlen meinte. Er glaubte der Angabe Sporer's, daß Diepenbrock nicht gut katholisch sei, und ließ sich gegen diesen solche Rücksichtslosigkeiten und Rechtswidrigkeiten zu Schulden kommen, daß das Ministerium einschreiten mußte.

In diese Kreise fiel wie eine Bombe die Nachricht, daß der so wenig echt katholische Domdechant zum Fürstbischof von Breslau ernannt sei, und daß sogar der Papst und der Cardinal-Staatssecretär sich um ihn bemühten. Wie schon drei Jahre vorher, so wollte Diepenbrock auch diesmal jenes hohe Kirchenamt nicht annehmen, weil er in seiner Bescheidenheit sich nicht für geeignet hierfür hielt und keinen Glauben und keine Zuversicht auf seine wahre göttliche Sendung hatte. Er lehnte daher geradezu ab, und als König Friedrich Wilhelm IV. den Wahlcommissar von Dunsberg nach Regensburg schickte, um ihn zur Annahme zu bewegen, erklärte er, falls der Papst selbst im Interesse der Kirche dies von ihm fordere, werde er seinen Widerstand aufgeben und sich in Gehorsam fügen. Er wollte von jeder Verantwortung der freien Annahme sich fernhalten, nicht als Volontär nach Breslau gehen, sondern wie ein Soldat der Linie hincommandirt werden. Da schrieb ihm der Staatssecretär Lambruschini im Auftrage Gregor's XVI., der Papst wünsche lebhaft, daß er die Bürde annehme, und würde sehr betrübt sein, wenn er auf seiner Weigerung beharrte. Nun war keine Weigerung mehr möglich; es blieb ihm nur der eine Trost: Gott sendet dich, also hilft er dir. Daß der Curie an der Person Diepenbrock's so viel lag, obgleich er kein Freund des neuern Vaticanismus war, hatte darin seinen Grund, daß eben damals, wo der Deutschkatholicismus in Schlesien aufkam und wenig Anhänglichkeit an den Papst zu finden war, dieser es für opportun hielt, keinen Heißsporn, sondern eine vermittelnde Persönlichkeit dorthin zu senden. Auch nach der Annahme hatte der demüthige Mann noch wechselnde Stimmungen: bald fühlte er sich so froh und leicht ums Herz, daß er meinte, nach Breslau hinfliegen zu können, ohne die Erde zu berühren; bald kam es ihm wieder vor, die Flügel brächen ihm und man müßte ihn vor das Thor hinaus zu seinem guten Vater tragen. Der Verfasser schildert nun: die Consecration in Salzburg, welche der dortige Fürst-Erzbischof Friedrich Fürst von Schwarzenberg vornahm; den Abschied von König Ludwig, der Diepenbrock in Aschaffenburg empfing und auf diesen den Eindruck eines edlen Menschen machte, dem man nur die Wahrheit sagen sollte; die Fahrt nach Berlin, die ungemein gute Aufnahme bei Friedrich Wilhelm IV., der ihn mehrmals nach Sanssouci einlud, und bei den Ministern; die treffliche Ansprache, welche er vor Ablegung des Eides in Gegenwart des Königs und der Minister hielt, und in welcher er ohne die bekannte Reservation, rückhaltlos, wie vor einunddreißig Jahren als Offizier den preußischen Fahneneid, so nun als Bischof, ins Vaterland zurückkehrend, den Unterthaneneid schwur. „Noch nie, sagen alle, ward hier ein Bischof so ausgezeichnet." Die Reise von Berlin nach Breslau war ein Triumphzug. Die Inthronisation fand am 27. Juli statt unter ungeheuerm Zuströmen des Volks und der höchsten Stände. Alles fühlte sich hingerissen, als er seinen Hirtenstab auf die Marmorplatte stieß und ausrief: „So setze ich denn nun meinen Hirtenstab auf den ewigen Urfelsen, der da ist Christus, und schlage flehend mit Moses an diesen Felsen, auf daß ein Quell des lebendigen Wassers, ein Strom der Gnade und Erbarmung sich aus ihm ergieße, erquickend und befruchtend über die meiner Obhut anvertrauten Triften!" Beim Festessen brachte er nach dem Toast auf den König einen Trinkspruch auf den Papst aus, was zu dieser Zeit „in diesem Kreise schwer" war, und sogar, was seit den Schlesischen Kriegen nicht mehr vorgekommen, einen solchen auf den Kaiser von Oesterreich. Aber gerade er, von dem jedermann wußte, daß er kein Ultramontaner und ein guter Preuße sei, konnte es und führte es so taktvoll aus, „daß selbst die Protestanten gern mit anstießen".

Weniger wirkungsvoll und überzeugend ist die „Roma Felix" betitelte kleine Schrift von Otto Zardetti (Nr. 2). Die von ihm aufgeworfene Frage: Wird Rom wieder päpstlich werden? beantwortet er in zuversichtlichster Weise bejahend. Die Lösung dieser römischen Frage scheint ihm den Schlüssel zur Lösung aller andern socialen und nationalen Fragen sowol unserer als auch aller künftigen Zeiten zu bilden; durch die weltliche Herrschaft der Päpste soll die katholische Kirche als übernatürliche Heilsanstalt Gottes für die Völker in die innigste Verbindung mit der weltlichen irdischen Ordnung treten; ohne die Restitution dieser Herrschaft würde dem neu zu errichtenden Gebäude socialer Ordnung das Fundament und der Eckstein fehlen; diese Herrschaft ist nach seiner Ansicht von der Vorsehung so klar gewollt und für ewige Zeiten geplant, daß Leo XIII. in seiner ersten Encyclica mit Recht sagen konnte: „Wenn es sich um die weltliche Herrschaft der Päpste handelt, so handelt es sich um das Wohl der gesammten Gesellschaft." Zur Begründung dieser Ansicht beruft sich der Verfasser theils auf die Ahnungen der Alten über die ewige Herrschaft Roms (eines Scipio, Cicero, Virgil u. a.), die nur realisirt sei, wenn Rom päpstlich, jene irdische Herrschaft mit einer geistigen vertauscht sei, theils auf die „frappantesten Thatsachen" der Geschichte, welche dieser Behauptung als Inductionsbeweise dienen sollen (die göttliche Führung Petri nach Rom und die jedesmalige Rückkehr der vertriebenen Päpste in ihre Residenz), theils auf die Congruenzgründe, welche ihm den Glauben aufdrängen, Rom habe auch als örtliche Stelle einer speciellen Erwählung sich zu erfreuen im Neuen Bunde, wie das heilige Sion im Alten Bunde. Daß der 1862 in Rom versammelte Episkopat die weltliche Herrschaft der Päpste als durchaus nothwendig erklärte zur guten und freien Regierung der Kirche und der Seelen, ist dem Verfasser ein weiteres Mo-

ment für die Richtigkeit seiner Ansicht; daß aber Ahnungen, frühere Thatsachen und Vergleichungen keine Beweise sind, und daß aus jenen sich nicht auf die gegenwärtigen Zustände schließen, keine Realpolitik sich machen läßt, ist begreiflich. Wir haben es also hier lediglich mit subjectiven Behauptungen, mit Wünschen und Hoffnungen, mit Variationen über das Thema: Was man gern hat, das glaubt man auch gern, zu thun.

In der Schrift „Das Ende des Culturkampfes" geht der Pastor C. Möncke berg (Nr. 3) auf die älteste Heidenzeit zurück, durchläuft das ganze Mittelalter und kommt endlich bei König Friedrich Wilhelm IV. an, der die Kirchengewalt in die rechten Hände zurückzulegen und die Vereinigung aller verschiedenen christlichen Confessionen hergestellt zu sehen wünschte. Den 18. Juli 1870, an welchem Tage das Dogma der Unfehlbarkeit verkündigt wurde, nennt er zwar den Tag des Gerichts, doch tadelt er, daß die evangelische Kirche sich dadurch so sehr bedroht fühlte und zu ihrer Vertheidigung mit einer Garnitur von Bollwerken, den Maigesetzen, sich umgab, welche bei Millionen die tiefste Erbitterung gegen den Staat und das Interdict in moderner Form zur Folge hatten. In diesen Gesetzen sieht der Verfasser ein Product der modernen Bildung, und in letzterer das Ergebniß der Aufklärung des vorigen Jahrhunderts, der Herrschaft des Rationalismus, welcher die lutherische Kirche unterdrückt und die katholische zu vernichten sucht. Die Frage ist nur, wie man sich von den nur Unglück bringenden Maigesetzen losmachen solle. Daß Bismarck nicht nach Canossa gehen könne, gibt der Verfasser zu. Wenn aber die Gesetze das Gehässige verloren hätten, dann, meint er, könnte Bismarck nach Rom gehen, und dann würde ihm der Papst für die katholische Kirche in Deutschland alle Rechte bewilligen, welche die gallikanische hat, dem Staate alle, die der Kaiser von Oesterreich genießt, und vielleicht noch mehr. Damit spricht der Verfasser ein großes Wort gelassen aus. Kennt er denn nicht das französische Sprichwort: „L'appétit vient en mangeant?" Hat er denn nicht aus dem Munde Windthorst's schon so oft gehört, daß der kirchliche Friede nicht eher zu Stande kommen werde, als bis die Maigesetze ganz aufgehoben und sogar die Jesuiten restituirt seien? Die lutherischen Regierungen, sagt schließlich der Verfasser, hätten unter obwaltenden Umständen allen Grund, auf eine Revision und Verbesserung der Maigesetze um ihrer eigenen Unterthanen willen anzutragen, was freilich noch keinen Erfolg haben würde, wenn sie nicht zugleich mit der Bitte durchdrängen, daß die in Preußen eingeführte Union für die nächste Zeit suspendirt werde, da dieselbe dem Wunsche des Urhebers, eine aus der Freiheit eigener Ueberzeugung hervorgehende Einigkeit der Herzen nach echt biblischen Grundsätzen zu bewirken, nicht entsprochen habe. Gegen eine Suspendirung der Union hätten wol manche nicht viel einzuwenden; daß aber durch eine Revision der Maigesetze der Culturkampf, d. h. der uralte Machtstreit zwischen Königthum und Priesterthum, der so alt ist wie das Menschengeschlecht, nicht beendigt werden würde, das steht unumstößlich fest.

Daß Bismarck nicht erst auf den Weg nach Canossa gebracht zu werden brauche, sondern sich schon auf demselben befinde, ist die Ansicht Baumgarten's (Nr. 4). Noch „in elfter Stunde" solle sich die deutsche Nation ermannen, um den feindlichen und finstern Mächten tapfern Widerstand zu leisten. Doch findet er, daß es nicht blos jenseit, sondern auch diesseit der Berge ein die evangelische Freiheit bedrohendes Papstthum gibt. Als solches bezeichnet er das von dem Oberkirchenrath Kliefoth in Mecklenburg eingeführte Kirchenregiment. Diese kirchliche Phase, von manchen Kritikern Neulutherthum genannt, ist ihm ein falsches Lutherthum, oder genauer, ein lutherisches Papstthum, das nicht blos auf die kirchlichen Zustände in Mecklenburg, sondern auf den deutschen Protestantismus überhaupt den schlimmsten Einfluß ausübt. Zur Charakteristik dieses Systems, das mit der mecklenburgischen Feudalverfassung wunderbar harmonirt, theilt der Verfasser verschiedene Aeußerungen Kliefoth's und seiner Anhänger mit. Die Presbyterial- und Synodalverfassung ist demselben auf kirchlichem Gebiet in derselben Weise eine Lüge, „wie der Constitutionalismus auf politischem Gebiet eine Lüge ist". Ein Pastor Flörke nannte die deutschen Einheitsbestrebungen sündlich, ja einen Selbstmord, und den auf einer „Allianz mit dem Teufel" beruhenden Norddeutschen Bund ein Vorbild und einen Ansatz des Antichristenthums; er verlangte, daß man beten solle: Erlöse uns von dem Uebel dieses Reichs! Nach dem Tage von Sedan leitete ein Mitglied des mecklenburgischen Kirchenregiments eine Pastoralconferenz mit dem Seufzer ein: „Was soll aus der armen lutherischen Kirche werden, wenn Preußen solche Siege erringt!" Andererseits macht der Verfasser auf das „enthüllte Attentat vom Jenseits der Berge" aufmerksam, das mit dem Syllabus anfing und mit den neuesten Encycliken vorderhand aufhörte, und spricht die Ansicht aus, daß man die Macht des vaticanischen Papstthums anfangs unterschätzt habe. Den Widerstand, welchen nach Gründung des Deutschen Reichs die Regierung in der Maigesetzgebung geleistet, und die Hülfe, die ihr der Liberalismus geboten, lobt er ebenso sehr, als er es tadelt, daß der viel zu tief in den Skepticismus, Indifferentismus und Unglauben des modernen Bewußtseins eingetauchte Liberalismus in diesem Kampfe sich ermüdet erklärte, dem Reichskanzler seine Hülfe versagte, ja geradezu mit den Gegnern stimmte. Er warnt davor, Leo XIII. für versöhnlicher zu halten als Pius IX., und kritisirt dessen Encycliken von 1878—81, welche die schärfsten Angriffe auf die Reformation enthalten. Die Bestätigung des in dem jesuitischen Collegium zu Innsbruck gebildeten Dr. Korum als Bischofs von Trier, ohne daß er vorher den Eid auf die Staatsgesetze geleistet, hält der Verfasser für eine bedenkliche Nachgiebigkeit des Staats. Er findet einen Widerspruch darin, wenn Bismarck 1874 die Aufhebung der preußischen Gesandtschaft beim Papst für eine Sache des staatlichen Anstandes erklärte und sich

weigerte, dem Papst gegenüber unter das Caudinische Joch zu gehen, aber 1882 wieder eine Gesandtschaft beim Vatican errichtete; wenn er 1872 sagte: „Sie werden mich auf der Bresche finden, das gebietet mir das Christenthum und mein Glaube", und am 30. November 1881 von diesem Kampf als von einer Angelegenheit sprach, bei der man nicht durch Gewissen und Glauben gebunden sei, sondern sich durch Opportunitätsrücksichten bestimmen lasse. Der Verfasser scheint uns hier den Worten Bismarck's nicht die richtige Auslegung zu geben und den Zusammenhang derselben nicht scharf genug aufzufassen. Von einem Caudinischen Joch wollen wir, solange nicht ganz andere Thatsachen vorliegen, so wenig sprechen wie von einem Gang nach Canossa.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Das erste Juliheft der „Revue des deux mondes" enthält einen Essay: „Historiens de l'Allemagne, I. Ferdinand Gregorovius", in welchem J. Bourdeau, anknüpfend an die neueste Schrift des berühmten Historikers: „Athenaïs", ein eingehendes Charakterbild desselben entwirft. Er beginnt mit dem Hinweise auf seine Jugendschriften: „Der Kaiser Hadrian", das Trauerspiel „Tod des Tiberius", eine Broschüre über Polen, die im Jahre 1848 erschien und in welcher der junge, für das Selbstbestimmungsrecht der Völker begeisterte Autor von Frankreich sagt, es stehe an der Spitze der Nationen: eine dem Gelehrten der „Revue des deux mondes" keineswegs unwillkommene Aeußerung. Dann wird die glühende Sympathie erwähnt, die den jungen Ostpreußen nach Italien zog. „Gregorovius repräsentirt uns den halb italienischen Deutschen, den literarischen Residenten Deutschlands in Italien; er hat dort Bürgerrecht erworben. Die römische Municipalität hat dem Geschichtschreiber der „Stadt Rom im Mittelalter", dem Verfasser eines auf Kosten des Königs Victor Emanuel übersetzten Werks, den ruhmvollen Titel des römischen Bürgers: civis romanus, verliehen. Er kennt Italien nicht allein als vorübergehender Gast, sondern wie man ein zweites Vaterland kennt, das man in jeder Hinsicht durchstudirt hat. In diesem Vertrauen schlagen wir seine fünf Bände Reiseschriften, die «Wanderjahre in Italien» auf. Man würde in ihnen vergeblich Studien über die Kunst in Italien suchen. Gregorovius ist ausschließlich Geschichtschreiber: wenn er eine Statue, eine Büste, ein Gemälde, ein Denkmal, eine Landschaft betrachtet, so interessiren sie ihn nur als geschichtliche Documente. Niemals führt er uns die ausgefahrenen Wege. Nach den besondern Sitten und den localen Gewohnheiten forschend, welche vor unsern Augen die vergangenen Jahrhunderte wiedererwecken, hat er zwei Werke über Corsica geschrieben. Andere seiner Reisewerke gehören dem Genre der Reisebilder an, in denen sich der Ton von Heinrich Heine bisweilen bemerklich macht, doch mit weniger Schwung und Humor: das Spiel der Phantasie zeigt sich mehr in der Wahl und Gegenüberstellung der Stoffe als in dem Geiste des Autors selbst." Mit Recht hebt Bourdeau als einen der charakteristischen Züge des deutschen Autors seine Vorliebe für die Philosophie der Geschichte hervor; er liebe es, ihre Contraste, ihre Widersprüche, ihre großartige Ironie zu erfassen; namentlich habe der Gegensatz zwischen der heidnischen und christlichen Welt für ihn einen besondern Reiz. An eine Stelle des „Euphorion", welche die verschiedene Erscheinung des Todes in Pompeji, Rom und Syrakus darstellt, knüpft der Essayist folgende Betrachtung: „Unser Autor gefällt sich in den Contrasten von Licht und Schatten, in diesen Bildern von Leben und Tod, wie sie die großen deutschen Maler, die Holbein, die Albrecht Dürer, in den verschiedensten Gestalten mit einer ganz besondern Fruchtbarkeit der Einbildungskraft dargestellt haben. Es scheint, als ob der Autor in dieser Art von Todtentanz seine Hand besonders geübt habe, um das Mittelalter besser schildern zu können." Diese Reisebilder seien nicht Spiele einer müßigen Phantasie, sondern gleichsam eine Vorbereitung und Einleitung in die Geschichte Roms. In Bezug auf dies sein Hauptwerk wird der deutsche Autor mit Ampère verglichen, mit dem er viele geistige Verwandtschaft habe. Nachdem der Essayist die „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" in ihren Hauptumrissen skizzirt hat, nennt er in seinem zusammenfassenden Urtheil den Autor einen echten Schriftsteller, der in dieser verworrenen Geschichte, wo noch so viel zu studiren, noch so viele Entdeckungen zu machen sind, das Verdienst hatte, die großen Linien zu ziehen. „Wir betrachten die Deutschen zu sehr als Novizen in der Kunst, ein Buch zu verfassen: ein so summarisches Urtheil läßt sich auf unsern Autor nicht anwenden. Ohne die Philosophie der Geschichte, den Gang der Ideen, den leitenden Faden, der die Ereignisse verknüpft, aus dem Auge zu verlieren, treibt er keinen Misbrauch mit allgemeinen Betrachtungen. Seine Berichte haben oft die Lebendigkeit und Anschaulichkeit alter Chroniken. Der mit der größten Meisterschaft behandelte Theil seines Werks ist derjenige, welcher die Beziehungen der Päpste und der Kaiser betrifft; man fühlt, daß er hier sein ganzes deutsches Herz gegeben hat."

Hierauf gibt Bourdeau eine eingehende Analyse von Gregorovius' letztem interessanten Werk „Athenaïs", und er bringt diese und „Lucrezia Borgia" in eine Parallele. An den zwei äußersten Enden des Mittelalters, im 5. Jahrhundert, welches der Prolog desselben ist, und im 15. Jahrhundert, das seine Auflösung bezeichnet, hat Gregorovius auf ein mit kundiger Hand geschmücktes Piedestal zwei Frauengestalten, zwei Prinzessinnen, eine byzantinische und eine italienische, gestellt, welche gleichsam das lebendige Bild ihrer Epochen sind. Und am Schluß der eingehenden Nacherzählung sagt Bourdeau: „Die liebenswürdige Athenerin erscheint uns aus diesem Bericht als ein Schatten mit feinen und strengen Zügen, der sich von einer byzantinischen Mosaik abhebt. Gregorovius gibt ihm einen Schein des Lebens durch die Grazie des Stils und den Farbenreichthum der Schilderung, aber die Gedanken, die er dieser Kaiserin des 5. Jahrhunderts leiht, sind diejenigen eines gelehrten und gebildeten Deutschen des 19. Jahrhunderts, welcher in einer mehr symbolischen als geschichtlichen Gestalt den Gegensatz von Athen und Jerusalem, der Akropolis und des Heiligen Grabes zu schildern gesucht hat."

— Einer Besprechung von Georg Ebers' „Die Frau Bürgemeisterin" in der „Rivista Europea" entnehmen wir folgende Stelle: „Gewiß liegt in dieser Episode aus dem holländischen Unabhängigkeitskriege weder zu viel archäologisches Material noch eine Sprache, die der des Zeitalters, welches der Verfasser darstellen will, zu unähnlich ist; während daher einerseits die Localfarbe durch die Natürlichkeit der Personen in ihren Gefühlen, Trachten und Bestrebungen kräftig unterstützt wird, verbirgt sich andererseits der gelehrte Apparat unter der Kunst des Romandichters. Hingegen finden wir wieder den gewohnten Fehler bei Ebers, daß er uns nämlich zu viele Personen ohne Nothwendigkeit nach-

einander vorführt und sie ausführlich schildert, um sie später ohne befriedigenden Schluß fallen zu lassen."

Im Heft vom 1. Februar derselben Zeitschrift begegnen wir einer Besprechung von des Herausgebers d. Bl. „Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts", worin es heißt: „Er beherrscht den Stoff wie wenige, was eine Hauptsache beim Literaturhistoriker ist, und seine Beurtheilungsweise stimmt mit der unserigen überein. Nur möchten wir ihn etwas weniger optimistisch im ganzen sehen, mehr dem Intellect nach als poetisch idealistisch, und daher ein wenig strenger in seinen Urtheilen. Er zergliedert einen Roman auf die geschickteste Weise, entdeckt sofort den schwachen Punkt in einem Drama, charakterisirt mit fester Hand die einzelnen Schriftsteller und die Gruppen; allein in seinen Urtheilen erkennt man eher den Poeten, der von Dingen spricht, die er versteht, als den Kritiker, der auf der Warte der Kunst steht und alles nach der höchsten Auffassung bemißt.... Wir schätzen sein Werk als nicht nur von wirklichem, sondern auch von hohem Werth. Wenige, die dasselbe Thema behandelt haben, sind ebenso heiterer Anschauung und weitherzig, keiner von größerer Aufrichtigkeit noch wahrhafterer Künstler als Gottschall."

Ueber die anonyme „Geschichte Roms während des Verfalls der Republik" sagt die „Rivista": „Selbst nachdem man die bedeutendern Werke von Montesquieu und Gibbon bis Mommsen und Duruy gelesen, wird man seine Zeit nicht verlieren, wenn man mit dem Verfasser zu den hochwichtigen Fragen zurückkehrt, die stets neuen Lichtstrahlen zugänglich sind."

— In der „Nuova Rivista Internazionale", Nr. 10, bespricht Scartazzini Karl Frenzel's „Die Geschwister" und sagt: „Es ist ein herrlicher Roman, nach der Norm der feinsten Regeln der Kunst gehalten, ein Werk nicht blos für Unterhaltung, sondern auch höchst belehrend, trotz mancher Uebertreibungen, die wir darin zu finden glauben." Am Schluß nimmt der Recensent Gelegenheit, sich über das ungünstige Urtheil auszusprechen, welches unter anderm auch Frenzel über sein Buch „Dante in Deutschland" gefällt hat, und weist die Beschuldigung zurück, daß er sich in seinen Urtheilen von persönlichen Sympathien und Antipathien leiten lasse. Wer das sage, beweise, daß er weder seinen Charakter noch die von ihm behandelten Gegenstände (cose nostre) kenne. Gleichwol erfülle er seine Pflicht, jetzt, wo Frenzel uns ein vorzügliches Werk gegeben, es aufrichtig zu loben und seinen Lesern warm zu empfehlen.

Bibliographie.

Albrecht, H., Der Präzeptorats-Vikari. Aus J. P. Hebel's Jugend. Schopfheim, Uehlin. 8. 1 M. 20 Pf.

Am Tscheremusch! Gedichte eines Uzulen. Czeruowitz, Pardini. 8. 1 M.

Amyntor, G. v., Das bist Du. Roman. 4 Bücher in 3 Bdn. Berlin, F. Luckhardt. 8. 12 M.

Andraeas, Der Orden der Odd-Fellow's, dessen Geschichte, Organisatiou und Wesen. Leipzig, Grimm. Gr. 8. 6 M.

Aus Persien. Aufzeichnungen eines Oesterreichers, der 40 Monate im Reiche der Sonne gelebt und gewirkt hat. Mit 17 Holzschnitten. Wien, v. Waldheim. Gr. 8. 6 M.

Aus Wilhelm Tegetthoff's Nachlass. Herausgegeben von A. Beer. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 7 M. 60 Pf.

Austriaca. Betrachtungen und Streiflichter. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 5 M.

Bartsch, K., Romantiker und germanische Studien in Heidelberg 1804—1808. Heidelberg, C. Winter. 4. 1 M. 20 Pf.

Bauer, E., Der Magus des Nordeus. Novelle. Leipzig, Grimm. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Becker, A., Mignons Eiertanz. Eine Adventgeschichte. 2 Thle. in 1 Bd. Leipzig, Thiel. 8. 3 M.

Berger, W., Von den Inseln und aus See. Poetische Erzählungen. Bremen, Dierksen u. Wichlein. 8. 2 M.

Biese, R., Wissenschaftliche Propädeutik. Zur Ergänzung und Vertiefung allgemein-humaner Bilduug bearbeitet. Leipzig, Fues. Gr. 8. 2 M.

Blochwitz, J., Kulturgeschichtliche Studien. Bilder aus Mythe und Sage, Glaube und Brauch. Leipzig, Schlicke. 8. 4 M. 50 Pf.

Brand, Silvia, Für unsere Ehre. Drama. Dresden, Burdach. 8. 1 M. 80 Pf.

Brentano, C., Lied von eines Studenten Ankunft in Heidelberg. Mit Vorwort und Anmerkungen herausgegeben von K. Bartsch. Freiburg i. Br., Mohr. 8. 40 Pf.

Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge, herausgegeben von Paul Haffner. 3ter Bd. 7tes Hft.: War Maria Stuart Gattenmörderin? Von E. Marcour. Frankfurt a. M., Foesser Nachf. Gr. 8. 40 Pf.

Brüggen, E. Freih. v., Russland und die Judeu. Kulturgeschichtliche Studien. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 2 M.

Deutsche Bücherei. 1stes bis 6tes Heft. Breslau, Schottländer. Gr. 8. 3 M. 55 Pf.

Cassel, P., Die Musik und ihr Einfluß auf die Menschen. Berlin, E. Prager. Gr. 8. 30 Pf.

Christ, P., Der Pessimismus und die Sittenlehre. Haarlem. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Clemen, Adele, Feldblumen. Strehlen, Gemeinhardt. 16. 1 M. 50 Pf.

Deutsche Drucke älterer Zeit in photolithographischer Nachbildung. Ausgewählt von W. Scherer. (I.) Der Schelmen Zunft von T. Murner. 1512. Berlin. 1881. Gr. 8. 6 M.

Ebner, A., Junges Lieben. Gedichte. Linz, Fink. 8. 2 M.

Eichrodt, L., Gold. Sammlung des Ursprünglichen und Genialen in deutscher Lyrik. Verse, die Musik in sich tragen. Leipzig, Thiel. 12. 4 M.

Escher, H., Die Glaubensparteien in der Eidgenossenschaft und ihre Beziehungen zum Auslaud, voruehmlich zum Hause Habsburg und zu den deutscben Protestanten 1527—1531. Frauenfeld, Huber. Gr. 8. 4 M.

Fechenbach-Lautenbach, F. K. Reichsfreih. v., Ein Beitrag zur Lohn- und Arbeiterfrage. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 80 Pf.

Fick, A., Mechauische Arbeit und Wärmeentwickelung bei der Muskelthätigkeit. Mit 33 Abbildungen in Holzschnitt. (Interuatiouale wisseuschaftliche Bibliothek. 51. Bd.) Leipzig, Brockhaus. 8. 5 M.

Flamm, Wilhelmine, geb. Link, Ursa. Dramatisches Gedicht. Stuttgart, Greiner. 8. 3 M.

Fontane, C., Schicksalswege. Novelle. Berlin, Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Friedberg, E., Die Grundlagen der preußischen Kirchenpolitik unter König Friedrich Wilhelm IV. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 2 M.

Gneist, R., Englische Verfassungsgeschichte. Berlin, Springer. Gr. 8. 14 M.

Goethe, J. W., Faust. Tragödie. 2ter Thl. Für die Darstellung eingerichtet, mit einer Einleitung und erklärenden Anmerkungen versehen von R. Buchholz. Musik von J. Sucher. Hamburg, Kriebel. 1881. 8. 1 M.

Grünfeld, H. P. H., Nordpolarfahrten im allgemeinen, sowie die deutschen Expeditionen in den Jahren 1868 bis 1870 insbesondere. Drei Vorträge. Schleswig, Bergas. Gr. 8. 1 M.

Hamann, A., Christentum und Vaterlandsliebe. Eiue exegetisch-ethische Studie. Berlin, Weidmann. 4. 1 M.

Happel, J., Die altchiuesische Reichsreligion vom Standpunkte der vergleichenden Religionsgeschichte. Leipzig, O. Schulze. Gr. 8. 1 M.

Hartmann-Plön, C., Herodias. Roman in 3 Bdn. Heide, Pauly. 8. 6 M.

Heimbürger, A., Ein moderner Zauberer. Tagebuchblätter von Alexander. 2 Bde. Mit einer Einleitung von L. Schücking. Münster, Coppenrath. 8. à 2 M. 50 Pf.

Heman, C. F., Die religiöse Weltstellung des jüdischen Volkes. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Henle, J., Theodor Schwanu. Nachruf. Bonu, Cohen u. Sohn. Gr. 8. 1 M.

Hillardt, Gabriele, Die weibliche Handarbeit in der Poesie. Ausgewählte Gedichte, der fleißigen Frauenwelt gewidmet. Wien, Hartleben. 12. 3 M. 60 Pf.

In kleinen Garnisonen. Mit 19 Illustrationen. Hannover, Helwing. 12. 1 M. 25 Pf.

Kaden, W., und F. Wernick, Nach dem Süden! Wanderungen durch die Schweiz und die Riviera. 2 Thle. in 1 Bde. Leipzig, Schloemp. 8. 4 M.

Kantecki, K., Die neapolitanischen Summen. Ein historischer Essay. Aus dem Polnischeu übertragen von R. Löwenfeld. Posen, Jolowicz. Gr. 8. 4 M.

Keindorff, A., Kritik der drei Keplerschen Gesetze. Ein Versuch. Neuhaldensleben, Eyraud. Gr. 8. 1 M.

Klapp, A., Ut Dörp un Stadt. Plattdütsche Geschichten. I. Hans Lütting. Bremen, Ronssell. 8. 3 M.

Deutse Klassiker. Herausgegebeu fon dem ferein für fereinfahte deutse rehtshreibung. Mit erklärendem förwort fon dr. F. V. Frikke. 1ster Bd. Bremen, Kühtmann u. Comp. 16. 1 M.

Koch, A., Die frühesten Niederlassungeu der Minoriten im Rheingebiete und ihre Wirkuugeu auf das kirchliche und politische Lebeu. Von der philosophischen Fakultät der Universität Heidelberg preisgekrönte Abhandlung. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1881. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Krüger, F., Rugge Wiäge. Aus dem westfälischen Bauernleben in niederdeutscher Sprache erzählt. Münster, Brunn. 8. 2 M.

Kummer, K. F., Erlauer Spiele. Sechs altdeutsche Mysterien, nach einer Handschrift des XV. Jahrhunderts zum erstenmale herausgegebeu und erläutert. Wien, Hölder. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.

Looß, E., Für's Album. Sprüche und Spruchgedichte, gesammelt. Wieu, Hartleben. 16. 1 M. 80 Pf.

Lotze, H., Grundzüge der praktischen Philosophie. Dictate aus den Vorlesungen. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Des Musäos Gedicht von Hero und Leander. Eingeleitet und übersetzt von H. Oelschläger. Leipzig, Teubner. 8. 1 M.

Plüss, H. T., Horazstudien. Alte und neue Aufsätze über horazische Lyrik. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 6 M.

Der Sprachunterricht muss umkehreu! Ein Beitrag zur Ueberbürdungsfrage von Quousque tandem. Heilbrouu, Heuninger. 8. 60 Pf.

Wagemann, R., Die Sachsenkriege Kaiser Heinrichs IV. Inaugural-Dissertation. Celle, Schulze. Gr. 8. 2 M.

Wille, J., Philipp der Großmüthige von Hessen und die Restitution Ulrichs von Wirtemberg 1526—1535. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 6 M.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Mechanische Arbeit und Wärmeentwickelung
bei der
Muskelthätigkeit.
Von **Adolf Fick.**

Mit 33 Abbildungen. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 51. Band.)

Die Lehre von der Muskelkraft und der Art ihrer Wirksamkeit, welche der bekannte Physiolog Adolf Fick, Professor an der Universität Würzburg, hier zur gemeinfasslichen Darstellung bringt, gehört zu den auch für Laien interessantesten Partien der wissenschaftlichen Forschung. Besondern Werth erhält das vorliegende Werk auch noch dadurch, dass der Verfasser in demselben viele seiner eigenen Untersuchungen und deren Ergebnisse zum ersten mal veröffentlicht.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wanderjahre in Italien.
Von
Ferdinand Gregorovius.
Fünf Bände.
8. Jeder Band geh. 5 M. 40 Pf., geb. 6 M.

1. Band: **Figuren.** Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. Fünfte Auflage.
2. Band: **Lateinische Sommer.** Vierte Auflage.
3. Band: **Siciliana.** Wanderungen in Neapel und Sicilien. Vierte Auflage.
4. Band: **Von Ravenna bis Mentana.** Dritte Auflage.
5. Band: **Apulische Landschaften.** Zweite Auflage.

Gregorovius' „Wanderjahre" enthalten das Tagebuch seines langen Lebens und Wanderns und seiner Studien in dem classischen Lande, wo er die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter schrieb. Die vielseitigen, anziehenden Schilderungen sind Landschaftsgemälde von bleibendem historischen Werth wie von künstlerischem Stil. Gregorovius hat sie als ein neues Genre in der Literatur geschaffen, die vor ihm nichts Aehnliches besaß. Die schnelle Verbreitung dieser Bände lehrt, daß sie in der literarischen Welt ihren dauernden Rang gefunden haben.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Die Insel Capri. Idylle vom Mittelmeer. (Separatausgabe aus den „Wanderjahren in Italien".) 8. Cart. 1 M. 80 Pf.
Korfu. Eine jonische Idylle. 8. Cart. 1 M. 80 Pf.
Euphorion. Eine Dichtung aus Pompeji. Dritte Auflage. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M. — Illustrirte Prachtausgabe mit Original-Compositionen von Theodor Große. 4. Eleg. cartonnirt 7 M.
Die Grabdenkmäler der Päpste. Marksteine der Geschichte des Papsttums. Zweite, neu umgearbeitete Auflage. 8. Geh. 3 M. 60 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Esopus.
Von **Burchard Waldis.**
Herausgegeben von J. Tittmann.
Zwei Theile. 8. Geh. 7 M. Geb. 9 M.
(Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts, 16. und 17. Bd.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Athenaïs.
Geschichte einer byzantinischen Kaiserin
von
Ferdinand Gregorovius.
Zweite unveränderte Auflage.
8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Auf dem Hintergrunde jener merkwürdigen Uebergangsepoche, in welcher das antike Heidenthum den letzten Verzweiflungskampf mit dem christlichen Glauben kämpfte, zeichnet der Verfasser in diesem seinem neuesten Werke mit gewohnter Meisterschaft das Bild der schönen und geistreichen Tochter des athenischen Philosophen Leontios, die, nachdem sie in Konstantinopel das Christenthum und den Namen Eudokia angenommen, als Gemahlin des Kaisers Theodosius II. den byzantinischen Thron bestieg und ihr ereignißvolles Leben zu Jerusalem beschloß. Die spannende Schrift enthält zugleich ein lebendiges Sittengemälde der ersten byzantinischen Zeit und Schilderungen der Städte Athen, Konstantinopel und Jerusalem im 5. Jahrhundert.

Schon wenige Tage nach seinem Erscheinen war dieses neue Buch des berühmten Autors vergriffen und liegt nun in zweiter Auflage vor.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Grundriss der Botanik für höhere Lehranstalten
insbesondere für Gymnasien
bearbeitet von
Dr. F. Traumüller und **Dr. R. Krieger.**

Mit 92 Abbildungen in Holzschnitt.

8. Geh. 1 M. 20 Pf. Cart. 1 M. 40 Pf.

Dieses neue praktische Lernmittel der Botanik, für Schüler an höhern Lehranstalten bestimmt, bietet den erforderlichen Repetirstoff in zweckmässiger Anordnung und mit instructiven in den Text gedruckten Pflanzenbildern. Es verdient, an allen deutschen Gymnasien, Lyceen und Realschulen eingeführt zu werden.

Jedes ältere Conversations-Lexikon
wird im Umtausch gegen die im Erscheinen begriffene, mit Abbildungen und Karten reich illustrirte
neue 13. Auflage von
Brockhaus' Conversations-Lexikon
mit **44 Mark** angenommen.

Ein Prospect, der über die Umtausch-Bedingungen das Nähere mittheilt, ist in jeder Buchhandlung gratis zu erhalten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAUFMÄNNISCHE RESSOURCE Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 30. — 27. Juli 1882.

Inhalt: Neue Dramen. Von Heinrich Bulthaupt. — Neues über Italien. Von Otto Speyer. — Vermischte Schriften. Von Friedrich Karl Schubert. — Zur Fischart-Literatur. Von Alexander Jung. — Feuilleton. (Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Dramen.

1. Oenone. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Joseph Victor Widmann. Zürich, Schmidt. 1880. 16. 2 M.
2. Skalden-Kunst. Schauspiel in drei Aufzügen von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1882. 8. 3 M.
3. Im Strome der Zeit. Dramatische Dichtung in fünf Acten von Peter Philipp. Wien, Rosner. 1881. 8. 2 M. 40 Pf.
4. Piltrud. Tragödie in fünf Aufzügen von Christian Wurst. Straßburg, Noiriel. 1882. Gr. 8. 3 M.

Das talentvolle, von lebhafter Schönheitsempfindung und geläutertem Geschmack zeugende und in seinen Grundzügen auch echt dramatische Werk, das an der Spitze dieser kleinen Dramencollection namhaft gemacht ist: „Oenone" von Joseph Victor Widmann (Nr. 1), verdient auch um seiner Vorzüge willen den ersten Platz. Es ehrt seinen Autor, gibt ihm eine Anwartschaft auf die Bühnen, die sich dem bessern modernen Drama nicht hartnäckig verschließen, und erweckt die Hoffnung, daß Widmann, der bislang nur mit seinem Libretto zu Götz' „Bezähmter Widerspenstigen" die Bretter beschritten, auf ihnen noch einen ehrenvollen und selbständigen Platz behaupten werde.

Oenone ist die verlassene Geliebte des Paris. Während der Krieg um Ilions Mauern tobt, hat sie sich aus der Einsamkeit des idäischen Gebirgs mit wunder Seele aufgemacht, um an einem Tage der Waffenruhe (es ist der Jahrestag von Hektor's Fall) in die Stadt zu gelangen, den Geliebten wiederzusehen und mit ihm die Stifterin ihres Unheils, Helena. Der Anblick trifft sie bis ins Mark, erhebt ihr aber auch die Seele. Sie fühlt sich groß und frei der blendenden gefallsüchtigen Schönheit gegenüber, die selbst während der ernsten Todtenfeier an Hektor's Hügel noch Zeit findet, an den Sieg ihrer Reize zu denken; sie will sich den Mann zurückgewinnen, der sie als Held verlassen und den sie als Weichling, als den Spielball der Helena wiedergefunden. Ehe sie sich selbst Rechenschaft darüber zu geben vermag, wie das geschehen könne, sendet ihr das Schicksal schon die großartig und wahrhaft tragisch vorbereiteten Mittel. Philoktet ist, durch den homerischen Arzt Machaon von seiner furchtbaren Wunde geheilt, aus der unfreiwilligen Verbannung der Insel in die Wälder des Ida zurückgekehrt. Er hat den Griechen, dem schönheitsfrohen und genußsüchtigen Geschlecht, den falschen Freunden, die ihn in seiner schlimmsten Noth, angeekelt von dem Greuel seiner Krankheit, verließen, ewigen Haß zugeschworen und er denkt gründliche Rache zu nehmen: besitzt er doch den Bogen und die Pfeile des Herakles, das durch ein Orakelwort geheiligte Geschoß, das in seinen Händen dem Paris den Tod bringen und damit den Untergang der Stadt herbeiführen muß. Die Griechen senden ihre Gesandten an ihn ab; er empfängt sie mit bittern und trotzigen Worten, entläßt sie mit einem doppeldeutigen Spruch und bleibt, von seinem natürlichen Bundesgenossen, dem Thersites, beständig aufgestachelt, nach wie vor entschlossen, selbst dann den Pfeil nicht auf Paris zu richten, „wenn ihm das rechte Waidmannsglück hier lächelt", d. h. wenn er die Hinde gejagt, die er in den Bergen verfolgt: Oenone. Er kennt weder ihren Namen, noch ahnt er die Verkettung ihres Schicksals mit dem des Gatten der Helena. Sie weist seine Werbung entschlossen zurück, und als Philoktet schon, weniger ungestüm, in sie dringt, ihr den schweren Seufzer zu deuten, der ihr im Gespräch bei der Erwähnung einer heilig gehüteten Liebe unwillkürlich entflohen, da enthüllt sich beiden mit einem Schlage die seltsame Verwirrung. Jetzt will Philoktet Paris tödten, ob Oenone ihn nun noch liebt oder nicht, jetzt hat er die Geschicke beider und Ilions Fall in der Hand; im Drang der Gefühle wählt die Unglückliche den furchtbarsten Weg: sie verlangt von dem leidenschaftlichen Gegner, er solle den Paris verwunden, aber nicht tödten. Er gesteht es zu. Was er aber für eine tigerhafte Grausamkeit hält, ist für

das gequälte Weib der einzige, der letzte Anker ihrer Hoffnung. Besitzt Philoktet den tödlichen Bogen, so besitzt sie den wunderbaren Heiltrank, welcher Todeswunden schließt und selbst den Sterbenden Genesung verleiht. Paris wird sich, so überlegt sie, in seiner schweren Verwundung dieses Trunks erinnern, sie aufsuchen, Heilung finden und seiner Retterin neu ergeben sein. Dieser Parallelismus der beiden magischen Mittel, welche die freien Entschlüsse der Personen in keiner Weise beeinflussen, aber den Conflict in symbolischer Deutlichkeit verkörpern, ist von außerordentlicher dramatischer Stärke und Schönheit.

Oenone's Berechnung trifft ein. Der verwundete Paris hält es keinen Augenblick für schmachvoll, die Hülfe der Verlassenen anzurufen. Er vermag es sogar, das Lob, das sie der Andromache spendet, durch ihr eigenes Lob zu überbieten; jeden Vorzug, jeden Preis der Tugend gesteht er ihr zu; als sie aber die wahre Heilung und Tröstung für sie beide in einem gemeinsamen Tode suchen will, weist er diesen Bund zurück. Das Leben hält ihn noch mit weichen Armen. Oenone's Liebe ist ihm wie eine Kindheitserinnerung, deren man gerührt gedenkt, die man aber nicht zurückbeschwört — Helena aber ist ihm alles gegenwärtige Glück. Er begehrt Heilung, um für Helena zu leben. Vergebens rafft sich Oenone zu der Größe auf, seinem Besitz unter der einen Bedingung zu entsagen, daß er die Griechin in das achäische Lager führe und so den Krieg endige — aber auch dies weigert Paris, und als er mit der letzten Kraft des Odems das Lob des herrlichen Weibes anstimmt, wirft sie den Krystall in die Schlucht. Damit ist der Tod des Paris und ihr eigener besiegelt. An der Bahre des Geliebten, an der sie mit Helena in einer dramatisch prächtig sich entwickelnden Scene zusammentrifft, stößt sie sich den Stahl ins Herz. Die Griechen dringen in die Stadt. Philoktet sieht zu spät ein, daß er nur das Werkzeug eines fremden Willens gewesen und daß der Preis des Schusses nie für ihn bestimmt war.

Vielleicht empfinden die Leser dieser kurzen Skizze schon mit der Inhaltsangabe, wo die dramatische Schwäche der Dichtung liegt: in dem Herabsinken des Philoktet von dem Gipfel, den er bis zur Krisis einnimmt. Er begann zu bedeutend, war zu augenfällig mit der Heldin contrastirt, als daß man sich über die untergeordnete Rolle, die er in den letzten Acten spielt, ganz beruhigen könnte. In der That steht er seit seiner Unterredung mit der Oenone (im zweiten Act) zu dieser in gar keiner Beziehung mehr. Man wünschte sein Geschick enger mit dem der Heldin und des Paris verknüpft zu sehen, eine Wendung zu erleben, die ihn endlich den Bogen mit dem Bewußtsein auf den Trojaner anlegen läßt, daß er, indem er seinen Feind hinwegrafft, zugleich die Schmach rächt, die Oenone ihm angethan. Wer wie ein Allgewaltiger, wie ein Gott auftritt, darf nicht wie ein Gimpel schließen. Vergebens weist Thersites in der Schlußscene auf Helena und Philoktet:

Zwei arme Sünder stehn hier vor Gericht.
Sie schändete der Liebe Heiligthum,
Wie du gerechten Hasses hehren Schwur.
Schau hin, o Helena! Dort aus der Burg,
Ein Rachegott, von Blut und Flammen purpurn,
Eilt Menelaos furchtbar schreitend her.
Du sinkst? Erbleichst? — O! deine Bläße lügt.
(Auf Oenone's Leiche deutend.)
Hier! dieses Weibes Bläße nenn' ich echt;
Auf dieses Antlitz blicke, Philoktet.
Magst du und mögen deinesgleichen lernen,
Daß noch so pfiff'ges Spiel doch Schritt nicht hält
Mit eingebornem, loderndem Gefühl,
Mit echter Leidenschaft, sei's Haß, sei's Liebe.
(Menelaos und Agamemnon erscheinen im Hintergrunde.)
Dein Gatte, Helena! — (Zu Philoktet, auf Agamemnon deutend.)
Und dort — dein König!

Aber auch dies ist nur ein Versuch, Philoktet mit einer neuen, bislang ganz verborgenen Klammer an das Ende der Handlung zu schließen. Diese Zusammenstellung mit der Helena ist eine reine Construction, die uns im Verlauf des Dramas mit sinnlicher Deutlichkeit nirgends entgegengetreten ist. Wäre in dieser Beziehung noch eine Aenderung möglich, so würde die in so mancher Beziehung vortreffliche Dichtung um einen bedeutenden Vorzug reicher sein. Denn auch in der Charakteristik und der Behandlung der Sprache finden sich bestimmte, schöne Linien und reiche, satte Farben. Es fehlt freilich nicht an modernen Sentiments und modernen Ausdrücken. Aber man sollte auch den Begriff der Antike endlich einmal von der herkömmlichen Vorstellung marmorner Kühle und Ruhe loslösen, der doch nicht ihr einziges und untrügliches Kennzeichen ist. In Wirklichkeit ist dem Hellenenthum wie uns „nichts Menschliches" fern, und seinen am meisten charakteristischen Zug, die gesunde Mischung von Blut und Urtheil, Sinnlichkeit und Berechnung, die kindliche Naivetät seines Egoismus hat Widmann in den mannichfaltigen Typen, die er uns vorführt, wohl festzuhalten verstanden. Am schwersten mag es ihm gewesen sein, die glänzende Gestalt der Helena vor Niedrigkeit und kleinlicher Koketterie zu bewahren: es ist ihm nicht immer, aber doch weitaus in dem überwiegenden Theil gelungen. Soll man vergleichen, so gleicht die Sprache mehr der farbig verklärten Grillparzer's in „Des Meeres und der Liebe Wellen" als der classisch-hoheitvollen der Goethe'schen „Iphigenie". Um das Werk, wie es das verdient, von der günstigsten Seite zu zeigen, sei das Ende der Scene, die Helena und Oenone an der Leiche des Paris zusammenführt, hier mitgetheilt. Sie imponirt besonders durch ihre frappirend dramatische Schlußwendung, den plötzlichen Sieg der Oenone über die bis dahin triumphirende Gegnerin, und sie könnte ganz vollkommen sein, wenn nicht einige Phrasen von der „wahren Liebe" einen allzu modernen und sentimentalen Charakter trügen.

Helena.

Entscheiden wir danach den Streit: Wer Liebres
Ihm that, wer von uns beiden ihn am meisten
Beglückte, möge seine Gattin heißen.

Oenone.

O! ahntest du, mit welchem Herzen hier
Ich stehe, würdest du mich so nicht martern.
Ich kam nicht her, an seinem Trauerlager
Zu rühmen, was ich that für ihn. Nein! wahrlich!
Was ich versäumt, steht quälend vor der Seele.
Doch du darfst meine Richterin nicht sein.

Helena.

Mich dünkt, dich richtet deine eigne Rede.
Hast du gleich mir den Todten einst beglückt?

Oenone.

Ich weiß, daß du sein Sonnenschein gewesen,
Sein letzter Hauch war deiner Liebe Preis . . .

Helena (triumphirend).

Er sprach von Helena zu dir. Du Aermste!
Von dir hat er mir nie ein Wort gesagt.

Oenone.

Weil ihm Erinnerung zu schmerzlich war . . .

Helena.

So fang' ich dich in deinem eignen Garne.
Mein Bild entzückt' ihn, war er fern von mir.
Doch deines quält' ihn, wie du selbst gestehst.

Oenone.

Was drehst arglistig meine Worte du?
Ihn quält' in meinem Bilde seine Schuld.

Helena.

Qual bleibt doch Qual. Ich gab ihm süße Lust.

Oenone.

Und ich — o! wie verwandelt mir dies Weib
Den Thränenregen reuevollen Leides
In zorn'gen Hagelschauer! — Ach! mein Gatte,
Verzeihe, daß ich rühmen muß, was tödlich
Zugleich als Stachel mir das Herz durchbohrt —
Wohlan denn, Helena! Gabst du ihm Lust?
Ich gab ihm Bessres noch, gab ihm das Höchste,
Was ihm, dem schnöd' entehrten Mann allein
Noch Wohlthat war, nachdem im Schäferspiele
Den Lorber seiner Ehre du entblättert:
Ich ließ ihn tödten; denn das war sein Recht.
(Sinkt aufs Lager.)

Helena.

Du rasest! — Hörst du's, Paris? Hörst du sie?
Das ist nun die berühmte, hohe Tugend.
Wie anders liebte deine Helena! . . .

Oenone.

Noch kannst du völlig alles nicht verstehn;
Bald siehst das Ende du. — Dir zugestanden
Sei dieses nur: Auf deine Weise liebtest
Auch du ihn einst. Und ob ich ewig auch
Dich hassen muß, fühl' ich verschwistert doch
Uns beide, denn uns beide liebte Paris.
Wir aber liebten ihn, wie wir's vermochten.
Die Götter mögen dir, wenn sie es können,
Verzeihn, was, liebend, du aus ihm gemacht.

Helena.

Mit größerm Rechte geb' ich dies zurück. —
Hier liegt er, blaß und kalt durch deine Liebe.
„Die Götter mögen dir, wenn sie es können,
Verzeihn, was, liebend, du aus ihm gemacht." —

Oenone.

Und doch ist diese mörderische Liebe
Zuletzt die echte. — Sprich! Wo ist dein Gatte?

Helena.

Wo du ihn hingestreckt, dort, auf dem Lager.

Oenone.

Bist du sein treues Weib, was zögerst du?
Geselle dort dich ihm.

Helena.

Ihn selbst umfängt
Das stille Reich der Todten.

Oenone.

Wie? Und du
Bist lebend hier auf Erden?

Helena.

Du nicht auch?

Oenone.

Nicht lange mehr! Bei allen Göttern! nein!
Ich folg' ihm nach.

Helena.

Versteh' ich recht? Du wolltest . . .

Oenone (mit Hoheit).

Hier, Helena, du aphrodisisch Weib,
Du Weib der Liebe, lern' in deinem Leben
Zum ersten male wahre Liebe jetzt . . . . .
Leih' mir dein Schwert,
Du schöner todter Held. — Nun, Helena,
Machst du vielleicht den Vortritt mir auch jetzt
Noch streitig? Oder gönnst du endlich mir
Den Gatten? — Ha! Du schauderst. O! mein Gatte!
Sie schaudert, will des Todes Wappen nicht
Im blanken leeren Schild der Schönheit führen.
Ich komme, Paris! — Nun verzeihst du mir.
Nun wirst du ja erkennen echte Liebe;
Denn meine Seele schmiegt sich schleierlos
An deine jetzt. Du schaust in dieses Herz,
Das deinen Stahl empfängt. (Sie durchsticht sich.)

Felix Dahn hat in seinem dreiactigen Schauspiel „Skalden-Kunst" (Nr. 2) eine eigene, frei erfundene Ballade gleichen Titels dramatisirt. Mit der „Oenone" theilt das Stück die ruhige, stilvolle Behandlung des Vorwurfs und den Mangel einer äußerlich bewegten Handlung: was selbstredend nicht im tadelnden Sinne zu verstehen ist. Was ihm, und zwar zu seinem Nachtheil, fehlt, ist der innere dramatische Proceß, der gerade bei Widmann so reich und bis auf die geltend gemachten Bedenken so folgerichtig und ergreifend entwickelt ist. In der That ist dies auch der Punkt, der „Iphigenie" und „Tasso", auf die der Dichter sich in einer poetischen Widmung an eine Tochter Rückert's bezieht, weiter und entscheidender von der „Skalden-Kunst" trennt, als die „allzu große Thatenlosigkeit" sie denselben ähnlich macht. An einen psychologischen Gang, wie ihn Orest und Tasso zurücklegen, darf man nicht denken, Conflicte wie die der Iphigenie und des Dichters des „Befreiten Jerusalem" nicht suchen. Das Dahn'sche Sujet ist und bleibt auch im Drama nur eine allerdings sehr anmuthende und poetische Anekdote.

Sohn und Vater, König Ring und Ringbert von Thule, durch Misverständnisse und die Intriguen selbstsüchtiger Parteien im Kriege, auf Leben und Tod entzweit, obgleich im Herzen sich immer noch voll Liebe zugethan, werden von dem Skalden Swan dadurch wieder zusammengeführt, daß er beide um Mitternacht an eine gewaltige Esche, den einen links, den andern rechts von derselben bestellt und durch eine fingirte laute Klage jeden gleichzeitig in den Glauben versetzt, der andere habe sich aus Reue über diese Fehde selbst den Tod gegeben. Auf dies Merkwort treten beide hervor, bejammern den vermeintlich Todten, erkennen sich und wissen nun, wie es in ihren Herzen aussieht. Die Versöhnung liegt darin schon von selbst: Swan hat sie mit seiner „Skaldenkunst" zu Stande gebracht. Dies Körnchen Handlung erfährt noch einen Zusatz durch die Liebe der Königstochter Bathild zu dem Skalden, der ihre Hand erst dann zu erhoffen wagt, als ihm zu der unsichtbaren Dichterkrone, die ihn schmückt, von einer Gesandtschaft der Insel-Dänen auch die sichtbare, goldene, die Krone von Seeland überbracht wird. Mit Swan's Fahrt gen Seeland und der sichern Gewähr, daß, wenn er in wenigen Wochen zurückkehrt, König Ring ihm die Tochter nicht weigern wird, schließt die edle dichterische Schöpfung. Was Dahn endgültig bewegen konnte, den einfachen Inhalt seiner schönen Ballade in die dramatische Form zu gießen und demgemäß zu verbreitern, ist nicht recht klar. Es ist aber nun einmal geschehen, und man wird wohl thun, wenn man sich gesagt, daß der Mangel innerer Bewegung und der eigenthümlich symmetrische Aufbau des Stücks dieser Form nicht günstig sind, sich den lyrischen Schönheiten, an denen die „Skalden-Kunst" so reich ist, desto ungestörter hinzugeben. Die Gemüthsseite wird mit reinem, vollem Klange angeschlagen; die Liebe Swan's, des durch Kampf gestählten, nach schmerzvoller Entsagung zur Ruhe gelangten, auf sich selbst stehenden Mannes zu Bathilde ist mit Kraft und Zartheit zugleich behandelt. Eine ernste weihevolle Stimmung spricht aus dem ganzen Gedicht und athmet in wohllautenden Versen aus. Im Zusammensein mit Bathild wird Swan, der lange an sich gehalten, von seiner übermächtig hervorbrechenden Leidenschaft fortgerissen; nun weiß die Tochter Ring's, was der ernste Mann für sie empfindet; nun kann sie selbst sich ihm zu erkennen geben.

Bathild.

Ein Räthsel gabst du, kurz vor deinem Scheiden
Mir auf: ich war ein Kind (kleine Pause): nicht wußt' ich damals
Den Sinn zu deuten — doch die lange Sehnsucht,
Die zehrende, die niemals ruhende,
Nach dem entflohnen Freund hat mich's gelehrt.
Als ich die Stätten immer wieder suchte,
Die er mit mir betreten, — immer wieder
Den Falken streichelte, den er mir ließ, —
Die Lieder auf der Harfe mühsam suchte,
Die er einst sang, — die Meerbucht immer wieder,
Wo ich zuletzt sein Segel sah, begrüßte, —
Als ich in schlummerlosen Nächten hörte
Nur seiner lieben Stimme Wohlgetön: — —
Da fand ich plötzlich, unter heißen Thränen,
Des Räthsels Sinn —: gib Acht, ob ich es fand.
(Pause.)
„Ich weiß, ich weiß ein hohes Gut: ist heißer als die Flammen,
Ist tiefer als die Nordseeflut — wie reimst du das zusammen?"

Swan (fortgerissen, fällt ein, ganz leise auf der Harfe, die er bei Beginn des Räthsels aufgenommen, begleitend).

„'s ist dunkel wie die Mitternacht, 's ist klar wie Sterngebilde:
Es ist ein Schmerz, der selig macht: sag' an, was ist's, Bathilde?"

Bathild.

„'s ist fester als ein ehern Band: doch zart wie Sommerfaden:
's ist glühend heiß wie Sonnenbrand, 's ist frisch wie Frühlingsgnaden."

Swan (etwas lauter harfend).

„'s ist stärker als der starke Tod und ist doch blumenmilde:
Es wächst an Kraft, wenn Trennung droht — sag' an, was ist's, Bathilde?"

Bathild.

„Dem Herzen, das es treu bewacht, dem kann's kein Feind entringen:
Durch Kerkernoth, durch Todesnacht frohlockend wird es klingen."

Swan.

„Ich lass' es mit dem Leben nicht: bis in Walhalls Gefilde
Trag' ich das Räthselkleinod licht — sag' an, was ist's, Bathilde?"

Bathild.

So frug' dein Räthsel: höre jetzt, ob ich den Schlüssel fand:
Das Weh, das uns mit Wonne letzt, das sternenstarke Band, —
Die Liebe ist's, die jauchzend mir durch all mein Wesen klingt,
Die Liebe ist's, die ewig dir mein Herz zu eigen zwingt.

Peter Philipp, der bereits mit seiner dramatischen Dichtung „Eine versinkende Welt" Beachtung gefunden, behandelt in seinem neuen fünfactigen Drama „Im Strome der Zeit" (Nr. 3) das Schicksal eines idealistischen Revolutionärs, der „mit geistigen Waffen nur und nicht mit roher Gewalt des Volkes Sache verfechten will". Ehe der Held, Professor Wallner, noch das mindeste zu Gunsten der Bedrängten gethan, wird er als Hochverräther verfolgt, und nur weil er der radicalen Partei erklärt, er sei „mit den Mächten der Zerstörung nicht in Eintracht", stempelt ihn ein früherer Freund (Hermann), mit dem er sich übrigens bald in unaufgeklärter Weise wieder aussöhnt, zum „Verräther". So steht er zwischen zwei Uebeln und da er keins wählen kann und es zu einem andern festen Entschlusse nicht bringt, schwankt er ins gewisse Unglück: er verliert die adeliche Braut an einen falschen Jugendgenossen, einen aristokratischen Streber, Herrn von Nordau, und sieht für sich selbst keinen andern Weg als den, auszuwandern, irgendwo Leiter der Revolution zu werden und damit zugleich einer ungewissen „Versorgung" entgegenzugehen. Als sich ihm noch am Scheidewege für die verlorene Liebe eine reinere, heiligere und treuere, diejenige der Schwester seines Freundes Hermann darbietet, mahnt ihn dieser ungestüm, daß sein Herz nicht mehr ihm und seinem Glück, sondern nur noch der Sache gehören dürfe. So zieht er denn ins Ungewisse, überläßt die neue Ge-

liebte ihrem Geschick, das im Wahnsinn endigt, und kehrt an der Spitze eines Menterhaufens in die Residenz zurück. Dem ersten Ansturm des Aufruhrs erliegt der zum Minister avancirte Nordau, den der Held vergeblich zu retten versucht hat. Wallner selbst sühnt auf den Barrikaden seine dunkle Schuld und endet sein dunkles Leben. Dunkel leider, wie dies, ist die ganze Sphäre, in der das Stück spielt. Es fehlt ihm die frische, deutliche Gegenständlichkeit, die Bestimmtheit der Zeit und des Orts. Alle Motive, alle Ziele sind nur angedeutet, aber nie so präcisirt, daß man sie greifen könnte. Wir sehen den Autor mit Begriffen, aber nicht mit Vorstellungen operiren. Gerade der Umstand aber, daß er in seinem Helden den halben Revolutionär, den Rebellen im Geiste hat schildern wollen, hätte den Dichter dazu führen müssen, die Umgebung desto heller zu beleuchten, anstatt alles im Dämmerlicht zu lassen. Der fünffüßige Jambus, der einen stark realistischen Stoff zu läutern und zu idealisiren vermag, macht hier den Fehler nur noch empfindlicher: er verwischt den letzten Rest des Realen im Stoffe. Dieser Mangel hindert jedoch nicht, anzuerkennen, daß sich in der Dichtung unfraglich eine poetische Natur und eine edle, begeisterungsfähige Seele äußert. Die Sprache ist ernst und schwungvoll und frei von Geschmacklosigkeiten; Anlage und Bau des Stücks verrathen dramatische Qualitäten und den sich entwickeluden Sinn für das Theatralische, und alles in allem gewinnt man den Eindruck, als stecke sich der Verfasser edlere künstlerische Ziele als der Durchschnitt der Theaterschriftsteller und als werde er im Stande sein Gutes zu leisten, sobald er sich aus der vagen idealen Unbestimmtheit seiner Aufgaben zu schärferer Individualisirung durcharbeitet.

Die Autoren der vorgenannten Dramen mögen es mir verzeihen, wenn ich denselben ein Satyrspiel folgen lasse: „Piltrud“ von Christian Wurst (Nr. 4). Das Stück spielt zur Zeit Pipin's III. von Heristal am „21. April 741“ und den folgenden Tagen und ist ein Intriguenstück von solcher Complicirtheit, daß die Mittheilung der Handlung schlechthin unmöglich ist. Man wäre versucht, an einen studentischen Witz vom Schlage des geschundenen Raubritters zu denken, wenn nicht der Satz, daß „Kürze des Witzes Seele“ ist, diesen frohen Glauben zerstörte, denn „Piltrud“ zählt in Großoctav volle 399 Seiten. Als ernsthafte Arbeit wäre das Opus vielleicht am besten ganz zu ignoriren, wenn man nicht seiner Verwunderung darüber Ausdruck geben müßte, daß dergleichen Unsinn immer noch gedruckt (sogar mit Kopfleisten und Schlußvignetten in prachtvollster Ausstattung) und, wenn auch nur nominell, verlegt wird! Eine mehr als zweifelhafte Bereicherung der Literatur! Sagt denn niemand solchen Seribenten bei der Prüfung ihrer Manuscripte die Wahrheit? Oder sind die Beurtheiler und Verleger boshaft genug, der Mit- und Nachwelt auf Kosten der Dichter einige heitere Stunden verschaffen zu wollen? Glaubten speciell diejenigen, die der Schöpfer der „Piltrud“ mit seinem Werke zuerst bekannt machte, dies um so eher verantworten zu können, weil die peenniären Opfer nicht erheblich sein konnten, da das Drama in der eigenen Officin von Christian Wurst gedruckt wurde? Die wunderliche Stärke dieses räthselhaften Poeten ist die Sprache und die Periodenbildung. Chanchoro, einer der Haupttübelthäter und das geschäftige Organ der Tückeboldin Piltrud, theilt der Gräfin Bertha von Laon seine Absicht, sie zu ertränken, z. B. folgendergestalt mit:

Glimpfes in Art des Todes
Mehr, als den andern zugedacht — als vielmehr
Sie schon genossen — (höhnisch-bittre Gutthat!) —
Dir zu erweisen, — nämlich mit jedweder
Zufügung einer Miszier deiner Leibsform
Dich zu verschonen bei dem schauervollen
Proceß des Raubs des Lebens — soll ich, Jungfer,
Soll diesen sanften Fluten, den unherben,
Ich dich vertrauen! —

Die Reize der Bertha begeistern Karl Martell's Sohn Grifo zu folgendem Ausbruch:

So lieblich
Liest nie der Purpurtröpflein süßes Glühen,
Das schüchterne, in frischgesprungnen Knospen
Der Apfelblüte Schneegeflock in einer
Die Welt in Wonne stürzenden ersten Lenznacht,
Als die geheimnißvoll jungfräulichen,
Die herzberückenden Reize dieser Blume,
Noch eingeborgen wol in all den Räthseln
Des Blütenbündels — o des Wunderschößlings!
Ob kaum nur erst so halb als wie verstohlen
Aus ihrer seelerfüllten Augen Wundern
Der Anmuth hoher Sommermorgen dämmert:
So ist dem Gottbegnadeten doch jetzt schon
Aufgeh'nd der volle Tag in seinem ganzen
So alles überstrahl'nden sel'gen Glanze, —
So wie selbst frühster Rosen schüchternst Schimmern
Verräth, ja Sehern gierig es gar selbst
Verplandert, zu welch' weltbeglückenden Gluten
Sie sich noch aufgeherzet würden sehen
Durch des allgütigen glückverspendenden
Gestirns liebathmend Sehnen!

Es wird genug sein! Uebrigens straft Christian Wurst diese Sprachschänder hart. Grifo erleidet alle möglichen Seelenmartern, ehe er stirbt, und jener Chanchoro kämpft auf 100 Seiten mit dem Tode. Auf S. 298 heißt es: „Chanchoro, beginnend mit dem Tode zu kämpfen, hat sich, obwol unauffällig, sachte mehr in den Vordergrnnd gemacht“; auf S. 322: „Chanchoro kämpft aufs neue heftiger, obwol selbst jetzt noch von niemandem beachtet, mit dem Tode“; erst auf S. 396, nachdem er unzählige Seitenbemerkungen gemacht und sehr viel lange Reden gehalten, endet der Bösewicht. Hoffentlich hat der Verfasser mit dieser „Piltrud“ auch seine schriftstellerische Laufbahn beendet. Wenigstens sei ihm hiermit der Rath ertheilt, der ihm längst hätte ertheilt werden sollen, seine Hoffnungen auf den dichterischen Lorber und die Beachtung der Bühnen „schlankweg“, wie er sich in einer Vorbemerkung ausdrückt, aufzugeben.

Heinrich Bulthaupt.

Neues über Italien.

1. Italienische Gipsfiguren von Woldemar Kaden. Oldenburg, Schulze. 1881. Gr. 8. 5 M. 60 Pf.
2. Skizzen und Culturbilder aus Italien. Von Woldemar Kaden. Jena, Costenoble. 1882. Gr. 8. 8 M. 50 Pf.
3. Ricordo. Eindrücke einer Reise im nördlichen Italien in Gedichten. Von G. Flammberg. Gütersloh, Bertelsmann. 1881. 8. 2 M.

Neue Alpenüberschienungen und Rundreisebillete lassen durch die gebotene Ersparniß an Zeit und Geld den seit unvordenklicher Zeit fließenden Strom der Wallfahrer nach dem schönen Süden von Jahr zu Jahr stärker anschwellen. Leider wird, wie Italien selbst von den deutschen Touristen, in gleichem Maße der deutsche Büchermarkt mit ihren literarischen Reisefrüchten überschwemmt. Auf die große Mehrzahl derselben läßt sich mit vollem Recht das Schiller'sche Wort anwenden: „Wäre das Gute nur neu, wäre das Neue nur gut!" Wer auch noch so flüchtig das Südalpenland durchstreift hat, oft in wenigen Wochen die weitgedehnten, von zahllosen Wundern der Natur und Kunst erfüllten Landschaften von den Alpen bis zu den Golfen von Neapel und Salerno, oder wol gar bis Palermo und zum Aetna durchfliegend, hält sich für berechtigt, das tausendmal Geschilderte dem deutschen Volke zum tausend und ersten mal wieder aufzutischen, vielleicht weil er meint, in seinem Kopfe „male sich anders die Welt" und mit ganz besonders reizenden Farben. Nun, wenn sie einen Verleger und ein Publikum finden, kann man ihnen das nicht wehren: eine ernsthafte Kritik aber thut wohl, dergleichen Dutzendwaare zu ignoriren.

Anders verhält es sich mit den Schriften Woldemar Kaden's über Italien. Bringen auch sie natürlich viel längst Bekanntes, so verbindet doch der Verfasser mit einer scharfen Beobachtungsgabe eine große Feinfühligkeit für das Schöne wie für das Eigenartige in Natur, Kunst und Volksleben; so bringt er uns Berichte über Landschaften und Volksstämme, die, weitab von der großen Straße alles Fleisches, vor ihm selten von Touristen besucht wurden; so hat er während eines siebenjährigen Aufenthalts auf der hesperischen Halbinsel gründliche culturhistorische und literarische Studien gemacht, die er in seinen stets in fließender und gewandter Sprache, oft in einem glänzenden geistreichen Stil geschriebenen Aufsätzen trefflich zu verwerthen versteht.

Solche Früchte culturhistorischer und literarischer Studien enthalten auch die beiden vorliegenden Schriften „Italienische Gipsfiguren" (Nr. 1) und „Skizzen und Culturbilder" (Nr. 2) in einer bunten Reihe von Aufsätzen über die verschiedenartigsten Stoffe. Sie dürfen füglich als zwei Bände desselben Werks gelten, wenn auch die „Skizzen" von eingehendern Studien zeugen als die „Gipsfiguren". Den wunderlichen Titel des letztgenannten Buchs rechtfertigt der Verfasser im Vorwort:

> Wer die Bilder ansieht, wird finden, daß sie mit Lust und Liebe gearbeitet wurden, denen zur Freude, die wissen, daß nicht alles Marmor sein kann. ... In Italien ist nicht alles Marmor, was uns wie Marmorbilder von hohen Sockeln ansieht; vieles ist Gips und verdient vielleicht nur dies Material. So habe auch ich einmal diesen zerbrechlichen leichtern Stoff verarbeitet.

In der Vorrede „pro domo" zu den „Skizzen" klagt der Verfasser, daß er für seine siebenjährige Arbeit vom Publikum nur eine Lea und keine Rahel empfangen habe, obwol er eingesteht, daß er bei den „Besten im Reiche" wie in Italien sehr viel Anerkennung gefunden habe. Uns scheint, daß er sich mit Unrecht beklagt, wenn seine Schriften auch, wie es deutschen Autoren so oft ergeht, mehr gelesen als gekauft werden. Allerdings ist es fraglich, ob die beiden vorliegenden Bücher ein sehr großes Publikum finden werden. Lebhafte Schilderungen südlicher Natur, pikante Reiseerlebnisse mit eingestreuten Bildern aus dem Volksleben und geschickt verwertheten historischen Reminiscenzen ziehen immer von neuem einen großen Leserkreis herbei. Ob dasselbe bei nationalökonomischen Excursen und Betrachtungen über die agrarischen Verhältnisse in Unteritalien, bei einer eingehenden Geschichte der Stadt Sorrent oder des italienischen Zeitungswesens u. s. w. in gleichem Maße der Fall sein wird, wagen wir zu bezweifeln, obwol der innere Werth dieser Aufsätze ein bedeutenderer ist und ungleich mehr Arbeit gekostet hat als jene leichten Schilderungen und Erzählungen, deren einzige Quelle das Tagebuch und die Reiseführer sind.

Kaden erklärt es für sein Bestreben,

> Italiens Volk, seine Sitten, Gebräuche, seine Kunst, sein Singen und Sagen, Denken und Fühlen den Deutschen immer bekannter und dadurch, so sehr es dies bereits auch war, immer sympathischer zu machen. ... Wer das italienische Volk kennt — doch nur der kann es kennen lernen, der mit ihm wohnt — wird es lieben, lieben mit allen seinen Schwächen und wird gern eine ritterliche Lanze für dasselbe brechen.

Die letzten Worte könnten einen Leser, dem keine eigene Kenntniß italienischer Verhältnisse zu Gebote steht, nicht mit Unrecht stutzig machen. Muß er nicht fürchten, daß der Verfasser, um die Sympathie seiner Leser für Italien zu gewinnen, in einseitige Schönfärberei verfallen werde? Aber wie groß wird sein Erstaunen sein, wenn er gleich den ersten Abschnitt der Gipsfiguren: „Italienische Auswanderung und Feldarbeit", noch mehr, wenn er „Italienische Frauentypen", die Aufsätze über den Aberglauben, das Räuberwesen u. a. liest! Wir zweifeln sehr, ob die Italiener darin eine für sie eingelegte Lanze erkennen werden. Statt ihn zu beschuldigen, daß ihn seine Liebe zu seinem Adoptivvaterlande, wie er Italien nennt, zu einer Verleugnung oder Vertuschung der Wahrheit verleitet habe, möchten wir ihn fast im Gegentheil anklagen, daß er, wenigstens in einigen Aufsätzen der „Gipsfiguren", gar zu schwarz malt und zu allgemein gehaltene Verdammungsurtheile über die Zustände in Staat und Gesellschaft wie über die Menschen selbst fällt.

Wir wollen keineswegs in Abrede stellen, daß die agrarischen wie die socialen Zustände überhaupt in den drei südlichsten Provinzen der Halbinsel die traurigsten sind, die man sich denken kann; daß das Leben der Arbeiter oft ein „Verhungern mit Hindernissen" genannt werden mag; daß bei dem elenden Tagelohn (etwa 30—90 Markpfennige täglich) und entsprechender elender Ernährung, bei dem Mangel an menschenwürdigen Wohnungen, bei der übermäßigen Arbeit schon kleiner Kinder, bei der höchst dürftigen oder ganz fehlenden geistigen Nahrung, bei den factisch noch vorhandenen feudalen, an Hörigkeit und Leibeigenschaft erinnernden Verhältnissen zwischen Grundherren und Arbeitern, die Bevölkerung Unteritaliens tief heruntergekommen, moralisch und physisch deteriorirt ist, und daß solche Zustände zur Auswanderung oder zum Brigantaggio führen. Aber wenn Kaden die staatliche Gesetzgebung und die italienische Regierung vielfach dafür verantwortlich machen will, daß solche Zustände noch möglich sind, so ist das nur zum kleinsten Theil begründet. Wir können uns natürlich hier nicht auf eine Widerlegung im Einzelnen einlassen; nur das bemerken wir, daß trotz vielfacher Fehler, trotz langen unsichern Hin- und Hertappens die Regierungen seit 1860 doch meist redlich bemüht gewesen sind, jenen trostlosen Zuständen ein Ende zu machen; daß der Staat und die großen Communen für Unterrichtszwecke außerordentlich viel gethan haben und noch thun, daß Eisenbahnen und andere Verkehrswege in großer Zahl angelegt wurden und werden u. s. w.; daß aber die Reinigung dieses durch eine schon viele Jahrhunderte andauernde Miswirthschaft mit unergründlichen Schmutzmassen gefüllten Augiasstalls, daß vor allem die geistige Regeneration des Volks der Südprovinzen viele Jahrzehnte erfordert.

Wenn der Verfasser meint, es fehle Italien durchaus nicht an Kapital, so ist zuzugeben, daß in dem Boden ein Schatz steckt, der, vollständig gehoben, dereinst eine glücklichere Zukunft verheißt, daß auch ein Theil des vorhandenen im Süden wenigstens aus Unverstand nicht gehörig ausgenutzt wird: im ganzen aber ist das Italien der Gegenwart nichts weniger als ein reiches Land. Der Verfasser klagt über den übermäßigen Steuerdruck, dem das Volk erliege. Weiß er nicht, welche Anstrengungen Italien hat machen müssen, um das Pareggio, das Gleichgewicht des Budgets, endlich zu erreichen? Soll es die vom Verfasser selbst verlangten Verbesserungen auch nur allmählich durchführen, soll es sich im Range eines großen Culturstaats erhalten, so kann es wol auf eine noch gleichmäßigere Vertheilung und rationellere Einhebung der Steuern hinarbeiten, aber noch auf längere Zeit hinaus den Druck nicht wesentlich erleichtern. Die lebende Generation muß für die Wohlfahrt der kommenden mitarbeiten — wir kennen ja in unserm Vaterlande auch diesen Unsegen des Uebergangszustandes!

Wie Kaden dazu kommt, die Rekrutenaushebung auf 3 Procent der Bevölkerung (!) anzugeben, ist uns unbegreiflich. Das jährliche Contingent ist durch das Gesetz von 1875 auf 135000 Mann, d. h. $^1/_2$ Procent fixirt, und davon kommt nur die Hälfte auf die erste Klasse, die mehrere Jahre bei der Fahne bleibt.*) Die Friedensstärke des stehenden Heeres beträgt nach dem Gesetz von 1873 etwa 220500 Mann, im Verhältniß zu andern Großstaaten gewiß nicht zu viel.

Das nur zu berechtigte Klagelied über den Schmutz und die Erbärmlichkeit der süditalienischen Wirthshäuser in „Osterialogisches" hat uns Kaden schon in seiner „Sommerfahrt" (Berlin 1880) gesungen. Es ist eine alte Geschichte, die freilich für den unglücklichen Reisenden in Apulien und der Basilicata, in Calabrien und Sicilien immer wieder neu wird.

Der Artikel über die Camorra und Mafia, diesen noch immer nicht ganz ausgerotteten Krebsschaden Neapels und Siciliens, bringt wenig Neues. Neben manchem nicht immer genügend begründeten Tadel der Regierung spricht sich der Verfasser mit Recht energisch gegen die unleidliche Ungebühr der langen Untersuchungshaft aus, die sich aus Mangel an Richtern und Gerichten öfters auf Jahre hinauszieht. In „Der wahre Mas Aniello" schildert er uns im Gegensatz zu den jetzt so beliebten Rettungen den neapolitanischen Volks- und Opernhelden als einen ganz gemeinen Menschen „ohne einen einzigen idealen Zug", den nur seine schöne starke Stimme an die Spitze der Revolution von 1647 gestellt habe. Seine Schilderung des neapolitanischen Volks, dem er auch nicht eine einzige gute Eigenschaft läßt, im ganzen leider mit Recht, stimmt doch in ihrer allzu monoton düstern Färbung zu der anfangs betonten großen Sympathie für die Italiener so wenig wie die des italienischen Weibes in den „Frauentypen". Hier erreicht die Schwarzmalerei einen Grad, daß den fremden Leser vor den Italienerinnen ein wahres Grauen ankommen muß:

> Ohne Ehrgeiz, ohne Sinn für Politik, ohne Vaterlandsliebe, gefühllos bis zur Grausamkeit, worin die Wollust der frühern Jahre sich verkehrt, sind diese Frauen willige Werkzeuge in den Händen von Priestern, denen kein Mittel zu infam, wenn sie nur ihrer Kaste und der Firma Rom damit dienen können. ... Sie wissen von Gott und der Welt nichts.

Nur wer sich mit körperlicher Schönheit allein abzufinden wisse, möge viel Vergnügen an italienischen Frauen haben. Ja, jede echte Liebe spricht er ihnen ab. „Liebe ist ihr nur die niedere Leidenschaft, ist ein geistzerrüttendes, körperschwächendes süßes Gift, das aber bis zur Hefe ausgeschlürft werden muß." So entsteht ein Bild der italienischen Frau, das, so viel wahre Züge es im Einzelnen enthält, doch in seiner einseitigen Uebertreibung verzerrt erscheint. Der Verfasser muß bei seinen Frauenbekanntschaften in Italien ganz besonderes Unglück gehabt haben. Uns dünkt, er hätte hier auf sich selbst anwenden können, was er einem Verdammungsurtheil von Bogumil Goltz über die Italiener gegenüber sagt: „Sehen wir nur

*) Vgl. O. Speyer, „Das Königreich Italien von 1872 bis auf die Gegenwart", in „Unsere Zeit", Neue Folge, XIV, 2, 213.

dem Volke etwas näher auf die Finger, in die Herzen und ihre Bücherschränke hinein, so werden wir es alsbald verstehen und lieben lernen."

Seltsam contrastirt mit jener allgemeinen Charakteristik das Porträt der „Römerin". „Hinter allem diesen (ihrem herrlichen Körper) verbirgt sich, oder besser, schlummert eine edle Seele, ein hochfliegender, vaterlandsliebender Geist." Auch der Aufsatz „Die Frauen im Gebirge" bietet ein schönes poetisches Bild, das nach jenem düstern, lichtlosen Gemälde wohlthätig und beruhigend wirkt.

Die „Italienischen Sprichwörter über Kleidung und Schönheit", meist analog denen anderer Culturvölker, bieten doch in reicher Zusammenstellung manches Eigenthümliche dar, zumal solche, die auf den natürlichen Schönheitssinn des Volks ein helles Licht werfen. In dem Aufsatz „Calabrien, Calabresen und Calabresinnen", in welchem Kaden auch eine Uebersetzung der schönen alten Ballade „Donna Candia" *) mittheilt, finden wir eine Menge eigenartiger Gebräuche, die zum Theil, wie die gewaltsame Brautwerbung, an uralte heidnische Ueberlieferungen erinnern. In allen romanischen Ländern, in Italien zumal, wird die Jungfrau streng gehütet, im Gegensatz zu der großen Freiheit, deren die Verheirathete genießt; bei dem Volke Unteritaliens kommt zu der überstrengen Bewachung eine Art abergläubischer Verehrung, die allem, was von ihr ausgeht, besondere, wunderbare, zumal heilende Kräfte zuschreibt.

Die beiden Aufsätze: „Unser Faust bei den Italienern" und „Faust-Lectionen in der italienischen Kritikerschule" in den „Gipsfiguren", denen sich „Ein Italiener über den zweiten Theil des Faust" in den „Skizzen" anschließt, sind vielleicht die interessantesten der ganzen Sammlung.

Seit zwanzig Jahren hat das Studium der deutschen Sprache und Literatur in Italien einen gewaltigen Aufschwung genommen. Die Zahl der Uebersetzungen unserer Classiker, zumal der beiden weimarischen Heroen, mehrt sich von Jahr zu Jahr. Vom „Faust" sind in den letzten fünfundzwanzig Jahren fünf erschienen, während vorher keine einzige vorhanden war. Die beiden bedeutendsten sind die von Maffei, dem bekannten Uebersetzer Schiller's, und von Guerrieri-Gonzaga **), welcher letztern, die auch Hillebrand außerordentlich rühmt ***), Kaden mit Recht den Vorzug gibt.

Zwei kritische Schulen bekämpfen sich in Italien seit längerer Zeit auf das bitterste: die des kürzlich verstorbenen Settembrini, die das Kunstwerk nur nach seinem Inhalt, seiner Tendenz und den durch dasselbe repräsentirten Gedanken beurtheilt, und die des frühern Unterrichtsministers de Sanctis, der nur den eigentlichen Kunstwerth zu Grunde legt, also die Form über den Inhalt stellt. Die Anhänger der erstern sind zumeist zugleich entschiedene Feinde und Verächter der deutschen wie der ganzen germanischen Literatur. Unter ihnen ragt besonders der federgewandte Imbriani hervor, ein unbedingter Anhänger des romanischen sogenannten Classicismus, dessen wegwerfende Urtheile über Shakspeare, Goethe und Schiller den tiefsten Ingrimm hervorrufen könnten, wenn sie nicht zugleich unwiderstehlich auf die Lachmuskeln wirkten. Wir geben als Beweis für diese Behauptung einige entsprechende Aeußerungen des Kritikers, die Kaden mittheilt:

Wir hüten uns wohl, jene biedern Deutschen nachzuahmen, die sich keine Gewissensbisse daraus machen, ihren Hofrath Schiller über Alfieri und Corneille zu heben und die Krähe Lessing wegen der dem Pfau Diderot geraubten Federn zu preisen. ... Goethe kam nie über das erste Stadium der Anschauung hinaus; ihm fehlte die höhere Verdauungskraft, die das empfundene oder empfangene Object in ein Phantasiebild verwandelt.

Die Wahrheit der Goethe'schen Darstellung z. B. im „Werther" vergleicht er mit dem Eindruck der in Gips gegossenen Nachbildungen der pompejanischen Leichen im Gegensatz zu den Darstellungen eines sterbenden Fechters, einer Michel Angelo'schen Pietà:

Wer die sittliche Ueberlegenheit des italienischen Volks wohl verstehen will, der erinnere sich, welches die Dichter waren, die wir als Ideale feierten. Der Abgrund, der die stolze unabhängige Seele eines Vittorio Alfieri von den Hofräthen Friedrich von Schiller und Wolfgang von Goethe, Menschen plebejischen Adels, trennt, gibt den Maßstab für den Abstand der zwei Nationen! E basta!

Aber der wüthende Kritiker der alten Schule ereifert sich vergeblich. Mehr und mehr dringt mit der Kenntniß auch die Hochschätzung der deutschen Literatur und der Geschmack an derselben in alle gebildeten Kreise Italiens. Hören wir im Gegensatz zu Imbriani das Urtheil eines Kritikers der neuen ästhetischen Schule, des Professors an der Universität Padua, U. B. Canello *), am Schlusse seiner „Uebersicht der Geschichte der deutschen Literatur":

Was ziemt sich nun uns Italienern, uns gesammten neulateinischen Völkern zu thun? Sollen wir uns vielleicht in eiteln Klagen über das verlorene Primat ergehen? Oder die Größe der andern thörichterweise wegleugnen? Die Rollen haben gewechselt. Bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts mußten die Deutschen, um die Idee der wahren, der antiken Kunst zu erreichen, unsere Sachen studiren; jetzt ist es an uns, die der Deutschen zu durchforschen, um auch da hinauf zu kommen. Ich meinerseits bin mir bewußt, daß mir nur nach genauestem Studium Lessing's, Schiller's und des großen Goethe die Idee der Kunst im allgemeinen aufgegangen ist, daß ich sodann erkannte, was im Besondern sie in unserer modernen Zeit zu sein hat. Die Deutschen, die Dichter mehr als die Philosophen, haben mir die Griechen erklärt und mich sie schätzen lehren; die Griechen erklärten mir und ließen mich schätzen die Deutschen.

Unter den übrigen „Gipsfiguren" verdient noch „Nero in der zeitgenössischen Kunst", ein Aufsatz, dessen Inhalt der gleichnamigen Arbeit des trefflichen Kritikers Gnoli in der „Nuova Antologia" entnommen ist, hervorgehoben zu werden. Vor dem bekannten Simieradzky'schen Bilde: Die lebenden Fackeln Nero's, stehend, stellt der Verfasser Betrachtungen über die auffallend große Zahl künstlerischer

*) Zuerst von dem Verfasser veröffentlicht in „Italiens Wunderhorn" (Stuttgart 1880).

**) Nur der erste Theil, bei L. Monnier in Florenz 1873 erschienen.

***) „Zeiten, Völker und Menschen" (Bd. 2, Berlin 1875).

*) In seinen „Saggi di critica litteraria" (Bologna 1877).

Verwerthungen des Nero-Stoffs in neuester Zeit an: Hamerling's „Ahasver", Dumas' „Acté", Cosse's italienisches Drama „Nero", drei französische Bühnenstücke: „Une fête de Néron", „Epicharis et Néron", „La mort de Néron", eine Oper und ein Ballet „Nero", die Nero-Bilder von Kaulbach und Piloty, eine Nero-Statue von Galloni in Florenz u. a. Er erblickt darin den Zug frivoler Sinnlichkeit, der unserm Zeitalter eigenthümlich sei, und meint, das Ideal sei uns verloren gegangen, erst das religiöse, dann auch das patriotische — den Italienern und Deutschen zumal, seitdem ihre Sehnsucht nach einem Vaterlande erfüllt sei. So bleibe auch der Kunst vorläufig nur die Nachahmung der Wirklichkeit, der nackte Realismus, angewendet auf die egoistischen Leidenschaften der Zeit, auf die Sinnenfreude, die alles rasch und üppig überwuchere wie wilde Schlingpflanzen in dem verwilderten Garten, wo die marmornen Standbilder und Tempelsäulen der Ideale am Boden liegen.

Wie vieles Wahre in diesem Raisonnement liegt, wird kein aufmerksamer Beobachter der zeitgenössischen Kunst verkennen, wenn wir auch nicht so weit gehen, dem Publikum eine besondere Sympathie für Nero's Persönlichkeit zuzuschreiben. Wir wollen hier nicht auf die ebenfalls vorhandenen entgegengesetzten Strömungen hinweisen, wir wollen überhaupt keine Kritik des Gnoli'schen Standpunktes üben, sondern die Leser nur auf den geistreich geschriebenen interessanten Aufsatz aufmerksam machen.

Die „Skizzen und Culturbilder" beginnen mit einer Schilderung und Geschichte der Stadt Sorrent, in die, fast mehr als der Gegenstand erfordert oder nur erträgt, Excurse über Tasso's Leben in und außerhalb seiner Vaterstadt eingeflochten sind. In der Literatur über Tasso, die der Verfasser benutzt hat, vermissen wir zu unserm Erstaunen die beiden neuesten und vielleicht bedeutendsten Werke über den Dichter von Francesco Cecchi und G. J. Ferrazzi.

Der Artikel „Aberglaube und sondre Bräuche beim Volke des Südens" beweist ein sorgfältiges Studium der einschlagenden Literatur und enthält viel Interessantes, zumal Reste alten Götter- und Dämonenglaubens sowie altchristlicher Gebräuche. Charakteristisch ist bei dem seinen Priestern und Heiligen so devot ergebenen Volke die Verhöhnung der einen wie der andern vom Kaplan hinauf bis zum heiligen Petrus und seinem Nachfolger in Rom in Sprüchen und Geschichtchen. Reste mittelalterlicher Mysterien sind noch häufig, wenn auch nicht so civilisirt und neu aufgeputzt wie in Oberammergau. Noch heutzutage sind die Sacre Rappresentazioni in Unteritalien beliebter als die profanen Schauspiele. In einem spätern Artikel gibt der Verfasser eins der dreiundvierzig von Alessandro d'Ancona veröffentlichten Mysterien aus dem 14. bis 16. Jahrhundert in deutscher Uebersetzung. Sie sind nicht entfernt so unbeholfen und plump in der Form und im Ausdruck wie die gleichzeitigen deutschen. Wichtige Denkmäler der Volkssprache, weisen sie deutlich darauf hin, wie sehr die italienische Cultur jener Zeit der nordischen überlegen war. Besonders gelungen erscheinen meist die komischen Scenen: es tritt uns hier öfters ein derber naturwüchsiger Humor entgegen, wie er sonst der italienischen Poesie selten eignet. Manchmal klingt die Satire ganz modern. Hier ein Beispiel. Zwei Aerzte begegnen sich. Der eine: „Habt Ihr Drosseln im Netze?" Der andere: „Wenige, denn ich rupfe sie auf dem Wege. Ja, Meister, wo kein Gewinn herausschaut, bringe ich sie entweder um oder ich schicke sie ins Bad."

„Una pagina d'amore" erzählt anziehend die Geschichte der im Ehebruch von ihrem Gemahl betroffenen und von ihm nebst ihrem Galan, dem Herzog von Andria, ermordeten Marquise Maria d'Avales, mit den darüber aufgenommenen gerichtlichen Protokollen und dem milden Urtheil der Zeitgenossen über den Ehebruch, den auch der Verfasser mit der Sitte des Jahrhunderts und dem Hinweis auf das Verhalten Christi gegenüber der Ehebrecherin im Evangelium entschuldigt.

Die Beiträge zur Geschichte des Räuberwesens in Sicilien bringen im wesentlichen nur Bekanntes. Interessanter ist der Ueberblick der Geschichte des italienischen Zeitungswesens, die der Verfasser dem Artikel „Giornali e giornaliste" in dem von der „Associazione della stampa periodica italiana" für 1881 herausgegebenen Strenna-(Neujahrs)-Album entnimmt. Mit den ersten italienischen Zeitschriften beginnend, die in der Mitte des 16. Jahrhunderts in Venedig und Rom erschienen, verfolgt der Verfasser an der Hand seines Gewährsmanns die Geschichte der periodischen Literatur der Halbinsel bis 1859. Ueber das Zeitungswesen des Königreichs Italien seit dieser Zeit erhalten wir leider nur einige kurze Bemerkungen. In den letzten sieben Jahren ist die Zahl der Zeitschriften um 30 Procent (von 1126 bis 1454) gestiegen! *)

Wie aus dieser kurzen Uebersicht hervorgeht, ist der Inhalt der beiden Kaden'schen Bücher ebenso reich wie mannichfaltig. Der Verfasser darf sich rühmen, damit einen wesentlichen Beitrag zur Kenntniß des italienischen Culturlebens in Vergangenheit und Gegenwart für seine Landsleute geliefert zu haben, und mag zugleich mit dem Director im „Faust" sagen: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen."

Zum Schlusse müssen wir noch einen häßlichen Schreib- oder Druckfehler rügen. In den „Skizzen" läßt der Verfasser S. 262 den Literarhistoriker Canello sagen: „Man gibt ihm (Goethe) den Ruhm bemerkenswerther Entdeckungen in Astrologie und Botanik." Sollte Canello wirklich Astrologie statt Osteologie geschrieben haben?

Was „Ricordo. Eindrücke einer Reise im nördlichen Italien in Gedichten" von Gottfried Flammberg (Nr. 3) betrifft, so erwähnen wir zunächst, daß man Ricordo (Erinnerung) in Italien die seit einiger Zeit auch in Deutschland beliebten kleinen Albums mit Lichtdrucken der Haupt-

*) Vgl. „Unsere Zeit", Neue Folge, XIII, 1, 213.

sehenswürdigkeiten einer Stadt, eine in der Regel ebenso billige wie geringwerthige Waare, nennt. Wir sind keineswegs so boshaft und ungerecht, die letztern Attribute auch auf unsers Verfassers poetische Lichtbilder aus Oberitalien anwenden zu wollen, sollte er auch den Titel selbst aus übergroßer Bescheidenheit gewählt haben.

In den „Erläuterungen" am Schlusse, die der Verfasser als Nachrede gibt, weil eine Vorrede für Gedichte nicht passe, verwahrt er sich ernstlich dagegen, daß man sein Buch etwa für eine Reisebeschreibung in Versen nehme. Es solle nur „unauslöschliche Eindrücke festhalten", sei eigentlich nur für ihn selbst geschrieben und nur veröffentlicht worden, weil Freunde, denen er es vorgelesen, darin ihre eigenen Eindrücke wiederfanden, „sodaß es ihnen beim Hören war, als ob sie die Reise noch einmal machten". Bekanntlich sind „die Freunde" fast immer schuld an derartigen Veröffentlichungen. Der Verfasser hätte sich übrigens diese Rechtfertigung sparen können. In der endlosen Flut von prosaischen, oft recht prosaischen Büchern über die unvergänglichen Schönheiten Hesperiens, welche in unserer schreibseligen Zeit immer von neuem den Federn begeisterter Touristen oder solcher, die ihre Reisekosten wieder herauszuschlagen hoffen, entquellen, ist es ordentlich eine erfrischende Abwechselung, auch einmal solchen Erinnerungen in meist leicht fließenden und gefälligen Rhythmen und Reimen zu begegnen, welche wirkliche Begeisterung für das Gesehene mit anschaulicher Darstellung ohne übermäßigen Wortschwall meist in knapper Form verbinden. Einen besonders hohen poetischen Werth können solche flüchtige Reiseerinnerungen, am Faden der Erlebnisse jedes Tags aufgereiht, natürlich nicht beanspruchen: genug, wenn sie die empfangenen Eindrücke getreu und in gefälliger Form widerspiegeln, wie das hier der Fall ist.

Dem Verfasser scheint nur eine sehr beschränkte Zeit für seine Reise vergönnt gewesen zu sein; aber er hat die wenigen Tage seines Aufenthalts in Venedig und Florenz, in Pisa und Genua, in Turin und Mailand trefflich auszunutzen verstanden. Offenbar hat ihn schon lange eine tiefe Sehnsucht nach dem Schauen des Wunderlandes erfüllt, „che Appennin parte, e 'l mar circonda, e l'Alpe". Als er in Venedig aus dem Bahnhof tritt, ruft er aus:

> . . . Was ich am heim'schen Strande
> Sehnsüchtig las: Ereigniß wird's. Ich rufe
> Dem Gondolier zu: Pel canale grande!

Auf dem Großen Kanal ist ihm noch alles ein Traum; erst auf der Giudecca erwacht er zur Wirklichkeit. Nun läßt er in raschem Fluge ganz Venedig an unsern Augen vorüberziehen. Natürlich ist dabei von Neuem keine Rede, so wenig in Gedanken und Auffassung wie in den Gegenständen. Manches, wie die alte Geschichte von den Tauben des Marcusplatzes, hätte er besser weggelassen; es wird der Aufzählung und Beschreibung überhaupt gar zu viel, sodaß man trotz des Protestes in den „Erläuterungen" zuweilen an einen in Poesie gesetzten Gsell-Fels gemahnt wird. Dabei ist es denn auch unvermeidlich, daß neben vielen hübschen und poetischen Stellen auch hausbackene Prosa mit unterläuft, Verse wie:

> Denn auch dort sind reiche
> Kleinodien der Kunst beschauenswerth —

oder (in Florenz):

> Der Sonntagsruhe folgten Arbeitstage
> Des Studiums.
> Mit San-Marco begann
> Ich und der Accademia, um dann
> Zu forschen, was uns Santa-Croce sage —

oder wenn es in der Beschreibung des berühmten Viale de' Colli bei Florenz heißt:

> So leitest du, Viale
> Des klugen Macchiavell,
> Uns hin zu dem Piazzale,
> Dem sonnigen Rondell —

oder:

> Hier seh' ich Galilei stehn, den Denker,
> Und Macchiavell, den manche misverstanden.

Das Schicksal Katharina Cornaro's entlockt ihm an ihrem Grabe eine Philippica gegen Venedig, und in einer Strophe voll bedenklich kühnen Odenschwungs stellt er den Fall der Stadt als Strafe ihres Verhaltens gegen die Königin von Cypern dar:

> Keimt aus dem Grab! Blühet empor,
> Lilien, thränenbeflossen!
> Was er gesä't, erntet der Thor,
> Erntet es, reueverdrossen. (!)
> Stunde, sie schlägt, gellend und klar:
> Der Jahrhunderte drei sind verglommen;
> Gierend nach Land hat der Corsar
> Dem Dogen die Krone genommen!

In der venetianischen Akademie hat er nur Augen für Tizian's Assunzione, was am Ende viel weniger verwunderlich ist, als daß er eine Entschuldigung für nöthig erachtet, daß er als Protestant von Mariä Himmelfahrt entzückt sei, „die er nur feiere als das Ur- und Abbild jeder Christenseele". Man sollte denken, er schreibe für ein Publikum von Ikonoklasten und Cromwell'schen Puritanern.

In Florenz läßt der Verfasser den Faden des Tagebuchs fahren und gibt uns eine poetische Geschichte der florentinischen Kunst von Cimabue bis Fra Bartolommeo in nuce. Ueber seine kunstkritischen Excurse wollen wir nicht mit ihm rechten; es sind ja eben nur „Eindrücke", nicht Urtheile, die auch wol nur in der Form auf Originalität Anspruch erheben. Seine Gegenüberstellung Fra Angelico's und Ghirlandajo's (offenbar Domenico's, obwol der Verfasser keinen Vornamen nennt) ist ganz sinnreich. Daß er für Mariotto Albertinelli schwärmt, während er für Andrea del Sarto kein Wort hat, ist am Ende Geschmackssache; etwas stark aber ist es, wenn er den Namen dieses Zeitgenossen Rafael's mit den Lippi, Botticelli, Rosselli u. s. w. zusammenstellt. Der Tadel der schwarzweißen Marmorbekleidung des Doms ist mehr berechtigt als neu oder poetisch; zu verwundern ist es aber, daß ihn die in ähnlicher Weise ebenso verfehlte neue Façade von Santa-Croce so entzücken kann. Wenn er von der Medi-

ceischen Venus nur sagt: „Von Aphrodyte (sic!) dachte ich wie Seume", so ist das kaum wörtlich zu nehmen, denn Seume hat das Original nie gesehen, und soll wol nur heißen, daß ihm wie jenem und vielen andern die Stellung und die Haltung der Hände nicht gefallen habe, womit freilich noch nicht viel gesagt ist.

Dann und wann verleitet den Verfasser seine Begeisterung zu einer Kühnheit der Bilder, die zumal in der unmittelbaren Nähe schlicht gereimter Prosa auf den Leser leicht einen komischen Eindruck hervorrufen dürften, wie wenn in der Tribuna der florentiner Uffizien „Lichtauroren auf ihn niederthauen", oder wenn er, auf der Kuppelgalerie von Santa-Maria di Carignano in Genua stehend, ausruft:

Was ich sah — wie kann ich's sagen?
Das Weltenrund ein Pferd, und ich der Reiter!!

Aber das sind doch nur vereinzelte Auswüchse; in der Regel ist der Ausdruck maßvoll, und nicht selten finden wir verständige und feine Bemerkungen in hübsche und ansprechende Form gekleidet. So, als er in Genua halb nackte kräftige Männergestalten bei der Arbeit sieht:

Freun wir uns in der Tribuna
Jenes Ringerpaars von Marmor,
Freun wir uns in den Uffizien
Jenes heiligen Sebastian,
Freun wir uns mit heil'ger Freude
Deß, den Sansovino's Meißel
Ueber dem Portal Ghiberti's
Dargestellt, wie er getauft ward —
Und wir sollten bei dem Anblick
Menschlicher Gestalt erschrecken?
Eine allzu breite Schranke
Zog die Unnatur der Mode
Zwischen uns und der Natur,
Und in umgekehrter Richtung
Wandeln Prüderie und Keuschheit.

Die Verse sind im ganzen leicht und fließend, doch fehlt es so wenig an Verstößen gegen die Gesetze des Reims und Rhythmus wie gegen die Regeln der Sprache. Ausdrücke wie: „Zuerst zur Signoria Monumenten", d. h. zuerst zu den Monumenten des Piazza della Signoria; Reime wie:

Welch eine Schönheit den Gestalten leiht er —
Auf diesen Formreiz achten wir kaum weiter; —

Wortformen wie „durftst" u. a. gehen doch über das Erlaubte hinaus. Wir würden jedoch dergleichen Verstöße unerwähnt lassen, forderte der Verfasser durch eine Bemerkung am Schlusse, worin er sich etwas prätentiös mit dem Leser über seine formellen Eigenthümlichkeiten auseinandersetzt, nicht geradezu eine solche Kritik heraus.

Einer Versuchung, welcher die meisten Touristen erliegen, hat auch Flammberg nicht zu widerstehen vermocht: der Einflickung italienischer Worte und Redensarten in den deutschen Text. Die Folge davon ist ein wahrhaft entsetzliches Misverständniß auf S. 69, wo von einer Feige die Rede ist. Wir machen den Verfasser speciell darauf aufmerksam, damit er bei einer etwaigen neuen Auflage, die wir seinem hübschen Büchlein wünschen, den schlimmen Fleck tilgen möge. Otto Speyer.

Vermischte Schriften.

1. Johannes Falk. Ein Zeit- und Lebensbild von Armin Stein (H. Nietschmann). Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1881. 8. 3 M. 30 Pf.

Ein wackeres, gut deutsches Buch, allen Volksbibliotheken bestens zu empfehlen. Auch ohne den häufigen Hinweis des Verfassers auf die christlich protestantische Gesinnung und Glaubensstärke seines Helden — wobei der sonst so markige, objective Stil gelegentlich einen eifernden Predigerton annimmt — würde der Lebenslauf dieses mannhaften Kämpfers für den Kern des Christenthums, die Humanität, hochergreifend wirken. Das letzte Viertel des Werks liest sich schon des thatsächlichen Inhalts wegen wie ein Gebet- und Erbauungsbuch, gleichgültig, ob die Leser Katholiken, Protestanten oder Nichtchristen sein mögen.

Johannes Falk, ursprünglich zum Theologen bestimmt, widmet sich der Dichtkunst und erwirbt sich als Satiriker rasch einen Namen; reifer geworden, versucht er sich auf Wieland's Rath mit Erfolg in höhern Gattungen der Poesie, ohne doch wirklich innere Befriedigung dabei zu finden. Die von den Franzosen bei der Besetzung Weimars verübten Greuel dulden den patriotischen Mann nicht länger am Studirtisch; sein von Zorn und Mitleid erregtes Herz zieht ihn in das wildbewegte Leben hinaus. Als Dolmetsch und dann als Secretär des französischen Intendanten Villain setzt er alle seine Thatkraft und sein Wissen ein, die Leiden seiner schwer bedrängten Mitbürger zu erleichtern. Die Darstellung der kriegerischen Vorgänge in und um Weimar ist in ihrer kraftvollen Einfachheit vortrefflich; sobald der Biograph auf die speciellen Erlebnisse und die Thätigkeit Falk's zu reden kommt, verliert er sich allzu sehr ins Detail, wodurch das Lebensbild an dieser Stelle im Verhältniß zu dem mächtigen Zeitbild zu anspruchsvoll erscheint. Daß sich Falk's Verhalten damals die Achtung selbst des Feindes in hohem Grade errang, bezeugen alle Zeitgenossen. Napoleon I. ließ ihm anbieten, in seine Dienste zu treten; allein Falk wies es ab, im Bewußtsein treuer Pflichterfüllung seinen Lohn findend. Doch blieb die äußere Anerkennung nicht aus; Herzog Karl August verlieh ihm den Falkenorden und ernannte ihn zum weimarischen Legationsrath. Als im Strom des Kriegs die französischen Truppen und die der Verbündeten sich nochmals über Weimar ergossen, da war der Rath Falk wieder am Platze, rathend, helfend, rettend. In den überfüllten Spitälern bricht eine ansteckende Seuche aus, der

Würgengel schreitet durch Weimars Gassen; binnen vier Wochen erliegen vier hoffnungsvolle Kinder Falk's der furchtbaren Krankheit. Der ungeheuere persönliche Schmerz öffnet erst recht das Auge des tiefgebeugten Mannes für das allgemeine Weh. Mehr als je jammert ihn des Elends, das der Krieg rings umher zurückließ, sein Herz blutet, wenn er die Noth der vielen verwaisten, hungrigen Kinder sieht, die ohne Aufsicht und Unterricht zuchtlos heranwachsen. Da rafft sich Falk muthig auf, er will, er muß helfend eingreifen. Laut erhebt er seine Stimme an alle Menschenfreunde, und sie findet ein Echo. Der Herzog Karl August unterstützt Falk's Streben, sogar vom Ausland laufen Beiträge zur Gründung eines Kinderasyls ein. Trotz aller Schwierigkeiten und des immer wieder eintretenden Mangels an Geld führt Falk sein schönes Werk fort und fort, in seiner Opferfreudigkeit nie ermüdend. Immer mehr kehrt sich in steigender, werkthätiger Frömmigkeit sein Sinn ab von den Freuden der Welt, er lebt nur seinem Samariterberuf. Nochmals wird die Standhaftigkeit des Mannes, den man fast einen Märtyrer nennen möchte, schwer geprüft. Ein Sohn und eine Tochter sinken in blühender Jugend ins Grab. Aber nur um so inniger sucht der unglückliche Vater für den Verlust der eigenen Kinder Ersatz in seinem liebevollen Wirken für fremde. Ehe der Tod endlich Falk's Augen schloß, durften sie noch den Ausbau des von ihm gegründeten Hauses für arme Kinder, des sogenannten Luther-Hauses in Weimar, schauen. Es trägt die Inschrift: „Nach den Schlachten von Jena, Lützen und Leipzig erbauten die Freunde in der Noth durch zweihundert gerettete Knaben dieses Haus zu einem ewigen Dankaltar."

2. Und noch heute erlöset sie uns. Erzählung von Oskar von Kellen. Lüneburg, Pollmann. 1882. 8. 5 M.

Mit dem alten, kränklichen Grafen von Montbijon wird die gerade Linie dieses Hauses erlöschen und Adrienne de Lavalette als Erbin folgen. Falls diese sich unter ihrem Stande verheirathen sollte, verliert sie jedoch nach dem Gesetz alle Ansprüche. Die Neffen des Grafen, ein schöner Lieutenant, und dessen Bruder, ein zwerghafter, häßlicher Praktikant, nach dem ungeheuern Vermögen des Onkels lüstern, bestärken Adrienne in ihrer Neigung zu einem armen Maler, Armand d'Orville, und verabreden sich, als sich der Graf von einem Schlaganfall wieder erholt und nun noch Aussicht auf ein langes Leben hat, den alten, einige Millionen werthen, aus Edelsteinen bestehenden Familienschatz zu rauben. Ihr Plan mislingt, der Onkel schöpft Argwohn und beschließt, die Gesinnung der Neffen auf die Probe zu stellen. Zu diesem Zweck legt er ein Tüchlein mit seinem Namenszuge und sein Notizbuch an das Flußufer und verreist. Zufälligerweise (!) findet man die Leiche eines Mannes, der dem Grafen sehr ähnlich sieht, in der Nähe und nun zweifelt niemand mehr an dem Tode des letztern. Adrienne verzichtet auf die Erbschaft, um sich mit dem Maler zu vereinen; dieser aber sitzt, des Mordes an dem Grafen angeklagt, im Gefängniß. Die Neffen schwelgen triumphirend im Besitz der reichen Hinterlassenschaft und quälen übermüthig ihre Unterthanen. Da erscheint der Graf rächend auf dem Schauplatz, jagt die verruchten Neffen aus dem Schloß und vermählt Adrienne mit Armand, in welchem er inzwischen seinen eigenen, todtgeglaubten Sohn erkannt hat.

So wenig glücklich die Erfindung dieser Geschichte erscheint, um so größern Pomp entfaltet die Ausführung; die Sprache, zwischen Vers und Prosa sich bewegend, gewinnt manchmal poetische Wärme, gefällt sich aber andererseits in hyperbolischen Bildern und hochtrabenden, gespreizten Phrasen. Zuweilen glaubt man einen modernen Operntext zu lesen, dessen Klingklang für den Mangel der Melodie in der Musik selbst entschädigen soll. Altdeutsche, griechische und indische Gottheiten sowie der Gott des Christenthums werden abwechselnd angerufen; philosophische Dithyramben auf die Kunst, auf die Liebe, auf die Nacht und festliche Chorgesänge u. s. w. unterbrechen den Gang der Handlung. Einige Proben mögen die absonderliche Schreibweise des Autors kennzeichnen:

Frohe Rückkehr ins ewige Vaterland mit den Pretiosen Lieb und Treue, das Auge bis zum letzten Wellenschlag des Lebens zum Stern der Pflicht gewendet, der Curs nie weichend von der Tugend heiliger Boussole. . . . Der Tod ist der letzte Karthaunenschuß im Kampf mit der empörten Natur, das letzte auf den Friedenstractat mit der siegreichen Sterblichkeit fallende Sandkorn. . . . Endlos umkreist uns der wilde Fandango der Trauergeister unserer Vergangenheit, morgens und abends rasseln die Castagnetten. . . . Verhülle dein Antlitz ob der Verstimmung des sonst so holden tönevollen Pianinos, Mensch (Warum nicht gleich Concertflügels?). . . . O welch erhabene Symphonie hör' ich erklingen aus Ihres Geistes schöner Klaviatur.

Ich kann mich mit dieser überschwenglichen Manier nicht befreunden. Form und Inhalt der Erzählung decken sich nicht, sondern fallen weit auseinander. Dennoch wäre es sehr ungerecht, dem Verfasser dichterisches Talent geradezu abzusprechen; an vielen Stellen tritt es unverkennbar zu Tage, z. B.:

O wilde Jagd, o hetzende Jagd, du Bild des menschlichen Seins! Ueber den Markt, durch die Gassen, auf den Rossen der Sorge und Noth, mit den entkoppelten Rüden Selbstsucht und Gier, braust die Parforcejagd der Geister hinter dem Sechzehnender, dem Glück! Wie das rast durch die Tage, die Jahre; wie sich die Finder mühen, die Spur des verlorenen Wildes zu wittern; wie die finstern Treiber, der tobenden Meute voran, mit rasselnden Klappern und stetem Geläute der Rüden, immer wilder befeuern die tolle Hatz, immer tiefer sie locken ins dunkle Gehölz. Trap, trap, trap, trap über Berg und Thal, über Heide und Moor, immer zu, immer zu! Die Weidgesellen sinken bald hüben, bald drüben, was thut's? Das wilde Gejaide fliegt unaufhaltsam vorbei! Laßt liegen die Müden auf grünendem Anger, ins dunkle Jagdschloß hinein die Gefallenen, dort ruht sich's so weich, dort ruht sich's so lind, gelitten, vergessen! Die übrigen weiter! Ha! Seht ihr's? Dort stürmt durchs dicht verschlungne Gebüsch der stattliche, herrliche Hirsch.

3. Severa. Eine Familiengeschichte von E. Hartner. Zwei Bände. Leipzig, Reißner. 1881. 8. 8 M.

Leonore von Nordheim hat sich auf Wunsch ihres Vaters, eines stolzen Aristokraten, mit dem benachbarten

jungen Gutsbesitzer Joachim von Weilern verlobt. Unmittelbar vor der Hochzeit entflieht die Braut, welche die heiße Liebe Joachim's nicht zu erwidern vermochte, mit einem Schauspieler und wird dessen Frau. Herr von Nordheim läßt der Tochter, die so viel Schande über ihn brachte, ihr Erbtheil ausbezahlen, sagt sich aber gänzlich von ihr los. Leonore muß den übereilten Schritt furchtbar büßen; der Schauspieler vergeudet ihr Vermögen, ergibt sich dem Trunke und behandelt sie und das Töchterchen Severa roh und rücksichtslos. Nach jahrelangen Entbehrungen, in der bittersten Noth wandert Leonore mit Severa in ihre Heimat; sie will die Verzeihung des strengen Vaters für sich und Gnade für ihr Kind erflehen, aber sie kommt zu spät — Herr von Nordheim ist vor drei Tagen gestorben. Nun wendet sie sich an ihren Bruder Ludwig; sie bittet ihn, wenigstens ihr Kind zu retten, er aber stößt die Schwester hartherzig von sich. Verzweifelnd kehrt die Unglückliche mit Severa zu ihrem verworfenen Manne zurück und siecht nun in langsamer Krankheit dahin. Joachim von Weilern ist Junggeselle geblieben, all die Zeit über trauert sein treues Herz; unfähig nochmals zu lieben, muß er immer und immer wieder an Leonore denken; da führt ihn das Schicksal an das Sterbebett seiner einstigen Braut; großherzig schwört er ihr, für Severa zu sorgen. Nach dem Tode der schwergeprüften Mutter erwirbt sich Joachim von dem Schauspieler, dem er dafür eine jährliche Rente aussetzt, die Rechte eines Vormunds über Severa, läßt das Mädchen in einem vornehmen Pensionat erziehen und bringt es nach Ablauf der Studien zu seinem Großonkel, einem alten Major, der mit seiner Schwester auf dem einsamen Gut Lehnin lebt. Dort fühlt sich Severa bald heimisch; ihr verdüstertes Gemüth erhellt sich, sie erwidert die Güte der Verwandten Joachim's durch treue Anhänglichkeit. Ihre Dankbarkeit gegen den Vormund, in welchem sie ihren guten Engel verehren muß, geht nach und nach in leidenschaftliche Liebe über. In Joachim's Seele ist es wieder Frühling geworden; er kann sich nicht länger verhehlen, daß er die innige, unauslöschliche Neigung, die er für Leonore gehegt, nun noch viel mächtiger für die Tochter empfindet, daß er ohne Severa nicht mehr glücklich sein kann.

Inzwischen hat Ada von Holzen, eine schöne junge Witwe, durch allerlei kokette Intriguen versucht, Joachim für sich als Gatten zu erobern; sie durchschaut die Ursache seiner Kälte gegen sie. In ihrem Haß gegen Severa theilt sie dieser die über ihre niedrige Herkunft umlaufenden Gerüchte mit, denen zufolge Severa die Tochter Ludwig von Nordheim's und eines Dienstmädchens wäre. Aus hinterlassenen Briefen ihrer Mutter, die Severa jetzt öffnet, erfährt sie ihre Abstammung. Sie schlägt die Hand, welche ihr Lieutenant Arthur von Tettau bietet, aus und will in die weite Welt, um sich selbständig ihr Brot zu verdienen. Joachim, welcher glaubt, sie liebe den Lieutenant, beschließt edelmüthig, ihr zu entsagen. Beim Abschied klären sich rechtzeitig alle Misverständnisse auf — Severa, selig in der Gegenliebe Joachim's, kann nun seine Großmuth gegen ihre Mutter und sie belohnen. Viele Nebenpersonen, worunter mehrere Mitglieder der Familien von Nordheim, von Tettau und Woringen, die keinen wesentlichen Einfluß auf die Handlung üben, sondern nur die Gesellschaftsschicht illustriren, in welcher der Roman spielt, sind zu breit ausgeführt. Ferner ist es doch etwas inconsequent, daß der um Severa so sehr besorgte Joachim sie zwei Jahre lang in der Pension gar nicht besucht und daß er, der doch wissen muß, wenn sie das Institut zu verlassen hat, so saumselig in der Bestimmung ihres weitern Schicksals sich erweist. Vielleicht wäre auch die Verwechselung Leonorens mit dem Dienstmädchen, zu dem Ludwig von Nordheim in unsauberer Beziehung stand, nicht nöthig, wodurch dann die weniger anziehenden Scenen im Wirthshause zum Goldenen Stern in Wegfall kämen. Das intuitive, poetische Element äußert sich in der Erzählung weniger mächtig als die besonnene Darstellungsgabe. Gleichwol glaube ich, daß diese Arbeit zu den bessern gezählt werden darf. Bleibt auch der Ton etwas nüchtern und werden die Conflicte nicht zu voller künstlerischer Wirkung ausgenutzt, so geht doch die Erzählung in sicherer Zeichnung vorwärts und macht ohne Effecthascherei im ganzen einen angenehmen Eindruck. Das Aufblühen des Johannestriebes im Herzen eines alternden Junggesellen ist freilich nicht neu, aber die meisten Vorgänge sind glaublich und Interesse erweckend.

Friedrich Karl Schubert.

Zur Fischart-Literatur.

Johann Fischart's Ehzuchtbüchlein, nebst dem Ehstandskapitel aus dem Gargantua, für Volk und Familie bearbeitet von Richard Weitbrecht. Stuttgart, Metzler. 1881. 12. 2 M. 40 Pf.

Man hat schon manches Büchlein ein goldenes genannt; dies vorliegende ist eins vom reinsten, gediegensten Golde, ja es ist ein Diamant vom lautersten Wasser, welcher sich glänzend abhebt aus dem glanzlosen, todten Gerölle bloßer Kieselerde. Der Name Fischart dürfte vielen wol bekannt sein, schon aus der Geschichte der deutschen Literatur, wenigen dagegen, was des Mannes Geist betrifft. Hier haben sie Gelegenheit, ihn kennen zu lernen, ihn zu bewundern, sich an ihm zu erquicken. Johann Fischart ist ein Original ohnegleichen, aber er verdient es im höchsten Grade, der ganzen Nation populär zu werden. Wie nicht wenige der Deutschen die fortgeerbte Unart haben, dem Auslande über Gebühr zu huldigen, schon aus Mode, zuerst den Franzosen, und dann erst günstigstenfalls knapp

auch an sich zu denken, so haben viele über dem Franzosen Rabelais fast ganz unsern echt deutschen Fischart vergessen, und doch ist Fischart einer unserer würdigsten Ahnen. Schon aus seinen Versen lesen wir es heraus, wie er uns schätzt, wie er uns hoch stellt, mit allumfassender Vaterlandsliebe umfaßt, verherrlicht, wenn er ausruft:

Tapfre meine Deutsch' adlig von Gemüth und Geblüte,
Nur eurer Herrlichkeit ist dieses hier geweiht!

Wer wollte es leugnen, daß Rabelais einer der genialsten Humoristen aller Zeiten ist, im Besitz einer Phantasie, die unter unsern westlichen Nachbarn einzig genannt werden darf; aber seine Phantasie artet oft aus ins Phantastische, sogar ins Unsittige. Dagegen ist Fischart durchweg keusch, sittsam, zwar ohne jede Kopfhängerei und Duckmäuserei, aber tief religiös, christlich religiös, und dem Wesen, der Ausübung nach vom züchtigsten Humor, obwol er das letztere Wort kaum je in der Feder führt. Rabelais hat Esprit im Ueberfluß, Fischart ist ein Millionär, ja Trillionär an Gedanken, an schöpferischem Geist, und doch von einer Ausgelassenheit der Komik ohne Grenzen und, was immer im Auge behalten werden muß, Fischart ist ein Vermehrer unsers deutschen Sprachschatzes bis zum Unglaublichen. Er überschüttet uns mit Wortreichthümern, sodaß heutige und künftige Dichter, Prosaiker, Philosophen nur selbst durch ihn wieder überreich werden können.

Richard Weitbrecht hat sich durch die Neuherausgabe des „Ehzuchtbüchlein" um die deutsche Nation sehr verdient gemacht. Schon das Vorwort mit den biographischen Notizen beweisen es hinlänglich. Möchte niemand, wie das sonst nicht selten eine bekannte Untugend flüchtiger Leser ist, daß sie Vorreden überschlagen, jene vortreffliche Einleitung ungelesen lassen.

Aber auch wir können es uns nicht versagen, einige Details über die Fischart'sche Ehezucht zur Charakteristik unsers herrlichen Sittenpredigers wie hervorragenden Humoristen hier beizubringen.

Dieses Fischart'sche „Ehzuchtbüchlein" ist ein überaus werthvoller Schatz für das Familienleben, für Frau und Mann, für die Kinder, ob weiblichen oder männlichen Geschlechts, wenn die Aeltern es den Kindern, ob auch nur stellenweise, zu erklären wissen. Es ist der würdigste Toilettenspiegel für die Ehefrau, für die Mutter, der klarste Sittenspiegel für den Ehemann, für den Vater; es ist ein Jungbrunnen, dessen erfrischendes Naß Vater und Mutter ihr Alter nicht empfinden läßt, Töchter, Söhne, selbst das Gesinde erfrischt, lustig zum Lernen erregt, zur Arbeit würdig und fröhlich zum Fest erzieht, stets guter Dinge, alle und jeden vor Launen, vor Unlust bewahrt, in der Krankheit, selbst bei Verlusten, im Leiden geduldig, im Unglück tapfer, in der Ausdauer, im Kampfe unüberwindlich zu machen vermag; kurz, unser Büchlein ist ein wiedergewonnener, wiedergebrachter Paradiesesgarten, voll der erlaubten Früchte des ewigen Lebens.

Und wie bringt unser Fischart das alles zu Wege? Durch seine ganz unerhörte, schöpferische Sprachkunst. Aber wie verwaltet und behandelt er auch diese Sprache! Er federzeichnet, malt, meißelt, musicirt mit ihr. Er schafft Wörter, besonders Beiwörter, welche das darauffolgende Hauptwort wahrhaft verklären. Kein bisheriger deutscher Dialekt, weder der meißensche noch der rheinische, noch selbst der so melodische schwäbische, weder das Campe'sche noch das Adelung'sche Wörterbuch lassen sich nur im entferntesten von einer solchen Offenbarung der Sprache etwas träumen. Und doch brachte sie Fischart zur Geltung. Jeder Schriftsteller Deutschlands muß ihm großen Dank dafür wissen, und wenn er mit jenem alten Sprachzauberer in productiver Hinsicht auch nur die weitläufigste Geistesverwandtschaft spürt, und wäre es auch nur in dritter, vierter Geschlechtslinie, so muß er sich glücklich preisen, daß er durch jenen seinen ehrwürdigen Vorfahren nun selbst so reich geworden ist. Doch kehren wir zum Ehe- und Familienleben nach deutscher Art und Sitte wieder zurück.

Welche Freuden, welchen Segen können Ehegenossen aus diesem „Ehzuchtbüchlein" sich herauslesen, um danach zu leben, wenn sie auch ihren Ehestand danach einrichten! Wie lockend, ohne jede Schmeichelei, weiß unser Humorist das Ehelos beider Gatten darzustellen, mit Reizen der Wirklichkeit geschmückt in der Verwaltung des Hauswesens, in der Erfüllung ihrer Pflichten auch nach außen hin! Die Frau muß sich, wie Fischart es in Scene setzt, freuen, eine Frau, der Mann ein Mann zu sein, nach dem, was beiden obliegt. Wie schmackhaft, wie lieblich bringt unser Familien-Mitverwalter das alles zur Sprache! Welchen Genuß weist er dem Weibe, der Hausfrau zu, wenn sie nicht draußen ihr Glück sucht, ohne es doch je zu finden, sondern in der treuen Liebe zum Mann, in der liebevollen Zucht der Kinder. Jede einzelne Thätigkeit in der Wirthschaft, jeder Stich mit der Nadel, jedes Nachsehen in Küche und Keller, jedes kleinste und gewissenhafte Verwalten dessen, was der Mann oft schwer genug erwirbt, erweitert ihren Himmel auf Erden. Mit der ganzen Lieblichkeit des Alten Testaments, mit der entzückenden Beredsamkeit des Predigers Salomo weiß unser Fischart das alles wieder neu zu schildern, wie die rüstige Ehefrau, früh schon auf, das Hauswesen so recht mit Herzenslust durchwaltet, wie sie des Gatten Wohl überwacht, zärtlich auf die Kinder bedacht ist, die Zucht der Mägde im Auge hat, selbst der Hausthiere nie vergißt. Dem Manne ist sie ein Vorbild, daß er es auch so mache im Amt, in jeglicher Hantirung, und das Gedeihen der Familie, des Hauses wächst mit jedem Tage, und der nie rastende Antrieb zu dem allen ist nicht blos Pflicht und Pflichttreue, sondern aus dem Herzen stammende Liebe. In seiner praktischen Philosophie hat der große Kant ganz recht, wenn er lehrt, es solle die Pflicht nur ihrer selbst wegen ausgeübt, auf alles Angenehme dabei streng verzichtet werden; also die kalte Pflicht! Wie aber, wenn sich dabei unwillkürlich ohne unser Zuthun noch etwas anderes einfände? Und es findet sich ein. Jene kalte Pflichterfüllung wird plötzlich warm ohne unsere Absicht; wir

wissen nicht wie, nicht woher. Jene Treue der Pflicht gewährt alsbald ein beseligendes Bewußtsein, als wäre es ein liebendes Wesen, welches es uns sendete. Genug, die praktische Vernunft bringt es nur zu einem Postulat Gottes, die Pflichterfüllung dagegen beweist sofort einen liebenden Gott.

Fassen wir alles zusammen. Fischart ist nicht blos ein Weltweiser, er ist ein echter Lebenskünstler; denn er ist nicht blos Philosoph, er ist auch Dichter. So erfüllt er auch in dem obigen Büchlein alle Forderungen der Lebenskunst.*) Sein „Ehzuchtbüchlein" müßte sich in jeder Familienbibliothek Deutschlands vorfinden, immer wieder ausgelegt und gelesen werden. Es würde über Groß und Klein Segen auf Segen bringen, die Seelen mit Gedanken nähren, nicht mit Modephrasen, wie dies heute, selbst unter uns Deutschen, nur leider zu oft der Fall ist.

Alexander Jung.

*) Man vergleiche mein „Geheimniß der Lebenskunst" (Leipzig, Brockhaus).

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

„Physical Education; or, The Health-Laws of Nature" von Felix L. Oswald ist ein Buch, das wir allen Aeltern und Lehrern dringendst empfehlen möchten. Wie Rousseau's „Emile" von Goethe bezeichnet worden, so kann man auch dieses ein wahres „Evangelium der Erziehung" nennen; ja die Lehre des Heils, des Körpers wie der Seele, denn mens sana in corpore sano, enthält das Buch wie selten eins vorher. Würden die von Oswald gegebenen Vorschriften allgemein befolgt, so wäre nicht nur allem Pessimismus mit einem Schlage der Garaus gemacht, sondern die wichtigsten socialen Fragen würden gelöst sein. Wir würden dann alle naturgemäß leben ohne Unterschied des Standes oder Vermögens; der Luxus in Speisen und Getränken hätte ein Ende; Badereisen würden aus der Mode kommen, denn Modesachen sind sie ja zum großen Theil, und „der Kampf ums Dasein" würde jedenfalls ums Hundertfache erleichtert werden. Es ist nicht etwa der bloße Vegetarianismus, der hier empfohlen wird, sondern es werden in der umfassendsten Weise und mit einer auf classischer wie allgemeiner Bildung beruhenden Beleuchtung des Gegenstandes Vorschriften über Kost, häusliches und außerhäusliches Leben, Gymnastik, Bekleidung, Schlaf, Erholung, Heilmittel und hygieinische Vorsichtsmaßregeln gegeben, die nichts zu wünschen übrig lassen, um jedem die „Heiterkeit des Daseins" empfinden zu lassen. Freilich muß mit der Befolgung der Regeln Ernst gemacht werden: so werden sie namentlich der Jugend zugute kommen, die nach ihnen erzogen wird.

— Aus den neuesten Veröffentlichungen der Tauchnitz'schen Sammlung heben wir als hochinteressant die Bände 2067 und 2068 hervor, welche „Memories of Old Friends being Extracts from the Journals and Letters of Caroline Fox of Penjerrick, Cornwall, from 1835 to 1871" enthalten. Es sind diese von dem genannten Abkömmling des berühmten Quäkers niedergeschriebenen Erinnerungen, in denen fast alle namhaften Männer ihrer Zeit figuriren, von Horace N. Pym sehr geschickt edirt. Den Anhang dazu bilden vierzehn bisher ungedruckte Briefe des berühmten J. S. Mill an die Verfasserin. Man erblickt die Größen der politischen und literarischen Welt, die hier auftreten, gewissermaßen en déshabillé und lernt sie näher kennen, als in anspruchsvollern Werken.

Von der unerschöpflichen Ouida liegt ebenfalls ein neuer Band (Nr. 2069) vor, der „Bimbi. Stories" betitelt ist. Es sind dies Erzählungen für die Jugend, so hochpoetisch und anziehend, daß wer nach diesen noch an der hohen Begabung, am Genius dieser Schriftstellerin zweifelt, eben keinen Sinn für Poesie überhaupt haben kann. Ganz besonders müssen wir die Jugendgeschichte Rafael Sanzio's als ebenso originell wie unübertrefflich hervorheben. Kein Erwachsener, welcher der englischen Sprache mächtig ist, darf sich den Genuß entgehen lassen, diesen Band zu lesen.

— Asher's Collection brachte als Band 178 und 179 „The Comet of a Season" von Justin McCarthy. Auch dieses Werk des gewandten Verfassers ist eine originelle Schöpfung, die gelesen zu werden verdient, wie alles was er schreibt. Der Held des Buchs, Montana, ist mit vollendetem Geschick gezeichnet und hebt sich scharf von den gewöhnlichen Romanhelden ab. Manche der Frauen, die darin auftreten, sind ebenfalls sehr gelungene Charakterbilder, wie namentlich Lady Vanessa.

— Das Juliheft des londoner „Burlington Magazine" bringt eine gute Uebersetzung des vor einigen Jahren bei der berliner Preisconcurrenz gekrönten Essay „Literarische Zukunftsmusik" von Ferdinand Groß. Die genannte, geachtete Revue ist sonst ausländischen Producten gegenüber sehr reservirt.

Bibliographie.

Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge, herausgegeben von Paul Haffner. 3ter Bd. 9tes Hft.: Das Judenthum in der deutschen Literatur. Von J. Lerique. Frankfurt a. M., Foesser Nachf. Gr. 8. 40 Pf.

Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen. Herausgegeben von der Abtheilung für Kriegsgeschichte des k. k. Kriegs-Archivs. 1ste Serie. 8ter Bd. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 30 M.

Kozak, T., Rodbertus-Jagetzow's socialökonomische Ansichten, dargestellt. Jena, Fischer. Gr. 8. 6 M.

Kretzer, M., Die Betrogenen. Berliner Sitten-Roman. 2 Bde. Berlin, Rogge u. Fritze. 8. 9 M.

Krüer, W., Porta Westfalica und Oehnhausen, nebst Minden, Eilsen, Detmold und Bielefeld. Romantisch-historische Skizze. Minden, Keiser u. Comp. 8. 50 Pf.

Kühn, A., Schiller. Zerstreutes, als Bausteine zu einem Denkmale gesammelt. 1ster Bd. Weimar, Kühn. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Küsel, E., Volkslied und Drama von 1870—71. Vier Vorträge. Gumbinnen, Sterzel. Gr. 8. 3 M.

Lehmann, E., Berliner Schattenrisse. Skizzen. Berlin, Sonntag. 8. 2 M.

Le Viseur, G., Leibniz' Beziehungen zur Pädagogik. Berlin, Weidmann. 4. 1 M.

Liebscher, G., Landwirthschaftliche und allgemeinwirthschaftliche Verhältnisse. Nach eigenen Beobachtungen dargestellt. Mit einer Terraindarstellung und 5 statistischen Karten. Jena, Fischer. Gr. 8. 5 M.

Mayer, A., Die monistische Erkenntnißlehre. In allgemein verständlicher Darstellung physiologisch begründet. Leipzig, Thomas. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Mettenius, C., Alexander Braun's Leben, nach seinem handschriftlichen Nachlaß dargestellt. Mit A. Braun's Bildniß. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 12 M.

Ring, M., Berliner Leben. Kulturstudien und Sittenbilder. Leipzig, Schlicke. 8. 6 M.

Samarow, G., Das Haus des Fabrikanten. Ein Roman aus der Wirklichkeit. 2 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 8 M.

Universal-Bibliothek. Nr. 1601: Das Abenteuer. Erzählung von K. Frenzel. Leipzig, Ph. Reclam jun. Gr. 16. 20 Pf.

Volk, F., Hexen in der Landvogtei Ortenau und Reichsstadt Offenburg. Ein Beitrag zur Sittengeschichte. Lahr, Schauenburg. Gr. 8. 2 M.

Wechssler, E., Die Geschichte vom verhungerten Vegetarianer oder Wie Einer auszog, die Vegetarianer zu schlagen. Ein physiologisch-hygieinisch-diätetisches Märchen aus der heutigen Gelehrtenwelt. Für alt und jung wiedererzählt, namentlich aber für solche, denen ihre Gesundheit und ihr Leben lieb ist. 2te völlig umgearb. u. stark verm. Aufl. Rudolstadt, Hartung u. Sohn. 8. 1 M.

Wirth, M., Friedrich Zöllner. Ein Vortrag, zum Gedächtniss gehalten im akademisch-philosophischen Verein zu Leipzig am 4. Mai 1882. Mit Zöllners Bild und Handschrift. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 40 Pf.

Anzeigen.

Homers Werke von Jordan.

In allen Buchhandlungen vorräthig:

Homers Ilias, übersetzt und erklärt von **Wilhelm Jordan.**

Brosch. M. 5, eleg. geb. M. 6.

Von **diesem** Werk des Urmeisters der Dichtkunst die **erste** Nachbildung, welche bei gewissenhafter Treue nicht aufgehört hat, **deutsch,** vom Hören **verständlich** und zugleich **Poesie** zu sein. Auch von Schulmännern und Philologen mit Spannung erwartet und seit Jahren ersehnt von allen Lesern der

Odyssee

(brosch. 5 M., eleg. geb. 6 M.), desselben Uebersetzers.

Frankfurt a. M., **W. Jordan's Selbstverlag.** Leipzig, **F. Volckmar.**

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Skizzen und Kulturbilder aus Italien.

Von

Woldemar Kaden.

Gr. 8. Eleg. br. 8 M. 50 Pf.

Der bewährte Kenner von Land und Leuten Italiens, Woldemar Kaden, bietet mit dieser Novität ein Buch, das seines **reichen, culturgeschichtlichen** Inhalts wegen die **größte Aufmerksamkeit** verdient.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Silhouetten zu Gregorovius' „Euphorion"

von

Marie Rehsener.

12 Folio-Tafeln. In Mappe. 6 M.

Gregorovius selbst äussert über dieses neue Kunstwerk, das die Hauptseenen aus seiner beliebten Dichtung „Euphorion" in graziös entworfenen Illustrationen vorführt: „Die Silhouetten sind über mein bestes Erwarten hinaus gelungen. Es ist das sicherlich eine künstlerische Leistung sowol in Composition und Zeichnung als in der Reproduction."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

PRÉCIS MILITAIRE

DE LA CAMPAGNE DE 1813 EN ALLEMAGNE.

8. Geh. 2 M. 50 Pf.

Ein deutscher Offizier unterwirft in dieser Schrift die strategischen Operationen Napoleon's und diejenigen der Verbündeten in den Kämpfen von 1813 einer vergleichenden Kritik und knüpft daran interessante Bemerkungen über das Wesen und die Aufgaben der modernen Kriegskunst.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Unter Tungusen und Jakuten.

Erlebnisse und Ergebnisse der Olenék-Expedition.

Von

Ferdinand Müller.

Mit 4 Abbildungen und 1 Karte.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Vorliegendes Reisewerk schildert den Verlauf der von der kaiserl. russischen Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg ausgerüsteten Expedition zur Erforschung des Flusses Olenék, welcher, nachdem er einen grossen Theil von Ostsibirien durchströmt, in das nördliche Eismeer mündet. Da die polaren Binnenländer Asiens noch eine *terra incognita* für Europa sind, füllt das Werk eine wesentliche Lücke der populärwissenschaftlichen Reiseliteratur aus, sowie es auch eine willkommene Ergänzung zu Nordenskiöld's Entdeckungsfahrten bietet.

Bodenstedt's Reise in Amerika.

Soeben erschien
im Verlage von F. A. **Brockhaus** in Leipzig:

Vom Atlantischen zum Stillen Ocean.

Von

Friedrich Bodenstedt.

8. Geh. 8 M. 50 Pf. Geb. 10 M.

Dieses mit Spannung erwartete neue Werk des berühmten Verfassers wird gewiß überall willkommen geheißen werden. Der Dichter des „Mirza Schaffy" schildert darin seine Eindrücke, Beobachtungen und Erlebnisse während eines neunmonatlichen Aufenthalts in den Vereinigten Staaten. Er hatte besonders günstige Gelegenheit, das Leben der Deutschen in Amerika nach allen Richtungen und in allen Kreisen kennen zu lernen, und macht darüber wie über die dortigen gesellschaftlichen Zustände überhaupt höchst anziehende Mittheilungen.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger,** Nr. 8.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAUFMÄNNISCHE RESSOURCE Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 31. — 3. August 1882.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Die Criminaljustiz und die schöne Literatur. Von Rudolf von Gottschall. — Gustav Nachtigal's Reisewerk. Von Alfred Kirchhoff. — Neue Romane. Von J. J. Honegger. — Zur Kunde des Menschen. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Die Criminaljustiz und die schöne Literatur.

Die in neuester Zeit mehrfach vorgekommenen Beschlagnahmen von Schriften wegen unzüchtigen Inhalts auf Grund des §. 184 des Reichsstrafgesetzbuchs haben die allgemeine Aufmerksamkeit auf diesen Paragraphen gelenkt und das Spruchcollegium der leipziger Juristenfacultät ist von einem der deshalb in Untersuchung gezogenen Buchhändler angegangen worden, hierüber eine Entscheidung zu fällen. Das von Professor Binding entworfene Gutachten ist in der „Zeitschrift für die gesammte Strafrechtswissenschaft" veröffentlicht worden.

Mit Recht sagt der scharfsinnige Verfasser gleich in der Einleitung, daß die Strafdrohung des §. 184 entweder nur zur Bekämpfung des Betriebes der wirklich schmutzigen Literatur oder auch zu schwerer Beunruhigung des anständigen Buchhandels dienen könne. Den ersten Theil des Gutachtens bilden Auseinandersetzungen über unzüchtige Handlungen, die zum Theil strafbar, zum Theil straflos sind: es kommen hier mancherlei Subtilitäten in Betracht, welche beweisen, daß der Begriff nicht so leicht zu fassen und zu umschreiben und den strafbaren Handlungen gegenüber auch Schwankungen der richterlichen Entscheidung möglich sind. Für die Literatur wichtig ist nur die Beantwortung der zweiten Frage: was versteht das Gesetz unter Verbreitung unzüchtiger Schriften, Abbildungen oder Darstellungen? Diese kann nur aus einem Gesichtspunkte heraus verboten und unter Strafe gestellt werden: das ist derjenige der möglichen Verletzung oder Erschütterung oder Untergrabung oder gar der Beseitigung des Anstandsgefühls in weiterm Kreise.

„Die Aufstellung dieses Vergehens", sagt Binding, „welches durchaus nicht allen deutschen Strafgesetzbüchern dieses Jahrhunderts bekannt war, wirkt bei richtiger Auslegung des Thatbestandes ebenso heilsam und wohlthätig, als bei engherziger, beschränkter, die geschichtlichen, wissenschaftlichen und künstlerischen Bedürfnisse verkennender Wortexegese beunruhigend und störend." Der namhafte Criminalist scheint uns nun durchaus das Richtige zu treffen, wenn er den Begriff der unzüchtigen Schrift auf das Ganze derselben bezieht, nicht auf Schriften, worin vereinzelte Unzüchtigkeiten vorkommen. Das ist in der That das maßgebende Princip: und damit ist die Dichtung und die schöne Literatur ausreichend gegen ein unverständiges Eingreifen der Gerichte geschützt. Das Erotische aus den Dichtungen, besonders aus dem Roman, der auf die Schilderung der Vorgänge des Lebens angewiesen ist, verbannen zu wollen: das hieße die Literatur aller Zeiten und Völker verurtheilen. Mit Recht sagt Binding: „Eine solche Einschränkung aber ist ein Glück und durchaus nothwendig, sonst würde das Alte Testament, sonst würden die Werke der edelsten Dichter und Denker mit diesem Prädicat gebrandmarkt werden müssen. Diese Einschränkung ist auch fest im Auge zu behalten bei solchen Schriften, welche aus selbständigen Theilen, etwa aus einzelnen Erzählungen, bestehen. Eine unzüchtige Schrift ist somit eine solche, welche wesentlich dazu bestimmt erscheint, entweder unzüchtige Handlungen in dem Sinne, der oben entwickelt wurde, darzustellen oder zu unzüchtigen Handlungen, sei es direct, sei es indirect, sei es offen, sei es verschleiert, aufzufordern." Unbestritten ist die Statthaftigkeit naturwissenschaftlicher Werke über das Geschlechtsleben. Die historischen Werke, besonders die Selbstbiographien, haben hierin einen schwierigern Stand. Binding erklärt sich indeß selbst zu Gunsten der vor das richterliche Tribunal geladenen Memoiren Casanova's. „Wenn jemand", sagt er, „wie z. B. Casanova, der ein buntes und oft unreines Abenteurerleben geführt hat, dieses sein Leben wahrheitsgetreu zu schildern unter-

nimmt und dabei nicht ohne cynische Offenheit auch die unlautern und unlautersten Erlebnisse schildert, so wäre es höchst verkehrt, diese außerordentlich wichtige Geschichtsquelle um deswillen zu den unzüchtigen Schriften zu stoßen. Die Sittenlosigkeit des einzelnen wie der Gesellschaft bildet eben einen Theil der Geschichte." Ebenso wenig sind unzüchtige Schriften solche, welche praktisch-sittliche oder sanitäre Zwecke verfolgen, auch dann, wenn sie Vorschriften bezüglich des Geschlechtslebens enthalten.

Dann wendet sich Binding zu der dritten Gruppe von Schriften, die genauerer Betrachtung bedarf, zu den Erzeugnissen der Dichtungen in Versen und Prosa, die er in eine Linie stellt mit den Werken der bildenden Kunst. „Der menschliche Körper", sagt Binding, „bildet den edelsten Vorwurf der sogenannten bildenden Kunst und die Liebe einen nie veraltenden Gegenstand der Dichtung. Die künstlerische Phantasie ist ohne gesteigerte Schönheitsempfindung, diese aber ohne größere Erregbarkeit des Empfindungslebens überhaupt, der Sinnlichkeit in edlerm Sinne, undenkbar. Da der Künstler aus den Eindrücken seiner Sinne und der Umdichtung derselben nach Maßgabe seiner Empfindung und seines Schönheitsideals seine Bilder formt, so muß — wie ja auch die Geschichte aller großen Kunstepochen lehrt — der Zusammenhang der Kunst mit der Körperschönheit und der Liebesleidenschaft, mit dem Gegensatze der Geschlechter und der Aufhebung desselben in ihrer Verbindung ein dauernder und unlösbarer sein. Der Dichter aber wie der Maler und der Bildhauer wollen ihre Empfindungen gerade im Herzen der Hörer und Beschauer nachklingen lassen; sie wenden sich nicht an den Verstand und die Urtheilskraft; sie wollen ein für die Schönheit empfängliches Gemüth möglichst tief bewegen zu Freude oder Mitleid. Darin liegt die Gefahr, daß das in edlerer Sinnlichkeit concipirte Kunstwerk bald edlere, bald unedlere Sinnlichkeit weckt. Diese Gefahr ist ebenso dauernd als unvermeidlich: keine Maßregeln der Sittenpolizei wie des Gesetzgebers vermögen sie zu wenden. Gerade wegen jenes Zusammenhangs aber ist es bei den Kunstwerken am schwierigsten, die Grenze zu fixiren, bis zu welcher der Künstler gehen kann, ohne sein Werk zu einem unzüchtigen zu machen."

In Bezug auf die ältern Werke hat für die Beurtheilung nach Binding's Ansicht die Geschichte vorgearbeitet. Die classischen Schriftsteller sind, wie wir sagen möchten, desinficirt. „So dürften wir wenig Grund haben", sagt Binding, „nachzuprüfen, ob die classischen Werke der Literatur der Griechen, etwa des Aristophanes, der Römer, etwa des Horaz, der Italiener, etwa Ariost's «Rasender Roland» oder Boccaccio's «Decamerone», der mittelalterlichen Minnesänger, der Engländer, etwa die nicht dramatischen Werke Shakspeare's, der Franzosen, etwa Voltaire's u. s. w., nicht vielleicht unzüchtig seien. Das Urtheil darüber steht vielleicht schon Jahrhunderte hindurch fest und zwar in dem Sinne, daß sie es nicht sind." Wir möchten diese Ansicht indeß nicht unterschreiben, namentlich nicht, was Boccaccio betrifft. Daß das Urtheil über diesen nicht feststeht, beweisen die neuerdings mehrfach vorgekommenen Strafanträge der Staatsanwaltschaften gegen das „Decamerone". Und wenn man überhaupt einzelne Erzählungen als selbständig aus dem Ganzen herausgreift, so gehören sie fraglos in die beanstandete Kategorie. Wol aber gilt für sie, was Binding weiterhin anführt: „Gesetzt aber, daß ein großer Schriftsteller auch einmal ein unzüchtiges Werk geschrieben haben sollte: dies Werk ist Quelle der Literaturgeschichte geworden, ist vielleicht außerdem eine wichtige Fundgrube für den Culturhistoriker, und der Buchhändler, der ein solches Werk wegen dieser Eigenschaft wieder auflegte und verbreitete, damit die selten gewordene Quelle nicht ganz verloren gehe, würde jedenfalls keinen Tadel verdienen." Am brennendsten werde die Frage gegenüber den Erzeugnissen der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit: hier müsse sowol der Gegenstand wie die Art seiner Behandlung zugleich ins Auge gefaßt werden. Bei den Werken der Kunst entscheide die Tendenz, „die ihr Schöpfer ihnen durch die Art der Darstellung willentlich oder unwillentlich eingeflößt hat. Ist diese gerichtet auf geschlechtliche Erregung der Leser oder Beschauer, dann ist die Schrift oder das Bild unzüchtig, sonst nicht".

„Auch der Dichter", sagt Binding weiterhin, „ist Darsteller von Geschehnissen und Erlebnissen, sollten sie sich auch nur in seinem Innern abgespielt haben. Auch für ihn wie für den Geschichtschreiber gilt das Gesetz der Wahrheit. Auch er sieht an den Menschen Glanz und Flecken, Kraft und Leidenschaft. Schildert er den unreinen Vorgang, etwa einen Ehebruch, mit der Farbe der Wahrheit als einen hassenswerthen Fehltritt, oder berichtet er offen, ehrlich und ungeschminkt, aber nichts weniger als im Dienste der Lüsternheit, einen vielleicht recht bedenklichen Vorgang seines Geschlechtslebens (man denke an das neuerdings vielbesprochene «Tagebuch» Goethe's), so wird seine Schrift wahrlich eine unzüchtige nicht sein. Stellt er das Laster dar, um es durch die Satire zu brandmarken, oder um durch das Conterfei seine Mitwelt von ihm abzuschrecken, so kann vielleicht gerade die detaillirte Darstellung der einzelnen unzüchtigen Handlungen zur Herbeiführung des Gesammteffects unentbehrlich werden. Aber der Verfasser sehe sich vor, daß es ihm nicht gehe wie neuerdings einem französischen Romancier mit seinem vielgelesenen und vielberüchtigten Roman, auf daß nicht seine Tendenz gut sei, aber das Werk ihr nicht entspreche und wesentlich im Sinne der sittlichen Verderbniß wirke. Gerade gegenüber den Werken der Kunst aber darf der zum Urtheil vielleicht angerufene Strafrichter nie vergessen, daß das Leben in allen Höhen und Tiefen der Vorwurf des Künstlers ist, und daß sein Werk nie schon dann als ein unzüchtiges aufzufassen, wenn es in diese Tiefen hinabsteigt, sondern erst dann, wenn es für die Unzucht Propaganda macht."

Es sind dies die Worte eines geistvollen, allseitig

gebildeten Juristen, der Aesthetik, Cultur- und Literaturgeschichte im Auge hat und nicht einseitig nach den in Paragraphen gebrachten Formeln urtheilt. Ein einseitig juristischer Standpunkt würde hier in seiner Beschränktheit der Aufgabe, in zweifelhaften Fällen eine Entscheidung zu fällen, gar nicht gewachsen sein und jedenfalls ein blind zutappendes, der höhern nationalen Bildung ins Gesicht schlagendes Urtheil fällen.

Fraglich bleibt es immer, ob in dieser Einmischung der Strafjustiz in die Literatur ein Fortschritt zu suchen ist? Unsere classische Epoche, auch als die Dichter noch nicht Classiker und ihre Werke noch nicht durch die Zeit desinficirt waren, kannte sie nicht. Die Aesthetik allein ächtete das Schlüpfrige, auch wenn es sich Selbstzweck war, wie oft bei Wieland, die glühende Sinnlichkeit wie bei Heinse, die geschlechtlichen Cynismen wie bei Bürger. Und abgesehen von den namhaften Dichtern: welche Flut von Unzüchtigkeiten ergoß sich durch die Räuber- und Ritterromane bis in die bürgerlichen Novellen der Schilling und ähnlicher Unterhaltungsschriftsteller; man griff durchaus nicht in den Proceß der Literatur ein, sondern überließ es ihm selbst, Krankhaftes auszustoßen und Bedenkliches zu beseitigen. Wir meinen, daß das nach wie vor das Richtige sei: auch ist das Gebiet der Belletristik durch die Jurisprudenz gar nicht zu beherrschen; ein einzelner herausgegriffener Fall wird immer den Schein der Ungerechtigkeit hervorrufen, da viele hundert andere ähnliche Fälle sich der Kenntniß der Juristen entziehen. Es ist dies zwar auf vielen Gebieten der Criminaljustiz der Fall: hier aber würde das Misverhältniß ein ganz erstaunliches sein. Zur Zeit der jungdeutschen Schriftsteller begann man zuerst gerichtlich gegen unsittliche Romane einzuschreiten: auf die Denunciation Menzel's, der übrigens Goethe ebenso wenig schonte wie die Jungdeutschen, wurde gegen Gutzkow's „Wally" Anklage erhoben, die sich auch auf die eine schüchterne Nudität des Romans bezog; doch kamen hier die andern als irreligiös bezeichneten Tendenzen dazu; es war eine Verurtheilung der gesammten neuen Richtung. Seitdem ruhte lange Zeit wieder der Literatur gegenüber die Sittlichkeitsjustiz: erst in neuerer Zeit schritt die Staatsanwaltschaft, wenngleich resultatlos, gegen Dichtwerke von Spielhagen und Gensichen ein und erhob Anklage wegen Verbreitung von Boccaccio's „Decamerone" und Casanova's Memoiren.

Wir haben gesehen, wie das wohlmotivirte Gutachten der leipziger Juristenfacultät diese Anklagen, wenn sie classischen, culturhistorisch wichtigen Werken oder Dichtungen gelten, in denen nur einzelne Partien unzüchtig sind, schon principiell entkräftet. Leider schwächt der dritte Theil desselben, welcher näher auf die Verbreitung unzüchtiger Schriften eingeht, das so richtig aufgestellte, so geistvoll vertretene Princip wieder ab, indem es die Kategorie „relativ unzüchtiger" Schriften zuläßt. Der Strafrichter soll nicht unbeachtet lassen, daß dieselben Schriften und Abbildungen auf verschiedene Lebenskreise je nach der Verschiedenheit ihres Verständnisses sehr verschiedene Wirkungen ausüben müssen. „Enthält ein im ganzen nicht unzüchtiges Werk unzüchtige Stellen und Darstellungen geschlechtlicher Vorgänge, und es wird in Kreise geschleudert, die für das Ganze kein Verständniß haben, sondern aller Voraussicht nach nur die sogenannten pikanten Stellen würdigen und sich daran erhitzen werden, so wirkt es eben auf diese Kreise als unzüchtiges Werk und ist die Verbreitung desselben dem §. 184 zu unterstellen." Wir meinen zunächst, daß die Art der Verbreitung auf den Charakter des Werks selbst nicht Einfluß haben kann, und daß daher der Ausdruck „relativ unzüchtige" Schriften etwas Schiefes hat. Dann aber ist hier sehr schwer irgendeine Grenze zu ziehen. Die Illustrationen freilich mag man preisgeben; doch sie können als selbständige Attentate der bildenden Kunst auf die gute Sitte betrachtet werden. Was aber die billigen Volksausgaben betrifft, so hört hier jeder Maßstab auf. Die Romane von Freytag und Ebers erscheinen nicht in Volksausgaben, aber in Auflagen bis zu 30000 Exemplaren, sind also von Haus aus verbreiteter als viele Volksausgaben: diese Autoren sind freilich auch von dem leisesten Verdacht frei, selbst gegen das Gewissen von Confirmandinnen zu verstoßen. Die Romane von Retcliffe erschienen in 70000 Exemplaren, wurden in allen Kreisen verschlungen und enthielten sehr starke pikante Stellen.

Wir meinen, daß man dies alles der Privatüberwachung der Familien, der Prophylaxis der Redacteure von Volksblättern, die in ihrem eigenen Interesse nichts aufnehmen werden, was einem Theil ihrer Leser anstößig ist, überlassen kann, glauben aber auch, daß es, abgesehen von den pädagogischen Rücksichten, eine große, aus mittelalterlicher Ascese hervorgegangene Einseitigkeit ist, in jeder Erregung der Sinnlichkeit einen strafwürdigen Frevel zu sehen.

Rudolf von Gottschall.

Gustav Nachtigal's Reisewerk.

Sahara und Sudan. Ergebnisse sechsjähriger Reisen in Afrika. Von G. Nachtigal. Erster und zweiter Theil. Mit Holzschnitten, Karten und Schrifttafeln. Berlin, Weidmann. Parey. 1879—81. Gr. 8. 40 M.

Den weisen Spruch des Horaz, der vor allzu hastigem Veröffentlichen schriftstellerischer Werke warnt, hat keiner der neuern Afrikaforscher so treu befolgt wie unser Gustav Nachtigal, und wahrlich nicht zum Schaden seines Werks. Wer rühmt nicht einen Cameron, einen Stanley, einen Serpa Pinto! Aber was sind die für die Erweiterung der

Afrikakunde inhaltlich so bedeutungsvollen Reisewerke derselben anders als mehr oder weniger oberflächlich bearbeitete Tagebücher? Wenn man unter den letztgenannten Stanley sicher am meisten gelesen hat, so liegt das wesentlich an dem fesselndern, freilich mitunter ins Feuilletonistische ausartenden Stil, den der Verfasser schreibt; doch wo bleibt die klare Ueberschau der Stanley'schen Forschungsergebnisse? Man erhoffte sie von einem dritten Bande, da die zwei Bände „Durch den dunkeln Welttheil" so gut wie nichts Derartiges lieferten; indessen er blieb ungeschrieben der ersehnte dritte Band, und jeder, der solche Uebersicht braucht, mag nun auf eigene Faust und mit eigenen Zeitopfern aus der bunten Schale der Erlebnisse und den hier und da eingeflochtenen Schilderungen des muthigen Anglo-Amerikaners das für Länder- und Völkerkunde Neue herausklauben!

Fast ein Jahrzehnt hat dagegen der deutsche Forscher uns warten lassen mit der Herausgabe seines „Sahara und Sudan". Dafür bringt er uns nicht nur seinen aufs gründlichste durchgearbeiteten Reisebericht, erläutert durch ganz vorzügliche Kartenblätter, sondern in künstlerisch harmonischer Verknüpfung und Abwechselung mit der Erzählung von seiner Wanderung die ganze Fülle des auf ihr und durch sie Erarbeiteten unter Vergleichung aller einschlägigen Veröffentlichungen anderer Forscher, wo solche überhaupt in Betracht kamen, bei der Richtung von Nachtigal's Wanderungen nach den Gegenden des afrikanischen Innern, welche größtentheils vorher der Forschung ganz unerschlossen geblieben sind.

Schon wenige Proben werden genügen, um dem Leser zu zeigen, in welch einer edeln Form, wie anschaulich und einem jeden verständlich Nachtigal seine Reiseschilderungen wie seine Forschungsergebnisse in diesem wahrhaft classischen Werk niedergelegt hat.

Von Tripolis begleiten wir den Reisenden zunächst auf vielbegangener Karavanenstraße durch die Wüste nach Fessan, der umfangreichen Oasenlandschaft in der centralen Sahara, in deren kleiner Hauptstadt Murfuk er bei längerm Verweilen Gelegenheit findet zu geradezu erschöpfenden Beobachtungen über dortiges Natur- und Volksleben, die er zu vier inhaltreichen Kapiteln verwerthet hat. Von Murfuk trat Nachtigal die Reise gen Südost in das so gut wie unbekannte Gebirgsland von Tu (Tibesti der Araber) an, und schon auf dem mühevollen Hinzug in diese blutarme Heimat der hartherzigen Tubu besteht er arge Lebensgefahr. Es war die Gefahr des Verdurstens in der Wüste. Zwei der eingeborenen Begleiter eilen auf ihren besonders schnellfüßigen Tubukamelen bei nächtlicher Weile voraus, um zu versuchen, ob ein Brunnenloch, das, wie sie wissen, am Fuße fern am Horizont aufragender Felsen liegt, noch rettendes Naß birgt.

Bald erhob sich der größte Feind des vom Durste Bedrohten oder Gequälten, die Sonne, zu bedenklicher Höhe. Glühend sendete sie ihre Strahlen auf die dunkelfarbigen Felsen der Ufer und auf den hellen Sand zwischen denselben, und Strahlung und Rückstrahlung versetzte uns bald in ein Meer von Feuer und Glut. Furchtbarer Durst stellte sich ein; die Mund-, Rachen-, Nasen- und Kehlkopfschleimhaut wurde ihrer letzten Feuchtigkeit beraubt; um Schläfe und Stirn schien sich ein eiserner Ring enger und enger zu schließen. Kein erfrischender Windstoß erreichte uns im engen Thale; die Augen brannten schmerzhaft; die Ermattung wurde grenzenlos.

Man lagert, angstvoll der noch immer erhofften Rettung harrend, im wasserlosen Flußthal, benutzt den völlig unzureichenden Schatten einer kleinblätterigen stacheligen Akazie, lieber noch den der bewegungslos ruhenden Kamele, doch unerbittlich mindert die höher steigende Sonne selbst diesen kümmerlichen Schatten. Nachtigal, als Arzt zu solchen Schilderungen besonders befähigt, beschreibt uns die Symptome des wirklich im Herannahen begriffenen Verschmachtungstodes. Die Heiserkeit nimmt zu; höchst lästiger Harnzwang stellt sich ein; es umnachten als Vorboten des Endes Hallucinationen den Geist:

Allmählich wurden die Gedanken zu unbestimmten Empfindungen, verwischten sich in Träumereien, in denen ich meine Umgebung sah, ohne in ihr zu leben; in denen Bilder aus meiner Vergangenheit mit den Erlebnissen der Gegenwart verschmolzen, und ich mir nicht mehr klar bewußt war, ob ich in der fernen Heimat, ob am Fuße eines Felsens in der Sahara weilte. Zuweilen ward ich noch aufgerüttelt aus meinem Traumleben, wenn stechende Sonnenstrahlen mein Gesicht trafen oder Saad in neu erwachender Glaubensglut seine Gebete inniger murmelte. Doch bald schwand alles, Gegenwart und Vergangenheit; die drohende Todesgefahr und die nie ganz ersterbende Hoffnung, und ein Zustand umfing mich, von dem ich nicht weiß, ob er ein unvollkommener Schlummer oder die beginnende Bewußtlosigkeit eines nahen Untergangs war. Ich weiß nicht, wie lange dieser, ich kann nicht sagen qualvolle, Zustand dauerte, in dem meine Sinnesorgane Eindrücke von außen aufnahmen, ohne daß diese zu richtigem Bewußtsein gelangten. Da, war es ein Traum, war es ein Spiel meiner krankhaft erregten Sinne? Eilte dort nicht mit schnellen, seltsamen Sprüngen eine mächtige Ziege gerade auf unsere Akazie los, und trug sie nicht gar einen Menschen auf ihrem Rücken? Ich hätte nachher darauf schwören mögen, Hörner und Bart gesehen zu haben. Freilich war es ein Mensch, doch die Ziege verwandelte sich in ein Kamel, auf dem uns Birsa in zwei Schläuchen Wasser zutrug, dessen Anblick uns bei unserer Schwäche und Reizbarkeit Thränen der Rührung auspreßte.

Selten hat ein Land der Erde in dem Maße gleich eine erstmalige meisterhafte Darstellung erhalten wie das Hungerland Tu durch Nachtigal. Wir können hier nicht bei den Einzelzügen derselben verweilen; das physisch Merkwürdigste bleibt der Nachweis von zwei ungefähr 2500 Meter hohen vulkanischen Kegelbergen, wenn auch mit längst erloschener Thätigkeit, in so bedeutender Ferne vom Meer. Nur aus der zusammenfassenden Schilderung des Volks von Tu, derjenigen Abtheilung der Tubu, welche sich Tedâ nennen, sei eine kurze Stelle mitgetheilt.

Wir wissen erst durch Nachtigal's Forschung genau, daß in diesem mitunter bereits der Negerrasse zugezählten dunkelhäutigen Tubu-Volk der Typus unserer Rasse, der kaukasischen oder mittelländischen, vorwaltet, was sich (außer durch die Sprache) namentlich in dem feiner geschnittenen Profil, dem nicht so verfilzten Haar, dem straffern, euer-

gischem Wesen und der streng aristokratischen Gesellschaftsgliederung verräth. Doch unser Verfasser hält sich nicht blos an die correcte Beschreibung des Volks nach der Treue seiner eigenen Anschauung, sondern er gibt uns — wie es so selten die Ethnologen thun — ein gut Stück geographischer Erklärung dieses wunderbaren Volks, das sich in seiner unbeneideten Oede, abgeschieden von der Welt, von Geschlecht zu Geschlecht nach strenger Darwin'scher Zuchtwahl, die ja stets ein Land auf seine Bewohner ausübt, Jahrtausende hindurch fest ausgestaltet hat. Das Urbild eines armen Wüstenvolks tritt uns entgegen, geübt in Entbehrungen, unübertrefflich in seiner Sinnesschärfe, seiner Ausdauer im Gehen, von höchstentwickeltem Ortssinn, scharfsinnig und redegewandt, wie es der tägliche Kampf ums Dasein fordert:

Leider haben dieselben Gründe, welche zur Entwickelung der Intelligenz der Tedâ beigetragen haben, auf ihr Gefühlsleben den allertraurigsten Einfluß gehabt. Die Noth, welche sie erfinderisch in den Mitteln zur Existenzgewinnung macht, läßt sie auch gewissenlos in der Wahl derselben sein. Daß Leute, welche beständig am Nothwendigsten Mangel leiden, beständig von dem Wunsche verfolgt werden, einmal das Ueberflüssige zu gewinnen, ist wol natürlich. Egoismus und Gewinnsucht werden sie mit allen Völkern, deren Sitze stiefmütterlich von der Natur behandelt sind, theilen, doch bestehen in dieser Hinsicht bedeutende Gradunterschiede. Sie lassen sich in der That keine Gelegenheit entgehen, ihrem Vortheil zu dienen; ihr ganzes Dichten und Trachten ist auf ihn gerichtet. Diesem Ziel gegenüber tritt das Gefühl gänzlich in den Hintergrund, sodaß schließlich jeder Appell an ihr Herz, selbst wenn es sich nicht gerade um das Aufgeben eines Vortheils, eines Besitzes handelt, für sie unverständlich und ohne Widerhall bleibt. Das Wettringen aller nach dem kümmerlichen Besitz macht den Einzelnen rücksichtslos, argwöhnisch und betrügerisch. Jeder sucht den andern zu schädigen, wenn er ihm im Wege steht, und alle stehen sich im Wege in jener Welt der Noth; man ist nicht allein bestrebt, den Nächsten in relativ legitimer Weise zu übervortheilen, sondern sucht sein Mitringen nach dem Preise unmöglich zu machen, oder ihn irgendwie des letztern zu berauben. Zu diesem Zwecke lügt, stiehlt und mordet der Tedêtu, wenn es sein muß. Darum sehen wir ihn die Gemeinschaft der Menschen fliehen und versteckt in den Felsen seine einsame Hütte aufschlagen, sehen ihn auf seinen Wüstenpfaden durch die Spuren eines Stammesgenossen mit Besorgniß erfüllt werden und mit Vorliebe die heimliche Nacht zur Ausführung seiner Pläne benutzen. So lebt jeder für sich, und jeder Gedanke an die Stammesgenossen, jedes Gefühl für Volksleben, jedes Streben für Gemeinwohl liegt ihm fern. Gemeinsame Gefahr von außen her oder gemeinsame Raubzüge vereinigen die Leute, niemals gemeinsame Arbeit und harmloses Volksleben.

Südwärts der salzreichen Oase Kawar nähert sich der auf der gewöhnlichen Karavanenstraße von Tripolis nach Bornu ziehende Reisende bereits der Uebergangszone der Wüste zum Sudan. Noch einige Tagereisen über besonders schwierige steile Dünenkämme, bei deren Ueberschreiten der Mensch das Kamel besonders schätzen lernt als das „Schiff der Wüste", und man merkt an krautreichern Fluren, auf denen mitunter dichte Scharen harmloser Antilopen weiden, daß diesen Gegenden schon ein Antheil zukommt an jener großen Zauberkraft, ohne welche die tropische Hitze keine tropischen Schätze zu spenden vermag: am Tropenregen.

Ein hübsches Naturbild (dem übrigens, wie es mehrfache Auszeichnung des vorliegenden Werks ist, ein schöner Holzschnitt zu noch besserer Veranschaulichung hilft) führt uns mit einer Schulreminiscenz voll echt Nachtigal'scher Treuherzigkeit an den Tsad-See.

Mit wuchernden Schlingpflanzen behangene Bäume dichter Bestände laben mit lange entbehrtem kühlen Schatten; stellenweis arge Zweigknickung und unverkennbare andere Spuren verrathen den Elefanten.

Erwartungsvoll suchten unsere Blicke die Waldung zu durchdringen und den berühmten See oder das erste Negerdorf zu entdecken. Da zeigten sich wenigstens die ersten Zeichen naher Ansiedelungen in weidenden Hausthieren, prächtigen Rindern, welche uns ihre Anwesenheit durch gemüthliches Brüllen, wie ich es schon seit Jahren nicht gehört hatte, verriethen, noch ehe sie uns selbst zu Gesicht kamen. In großer Heerde belebten sie die lichte Waldumgebung des nahen Ngigmi. Neugierig starrten uns die Wiederkäuer an, welche mich trotz ihres fremdartigen Riesengehörns heimatlich anmutheten, und im Geiste schwelgten wir in dem lange entbehrten und lebhaft ersehnten Genuß ihrer Milch und ihres Fleisches. Bald traten wir auf die sandige Hügelreihe hinaus, welche dem See gegen den Wald hin Schranken setzt. Kaum ein halbes Stündchen grasreicher Ebene trennte uns von der augenblicklichen Grenze des Tsade, und am Rande des Wassers dehnten sich die langen Reihen der zuckerhutförmigen Strohhütten Ngigmis aus. Flach und schmucklos, mit einförmigem Ufer und schilfigem Rande lag der vielgenannte See vor uns. Vor Jahren hatte ich in langweiligen Schulstunden oft träumerisch seine Contouren betrachtet, welche damals mit dem fabelhaften Mondgebirge allein das weite, weiße Innerafrika auf den geographischen Karten zierten. Jetzt hatte ich dies Ziel meiner kindlichen Träume und meines spätern Strebens erreicht; doch die Wirklichkeit vermochte meine Erwartungen nur in geringem Maße zu befriedigen. Wenn in der That der Anblick etwas unendlich Flaches und Einförmiges hatte und in seiner Horizontlosigkeit einigermaßen der glücklich überwundenen Wüste glich, welche noch lebhaft in unserer Erinnerung war, so entschädigte dafür das fremdartige Leben, das sich auf dem Ufer vor uns entfaltete. Die große Wiesenfläche, welche die offene Ortschaft umgab, war bedeckt mit Rindern, Eseln, Schafen, Ziegen. Die Einwohner bewegten sich geschäftig hin und her; zahllose Wasservögel, fremdartige Störche, Reiher, Enten, Pelikane und dunkelfarbige Gänse gingen unbekümmert um Mensch und Thier ihrer Nahrung nach, und nahe dem Dorfe stand am Rande des Wassers ein friedlicher Elefant, der seinen Durst löschte und sich mit Wasser den mächtigen Körper berieselte.

Das Reich Bornu, einer der unter dem Einfluß des Islam halbcultivirten Negerstaaten Flach-Sudans, war somit betreten. In die 50—60000 Einwohner zählende Hauptstadt Kuka wurde Nachtigal vom Kronprinzen Bornus, dem glücklichen Vater von 70 Kindern, feierlich eingeholt und überreichte dem regierenden Sultan Omar die Geschenke unsers Kaisers, deren Darbringung der ursprüngliche Zweck der ganzen Reise war. Eine in ihrem reichen Detail höchst lehrreiche Schilderung der Stadt Kuka und des Bornu-Hofs beschließt den ersten Band.

Der zweite liefert im Anschluß an den Bericht des Verfassers über seine weitern Reisen von Kuka aus eine Landes- und Volkskunde der Gesammtumgebung der Tsade-Lagune. Keine spätere Forschung wird diesen Gegenstand

anders als auf dem hier gelegten Fundament bearbeiten können, so gründlich und allseitig ist der physischen Landesbeschreibung, der Darlegung der Anthropologie, der Geschichte und Sprache der bunt zusammengewürfelten Bevölkerung, über welche die beigefügten Karten durch geschickt gewählte Farbensymbole trefflich orientiren, Rechnung getragen. Und vergessen wir dabei nie, mit wie erstaunlich geringen Mitteln dies alles geleistet wurde!

Verweilen wir nur einen Augenblick bei der Lösung des schwierigen Problems bezüglich der Beschaffenheit des Tsadsees selbst, wie sie uns hier so scharfsinnig und einfach geboten wird. Allgemein nahm man bis dahin an, der Spiegel des Tsade müsse die niedrigste Fläche des ganzen innern Afrika sein; deshalb eben ergössen sich in diesen Flachsee die Gewässer ohne Wiederausfluß nach dem Meer zu. Dabei ist aber der Tsade ein Süßwassersee, während jeder abflußlose See ein Salzwassersee werden muß, weil die Flüsse die ausnahmslos von ihnen mitgeführten gelösten Mineral-, d. h. Salztheile im See aufspeichern, während das Wasser allein verdunstet. Demnach läge hier ein Verstoß gegen die Naturgesetze vor!

Wol ist auch nach Nachtigal die Spiegelfläche des Tsadsees nur wenig über dem Höhenmaximum erhaben, welches man jetzt für den Begriff „Tiefebene" anzunehmen pflegt, d. h. wenig über 200 Meter. Wäre dieser Flachsee die tiefste Stelle von ganz Innerafrika, so hätte dasselbe also gar keine Tiefebene. Jedoch an das Südostende des Sees schließt sich eine merkwürdige breite Thalfurche, das sogenannte „Gazellenwasser" (Bachr el Gasal) an, welche nordostwärts in eine breite, jedenfalls etwas unter 200 Meter eingesenkte völlige Flachlandschaft, die Niederung von Egeï und Bodele, ausläuft. Die noch von Heinrich Barth beanstandete Aussage der Eingeborenen, daß sich diese weite Flachlandschaft, die wie mit einem Stiel am Tsade ansitzt, wirklich gen Nordosten absenke, hat nun Nachtigal vollkommen bestätigt gefunden; zugleich bemerkte er, daß der Boden daselbst stellenweise weithin mit eingebackenen Fischgräten wie besät sei, und daß die bei regenreichern Jahren eintretenden Wassermassen durchweg aus dem salzreichen Untergrund sich in Brackwasserlachen verwandeln. Sein Schluß ist nun gewiß gerechtfertigt: der Schari ergoß noch vor kurzem sein Gewässer statt in den Tsade durch den Bachr el Gasal in die Egeï-Bodele-Niederung. Diese barg daher einen Salzsee, bis die Einmündungsstelle im Südwesten des „Gazellenwassers" sich verschloß und nunmehr für gewöhnlich das Tsadebecken allein das gesammte Flußwasser zu verdunsten hat, infolge dessen das Seewasser einer Versalzung entgegengeht, deren Beginn sich schon in der Salzhaltigkeit seiner Grundfläche verräth. Immerhin könnte der Tsadsee, wenn auch in kleinerm Umfang, schon längere Zeit bestanden haben als (süßer) Durchflußsee des Schari; die Verriegelung des Bachr el Gasal mag in Aufhäufung einer Sandbarre, wahrscheinlicher in einer jüngst eingetretenen Erhebung des Erdbodens an dieser Stelle ihre Ursache finden. Noch jetzt nämlich drängt das Tsadewasser gen West oder Nordwest: immer zahlreicher kommen die Untiefen des östlichen Seetheils als Inseln über Wasser; zu immer weitern Wegen werden die kühnen Räuber des Araberstammes der Aulad Sliman genöthigt, wenn sie um die Nordwestecke des Sees nach Bornu ihre Rosse lenken, und schon sann Scheich Omar, als Nachtigal sich von ihm verabschiedete, darauf, seine vom Andrängen des Seewassers bedrohte Residenz weiter nach Westen zu verlegen.

Im Gebiet des untern Schari hat unser Forscher das Land Bagirmi der Wissenschaft eigentlich erst erschlossen. Es ist ein reiches sudanisches Waldland mit noch höchst spärlicher Bevölkerung und einem seltsamen Staatswesen, das in seiner Schwäche neuerdings dem weit fester organisirten Staat Wadaï in die Hand fiel. Nachtigal lernte den Bagirmi-König noch bei seinem alten Handwerk in dessen souveränem Betrieb kennen; sich erhaben fühlend über jeden Nichtgläubigen, wie es die Art der Moslime ist, versah der König sich und sein Volk mit Machtmitteln und den Tauschartikeln, die für den Ankauf europäischer Waaren über die nördlichern Sudanländer, namentlich über Bornu her, nöthig sind, durch Menschenraub auf Razzien in die südöstlich von Bagirmi wohnenden Heidenvölker.

Nachtigal's Schilderungen von diesen Sklavenjagden der Bagirmileute, deren Augenzeuge, ja scheinbarer Theilnehmer er selbst wurde, gehören zu dem Fesselndsten in seiner ganzen Darstellung. Ein besonders merkwürdiger Zug wird dabei jedem auffallen, der den zweiten Band, wenn auch nur mit Beachtung der Illustrationen, durchblättert: der Kampf der Bagirmi mit den Heiden von Kimre auf den hohen Laubkronen ihrer glattstämmigen Baumwollbäume (Eriodendren), in denen sie gleich einer Affenschar, wenn Raubwild naht, Zuflucht suchen:

> Ich war Augenzeuge der ersten Opfer des Tags. Von der Höhe seines Mastkorbes schleuderte der hochgewachsene, junge Vorkämpfer eines von mehrern Familien bewohnten Baums seine harmlosen Rohrgeschosse, sich durch den Schild oder die Brustwehr des Korbes möglichst deckend. Zuweilen richtete er sich zu seiner ganzen Höhe auf, ballte zornig die Faust gegen seine Verfolger und rief ihnen Worte des Hohns und der Verachtung entgegen, die von ermuthigenden Zurufen der Frauen aus der nächsten Umgebung begleitet wurden. In einem solchen Augenblicke brach er, von einer Kugel Alma's getroffen, lautlos zusammen. Bald darauf wurde ein zweiter Vertheidiger des Baumes, der sich weiter oben auf einem Seitenast befand, zum Tode getroffen, klammerte sich krampfhaft für einige Secunden an die Zweige und stürzte dann, eine todte Masse, von der Höhe herab. Eine schleußliche Scene entspann sich. Die Unserigen fielen über den Leichnam her, und im Nu war derselbe mit den Handeisen zerhackt und zerfetzt. Und die Wüthendsten hierbei waren nicht die Bagirmi, sondern ihre heidnischen Bundesgenossen, die sich bei einer andern Gelegenheit desselben Schicksals versehen mußten. Ein Dritter, der letzte erwachsene Mann auf dem Baume, wurde durch einen Schuß verwundet, stieg mit seinen Angehörigen unter Aufwendung seiner letzten Kräfte zum Gipfel empor und klammerte sich dort schweigend an, während sein Blut in langen Linien die graue Rinde des Stammes herabrieselte. Da endlich wagten die feigen Verfolger den Baum zu erklimmen.

Bald wurden die Ziegen, Hunde und Hühner herabgereicht oder herabgeworfen, der Todte und der Verwundete in die Tiefe geschleudert und den unten stehenden Genossen zu bestialischer Zerfleischung überantwortet, und die Frauen und Kinder nebst einem Greise allmählich herabgezerrt. Kein Schrei, keine Klage kam über die Lippen der Ueberlebenden. In verzweiflungsvoller Ergebenheit ließen sie sich mit Stricken aneinanderbinden, um mit dem Schmerze über den Tod der Ihrigen und den Verlust ihrer Heimat den Weg in die Sklaverei zu wandeln. Ein einziger Baum wurde ohne Beihülfe der Feuerwaffen allmählich erstiegen und so gewissermaßen erobert; doch befand sich auf demselben nur ein rüstiger Kämpfer, und dieser war wol durch den Anblick der eben beschriebenen Katastrophe des benachbarten Baums entmuthigt. Nachdem es gelungen war, seine Hütte in Brand zu stecken, zog er sich in eine größere Höhe zurück und wurde hier von einigen mit Lanzen angegriffen, während andere sich der hier und dort in den Verzweigungen versteckten Frauen und Kinder bemächtigten. Sobald jener verwundet herabgeworfen war und durch den Sturz aus der Höhe oder unter den Handeisen der Unserigen sein Leben ausgehaucht hatte, flohen zwei vierzehn- oder funfzehnjährige Knaben in die äußersten Wipfel und Zweige des Baums und stürzten sich, als sie von ihren Verfolgern fast erreicht waren, mit verzweifeltem Heroismus in die Tiefe. Kaum hatte ich vor dem gräßlichen Anblick, der mir das Herz zusammenschnürte, unwillkürlich für einen Moment die Augen geschlossen, als ich beim Wiederaufblick auch schon anstatt menschlicher Leichname nur formlose Massen erblickte, in wenigen Minuten hatten die Bärbaren ihre Opfer der Köpfe beraubt, ihnen die Eingeweide herausgerissen, sie zerstückelt und zerhackt.

Wenn es zum Wesen wahrer Bildung gehört, die Menschheit begreifen zu lernen, so wird für einen jeden, der dieselbe nicht selbstgefällig in der eigenen Spielart aufgehen läßt, Nachtigal's „Sahara und Sudan" eine so reiche wie lautere Quelle der Weiterbildung darbieten. Hier erhält man den afrikanischen Menschen, der heutzutage zu mindestens neun Zehntel den „Wilden" auf Erden hergibt, so geschildert wie er in Wahrheit ist, nicht wie ihn ein übelwollender Kaufmann oder ein durch gefärbte Brille blickender Missionar oder ein flüchtiger Pionnierreisender schildern zu müssen meint. Ueberall fühlen wir ein menschliches Herz schlagen wie in der eigenen Brust, überall die guten und die bösen Neigungen ihr Spiel treiben, wie sie in uns selbst schlummern; nur um so mehr aber erglüht beim Studium solcher Werke wie des Nachtigal'schen die Sehnsucht, das Licht der Weltenultur hineinzutragen in diesen Erdtheil, der mehr wegen der Herzenshärte, mit der in ihm Stamm gegen Stamm wüthet, als wegen seiner geographischen Finsterniß der dunkle zu heißen verdient. Diese nutzlos auf meist so reichem Boden dahinlebende Menschheit ihrer angestammten Bosheit gegen den Fremden, als der ihr so oft schon der räumlich Nächste erscheint, entreißen, den ihr Dasein aufs furchtbarste belastenden Wahnglauben allmählich gegen freudigern Lebensgenuß eintauschen, an Stelle der öden Langeweile des Schlaraffenthums oder der darbenden Mühsal lohnende Culturarbeit zum Segen Afrikas und der ganzen Menschheit hier einführen — welch eine That! Wollen wir sie sammt ihrem Lohn dem rüstig zugreifenden England allein auszuführen gönnen?

Alfred Kirchhoff.

Neue Romane.

1. Catilina's Söhne. Roman von Karl Wartenburg. Leipzig, A. Krüger. 1882. Gr. 8. 2 M.
2. Die Großfürstin. Roman von Gregor Samarow. Fünf Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1882. 8. 20 M.
3. Ohne Ideale. Roman von Adolf Stern. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1882. 8. 10 M.

Der Titel des Romans von Karl Wartenburg „Catilina's Söhne" (Nr. 1) bedarf der Erklärung: Catilinarier sind nach der Bezeichnung ihrer Gegner die Vertreter unserer fortschrittlichen Presse, Umstürzer und Querköpfe, die den Feuerbrand ins Staatsgebäude hineinwerfen; da hat sich denn der Autor vorgesetzt, an einem hervorragenden Haupte der gefürchteten, viel gehaßten und verfolgten Zunft nachzuweisen, daß die Sache ihren Revers, der Stand seine hochachtbaren Persönlichkeiten hat. Gut so!

Der wesentliche Inhalt ist kurz dieser. Dr. Holm, der Redacteur eines einflußreichen radicalen Blattes, und Leonore, die Tochter des Geheimraths von Alten, haben sich bei einigen Begegnungen besonders angezogen, ohne sich zu kennen; ein erstes gegenseitiges Aussprechen beweist ihnen, daß sie in ganz entgegengesetzten Lagern stehen, und sie sagen sich mit schmerzlicher Entsagung Lebewohl, ohne sich zu vergessen. Holm erhält bald Anlaß, mit Einsetzung des eigenen Lebens der Geliebten einen größten Dienst zu thun. Der absolut gerechte und gut für den Staat sorgende Geheimrath ist nämlich von einem brutalen Genossen der eigenen Partei, als er deren selbstsüchtige Interessen nicht verfechten kann noch will, gefordert worden; Holm provocirt den gleichen Gegner und schlägt sich mit ihm so, daß der Ausgang für beide lebensgefährlich wird; er hat aber seinen Zweck erreicht: die jugendliche Frische und Gesundheit siegt über seine Verwundung und die Geliebte wird sein. Neben den beiden Hauptgestalten steht als Holm's getreuer Parteigenosse und Mitarbeiter ein junger Graf Balling, der ebenfalls einen schwer lösbaren, aber mehr spaßhaft ausgehenden Conflict auszukämpfen hat. Die hocharistokratische Familie will ihr ausgeartetes Glied von dem Antheil an einem alten Familienfonds ausschließen und ladet ihn feierlich vor ein Ehrengericht, an welchem alle bezopften männlichen und weiblichen Ballings gravitätisch theilnehmen. Die Anklage ist eine doppelte: der junge Herr ist ein räudiges Schaf, das ausgestoßen werden soll, weil er überhaupt Zeitungsschreiber und vollends bei der gottlosen liberalen Presse ist; und zweitens, weil er

eine Bürgerliche und dazu eine Schauspielerin heirathen will. Er stellt aber seinen Mann, und der mit Eclat in Scene gesetzte Act endet wie eine Theaterposse. Die „Söhne Catilina's" haben überall recht behalten und das Feld behauptet, weil sie tüchtige Leute sind.

Insoweit wäre alles in Ordnung; nun handelt es sich aber um den literarischen Werth des Werks, und da kann ich meine Bedenken nicht unterdrücken. Zwei Auffassungen kreuzen sich in etwas auffallender Weise: die ganze Reihe der Nebenpersonen, zumal im aristokratisch-retrograden Lager; alle die Scenen, Geschichten und Lebenserfahrungen sind so absolut realistisch, so nach dem gewöhnlichen Leben aufgenommen und wiedergegeben, daß wir sagen möchten: der Autor hat die Figuren von der Straße aufgelesen und erzählt Dinge, die jeden Tag, jede Stunde gerade so vorfallen. Dieser wegen seiner Miswirthschaft und des leichtfertigen Lebens am Bankrott stehende Major a. D. von Balling, welcher dem Geheimrath, seinem Jugend- und Parteigenossen, zumuthet: er müsse aus reinem Parteiinteresse auf Staatskosten eine Kanallinie durch eine ganz unrentable Provinz ziehen lassen, damit die ganze Sippe der gleicherweise verlotterten Standesherren sich durch den neuen Verkehr momentan wieder erhole, und der dann auf die ehrenhafte Weigerung hin den alten Jugendfreund noch zum Zweikampf herausfordert; überhaupt der ganze versimpelte und dabei hoch vornehme und höchst lächerliche Cirkel der Ballings, dazu etwa die gemein eigennützige und keifende, auf das bloße triviale Wohlleben ausgehende alte Mama der Braut des unbemittelten Grafen, welche die Tochter auf recht unehrenhafte Art einem frivolen Bankier zuspielen möchte, wogegen das reine und hochsinnige Mädchen mit Recht sich sträubt; die vielgewandte Theaterprinzessin Valesca, die dann den simpeln Bankier recht gern tröstet: diese und andere mehr sind die reine Copie ganz ordinärer Personen nach dem Alltagsleben. Und nun die Kehrseite in Holm und Leonore; es sind die reinen Idealisten, ja etwas Wolkenwandler. Wie soll zunächst eine Liebe motivirt sein durch den bloßen Anblick auf dem Spaziergang oder im Salon, wenn keins auch nur vom andern weiß, wen es eigentlich vor sich hat? Und die Einsetzung des Lebens für den vorerst immer noch als Gegner dastehenden alten Mann und an eine eigentlich verloren gegebene Partei ist denn doch auch etwas stark, zumal in unsern praktischen Tagen. Die beiden total verschiedenen Welten stoßen sich zu sehr, als daß der Eindruck eines ästhetischen Ganzen erreicht werden könnte; vor allem aber widert uns jener Alltagston an, wie er durch Hunderte von Seiten hin uns Exemplare vorführt, auf die wir mit den Fingern zeigen können, so ordinär sind sie. Wenn sie mit Humor behandelt werden, wie in der obenerwähnten Familienscene, dann allerdings behagen sie uns, aber nur dann. Eine der besten Figuren ist der ein wenig misgebildete Factor mit dem kurzgeschorenen dicklockigen Kopf, welcher mindestens die ganze Redactionsweisheit in der eigenen unentbehrlichen Person concentrirt hält, aber nebenbei sich auf einer etwas heiklen politischen Mission eine tüchtige Tracht Prügel holt; gelungen auch das Manöver, wie die grob dreinlangenden Tölpel von Reactionären das gefürchtete Oppositionsblatt zu verkaufen versuchen. Die ganze hohle Misère der Salongesellschaft spielt sich in einzelnen launigen Scenerien ab; erschütternd aber im Ende des abgelebten Majors. Gedanken und Tendenz sind gut. Mein Schlußeindruck ist: zu viel halb verarbeiteter Stoff, zu wenig ästhetische Form.

In dem Roman „Die Großfürstin" von Gregor Samarow (Nr. 2) führt uns der Autor nach Rußland und zwar in die letzten Zeiten der Kaiserin Elisabeth, die blos noch auf künstlichem Wege sich einen Schein der verlorenen Jugendkraft zu geben versteht; er schildert die harten Jahre des Kampfes und Aufsteigens für jene kleine deutsche Fürstentochter, die von dem dumm brutalen Gemahl zurückgesetzte, ja gehaßte Großfürstin, die dann hernach als Katharina II. dem russischen Thron einen so weit reichenden, wenn auch zum großen Theil trüglichen Glanz zu leihen verstand. Nach dieser ebenso energischen und rücksichtslosen wie geistreichen Fürstin ist der Roman benannt. Hofcabalen und diplomatische Intriguen, ein in die Geschicke, wie der Einzelnen und höchsten Familien, so auch der Völker Europas eingreifendes Ränkespiel im Felde und in der Kanzlei macht den Hauptinhalt der fünf Bände aus; es ist eine schwüle Atmosphäre, eine dumpf drückende Luft, in der uns unmöglich wohl sein kann.

Die Fundamentalfrage, um welche sich alle Machtanstrebung und Kraftanstrengung dreht, ist die Haltung gegen Preußen und das Eingreifen in den eben wüthenden Siebenjährigen Krieg; sie spaltet das kaiserliche Haus in unverhohlen feindseliger Weise. Elisabeth ist bekanntlich eine erbitterte Feindin des großen Preußenkönigs und thut eben nach langem politischen Schwanken kräftige Schritte, um eine russische Armee gegen diesen Souverän ins Feld zu stellen und womöglich einen glänzenden Sieg über den verhaßten Gegner davonzutragen. Aber am eigenen Hof wird unter der Hand ein Netz von Fäden gegen die Kaiserin gewoben, stark genug, um ihre Politik zu lähmen oder wenigstens blos auf nichtige Scheinerfolge zu reduciren. An der Spitze dieser Partei steht der in Trinkgelagen nicht feiner Art, in einem lächerlichen Soldatenspiel mit seinen saubern holsteinischen Abenteurern, in Machinationen mit einer ehrgeizig nach der Krone greifenden Maitresse, ein wüstes, nichtiges Leben führende Großfürst, während ganz im Stillen der diplomatische Erzfuchs, der in allen Schlichen heimische und in allen Sätteln gerechte Großkanzler Graf Bestutschew das geistige Triebrad der gesammten Politik ist, bis er durch die eigenen Ränke fällt. Der summarische Inhalt ist sonach ein rivalisirender Machtstreit zwischen der noch regierenden Kaiserin und ihren Günstlingen, dem im Herabsinken begriffenen Gestirn, Residenz Peterhof, gegenüber dem unter schweren Kämpfen aufsteigenden Stern, d. i. dem je nach Umständen ganz oder halb isolirten oder dann wieder mit aller Hast

aufgesuchten Hofe des Großfürsten, eigentlich seiner weitaus bedeutendern Gemahlin, Residenz Oranienbaum. Mitten zwischen allen den widerstrebenden Plänen und Tendenzen, Personen und Thatsachen bewegt sich mit großer Feinheit die zierliche Gestalt Katharinens, in deren Köpfchen bereits die Gedanken absolut persönlicher Hoheit und Machtfülle auftauchen: Ideale, in denen der Herr Gemahl als Null zählt.

Es ist eine reiche, bunte und vielbewegte Gesellschaft, die uns der Autor da vorführt: die beiden Höfe mit allem Zubehör von abgeschliffenen Hofherren und Hofdamen, von nichtigen Repräsentanten des Prunks und der geistigen Flachheit, von Vertretern des diplomatischen Corps Europas, von schlau rechnenden Staatsmännern, von Offizieren und Abenteurern. Die alternde Kaiserin, die das Leben genossen hat und keine dringendere Sorge kennt, als es mit seiner Gunst und seinen Genüssen noch so lange als möglich festzuhalten, d. h. das unerbittlich mit seinen Schwächen heranschleichende Alter zu besiegen, bewegt sich im fortwährenden Widerspruch zwischen hochfahrender Machtäußerung, der ungebeugten Kundgebung eines starr ans Befehlen gewöhnten Willens und dem Zurücksinken in die Schwächen einer gebrochenen, dem Tode entgegengehenden Lebenskraft. Noch hat sie den einen ihrer zahlreichen Günstlinge in der Eigenschaft als Oberkammerherrn um sich. Durch ihn wird sie in Beziehung gebracht zu dem geheimnißvollen Tausendkünstler, dem viel besprochenen Grafen von Saint-Germain, dessen wunderbares Lebenselixir hier die bedeutende Wirkung haben sollte, der weit gebietenden Herrscherin wenigstens für einige Zeit die schmerzlich vermißte Jugendkraft wiederzugeben. Vermittelt wird dies durch das ebenso geheimnißvolle und interessante Fräulein d'Eon de Beaumont, die sich später als ein recht kecker und kampflustiger Chevalier de Beaumont entpuppt, was zu einer ziemlich pikanten Situation führt. Nachdem nämlich die recht liebesbedürftige Fürstin ihren hochgestellten Günstling vorübergehend in Verdacht gehabt, daß er sich in das überaus zierliche Fräulein de Beaumont vergafft habe, kehrt sich nach der überraschenden Entdeckung, einen Chevalier in Weibertracht in ihrem nächsten Hofstaat zu haben, das Verhältniß um: die Kaiserin, welche schon dem vermeintlichen Fräulein ihre ganz außerordentliche Gunst schenkte, findet nämlich den Wechsel gar nicht übel und ist durchaus nicht geneigt, in ihrem weiten Herzen den frisch entpuppten schmucken Knaben weniger hoch zu stellen; im Gegentheil, sie will wenigstens auf kurze Zeit auch seiner Liebe genießen, und er findet sich für den Augenblick nicht in der Lage, den Spröden zu spielen.

Es ist ein eigenthümlicher Moment im Leben der drei Personen: der Kaiserin, ihres ausgesprochenen Günstlings und Hofherrn, des kleinen, aber muthigen und politischen Franzosen, als sie in der genannten Situation voreinander stehen, die Kaiserin mit blitzenden Augen und nicht im geringsten bestrebt, die Aufwallung ihrer momentanen Leidenschaft auch nur zu verstecken. Ich gestehe aber, daß mir dieser Auftritt im Buch widerlich geworden, schon ästhetisch widerwärtig — um von der ethischen Wirkung kein Wort zu sagen — wegen der ganz unverhüllten kecken Deutlichkeit, welche in die sehr zweideutigen Beziehungen hineingelegt ist; die jämmerlichste Figur im Spiel ist der recht gefährlich gestellte russische Günstling. Später kommt der Graf von Saint-Germain selbst an den Hof, welcher, erst hoch geehrt, dann aber, als die Kaiserin die Verhaltungsmaßregeln für ihre Lebensweise, damit das Elixir glücklich wirke, übermüthig überschritten hat und lebensgefährlich erkrankt ist, im Namen der hochgestellten Hof- und Staatsbeamten als Giftmischer gefangen gesetzt wird, doch bald durch List entflieht. Er füllt einen recht bedeutenden Theil des Buchs aus, der ganze Hokuspokus des vornehmen Abenteurers: wie er schon durch die originelle und vornehm einfache Erscheinung fesselt; wie er Wunder und Zeichen thut, insbesondere den staunenden Zuschauern Vorgänge der Zukunft völlig klar eröffnet; wie er die Kräfte und Essenzen der Natur in fast übernatürlicher Weise kennt, beherrscht und verwerthet; wie er mit imposanter Ruhe als selbstverständlich erzählt, welche Wanderungen er seit manchen tausend Jahren, da er in verschiedenen Körpern auf Erden lebte, durchgemacht hat, und in welchen denkwürdigen Beziehungen er zu den Herrschern und Weisen des Alterthums gestanden. Die wunderbaren Geschichten sind so lebendig anschaulich und zugleich so unbefangen erzählt, daß er uns fast zum Glauben an seine Stellung als eines modernen Halbgottes verleiten könnte.

Wie die Kaiserin ist auch die Großfürstin empfänglich und liebebedürftig. Wir treffen sie in dem ersten geschichtlich berühmt gewordenen Liebeshandel mit dem schönen polnischen Grafen Poniatowski, der ja dann später, als die kleine Fürstentochter von Anhalt-Zerbst zur Katharina II. von Rußland geworden, durch ihre kaiserliche Gnade zum Titularkönig von Polen erhoben wird. Das recht abenteuerliche, übrigens noch mit einem Schimmer von Idealismus umgebene Verhältniß gibt zu den markantesten Scenen Anlaß. Herauszuheben ist der glückliche nächtliche Fluchtversuch der beiden Liebenden, als der Großfürst durch seine bösartige Maitresse auf ihre Spur geführt worden ist. Das Treiben der innig in die Politik der alternden Kaiserin eingeweihten Grafen Schuwalow und Rasumowski, die sich auch über ihren Tod hinaus die Herrschaft im Lande sichern wollen; der Fuchsbau des heillos verschlagenen Großkanzlers, der sich doch schließlich in seine Netze verstrickt; die komischen Heldenthaten des leichtfertigen üppigen Feldmarschalls Apraxin, dessen Leben durch höchst unbequemes Embonpoint beschwert wird, dann aber in Ungnade plötzlich endet; die mit seltener Raschheit aufsteigende Laufbahn des Gardelieutenants Passik; das als Scherz getriebene Militärspielen des bornirten Großfürsten mit den groben Holsteinern: alles das ist eine bunte, hundertfach sich durchkreuzende Welt voll Unbestand und springender Glückswechsel.

Eine eigenartige Episode mit andern Personen läuft

in enger Verbindung mit der Handlung nebenher. Es spielt sich in den Forsten der prachtvollen Besitzung Oranienbaum ganz im stillen ein merkwürdiges Leben ab. Der Großfürst, in allen Stücken bis zur äffischen Manie deutsch gesinnt, ist insgeheim auch der lutherischen Kirche ergeben und feiert manchmal verborgen mit seiner gleichgesinnten kleinen Gemeinde den Ritus derselben. Er hat deshalb einen verkappten lutherischen Geistlichen, Wiekmann, unter dem Schild eines Oberförsters ins Forsthaus gesetzt; bei ihm lebt als Gehülfe unter dem gleichen Vorwande der Neffe Bernhard Würz, der Wiekmann's schöne Tochter Marie mit inniger Zärtlichkeit liebt. Mit dieser aber spielt sich folgende Herzensgeschichte ab: sie hat beim Hirschpark den bestechenden Gardelieutenant Passik kennen und bald von Herzen lieben lernen; und auch er, der anfänglich nur an ein kokettes Spiel dachte, wird von dem anmuthreichen Mädchen so bezaubert, daß er sie zur Gattin begehrt. Da tritt das Schicksal dazwischen. Von einer diplomatischen Mission heimkehrend, nimmt er unfreiwillig an einer fein eingefädelten ersten Hetzjagd theil, welche der zum Mistrauen gestachelte Großfürst auf seine Gemahlin und den polnischen Grafen anstellt; aber die Gesellschaft findet diesen und Marie beieinander, welche sich großmüthig im letzten Augenblick für die Fürstin geopfert oder doch bloßgestellt hat. Der leidenschaftlich aufbrausende junge Mann glaubt dem Schein, will keine Erklärung des compromittirten Mädchens anhören und erkennt seine Blindheit erst, als die Unschuldige, die mit Gewalt eine Liebe, welche weder Vertrauen noch Glauben hat, aus ihrem Herzen gerissen, dem bewährten Jugendfreund die Hand als Gattin gereicht hat. Der Russe, der sein Lebensglück verscherzt hat, innerlich gebrochen, stürzt sich Betäubung suchend ins große militärisch-politische Treiben hinein.

Es ist eine eigene Sache um die Beurtheilung dieses längern wie eines kürzern Romans von Samarow, der mir vor nicht langem ebenfalls zur Beurtheilung vorlag; beide berühren mich ganz gleich, namentlich in Bezug auf das, was ich an ihnen tadle oder vermisse. Es ist in den fünf Bänden sehr viel Handlung, die nirgends stockt, sondern munter vorwärts läuft; aber es ist nicht eine durchcomponirte Handlung. Ebenso ein reicher Kreis von treibenden Persönlichkeiten, Charakteren, von denen aber im Grunde schwerlich ein einziger erschöpfend behandelt worden, am ehesten derjenige der schon durch den Titel bezeichneten Hauptperson. Dafür geht ein sehr starker Theil des Buchs in gekünstelter Zeichnung der äußern Erscheinungsformen, Repräsentation und Festscenen auf. Diese Geschichten sind überhaupt viel zu sehr äußerlicher Natur, als daß ihnen schwerwiegender Gehalt zugeschrieben werden dürfte. Dafür ziehen sie an durch den nie unterbrochenen kecken Zug und den immer gleich frischen Ton des Erzählers; morgenfrisch möchte ich ihn nennen; das ist jedenfalls die Haupteigenschaft, welche die Masse der Leser ansprechen und leicht mag übersehen lassen, was fehlt. Doch dem tiefer greifenden Sinne genügt er nicht; es ist in diesen Dingen doch nur der oberflächliche Ton und Schliff der vornehmen Welt, der sich zu breit macht und das seelische Leben fast ganz zurückdrängt. Das geschichtliche Element ist stark genug, um den Roman, wenn man nur will, dieser Klasse einzureihen. So haben sich die entscheidenden Parteien und Personen wirklich gestellt; so hat wirklich die schwankende auswärtige Politik Rußlands in jenen Jahren sich um die vielbestrittene Frage gedreht: in den großen Siebenjährigen Krieg eingreifen oder nicht? Wenn ja, für wen? So ist gekämpft, so intriguirt worden, alles mit halbem Herzen und halbem Erfolg.

Ganz anders steht es mit dem nächsten Werk: „Ohne Ideale", von Adolf Stern (Nr. 3). Diese Arbeit macht nicht blos einen momentanen und oberflächlichen, nicht blos einen an Aeußerlichkeiten haftenden Eindruck, sondern einen bleibenden, da sie einem tief innerlichen Kern entsprungen ist.

Es ist ein Zeitroman mitten aus dem Grunde unsers unmittelbaren Tageslebens; wir dürfen ihn auch unbedenklich einen Tendenzroman bester Art heißen. Die Grundfrage ist keine geringere als der unversöhnliche Widerspruch zwischen den zwei gänzlich auseinandergehenden Weltanschauungen, welche allerdings in allen Zeiten der Geschichte nebeneinander standen und sich bekämpften, gewiß aber niemals schärfer und klarer, nie schneidender ausgesprochen wurden als in unsern Tagen; schon der Titel sagt, was wir meinen. Die völlig veräußerlichte materialistische Lebensauffassung grober Sorte will sich keck und frech auf den Thron setzen, verlacht jedes höhere Streben als Unsinn und steuert mit cynischer Correctheit auf das einzige Ziel los: um jeden Preis und auf jedem Wege sich möglichst rasch die Mittel zu erobern, um mühelos das Leben zu genießen und von der Höhe einer prunkenden Stellung herab das ganze niedere Volk, die Narren zu verachten, die es nicht so weit bringen konnten; also Amt und Titel, Orden und Würden ohne schwere Verpflichtung, zur glänzenden Repräsentation in der eiteln Gesellschaft eine passende Frau und vor allem Geld, viel Geld! Darin liegt alle Lebensweisheit begraben, der Rest ist Schaum und für den Mann von durchdringendem Verstande, der weiß, was er will, gar nicht vorhanden. Ueberlassen wir das den Wolkenwandlern, die jedenfalls das Gute haben, daß sie, die Narren im Spiel, uns das Terrain frei lassen!

Es gibt schwerlich eine eindringlicher und voller gezeichnete Figur als diejenige dieses Dr. med. Paul Lohner, der absolut „ohne Ideale" ist und so sicher steuert, daß er alles in Händen zu haben meint. Der junge Mann hat, um sich Relief zu geben, bereits als Schiffsarzt eine Nordpolfahrt mitgemacht; heimgekehrt, bringt er es durch sein in jedem Augenblick scharf berechnetes entschiedenes Auftreten mühelos zum herzoglichen Hofarzt; die präsentable Frau mit dem goldenen Hintergrunde meint er in der Tochter des Gerichtspräsidenten von Herther, Felicitas, gefunden zu haben. Es genirt ihn gar nicht, daß die fein geartete Dame einen idealen Sinn hat, der ihm nicht paßt, daß sie ihm auch gar nicht gewogen ist; daß sie ferner ihre

Liebe, vorerst freilich hoffnungslos, einem jungen aufstrebenden Architekten zugewendet hat, welchen er erst ganz aus der Familie herausdrängen muß. Dergleichen Mädchenträume kümmern den praktischen Mann wenig; einmal Herr und Gemahl, wird er das Köpfchen schon zurechtsetzen. Er ist vollkommen rund und glatt, dieser Materialist vom reinsten Wasser, in seiner Façon wirklich ein ganzer Mann; sein Lebenskanon begreift nur das eine Wort in sich — reussiren! Nebenbei gilt es natürlich alles niederzutreten, was diesem Ziel im Wege steht. Es ist wirklich schön, so auf der Höhe der Zeit zu stehen; ohne alle Bedenken, ohne jeden Gewissensscrupel, ohne den Anflug einer Gemüthsbewegung, die über Austern und Champagner hinausginge. In Herther's Bergwerk ist ein Schacht verschüttet; 150 Menschen sind da unten begraben, lebend oder todt. Der untröstliche Chef sucht mit dem Aufwande seines ganzen Vermögens hinunterzudringen zu den Unglücklichen; der künftige Herr Tochtermann aber ist weitaus vernünftiger und kühler; soweit es an ihm steht, hintertreibt er diese von falscher Gemüthsbewegung dictirten Kraftanstrengungen und gibt die kühl medicinische Erklärung ab: die da unten seien jedenfalls schon erstickt. Freilich zeigt sich später, daß sie alle lebend herauskommen. Aber zum Schluß zeigt sich noch ein Zweites: Herr von Herther, welcher von dem so zuversichtlich auftretenden jungen Mann vollständig verblendet war, weil dieser zufällig dem von einem schweren Familiengeheimniß bedrückten alten Mann einen wirklich großen Dienst leisten konnte, hat nun doch von der modernen Lebensweisheit genug; die Augen gehen ihm auf; der überkluge Praktikus erhält den Laufpaß; Felicitas wird die glückliche Gattin des ihrer würdigen Architekten Franken, und wir sagen zu dem gerechten Abschluß freudigen Herzens Ja und Amen.

Wie roh auch innerlich der Doctor, er ist immerhin ein gebildeter Mann, der wenigstens die feinen Weltformen beachtet. Sein Gegenbild aus dem Volke ist der Gruben-inspector Mertel, der eigentlich aus gemeiner Habsucht das Unglück verschuldet hat und nun noch darauf speculirt. Als sich nämlich zum Glück erweist, daß ein anderer Gang aus einem Schacht, der dem Mertel zum Ausbeuten auf eigene Rechnung zuerkannt ist, schneller zu den Verschütteten führen kann, pocht der Elende auf sein Recht und will wucherisches Geld herausschlagen, sonst seinen Schacht gar nicht betreten lassen. Das ist denn doch auch zu stark; Herther selber will zwar eine unsinnige Summe als Kaufgeld zahlen, um aufs schnellste zum Ziel zu kommen; die energischern jungen Leute aber, die sich zur Rettung um ihn gesammelt, beweisen ihm, daß man einem Schufte gegenüber in solchem Fall einfach Gewalt braucht; und der Tropf muß schließlich froh sein, daß er unter Herther's Schutz das Leben rettet und aufpacken darf, zumal die von ihm so lange schändlich mishandelte Grubenbevölkerung gegen ihn aufgestanden ist und, um ihn zu lynchen, sogar das Haus des neuen, bereits als human beliebten Grubenherrn belagert hat. Die Auftritte, in denen dieser Mertel mitspricht und handelt, enthüllen unverblümt die entsetzliche Verwilderung eines stierköpfigen Geldsacks gemeinster Sorte; sie sind vollständig realistisch gehalten.

Noch eine Parallele: das Alterego Lohner's in der vornehmen Welt ist der bestechend interessante Klaviervirtuose Signor Camillo Arsakow, dem Ursprung und der Chamäleonsnatur nach halb Russe, halb Italiener, auch vollständig „ohne Ideale". Erst der Geliebte, dann der Sklave einer ehrgeizigen russischen Gräfin, spielt er an dem herzoglich forstenburgischen Hof eine verhängnißvolle Rolle. Zum Unterrichte der sehr vernachlässigten und unglücklichen Tochter des Herzogs berufen, fädelt er mit ihr leichtfertig eine Liebschaft ein, die sie aber sehr ernst nimmt: will sie doch entfliehen und seine Gattin werden. So meint es der Speculant nicht. Er will nach einem etwas bedenklichen Abenteuerleben einmal goldenen Boden unter den Füßen haben und heirathet eine reiche Bankierstochter. Als das geschieht und der so bitter enttäuschten Fürstentochter klar geworden, an wen sie sich hingeworfen, treibt der Ekel sie zum Selbstmord. Am unglücklichsten ist von vornherein der alternde Herzog selbst, dem mit erschreckender Nüchternheit zum Bewußtsein gekommen ist, nichts zu bedeuten, keine wirkliche Stellung und keine Aufgabe in der Welt zu haben, im lahmgelegten Kleinstaatenthum nichts thun und nichts anstreben zu können. Als vollends der Plan mit der Tochter, die Heirath nämlich mit einem größern Fürsten, gescheitert und diese hernach so traurig aus der Welt gegangen ist, fühlt sich der nach außen immer noch mit angestammter Entschiedenheit, ja Schroffheit auftretende Herr doch innerlich gebrochen und legt sich bald zum Sterben hin. Die andere Personengruppe, voran der Architekt Franken und seine Felicitas, Künstler und Männer der Wissenschaft, sind feine und doch, wo es noth thut, praktisch thatkräftige Personen mit Idealen, und sie behalten recht, innerlich wie äußerlich; es sind anziehende, gediegene Gestalten. Wie bewährt sich Franken, als Retter erscheinend, bei dem großen Grubenunglück!

Wer nur Handlung vom Roman verlangt, effect- und wechselvolle, ja reiche Handlung, für den ist zur Genüge gesorgt. Man nehme den forstenburger Schloßbrand, die Vorgänge vor und nach dem Tode der unglücklichen Prinzessin, vor allem die in großem Stil durchgeführte Bergwerksgeschichte von fast beklemmender Spannung. Aber nicht darin liegt der eigentliche Gehalt der Arbeit; er ist vorzugsweise in der psychologischen Zeichnung und Entwickelung der Charaktere zu suchen; eine sichere Hand hat da gewaltet; es sind ganze, volle, meist fest in sich ruhende oder dann auch in ihren Schwankungen — und die schwersten macht der Vater der Felicitas durch — völlig organisch sich wandelnde Gestalten. Die ruhige Bestimmtheit in der Zeichnung imponirt; es ist Lebenswahrheit darin und deshalb auch Gesundheit. Die Sprache entwickelt einfach gediegene Kraft.

„Ohne Ideale" ist eine treffliche Arbeit, lebensfrisch und gedankenreich. J. J. Honegger.

Zur Kunde des Menschen.

1. Das Leben des Menschen als Individuum. Die Leibes- und Seelenbeschaffenheit der menschlichen Persönlichkeit und deren Beziehung zur Gesundheit und Wohlfahrt des gesellschaftlichen Zusammenlebens. Von E. Reich. Berlin, Hempel. 1881. Gr. 8. 7 M.

Wenn es zulässig wäre, von deductiver Beobachtungsgabe zu sprechen, so müßten wir eine solche dem Verfasser obigen Werks zutheilen. Zuerst nämlich kommt bei ihm immer der allgemeine Gedanke und dann erst die Beobachtung, die sich jenem nachher fügen, unter- und einordnen muß, wenn auch dabei oft andere Resultate zu Tage treten, als man sie der letztern zufolge allein erwarten müßte. Man erhält dadurch häufig den Eindruck des Barocken, der sich aber auflöst, wenn man sich jene Eigenthümlichkeit klargemacht.

Das vorliegende Buch hat alle Vorzüge der Reich'schen Werke: gute Disposition, große Gelehrsamkeit, flüssige Schreibweise, eigenen Gedankeninhalt. Dadurch empfehlen sich diese ohne Zweifel selbst und finden den Anklang in weiten Kreisen, welcher die rasche Aufeinanderfolge der Reich'schen Publicationen und deren Verbreitung erklärt. Uns will aber dennoch bedünken, daß manches in diesen Schriften Anstoß erregen muß; auch wir konnten uns von der Zulässigkeit und dem Zutreffenden gewisser Ansichten nicht überzeugen trotz allen guten Willens, das Beste herauszufinden. So heißt es z. B.:

Diese Zahlen bestätigen zunächst meinen Ausspruch, wonach die Austriaken höchst civilisirte Wilde (!) sind und geben außerdem mancherlei zu denken. Im Reiche der Lothringer u. s. w. wurde das geistige und sittliche Leben der österreichischen Völker von den Jesuiten gewaltsam unterbrochen, in seinen Grundfesten erschüttert; die Folge davon waren Rückfall in die Barbarei.... So kam, als die physischen und moralischen Grundlagen zerstört und die Pfeiler der Geschichte zertrümmert waren, Verwilderung, aus der unter Einbruch der Wellen moderner Gesittung jene unglückselige äußerliche und Halbcultur sich entwickelte, welche eigentlich die mittlere Dauer des Daseins bei den Panaustriaken so bedeutend verkürzt.... Reine Rassen gibt es im Lande der Phäaken (!) nicht ... Jeder rechnet dort im allgemeinen der augenblicklich höher geachteten Rasse sich zu —

was allerdings durch die Hungarica Heinze's für Ungarn erwiesen scheint. Noch merkwürdiger als die vorher angezogene Stelle ist ohne Zweifel manches über die eigentlichen Deutschen Gesagte. Vorher aber wollen wir sehen, wie der Verfasser sich die Franzosen construirt:

In Frankreich lacht der Himmel (immer?), ist freigebig mit seinen Geschenken. Der Mensch braucht nicht zu darben und kommt auch nicht in die Versuchung, sich täglich zu übersättigen, weil es an der zehrenden Luft der Länder des Dampfes und des Nebels fehlt. Daher wird in Frankreich das sanguinische Temperament auf das mächtigste gefördert.... Keineswegs entschließe ich mich dazu, die Deutschen wegen ihres im ganzen phlegmatischen Temperaments gering zu schätzen (sic!); im Gegentheil, ich erkenne die guten Seiten dieses Volks gern (!) an und setze dieselben auf Rechnung der wohl entwickelten, normalern Modification des phlegmatischen Temperaments. Doch es ist die Zahl der gut gerathenen Phlegmatiker bei den Deutschen keine allzu große, weil das höchst verbreitete Wirthshausleben und das kleinliche Philisterthum im Lande Germanien eine normale und freie Entwickelung des nationalen Temperaments gar nicht aufkommen läßt. Seit dem Dreißigjährigen Kriege seufzt und ächzt das deutsche Volk unter dem mehr oder minder ihm bewußten Alp des Despotismus; seit dieser Zeit wird das Temperament der Deutschen verdorben (Kettler datirte in Bezug auf das Gewissen dasselbe seit der Reformation). Die große Zähigkeit und Widerstandskraft der menschlichen Natur bethätigte sich hier in vollem Maße, und so kam es denn, daß immer noch eine beträchtliche Menge Volks sein Temperament ziemlich unentartet erhielt, trotz aller kleinen Tyrannen und großen Ketzermeister, die in den zahlreichen Vaterländern hausten und sausten. Manche der ehemaligen lilliputanischen Regierungen, und an der Spitze der Regent selbst, bekundeten das Gepräge des tückisch gearteten phlegmatischen Temperaments, indem sie das thaten, was die Unterthanen nicht wollten, und das nicht thaten, was die Unterthanen wollten. Alles in diesen Ländern gründete sich auf Vexirung der Menschen: jedes Gesetz konnte dem Schuldigen eine goldene Brücke bauen und den Unschuldigen auf den Galgen bringen; jeder, der da geritten und gefahren kam, konnte thun, was er wollte, wenn er nur Geld genug hatte und die Ruhe der Amtleute nicht störte. Dieses und manches andere gründete sich auf Entartung des phlegmatischen Temperaments durch den Einfluß der Verhältnisse geistiger Absonderung und bürgerlichen Stillstandes. Nur ein höher entwickeltes phlegmatisches Temperament geht mit Perfection der Seelenkräfte, mit voller Reife des Geistes einher. Da nun dergleichen höhere Entwickelung blos ausnahmsweise vorkommt, so begreift es sich, daß große Ideen nur einen verschwindend kleinen Theil des Volks ergreifen, die Massen aber gar nicht berühren werden. Daher kommt es, daß die Bewegung des Jahres 1848 dem Volke und den Gebildeten Deutschlands gar nicht verständlich war, und daß 1870 die deutsche Nation wieder nicht für eine große Idee (die allerdings absolut nicht gegeben war), sondern für in seinen Augen riesige Autoritäten sich begeisterte und, wüthend geworden, in der Art echter Phlegmatiker in einen entsetzlichen Kampf sich stürzte.

Die Stelle ist offenbar auf das Phlegma der Deutschen berechnet und bedarf keiner Glossirung für diese, wohl aber des Protestes den Ausländern gegenüber, welche sie lesen: so lagen und liegen die Dinge in Deutschland denn doch nicht. Wir glaubten anfänglich, sie stamme aus Tissot; doch fehlt dessen Name im Literaturverzeichniß.

2. Ueber die Dauer des Lebens. Ein Vortrag von August Weismann. Jena, Fischer. 1882. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Der Vortrag war schon im wesentlichen in dem Verhandlungsbericht der Naturforscherversammlung zu Salzburg abgedruckt, der wissenschaftlichen Welt also zugänglich gemacht. Warum er nochmals separat herausgegeben ward, ist leider weder aus der Vorrede, noch aus dem Inhalt erfindbar, es sei denn, daß, was ein Professor gesprochen hat, zweimal gedruckt werden muß. Für weitere Kreise bietet das Ganze vor allem gewiß kein Interesse. Infolge der selbstbewußten, auf Mangel genauerer Kenntniß von der Entwickelung geistiger Dinge beruhenden Phrase, die man heute überall liest, daß den Naturwissenschaften die Zukunft gehöre, wird heutzutage zu viel in diesen populari-

sirt: es ist im Gegentheil höchst wahrscheinlich, daß dieselben bald ihren Höhepunkt überschritten haben werden und daß dann wieder andere geistige Bestrebungen in den Vordergrund treten, speciell die sogenannten idealen Zweige des menschlichen Geisteslebens. Alles hat seine Zeit, heißt es ja schon im Buch der Bücher, und das gilt auch wol für die Naturwissenschaften trotz der von einer gewissen Sorte berliner medicinischer Streber und Demi-Monde-Literaten, lebenden Koryphäen zu Liebe, in Scene gesetzten Fanfaronaden für das Gegentheil.

3. Physiologie des Genusses. Von Paul Mantegazza. Autorisirte Uebersetzung nach der neunten Auflage aus dem Italienischen. Oberhausen, Spaarmann. 1881. Gr. 8. 4 M.

Ein verstorbener medicinischer Gelehrter stellte die Forderung, daß man Bücher, die man besprechen wolle, zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Stimmungen lesen solle, um ein richtiges Urtheil abgeben zu können. Nirgends bewährte sich uns seit lange diese Forderung mehr als bei vorliegendem Buche. Ist doch der Eindruck der ersten Kapitel, welche auf vielen Seiten die sexuellen Genüsse abhandeln, ein geradezu widerlicher; denn der Verfasser beschreibt dieselben nicht mit Derbheit, wie die besten Alten thaten und Lessing es verlangte, sondern in verhüllender und kraftlos lüsterner Weise, die nicht etwa auf den thierischen Sinn, sondern auf die Phantasie wirkt und berechnet ist. Sein Vorbild ist Martial, dem er auch das Motto seines Werks entnimmt, oder ins Moderne übersetzt, Zola, resp. der Zolaismus, der sich jetzt auch bei Mediciuern geltend macht, wie dies Beispiel lehrt. Wäre das Buch nur für letztere geschrieben, so könnte man es zur Noth passiren lassen (doch auch nur zur Noth, weil es am Ende für diese doch zu oberflächlich wäre und gar nichts Neues zu sagen weiß); aber es wendet sich an das große Publikum (auch an Frauen, Jungfrauen und Jünglinge) und dadurch wird es gefährlich, da es entsittlichend, weil sinnlich verlockend, wirken muß. Die Schreibweise, glatt und feuilletonistisch spannend, verstärkt diese Wirkung nur. Durch die genannte Richtung, welcher freilich ein großer Theil des Erfolgs zuzuschreiben sein dürfte, ist das Buch Mantegazza's ein gefährliches Buch, und wir müssen entschieden warnen, dasselbe jungen Leuten in die Hand kommen zu lassen. Selbst die Beschreibung des Tanzvergnügens, resp. -Genusses, halten wir für eine solche, die höchstens für den Cancan oder bal nu zutrifft, den man wol nirgends für einen anständigen Tanzgenuß hält, der also zu den gerühmten „Genüssen" nicht gehören dürfte:

Das Tanzen bietet einen vielseitigen Genuß, der seinen Elementen nach zum großen Theil auch dem Gehörsinn angehört. Da jedoch der Grundzug desselben eine Bewegung ist und der Geschlechtstrieb eine der glänzenden Zierden bildet, in deren Rahmen er sich bewegt, so glaube ich an diesem Ort von ihm sprechen zu müssen. ... Ist der Gefährte unsers Vergnügens eine Person des andern Geschlechts, ist diese noch dazu schön und jung, so mischen sich dem bloßen Vergnügen der Bewegung die köstlichen Empfindungen einer unschuldigen Umarmung bei, und aus den leichtesten Berührungen entspringen alsdann unendlich wonnige Gefühle. Läßt sich nun noch die Musik vernehmen, dann hat das Vergnügen seinen Gipfelpunkt erreicht und unter ihren Klängen lösen sich alle Lustempfindungen in einem harmonischen Genuß auf ... die schnellen Wendungen, das schmachtende Sichhingeben, die anmuthige Haltung und das zierliche Ineinanderschmelzen der abwechselnden Bewegungen verschwimmen harmonisch mit dem Wogen des Busens, der Berührung des warmen Athems, den verstohlenen Blicken, den abgebrochenen Seufzern und dem warmen Druck der Hände. Der Mann, selig in seinen Armen ein Wesen athmen zu fühlen, das ihn mit seinen elastischen Bewegungen in den stürmischen, von der Musik vorgezeichneten Tanzschritten folgt, wird verwirrt und glaubt (!) einen der höchsten Augenblicke des Lebens zu genießen (!). Die bis zur Leidenschaft erregte Frau genießt, indem sie sich in diesem Wirbel von einem ihren Leib umschlingenden Arm erhoben und mit fortgerissen fühlt, ein wahres Delirium; und mit glühendem Antlitz, mit verwirrten Augen wird sie auf ihren Platz zurückgeführt, den sie oft allein nicht finden würde (sic!).

Da fehlt nur noch das natürliche Ende!

Viele andere Stellen geben nichts als Wortgeklapper, dem man einen Inhalt nicht abgewinnen kann, z. B.:

Die Liebe zum Menschen in jeder Gestalt verdient vielleicht mehr als jedes andere Gefühl, mit den Genüssen der Religion Hand in Hand zu gehen und erhebt, wenn man ihr den individuellen Charakter nimmt, der die Erhabenheit in manchen Fällen abschwächen könnte, diese auf einen Grad der Vollkommenheit, welcher den Menschen mit Selbstzufriedenheit erfüllen muß. Ich empfinde bei Berührung dieses Arguments ein unendliches Wohlgefallen, mir einen ungeheuern Horizont geöffnet zu sehen und möchte ihn mit dem Fluge des Adlers und dem Schritt der Ameise durcheilen, um seine Weite zu messen und seine Grenzen zu bestimmen. Ich fühle mich jedoch augenblicklich nur im Stande, einen Zipfel des heiligen Vorhangs aufzuheben und meine Leser aufzufordern, einen Blick dorthin zu werfen. Die verschiedene Harmonie, welche aus dem Einklang der Religion und Moral erwächst, mißt mit einem genauen Maß die Vollkommenheit der Gottesverehrung, zeichnet die Naturgeschichte aller Religionen und läßt das Geheimniß errathen, welches die Zukunft der Menschheit umhüllt. Möge inzwischen derjenige, der diese Seite liest, sich selbst sagen können: „Ich bin ein religiöser Mensch, weil ich moralisch bin; ich bin ein rechtschaffener Mensch, weil ich religiös bin."

Andere Aussprüche sind so wenig mit der Erfahrung in Einklang zu bringen und auch so wenig geistreich, daß man sich fragt, wie der Autor zu solchen Behauptungen kommt, wie z. B.:

Die Genüsse des Geschmacksinnes werden im allgemeinen am lebhaftesten vom Koch, vom Soldaten und vom Arzt empfunden.

Vieles in dem Buche ist andererseits ebenso schön gedacht wie gesagt und im großen und ganzen, wenn auch nicht sehr tiefem Denken, doch richtiger Beobachtung entsprungen, obwol meist etwas zu sehr auf die Spitze getrieben im Guten wie im Schlimmen. So viel ist sicher, ein deutscher medicinischer Professor wäre nicht im Staude, das Buch zu schreiben; es wäre ohne Zweifel, wenn ein solcher es zu schreiben unternähme, gründlicher und unendlich langweiliger: beinahe 500 Seiten medicinisches Feuilleton ist selbst für einen italienischen Professor viel, für einen deutschen wäre das aber rein unmöglich.

Von uns Deutschen muß der Verfasser übrigens sonderbare Begriffe haben, da er als Beispiele, wie sich für einen solchen das Glück präsentirt, folgende aufstellt:

Jakob Dummel von Weimar ist Professor der Philosophie. Er war immer bestrebt, seine Bedürfnisse aufs kleinste Maß zu beschränken, lebt von Brot und Milch, schafft sich alle vier Jahre einen neuen Anzug an und gibt alles Geld, das ihm von seinem Gehalt übrigbleibt, den Armen. (Er ist also jedenfalls ein guter Kerl!) Immer gesund, immer vergraben unter seinen Büchern und Schülern, ohne Begierden und ohne Bedürfnisse, ist er glücklich. ... Der Baron von Zillersberg ist Siegelbewahrer des Großherzogthums O. Von hohem Adel, tief vertraut mit der Heraldik, genießt er das Vertrauen seines Fürsten. Er hat nie — nicht einmal aus Zerstreutheit — die Hand einem Menschen gereicht, der ihm nicht ebenbürtig war; er hat immer eine steife Halsbinde und ein elastisches Rückgrat. Er hat nie geweint, denn er hat nie gelitten; er hat nie gelacht, denn das Lachen ist plebejisch. Er lächelt immer zu allem und über alles. Warum soll er wol nicht glücklich sein?

Die Deutschen sind demnach in den Augen des Verfassers entweder gutmüthige, profunde Gelehrte oder alberne Barone!

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Wir weisen auf eine neue Zeitschrift hin: „Vierteljahrsberichte über die gesammten Wissenschaften und Künste, über Handel, Landwirthschaft, Industrie und Erfindungen. Unter Mitwirkung von hervorragenden Gelehrten und Fachmännern, herausgegeben von Richard Fleischer“ (Berlin, Hempel). Die Aufgabe, welche sich diese „Vierteljahrsberichte“ gestellt haben, die gesammten Wissenschaften und Künste dem Verständniß des großen gebildeten Publikums zugänglich zu machen, ist ein sehr hochgestecktes Ziel, dessen Erreichung der deutschen Nation zur Ehre gereichen wird. In der That erfordert die heutige Zeit, welche auf geistigem Gebiete so unendlich viel producirt, selbst in der weitestgetriebenen Specialisirung einen ganzen Mann, um nur einigermaßen au courant bleiben zu können, und es würde eine nahezu unbillige Forderung sein, wenn irgendein Specialgelehrter, sagen wir ein Botaniker auch in der Zoologie oder Mineralogie sich durch die verschiedenen Fachjournale und Bücher durcharbeiten sollte. Die Zeit, wo der Zoologieprofessor auch Botanik oder der Chemiker auch Physik lesen mußte, sind vorüber. Im Gegensatz findet es sich jetzt sogar oft, daß vielleicht zwei Drittel des Semesters mit den Specialstudien des betreffenden Professors ausgefüllt werden, was wol interessant und angenehm für den Vortragenden, nicht aber für die Hörer ist, denen doch eine allgemeine Kenntniß des betreffenden Fachs nothwendiger wäre. Wir können nicht leugnen, daß dadurch Einzelerfolge erzielt werden, doch fordert die harmonische Ausbildung des Menschengeschlechts neben der Specialisirung auch eine Verallgemeinerung der Kenntnisse, die jetzt die Welt beherrschen. Daß ein einzelner dazu nicht mehr im Stande ist, erscheint leicht begreiflich. Es ist daher mit Freuden zu begrüßen, daß die Redaction der „Berichte“ es verstanden hat, eine große Anzahl der hervorragendsten Capacitäten aus den verschiedensten Gebieten des Wissens zu bestimmen, die Referate über die verschiedensten Wissenszweige zu übernehmen. Wir finden in dem vorliegenden ersten Hefte eine glänzende Reihe von Berichterstattern, so Professor von Zech in Stuttgart (über Physik), Professor Wiesner in Wien (über Botanik), Friedrich von Hellwald in Stuttgart (über Anthropologie und Völkerkunde), Heinrich Brugsch (über Aegyptologie), Professor J. Mähly in Basel (über Philologie) und Professor Th. Fischer in Kiel (über Geographie). Die betreffenden Aufsätze, je etwa einen Bogen umfassend, zeichnen sich durch verständige Auswahl des Wichtigsten, eine klare, durchsichtige, leichtverständliche Darstellung bei vollständiger Aufrechterhaltung des wissenschaftlichen Ernstes aus. Wenn die „Berichte“ in gleicher Weise fortfahren, dürften sie sich zu einem wahrhaften Vademecum des Wissenswürdigsten gestalten, das auf dem Studirtische jedes Gebildeten Platz finden sollte.

— In zweiter Auflage sind erschienen: „Scherben, gesammelt vom müden Manne“ (Zürich, Verlags-Magazin). Da dieselben um nicht weniger als sieben Aufsätze vermehrt sind, so mag ein erneuter Hinweis auf sie an dieser Stelle gestattet sein. Nicht der dichterische Werth selbst veranlaßt uns hierzu, sondern der Umstand, daß eine derartige Schrift überhaupt eine zweite Auflage erleben konnte. Wir geben gern zu, daß der Verfasser (Richard Voß) einen genialen Zug besitzt; wenn aber jemand so wie er den extremsten Pessimismus poetisch verherrlichen will, dann muß er doch Byron oder H. Heine congenial sein, dann darf er nicht die Zügellosigkeit im Gedankenerguß, die Wildheit einer förmlich Orgien feiernden Phantasie zum Princip machen. Endlos zweifeln und verneinen ist wahrlich noch kein „Denken“! Schon die Titel der hier gesammelten Dilirien lassen einen Blick thun in das zerrissene Gemüth ihres Urhebers. Da werden uns vorgesetzt als eine Art infernalischer Leichenschmaus: „Kain, Aufzeichnungen eines zum Tode Verurtheilten“ (eine naturalistische Rechtfertigung des Mordes); „Der Muth der Sünde. Eine unsittliche Geschichte“, welche in dem Bekenntniß gipfelt: „Ich habe den Muth der Sünde gehabt, das hat mich stark gemacht, das hat mich zum Manne gemacht. Diese That ist die einzige gute That meines Lebens“ (d. h. eine Entführung des Weibes des besten Freundes). In „Vera, eine tugendhafte Geschichte“ erzählt ein vornehmer Wüstling seiner Buhlerin die Geschichte seiner Liebe zu Vera voll von Unglaublichkeiten. Nachdem er diese Erzählung beendet, meint er sein schreckliches Ziel — die Selbstverachtung erreicht und das Recht zu der rettenden, befreienden Kugel erlangt zu haben. „Domina und Madame“ ist eine treffende, überaus bittere Satire auf die Uebersättigung und das liebeleere Leben der vornehmen Welt. Von wirklichem poetischen Werth ist dann das Gedicht „Tragödie“. Weiter folgen: „Das Venusopfer“, „Hetären“, „Die Dirne als Gattin“, „Von der Gasse“ u. s. w. In der „schaurig-schönen“ Phantasie „Sonnenuntergang“ endlich kommt folgende Stelle vor, welche die beste wol ist in dem ganzen langathmigen Buche:

Glühende Sehnsucht, welche nie gestillt,
Köstliches Hoffen, das sich nie erfüllt,
Verzweifelndes Gebet, das nie gehört,
Heiliger Glaube, welcher stets betrogen,
Vertrauen, das getäuscht, Lieb', die verrathen,
Gebrochne Treu, niemals errungnes Glück,
Unheil'ges Heil'ge, eingestürzter Gott,
Verzweiflung, Wahnsinn, Selbstmord, Mangel, Schuld —
Wortlos, ganz unaussprechlich ist die Qual,
Die mit dem Worte: „Mensch“ gen Himmel wimmert.

In der Rückkehr zum Chaos findet der Dichter „den Menschen die Erlösung und den Göttern Vergeltung!“ Dennoch — schwebt „aus dereinstigen Trümmern des zerstörten Alls die ewige Liebe“. Solche Phrasenhascherei nennt man in unserer Presse „Genieblitze eines — Denkers“!

— Aus der bekannten „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" von R. Virchow und F. von Holtzendorff (Berlin, Habel) nennen wir aus den Heften des Jahres 1881: „Klimaänderungen in historischen Zeiten" von Ludwig Polluge, „Die cyprischen Alterthumsfunde" von Jakob Keller, „Die Industrie der Theerfarbstoffe" von Richard Meyer, „Die öffentliche Gesundheitspflege im alten Rom" von J. Uffelmann, „Der Tempel zu Jerusalem" von F. Spieß. Der altbewährte Ruf der genannten Sammlung überhebt uns jeder Anpreisung derselben; die angeführten Themen beweisen, daß man nicht abgestandene Gemeinplätze, sondern selbständige Bearbeitungen auch von entlegenen, aber interessanten Fragen hier zu erwarten hat.

— Von der „Sammlung von Vorträgen", herausgegeben von W. Frommel und F. Pfaff (Heidelberg, C. Winter) liegen uns zwei Hefte des fünften Bandes vor, welche „Dante" und „Goethe's Faust nach seinem religiösen Gehalt" (M. Rieger) behandeln. Der erstgenannte Vortrag zerfällt in zwei Abtheilungen: „Das Leben" und „Die göttliche Komödie". Rieger nimmt an, daß der Dichter eine visionäre Entrückung in das Jenseits wirklich erlebt habe, schildert den Zusammenhang von Dante's Schriften mit dessen Leben sehr eingehend und entwickelt sodann ausführlich den Sinn und Gehalt der „Komödie". Die gesammte Oertlichkeit, in welcher sich die einzelnen Scenen des Gedichts abspielen, wird eingehend beschrieben, Dante's Ansicht vom göttlichen Beruf der römischen Weltherrschaft als unhistorisch zurückgewiesen, die Grundideen des Gedichts gedeutet. Von einer Verhimmelung der größten italienischen Dichtung hält sich Rieger durchaus fern, ja gegen die Hochschätzung von Goethe's „Faust" kämpft er sogar an: Faust sei nur von der Rathlosigkeit des irdischen Strebens erfüllt, sein Inneres biete der göttlichen Gnade keinen Anknüpfungspunkt. Der Gott Goethe's sei nur ein sogenannter guter Mann, oder die rastlos wirkende Kraft des Weltalls; das Gewissen komme zu kurz. „Wer Ernst aus dem Christenthum machen will, kann seine Religion nicht in diesem großen Werke finden, das den geistigen Gipfelpunkt unserer classischen Literatur bildet."

Bibliographie.

Auf Reisen. Briefe eines Dilettanten. Wien, Konegen. 8. 6 M.

Beketoff, A., Die Ernährung des Menschen in der Gegenwart und in der Zukunft. Aus dem Russischen übersetzt von L. Bauer. Rudolstadt, Hartung u. Sohn. Gr. 8. 1 M.

Bolliger, A., Anti-Kant oder Elemente der Logik, der Physik und der Ethik. 1ster Bd. Basel, Schneider. Gr. 8. 8 M.

Carlsen, E., Erzählungen. 1ster Bd. — A. u. d. T.: Ein Stadtjunker von Braunschweig. Historische Erzählung aus dem 14. Jahrhundert. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 8. 3 M. 75 Pf.

Cassau, K., Die Pädagogik der Alten. Charakterbilder und Skizzen. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. Gr. 8. 2 M.

Daudet, A., Wundersame Abenteuer der edlen Tartarin von Tarascon. Einzig autorisirte Uebersetzung von P. Christiani. Dresden, Minden. 8. 2 M. 50 Pf.

Dehn, P., Drei Briefe nach Berlin über das deutsche Tabaksmonopol. München, Franz. Gr. 8. 60 Pf.

Dippel, J., Der russische Nihilismus. Auf Grund zuverlässiger Quellen dargestellt. Passau, Waldbauer. 8. 1 M.

Fischer, W., Parathina. Badeleben auf Borkum. Emden, Haynel. 8. 1 M. 80 Pf.

Freudenberg, R., Eine deutsche Pflanzung am Corantin. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Gätschenberger, S., Die Nachbar-Pußten. Roman aus der ungarischen Gesellschaft. Leipzig, Friedrich. 8. 4 M.

Geschichte des k. k. Infanterie-Regiments Leopold II., König der Belgier, No. 27 von dessen Errichtung 1682 bis 1882. Im Auftrage des Regimentes bearbeitet nach den Acten des k. k. Kriegs-Archivs und sonstigen authentischen Quellen. Mit 9 Inhaber-Porträts, 9 Beilagen, 8 Adjustirungsbildern und 2 Karten. Wien. Lex.-8. 13 M.

Hagenbuch, T., Sigriswyl am Thunersee. Oberländische Geschichtsbilder aus dem XIV—XVIII. Jahrhundert. Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 1 M.

Hartwich, E., Woran wir leiden. Freie Betrachtungen und praktische Vorschläge über unsere moderne Geistes- und Körperpflege in Volk und Schule. Düsseldorf, Voß u. Comp. Gr. 8. 75 Pf.

Häfchke, T. L., Patriotische Gedichte, nebst einem Anhang von Gedichten pädagogischen Inhalts. Leipzig, C. G. Naumann. 12. 1 M.

Herbart's, J. F., Sämmtliche Werke. In chronologischer Reihenfolge herausgegeben von K. Kehrbach. 1ster Bd. Mit 1 lith. Tafel. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 9 M.

Hirsch, J., Die Walldorfer. Roman. Berlin, Ißleib. 8. 3 M.

Hoffmann, J., Die Entwickelung der socialistischen Idee und die rechte Art, sich ihrer Fortschritte zu erwehren. Münster, Theissing. Gr. 8. 80 Pf.

Jäger, Clara, Detta. Novelle. Straßburg, Schmidt. 8. 1 M. 50 Pf.

Junghans, Sophie, Die Schwiegertochter. Novelle. Berlin, Goldschmidt. 8. 4 M. 50 Pf.

Kaden, W., Pompejanische Novellen und andere. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 6 M.

Kalb, Charlotte v., Briefe an Jean Paul und seine Gattin. Herausgegeben von P. Nerrlich. Mit 2 Facsimiles. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 4 M.

Kettnacker, R., Der Kapellenhof. Roman. Köln, Theissing. 8. 1 M. 20 Pf.

Knell, A., Aus zwei Welten. Gedichte. Winterthur, Steiner. 12. 4 M.

Knortz, K., Shakespeare in Amerika. Eine literarhistorische Studie. Berlin, Th. Hoffmann. 8. 1 M. 20 Pf.

König, E. A., Ein verlorenes Leben. Roman. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 9 M.

Kübler, J., Drei Novellen. (Sternkraut. Postillonreiter. Barackenoberst.) Winterthur, Steiner. 1881. 8. 4 M.

Leist, F., Urkundenlehre. Katechismus der Diplomatik, Paläographie, Chronologie und Sphragistik. Mit 5 Taf. Abbildungen. Leipzig, Weber. 8. 4 M.

Meyer, L., Ueber das Leben nach dem Tode. Vortrag. Dorpat, Karow. Gr. 8. 80 Pf.

Moesch, F., In schweren Banden. Sozialer Roman aus der neuesten Zeit. 2 Bde. Leipzig, Zangenberg u. Himly. 8. 6 M.

Nesmüller, F., Die wilde Toni. Liederspiel, nebst Musik. Leipzig, Pfau. 8. 50 Pf.

Nordau, M., Der Krieg der Millionen. Schauspiel. Leipzig, Schlicke. 8. 3 M. 60 Pf.

Paar, M., Helene. Schauspiel. Berlin, F. Luckhardt. 8. 1 M. 50 Pf.

Peterson, H., Ueber Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft unseres Planeten. Eine Anregung für denkende Naturfreunde. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Pökel, W., Philologisches Schriftsteller-Lexikon. Leipzig, A. Krüger. Gr. 8. 6 M.

Prosch, F., F. M. Klingers philosophische Romane. Eine literaturhistorische Studie. Wien, Hölder. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Ratzel, F., Anthropo-Geographie oder Grundzüge der Anwendung der Erdkunde auf die Geschichte. Stuttgart, Engelhorn. Gr. 8. 10 M.

Rhamm, A., Hexenglaube und Hexenprocesse, vornämlich in den braunschweigischen Landen. Wolfenbüttel, Zwißler. 8. 1 M. 50 Pf.

Rocca, Fürstin della, Skizzen über Heinrich Heine. Von seiner Nichte. Mit 3 Illustrationen und 4 Facsimile-Beilagen. Wien, Hartleben. 8. 3 M.

Römer, A., Frühling und Hochsommer. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 4 M. 50 Pf.

Schack von Igar, E. v., Vorurtheile. Roman. Stuttgart, Franckh. 12. 3 M.

Schafheitlin, A., Canzonero. Ein Büchlein der Lieder und Balladen. Leipzig, Liebeskind. 12. 1 M. 50 Pf.

Schembera, A., Die Königinhofer Handschrift als eine Fälschung nachgewiesen. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 3 M.

Scherer, F., Bilder aus dem serbischen Volks- und Familienleben. Neusatz, Jocić u. Comp. 8. 2 M. 40 Pf.

Scherr, J., Porteles und Porkelessa. Eine böse Geschichte. Stuttgart, Spemann. 8. 6 M.

Seidel, H., Jorinde und andere Liebesgeschichten. Leipzig, Liebeskind. 12. 3 M.

Siklósy, J., Schiene und Rad. Skizzen aus dem Eisenbahnleben. Wien, Hartleben. 8. 1 M. 50 Pf.

Stieler, K., Wanderzeit. Ein Liederbuch. Stuttgart, Bonz u. Comp. 12. 4 M.

Storch's, L., Poetischer Nachlaß. Zusammengestellt und herausgegeben von A. Ziegler. Eisenach, Jacobi. 8. 3 M.

Thomson, J., Expedition nach den Seeen von Central-Afrika in den Jahren 1878 bis 1880, im Auftrage der königlich brittischen geographischen Gesellschaft. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen. Mit 2 Landkarten in Farbendruck. 2 Thle. in 1 Bde. Jena, Costenoble. Gr. 8. 11 M.

Tscharner, B. de, Die bildenden Künste in der Schweiz im Jahre 1881. Uebersichtliche Darstellung. Bern, Dalp. 8. 1 M.

Varnhagen, H., Ein indisches Märchen auf seiner Wanderung durch die asiatischen und europäischen Litteraturen. Mit einer Tafel. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Verne, J., Bekannte und unbekannte Welten. Abenteuerliche Reisen. Bd. 39 u. 40: Die Jangada. 800 Meilen auf dem Amazonenstrom. Wien, Hartleben. Gr. 8. 5 M. 40 Pf.

Philosophische Vorträge, herausgegeben von der philosophischen Gesellschaft zu Berlin. Neue Folge. 1stes Hft.: Ueber das realistische Princip der Autorität als der Grundlage des Rechts und der Moral von Frederichs, nebst den Entgegnungen des Präs. v. Kirchmann, Lic. Dr. Kirchner, Prof. Michelet, Oberlehrer Essen und Prof. Lasson. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Wagner, K., Sprichwörter und Redensarten in Rudolstadt und dessen nächster Umgegend. Gesammelt und nach Stichwörtern alphabetisch geordnet. 1ste Abth.: A bis K. Rudolstadt, Hofbuchdruckerei. Gr. 8. 1 M.

Weissenthurn, M. v., Frauenliebe. Roman. Leipzig, Friedrich. 8. 4 M.

Wichmann, W., Die Poesie der Sinnsprüche und Devisen. Düsseldorf, Voß u. Comp. 8. 6 M.

Deutsche Zeit- und Streit-Fragen. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Kluckhohn, A. Lammers, J. B. Meyer und P. Schmidt herausgegeben von F. v. Holtzendorff. 165stes Hft.: Die Sprache in ihrer Beziehung zum Nationalcharakter. Von F. Stehlich. Berlin, Habel. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Anzeigen.

☞ In Nr. 30 dieses Blattes besprochen:

Johann Fischart's
Ehzuchtbüchlein
nebst dem
Ehstandskapitel aus dem Gargantua
für Volk und Familie
bearbeitet von
Richard Weitbrecht.

Klein 8. Preis elegant gebunden M. 2,40.

Durch diese sehr pietätvolle, aber doch dem Geschmack der Gegenwart Rechnung tragende Bearbeitung des Fischart'schen Meisterwerks wird dasselbe den Lesern des 19. Jahrhunderts zu einer ebenso mühelosen und genußreichen Lektüre, wie sie es einst den Lesern des 16. Jahrhunderts war.

J. B. Metzler'sche Buchhandlung Stuttgart.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

LA DIVINA COMMEDIA
di
Dante Alighieri.
Riveduta nel testo e commentata da
G. A. Scartazzini.

Vol. I. L'Inferno. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
Vol. II. Il Purgatorio. Geh. 10 M. Geb. 11 M.
Vol. III. Il Paradiso. Geh. 12 M. Geb. 13 M.

Scartazzini's von einem umfassenden Commentar begleitete Ausgabe von Dante's „Divina commedia" wurde sogleich bei Erscheinen des ersten Bandes als ein ausserordentlich kundiger Führer selbst durch die dunkelsten und schwierigsten Partien der classischen Dichtung anerkannt. Nachdem jetzt mit dem dritten Bande das Werk zum Abschluss gelangt ist, wird kein Dante-Freund, in Italien wie in Deutschland und anderwärts, dasselbe entbehren können.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:
Das Staatsrecht der Preußischen Monarchie.
Von
Dr. Ludwig von Rönne,
Appellations-Gerichts-Vice-Präsident a. D.
Vierte vermehrte und verbesserte Auflage.
Zweiter Band: Verfassungsrecht, zweite Abtheilung.
8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.
(Der erste Band: Verfassungsrecht, erste Abtheilung, kostet geh. 10 M., geb. 11 M. 50 Pf.)

Die vierte Auflage des berühmten Rönne'schen Werks wird 5 Bände umfassen. Infolge der Weiterentwickelung des öffentlichen Rechts hat diese neue Auflage sehr wesentliche Bereicherungen und Umgestaltungen erfahren, sodaß sie auch für die Besitzer früherer Auflagen unentbehrlich ist. Außer in 5 Bänden kann sie in ungefähr 25 Lieferungen à 2 M. bezogen werden; bisjetzt sind 9 Lieferungen, die ersten beiden Bände enthaltend, erschienen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:
Mechanische Arbeit und Wärmeentwickelung
bei der
Muskelthätigkeit.
Von **Adolf Fick.**
Mit 33 Abbildungen. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 51. Band.)

Die Lehre von der Muskelkraft und der Art ihrer Wirksamkeit, welche der bekannte Physiolog Adolf Fick, Professor an der Universität Würzburg, hier zur gemeinfasslichen Darstellung bringt, gehört zu den auch für Laien interessantesten Partien der wissenschaftlichen Forschung. Besondern Werth erhält das vorliegende Werk auch noch dadurch, dass der Verfasser in demselben viele seiner eigenen Untersuchungen und deren Ergebnisse zum ersten mal veröffentlicht.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Winckell's
Handbuch für Jäger und Jagdliebhaber.
Herausgegeben von **J. J. von Tschudi.**
Fünfte Auflage.
Mit 24 Thierbildern, zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten und 2 lithogr. Tafeln.
Neue Ausgabe in 24 Lieferungen à 1 M.

Um die Anschaffung dieses rühmlichst bekannten Werks, das für jeden Jäger, wie er sein soll, ein sicherer und unentbehrlicher Führer ist und bereits in fünfter Auflage vorliegt, zu erleichtern, veranstaltet die Verlagshandlung eine neue Ausgabe in 24 Lieferungen zum Subscriptionspreise von 1 Mark für die Lieferung. In allen Buchhandlungen werden Subscriptionen angenommen und sind die bisher erschienenen Lieferungen zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vollständiges Wörterbuch
der italienischen und deutschen Sprache
von
H. Michaelis.
Zweite Auflage.
Erster Theil: Italienisch-Deutsch. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.
Zweiter Theil: Deutsch-Italienisch. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.
Complet in Einen Band gebunden 14 M.

Michaelis' neues Italienisch-Deutsches und Deutsch-Italienisches Wörterbuch kommt einem lebhaft empfundenen Bedürfniß der beiden Nationen entgegen, indem es auch die Sprache des modernen Lebens in bisher nicht vorhandener Vollständigkeit und zwar sowol die Phrasen des höhern literarischen Stils wie die Ausdrücke der gewöhnlichen Umgangssprache enthält. Dasselbe hat sich binnen kurzer Zeit eingebürgert und liegt bereits in zweiter Auflage vor.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 32. 10. August 1882.

Inhalt: Eine Biographie Ferdinand Freiligrath's. Von Rudolf Doehn. — Neuere philosophische Literatur. Von Konrad Hermann. — Zur Literatur über Rumänien. — Neue Romane und Novellen. Von Hermann Riotte. — Die Venus von Milo. Von Siegmund Feldmann. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Eine Biographie Ferdinand Freiligrath's.

Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen. Von Wilhelm Buchner. Zwei Bände. Lahr, Schauenburg. 1881—82. Gr. 8. 15 M.

Schon bei Lebzeiten Ferdinand Freiligrath's und noch mehr nach seinem Tode wurden verschiedene kürzere Lebensskizzen des Dichters veröffentlicht; ein würdiges biographisches Denkmal aber, in Form einer eingehenden Darlegung seines ganzen Lebensganges, ist ihm erst durch das obige Werk gesetzt worden. Der Verfasser, Wilhelm Buchner, Sohn eines der Familie Freiligrath nahe befreundeten Hauses, hat nämlich mit Beihülfe der Witwe des verstorbenen Dichters und auf Grund schriftlicher und mündlicher Mittheilungen naher Freunde ein so reiches und wol durchgängig zuverlässiges Material gesammelt, daß es ihm möglich wurde, uns ein volles und abgerundetes Bild von dem Werdeproceß des phantasievollen Dichters zu entrollen. Den Hauptwerth des Buchs sehen wir mit dem Autor in den zahlreichen und umsichtig geordneten Briefen und Brieffragmenten, die theils von Freiligrath selbst, theils von dessen Freunden herrühren. Die Briefe des Dichters sind, von einigen kurzen geschäftlichen Bemerkungen abgesehen, in der That ein voller Erguß seiner Herzensgefühle oder der ihn gerade bewegenden Gedanken. Ein Brief war ihm nicht sowol eine Pflicht, die abgethan werden mußte, als vielmehr eine Stimmungssache, ein wahrer Seelenaustausch; der edle Gemüthsmensch, der in Freiligrath's Poesie nicht selten hinter der reichen Phantasie des Dichters zurücktritt, entfaltet sich nirgends so klar und schön als in den Briefen. Zu Zeiten ergießt er sich in einer Reihenfolge umfassender Schreiben; wenn er aber die rechte Stimmung nicht finden kann, so verschiebt er das Briefeschreiben und erscheint den Freunden oft gewaltig säumig. Schreibt er aber, dann ist es ihm Herzensbedürfniß, und solche Briefe sind außerordentlich liebenswürdig in Scherz und Ernst, in den Mittheilungen über seine Poesie und seine Familienverhältnisse, in seinem Zorn über die Zeitverhältnisse wie in der Liebe zum Vaterlande: überall tritt uns der volle, warm empfindende Mensch entgegen. Dabei ist es eigenthümlich zu beobachten, wie Freiligrath gerade durch seinen vielbewegten Lebensgang, durch sein Verschlagenwerden nach Soest, Amsterdam, Barmen, St.-Goar, Brüssel, der Schweiz, London u. s. w. stets aufs neue den fernwohnenden Freunden gegenüber zum brieflichen Herzenserguß gedrängt wird, sodaß der geistige Entwickelungsgang uns kaum bei einem andern Dichter so klar vor Augen tritt wie bei Ferdinand Freiligrath. Eine lückenlose Sammlung aller Briefe des Dichters sowie eine bibliographische Vollständigkeit, z. B. der Nachweis, wann und wo Freiligrath's Dichtungen zuerst erschienen, eine umfassende ästhetische Beurtheilung, lagen dem Plane von Buchner's Arbeit fern; er wollte vielmehr nur ein möglichst vollständiges Lebensbild des Dichters geben und von dem tiefen Gefühl liebender Verehrung, welche er einst als Knabe dem Dichter entgegentrug und lebenslang bewahrt hat, Zeugniß ablegen. In der kurzen Besprechung von Freiligrath's Dichtungen betrachtete er dieselben, soweit sie Zeitgedichte sind, nur als Kunstwerke, nicht von irgendeinem politischen Parteistandpunkte aus; sein Hauptzweck war, die in ihrer Reihenfolge eine Autobiographie bildenden Briefe sprechen zu lassen, die denn auch von großer Unmittelbarkeit und Frische sind.

Gehen wir nun etwas näher auf den Inhalt des Werks ein, so enthält der erste Band zwei Bücher, von denen das erste Freiligrath's Kinder- und Knabenjahre in Detmold (1810—25) und dann die Jünglingsjahre in Soest (1825—32) schildert, während das zweite in vier Abschnitten die Mannesjahre in Amsterdam, Soest, Barmen, Unkel und Darmstadt (1832—42) bespricht, ein Anhang

aber die Quellen der Arbeit, Freiligrath's Werke und den Stammbaum der Familie Freiligrath aufführt.

Anknüpfend an ein Wort von Ernst Moritz Arndt beginnt der Verfasser seine Darstellung mit der Bemerkung, daß glänzende Talente weniger auf den Höhen der Menschheit erwachsen, als „unter dem niedern Menschengesträuch", welches unter der Last der täglichen Arbeit seufzt, aber aus diesem steten Kampfe ums Dasein auch die Kraft zu rüstigem Vorwärtsstreben gewinnt, wenn anders eine ungewöhnliche Begabung vorhanden ist. Zu diesem „niedern Menschengesträuch" gehörten nun auch, soweit man es verfolgen kann, Ferdinand Freiligrath's Vorfahren; sein Großvater, Johann Peter Freiligrath, war Meister an einer Loh- und Farbemühle zu Kettwig im untern Ruhrthale, sein Vater, Johann Wilhelm Freiligrath, aber Lehrer an einer Bürgerschule zu Detmold. Von seinem Vater erhielt Freiligrath eine ernste, gewissenhafte Erziehung. Dieser schrieb 1825 dem Sohne:

Lieber Ferdinand, du bist ein Freiligrath, und das waren immer kraftvolle, mitunter auch wol eigensinnige Patrone. Das letztere brauchst du nicht zu werden, aber das erstere wünsche ich dir von ganzem Herzen. Du weißt, ich habe außer der Erziehung von meinem seligen Vater wenig erhalten; aber durch diese Erziehung gab er mir Kraft und einen Willen, durch den es mir oft möglich geworden ist, mein Begehrungsvermögen zu beherrschen. Es ist dies das köstlichste Gut, das er mir hinterlassen hat; ich achte es aber auch höher als Tonnen Goldes. Also noch einmal, lieber Ferdinand, handle kraftvoll und sei immer thätig!

Und dieser Mahnung seines Vaters ist Ferdinand Freiligrath sein ganzes Leben hindurch treu geblieben. Geboren am 17. Juni 1810 zu Detmold besuchte er schon früh die Schule und lernte außergewöhnlich schnell Lesen und Schreiben. Wahrhaft rührend sind die drei ersten Briefchen, die er im Jahre 1818 an seine Großmutter schrieb. Ein vierter Brief, den er im darauffolgenden Jahre an dieselbe richtete, ist nach Schrift und Sprache ganz correct und enthält die Beschreibung einer kleinen Menagerie, die er in Detmold sah. So mag der Dichter des „Löwenritt" den ersten Funken der Poesie in einer dürftigen Thierbude empfangen haben. Seine Mutter verlor Freiligrath, bevor er das siebente Lebensjahr erreicht hatte; aber seine zweite Mutter, eine geborene Schwollmann, nahm sich des Stiefsohnes in treuester Weise an; dasselbe thaten deren Verwandte. Wie auf der Bürgerschule, so zeichnete sich Freiligrath auch auf dem Gymnasium durch Fleiß und schnelle Fassungsgabe aus und zeigte schon in seinem dreizehnten Jahre ein entschiedenes poetisches Talent. Er las gern und häufig Länderschilderungen und Reisebücher; oft saß er bis tief in die Nacht in seiner kleinen Kammer und folgte mit gespannter Theilnahme den Abenteuern des Marco Polo, des Vasco de Gama, den Entdeckern und Reisenden; er drang mit ihnen zu unbekannten Völkern, in sagenhafte Länder und nahm im Geiste an den Gefahren und dem Ruhm seiner Helden theil. Noch in seinen spätern Briefen tritt seine Reiselust wiederholt hervor. Auch mit Studien der Naturgeschichte beschäftigte er sich eifrig und erwarb sich eine nicht gewöhnliche Kenntniß der Zoologie. Durch diese Richtung seiner geistigen Arbeit gewann Freiligrath schon als Knabe jene reiche Kenntniß fremder Länder und fremder Thierwelt, welche nachmals durch eine urwüchsig kräftige Phantasie in die lebendigste, farbenprächtigste Poesie umgesetzt ward, mit der Schilderung des exotischen Lebens Ernst machte und, wie der Herausgeber d. Bl. sich in seiner „Deutschen Nationalliteratur" ausdrückt, „die kosmopolitische Ader der Zeit wunderbar anregte". Kaum elf Jahre alt gab er eine Fortsetzung von des alten Claudius' „Urian's Reise", und zwar in demselben Versmaß und in derselben humoristischen Weise. Der Vater besaß die Mittel nicht, den Sohn studiren zu lassen; derselbe mußte als Secundaner das Gymnasium verlassen und sich im Juli 1825 bei seinem Onkel Moritz Schwollmann in Soest der kaufmännischen Laufbahn widmen. In seinem Abgangszeugniß wurde er vom Director Professor Möbius als ein „juvenis et morum probitate et summa diligentia conspicuus" bezeichnet. Der Verfasser sagt:

War des Jünglings Gymnasialbildung auch nicht ganz vollständig, so war sie doch gediegen und derjenigen des allergrößten Theils seiner dereinstigen Standesgenossen weit überlegen. Ferdinand Freiligrath würde ohne diese gediegene Grundlage einer classischen Bildung, auf welche sich alsbald als jüngere Schicht eine ebenso tüchtige Ausbildung in den modernen Sprachen lagerte, nie und nimmer auch als Dichter geleistet haben, was er leistete. Die ernste fromme Zucht des väterlichen Hauses, die Ernte fleißig benutzter Gymnasialjahre sind ihm für seine spätere vielbewegte Lebensbahn die trefflichste Mitgabe gewesen.

In dem Großhandlungsgeschäft seines Onkels Schwollmann gab sich Freiligrath mit Eifer der kaufmännischen Thätigkeit hin, ohne jedoch der Poesie zu entsagen; er veröffentlichte vielmehr verschiedene Gedichte theils im „Soester Wochenblatt", theils im „Mindener Sonntagsblatt". Aus dieser Zeit stammen z. B. folgende Dichtungen: „Das arabische Roß in der Fremde", „Das Nordlicht", „Der Blumen Rache" und „Moosthee". Zu dem letztgenannten Gedicht gab ein schweres Brustleiden, welches in Schwindsucht auszuarten drohte, Veranlassung. Der brustkranke Jüngling mußte nämlich Thee von isländischem Moos trinken, wie Tausende vor und nach ihm, die nichts dabei dachten und denken, als daß das Getränk recht bitter schmeckt. Der junge Poet aber dachte dabei an den Geiser und den Hekla, die ihm diesen Trank gesandt, an die eisige Insel, aus der die Feuersglut der Vulkane zum Himmel aufsprüht, an das schäumende Eismeer und den Nordlichtschein der Polarnacht, und schloß mit den großartig prophetischen Worten:

Ha! Wenn dieser Insel Pflanzen
Mir den Lebensbecher reichen,
Mög' ich dann in meinem ganzen
Leben dieser Insel gleichen!

Feuer lodre, Feuer zucke
Durch mich hin mit wildem Kochen;
Selbst der Schnee, in dessen Schmucke
Einst mein Haupt prangt, sei durchbrochen

Von der Flamme, die von innen
Mich verzehrt, wie rasch und heiß
Hekla Steine von den Zinnen
Wirft nach der Faröer Eis;

So aus meinem Haupt, ihr Kerzen
Wilder Lieder, sprühn und wallen
Sollt ihr und in fernen Herzen
Siedend, zischend niederfallen!

Das ist bereits der echte Freiligrath, der geniale Lyriker, der Entdecker ganz neuer Stoffe, der in Gedanken und Wort durchaus originelle Dichter, welcher die „idyllische Dachstubenpoesie" verschmähte und neue Sangsweisen in dem deutschen Dichterwalde ertönen ließ. Wie sehr aber Freiligrath es auch verstand, die tiefsten und wärmsten Herzensgefühle poetisch wiederzugeben, das beweisen die Gedichte „O lieb', so lang du lieben kannst" und „Gefühle". Das erste dieser Gedichte entstand unter den schmerzlichen Eindrücken, welche der im November 1829 erfolgte Tod seines Vaters in ihm hervorriefen; das zweite ist dem Andenken seines im Juli 1830 gestorbenen Bruders Otto gewidmet. Der soester Zeit gehört auch der erste und einzige Versuch an, den Freiligrath als Novellist mit der Erzählung „Der Eggesterstein" machte; diese phantastisch-romantische Jugendarbeit, welcher der Dichter selbst keinen Werth beilegte, war zur Preisbewerbung eingesandt worden und erhielt auch den ersten Preis. Unter den Briefen, welche der Autor aus dieser Zeit in sein Werk aufgenommen hat, befinden sich diejenigen, welche Freiligrath an den Archivrath Clostermeier, an dessen Tochter Luise (die spätere Gattin des unglücklichen Grabbe) und an Friedrich Merckel richtete.

Mitte Januar 1832 verließ Ferdinand Freiligrath, durch die soester Lehrzeit trefflich vorbereitet, die damals noch sehr einsam liegende westfälische Landstadt. „Der junge Mann hatte", so schrieb der betagte Oheim Moritz Schwollmann an Wilhelm Buchner, „dem Hause treu und redlich gedient und sich die herzliche Liebe der Seinen erworben." In Amsterdam angelangt, trat Freiligrath sofort in das Wechselgeschäft und Großhandlungshaus von Jakob Sigrist ein und verweilte in dieser Stellung bis zum Sommer 1836, also vier und ein halbes Jahr. Er lebte still und einsiedlerisch und empfand häufig ein tiefes Heimweh, welches er in Gelegenheitsgedichten und Briefen deutlich kundgab; andererseits blieben aber der Aufenthalt in einer großen Hafen- und Handelsstadt, der wiederholte Besuch von Scheveningen und der Anblick des Meeres nicht ohne wohlthätige Folgen auf ihn. Er lernte mit Eifer die englische, französische und italienische Sprache und übersetzte für Sauerländer die Oden und Dämmerungsgesänge („Chants du Crépuscule") Victor Hugo's. Diese letztgenannte Arbeit hatte sicherlich einen nachhaltigen Einfluß auf Freiligrath's eigene Dichtungsweise, namentlich in Bezug auf Formfülle und Bilderreichthum; bedeutsamer aber für seine ganze Zukunft war die Verbindung, in welche er mit Adalbert von Chamisso und Gustav Schwab trat. Diesen beiden Männern gebührt der Ruhm, zuerst die Genialität des jungen Dichters erkannt, ihm die Pfade allgemeiner Anerkennung eröffnet und ihn zugleich mit väterlicher Mahnung auf die Gefahren aufmerksam gemacht zu haben, die ihm eine überwuchernde Phantasie und eine gewisse Vorliebe für schauerliche und phantastische Stoffe drohten. Freiligrath aber nahm, in schönem Gegensatz zu andern jungen Dichtern, diesen Tadel und diese Mahnung der ältern Freunde freundlich und dankbar entgegen und war mit Erfolg bemüht, die erhaltenen Lehren durch die That zu befolgen. Dies geht wiederholt aus den von Wilhelm Buchner mitgetheilten Briefen hervor. So heißt es z. B. in einem vom 16. October 1835 datirten Brief an Schwab:

Ich unnützes Subject mache Ihnen so viele Mühe, und Sie überhäufen mich mit so vielen Beweisen Ihrer theilnehmenden Freundschaft, daß ich, im Gefühl meines Unvermögens, Ihnen nach dem Drange meines Herzens gegenseitig Freundliches zu erweisen, oft eher traurig als froh über Ihre Güte sein möchte. Ach, daß man so oft im Leben, in Augenblicken, wo man die Sterne vom Himmel reißen möchte, um sie geliebten Häuptern als Krone aufs Haupt zu drücken, eben nichts hat als sein Herz, und stumm dastehen muß.

In Bezug auf Chamisso aber äußerte sich Freiligrath einmal also: „Wenn ich an Chamisso schreibe, so ist mir, als wenn ich zum Abendmahl ginge." Seine Beiträge für den von Chamisso und Schwab herausgegebenen „Musenalmanach" machten seinen Namen in den weitesten Kreisen bekannt und veranlaßten Cotta, den Verlag seiner Gedichte zu übernehmen. Aus der amsterdamer Zeit datiren viele der besten und stimmungsvollsten Dichtungen Freiligrath's, so z. B. „Die Auswanderer", „Die Sandlieder", „Der Wassergeuse", „Eine Geusenwacht", „Wär' ich im Bann von Mekkas Thoren", „Leben des Negers", „Odysseus", „Die Griechin auf der Messe" u. s. w. Allein der Zwiespalt zwischen dem Dienst der Musen und des Merkur, zwischen der Dichtung und dem Contocorrent war auf die Dauer unerträglich; und so kam es, daß Freiligrath im Frühjahr 1836 einen nicht gerade bedeutenden Anlaß, ein Uebergehen in der Altersfolge des Sigrist'schen Comptoir, ergriff, um sein amsterdamer Verhältniß zu lösen. Er verließ Amsterdam Ende Mai des genannten Jahres, nachdem ihm Jakob Sigrist ein ausgezeichnetes Zeugniß über seinen Fleiß und seine kaufmännischen Kenntnisse ausgestellt hatte. Dies Zeugniß ist insofern nicht ohne Bedeutung, als es uns zeigt, wie der junge Freiligrath, den eine glühende Dichterphantasie über Meer und Wüste dahinführte, dessen Name bereits durch ganz Deutschland gefeiert wurde, dem Männer wie Chamisso, Uhland und Schwab mit warmer Freundschaft und ungeheuchelter Anerkennung nahe traten, daß dieser junge Mann die ihm auferlegte Comptoirarbeit, so beschwerliche Fesseln sie seinem aufstrebenden Geiste auch anlegen mochte, mit jener Selbstverleugnung ausführte, welche er auch in seinem spätern Leben aufs bewundernswürdigste bekunden sollte; daß derselbe Dichter, den der Genius unwiderstehlich fortriß,

zugleich den Leitstern der Pflicht unwandelbar im Auge behielt.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Soest, wo er die Mitherausgabe des „Rheinischen Odeon" übernahm, ging Freiligrath im Mai 1837 nach Barmen, um dort abermals in dem Großhandlungshause J. P. von Eynern u. Söhne eine Commisstelle zu übernehmen. Diese Stellung war aber doch eine wesentlich andere als die, welche er in Amsterdam eingenommen hatte; sie verhinderte ihn nicht, wiederholt Reisen nach Düsseldorf, Bonn und Köln zu machen und mit hervorragenden Dichtern und Künstlern, namentlich mit Immermann, Simrock, Wolfgang Müller, Gottfried Kinkel u. a., freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen. Mit Gutzkow und dem Jungen Deutschland stand er längere Zeit auf gespanntem Fuße; doch änderte sich dies, nachdem er Gutzkow's Bedeutung und Tüchtigkeit näher kennen gelernt hatte. So schrieb er am 22. März 1839 an Ignaz Hub in Hamburg unter anderm:

Grüße doch vor allem Gutzkow von mir und versichere ihn meiner ganzen Hochachtung. Seit ich mich mehr und mehr aus allen Coterien herausgerettet habe und auf eigenen Füßen stehe, wird mir Gutzkow von Tag zu Tag lieber, und ich verehre sein Streben und seinen enormen Geist von ganzem Herzen. Ich gäbe nur was drum, wenn sich die Kerls — Gutzkow, Mundt, Kühne, Laube u. s. w. — untereinander nicht so katzbalgten. Das Publikum hat den Spaß davon; wir armen Poeten aber, um nicht für Parteigänger zu gelten, müssen uns entweder hautement in uns selbst zurückziehen und manchem tüchtigen Kerl, den wir sonst gern mögen, fern bleiben, oder aber wir müssen uns mit allen gut zu stellen suchen, was doch auch ein wenig charakterlos aussieht.

Interessant ist Freiligrath's Urtheil über Grabbe; in einem Briefe vom 28. Januar 1837 an Hermann Neumann heißt es unter anderm:

Das Geschick hat es leider mir nicht vergönnt, Grabbe auf längere Zeit nahe zu stehen. Obgleich im nämlichen Ort geboren, haben wir uns doch nur einige mal gesprochen. Durch einen ganzen Gymnasialcursus voneinander getrennt (er war ungefähr acht oder neun Jahre älter als ich), konnte es nicht fehlen, daß wir einander bald aus den Augen verloren, um so mehr, als ich Detmold gerade um die Zeit verließ, als er von seinen ersten Irrfahrten in Leipzig, Berlin, Dresden und Braunschweig dahin zurückkehrte. Eigentlich kennen lernte ich ihn erst 1830 im Hause seiner nachherigen Frau. Ich war damals ein unbedeutender Bursche von neunzehn Jahren. Was Grabbe von mir gelesen hatte, konnte ihm wahrlich keine besondere Idee von mir beibringen; nichtsdestoweniger aber kam er mir so herzlich entgegen, daß ich jetzt noch mit gerührter Freude daran zurückdenke. Er ist nun todt! Die Schlacke ist der Erde zurückgegeben, sein Unsterbliches aber schüttelt jetzt die Schwingen und lächelt über den Pöbel, der den Titanen mit Koth bewarf, weil er ihn nicht begriff.

Wie bescheiden Freiligrath über seine Kenntnisse und den Werth seiner Poesie dachte, das geht aus vielen Stellen seiner Briefe hervor, so namentlich auch aus einem Schreiben vom 14. Februar 1837 an August Schnezler, mit dem er das „Rheinische Odeon" herausgab; in diesem Schreiben heißt es unter anderm:

Ich bin mehr Maler als Dichter, schildere in meinen Liedern mehr, als daß ich Gefühl und Reflexion entwickeln und erwecken sollte, und ebendarum werde ich immer wenigstens einseitig bleiben. Jene naturhistorischen Kenntnisse übrigens, die du mir zutraust, sind nichts als abgerissene Notizen, die mir angeflogen sind, ohne daß ich selbst wüßte wie. Seit meinem achten Jahre habe ich eine entsetzliche Lesewuth gehabt, die durch meine frühzeitige Desertion vom Gymnasium, welches mir denn doch einen gewissen wissenschaftlichen Ernst beigebracht hatte, nur befördert werden konnte. Gott weiß, was ich nicht schon alles verschlungen habe und jetzt, meiner Ochsennatur getreu, in meinen Gedichten widerkäue.

Schnezler hatte die „prächtigen, klingenden Verse" Freiligrath's gelobt; darauf antwortete letzterer:

Ja sieh, das ist eben mein Fehler, Bombast, Rhetorik — das ist eben meine Force. Ich möchte oft bittere Thränen darüber weinen und könnte das ganze Reimhandwerk an den Nagel hängen, wenn's mir nicht manchmal auch wieder so zu Muthe wäre, als wäre ich alledem zum Trotz dennoch ein Dichter.

Während der barmer Zeit befiel Freiligrath häufig eine tiefe Traurigkeit; dann bezeichnete er wol die Dichter als „des Himmels Prinzen und der Erde Lumpen". So schrieb er am 26. Mai 1837 an Schnezler:

Ich bin wieder Comptoirist hier im pietistischen Wupperthale, verdiene jährlich 500 Thlr. und bin betrübt bis in den Tod! Ich hätte große Lust, mich todtzuschießen. „Poet" — großer Gott, was hab' ich verbrochen, daß du mir Verse gegeben hast und kein Geld dazu? Und doch — dies prosaische staubige Arbeiten ums Brot, ist's nicht immer noch besser, als den Buchhändlern seine Seele zu verkaufen? Thränen, blutige Thränen möchte ich weinen, daß es so was Miserables und doch zugleich Schönes ums Leben ist. Passive Menschen meines Schlags, deren Activität blos nach innen geht, taugen nichts fürs Leben!

In einem Briefe an Luise Grabbe vom 8. April 1838 kommt folgende Stelle vor:

O meine Kindheit! Da hing noch der Heiligenschein der Hoffnung um meine Zukunft, da baute ich Schlösser, da lebte ich Märchen — ach, und brannte vor Ehrgeiz und Erwartung, wenn Männer wie Ihr verstorbener Vater mich anwackerten, 'mal ein rechter Kerl zu werden! Ja, was Schönes ist aus mir geworden! Ein fahrender Comptoirist, durchzieh' ich die Welt, mache schlechte Verse und hadere mit Gott und den Menschen, daß ich in eine so verhunzte Carrière hineingerathen bin.

Damals war für Freiligrath das von ihm selbst leidenschaftlich ausgestoßene Wort eine Wahrheit: „Der Dichtung Flamm' ist allezeit ein Fluch!" Dies sollte sich jedoch ändern, als er von Cotta für die Herausgabe seiner gesammelten Gedichte eine runde Summe Geldes erhielt. Er zog als ein fröhlicher Wandersmann mit leichtem Gepäck, ein freier Dichter, gegen Ende August 1839 aus dem ihm so lieb und so leid gewordenen Wupperthal hinaus, um sich irgendwo am Rhein eine neue Heimstätte zu suchen. Seine gütigen Dienstherren, die Herren von Eynern, entließen ihn mit folgenden herzlichen Worten:

Wenn noch in Betreff Ihrer kaufmännischen Leistungen ein Wort der Anerkennung Werth für Sie haben kann, dann nehmen Sie den Ausdruck unserer vollkommensten Zufriedenheit hiermit gütigst entgegen. Wir bedauern aufrichtig die frühe Auflösung unsers kaum zweijährigen, uns so lieb gewordenen Verhältnisses

und geleiten Sie mit innigster Theilnahme und den herzlichsten Wünschen für Ihr Wohl auf Ihre fernere Dichterbahn. Möge Ihnen auf derselben ein ebenso wahres und dauerndes Lebensglück werden, als Sie ruhmvoll sie betreten haben! Wir bitten Sie, unserer in Freundlichkeit eingedenk zu bleiben!

Freiligrath hat das Blatt, das diese Worte trug, lebenslang in Ehren gehalten.

Der uns zugemessene Raum verbietet es uns, den fernern Lebenslauf des Dichters genauer zu verfolgen; es dürfte dies auch weniger nöthig sein, da sein Leben und Wirken nach der barmer Zeit im allgemeinen mehr bekannt ist als sein früheres. In dem alterthümlichen, von Winzern und Ackerbürgern bewohnten Städtlein Unkel am rechten Rheinufer, wo sich Freiligrath vom September 1839 bis Frühling 1841 aufhielt, ward ihm das höchste Erdenglück beschieden, ein liebendes, ihn ganz verstehendes Weib. Am 20. Mai 1841 führte er Ida Melos aus Weimar als seine Gattin heim. Von Unkel aus reiste er nach Schwaben und besuchte Justinus Kerner. Die Abfassung des Rolands-Albums brachte ihn in Beziehungen zur Prinzessin Wilhelm von Preußen und zur Prinzessin Marianne, ein Umstand, der wahrscheinlich dazu beitrug, daß ihm von seiten König Friedrich Wilhelm's IV. ein Jahresgehalt von 300 Thlrn. gewährt wurde. Während der unkeler Zeit knüpfte er verschiedene neue Beziehungen an, so z. B. mit Adelheid von Stolterfoth, der liebenswürdigen Dichterin rheinischer Sagen, und vor allem mit Levin Schücking, dem „Mann mit den Gespensteraugen", der zu seinen intimsten Freunden zählte.

Durch Heinrich Künzel, einem begeisterten Verehrer englischer Literatur, wurde Freiligrath im Jahre 1841 veranlaßt, nach Darmstadt überzusiedeln, um daselbst eine Wochenschrift „Britannia" zu gründen, welche gute Uebersetzungen englischer Poesien, Aufsätze über englische Literatur u. s. w. bringen sollte. Hier in Darmstadt war es, wo ihn sein keck hingeworfenes Wort:

Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
Als auf den Zinnen der Partei —

in eine Fehde mit Georg Herwegh verwickelte. Freiligrath schrieb hierüber am 1. März 1842 an Christian Matzerath unter anderm Folgendes:

Herwegh ist mir ein werther Kerl, durch und durch Poet, immenses Talent, Wahrheit der Gesinnung — sonst allerdings Fanatiker! Dingelstedt ist dagegen nichts als ein allerdings sehr bedeutendes Talent; ich bin, beim Teufel, glaub' ich, ebenso liberal wie Dingelstedt (wenn ich auch nicht Herwegh's vagen, ins Blaue hineinstürmenden Fanatismus theile), aber Gott soll mich bewahren, daß ich mit meinem plebejen Trotz Wucher treibe, der wandelbaren aura popularis zu Liebe. Das Reich der Poesie ist nicht von dieser Welt; sie soll im Himmel sein und nicht auf der Erde, und wenn sie auf der Erde ist, so soll sie mindestens zum Himmel deuten. Dante war auch Parteimann, und sein Exil war wahrlich ein anderes als das des Refractärs Georg Herwegh — aber wie fällt bei ihm Schlacke um Schlacke, bis er zuletzt, durch Liebe geläutert und verklärt, alles Irdische abgestreift hat und von den Höhen des Paradieses auf den Wust des alten Lebens herabschaut. Und doch — warum hat Herwegh nicht ihn oder Milton mir entgegengehalten? Statt dessen macht er die Phrase: „Selbst Götter stiegen vom Olympe nieder und kämpften auf den Zinnen der Partei." Saubere Parteigänger, diese Götter! Wir wissen's ja, warum Venus den Paris und den Aeneas schützte, und warum wieder Mars mit der Venus hielt!

Fort drum mit diesem Lumpengottgelichter,
Mit dem du heuer keine Kämpfe stillst!
Laß Männer für dich reden — Männer, Dichter,
Wenn einem Dichter du begegnen willst!
Wie geht es zu, daß jener Ghibelline
Aus deinem Lied mir nicht entgegendräut,
Der Florentiner mit der strengen Miene,
Der herbe Geißler seiner wüsten Zeit?
Er, der die Brust erfüllt mit glüh'ndem Hasse,
Nicht blos mit Liedern als Parteimann stritt,
Und kühnen Fußes seine Läut'rungsgasse
Zum Paradiese durch die Hölle schritt.

Uebrigens söhnte sich später Freiligrath mit Herwegh, der ihn in Stuttgart besuchte, vollkommen aus und war auch, obschon selbst krank, bei dessen Begräbniß zugegen.

Im Mai 1842 siedelte Freiligrath, da die Wochenschrift „Britannia" nicht zu Stande kam, von Darmstadt nach St.-Goar am Rhein über, wo er den amerikanischen Dichter Longfellow kennen und lieben lernte.

Hiermit schließt der erste Band des in Rede stehenden Werks ab. Der zweite Band behandelt nun in drei Büchern die „Sturm- und Wanderjahre" (1842—51) des Dichters, seine „Verbannungsjahre" (1851—68) und seine „Ruhejahre" (1868—76). In den Liedern aus der unkeler Zeit brach Liebesleid und Liebesglück in vollen Klängen hervor; während Freiligrath sich in Darmstadt aufhielt und in dem ersten zu St.-Goar verbrachten Jahre entstanden schon einige Gedichte, welche sich auf Zeitereignisse beziehen, aber sie tragen noch keine Parteifarbe; mit dem „Flecken am Rhein" (Herbst 1842) nahm er jedoch wehmüthigen Abschied von der Romantik und erhob bald darauf nicht mehr das ihm von dem Könige von Preußen ausgesetzte Jahresgehalt. Erst beim Beginn des Jahres 1843, vornehmlich aber seit dem Herbst 1843, lenkte Freiligrath ganz entschieden in die Bahn ein, welche er von da ab bis 1852 verfolgte, die Bahn der Zeitdichtung, zeitlich vielleicht der zuletzt auftretende, dafür aber der bedeutendste und ausdauerndste, auch wol der vorgeschrittenste der politischen Lyriker jenes stürmischen Jahrzehnts. Auch hier blieb er in einem großen Theil seiner Poesien durchaus Dichter; auch hier wußte er, abgesehen von einzelnem, was Wilhelm Buchner als „Programmpoesie" bezeichnet, seinen lyrischen und episch-lyrischen Gedichten ein kräftig pulsirendes dramatisches Leben einzuflößen; Gedichte wie „Am Baum der Menschheit", „Im Himmel", „Feldmusik", „Vom Harze", „Hohes Wasser", „Aus dem Schlesischen Gebirge", „Eispalast", „Von unten auf", „Leipzigs Todten", „Requiescat", „Die Todten an die Lebenden", „Am Birkenbaum" u. a. m. werden allezeit Meisterwerke poetischer Gestaltungskraft sein und bleiben.

Nach Buchner hat Freiligrath mit der letzten Uebersiedelung nach England im Jahre 1851, oder genauer mit den beiden grollenden poetischen Episteln im Anfange des

Jahres 1852, die Periode der Zeitdichtung abgeschlossen. Er verstummte fortan nicht, aber die angestrengte kaufmännische Thätigkeit, die Abkehr von praktischer politischer Wirksamkeit, wol auch das allmählich herannahende Alter ließen ihm nur Zeit und Stimmung zu mehr compilatorischen und literargeschichtlichen Productionen oder Uebersetzungsarbeiten. Wenn er in diesen Jahren dichtete, so weckte weniger das Schicksal des Vaterlandes, als vielmehr Leid und Freude der Freunde wie des eigenen Hauses seine Dichtung. Der Verfasser nennt diese Periode „diejenige der höhern Gelegenheitsdichtung". Die aus dieser Zeit stammenden Gedichte gleichen Klängen, welche der Augenblick weckte; aber die Weihe des Stoffs oder der Stimmung vermochte auch ihnen reiches poetisches Leben zu verleihen. Hierher gehören z. B. die Lieder zur Schiller-Feier (1859), das Gedicht auf Johanna Kinkel u. s. w.; in den anmuthigen Hochzeits-, Tauf- und Scherzliedern erkennt man kaum den phantastischen Dichter von „Der Blumen Rache" oder den zürnenden Titanen der politischen Lyrik wieder.

Weiterhin schildert Buchner in ergreifenden Zügen die Rückkehr Freiligrath's im Jahre 1868 nach Deutschland. Bei einem Feste, welches der Gesangverein Arion zu Bielefeld im Juli 1869 gab, war Freiligrath als Gast zugegen; er antwortete dort auf einen poetischen Spruch, den ihm sein alter Freund und Kampfgenosse für die Freiheit, Hoffmann von Fallersleben, widmete, mit dem in jenen Tagen geschaffenen Gedicht „Im Teutoburger Walde", dessen Schlußverse also lauten:

Geliebt zu sein von seinem Volke,
O herrlichstes Poetenziel!
Los, das aus dunkler Wetterwolke
Herab auf meine Stirne fiel!
Ob ich's verdient? Ich darf nicht rechten!
Ihr wollt nun einmal Kränze flechten!
Ich halte stolz ihn in der Rechten,
Den mir zu flechten euch gefiel.

Wohlan, ich greife froh zum Becher,
Und gieße voll ihn bis zum Rand,
Und heb' ihn, ein bewegter Zecher,
Und halt' ihn hoch mit fester Hand;
Und ruf' hinaus in alle Gauen,
So weit ich deutsches Land mag schauen,
Laut ruf' ich's von des Berges Brauen:
Ich danke dir, mein Vaterland.

Der Krieg von 1870 entflammte seinen Zorn und er sang noch einmal Lieder der glühendsten Vaterlandsliebe und der feurigsten Begeisterung; wir nennen hier nur folgende Gedichte: „Hurrah, Germania", „So wird es geschehen", „Freiwillige vor!", „Die Trompete von Gravelotte" u. s. w. Im Anfange des Jahres 1871 sagte er zu seinem Freunde Heinrich Bürgers in Köln: „Nun ist es wieder Zeit zu schweigen." Und er hat Wort gehalten; sein letztes patriotisches Gedicht ist jenes unvergleichliche „An Deutschland". Wenn manche Kritiker in Freiligrath's Gedichten „mehr Huf- als Herzschlag" finden wollen, so ist dies kaum begreiflich; der Dichter selbst hat, wie manche Stellen in seinen Briefen beweisen, über diesen Vorwurf bittern Schmerz empfunden. Es würde zu weit führen, hier noch näher auf Freiligrath's Uebersetzerthätigkeit einzugehen; auch ist es wol hinlänglich bekannt, daß er, abgesehen von seinen französischen Uebersetzungen, eine ganze Anzahl englischer und amerikanischer Dichter durch meisterhafte Uebertragungen in unsere Literatur eingeführt hat.

Alles in allem genommen besitzen wir, darin stimmen wir Wilhelm Buchner bei, in Freiligrath einen Dichter, der zwar nur ein beschränktes Gebiet beherrscht, aber auf diesem Gebiet hat sein reicher Geist das Schönste, Eigenartigste und Mannichfaltigste hervorgebracht. Und wenn er in trüber Stunde einmal sprach:

Durch die Mitwelt geht
Einsam mit flammender Stirne der Poet;
Das Mal der Dichtung ist ein Kainsstempel!
Es flieht und richtet nüchtern ihn die Welt! —

so hat er selbst die Wahrheit dieses herben Wortes doch niemals erfahren. Der Dichtung Flamme war ihm kein Fluch, wenngleich ihr glühes Auflodern ihn bisweilen in einen scharfen Zusammenstoß mit der ihn umgebenden Welt brachte; sie war ihm vielmehr eine Befreierin, ein Segen; sie hat ihn und die zahlreichen Verehrer seiner Dichtungsweise glücklich gemacht. Der Dichter des „Ça ira" schied am 18. März 1876 aus diesem Leben, zufrieden und versöhnt mit dem Gange, den seines Volkes Schicksal genommen.

Rudolf Doehn.

Neuere philosophische Literatur.

1. Der Völkergedanke im Aufbau einer Wissenschaft vom Menschen und seine Begründung auf ethnologische Sammlungen. Von A. Bastian. Berlin, Dümmler. 1881. Gr. 8. 4 M.

Wenn die vorliegende Schrift vielleicht eine Art von Auszug oder concentrirtem Résumé aus dem übrigen weit ausgedehnten Umfange der Bastian'schen Werke und Forschungen ist, so ist es doch durchaus unmöglich, von dem hier Gebotenen wiederum ein Excerpt oder einen kurzen Bericht abzustatten. Es ist dieses bedingt durch die ganze hinreichend bekannte Eigenart des Bastian'schen Denkens, Forschens und Darstellens selbst. Die Masse des Wissensstoffs, welche Bastian beherrscht, ist enorm; ebenso ist auch die Kraft seiner Combination eine bewunderuswerthe, wenn sie gleich nicht selten an das Abenteuerliche streift. Man muß in Bastian eben ein wissenschaftliches Original erblicken, dessen Leistungen und dessen Gedankenarbeit außerhalb der Grenzen aller sonstigen gewöhnlichen Maßstäbe der Beurtheilung liegen. Alles was Systematik

und eigene fest geregelte Selbstbeschränkung heißt, ist seiner Auffassung des Stoffs vollständig fremd. Die Ethnologie im weitesten Sinne des Worts ist das Feld seines Forschens. Hierbei wird namentlich von ihm auf das Leben der Naturvölker und anderer außerhalb des wohlgepflegten Gartens der europäischen Gesittung stehender historischer Pflanzengebiete, der Welt Hinterindiens u. s. w. Gewicht gelegt, wie überhaupt die Analogie der vergleichenden Botanik vielfach für die Verhältnisse des Völkerlebens herangezogen wird. Es geht gleichsam ein Zug der unruhigen Hast durch dieses Buch hindurch, daß nicht irgendetwas von den interessanten Erscheinungen jener entferntern Lebenskreise für die Wissenschaft verloren gehen könne. In Ethnologie, Philosophie der Geschichte, auch Culturgeschichte u. s. w. muß jetzt allerdings eine weitere Ergänzung und Fortsetzung durch Psychologie als der Wissenschaft vom geistigen Leben des Menschen an sich erblickt werden. Der Mensch kann wahrhaft erkannt werden nur aus der Fülle seiner äußerlich gewordenen Erscheinungen oder Producte. Diese aber ist zuletzt nichts anderes als die Geschichte oder die ganze Gliederung und Ausbreitung des Völkerlebens im Raum und in der Zeit. Es ist ein unfruchtbares Streben, das sogenannte Ansichsein der Seele, abgesehen von diesen seinen äußern Erscheinungen, wahrhaft erkennen und bearbeiten zu wollen. Nur wird in allen diesen Erscheinungen noch mehr als eine bloße unbegrenzte Fülle von Einzelheiten erblickt werden müssen, und es wird die Aufgabe der Philosophie der Geschichte sein, auf eine systematische Ordnung derselben durch Erkenntniß der sie beherrschenden allgemeinen organischen Gesetze und Verhältnisse hinzustreben. Bastian aber ist gleichsam ein draußen im Urwald arbeitender Pionier der Wissenschaft, dessen Stil und Darstellungsart daher auch nicht den Anforderungen eines geordneten salonfähigen akademischen Denkens entspricht.

2. Vom phantastischen Pessimismus zum freudigen Realismus: Schopenhauer und Spinoza. Von Klencke. Leipzig, Roßberg. 1882. Gr. 8. 2 M.
3. Pessimismus und Schopenhauer, mit Bezug auf Spinoza als Heilmittel des Pessimismus. Von Klencke. Leipzig, Roßberg. 1882. Gr. 8. 1 M.
4. Spinoza, mit Rücksicht auf Kant, Schopenhauer, Goethe und die moderne Naturwissenschaft. Von Klencke. Leipzig, Roßberg. 1882. Gr. 8. 1 M.

Der Mensch muß Freude haben an der Welt, die ihn umgibt und die er mit seinem Denken zu begreifen sich bestrebt. Dieser freudige Realismus der Weltbetrachtung war uns jüngst durch Schopenhauer und seine Philosophie zerstört worden oder abhanden gekommen. Wir müssen wieder zurücklenken in eine andere Strömung bei der ganzen Auffassung und dem denkenden Begreifen der Welt. Es mehren sich jetzt die Zeichen und Stimmen, die uns aus diesem ungesunden pessimistischen Nebel zu einer reinern und lichtern Betrachtung aller Dinge hinzuweisen versuchen. Das System Schopenhauer's krankt an dem dualistischen Widerspruch zweier verschiedener und nicht miteinander zusammenstimmender Principien der Welt. Ihm gegenüber ist das System Spinoza's der bestimmteste Ausdruck einer streng einheitlichen oder mit Consequenz durchgeführten monistischen Anschauung von der Welt. Diese beiden einander entgegengesetzten Lehren werden in den drei vorliegenden kleinen, aber klar und lebendig geschriebenen Schriften auch nach der Seite ihrer menschlich persönlichen Wurzeln und Consequenzen hin dargelegt und verglichen. Ob freilich dasjenige, was der Verfasser unter freudigem Realismus zu verstehen scheint, allein und wahrhaft auf Spinozistischer Grundlage zu erreichen sein möchte, ist eine Frage, die auch von ihm selbst wol nicht ohne weiteres bejaht werden wird, sowie er uns überhaupt über diesen von ihm an die Spitze gestellten Begriff etwas im Dunkeln gelassen oder denselben wenigstens nicht allseitig und ausreichend genug bestimmt hat. Der echte und gesunde Realismus wird überall nur darin bestehen können, das Wirkliche selbst nach dem in ihm liegenden idealen Werth und Gehalt zu begreifen, während das Ungesunde und Zerfahrene des weltschmerzlichen Pessimismus eben in der Differenz und dem Widerspruch eines falschen und unmöglichen Ideals mit der Natur und den Bedingungen des Realen die Wurzel seines Ursprungs gehabt hat.

5. Die Unsterblichkeitsfrage im Lichte des Materialismus. Versuch einer Lösung in positivem Sinne. St.-Gallen, Huber u. Comp. 1881. 8. 1 M.

Wie die pessimistische, so kann auch die materialistische Lehre und Weltanschauung als eine krankhafte oder ungesunde Richtung der Zeit angesehen werden. Auch hier aber mehren sich die Zeichen, daß diese Richtung allmählich mehr und mehr im Rückgange und in der Auflösung begriffen ist, Von der phantastischen und launenhaften Willkürlichkeit jener erstern Richtung aber ist diese letztere durch die anscheinend vollkommen bündige und exact logische Geschlossenheit ihrer Bekämpfung aller über die Grenze der Materie hinausführenden Annahmen oder Suppositionen verschieden. Zu diesen Annahmen gehört namentlich auch die von der Seele als einem irgendwie anders gearteten Wesen oder Substrat neben dem Körper im Menschen. Es wird in der vorliegenden kleinen Schrift, deren Verfasser unserer Meinung nach keine Veranlassung gehabt hätte, seinen Namen zu verschweigen, der Materialismus auf seinem eigenen Gebiete oder mit den aus seinen eigenen Voraussetzungen entlehnten Gründen zu widerlegen versucht. Aller Irrthum der Philosophie entspringt entweder aus ungezügelter Phantasie oder aus einseitiger Beschränktheit des logischen Verstandes. Das Denken oder die Beweisführung des Materialismus bewegt sich zwar streng auf der Basis des gegebenen Begriffs der Materie; aber es ist sich dasselbe der Grenzen und der tiefern innern Widersprüche dieses Begriffs nicht bewußt. Mit Recht wird hier insbesondere auf das Moment des Beharrenden bei allem Wechsel des Entstehens und Vergehens im Wirklichen hingewiesen. Es ist nicht blos eine Welt

des Werdens, sondern auch eine solche des Seins, welche uns in sich umschließt. Was die Seele, also das Bleibende bei allem Wechsel der körperlichen Stoffe, eigentlich sei, wird zwar niemals begriffen oder nachgewiesen werden können: mit Recht aber sucht der Verfasser, der auf eine unparteiische Abwägung aller Systeme in dieser Frage dringt, die aus der materialistischen Theorie gegen jene Annahme geschöpften Beweise zu entkräften.

6. Biologische Probleme, zugleich als Versuch einer rationellen Ethik von W. H. Rolph. Leipzig, Engelmann. 1882. Gr. 8. 3 M.

Alles menschliche Leben hat theils eine Naturseite, theils eine Seite seiner geforderten sittlichen oder moralischen Vollkommenheit an sich. Von der erstern Seite wird es wissenschaftlich bestimmt oder begriffen, wie es actuell entstanden ist, von der letztern, wie es eigentlich oder an und für sich genommen werden soll. Der naturwissenschaftliche oder biologische und der von Philosophie oder von Religion getragene ethische Standpunkt seiner Auffassung sind also an sich immer durchaus verschieden und einander entgegengesetzt. Der Verfasser dieser Schrift, der sich seiner wissenschaftlichen Stellung nach auf dem erstern Standpunkt befindet, sucht nichtsdestoweniger auch zu dem letztern einen Uebergang oder eine Brücke zu schlagen. Kein sittliches Ideal kann von der Art sein, daß es den Bedingungen der Natur widerspricht oder in einer einfachen Negation und Aufhebung derselben bestehen dürfte. Wir bedürfen aber andererseits der sittlichen Ideale in der Eigenschaft von Richtpunkten für die immer weitere natürliche und nothwendige Vervollkommnung unsers eigenen wirklichen Lebens. Es kann nicht geleugnet werden, daß alle gewöhnlichen Formeln des sittlichen Ideals für die wahrhafte Erreichung dieses Ziels unzureichend, einseitig und so zum Theil sogar mit sich selbst widersprechend sind. Gegenüber allen diesen hohlen und ungesunden Abstraetionen, mit denen auch die jetzige philosophische Ethik noch erfüllt ist, ist es ein durchaus berechtigter und auch echt wissenschaftlicher Gedanke des Verfassers, das wahre sittliche Ideal nur in der organischen Fortsetzung und immer höhern Ausbildung des ganzen menschlichen Naturdaseins selbst erblicken zu wollen. Es kann nach unserer Ansicht die allgemeine Aufgabe oder das wahre sittliche Lebensziel des Menschen nur dahin formulirt werden, daß er so weit als möglich dasjenige zu werden sich bestrebte, was er seiner echten und wahren Naturanlage nach werden kann oder den Inhalt seines Sollens wesentlich aus seinem Können heraus abzuleiten und zu entnehmen. Nur dann wird der Mensch theils wahrhaft glücklich, theils auch soweit als möglich sittlich vollkommen sein, und es ist ebenso durchaus falsch, allen Egoismus oder Eudämonismus vollständig aus dem sittlichen Ideal entfernen oder verbannen zu wollen. Es scheint hierbei für uns in gewissem Sinne zum Theil selbst eine Rückkehr zu der antiken philosophischen Lehrformel des naturae convenienter vivere geboten zu sein. Im übrigen ist die Schrift reich an einzelnen gelehrten und kritisch eingehenden allgemeinen und speciellen biologischen Forschungen, denen wir uns hier näher zu folgen versagen müssen, und wir glauben auch in dieser Schrift ein erfreuliches Zeichen dafür erblicken zu dürfen, daß die neuere Naturwissenschaft bei aller Festhaltung des für sie einmal entscheidenden einheitlichen Evolutionsgedankens alles irdischen Lebens doch auch den sittlichen Idealen, die ja in der Geschichte als einer weitern Fortsetzung des Naturlebens ihre immer reichere Ausbildung finden, nahe zu treten und sie in objectiver Erwägung aller ihrer bestehenden Voraussetzungen auf ihre wahren und bleibenden Grundlagen zu stellen versucht.

7. Morgenröthe. Gedanken über die moralischen Vorurtheile. Von Friedrich Nietzsche. Chemnitz, Schmeitzner. 1881. Gr. 8. 10 M.

Dieses Buch hat mit dem hier zuerst besprochenen die Eigenschaft der vollkommenen Systemlosigkeit gemein. Es ist gleichsam ein Urwald von Gedanken ohne jede einen lichten Durchblick eröffnende Straße, in welchen wir hier einzutreten aufgefordert werden. Das Ganze besteht aus einer Reihe von 575 einzelnen kleinern oder größern Abschnittchen oder Gedankenfragmenten, deren jedes eine zum Theil seltsam gewählte und nicht gleich verständliche Ueberschrift an der Stirn trägt. Zwar ist außerdem alles dieses in fünf Bücher getheilt, deren keins aber etwa nach seinem Inhalt eingehender näher bezeichnet ist, sodaß sich auch keins thatsächlich hierin von den andern unterscheidet. Ebenso hat es der Verfasser verschmäht, in einer Vorrede irgendwelche Andeutung über Ziel und Gehalt seines Werks zu geben. Seine moralischen Sentenzen und polemischen Ausführungen gegen alle möglichen verschiedenen Ausschreitungen im Leben sind meistens in einem zu schwerfälligen und orakelhaften Tone gehalten, um in ihrem Inhalt und in ihrer Bedeutung in wirksamer Weise verstanden werden zu können, und die Kritik kann es nur der persönlichen Liebhaberei überlassen, sich mit einem Werke, welches in keiner Weise einen Inhalt für seine Einordnung in die Verhältnisse und Fragen des öffentlichen Denkens weder in Rücksicht seiner Form noch in der seines Inhalts darbietet, näher bekannt zu machen.

8. Ueber die Grenzen des Naturerkennens. Die sieben Welträthsel. Zwei Vorträge von Emil Du Bois-Reymond. Leipzig, Veit u. Comp. 1882. Gr. 8. 2 M.
9. Die Entstehung der physischen und geistigen Welt aus dem Aether. Eine naturwissenschaftliche Studie, insbesondere zur Anbahnung einer auf materieller Grundlage beruhenden Theorie der Seele von Joseph Schlesinger. Wien, Hölder. 1882. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Daß die Naturwissenschaft, obgleich an sich das sicherste und am meisten objeetive aller Erkenntnißgebiete, auf einem immerhin dunkeln Hintergrunde ihrer ganzen Erscheinungswelt beruhe, ist der gemeinsame Gedanke, dem eine jede dieser beiden höchst beachtungswerthen Schriften ihre Entstehung verdankt. Der erste Vortrag von Du Bois Reymond, welcher jetzt in fünfter Auflage vorliegt, hat bei

seinem Erscheinen berechtigtes Aufsehen erregt als das offene Bekenntniß eines denkenden Naturforschers über unser vollständiges Nichtwissen von den letzten Gründen der Natur. Wenn jetzt die Naturwissenschaft im ganzen wol an die Stelle der frühern bloßen Naturphilosophie oder Metaphysik getreten ist, so werden doch auch durch sie die letzten Probleme von dieser nie wahrhaft gelöst werden können. Es ist aber von Wichtigkeit, dieses anzuerkennen und einzugestehen gegenüber dem unberechtigten Götzendienst und seinen Consequenzen, der in der neuern Zeit oft mit der Naturwissenschaft als der allein ausreichenden Basis alles Wissens getrieben worden ist.

Der zweite Vortrag schließt sich als eine Fortsetzung an die in dem ersten gegebene allgemeine Darlegung jenes skeptischen Standpunktes. Was der Verfasser hier die sieben Welträthsel nennt, sind die einzelnen Seiten und Erscheinungsgestalten des allgemeinen Räthsels oder Problems der Welt überhaupt. Es ist ein ganzer Kreis von Räthseln oder unlösbaren Fragen, der uns umschließt, sowie wir die Grenze desjenigen überschreiten wollen, was das allgemeine Fundament unsers ganzen Wissens von der uns unmittelbar umgebenden Erscheinungswelt bildet. Was hier die sieben Welträthsel heißen, war für Kant jenes unbekannte Ansichsein, welches hinter den Erscheinungen stand. Der Naturforscher aber unterscheidet sich vom Philosophen dadurch, daß er auf Grund seines Wissens unmittelbar an der äußersten Grenze der von uns erkennbaren Erscheinungswelt steht. Der Naturforscher steht direct an der Küste des weiten und unbekannten Meeres, welches unsere Erscheinungswelt umspült. Er sieht daher auch mit berechtigtem Skepticismus auf alle die Nebelgestalten hin, welche die philosophische Phantasie in diesem Meere zu erblicken vermeint hat. Alle gesunde Philosophie wird hierin nur eine genauere Begründung oder exactere Feststellung des nothwendigen Satzes von der Unmöglichkeit einer jeden die Grenze der Erscheinungswelt überschreitenden Metaphysik erblicken können. Der Verfasser der zweiten Schrift aber macht einen, wie uns scheint, höchst interessanten und an und für sich auch gewiß berechtigten Versuch, die Grenze der letzten realen Substanz unserer Erscheinungswelt, welche wir die Materie nennen, wenigstens insofern um einen Schritt weiter hinauszuschieben, als er zur Erklärung der ganzen Vorgänge und Phänomene innerhalb der Materie noch eine weitere ihrer Natur nach allerdings nicht näher definirbare, feinere reale Wesenheit in dem Aether postulirt.

Alle wissenschaftliche Kritik des Begriffs der Materie führt zuletzt nothwendig zu einem Resultat hin, welches uns alle und namentlich die höhern oder geistigen Vorgänge in der Welt als absolut unerklärbar erscheinen lassen muß. Daß außer den Urbestandtheilen der Materie noch irgendetwas weiteres Reales da sein muß, oder daß aus dem bloßen Begriff der Materie allein die gegebenen Erscheinungen noch nicht erklärt werden können: diese an sich nicht abzuweisende Annahme gibt dem Verfasser Veranlassung, den Aether als eine allgemeine Raum erfüllende Substanz in seine naturphilosophische Weltauffassung mit hereinzuziehen. Es ist auch hier etwas anderes, wenn eine solche Hypothese naturwissenschaftlich zu begründen oder zu rechtfertigen versucht wird und wenn sie blos in Gestalt eines abstract philosophischen Postulats auftritt. Alle Beziehungen der letzten Ureinheiten oder Atome der Materie setzen doch nothwendig noch irgendetwas weiteres Reales im Raume zwischen ihnen voraus und alle höhern geistigen und organischen Functionen können auch nicht ohne irgendeine, wenn auch noch so feine reale Substanz oder Basis gedacht werden. Wir stehen doch jetzt vielleicht noch nicht an der äußersten Grenze der Erkenntniß des realen oder Raum und Zeit erfüllenden Wesens der Dinge, und es sind wol immerhin beachtenswerthe und geistvolle Blicke, welche hier weiterhin nach dieser Richtung geworfen werden.

10. Historisch-kritische Beiträge zur Lehre von der Autonomie der Vernunft in den Systemen Kant's und Günther's von Ernst Melzer. Zweite verbesserte und bedeutend vermehrte Auflage der Schrift: Die Lehre von der Autonomie in den Systemen Kant's und Günther's. Neisse, Graveur. 1882. Gr. 8. 4 M.

Dieses Buch ist eine sehr eingehende, von Fleiß und Hingebung zeugende Studie über die Lehre von der Autonomie bei Kant, Günther und verschiedenen andern zum Theil weniger bekannten philosophischen Denkern. Der Standpunkt des Verfassers ist der eines unbefangenen und besonnenen kritisch abwägenden Eklekticismus, indem er sich doch entschieden auf die Seite einer theistischen Weltansicht als des nothwendigen Correlats aller Freiheit und Sittlichkeit stellt. Den Kern der Frage angehend, so bleibt dieser bei allem hierauf verwendeten Scharfsinn der philosophischen Systeme doch zuletzt immer wesentlich einfach und unverändert. Der Satz von der Autonomie der Vernunft ist namentlich von Kant und von Fichte festgestellt und durchgeführt worden. Dieses waren diejenigen beiden Philosophen, die überhaupt vorzugsweise das Moment der innern Stärke oder Energie des Charakters und Wollens in ihren Lehren vertraten. Der Mensch empfängt nach ihnen das Gesetz seiner Sittlichkeit nicht von außen her, sondern er trägt dasselbe als die eigene von ihm gesetzte Norm seines Handelns frei und ursprünglich in sich selbst. Es war dieses ein ähnlicher Bruch mit aller äußern oder objectiv statutarischen Sittlichkeit, als er sich im Alterthum in der ethischen Lehre des Sokrates vollzogen hatte. Diese praktische Lehre aber hing auch hier ebenso wie damals mit dem wissenschaftlichen oder erkenntnißtheoretischen Moment der Philosophie und mit der Verlegung des entscheidenden Schwerpunkts aller Weltauffassung in das Innere des Subjects zusammen. Der Verfasser hat darin durchaus recht, daß sich die erkenntnißtheoretische und die praktische Frage der Philosophie nie vollkommen trennen und auseinanderreißen lassen. Es wird ebenso der starre anthropocentrische Subjectivismus bei Kant und Fichte doch irgendwie einer weitern objectiv-metaphysischen Ergänzung

zu bedürfen scheinen. Hierauf ist wol wesentlich mit das Ziel und die Tendenz Günther's gerichtet gewesen. Bei aller Anerkennung der sich auf eine Reihe einzelner Lehren erstreckender Auseinandersetzungen des Verfassers möchten wir doch immer darauf hinweisen, daß auch die praktische Frage der Philosophie doch nur im Zusammenhange mit dem ganzen organischen Fortgange der letztern in der Geschichte überhaupt wahrhaft wissenschaftlich wird bestimmt und beantwortet werden können.

Konrad Hermann.

Zur Literatur über Rumänien.

1. Bilder aus Rumänien von Adelheid Bandau. Berlin, Hempel. 1882. 12. 2 M.
2. Aus der rumänischen Gesellschaft. Zwei Romane von George Allan. Leipzig, Thiel. 1882. 8. 2 M.
3. Rumänische Märchen übersetzt von Mite Kremnitz. Leipzig, Friedrich. 1882. 8. 5 M.

Es ist noch nicht so lange her, daß die Walachei, womit man seiner Zeit die rumänischen Donauländer summarisch bezeichnete, und die „wilde Bulgarei" für das europäische Publikum so ziemlich dasselbe bedeuteten. Ueber diese Walachen, da „hinten weit in der Türkei", hatte man höchst unklare und meist abschreckende Vorstellungen; von einer scharf ausgeprägten Nationalität, die zu einer selbständigen Rolle im Osten berufen war, konnte kaum die Rede sein. Heute verfolgt man allgemein mit großer Aufmerksamkeit die Entwickelung des Königreichs Rumänien und kümmert sich eingehend um seine Politik und seine Culturbestrebungen.

Dieser merkwürdige Umschwung, der sich in noch nicht zwei Jahrzehnten vollzogen hat und den mancher Leser an sich selbst wahrnehmen kann, kommt auch auf literarischem Gebiete immer mehr zur Geltung. Dank den vortrefflichen Uebersetzungen von Carmen Sylva und Mite Kremnitz („Rumänische Dichtungen" [1881]; „Rumänische Skizzen" [1877]; „Neue rumänische Skizzen" [1880]) wird der jungen rumänischen Literatur zum ersten male in weitern Kreisen des deutschen Publikums reges Interesse entgegengebracht. Immer zahlreicher werden die Schriften und Aufsätze, welche zur Kenntniß des neuerstandenen Donaulandes und seines Volks beitragen.

Die vor kurzem erschienenen „Bilder aus Rumänien" von Adelheid Bandau, mit einem Vorwort von H. Kletke (Nr. 1), enthalten eine anschauliche Darstellung der Eindrücke und Beobachtungen, welche die Verfasserin an Ort und Stelle gesammelt hat. Die einfache und natürliche Schreibweise sticht vortheilhaft von der Gespreiztheit und den Uebertreibungen ab, denen man sonst bei der Schilderung fremdartiger Zustände häufig begegnet. Eine tiefere Kenntniß der rumänischen Verhältnisse und ein entsprechendes Urtheil wird man freilich in diesen Skizzen nicht finden. Die Verfasserin ist indeß in dieser Hinsicht durchaus anspruchslos und beschränkt sich darauf, das Erlebte gewissenhaft zu berichten. Besonders gelungen sind die ausführlichen Beschreibungen der kirchlichen Gebräuche und Ceremonien mit ihren absonderlichen Procedure, die oft ein heidnisches Gepräge tragen (Wasserweihe, Charfreitag und Ostern, Kindtaufe, Feierlichkeiten beim Tode eines Bischofs, Todtenfest und Begräbniß). Das Leben und Treiben in Bukarest bei Jahrmärkten und festlichen Gelegenheiten wird in seiner Eigenartigkeit genau beobachtet; auch die Ausflüge nach Sinaia und der Saline von Telega, mit welcher ein Zuchthaus verbunden ist, bieten manches Interessante.

Zuweilen erzielt der einfache Bericht des Thatsächlichen ohne jeden Zusatz eine vielleicht nicht beabsichtigte drastische Wirkung. So kommt z. B. in dem Artikel über das „Asyl Elena", ein Waisenhaus für Mädchen, welches unter dem Protectorate der Königin steht, folgender Satz vor: „Ein junger Bauer hatte sich an die Anstalt mit der Bitte um eine passende Frau gewandt. Ein schönes, junges Mädchen von 18 Jahren, das sich bereit erklärte, den Vorschlag anzunehmen, wurde ihm zugeführt." Weitere Bemerkungen über diese höchst eigenthümliche Art der Eheschließungen, wie sie in jenem Institut öfters prakticirt werden, und etwaige Muthmaßungen über das eheliche Glück der auf diese Weise „Zusammengeführten", erscheinen hiernach überflüssig.

In den beiden Erzählungen „Aus der rumänischen Gesellschaft" von George Allan (Nr. 2) wird zum ersten male der Versuch gemacht, moderne Sittenbilder aus dem Leben der höhern Stände Rumäniens zu zeichnen. Dieses naheliegende und sehr ernste Thema ist bisher noch von keinem rumänischen Schriftsteller behandelt worden, wird aber jedenfalls in der künftigen Literatur des Landes einen hervorragenden Platz einnehmen. Schwierig genug war die Aufgabe, welche sich die Verfasserin gestellt hat. Hauptsächlich kam es darauf an, die heillose Auflösung zu kennzeichnen, welcher die betreffenden Gesellschaftsschichten verfallen sind, und innerhalb derselben ist wiederum der Contrast zwischen einer blos luxuriösen Scheincultur und der thatsächlichen Unbildung am meisten in die Augen fallend. Die dumpfe und ungesunde Atmosphäre, die auf jenen Zuständen lastet, ist im ganzen zutreffend wiedergegeben. Aber die Durchführung einer Sittenschilderung, wie die beabsichtigte, erfordert eine Schärfe des Blicks und eine Energie des Urtheils, welche der mehr lyrisch beanlagten Verfasserin abgehen. So erhalten viele Handlungen, deren Motive einfach Langeweile, Laune, Blasirtheit, kurz alles andere eher sind als wahre Leidenschaft, in der Darstellung eine Art romantischer Verklärung, die den Ver-

hältnissen durchaus nicht entspricht. Ein Beispiel. Radu Vulteano, der Held des ersten Romans, wird als ein in Wissenschaft und Politik gleich bedeutender Mann geschildert; er spielt eine hervorragende Rolle im öffentlichen Leben und scheint ganz von seinen patriotischen Pflichten erfüllt. Ueberdies wird er von seiner Frau angebetet. Nun wird das Verhältniß Radu's zu einer schönen, sehr frivolen Witwe, welcher er bald überdrüssig wird, hinterher noch von der betrogenen Frau als etwas verherrlicht, worauf der „große Mann" ein natürliches Vorrecht hätte: „Laß mich es sagen, Radu", ruft sie bei der Schlußversöhnung aus, „du kannst nie ein Unrecht haben gegen mich; es ist dein heilig Recht zu sein, wie deine göttergleiche Art es will!" Diese Frau macht aber sonst in der ganzen Handlung durchaus nicht den Eindruck einer Ueberspannten; sie ist im Gegentheil noch die vernünftigste und ansprechendste Erscheinung, während das Verhalten ihres „göttergleichen" Mannes im Gegensatz zu seinen überschwenglich gerühmten Eigenschaften Ernst und Gesetztheit vermissen läßt.

Gelungener und weniger skizzenhaft ist die zweite Erzählung „Fürst Demeter". Im Mittelpunkt der sich an historische Ereignisse anlehnenden, aber sonst frei erfundenen Handlung steht ein merkwürdiger Charakter, der in seinen wesentlichen Zügen dem Leben treu nachgezeichnet ist. Jene bekannte Persönlichkeit aus der Moldau (auch der beschriebene Park Locaso ist der Wirklichkeit entlehnt und dieser Name nur ein Anagramm) ist in der That eine originelle Erscheinung, wie sie in dieser Art nur auf diesem Boden erwachsen konnte, und die auch einer tiefern psychologischen Studie werth wäre. Das interessanteste Charakterbild, welches die Verfasserin geliefert hat, entschädigt für die übrigen etwas schablonenhaft gerathenen Figuren.

In die reichhaltige deutsche Märchenliteratur hat Mite Kremnitz (Nr. 3) nun auch das bisher unbekannte rumänische Volksmärchen zum ersten male eingeführt; hoffentlich wird dieses Donaukind aus dem fernen Osten freundliche Aufnahme finden, zumal dasselbe bei näherer Bekanntschaft nicht so fremd erscheint, wie man es seiner Abstammung nach erwarten sollte. Die urwüchsige Phantasie schafft sich bei den verschiedensten Völkern ungefähr dieselbe Märchenwelt; so wird man auch zwischen den deutschen und rumänischen Volksmärchen manche überraschende Aehnlichkeiten finden. Neben diesen gemeinsamen Zügen wäre es aber interessant, nun auch diejenigen nachzuweisen, welche speciell dem rumänischen Volke eigen sind und in primitiver Weise seine besondere Art zu fühlen und zu denken andeuten. Die Originale dieser sorgfältig übersetzten Märchensammlung sind durchweg dem Volke getreu nacherzählt, zum Theil von Slavici und Creanga, deren Namen im Auslande bereits einen guten Klang haben.

Neue Romane und Novellen.

1. Sonderbare Schwärmer. Roman von Max Kretzer. Zwei Bände. Berlin, Kogge u. Fritze. 1881. 8. 9 M.

Einem ingeniösen Kopf in Paris ist es neulich eingefallen, einen Roman mit einem Schlüssel herauszugeben, gewissermaßen den Schlußstein zu den in der französischen Hauptstadt wuchernden Tendenzromanen, deren handelnde Personen ebenso viel Conterfeis lebender bekannter, berühmter oder berüchtigter Personen waren. Dieser Roman mit einem „Schlüssel" fand begreiflicherweise mehr noch als seine Vorgänger, die ohne dieses unentbehrliche Instrument Ollendorf'scher Sprachwissenschaft erschienen waren, den erwünschten Absatz. Es scheint nun, daß, wie alles was in Paris vor sich geht, auch diese neueste Modethorheit ihren Weg über den Rhein genommen und in Berlin ihre Nachahmer gefunden hat. Zuerst erschien ein Buch: „Die beiden Genossen", ein Roman aus dem Arbeiterleben mit dem bescheidenen Umfang von 173 Seiten, den die im Lob wie im Tadel oft oberflächliche, meist unberufene Zeitungskritik als eine hervorragende Erscheinung auf dem Gebiete der socialpolitischen Romane empfohlen hat. Die eine hebt die tendenziöse Seite als gefährlich für das Talent des Verfassers hervor, die andere will eine Ungerechtigkeit gegen den Parasiten des socialistischen Treibens herausfühlen: kurz, es war nicht möglich ohne Kenntniß des Buchs auch nur entfernt sich einen Begriff von dessen eigentlichem Werthe zu machen. Nun tritt der Verfasser mit einem neuen Buche vor die Oeffentlichkeit, das ohne Zweifel bereits dieselbe Revue der flachen Tageskritik passirt hat. „Sonderbare Schwärmer" betitelt sich dieses neue Werk.

Ich nahm dasselbe nur zögernd in die Hand. Es waren zwei Bände und der Titel schien so viel zu besagen, daß ich kaum daran glaubte, dem Verfasser könne die Aufgabe, die er sich gestellt, novellistisch, geschweige denn künstlerisch geglückt sein. Der Roman ist so sehr geeignet, das kritische Urtheil irrezuführen, daß darüber nicht schnell hinweggegangen werden darf, und er zeugt dabei von einer so unverkennbaren Begabung des Verfassers, daß er die Anerkennung desselben herausfordert. Vor dem künstlerischen Richterstuhle kann er als Ganzes nicht bestehen, so fein er auch angelegt, so consequent und geschickt alle Fäden angesponnen, fortgeführt und abgesponnen sind. Was aber die Erzählung und fesselnde Schilderung betrifft, so verdient er die größte Hochachtung und Bewunderung. Nur eins ist auch von letzterm Gesichtspunkt aus störend: es ist jene Modethorheit, die ich eingangs als eine von Paris importirte Verirrung kennzeichnete. Dieselbe verführt den Verfasser zu einer sehr gewagten, kaum zu rechtfertigenden Darstellung von Lebensbeziehungen, welche die Leser als unverkennbar aus dem Zusammenhang

herausfinden, und würdigt dadurch seine Muse zur Dienerin des Privatklatsches herab. So hat denn auch jedes Gesicht in dem Romane seine unverkennbare Porträtähnlichkeit und man kann, mit dem Adreßbuch bewaffnet, fast die Thür finden, hinter der die Gestalt zu suchen ist, deren Conterfei im Romane wiedergegeben wurde.

Zweifellos hat dieser Umstand zur Popularität eines an sich so bedeutenden Werks außerordentlich viel beigetragen, und es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß es von dem Publikum der Residenz verschlungen worden ist. Ohne über den Erfolg desselben in dieser Hinsicht unterrichtet zu sein, glaube ich es doch auch dem großen Publikum des Reichs zur Lektüre dringend empfehlen zu können; denn es ist trotz dieser Verirrung ein im strengsten Sinne moralisches Buch, das mit erschütternder Gewalt viele Schäden in dem Leben der Zeit bloßlegt und verurtheilt.

Etwas anderes ist es, ob dieses Buch künstlerisch Anspruch auf Anerkennung erheben kann. Der Verfasser läßt einmal seinen jugendlich-poetischen Schwärmer sein literarisches Glaubensbekenntniß in die kurzen Worte zusammenfassen:

... daß ein Satz, der die Handlung eines Menschen wiedergibt, diesen Menschen mehr charakterisiren kann als zehn Seiten, die sich nur mit der Beschreibung seines Aeußern beschäftigen.

Die größte Gefahr für den wirklich begabten Schriftsteller ist die, eine Handlung um ihres Zwecks willen einem Helden zuzuschreiben, ohne dem Leser die Ueberzeugung beigebracht zu haben, daß die Person, die da vor ihm steht, den Schritt thun mußte, der so folgenreich für die Entwickelung der Begebenheiten ist. Dieses Misgeschick passirt dem Verfasser nun gar oft im Laufe dieser fesselnden Erzählung. Man soll stets im Bann der Schilderung sein, man soll nicht denken dürfen: ist dies oder jenes psychologisch klar, einfach und richtig? Ist diese Glut wirkliches Feuer oder brennt sie nur, weil der Dichter die Backen so voll genommen und (bildlich genommen) ein Paar so ganz außerordentlicher Lungen hat. Da geht es dem Leser gerade so wie dem Beschauer vor einem Makart'schen Gemälde; er sieht sich um, ob niemand hinter ihm stehe, der ihm zuflüstert, ob er recht verstehe und ob er sich nicht täusche.

Dieser große Fehler der Haupthandlung des vorliegenden Romans, in dem die nicht einmal genialische, wenn auch excentrisch angelegte Heldin aus einer Laune zur Maitresse wird, während ihr Bruder ihre Schande der Welt preisgibt, um sich zum siegreichen Träger einer von ihm verfochtenen politischen Idee zu machen, raubt ihm den Nimbus eines Kunstwerks, zu welchem ihm viele Einzelheiten und die Führung ganzer Theile der Nebenhandlung stempeln würden. Es geschieht alles zu unbedingt nach den vorgefaßten Meinungen des Verfassers, als daß wir ihm unser ganzes Herz anvertrauen sollten, trotzdem er uns mit sich fortzureißen versteht.

Und eben deshalb, weil hier ein bahnbrechendes Talent sich zu documentiren scheint, habe ich es für geboten erachtet, rückhaltlos meine kritische Ueberzeugung auszusprechen. Gegen den äußern Erfolg kann man mit einem kurzgefaßten Résumé des Urtheils, wie es die Tagespresse auch über wichtige literarische Erzeugnisse genugsam verbreitet, nicht ankämpfen. Es gehört Raum dazu, um ein interessantes Buch als Kunstrichter zu verwerfen und doch zu jedem Literaturfreunde sagen zu können: lies es, du mußt es unbedingt kennen und seine Vorzüge schätzen lernen.

2. Fräulein Doctor im Irrenhause. Eine Begebenheit aus unserer Zeit von J. Thenen. Wien, Rosner. 1881. 8. 2 M.
3. Lustige Geschichten von A. von Winterfeld. Erster und zweiter Band. Leipzig, Eckstein. 1881. 8. 2 M.
4. Capreae und Rom. Bilder aus dem ersten Jahrhundert von J. J. Kraszewski. Zwei Bände. Mit Porträt und Biographie des Verfassers. Wien, Hartleben. 1881. 8. 6 M. 50 Pf.
5. Schloß Isenstein. Roman von Bertha Filhés. Zwei Theile in einem Bande. Breslau, Trewendt. 1881. 8. 6 M.
6. Gesammelte Novellen von Ludwig Steub. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1881. 8. 5 M.

Das vorliegende Werkchen „Fräulein Doctor im Irrenhause" von J. Thenen (Nr. 2), das einem wohlthätigen Zwecke gewidmet ist, schiebt die Grenze zwischen Dichtung und psychiatrischer Untersuchung sehr weit hinaus, wenn es als eine belletristische Arbeit gelten will. Dasselbe darf einen wissenschaftlichen Werth nicht beanspruchen, und selbst wenn die Begebenheit auf Thatsachen beruht, wird nur ein strenger Fachmann daran das Interesse des auch der Infusorie nachspürenden Forschers nehmen. Im andern Sinne können wir nicht für die Poesie des Wahnsinns eintreten.

In „Eckstein's Reisebibliothek" hat A. von Winterfeld, der greise Humorist, eine Reihe von äußerst harmlosen, um nicht zu sagen flachen Scherzen zusammengestellt (Nr. 3), die jedoch ihren Zweck erfüllen, auf ein paar Stunden den durch das rasselnde Getöse der Bahn von jedem ruhigen Denken abgelenkten Reisenden zu zerstreuen, ohne ihn gerade ernstlich zu beschäftigen. Es sind die alleralltäglichsten, fast stündlich passirenden Dinge, die mit liebenswürdiger Breite den Weg von Station zu Station verkürzen sollen. Wir können dem Buche keine bessere Empfehlung mitgeben, als daß es hält, was es vermöge seines Titels verspricht und daß es namentlich durch seine Anspruchslosigkeit für sich einnimmt.

Einen tiefen und ernsten Blick in eine erschütternde tragödienreiche Zeit bietet dagegen das Werk des polnischen Schriftstellers J. J. Kraszewski: „Capreae und Rom" (Nr. 4). Dem Roman ist eine interessante Lebensgeschichte des Verfassers vorangeschickt, die ihn als einen Geist von hervorragender Selbständigkeit des Denkens, als einen Kopf von universellen Anlagen charakterisirt. Es weht ein Zug antiken Wesens durch die Erscheinung des Mannes, der mit Seherauge zurückschaut durch ein paar tausend Jahre der Vergangenheit, um das Buch der Geschichte wie ein Kaleidoskop vor dem Leser aufzuschlagen. Markerschütternd sind die Bilder, die er in plastischer Wirklichkeit entwirft, von dem Lustleben des Tiberius auf Capreae bis zu der

Zerstörung Roms durch die wahnsinnige Neronische Tollwuth. Es ist Geschichte, dargestellt im Gewande der epischen Schilderung und doch so farbenreich ohne jede Zuthat, daß man den vollen Zauber poetischer Darstellung fühlt, ohne doch ihre Täuschung zu erfahren. Das Buch ist ein Zeugniß erhabener Denkart, tiefen Studiums und großer Wärme der Vorstellungsgabe. Es sollte unsere Fabrikanten historischer Romane im Stile der Samarow'schen lehren, wie man eine große Geschichtsepoche darstellt, ohne weder der Geschichte noch der Poesie Gewalt anzuthun. Hier ist beides zu einem für jeden Laien fesselnden und lehrreichen Volksbuch vereinigt; man gewinnt, ohne romantischen Schwulst der Erzählung in den Kauf nehmen zu müssen, den ganzen Eindruck eines bis zum Wahnwitz entarteten Zeitalters.

Ganz anders muthet der Roman „Schloß Isenstein" von Bertha Filhés (Nr. 5) an. Der Titel läßt den Inhalt dieses merkwürdigen Buchs bereits errathen. Es ist das Ganze die einfache, doch mit einem leichten Zug von Romantik verquickte Geschichte eines jungen, neugierigen, in einem vom Schicksal verzauberten Schlosse eingeschlossenen Mädchens. Man folgt der Verfasserin auch da gern, wo ihr im modernen Leben wurzelndes Buch vom Märchen die Tarnkappe entlehnt. Viele Stellen sind mit packender, malerischer Glut, mit geistvoller Darstellung einfacher Naturerscheinungen entworfen und ausgeführt, und wenn am Schluß durch die zauberische Welt die von dem schelmischen Wesen eines zur Jungfrau aufblühenden Kindes aufgeschlossene Wonne des modernen Naturglaubens dringt, so gibt man sich willig den Eindrücken hin, die sich dem Empfinden aufdrängen, gleichwie das Hervortreten aus einem Wundercabinet mit alterthümlichen Geräthen und Gemälden in die freie, heitere, von Frühlingsahnung durchhauchte Gottesluft.

Die „Gesammelten Novellen" von Ludwig Steub (Nr. 6) sind auf dem Boden der Entwickelungsgeschichte der letzten vierzig Jahre erwachsene Blüten süddeutscher Literatur, die nicht die Verbreitung gefunden haben, die sie unstreitig verdienen. Im ersten: „Der Staatsdienstaspirant", zeigt sich Steub als echter Humorist. Diese mit der Jahreszahl 1841 bezeichnete Skizze ist reich an jenem heitern satirischen Leben, das harmlos geiselt, ohne zu verwunden, aber doch Schäden bloßlegt, die noch heute im Deutschen Reiche nicht ganz überwunden sind, wenn es auch damit wesentlich besser geworden sein mag. In den folgenden Novellen: „Die Trompete in Es", „Das Seefräulein", „Haimon und Haura", die je eine Epoche in des Dichters Schaffensgang kennzeichnen und mit der entsprechenden Jahreszahl bezeichnet sind, macht er eine wesentliche Schwenkung nach der Seite der Dorfgeschichte, während er in „Der schwarze Gast" und „Die falsche Muttergottes" die Fragen des Kampfes um die religiöse und Glaubensfreiheit streift, welche diesen beiden Novellen ein tendenziöses Gepräge verleihen. Es folgt „Benno und Kriemhielde", (zur Ausgleichung der Gegensätze) „Die Zigeunerin" und endlich unter der Jahreszahl 1879 die Perle des Buchs, eine Dorfgeschichte von hervorragender Bedeutung: „Die Rose des Sewi". Die letztere Novelle, welche allein ein Drittel des 472 Seiten starken Bandes einnimmt, ist ein Meisterstückchen der Charakteristik. Hier offenbart sich der Verfasser als ein Kenner der Volksseele in allen ihren Abstufungen. Nichts ist geschraubt; jede Situation ergibt sich einfach und naturnothwendig aus dem Vorhergehenden. Die Gestalten athmen Leben und Kraft; kein Anflug sentimentalischer Schwärmerei oder Gefühlsduselei stört die reine Atmosphäre dieses Bildes, das sich unvergeßlich wie eine erlebte Thatsache dem Gedächtnisse einprägt. Ludwig Steub, hätte er auch nur diese Novelle geschrieben, verdiente in die vordersten Reihen der deutschen Novellisten gestellt zu werden. Sein Buch müßte im deutschen Volke eine große Verbreitung finden; denn hier in dieser einfachen, klaren Stilistik, in dieser allem leeren Formenwesen fremden Darstellungs- und Schreibweise zeigt sich ein Bedürfniß unserer Literatur, besonders unserer Novellenliteratur, vollständig befriedigt.

Hermann Riotte.

Die Venus von Milo.

Die Venus von Milo. Eine kunstgeschichtliche Monographie von Friedrich Freiherrn Goeler von Ravensburg. Mit vier Tafeln in Lichtdruck. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 8 M.

Das Sprichwort, daß jene Frau die beste sei, von der am wenigsten gesprochen werde, trifft bei unserer lieben Frau im Louvre nicht zu. Von ihrer Hoheit und Tugend ist jeglicher erfüllt; aber das hat unsere Kunstforscher und Aesthetiker gerade veranlaßt, sich mit ihr zu beschäftigen und ihr Alter, Herkunft und Bestimmung abzufragen. Ob sie wirklich eine Göttin oder blos das Abbild eines sterblichen Weibes sei, ob sie immer allein gestanden oder mit einer Figur zu einer Gruppe vereinigt war, was sie in Händen gehalten und wer ihr Bildner gewesen: das sind Fragen, an deren Beantwortung die Archäologen aller Länder seit 1820, dem Jahre, wo sie aus ihrem dunkeln Grabe auf der Insel Melos auferstanden, viel Fleiß und Schweiß gesetzt haben, ohne jedoch zu einem festen, unumstößlichen Resultat zu gelangen. Dagegen wurde eine Reihe der wunderlichsten Hypothesen zu Tage gefördert, die man sonst ernsthaften Gelehrten kaum zutrauen sollte. Otto Jahn hielt die Statue eine Zeit lang für eine trauernde Elektra, Emeric David für eine Nymphe, während andere wieder eine leierspielende Muse, eine Nemesis, eine Sappho und sogar eine Phryne (!) in ihr sahen. Veit Valentin

hat erst vor wenigen Jahren den Nachweis zu erbringen versucht, daß wir es hier mit einer Frau zu thun haben, die einen ungestümen Angriff auf ihre Keuschheit abwehrt, und der Schwede Gefkel Saloman hat sie gar eine „Göttin der Wollust" genannt und ihr eine „Göttin der Tugend" sowie einen Hereules beigesellt, welch letztern sie vermöge ihrer Lockungen von dem Pfade des Guten abzuziehen versuchte. Aus diesem Grunde hat er ihr auch einen Becher in die fehlende Hand hineinrestaurirt.

Es ist der größte Vorzug des vorliegenden Buchs, daß sein Verfasser nicht der Meinung war, anders wissen sei besser wissen, und daß er weder Conjectural-Mythologie noch Conjectural-Aesthetik getrieben, um nur zu einer neuen, wenn auch ungeheuerlichen Deutung zu gelangen. Freiherr Goeler von Ravensburg hat es vielmehr vorgezogen, das ganze vorhandene Material zu sichten und zu prüfen und nach eingehender Untersuchung sowie nach zumeist stichhaltiger Widerlegung der falschen Auffassungen jenes Resultat herauszuheben, welches nach dem heutigen Stande der Forschung als das wahrscheinlichste, annähernd zuverlässige gelten kann. Daß er hierin mit der Majorität übereinstimmt, daraus wird man ihm wol keinen Vorwurf machen. In dieser monographischen Zusammenstellung aller documentarischen und kritischen Belege läge selbst dann eine hinlängliche Berechtigung für diese Publication, wenn dem Autor nicht auch noch eine Anzahl mündlicher und schriftlicher Pritvatmittheilungen zweier hervorragender Gelehrter, Claude Tarral's und W. Froehner's, zur Verfügung gestanden hätten, welche bisher literarisch noch nicht verwerthet wurden, obwol sie manches aufzuhellen und klarzustellen im Stande sind.

Die schwerwiegendste dieser Mittheilungen stammt von Froehner, dem Conservator des Louvre. Bekanntlich wurden zugleich mit der Venus eine Reihe anderer antiker Ueberreste aus der Grotte gebracht, von denen der größte Theil erwiesenermaßen keinerlei Bezug zu der Statue besitzt. Am heftigsten entbrannte der Streit über die Zugehörigkeit eines einen Apfel umschließenden Handfragments. Froehner hat nun aus den Proportionen der Statue die Proportionen, welche Hand und Finger derselben haben mußten, berechnet, „und diese haben sich denn auch bis auf ein Millimeter genau bei dem Handfragment vorgefunden". Durch diesen Umstand sowie durch die Gleichartigkeit des Materials und der Arbeit erscheint der Beweis erbracht, daß die Statue eine Venus sei und mit der Linken einen Apfel und nicht einen Schild, eine Lanze oder sonst was anderes gehalten habe. Auch scheint der Hypothese von der Gruppirung mit Mars dadurch so ziemlich der Boden entzogen.

Allerdings ist es nicht der Apfel des Paris, welcher der Göttin als Siegespreis zugefallen, sondern die als Symbol der Liebe und im weitern Sinne als Symbol der Fruchtbarkeit geltende Baumfrucht, welche die Finger der Venus von Milos umschließen. Das wird schon dadurch wahrscheinlich, daß ein Apfel (μελον) das Hauptstück im Wappen der Insel Melos bildete, was durch eine von Servius mitgetheilte Sage, auf welche der Verfasser zuerst aufmerksam geworden, erklärt wird. Eine gegentheilige Deutung ist aber auch aus dem Grunde kaum möglich, weil der Mythus von dem Preisrichteramt des Paris erst lange nach der Venus von Milo entstanden und vermuthlich die Erfindung eines alexandrinischen Poeten ist.

Das führt uns nun zu der Frage nach der Zeit der Entstehung des Götterbildes. Goeler von Ravensburg unterläßt es, auf einen bestimmten Meister zu rathen, und setzt das Werk in die Periode, welche durch den Tod des Phidias und den des Praxiteles abgegrenzt wird (circa 430—340). Die nähere Bestimmung, daß es attischen Ursprungs sei und zwischen 415—405, während welchen Jahrzehnts Melos von attischen Colonisten bewohnt gewesen, geschaffen wurde, hat sehr viel für sich. Auch die Ausführungen über die technischen Behandlungsweisen des Marmors in den verschiedenen Kunstepochen Griechenlands verdienen Beachtung, bedürfen aber weit detaillirterer und sorgfältigerer Nachweise, um als wissenschaftliches Ergebniß gelten zu können.

Die kunstkritische Würdigung des Bildwerks, welche ein eigenes Kapitel füllt, zeigt wol, daß der Verfasser ästhetisch sattelfest ist, bleibt aber im ganzen belanglos. An der Thatsache, daß Overbeck „Compositionsfehler" an der Statue entdeckt und daß Welcker und Millingen manches an ihr zu tadeln haben, wird keine ästhetische Deduction etwas zu ändern vermögen. Wer es nicht fühlt, der wird es nicht erjagen. Den Uebrigen aber braucht die Schönheit und der Werth dieser erhabensten Bildung nicht erst bewiesen zu werden. Nur die experimentelle Aesthetik hätte hier durch eingehende Messungen und Vergleiche etwas gewinnen können.

Das Buch ist klar geschrieben und gut ausgestattet. Die vier beigegebenen Lichtdruckbilder, von denen drei speciell für diese Publication angefertigt wurden, erleichtern das Verständniß und die Controle. Wer sich über die Streitfrage „Venus von Milo" unterrichten will, dem können wir die Schrift, gerade weil sie nicht nach Originalität hascht und Hypothesen sehr vorsichtig aufstellt, mit gutem Gewissen empfehlen. Zum Schluß sei noch darauf hingewiesen, daß die im Kapitel „Frage nach der Originalität" aufgestellte Analogie zwischen den antiken Copisten einerseits und Dürer-Wohlgemuth andererseits hinfällig erscheint. Das Verhältniß Dürer's zu Wohlgemuth verhielt sich nämlich nicht so, wie Thausing es in seinem „Dürer" darstellt, und derjenige, der dies später eingesehen hat, ist kein anderer als Thausing selbst.

Siegmund Feldmann.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Wir haben vor kurzem eingehend die treffliche Uebersetzung besprochen, welche Hermann Oelschläger von Ovid's Liebesgedichten verfaßt hat. Es liegt uns eine andere Uebersetzung desselben fleißigen und talentvollen Autors vor: „Des Musäos Gedicht von Hero und Leander, eingeleitet und übersetzt von Hermann Oelschläger" (Leipzig, Teubner). In der Einleitung erwähnt Oelschläger die ungleichartige Behandlung und Beurtheilung, welche Musäos in den verschiedenen Zeiten erfuhr, von dem überschwenglichen Lob, das ihm Julius Scaliger spendete, bis zu den Urtheilen Passow's, Köchly's, Bernhardi's u. a. Heinrich vermißt bei Musäos „jene einschmeichelnde Einfachheit des Gefühls und der Rede, durch welche die ältern Dichter Griechenlands den Leser zu so großer Bewunderung hinreißen", und meint, die Schilderung der Liebesleidenschaft sei stets voll Kraft, wenngleich die Kunst anderer Dichter, welche der Natur noch eifriger folgten und dem Geiste des Jahrhunderts, in welchem sie lebten, entsprechend zu folgen vermochten, auch nicht entfernt von ihm erreicht worden sei. Passow dagegen findet überall Leben und Wahrheit, Kraft und echte Leidenschaft. Der Dichter Musäos wurde oft als Nahahmer des Nonnos bezeichnet. In der That hat er das Vorbild des damals tonangebenden Poeten eingehend studirt und in der Nachahmung desselben ein sehr gesundes Urtheil bewiesen. Oelschläger erörtert nun eingehend die Frage, inwieweit Entlehnungen aus andern Dichtern tadelnswerth seien und meint, daß man im allgemeinen geneigt sei, Nachahmungen und Entlehnungen gelten zu lassen, sobald dieselben organisch in ein neues Kunstwerk derartig aufgenommen worden sind, daß sie hier ein ganz neues Leben zu gewinnen oder gar berufen scheinen, durch den erhaltenen neuen Anstoß in künstlerischer oder sittlicher Beziehung aufs neue fruchtbar weiter zu wirken. Zu Grunde gelegt hat der Dichter seiner Uebersetzung den Schwabe'schen Text, der die vortrefflichen Correcturen Dilthey's meistens aufgenommen hat.

Die Dichtung selbst hat für uns Deutsche noch besonderes Interesse, da sie zu Vergleichen mit der Schiller'schen Ballade herausfordert. Der Hauptunterschied zwischen beiden läßt sich auf die Eigenart des epischen und dramatischen Dichters zurückführen. Musäos schildert den Sturm, welcher Leander's Untergang zur Folge hat, mit den lebhaftesten Farben und in breiter Darstellung, während er nur wenige Verse dafür hat, den Eindruck zu schildern, welchen Leander's Geschick auf die Geliebte macht. Schiller dagegen als Dramatiker läßt Hero in einem längern Monolog, welcher zu den schönsten Partien des Gedichts gehört, Einkehr in ihr Inneres halten und leiht ihren Empfindungen ein glühendes Colorit.

Oelschläger's Uebersetzung ist so fleißig und formgewandt, wie man es von dem Uebersetzer des Ovid erwarten durfte. Das beweise die folgende Stelle:

Nacht war's, wenn sich zumeist Verderben schnaubende Wetter,
Winterlich eisigen Hauch vorsendend im heulenden Sturmwind,
Dicht aneinandergedrängt hinstürzen die Meeresgestade.
Doch auch heute, beseelt von der Hoffnung, die Braut zu umarmen,
Strebte Leander daher auf dem Rücken des lärmenden Meeres.
Wog' auf Woge schon thürmte sich auf, es kochten die Wasser,
Meer und Himmel ward eins; rings wachte der donnernde Hall auf
Kämpfender Winde; es warf auf Zephyros brüllend sich Euros,
Notos schleuderte wild gegen Boreas heulenden Drohruf
Und in unendlichem Tosen erbebte die donnernde Meerflut.
Schreckliches leidend erhob aus den unerbittlichen Wirbeln
Oft zu der Göttin des Meers, Aphrodite, sein Flehen Leander,
Oft zu Poseidon selbst, dem gewaltigen Herrscher des Meeres,
. . . . . .
Mahnte den Boreas auch seiner Liebe zur attischen Jungfrau.
Aber es half ihm keiner; auch Eros nicht wehrte den Moiren.
Rings umdrängt von dem feindlichen Schwall anstürzender Wogen,
Trieb er daher, schon versagte die Kraft den ermattenden Füßen
Und im vergeblichen Kampf abmühten sich trotzig die Hände.
Reichlich ergoß sich die strömende Welle von selbst in den Mund ihm,
Ach, und er trank umsonst von der unerbittlichen Salzflut.
Und jetzt löschte die treulose Fackel ein feindlicher Windstoß,
Löschte Leben und Liebe zugleich dem Dulder Leander.

— Der schlesische Platenide Konrad von Prittwitz-Gaffron hat seinen Meister in einem zu Gnadenfrei gehaltenen Vortrag: „August Graf von Platen" (Reichenbach, Hoefer), mit warmer Huldigung besprochen, ohne indeß einzelne Schwächen des Dichters, wie seine stark subjective Kritik, zu verschweigen, oder seine Ausfälle auf Heine und Immermann, die in solcher Art nicht berechtigt waren, gerechtfertigt zu finden. Der Vortrag enthält zugleich eine kleine Anthologie aus Platen's Werken, die mit Geschmack ausgewählten schönsten Gedichte und Parabasen.

Bibliographie.

Armingen, R. v., „Hofrath" Kronawetter. Ein Beitrag zur politischen Zeitgeschichte Oesterreichs. Wien, Sintenis. Gr. 8. 40 Pf.

Bergner, E., Lebens-Ansichten. Gedichte, Glossen, Agrionien, Xenien und freie Uebersetzungen aus dem Englischen, Slavischen, Italienischen und Französischen, und Ideen aus dem Leben. Graz, Leykam-Josefsthal. Gr. 8. 4 M.

Bürklein, G., Das königlich bayerische 2. Infanterie-Regiment „Kronprinz" im Feldzuge 1870/71. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 5 M.

Campe, C. v., Sammelsurium. Erzählungen. 1ster Bd. Lingen, van Acken. 8. 2 M. 40 Pf.

Deisenhammer, C., Meine Reise um die Welt. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 12 M.

Lenz, J. M. R., Der Waldbruder. Ein Pendant zu Werthers Leiden. Neu zum Abdruck gebracht und eingeleitet von M. v. Waldberg. Berlin, Kühl. 8. 1 M. 80 Pf.

Létang, Anna Baronin, Dem Manne ist Alles erlaubt. Schauspiel. Leipzig, Friedrich. 8. 2 M. 50 Pf.

Lichtenstein-Anageton, E., Den Manen Auerbach's. Unter Mitwirkung der hervorragendsten Schriftsteller zu Gunsten der russischen Juden herausgegeben. Leipzig, Hartmann. Gr. 8. 1 M. 25 Pf.

Mikszáth, K., Die guten Hochländer. Ungarische Dorfgeschichten. Uebertragen durch A. Silberstein. Leipzig, Friedrich. 8. 5 M.

Nauheim, J. M., Katharina. Eine Erzählung aus Schwaben. Augsburg, Preyß. 8. 1 M.

Petzholdt, J., Dr. Johann Paul Freiherr von Falkenstein. Sein Leben und Wirken, nach seinen eigenen Aufzeichnungen herausgegeben. Mit Porträt und Gedächtnißreden. Dresden, v. Zahn. Gr. 8. 4 M.

Pissemski, A., Im Strudel. Roman. Eingeleitet und übersetzt von W. Lange. 2 Bde. Berlin, Auerbach. 8. 7 M. 20 Pf.

Rochefort, H., Antoinette. (Mademoiselle Bismarck.) Eine Intrigue. Ins Deutsche übertragen von R. Rode. Großenhain, Baumert u. Ronge. 8. 2 M.

Romundt, H., Vernunft als Christentum. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Sartorius, E., Das Gespenst des Zaren. Erlebtes und Erträumtes aus dem Reisetagebuche eines Buchhändlers. Zusammengestellt während einer Schlittenfahrt von Moskau nach Warschau im Januar 1860. 2te vollständig umgearb. Aufl. Leipzig, Siegismund u. Volkening. 8. 3 M.

Schaefer, W., Der gewerbliche Credit. Vom privatökonomischen Standpunkte für Techniker und angehende Industrielle dargestellt. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Schebek, E., Kinsky und Feuquières. Nachtrag zur „Lösung der Wallensteinfrage". Berlin, Th. Hofmann. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Schmidt, C., Zur Geschichte der ältesten Bibliotheken und der ersten Buchdrucker zu Strassburg. Strassburg, Schmidt. Gr. 8. 5 M.

Schneider, G. H., Der menschliche Wille vom Standpunkte der neueren Entwickelungstheorien (des „Darwinismus"). Berlin, Dümmler. Gr. 8. 8 M.

Schütz, H., Fénelon's Abenteuer des Telemach. Eine literarhistorische Skizze. Minden. Gr. 8. 1 M.

Singer, I., Berlin, Wien und der Antisemitismus. Wien, D. Löwy. Gr. 8. 40 Pf.

— — Presse und Judenthum. Mit einem Briefe Mr. Laurence Oliphant's an den Verfasser. Wien, D. Löwy. Gr. 8. 2 M.

Speyer, O., Die Schlacht bei Cronberg am 14. Mai 1389. Eine Episode aus der Geschichte von Frankfurt a. M. Im Zusammenhang mit den Zeitereignissen wiedererzählt. Frankfurt a. M., Jäger. Gr. 8. 1 M.

Stenb, L., Sängerkrieg in Tirol. Erinnerungen aus den Jahren 1842—1844. Stuttgart, Bonz u. Comp. 12. 5 M.

Tischner, A., Sta, sol, ne moveare. V. Leipzig, Fock. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Turgeniew, J., Tagebuch eines überflüssigen Menschen. Erzählung. Aus dem Russischen von R. Loewenfeld. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Anzeigen.

Im Verlage von **L. Pollmann** in **Lüneburg** und **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hämann's Feierabend.

Ein Gedicht in sechs Gesängen.

Mit einer poetischen Widmung an Emanuel Geibel

von

Oskar von Kellen.

Miniaturformat. Eleg. brosch. M. 2,50; eleg. in Leinen geb. M. 3,25; in Leinen mit Goldschnitt M. 3,50.

Die Hälfte des eventuellen Reinertrags ist zum Besten der deutschen Pestalozzi-Stiftung für Lehrerwaisen in Pankow.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Geschichte der Kunst im Alterthum.

Von

Georges Perrot und **Charles Chipiez.**

Autorisirte deutsche Ausgabe.

Aegypten.

Mit circa 600 Abbildungen im Text, 4 farbigen und 15 schwarzen Tafeln.

Bearbeitet von **Dr. Richard Pietschmann.**

Mit einem Vorwort von **Georg Ebers.**

In ungefähr 20 Lieferungen à 1 M. 50 Pf.

Erste bis dritte Lieferung.

Ein für die Kunstgeschichte und Alterthumswissenschaft epochemachendes Werk wird hier dem deutschen Publikum in vorzüglicher Bearbeitung zugeführt. Georg Ebers sagt von demselben am Schluss seines einleitenden Vorworts: es werde in der Bücherei jeder Familie, in der man die Kunst hochhält, nicht weniger gut am Platze sein als in der Bibliothek des Gelehrten.

Die erste bis dritte Lieferung liegt in allen Buchhandlungen vor; ein ausführlicher Prospect mit Illustrationsproben ist daselbst gratis zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Selbstmord.

Ein Kapitel aus der Moralstatistik.

Von

Heinrich Morselli.

Mit einer lithographirten Karte. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek 50. Band.)

Mit diesem Werke liefert der Verfasser, Professor der Psychiatrie an der Universität Turin, einen äusserst wichtigen Beitrag zur Socialwissenschaft; noch nirgends ist so umfangreiches und zuverlässiges statistisches Material über den Selbstmord dargeboten und in so vielseitiger, lichtvoller Weise verarbeitet worden.

In dem Verlage von **Josef Graveur** in **Neisse** ist erschienen:

Dr. E. Melzer, Historische kritische Beiträge

zur Lehre von der Autonomie der Vernunft in den Systemen Kants und Günthers. Zweite, verbesserte und bedeutend vermehrte Auflage. (Preis 4 Mark.)

Ein besonderes Interesse verleiht dem Werke ein in dasselbe aufgenommener Briefwechsel zwischen dem Verfasser und Herrn von Hartmann, dem berühmten Verfasser der „Philosophie des Unbewußten".

Von demselben Autor: „Die Unsterblichkeitstheorie J. G. Fichte's" (Preis 50 Pf.).

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega.

Mit einem historischen Rückblick auf frühere Reisen längs der Nordküste der Alten Welt.

Von

Adolf Erik Freiherrn von Nordenskiöld.

Zwei Bände.

Mit 2 Porträts in Stahlstich, 500 Abbildungen in Holzschnitt und 19 Karten.

8. Geh. 22 M. Eleg. geb. 26 M.

(Auch in 22 Lieferungen à 1 Mark nach und nach zu beziehen.)

Wie Nordenskiöld's Entdeckung und Durchsegelung der Nordostpassage als eine geographische That von eminenter Wichtigkeit die Bewunderung der ganzen gebildeten Welt erregt hat, so fand auch das Werk, in welchem er selbst über seine denkwürdige Fahrt in mustergültiger Darstellung Bericht erstattet, schon während des Erscheinens in Lieferungen die günstigste Aufnahme und ungewöhnliche Verbreitung. Dasselbe liegt nun in zwei reich illustrirten Bänden abgeschlossen vor, für jede Haus-, Schul- und Volksbibliothek eine Zierde von bleibendem Werth.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Kriegführung unter Benutzung der Eisenbahnen und der Kampf um Eisenbahnen.

Von

H. L. W.,

Königlich Preuß. Hauptmann und Compagniechef.

Zweite Auflage.

Nach den Erfahrungen der neuesten Kriege vollständig neu bearbeitet **von einem deutschen Stabsoffizier.**

Mit in den Text gedruckten Abbildungen, lithographirten Plänen und Tafeln.

8. Geh. 14 M.

Nachdem dieses Werk in der ersten Auflage schon seit längerer Zeit vergriffen war, ist es nun von dem Bearbeiter der zweiten Auflage gänzlich umgestaltet und fast auf das Dreifache erweitert worden. Dabei wurde namentlich das praktische militärische Bedürfniß in erschöpfender Weise berücksichtigt und so ein Lehrbuch des gesammten Militär-Eisenbahnnetzes geschaffen, das zum Studium dieses gegenwärtig so wichtigen Zweigs der Kriegswissenschaft unentbehrlich sein dürfte.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAISERLICHE PUBLIC LIBRARY Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 33. — 17. August 1882.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Zum Bühnenweihfestspiel in Baireuth. Von Eugen Jabel. — Eine Anthologie von Originalgedichten. Von Rudolf von Gottschall. — Schriften zur Culturgeschichte. — Aus dem Nachlaß eines Malers. Von Friedrich Weber. — Ein Bild der Gesellschaft des zweiten Kaiserreichs. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Zum Bühnenweihfestspiel in Baireuth.

Trotz aller Versprechungen, welche uns die Wagnerianer gemacht haben, befindet sich die Erde noch auf demselben Flecke wie bisher, und die Aufführung des „Parsifal" ist gerade so an uns vorübergegangen wie so manches andere künstlerische Ereigniß, dem der Parteien Gunst und Haß zutheil geworden ist. Wir alle, die wir nach Baireuth gepilgert waren, haben, als wir unsere gewohnte Thätigkeit aufnahmen, weder etwas von der neuen weltgeschichtlichen Epoche, noch von der Offenbarung des tiefsten Lebensgeheimnisses gespürt, auf welche wir seit Monaten durch eine journalistische Clique aufmerksam gemacht wurden. Nicht einmal den Dichter der „Flegeljahre", der doch eine unbequeme Concurrenz bilden mußte, da er innig mit dem Ruhme Baireuths zusammenhängt, hat die Aufführung des Bühnenweihfestspiels von seinem granitenen Sockel auf dem Gymnasiumsplatze oder aus dem Herzen unserer Nation zu verdrängen vermocht. Die Darstellung des „Parsifal" ist eben ein theatralisches Erlebniß wie andere mehr, das die Bühnenfreunde geistig beschäftigt und angeregt hat. Die Aufbauschung desselben zu etwas noch nie Dagewesenem, das die bisherige Ordnung der Dinge auf den Kopf stellen soll, richtet sich von selbst als eine Ungehenerlichkeit. Für den ruhigen Beobachter wird die ekstatische Art und Weise, in welcher sich die Anerkennung der Wagner'schen Kunstleistungen in gewissen Kreisen Luft macht, ein großes psychologisches, aber ein sehr geringes ästhetisches Interesse haben. Die tropische Hitze des Geistes, die höchste Erregung der Seele mag das schöpferische Genie für sich in Anspruch nehmen, während sich bei den kleinen Leuten, die den Gott jauchzend umtanzen, dieses Nachäffen unsäglich komisch macht.

Zum Glück ist die Zeche vielfach unvergleichlich besser als das Wirthshausschild, welches die Reclame über die Thür gehängt hat. Die Ausnahmeerscheinung Richard Wagner's, seine geistige Ueberlegenheit und Energie bedürfen für den natürlich empfindenden Menschen keiner Interpretation durch den Lärm der Schüler, die auf ihres Meisters Worte schwören. Das hindert jedoch nicht, die Thatsache auszusprechen, daß der „Wort- und Tondichter", wie er sich selbst nach dem baireuther Adreßbuch nennt, sein Princip der Opernreform im „Parsifal" in einer Weise angewendet hat, die offenbar ein weiteres Fortschreiten auf diesem Wege unmöglich macht. Es ist die höchste Vergeistigung und Luftverdünnung, die wir uns zu denken vermögen; jeder weitere Schritt müßte den luftleeren Raum erzeugen. Wir halten es schon für unmöglich, daß unsere Nation in der Atmosphäre des „Parsifal" lange zu athmen im Stande sein sollte. Für Wagner war die Rückkehr zur altdeutschen Sagenpoesie eine Reaction gegen den äußern seelenlosen Pomp, den die große Oper entfaltete. Er wollte starke naive Naturen und erneuerte auf diese Weise das Andenken an Heldengestalten, an welche sich unser Volk kaum noch erinnerte. Wie er seinen fliegenden Holländer, Tanhäuser, Lohengrin menschlich voll und breit ausgestaltete, wird immer zu den bewunderungswürdigsten Thaten der deutschen Bühne gezählt werden müssen. Aber ganz allmählich verwandelte sich diese natürliche Kraft in das Abstruse und Mystische und erzeugte solche barocke Erscheinungen wie den Zaubertrank in „Tristan und Isolde" und die Göttermaschinerie in den „Nibelungen". Im „Parsifal" sehen wir Wagner geradezu den Boden des deutschen nationalen Empfindens aufgeben und zu einer uns fremden ausländischen Form der Sage zurückgreifen. Bei Wolfram von Eschenbach ist das Mit-

gefühl mit den Leiden des von einer giftigen Lanze verwundeten Amfortas ein und alles; kein religiöser Impuls, kein Wunsch, der Hüter und Herrscher des Grals zu werden, ist für seine Entschließungen maßgebend. Diese schöne Menschlichkeit gibt Wagner auf, indem er das religiöse Motiv auf das schärfste herausarbeitet und durch dessen Anwendung bis zur Verherrlichung mönchischer Ascese und jener düstern Anschauungsweise gelangt, welche die französischen Gral-Dichtungen bestimmt. Parsifal hat nicht wie Tanhäuser die Wonnen der Leidenschaft und die Schmerzen der Reue durchkostet, nicht wie Lohengrin die Unschuld ritterlich vertheidigt, nicht wie Siegfried ein Schwert geschmiedet, sondern sein einziges Verdienst besteht darin, daß er dem verführerischen Reiz des Weibes widersteht. Während aber bei Wolfram diese Entsagung dadurch eine hohe ethische Bedeutung erhält, daß Parsifal die seinem Weibe gelobte Treue nicht brechen will, steht uns der unverheirathete Wagner'sche Held wie ein Mönch gegenüber, der sein Gelübde nicht zu verletzen wagt. Damit ist ihm die menschliche Theilnahme nur bei denjenigen nicht versagt, die auf dem Boden der positiven Religion, speciell des katholischen Glaubens stehen. Daß die Verherrlichung des letztern Wagner's eigentlicher Endzweck ist, kann angesichts der Charfreitagsscenen im ersten Acte, der Fußwaschung im dritten Acte, wodurch Parsifal geradezu als Christus erscheint, für niemand mehr zweifelhaft sein. Wir aber meinen, daß der moderne Künstler die Sagen einer fernab liegenden Zeit, wenn er sie ästhetisch verwerthen will, menschlich so umzudeuten habe, daß sie auch einer natürlichen nicht voreingenommenen Empfindungsweise Rede stehen können.

Im übrigen ist dem Textbuch nachzurühmen, daß es unleugbar große dichterische Vorzüge hat. Alles Störende und Nebensächliche ist ausgeschieden; die Handlung schreitet in den drei Acten, die sich in je zwei Scenen theilen, ruhig und gleichmäßig fort; die schwatzhafte Breite, die sich in den „Nibelungen" störend bemerkbar macht, ist hier glücklich vermieden. Auch die Sprachverrenkungen, sonst eine Specialität Wagner's, sind hier viel sparsamer als in dem großen tetralogischen Werke angebracht. Der musikalische Theil der Arbeit hat uns an dieser Stelle weiter nicht zu beschäftigen, wir wollten nur mit einem Wort den allgemein geistigen und literarischen Gehalt, der bei der „Parsifal"-Aufführung zu Tage getreten ist, berühren. Wagner's Originalität verleugnet sich auch hierbei nicht; aber sie hat einen entschieden welt- und menschenfeindlichen Charakter angenommen. Während seine Empfindungsweise früher von der Majorität unsers Volks ohne weiteres getheilt werden konnte, droht er sich jetzt in eine Mystik, die künstlerisch sich nicht mehr auflösen läßt, und in eine durchaus undeutsche Ascese zu verrennen. Mit dem „Parsifal" steht Wagner nicht mehr mitten unter uns als Fleisch von unserm Fleisch und Geist von unserm Geist, sondern stellt nur noch eine eigenthümliche Ausnahmeerscheinung dar, die wir aus den Consequenzen eines streng durchgeführten Princips wol verstehen können, ohne daß wir Neigung verspüren, uns mit ihr zu verschmelzen.

Eugen Zabel.

Eine Anthologie von Originalgedichten.

Neues Münchener Dichterbuch. Herausgegeben von Paul Heyse. Stuttgart, Kröner. 1882. Gr. 8. 5 M. 60 Pf.

Die Dichter, welche der münchener Tafelrunde oder dem Krokodil und überhaupt der poetischen Genossenschaft der Isarstadt angehörten, mögen sie jetzt auch wie Geibel, Bodenstedt und Grosse seit längerer Zeit derselben untreu geworden sein, haben sich unter der Führerschaft Paul Heyse's vereinigt und dem deutschen Publikum, das gegenüber der Lyrik eine bedenkliche Kühle zeigt, durch das vereinte Gewicht so vieler „bester Namen" einen Antheil an ihrem gemeinsamen Schaffen abzunöthigen gesucht. In der That, die Namen Geibel, Lingg, Bodenstedt, Graf von Schack, Victor von Scheffel, Julius Grosse, Paul Heyse haben in deutschen Landen, soweit man noch auf die Namen der Dichter hört, einen guten Klang und das Publikum wird ein von ihnen zusammengestelltes Dichterbuch gewiß nicht unbeachtet lassen.

Freilich finden sich oft hinter einem so glänzenden Schaufenster nur poetische Ladenhüter: die gefeierten Dichter räumen ihre Pulte aus, um nur etwas zu dem Gesammtwerke beisteuern, dasselbe mit ihrem Namen stützen zu können; hier gilt oft das alte Wort: die Flagge deckt das Gut. Es wäre ungerecht, dies auch auf das „Münchener Dichterbuch" anwenden zu wollen, obschon nicht alle Beiträge der namhaften Dichter den Erwartungen entsprechen, die man von ihrem Talent hegt. So müssen wir bekennen, daß die Geibel'schen Herbstblätter, elegische Nachklänge aus der Vergangenheit des Dichters, uns nicht auf der Höhe seiner andern Elegien zu stehen scheinen. Die Distichen, welche Venedig feiern, bewegen sich in etwas ausgefahrenen Gleisen und wenn wir uns vom taubenumflatterten Markusplatze nach Lübeck wenden, so begrüßen wir wieder den Taubenflug, der die Begeisterung des Knaben geweckt hat:

Dreimal selige Stunden des unbewußten Gestaltens,
Die ich im heimlichen Nest droben am Dache verträumt,
Wohin seid ihr entflohn? Die Gesetze beherrsch' ich der Kunst jetzt,
Aber ein Sehnen befällt stets mich, gedenk' ich an euch,
Und noch immer, sobald der Begeisterung Hauch mich umwittert,
Mein' ich, ich höre den Flug schwärmender Tauben, wie dort.

Das unbedeutendste Ereigniß kann der Dichter poetisch bedeutsam gestalten: doch dann muß er dem eigenen Ge-

fühl, mit dem er es aufgefaßt hat, eine Innigkeit verleihen, welche eine hinreißende Wirkung ausübt und gleichsam allgemeine Gültigkeit gewinnt. Sonst bleibt ein solches Gedicht ein gelegentliches Albumblatt. Gedichten wie „Der sechste November", „Zu Schiffe", „Athen", „Heimkehr" können wir keinen höhern Werth einräumen, obschon die dichterische Form durchaus edel und correct ist und Hexameter und Pentameter mit Meisterschaft gehandhabt sind.

Wie Geibel's Talent nach dem Lied und der Elegie hin gravitirt, so dasjenige Hermann Lingg's nach der Ode und dem Hymnus. In freien Rhythmen besingt dieser Dichter: „Girgenti", „In Palermos Dom", „Ixion" und eine „Nachtfahrt im Gebirge": Reisebilder und Veduten im Hymnenstil und ein mythologisches Bild in sinnvoller Auffassung. Dem Gedicht „Ixion" möchten wir den Preis zuerkennen; es hat einen titanischen Zug: die Deutung ist eine tiefere, als die Fabel selbst verlangt; Ixion ist ewig an das Rad seiner Phantasien gebunden, gequält von seinen nie sich verwirklichenden Träumen:

Weh mir, was träumt' ich! Ich schmückte
Niegebornes aus mit dem Widerschein
Jenes Wahngebildes, das mich entzückte!
Zeus, deine Strafe trifft ein!
Fest gebunden an meines Loses
Eherne Fesseln, werd' ich in Ewigkeit
Ringen und leiden um Wesenloses,
Mitten im Sturme der schaffenden Zeit!

Die „Nachtfahrt im Gebirge" hat einen wahrhaft erhabenen Schluß:

Schwerer ballten die Nebel sich und hatten
Undurchdringliche Dunkelheit
Ueber die letzten Lichter weit und breit
Emporgethürmt, gespenstige Schatten —
Ja, das bist du, Vergessenheit!
Die jedes Glück du, Lust und Klage
Mit Nacht umhüllst, so wie dort über längst
In die Versteinrung gesunkene Tage
Du die Felsenstirnen mit Nacht umhängst. — —
Vergessenheit! Ende von Allem! Grenzenloses
Und traumloses Schlafen! Aufgenommen,
Erlöst zu sein und heimgekommen
Zur Ruhe des mütterlichen Erdenschoses!
Ja, das wär' alles, aller letztes Wort
Und letzter Trost, wenn nicht dort
Aus jenen Sternen von der Größe,
Von der Unendlichkeit des Alls ein Schimmer,
Ein Flammenwink sich herniedergösse
Und unsers Daseins Ziel noch immer
Ueber all unser Fürchten und Hoffen weit,
Viel weiter noch hinausstreckte,
Als es je die Vergessenheit
Und der ungeheure Tod bedeckte.

Wer diese Verse aufmerksam liest, dem wird sich freilich gleich das kritische Gewissen regen, und er wird bedauern, daß die formelle Einkleidung eines so mächtigen dichterischen Schwungs zu störenden Bedenken Anlaß gibt. Diese freien Rhythmen sind gereimt und wir halten diese gereimte Form für vollkommen berechtigt; aber der Reim ist eigentlich auch das einzige Band für sie. Es sind freie Rhythmen, denen jedes rhythmische Gefühl fehlt: man vergleiche die Dichtungen Goethe's, Heine's und anderer Poeten, welche ein ähnliches Gewand gewählt haben. Die ewigen Melodien müssen sich auch durch diese freie rhythmische Gliederung bewegen: sonst stocken wir, indem wir uns ihrem Fluge hingeben wollen; sie dürfen nicht aus dem Jambus in den Trochäus hinübertaumeln, nicht aus langhinschleppenden Füßen in den kürzesten Anprall übergehen; sie dürfen nicht ganz unscandirbar werden, wie

Aber kein gegenwärtig Glück und wenn es gleich
Vollaufgespeichert Erwünschtes brächte:
Es schafft nicht wunderselige Tag' und Nächte.

Hier kann das rhythmische Gefühl nicht mehr folgen, und daß dies geschehe, muß auch dort verlangt werden, wo man von dem strengern Gleichmaß des Metrums absieht.

Friedrich Bodenstedt richtet in dem Gedicht „In californischer Wildniß" einen wehmüthigen Gruß an die Indianer Amerikas.

Zu den schönsten Gaben der Sammlung gehören die Gedichte von Adolf Friedrich Graf von Schack: die weihevolle Elegie in Terzinen „Allerseelennacht", die spanischen Mädchenbilder „Ines" und „Dolores", das stimmungsvolle Gedicht „Geistergruß":

Wenn mitternächtlich auf den Gassen
Des Tages letzter Lärm verhallt,
Weil' ich allein in deinem Zimmer
Und sehe, wie des Mondes Schimmer
Zu all den Plätzen, nun verlassen,
Mit blassem Dämmerscheine wallt.

Ein leises Zittern schleicht, ein Beben
Hin an den Wänden, bang und stumm;
Der Rosenstrauch, den du begossen,
Strömt Duft aus Kelchen, neu erschlossen,
Und träumend hinter seinen Stäben
Regt sich der Zeisig wiederum.

Im Strahl des Mondes tönt mit matten,
Gebrochnen Klängen das Klavier;
In Wonne halb und halb in Trauer
Zieht durch die Saiten hin ein Schauer —
Ich fühle, aus dem Reich der Schatten,
Adele, ist's ein Gruß von dir!

Ein anderes Stimmungsbild: „Mitternacht", zeigt uns die Bedeutung der Schack'schen Lyrik, welche die Empfindung vertieft, indem sie dieselbe in den Mittelpunkt des Alllebens stellt.

Joseph Victor von Scheffel hat drei thüringer Geschichtsbilder beigesteuert aus dem Festspiel „Die Linde am Ettersberg". Dasjenige, welches am meisten das körnige, originell-barocke Gepräge trägt, das den Dichter charakterisirt, ist „Der fruchtbringenden Gesellschaft des deutschen Palmenordens Stiftung" mit den Schlußversen:

So hub sich die Gesellschaft an, so ist sie groß gewachsen,
Im Schirm und Oberregiment der Herzoge von Sachsen.
Gottlob, das ganze deutsche Volk ist heut ein Palmenorden
Und seines Werthes sich bewußt in Thaten und in Worten.

In Andacht, Minne, Frühlingslust erklingen deutsche Lieder,
In unentweihter Reinigkeit blüht unsre Sprache wieder.
Doch jenen, die zu ihrer Zeit so schmackhaft Bahn gebrochen,
Sei in der Sprache feinstem Kleid ein Wort des Danks gesprochen!

Die Gedichte von Julius Grosse: „Jugendlieder", „Herbstblätter", sind Erinnerungsblüten, wie sie unsere alternden Lyriker, vor allem der älteste Geibel, jetzt mit Vorliebe in ihr Album zu legen lieben. Rührend ist der folgende Vers:

Bunt umschimmert mich der Herbst —
Ach, es sind des Todes Farben,
Denk' ich der Geliebten, Theuren,
Die beglückt schon vor mir starben.
Nur ein welkes Blatt im Winde
Bin ich selbst, und Ahnung tönt mir,
Daß ein frühes Grab ich finde.

Sinnig sind die „Tagebuchblätter" und die „Vision".

Von den Gedichten von Wilhelm Hertz sagen uns die Nänien auf den Tod des Bruders am besten zu. Schön und schwunghaft ist in der vierten die folgende Strophe:

Der Lebensdrang, der aus den Knospen quillt,
Aus allen Gründen keimt und braust in allen Fluten,
Dich überkam er maßlos, ungestillt
Und ließ durch eigne Kraft dein hastig Herz verbluten.
Verächtlich karg schien, was die Welt dir gab;
Nicht hielt dich ihr verheißend Blühn und Kosen:
Du gingst von ihr im Groll, und flammenrothe Rosen
Warf dir der Frühling trauernd auf das Grab.

Schwunghaft und stilvoll sind auch die Gedichte von Max Kalbeck. Das im Blankvers abgefaßte Gedicht „Ausgleich" kann als ein Hymnus auf die Einsamkeit betrachtet werden. Südliches Colorit hat „Am Meere". Sehr ansprechend ist „Erinnerung":

Von dem grünen Bergeshang,
Wo die Tannen ragen,
Tönt vergeßner Lieder Klang
Mir aus alten Tagen.

Rauscht es nicht den Weg herauf
Wie von leichten Tritten?
Kommt nicht Wer in schnellem Lauf
Athemlos geschritten?

Eingedrückt scheint noch das Gras
An dem trauten Platze,
Wo ich oft so selig saß
Neben meinem Schatze.

An dem Dornenbusche hängt
Noch die wilde Rose,
Und, von Blüten überdrängt,
Winkt der Sitz im Moose.

Und es wogt das Farrenkraut
Fächelnd hin und wieder,
Und wie einst der Himmel schaut
Wolkenlos hernieder.

Alles, alles ist noch so
Wie in jenen Jahren,
Da ich jugendfrisch und froh
In die Welt gefahren.

Doch zurück liegt, ach so weit,
Jugendlust und Lieben;
Treu nur ist der alten Zeit
Die Natur geblieben.

Ein schwermüthiger Zug charakterisirt die Gedichte von Amélie Godin. „Abschied" ist ein Situationslied, dem eine glückliche Pointe abgewonnen ist; dasselbe gilt von dem Gedicht „Ein beschriebenes Blatt". Die Form ist nicht immer correct; so sind in dem Gedicht:

Einziger Trost.

Alles, was der Haß verhängt,
Läßt sich wohl ertragen,
Aber wenn die Liebe kränkt,
Muß das Herz verzagen.

Was allein dich trösten kann,
Willst du's muthig üben?
Ihn, der dir so weh gethan,
Mehr als je zu lieben! —

„verhängt" und „kränkt" und „kann" und „gethan" höchst unreine Reime.

Höhern Schwung nimmt in ihren Gedichten Frieda Port, die allerdings auch in dem ersten „tröstlich" und „köstlich" reimt, ein für das Auge richtiger, für das Ohr unmöglicher Reim. Sonst dichtet Frieda Port in sapphischen Strophen, in Terzinen, in freien Rhythmen: in den letztern hat sie oft etwas Lakonisches, Dunkles; wie wenn sie in dem Gedicht „Götterlist" die Okeaniden, welche den Prometheus umschmeicheln, anredet:

O ihr gefährlichen,
Willenlosen,
Dennoch lebenden,
Liebebeseelten
Waffen Kronions!

Karl Stieler hat außer naiv treuherzigen, altbairischen Dialektgedichten einige Wanderlieder beigesteuert, die meistens schlicht und sinnig sind, z. B.:

Wogensang.

Am Seestrand führt der Pfad vorbei,
Der Thau fällt auf die hohen Wiesen;
Kühl ist die Luft, der Odem frei,
Goldhauch umsäumt die Bergesriesen.

Die Drossel lockt, der Waldstrauch bebt
Im Abendwind mit holden Düften;
Ein Strom von Lebenssehnsucht webt
In diesen klaren, vollen Lüften!

Doch leise rauscht der Wogensang
Sein Lied dazu, das ewig wahre:
Vom Aufgang und vom Untergang! — —
Wohl blüht dies Feld viel tausend Jahre;

Doch andre Augen labt das Licht
Der Strahlen, die dein Auge trafen;
Der Waldstrauch bebt, du hörst ihn nicht,
Die Drossel lockt — und du wirst schlafen.

Außer Stieler hat auch Franz von Kobell, der beliebte bairische Dialektdichter, oberbairische und pfälzische Dialektgedichte beigesteuert und Ludwig Schneegans

Gedichte in straßburger Mundart. Für Freunde derartiger Poesien werden diese gewiß von Interesse sein: wir meinen nur, daß sie in ein „Münchener Dichterbuch" nicht gehören, und da ein Kritiker nicht auf die Kenntniß von Volksdialekten vereidet zu sein braucht, so bekennen wir, daß wir manches in diesen Gedichten nicht verstanden haben und daß uns daher die nothwendigen Grundlagen zu einer Kritik fehlen.

Ein Klostermärchen in zehn Abenteuern: „Bruder Rausch", hat Wilhelm Hertz gedichtet: die drei ersten werden uns hier mitgetheilt. Es ist ein Fragment, dem der Abschluß fehlt. Der Bruder Rausch ist in einen Felsenkeller der Römerzeit vergraben, den die Mönche eines Klosters entdecken: er ist ein zierlicher Geist, einer der „Holden", erwacht aus dem Schlaf von Jahrhunderten, aus dem Rausche, den er sich an goldenem Römerwein angetrunken und läßt sich von den Klosterbrüdern zum Oberkämmerer, Truchseß und Schenken machen. Nun verwandelt sich das ascetische Klosterleben in ein Reich des Genusses: unmerklich wandelt sich ihr Mahl in ein lucullisches; ihr Lager wird ein üppiges; der Kleine baut ihnen ein Sommerhaus mit schöner Fernsicht, und allmählich wird auch der Sinn der Klosterbrüder ein anderer; sophistisch suchen sie ihren Lebenswandel zu rechtfertigen und streben nach neuen Genüssen. Der Kleine bereitet ihnen ein Fest am Sonnwendabend; zwölf zarte Bürschlein im Kleid der fahrenden Scholaren hat er dazu geladen; sie verwandeln sich in zarte Mädchen; der Tanz beginnt und die Paare verlieren sich in dunkle Lauben.

Nur noch ein einz'ger Ton erscholl,
Der süß und immer süßer schwoll,
Bis alle Sinnen und Gedanken
In ihm ertranken und versanken.

Und sieh, da wallt die Königin,
Frau Minne, durch die Mondnacht hin.
Sie blickt umher: des Himmels Dach
Umwölbt ein großes Brautgemach.
Sie segnet mild die ärmste Stätte,
Weiht jedes Blatt zum Hochzeitbette. —

Und rückwärts spielt nach Elbenpflicht
Sein Zauberlied der kleine Wicht,
Bis daß es leise, wie's begann,
In einen Seufzerhauch verrann.

Still ist es. Nur die Flamme saust,
Die tobend in den Aether braust.
Nun sinkt sie jäh, mit Rauch vermischt,
Zuckt, sprüht und flackert und erlischt.
Sacht glitt der Mond dem Walde zu,
Und Thal und Hügel kehrt zur Ruh.
Die Rose, üppig aufgeblüht,
Die Lilie neigt sich schlummermüd.
Da taumeln aus den Kelchen
Verschlungene Libellchen.
Es regnen Käfer liebesmatt
Wie Tropfen Gold von Blatt zu Blatt.
Die Vögel stecken wieder
Die Köpflein ins Gefieder,
Glühwürmchen tippt sein Lichtlein aus,
Still sucht das Wild sein grünes Haus.
Nun huscht der Träume Schattenschwarm,
Und Lieb' entschläft in Liebesarm.
Nichts wacht mehr als der Sternenreigen;
Der wandelt fort in sel'gem Schweigen.

Diese anmuthigen Verse zeigen zur Genüge, daß der Dichter stimmungsvoll zu schildern weiß. Im ganzen ist der Ton mittelalterlicher Dichtung angeschlagen, schlicht, naiv, schalkhaft. Die Pointe der ganzen Dichtung läßt sich allenfalls aus den mitgetheilten Proben errathen.

Das andere mittelalterliche Gedicht „Frau Rata" von Ludwig Laistner ist eine poetische Erzählung, ohne jede Beimischung der Volksmythologie, ohne den Zauber der „Holden" und Elfen. Frau Rata ist ein Fischerkind, das einen Edelmann geheirathet hat, der allmählich die Herzogswürde erlangt. Frau Rata fühlt aber die Ungleichheit des Standes als ein Hemmniß ihres Glücks; sie empfindet, daß sie nicht zu ihm passe, besonders als einmal von vornehmen Gästen ihrer mit leisem Spotte gedacht wird, und so verläßt sie insgeheim den Herzog und ihre Kinder. Sie will sich anfangs in ein Kloster begeben; doch da die Aebtissin ihr erklärt, die Einwilligung ihres Mannes sei nothwendig zur Aufnahme ins Kloster, so gibt sie diesen Plan wieder auf und flüchtet sich auf eine einsame Insel in eine Fischerhütte. Da erfährt sie nach längerer Zeit, daß der Herzog, der ihren sänftigenden Rath entbehrt, im Aufruhr sich gegen den König erhoben und diesen gefangen genommen habe; sie faßt den Entschluß, den König zu befreien, und führt ihn, indem sie dabei im voraus Gnade für den Herzog erwirkt, mit Hülfe des Schließers aus. Der König umlagert dann mit überlegener Macht das Herzogsschloß: es ist leicht zu begreifen, daß alles zum guten Ende hinausgeführt wird. Bei einzelnen Schönheiten zeigt doch das Gedicht bisweilen den manierirten mittelalterlichen Ton, der uns für moderne Dichtungen nicht passend erscheinen will. Daß Frau Rata Mann und Kinder verläßt infolge einer Marotte — denn anders kann man ihre fanatische Betonung der Standesungleichheit doch nicht nennen —, gibt dem Ganzen einen etwas grillenhaften Charakter. Einzelne Schilderungen wie diejenige der Bootfahrt im Sturm zeugen für das Talent des Verfassers:

Und nah und näher fliegt das Schiff,
Vorbei dem wohlbekannten Riff —
Sie sieht es kaum: im Süden nur
Blinzt eine schmale Himmelsspur,
So hat die dräuende Wolkenwand
Rings die Wölbung überspannt.
Unheimliches Geflüster
Raunt plötzlich durch das Düster
Vom Buschwerk drüben am Felsensteig:
Der Nachtwind schüttelt das Gezweig.
In kurzen Stößen, schwül und lau
Umspielt er schon die Stirn der Frau;
Schwere Tropfen klatschen,
Und vorn am Bug ein Patschen
Von Gurgelwellchen. Sie späht erschreckt
Zum Lande, das sich dunkel streckt;

Ihr Auge sucht den sichern Raum,
Wo zu sandigem Ufersaum
Die Klippenküste sich verflacht.
Da flammt ein Blitz, der Donner kracht:
Wachgeschreckt von dem jähen Streich,
Dem pfeilgetroffnen Panther gleich,
Heult winselnd auf die Wetterbö.
Es kocht die Flut und springt zur Höh';
Wasserriesen mit Schaum im Haar
Recken sich auf, eine tosende Schar,
Und schließen sich schnaubend zum kreisenden Kranz
Und wiegen und stampfen den Reigentanz
Und schleudern mit dröhnendem Lachen
Von Hand zu Hand den Nachen.

Der Herausgeber, Paul Heyse, veröffentlicht in seinem „Dichterbuch" eine Zahl von Sprüchen, eine Erzählung „Der Traumgott" und eine dreiactige Tragödie „Alkibiades". Die Gnomik ist eine Domäne der Heyse'schen Muse; er weiß, wenn auch nicht allzu scharfe, doch treffende Epigramme zu schleudern; namentlich auf dem Gebiete der Aesthetik zeigt er in solchen „Xenien" seine wohlgeschulte Bildung. Wer würde ihm nicht beistimmen, wenn er „den Naturalisten" zuruft:

Im Leben pflegt es uns zu frommen,
Wenn wir in gute Gesellschaft kommen,
Und sollen uns in der Kunst bequemen,
Mit der Crapüle vorlieb zu nehmen?

Wollt ihr in Gold den Kiesel fassen,
Muß ich euch eure Freude lassen.
Ich armer idealistischer Thor
Ziehe die Edelgesteine vor.

Dem „Neuen Reich" widmet er die folgenden Epigramme:

Das neue Haus ist fest gefügt; inmitten
Der Stürme steht es hoch und hehr;
Nur die Akustik hat gelitten:
Der Muse Ruf vernimmt man drin nicht mehr.

Vor ew'gen Reorganisiren
Mag uns der Himmel bewahren.
Die Straße, drin die Pflastrer stets hantieren,
Ist übel zu befahren.

„Der Traumgott" ist eine Novelle in Versen mit einem phantastischen Motiv; so ungefähr könnte ein Jünger der romantischen Schule dichten. Auf einer Wanderung an den Gestaden von Sorrent entdeckt der Dichter einen Sarkophag mit halbzerstörtem Bildwerk unter Myrtenbüschen:

Und ein Pfeiler hinterm Marmortroge
Hob sich schlank, vierkantig, nach der Hermen
Art ein Haupt, umkränzt mit Rosen, tragend,
Dem zwei Flügel aus den Schläfen sproßten.

Ein altes Mütterchen sitzt daneben: ihr Vater, ein kundiger Steinmetz, hatte dies Bild entdeckt. Die schönen Züge, die traurig fremden Augen hatten die Tochter angelockt; sie umkränzte oft das Haupt. In eine Villa gegenüber der eigenen Wohnung, erzählt die Alte, war ein fremder Mann eingezogen; sie erfuhr, daß ihm in Sicilien die Räuber Weib und Kind getödtet und daß ihm stets qualvolle Träume den Schlummer stören. Da fleht sie zum Traumgott, er möge ihr diese Träume senden und dem unglücklichen Manne ihre von sanften Träumen gewiegten Nächte schenken. Also geschieht es: der fremde Mann erfährt es, wem er den Frieden seiner Nächte verdankt; die Liebe des Mädchens rührt ihn; sie werden ein Paar. Ein etwas barockes Motiv, aber ausgeführt mit feiner Kunst, in den serbischen fünffüßigen Trochäen. Als wahr und tief hat uns die folgende Stelle berührt:

Aber plötzlich sah ich ihn herannahn
Mit ungüt'gem Lächeln auf den Lippen,
Wie man höhnt ein arm verblendet Kindlein.
Und er nahm mich bei der Hand gewaltsam,
Daß der Griff mich wie von ehrner Klammer
Schmerzt', und sprach: Was kümmert dich's, du Thörin,
Wie ich träume? Willst du die Erinnrung
Aus der Brust mir stehlen? Ob sie immer
Schmerzlich sei, — von so viel wachem Glücke
Blieb nur sie allein. Du kecke Diebin,
Hüte dich, an meinen Gram zu rühren!

Zum Schluß hat Paul Heyse noch das „Münchener Dichterbuch" mit einem größern Trauerspiel belastet, dessen Held der geniale Athener Alkibiades ist. Gerade von der Genialität finden wir indeß in diesem dramatischen Charaktergemälde wenig Züge. Es spielt in Persien, in Daskylion, der Residenz des Pharnabazos. Ein Spartaner, Brasidas, der den Alkibiades bis hierher verfolgte, hat vergeblich einen Angriff auf ihn gemacht: von Mandane, der Schwester des Satrapen, erfahren wir, daß Alkibiades mit der andern Schwester Kassandra ein Liebesverhältniß gehabt und von ihm verlassen an gebrochenem Herzen starb. Diese Mandane ist nun die eigentliche Heldin des Dramas; auch sie entbrennt in Liebe zu Alkibiades, der aber eine Korintherin Timandra mit sich führt und zwischen der stolzen leidenschaftlichen Perserin und der Griechin schwankt. Dies Schwanken wird sein Verderben: schon auf Mandane's Wagen stehend, die ihn entführen will, springt er wieder herunter, und da die Liebe derselben sich in glühenden Haß verwandelt hat, wirft sie die Fackel in die Hütte des Alkibiades und läßt ihn durch ihre Perser tödten.

Dieser Alkibiades ist kaum etwas anderes als ein schwankender Frauenheld, trotz einiger patriotischen Ergüsse ohne jeden Zug von Größe; ebenso ohne den blitzenden kecken Geist, den man bei ihm voraussetzen mußte. Weit mehr interessiren die Frauengestalten: in ihrer Zeichnung sind feine psychologische Züge unverkennbar, auch ist ihr Contrast ein echt künstlerischer. Die Sprache ist meistens von gefälliger Anmuth, wie in dem folgenden Monolog des Alkibiades:

Nun denn, du Allgewalt'ge, deren Lächeln
Selbst auf des Schicksals eh'rner Stirn die Falten
Zu glätten Macht hat, Goldenthronende,
Die du den Knaben schon verführerisch
Anlachtest, dann dem Jüngling und dem Manne
Vorleuchtetest durch seines Lebens Sturm,
Wie dort dein schöner Stern, — erhabne Kypris,

Ist's wahr? Dem Vielverwöhnten hättest du
Das Wundersamste bis zuletzt gespart?
Am öden Strand, wo er zu scheitern wähnte,
Bereitet hast du ihm ein Königreich,
Und die ihn dort erharrt mit Racheglut,
Mit weichen Armen hülfreich zieht sie ihn
Empor an ihre Brust, auf ihren Thron?
Und doch — ich kenn' euch nur zu gut, ihr dunkeln,
Zweideutig Waltenden, und euren Neid!
(Timandra tritt aus der Hütte.)
Ihr wählt so oft ein köstliches Gefäß,
Dem hülflos Schmachtenden ein Gift zu reichen.
Das Schicksal, gleich der Buhle des Aegisth,
Lockt uns ins laue Bad, um, wenn wir ihm
Erquickt entsteigen, tückisch uns zu fällen.

Bisweilen erhebt sie sich auch zu leidenschaftlicherm Wogenschlag, wie in der folgenden Rede der Mandane:

Wer sah's mit an? Ihr alle?
Und alle lebt ihr noch? Und ich, ich lebe,
Verschmäht, zertreten, ein verachteter
Wegwurf aus eines Uebermüth'gen Hand?
Warum nun schweigt ihr? Warum brecht ihr nicht
In Hohngelächter aus? Wie? macht das Mitleid
Euch stumm? Mitleid — mit mir?! O lieber will ich
Die Sohlen euch mit Dornen kitzeln lassen,
Daß ihr nur lachen müßt! — Ich selber, seht —
Ich lache, lache! Niemals hört' ich noch
So lust'gen Schwank. Der Bettler, der nicht hat,
Wo er sein Haupt hinlege, der zu Gast geht
Bei niedern Hirten — still! nicht lachen! Rührte
Nicht seine Noth mein Herz? Und er, er dankt
Mir so dafür! O namenlose Schmach!
Pfui! weinen? — Nimmermehr! Was hülf' es auch?
Ein Meer von Thränen wilder Wuth und Scham,
Es wüsche mich nicht rein. Nur sterben — sterben —
Er — oder ich! (bedeckt das Gesicht mit den Händen).

Doch der stolze Name, den der Träger der Handlung führt, wird durch diese nicht gedeckt und deshalb scheiden wir mit einem Gefühl der Unbefriedigung von dem Stücke, das einzelne interessante Scenen enthält, aber im ganzen in einem zu schwächlich-weichlichen Ton gehalten ist.

Rudolf von Gottschall.

Schriften zur Culturgeschichte.

1. Deutscher Humor neuer Zeit. Ein Buch für Freunde des Humors und zugleich ein Beitrag zur Cultur- und Sittengeschichte Deutschlands von der Mitte des 18. bis in die dreißiger Jahre unsers Jahrhunderts. Von Heinrich Merkens und Richard Weitbrecht. Würzburg, Stuber. 1881. 8. 8 M.

Das umfangreiche Buch ist der zweite Band eines Werks, dessen erster Band 1879 unter dem Titel „Deutscher Humor alter Zeit" erschienen ist. Den Herausgebern war bei der Auswahl der aufzunehmenden Stücke nicht maßgebend, was jetzt als humoristisch gilt, sondern was zur Zeit seines Entstehens dafür galt, und somit mußte vieles aufgenommen werden, sowol was jetzt langweilig und fade, als was jetzt plump und unanständig erscheint. Das Ganze soll eben, wie der Titel sagt, die Cultur und Sitte der betreffenden Zeit schildern. Zu diesem Zweck ist nicht nur dem Humor im engern Sinne, sondern auch jeder Art von Witz und Satire der Zutritt gestattet worden. Uns scheint, daß die Herausgeber in ihrer Liberalität zu weit gegangen sind und manchen Dichter zu Ehren bringen wollten, der besser vergessen bliebe. So z. B. ist es des Guten sicher zu viel, daß Proben aus nicht weniger als drei Travestien der „Aeneis" Platz gefunden haben, nämlich außer derjenigen Blumauer's noch aus zwei andern sonst wol selten genannten. Unter den zweiundsechzig berücksichtigten Schriftstellern nennen wir: Gellert, Zachariä, Lessing, Rabener, Thümmel, Claudius, Lichtenberg, Leisewitz, Hippel, Gleim, Wieland, Herder, Goethe, Schiller, Voß, Jean Paul, Tieck, Hebel, Brentano, Haug, Kerner, E. T. A. Hoffmann, Börne, Raimund, Wilhelm Müller, Hauff, Chamisso, wozu noch mehrere Stücke Ungenannter kommen.

2. „Ehret die Frauen." Beiträge zum modernen Culturleben der Frauenwelt. Von F. S. Warneck. Zweite bedeutend vermehrte Auflage. Leipzig, Reichardt. 1882. 8. 5 M.

Im wesentlichen eine Streitschrift gegen John Stuart Mill und dessen Vertheidigung des Strebens nach politischer Emancipation des weiblichen Geschlechts. Der Verfasser sagt zwar selbst: das Contingent der weiblichen Fortschrittspartei schrumpfe auf ein sehr unansehnliches Häuflein misvergnügter Blaustrümpfler (soll doch wol heißen: Blaustrümpfe) zusammen, welche Grund zu haben meinen, mit der Männerwelt zu hadern. Aber warum bemüht er sich denn, gegen diese winzige Partei so viel Pulver zu verschießen? Warum er es vorzieht, John Bright „Jakob Bright" zu nennen, ist uns unklar. Wir glauben indessen kaum, daß er mit seiner Polemik viel Glück haben werde. Die meisten vernünftigen Menschen, selbst fortschrittlichster Richtung, wollen von politischer Bethätigung der Frauen ohnehin nichts wissen, und auf die Anhänger dieser der ganzen Natur des Weibes widersprechenden Bestrebung wird der Verfasser weder durch seine heftige leidenschaftliche Sprache noch durch seine christliche Orthodoxie Eindruck machen. Daß die Bibel jener Bestrebung entgegen ist, brauchte der Welt doch wahrhaftig nicht nachgewiesen zu werden, wie der Verfasser es allen Ernstes thut! Daß er sogar gegen die harmlose Höflichkeitsformel „meine Damen und Herren" loszieht, ist wirklich mehr komisch als ernst! Der Verfasser bedient sich auch mancher höchst platter und unglücklicher Bilder, z. B.: „Man denkt sich die Engel mit Flügeln, aber deshalb denkt doch niemand bei dem Flügelschlag jeder Feder schon an einen Engel." (!!) Auch neu erfundene Wörter finden sich, z. B. „gevortheilt";

man könnte sie aber kaum gelungen nennen. Das Buch enthält ganz merkwürdige Stilproben; auch ist der Verfasser in Fremdwörter ganz verliebt und braucht solche, deren sich sonst niemand bedient, z. B. „obtrudiren". Ganz falsch ist „Exerciren" (statt Ausüben) des Stimmrechts. Exerciren heißt im Deutschen nur: sich in den Waffen üben.

Ein zweiter Hauptabschnitt des Buchs tritt, und zwar in vielen Beziehungen gewiß mit Recht, gegen die Uebertreibungen des Systems der Kindergärten auf und verficht größere Berücksichtigung des Kinderzimmers, d. h. er verlangt, daß sich die Aeltern mehr mit der Erziehung der Kinder beschäftigen, statt sie andern zu überlassen. In zwei Schlußabschnitten ist der, wie gesagt, in manchem berechtigte, aber in der Form verfehlte Standpunkt des Verfassers unter dem bestechenden Bilde eines Traums zusammengefaßt.

3. Die politische Kraft des Weibes. Historische Skizzen von Franziska Hoffmann. Basel, Krüsi. 1881. 8. 2 M. 40 Pf.

Wenn Bücher von so offenbarer Confusion wie dieses ernst genommen werden dürften, so würde dasselbe Warneck's Polemik vollkommen rechtfertigen oder auch überflüssig machen, wie man will. Es ist traurig zu bemerken, in welchen Zustand der sonderbare Drang nach den Freuden des Wahlrechts ein weibliches Gehirn versetzen kann. Jedenfalls wird es einem normal denkenden Menschen sehr schwer, sich klar zu machen, was die Verfasserin mit ihren langen schwülstigen Tiraden über Medea, die Amazonen, die Hetären und die Vestalinnen eigentlich beabsichtigt, und was diese antiken Figuren, an die sie nach Art Halbgebildeter allerlei abenteuerliche mythologische Deutungen und Hypothesen knüpft, mit dem Stimmrecht der Frauen eigentlich zu thun haben. Die Verfasserin scheint gar nicht zu wissen, was ihrem Geschlecht in Wahrheit noth thut; sonst würde sie gewiß ganz andere Fragen erörtern, die weit brennender sind als der Zutritt zur Wahlurne! Neben der argen Verirrung in Bezug auf den Inhalt des Büchleins kommen denn auch Sprach- und Namenschnitzer, wie Syrenen, Amphybien, Chrisostomus, Aequinoxium, Leukothoä, und geographische Schnitzer, wie der Pontus Euxinus sei das Kaspische Meer, kaum in Betracht, sowie daß die Verfasserin in Fremdwörtern förmlich schwelgt. Es gibt endlich für sie keine Mythe und Sage; alles, was jemals, wenn auch nur von Dichtern, erzählt worden, ist nach ihrer Ansicht unanfechtbare Thatsache!

4. Die Grundsätze der Freimaurerei im Völkerleben. Ein geschichtsphilosophisches Erbauungsbuch von J. G. Findel. Leipzig, Findel. 1881. 8. 4 M.

Der Verfasser hat bekanntlich seine Wirksamkeit vorwiegend oder fast ausschließlich der Freimaurerei gewidmet. Diesem Umstande mag es zuzuschreiben sein, daß er die Institution überschätzt oder sie mit dem ihm vorschwebenden Ideal der Humanität, das auch außerhalb der Logen ganz bedeutende Vertreter hat und solche hatte, ehe es Freimaurer gab, verschmilzt. Daß die Freimaurerei so alt sei wie die menschliche Gesellschaft, dieser Ausspruch des nach seiner Aufnahme als Freimaurer ganz passiv verbliebenen Lessing wird zwar vielfach von den Bundesbrüdern betont, ist aber falsch. Freimaurerei ist nichts weiter als eine auf das moralische Gebiet angewandte Fortsetzung der alten Baucorporationen. Diese Fortsetzung mit den humanistischen Bestrebungen zu identificiren, daran denkt überhaupt erst seit wenigen Jahrzehnten ein kleiner und noch dazu nicht maßgebender Theil des Freimaurerbundes. Officiell weiß der letztere nur von Bundes-, nicht von Menschheitszwecken, nur von Bundes-, nicht von Menschenbrüdern; er besitzt ein Noth- und Hülfszeichen, nur um Bundesbrüdern, nicht um andern Menschen Hülfe zuzuwenden; er umfaßt bedeutende Abtheilungen, welche Juden oder Neger oder sogenannte Atheisten oder Gegner der Ceremonien, Titulaturen und Decorationen streng von sich ausschließen, worüber die außer dem Bunde stehende civilisirte Menschheit längst hinaus ist. Die Freimaurerei ist hinter der Humanität weit zurückgeblieben, und die wenigen Freimaurer, bei denen dies nicht zutrifft, befinden sich in einer argen Selbsttäuschung, wenn sie Humanität und Freimaurerei für eins und dasselbe halten.

Findel ist zwar keineswegs blind in dieser Täuschung befangen, aber er ist auch nicht ganz frei von ihr. Wenn er sagt, sein Buch behandle in keiner Weise das Logenwesen, das Freimaurerthum in seiner innern Organisation und in seinem temporären Wirken, sondern nur die Grundsätze an sich und ihren Einfluß auf das Völkerleben, so zerstört er, bevor er aufgebaut hat; denn der Freimaurerbund hat keine anerkannten Grundsätze, die vom Logenwesen unabhängig wären; nur einzelne Freimaurer haben solche und diese einzelnen bilden keine Organisation, die ein Recht hätte, zu bestimmen, welches die Grundsätze eines Inbegriffs von etwa hundert mehr oder weniger moralischen Gesellschaften seien, in welche sich nach und nach der Bund der alten Bauleute zersplittert hat und deren Zwecke und Statuten sehr verschiedene sind. Es ist nothwendig, hierüber klar zu werden und reinen Wein einzuschenken. Die Grundsätze, deren Einfluß auf das Völkerleben Findel verfolgen will, sind nicht die Grundsätze der Freimaurerei, sondern die Grundsätze der Humanität, welche nicht von den Freimaurern erfunden sind, sondern umgekehrt, wie auf andere Kreise, so auch auf die Freimaurer eingewirkt haben, aber weit davon entfernt sind, die im Freimaurerbunde herrschenden und anerkannten zu sein.

Es soll damit den Freimaurern und den Logen durchaus kein Vorwurf gemacht werden. Jede geschichtliche Erscheinung kann nur das sein, was sie ihrer Entstehungsart und ihren Schicksalen nach sein muß. So wenig das Christenthum das ist, was der Protestantenverein daraus machen möchte, so wenig ist die Freimaurerei, die sich von den Logen so wenig losmachen kann als das Christenthum von den Kirchen, das, was Findel und seine Freunde bei allem guten Willen darin sehen möchten. Allerdings geben

manche Großlogen und Logen in ihren Statuten dem Bunde allgemein humane Zwecke, aber erst seit neuester Zeit und in verschiedener Weise, sodaß man nur von Grundsätzen der Humanität und ihrem Einfluß auf die Freimaurerei, nicht von Grundsätzen der Freimaurerei und ihrem Einfluß auf die Menschheit sprechen kann. Ja es gibt freimaurerische Körperschaften, welche die schönsten Grundsätze aufstellen, aber nicht befolgen, so z. B. die Großloge von Schweden, welche nach ihren Gesetzen zum Zwecke hat, „die Verbesserung des Menschengeschlechts und dessen Aufklärung in der edeln Wissenschaft, die Tugend zu erhöhen" u. s. w., aber die Aufnahme von Nichtchristen verpönt und die Brüderschaft durch eine ritterliche Aristokratie bedrückt, welche eine nachgewiesenermaßen erdichtete Legende mit mystischen Ceremonien als Grundlage aller Logenarbeiten aufrecht hält.

Die Päpste haben die Freimaurerei allerdings aus dem Grunde wiederholt verflucht, weil sie Leute verschiedener Confession aufnahm; aber dies thut sie ja nicht durchweg; der wahre Grund jener Verfluchungen ist einfach der, daß die Hauptmasse der Freimaurer aus Protestanten und aus mehr oder weniger liberalen Katholiken besteht. Findel meint: seit Begründung des Freimaurerbundes wendeten sich die unzufriedenen Katholiken nicht mehr dem dogmatischen Protestantismus, sondern der Freimaurerei zu; es ist dies nicht durchaus richtig, aber soweit es richtig ist, kommt es daher, daß die Freimaurerei ziemlich allgemein im Geruch der Freidenkerei steht, wennschon nicht überall und immer mit Recht, und der Grund dieser Meinung ist der, daß zur Zeit der Entstehung des Freimaurerbundes (zu Anfang des 18. Jahrhunderts) in dessen Heimat England die Freidenker großen Einfluß ausübten und gewiß großentheils auch Freimaurer waren, deren eigentliche Stifter übrigens als orthodoxe Presbyterianer und Anglikaner bekannt sind. Der Freimaurerbund hat, beeinflußt von den Ideen der Humanität, mehr durch das gewirkt, was man irrigerweise von ihm hielt, als durch das, was er wirklich war und ist, und diese Umstände werden selbst von aufgeklärten Freimaurern wie Findel vielfach miteinander verwechselt. Mit dem gleichen Recht wie von Grundsätzen der Freimaurerei *vor* Entstehung des Freimaurerbundes könnte man von christlichen Grundsätzen vor Entstehung des Christenthums sprechen, insofern sich bei den griechischen Philosophen, im Buddhismus, Zoroastrismus, ja schon im alten Aegypten Grundsätze finden, die den christlichen ähnlich sind; aber es wäre hier wie dort eine Wortspielerei, hier wie dort ein Anachronismus und nur dazu angethan, die Selbstüberschätzung der Christen wie dort der Freimaurer zu nähren. Wer würde z. B., wenn er von der englischen oder nordamerikanischen Revolution spricht, von den darin geltend gemachten Grundsätzen der Französischen Revolution sprechen, und was würde man von einem patriotischen Italiener denken, der einem Arnold von Breseia, Rienzi oder Masaniello die Grundsätze Garibaldi's und Mazzini's zuschriebe? Es wäre überall eine Umkehrung der historischen Wahrheit, und darum kann auch Findel's „geschichtsphilosophisches Erbauungsbuch" (wie er es nicht ganz passend nennt) kaum dazu beitragen, die Freimaurer in der Bescheidenheit, die ihnen wie allen Menschen wohl anstehen würde, zu bestärken.

Unrichtig ist es, wenn Findel sagt, im Alterthum habe nichts der allgemeinen Organisation der christlichen Kirche Aehnliches bestanden; schon ein halbes Jahrtausend früher bildete der Buddhismus eine völlig einheitlich eingerichtete Kirche mit Patriarchen und Concilien; ja schon die Religion des alten Aegypten war in der Blütezeit des Reichs einheitlich organisirt, und der Pharao wurde in die Geheimnisse der Priester eingeweiht, um als Oberpriester des Reichs fungiren zu können.

Das Mittelalter als „Zeit der Finsterniß" zu bezeichnen, dürfte endlich einmal als überwundener Standpunkt betrachtet werden. Der Begriff „finster" ist sehr relativ. Nachdem die antike Cultur durch ihre Zersplitterung im weiten römischen Reiche und durch die Einbrüche der Barbaren untergegangen, mußte die Menschheit von vorn zu arbeiten anfangen und hat nach und nach ganz achtungswerthe Leistungen zu Stande gebracht. Findel nennt als helle Punkte innerhalb des Mittelalters nur die Araber und die deutschen Steinmetzen, welche doch beide nichts Originales leisteten, und übergeht die Troubadours und Minnesänger, die Albingenser und Stedinger, Dante, Petrarca, Boccaccio und die Humanisten vor der Reformation, während er die letztere überschätzt, die doch nur das Resultat der vorhergehenden geistigen Bewegung war. Die humanistische Bewegung datirt auch keineswegs von der Flucht griechischer Gelehrter aus Konstantinopel nach Italien, sondern ist weit älter; ja in Italien selbst hatte sie seit dem Ende des weströmischen Reichs nie ganz aufgehört.

Es ist unbegreiflich, wie ein Mann von Findel's Bildung so tief in freimaurerischen Vorurtheilen befangen sein kann, daß er im Stande ist zu schreiben, Männer wie Lessing, Herder, Goethe, Fichte u. a. hätten dem Licht, das sie „in der Loge eingesogen", auswärts den Weg gebahnt. Sie haben vielmehr das von der gesammten Zeitrichtung genährte Licht ihres Geistes in die Loge hineingetragen. Wo hätten denn Schiller, Kant, Humboldt u. a., welche nicht Freimaurer waren, ihr „Licht" her? Findel schreibt ferner der Freimaurerei, weil Franklin, Washington u. a. Freimaurer waren, einen großen Einfluß auf die Befreiung Nordamerikas zu. Aber auch die englischen Gegner dieser Befreiung waren großentheils Freimaurer: wie will Findel das erklären? Und wie stimmt es mit dem freimaurerischen Grundsatze, keine Politik zu treiben? Die Wurzeln jener wie jeder historischen Bewegung sind lediglich in den örtlichen und zeitlichen Verhältnissen zu suchen, und diese bestimmen auch die Ansichten der Menschen; nicht die letztern sind es, welche die Ereignisse hervorrufen.

Gewiß hat die Freimaurerei große Verdienste, namentlich im Gebiete der Wohlthätigkeit, und im großen und

ganzen Anspruch auf hohe Achtung; aber sie hat nicht die Geschichte geleitet, sondern ist von ihr geleitet worden. Gewiß hat Findel's Buch viele Vorzüge und ist herzlich gut gemeint, aber es ist ebenso in Vorurtheilen befangen, wie diejenigen sind, denen der Freimaurerbund nach seiner Auffassung auswärts ein Ende machen soll.

5. Lose Blätter aus der Culturgeschichte. Von J. E. Wessely. Berlin, Hanow. 1882. 8. 3 M.

Die in Zeitschriften erschienenen zwölf Aufsätze des bescheidenen und fleißigen Verfassers sind mit Recht gesammelt worden, weil sie in der That einen dauernden Werth beanspruchen können; es sind: „Aus alten Stammbüchern", „Humor und Satire in deutschem Wort und Bild", „Körperliche Gebrechen und ihre Verklärung durch den Humor", „Der Humor beim Sterbebette und am Grabe", „Verjüngungsmittel", „Bart und Perrüke", „Lebende Bilder", „Tod und Teufel in Sage und Sprichwort", „Wunderliche Heilige", „Glocken", „Das Niklasfest", „Zur Ikonographie der Kreuzigung". Die Aufsätze sind sämmtlich höchst anziehend geschrieben und bieten sowol Unterhaltung als Belehrung dar.

6. Der Islam in seinem Einfluß auf das Leben seiner Bekenner, von Johannes Hauri. Eine von der „Haager Gesellschaft zur Vertheidigung der christlichen Religion" gekrönte Preisschrift. Leiden, Brill. 1882. Gr. 8. 6 M.

Aus dem Titel gehen Veranlassung und Zweck der vorliegenden Schrift bereits hervor, welche bezüglich der Tendenz mit der in Nr. 11 d. Bl. f. 1882 angezeigten von Pischon: „Der Einfluß des Islam auf das häusliche, sociale und politische Leben seiner Bekenner", im wesentlichen übereinstimmt, aber namentlich in historischer Hinsicht umfassender ist, während ihr dagegen die bei Pischon sehr ins Gewicht fallende eigene Anschauung fehlt. Es kann heute gegenüber der frühern Ueberschätzung des Islam nicht mehr zweifelhaft sein, daß diese Religionsform weder einen originellen Gedanken noch eine Zukunft besitzt, daß sie die kahlste und dürftigste aller Religionen der Erde ist. Der Verfasser, obschon er nicht aus den Urquellen zu schöpfen vermochte und daher wesentlich eine gute Compilation liefert, verfährt mit großer Gründlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Vollständigkeit; er zieht die gesammte Entwickelung des Islam in den Kreis seiner Betrachtung. Das Leben Mohammed's, mit welchem er beginnt, ist aus Sprenger's großem Werke bekannt. Der Verfasser scheint uns jedoch mit mehr Abwägung der guten und schlimmen Seiten im Charakter des arabischen Propheten vorzugehen; freilich sind die Quellen bedenklich, da sie entweder von ergebenen Anhängern oder von erbitterten Feinden herrühren. Hauri charakterisirt darauf den Koran als ein wunderliches, ungeordnetes, langweiliges Buch, den Islam als die trockenste, eintönigste Religion, die es geben kann. Koran und Islam beruhten der Hauptsache nach auf jüdischen Gedanken, wozu noch zerstreute christliche und parsische Vorstellungen kommen, wie auch manches, wie namentlich der Name Allah, das Heiligthum der Kaaba und der Glaube an die Dschinn (Geister) aus dem altarabischen Heidenthum stammt. Der Islam bestehe lediglich aus Ritualvorschriften wie das Judenthum. Wenn aber der Verfasser die christliche Trinitätslehre dem mohammedanischen Monotheismus als Wahrheit gegenüberstellt, so können wir ihm nicht folgen, so sehr wir die Fortbildungsfähigkeit des Christenthums gegenüber der Unverbesserlichkeit des Islam anerkennen. Wir werden ihm auch auf dem übrigen Wege der Kritik des Islam nicht folgen, da er sich ziemlich tief in theologische Einzelheiten einläßt. Der Verfasser stellt sodann das orthodoxe (sunnitische) und das schiitische System des Islam einander vergleichend gegenüber. Kremer's Werke mußten ihn hier vorzugsweise leiten. Auch die kleinern Sekten des Islam werden in Betrachtung gezogen. Es folgt eine Darstellung der weitern Entwickelungen dieser Abtheilungen der Anhänger Mohammed's und der Reformversuche unter denselben, die in verschiedenen Perioden auftauchten, sowol von freisinniger als von ascetisch-puritanischer Seite.

Weiter betrachtet der Verfasser das Familienleben im Umkreise der islamitischen Völker, das ein sehr düsteres Bild darbietet; das Leben in der Gesellschaft, wobei besonders die trotz aller entgegengesetzten Bemühungen immer noch blühende Sklaverei und der Sklavenhandel, sowie die Behandlung der andersgläubigen Unterthanen mohammedanischer Staaten ins Gewicht fallen; die Cultur des Islam, erst die moralische und politische, dann die pädagogische, intellectuelle und ästhetische, deren niederer Zustand im wesentlichen auf dieselbe Weise geschildert wird, wie ihn die von Pischon gemachten Beobachtungen zeigten. Nur im britischen Indien, auf das der Verfasser näher eingeht, sind die Zustände besser. Es kommen hierauf die moslimischen Herrscher an die Reihe, von denen gezeigt wird, wie sie vermöge ihrer Abstammung von Sklavinnen und ihrer Erziehung im Harem unter Weibern und Eunuchen mehr und mehr entarten müssen.

Die folgenden Abschnitte behandeln den heiligen Krieg und das Heer, wobei die Grausamkeit der Mohammedaner im Kriege und ihre Lust am Zerstören und Verwüsten treffend geschildert werden, und die innern staatlichen Einrichtungen, die bei ihrer Begründung auf den Koran aller Versuche zu Verbesserungen unnachsichtlich spotten. Der Verfasser faßt im Schlußabschnitt sein Urtheil dahin zusammen, daß der Islam zwar viele Schöpfungen ins Dasein gerufen und bis zu einer gewissen Höhe gebracht, aber dann plötzlich die Kraft verloren habe, sie durchzuführen und der Verfall eingetreten sei. Er bezeichnet die Annahme als unrichtig, daß der Islam die für den Orient passende Religion sei; in diesem Falle müßte er andere Ergebnisse gehabt haben und könnte nicht so tief gefallen sein. Dagegen macht er im heidnischen Afrika, in Indien und andern Theilen Ostasiens und auf den Sundainseln noch jetzt Fortschritte, weit größere als das Christenthum. Der Verfasser erwartet aber davon nichts; der Islam ist nach

ihm an der Wurzel faul und keine Aussicht auf seine Erhebung. Er meint, das Christenthum werde und müsse nach und nach an seine Stelle treten. Die bisherigen Erfahrungen sind zwar dieser Erwartung nichts weniger als günstig. Der Verfasser findet aber, es sei nur bisher nicht die richtige Methode bei der christlichen Mission unter den Mohammedanern angewendet worden, und wo der Staat selbst mohammedanisch ist, sei die Mission ohnehin unmöglich, indem jeder solche Staat den Abfall „Gläubiger" und selbst die Versuche zur Bekehrung solcher mit schweren Strafen belegt; auch schreckten die Zustände der orientalischen Christen die Mohammedaner von vornherein ab, Christen zu werden. Es müsse daher auf Beseitigung der mohammedanischen Dynastien hingearbeitet werden. Uebrigens erwartet der Verfasser, aufrichtig gestanden, sein Ziel nicht vom jetzigen, sondern erst von einem künftigen geläuterten Christenthum. Bis dahin hofft er viel von der Thätigkeit christlicher Schulen im Orient, die bereits schöne Resultate aufzuweisen haben, und davon, daß die christlichen Mächte sich der Hauptverkehrswege in Asien und Afrika bemächtigen.

7. Geschichte der aufgeklärten Selbstherrschaft und der Wiedergeburt der Sitten. Von Stephan Gätschenberger. Leipzig, O. Wigand. 1881. Gr. 8. 6 M.

Eigenthümlich ist die Motivirung dieses Buchs. Es wurde, sagt der Verfasser, zur Zeit der Säcularfeier der Thronbesteigung Joseph's II. und des hundertjährigen Todestags des großen Lessing, im Jahre, in dem vor einem Jahrhundert Kant's „Kritik der reinen Vernunft" und Schiller's erstes Drama erschienen, vollendet, „um dazu beizutragen, daß diese hellsten Geister, diese edelsten Charaktere und besten Herzen auch in Zukunft die Leitsterne Deutschlands bleiben". Und zu diesem Zweck mußte die „Geschichte der aufgeklärten Selbstherrschaft und der Wiedergeburt der Sitten" geschrieben werden? Man sollte denken, die richtigere Consequenz jenes Strebens wäre eine „Geschichte der Aufklärung", ohne die Selbstherrscher, welche die letztere nur begünstigten, soweit ihr Interesse es gebot, in den Vordergrund zu stellen. Auch der zweite Theil des Titels: „Wiedergeburt der Sitten", ist nicht hinlänglich klar. Die Sitten sind kein Gegenstand, bezüglich dessen sich so genau abmessen ließe, ob es damit besser oder schlimmer wird, ob eine Wiedergeburt oder ein Verfall derselben vorliegt; es kommt dabei meist auf persönliche Ansichten oder herrschende Vorurtheile an.

Der Verfasser sagt im Vorwort: die aufgeklärte Selbstherrschaft par excellence, deren Geschichte den Inhalt des vorliegenden Buchs bildet, beginne „eigentlich" mit dem Hubertusburger Frieden 1763; doch lasse sich ihr Streben erst ins rechte Licht setzen durch die Erkenntniß des Einflusses, den die sogenannte Aufklärungsperiode auf sie ausübte. Dies heißt doch ungefähr soviel als, wie wir oben sagten, daß es sich im Grunde um eine Geschichte der Aufklärungsperiode vom Ende des 17. bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts handle, und nicht um eine Geschichte der aufgeklärten Selbstherrschaft. Die letztere ist mehr Staffage als Hauptgegenstand des Gemäldes. Die Einleitung überblickt, um den Titel zu rechtfertigen, die aufgeklärten Selbstherrscher früherer Zeiten, und das erste Kapitel beginnt dann mit dem Cardinal Richelieu, doch nur, um bald auf die glänzende Regierung Ludwig's XIV. und seines Colbert und auf die Literaturblüte unter derselben überzugehen. Das zweite Kapitel schildert die Kehrseite dieses Glanzes, die verwüstenden Kriege und Religionsverfolgungen unter dem „Nonnenkönig" und ihre verderblichen Folgen bis zu seinem Tode; das dritte den Zustand Europas nach diesen Kriegen und Verfolgungen, den damaligen Verfall des Charakters und der Sitten bei Fürsten und Völkern; das vierte und fünfte die mit diesen Missständen zusammenhängende Wirksamkeit der Jesuiten und die fortdauernden Greuel der Folter, der Hexenprocesse und der Inquisition, welche den Wohlstand Spaniens, Frankreichs, Italiens, Ungarns und anderer Länder untergruben. Mit dem sechsten Kapitel beginnt dann die Geschichte der Aufklärung, als der Nothwehr und heilsamen Reaction gegen den politischen und religiösen Druck des 17. Jahrhunderts; sie hebt an mit der Vertreibung Jakob's II. in England durch Wilhelm III. von Oranien und treibt ihre ersten Blüten in der freien Wissenschaft und Literatur Englands und Hollands, als deren Begründer Locke gefeiert wird, an den sich die englischen Deisten und Freidenker anschließen. Wie die Aufklärung nach Frankreich verpflanzt und durch dieses dem übrigen Europa vermittelt wird, zuerst durch Voltaire, dem Montesquieu, Rousseau und die Encyklopädisten folgen, wie dem anschwellenden Strom die Jesuiten zum Opfer fallen, womit sich die aufgeklärte Despotie als willenloses Werkzeug der Aufklärung kundgibt, zeigen die zwei folgenden Kapitel. Mit dem neunten und zehnten scheint uns der Verfasser einigermaßen aus der richtigen genetischen Reihenfolge der Ereignisse herauszufallen, indem er erst jetzt den Börsenschwindel des 17. und im Anfang des 18. Jahrhunderts nachholt, das Maitressenwesen und sonstige Unsitten seit dem Tode Ludwig's XIV. anfügt und die Rococomode schildert. Dies erklärt sich jedoch durch den schon berührten zweiten Theil des Titels: die sogenannte Wiedergeburt der Sitten seit Anfang des 18. Jahrhunderts in England sollte damit eingeleitet werden, mit welcher sich das elfte Kapitel beschäftigt; ob indessen durch die moralische Tendenz der Steele und Addison eine wirkliche Besserung der Sitten bewirkt wurde, wird sich schwer ergründen lassen; das Leben ihres Nachfolgers Swift spricht nicht dafür; jedenfalls hätten sich diese Bestrebungen an diejenigen Locke's und der Freidenker anschließen sollen. Weiter wird behandelt der politische Renaufschwung Englands, die mit Leibniz beginnende Aufklärung in Deutschland, neben welcher der Pietismus gegen die Orthodoxie kämpft, der Aufschwung der deutschen Literatur seit Bodmer und Breitinger, die Verwirklichung ihrer Anregungen durch Kleist und Lessing während des Sieben-

jährigen Kriegs, die vom Verfasser mit Recht gegeißelte Gleichgültigkeit, ja Feindseligkeit Friedrich's II. gegen diese Fortschritte. Dann die Thaten und Unthaten des aufgeklärten (und unaufgeklärten) Despotismus in Oesterreich unter Joseph II., in Rußland unter Katharina II. und Alexander I. (über welche der Verfasser noch bis in die Gegenwart herabsteigt und dabei aus dem Geschichtschreiber zum Journalisten wird), in Preußen unter Friedrich dem Großen, in Dänemark unter Struensee, in Schweden unter Gustav III., in England unter Georg III., dessen Regierung die Freiheit Nordamerikas glücklich zu Stande brachte, und endlich in Frankreich, wo es den Ministern Ludwig's XVI. gelang, die Revolution herbeizuführen.

Wesentlich Neues bringt das Buch nicht; aber es enthält eine sehr fleißig gearbeitete und lesbare Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts; einige Verstöße, wie z. B. Cam-hi (der chinesische Kaiser Kang-hi), Buddah (statt Buddha), dürften zu tadeln sein.

Aus dem Nachlaß eines Malers.

Ein Vermächtniß von Anselm Feuerbach. Wien, Gerold's Sohn. 1882. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Unter diesem Titel ist eine kleine Schrift erschienen, welche nicht nur die Freunde des vor jetzt zwei Jahren in voller Manneskraft dahingerafften Meisters willkommen sein wird, sondern auch in weitern Kreisen, die an dem künstlerischen Leben unserer Zeit Antheil nehmen, Interesse und Studium in reichstem Maße verdient. Die Schrift stammt aus dem Nachlaß Feuerbach's und enthält eine Art von Lebensskizze in eigenen, wenige Jahre vor dem Tode des Malers niedergeschriebenen Aufzeichnungen über seine Schicksale, seine künstlerische Entwickelung, seine Pläne und Arbeiten, vermischt mit Auszügen aus Briefen an seine nächsten Angehörigen. Diese Mittheilungen sind gesammelt und herausgegeben von der Mutter, die über alles an dem Sohne hing, wie er an ihr. Ein „Anhang" enthält mannichfache Aphorismen, geistvolle und feinsinnige, oft auch humoristische und pikant zugespitzte Bemerkungen über allerhand, meist künstlerische Fragen. „So faßt dieses kleine Buch das Sein und Wesen, das Empfinden und Denken Anselm Feuerbach's in der ihm eigenen Weise des Ausdrucks mit voller Unmittelbarkeit in sich."

Niemand wird das Büchlein aus der Hand legen, ohne tief ergriffen zu sein. Wir gewinnen hier den unmittelbarsten und ungezwungensten Einblick in das Geistesleben eines Künstlers, der in edelster Begeisterung, in vollster Hingebung an die hehre Muse, die sein ganzes Sinnen erfüllte, für seine Ideale glühte, in ein Leben und Streben, reich an schönen Früchten, die dem jungverblichenen Meister unvergänglichen Nachruhm sichern, und dabei auch so überreich an bittern Enttäuschungen und herbem Leid. Eine ideal und vornehm angelegte Künstlernatur, wie sie nur selten sich finden! Dem Drange des Genius, der den Künstler fast willenlos fortriß, Genüge zu thun, die Ideen und Ideale, die sich in seinem Kopf und seiner Phantasie gestalteten, in schöne Form zu gießen, ist der ganze Inhalt dieses Lebens. Aus der Verstimmung über die Widerwärtigkeiten des äußern Lebens, Uebelwollen und Mißgunst, Unverstand und Verkennung, mangelnde Theilnahme und materielle Sorgen raffte sich dieser Mann immer wieder empor, richtete sich auf an den Idealen seines eigenen Innern, zufrieden und in sich glücklich, wenn er sich selbst genug gethan hat, im stolzen Bewußtsein, daß sein Streben und Ringen, wenn nicht vom großen Haufen, doch aber von auserwähltern Naturen, wenn nicht von den Zeitgenossen mit ihren Moden, Vorurtheilen und persönlichen Triebfedern, doch von einer gerechtern Nachwelt anerkannt werden wird.

Wenn je einem, so war ihm die Kunst „die hehre, die himmlische Göttin", wie der Dichter sagt, nicht aber „die melkende Kuh, die ihn mit Butter versorgt". Das letztere hat sie in der That dürftig genug gethan. Des Beifalls der Menge und des lohnenden Absatzes wegen eine Handbreit von dem abzuweichen, was ihm als schönes und ideales Kunstwerk vor der Seele stand, einem ihm falsch und ungesund erscheinenden Modegeschmack zu huldigen, hätte Feuerbach niemals übers Herz gebracht; dazu war er zu stolz und zu vornehm. Er fühlte sich selbst als „Träger und Vertreter einer verkannten und verpönten Kunstrichtung", und hat darunter viel und bitter zu leiden gehabt; denn die Welt verzeiht es heutzutage auch einer genialen Natur nicht, wenn sie ihre eigenen einsamen Wege wandelt und das für falsch und für eine Verirrung erklärt, was der große Haufen beklatscht. An der Welt und ihrem Geschmack mochte der Künstler oft irre werden; an sich selbst ist er nie irre geworden, und in dem Bewußtsein, sich treu geblieben zu sein, ist er geschieden. „Eternamente giovine" war sein Wahlspruch; die Kunst hatte ihn jung erhalten.

„Es ist doch der Mühe werth, daß ich gelebt habe und lebe", schreibt er einmal, und: „Wenn der launenhafte, zaghafte Mensch nicht mehr ist, dann steht die Malerseele rein da in seinen Werken, und niemand wird fragen, wo hat er gelebt und gerungen, sondern was hat er geschaffen?" Das Bewußtsein seines Werths, seines Strebens und seiner Leistungen hob ihn immer wieder empor, wenn ihn Enttäuschung und Misgeschick auf Augenblicke muthlos und verzagt gemacht. Es gab in diesem Leben viele solcher Momente tiefster Niedergeschlagenheit und Wehmuth. So schreibt er einmal aus Rom:

Kein freundlicher Klang von außen, der mich ermuthigen könnte; alles ist stumm und meine Jugend verzehrt sich. Es

ist nicht recht, daß unsere Zeit die aufblühenden Blumen so wenig achtet. Sie zerpflücken und zertreten, das versteht sie meisterlich. Sie sagen, meine Kunst sei nicht in Rapport mit der Zeit, mit dem Leben. Wie kann ich es ändern, wenn mir das Leben nur Qualen und Demüthigungen bietet? Wenn es meiner Jugend die Helligkeit und Freudigkeit nimmt? Ein ganzes Füllhorn schöner Gaben ist bereit auszuströmen, wenn jemand sich die Mühe nehmen wollte, mir die Hand hinzuhalten.

Oder:

Ich bin nicht gemacht, am Boden zu kriechen, und doch reißt das Schicksal mich immer an den Flügeln.

Aber dann, wenn ihm das Leben einmal einen flüchtigen Lichtblick zeigt, findet er wieder, „daß die Welt viel zu schön sei, um in ihr die Stirn zu runzeln". Er ist ja im Grunde so genügsam: eine schöne Landschaft, ein paar sympathische Menschen, ein bischen Theilnahme und Anerkennung thun ihm unendlich wohl, und sein künstlerisches Schaffen flößt ihm immer wieder neuen Lebensmuth, frische Freudigkeit ein. „Ich bin durch das Bewußtsein des unveräußerlichen Schatzes in meiner Seele gefeit gegen müßiges Geplauder der Menschen und Zeitungen." Mit wie köstlichem Humor macht er sich an verschiedenen Stellen über die Kritik lustig, die ihm so hart und so ungerecht mitgespielt! „Das Beste, was über mich geschrieben wurde", sagt er einmal, „stammt aus der Feder eines berliner Kritikers und lautet so: «Wenn man vor einem Feuerbach'schen Bilde steht, so weiß man nicht, was man sagen soll.»"

Gerade seine deutsche Heimat und ganz besonders Berlin hat am wenigsten Gerechtigkeit und Verständniß für den Maler gehabt. „Von der Heimat geächtet und verbannt" fühlte er sich zeitlebens. Und doch wie schön und rührend sind die Worte aus dem Kriegsjahre 1870:

Ich liebe mein Vaterland, obgleich ich ihm nichts zu danken habe. ... Wenn ich glaubte, mich nützlicher zu machen, indem ich meine Glieder den Kugeln der Franzosen preisgäbe, so würde ich es sorglos und ohne Säumen thun. Sei so gut, mir die Einnahme von Paris umgehend telegraphisch zu melden, damit ich der erste bin, der die Fahne herausstekt.

Traurig, unendlich traurig und wehmüthig kann man diese Aufzeichnungen nennen, insofern, als sie einen fortgesetzten und fast hoffnungslosen Kampf einer zum Größten geborenen und das Edelste erstrebenden Künstlernatur mit Widerwärtigkeiten und unverdienten Enttäuschungen darstellen, und doch wie reich und in sich beglückt erscheint trotz alledem dies Leben, wie liebenswürdig und bescheiden in ihren Ansprüchen auf äußeres Wohlergehen diese Menschennatur! Welch prächtiger Humor, welch feine Empfindung, welche Offenherzigkeit geht durch diese Briefe und Lebenserinnerungen! Wir können hier Einzelheiten aus diesem Künstlerleben nicht herausgreifen; einen dürren Abriß über Schicksale, Bildungsgang und Arbeiten zu geben, kann nicht Zweck dieser Zeilen sein; der Leser muß dies Leben aus dem hinterlassenen „Vermächtniß" mit der ganzen Frische, Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit und dem freundlich-wehmüthigen Humor des Künstlers selbst kennen lernen von den ersten Kunststudien in Düsseldorf, wo der junge Maler Pinsel waschen, Farben reiben und auf Generalsbildnisse Orden malen durfte, durch die Jahre der Entwickelung und Ausbildung in München, Antwerpen, Paris, Karlsruhe, bis zur künstlerischen „Offenbarung" in Rom, der „gottbegnadeten Insel des stillen Denkens und Schaffens". Das Büchlein lehrt den Meister der Iphigenie und Medea, des Symposion und der Amazonenschlacht nicht nur von künstlerischer, sondern auch von rein menschlicher und zwar sehr liebenswürdiger Seite kennen und verstehen.

Friedrich Weber.

Ein Bild der Gesellschaft des zweiten Kaiserreichs.

Ambroise Almé. Roman von Anna Baronin Létang. Zwei Bände. Leipzig, O. Wigand. 1881. 8. 4 M.

Die aristokratische Verfasserin steht anscheinend zwar auf einer hohen und freien Warte; denn sie erhebt sich gegen die Vorurtheile der Gesellschaft, gegen religiöse und politische Knechtung; mit Humor und Ironie, in gewandter, lebhafter Darstellung sucht sie uns ein Bild der Gesellschaft des letzten französischen Kaiserreichs zu entwerfen; einzelne Abschnitte endlich, wie die Straßenkämpfe in Paris, die Schilderungen der französischen Erziehung, der südamerikanischen Zustände und Landschaften, erregen unser besonderes Interesse. Allein noch gärt und wogt es zu sehr in ihrem Innern; sie schießt oft über das Ziel hinaus; ihre Ironie wird manchmal Frivolität, ihre Auffassung der Ehe erinnert an die schlimmsten französischen Dichtungen. Vor allem aber ist es ihr nicht gelungen, die ihr vorschwebenden Ideen und Personen künstlerisch zu gestalten. Reflectirt und geredet wird viel und mitunter gut, gehandelt wird wenig und, als es sich um die Entscheidung handelt, absonderlich; so trefflich ferner einige der Nebenfiguren, besonders die pfäffisch gesinnten, charakterisirt sind, so mangelhaft ist die Darstellung Marie's, der eigentlichen Heldin.

Schon als Kind ist sie wunderlich altklug; später will sie zwar ihren Vater, welcher wegen seiner politischen Wirksamkeit von Napoleon zu zehnjähriger Deportation auf Cayenne verurtheilt ist, befreien. Allein neun volle Jahre kommt sie im Hause ihrer herrschsüchtigen, lieblosen Tante nicht über das Wollen hinaus; sie verliebt sich, lediglich durch die äußere Erscheinung geblendet und par distance, in einen Mexicaner; am Ende der Strafzeit endlich, nachdem der Geliebte ihrem Gesichtskreise entrückt ist, reicht sie einem vornehmen, aber ihr verhaßten Manne die Hand — warum? Weil derselbe Gouverneur von Cayenne geworden, und weil sie hofft, durch diesen jetzt, wo doch nur wenige Monate noch zur Freilassung fehlen, den Vater zu

befreien. Kann man es wirklich dem Gemahl verdenken, wenn er außer sich geräth, als er die Wahrheit erfährt? Hat Marie hier nicht ebenso abenteuerlich, thöricht und zwecklos wie unmoralisch gehandelt?

Die übrigen Personen des Romans sind uns fast sämmtlich noch weniger sympathisch. Es treten vorwiegend Frauen auf; was aber sind das für Frauen! Weiber sind es, gemeine Weiber, von der gnädigen Frau bis zur Kammerzofe. „Blödsinnig, abschreckend, widerlich, dumm, albern, stumpf, keifend, zänkisch, boshaft, geizig“: das ist nur eine kleine Blumenlese der Prädicate, mit denen die Verfasserin ihre Frauen ausschmückt; selbst Marie wird gelegentlich eitel, ihre Liebe zum Mexicaner die zu einer „irdischen Puppe“ genannt. Es mag sein, daß damit das Verkommene der französischen Gesellschaft recht drastisch geschildert werden sollte; aber neben so vielem Schatten muß doch auch Licht zu erblicken sein, und zwar reines, klares, hellstrahlendes Licht.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Von philosophischen Werken werden in der „Nuova Rivista Internazionale“, Nr. 9, besprochen: „Grundriß der Geschichte der Philosophie“ von Friedrich Ueberweg, sechste Auflage bearbeitet von M. Heinze, wobei das Bedauern ausgesprochen ist, daß dieses werthvolle Werk noch nicht ins Italienische übersetzt worden; ferner „Geschichte der christlichen Ethik“ von Wilhelm Gaß, welchem Werk die größte wissenschaftliche Bedeutung nachgerühmt und welches ernsten Forschern warm empfohlen wird. Dann E. von Hartmann's „Das religiöse Bewußtsein der Menschheit“, von welcher Schrift es heißt: „Hier haben wir eine ernste, gewichtige, imponirende Geistesarbeit, deren Einfluß um so größer und tiefer sein wird, als die Form und der Stil des Buchs anziehend sind; es bezaubert den Leser und reißt ihn mit sich fort, und fern davon ihn zu ermüden, ergötzt es ihn immer mehr. . . . Fügen wir hinzu, daß Hartmann nicht irreligiös ist. Er ist ein selbständiger Denker, wie es am Ende jeder echte Philosoph ist, doch scheint uns, daß ein tiefes religiöses Gefühl das ganze Werk durchdringt. Minder tief scheint uns sein historischer Sinn und dies dürfte der schwächste Theil des Werks sein. . . . Wie dem auch sei, dieses neue Buch Hartmann's ist unzweifelhaft die bedeutendste philosophische Leistung, die in diesem Jahre in Europa aus Licht getreten ist. Sie wird sich Freunde erwerben, wol aber noch mehr Feinde machen; sie wird bekämpft, verurtheilt werden, aber — sie wird bleiben.“

Auch Adolf Lasson's „System der Rechtsphilosophie“ wird als eine bedeutende und höchst empfehlenswerthe Leistung gepriesen. Was der Verfasser über die Staats- und Kirchenfrage sagt, hält der Recensent für das Beste, was bis heute über diesen schwierigen Punkt überhaupt geschrieben worden.

Sehr anerkennend werden ferner dort besprochen: Ernst Curtius: „Alterthum und Gegenwart“, „Geschichte Roms während des Verfalls der Republik“ von Karl Neumann und mehrere illustrirte Kunstwerke.

— Die „Rivista Europea“ bespricht „Morgenröthe, Gedanken über die moralischen Vorurtheile“ von Friedrich Nietzsche und sagt, es offenbarten diese Aphorismen „einen gründlichen Forscher des menschlichen Herzens; einen Moralisten, der nicht nur von jedem Dogma unabhängig ist, sondern auch von jeder gedankenlosen Tradition und sich doch zur wahren Tugend erhebt; einen gewissermaßen unvergleichlichen Schriftsteller endlich, sei es was den Gedanken, sei es was die Form betrifft, in welcher er ihn ausdrückt.“

Außerdem werden in demselben Heft besprochen: „Messalina“, eine Satire von Richard Voß, „Zeitfragen und Abenteuer“ von J. H. von Kirchmann, letzteres mit besonderer Anerkennung und Zustimmung, und „Dramaturgische Blätter“ von Franz Liszt.

Das Heft vom 1. Januar d. J. bespricht mit noch größerm Lobe als den ersten den zweiten Band von „Die Wiederbelebung des classischen Alterthums“ von Georg Voigt und sagt von der „Geschichte des Materialismus“ von F. A. Lange (wohlfeile Ausgabe), es sei dies eins jener Bücher, die man nicht genug empfehlen könne.

Im Hefte vom 16. Januar finden wir Besprechungen von „Unter Palmen und Cypressen“ von A. C. Strahl und „Novellen in Octaven“ von H. Oelschläger. Ersteres Werk wird mit manchen Einschränkungen gelobt. „Von den sechs Kapiteln“, heißt es, „aus denen sein Buch besteht, hätten wir gern auf das erste und längste verzichtet, welches Skizzen aus dem neapolitanischen Leben und der Umgegend des Meerbusens enthält. . . . Der Verfasser hat es zwar ohne Prätension versucht, das Wesentliche der bezaubernden Parthenope zu schildern. Was er aber vom Volke, den Sitten, den Naturschönheiten der Gegend sagt, ist tausendmal vorher gesagt worden; doch hat er es ziemlich gut gesagt. Origineller sind seine Bemerkungen über das italienische Theater, wenngleich sie nicht immer genügend begründet sind und der Gegenstand mehr skizzenhaft als ausreichend behandelt ist.“ Aus letztern wird der dritten Novelle der Vorzug gegeben.

— Ueber „Erinnerungen. 1841—1881“ von Heinrich Laube sagt die „Saturday Review“, Nr. 1373: „Der kräftige Stil ist des rüstigen dramatischen Veteranen würdig, und wenn der Inhalt auch des Stils würdig ist, so verdient das Buch wol gelesen zu werden. Dies gilt besonders von den erstern Blättern, welche Laube's intime Bekanntschaft mit dem absonderlichen Fürsten Pückler-Muskau erzählen, der ihm eine Zufluchtsstätte bot, als er politische Verfolgung erlitt, und einem Besuch in Paris im Jahre 1847. Die übrigen Kapitel sind zwar ebenso gut geschrieben, aber von geringerm Interesse.“

Ferner heißt es in derselben Nummer: „F. H. O. Wedbigen's «Geschichte der Einwirkungen der deutschen Literatur auf die Literaturen der übrigen europäischen Culturvölker der Neuzeit» ist besonders werthvoll wegen der Aufzählung von Uebersetzungen deutscher Werke ins Italienische und Spanische, die zahlreicher sind, als man im allgemeinen weiß. Die Skizze über den gegenseitigen Einfluß der englischen und deutschen Literatur ist sehr gut ausgeführt; nur daß des Verfassers Gutmüthigkeit und löbliche Bereitwilligkeit, jede Anerkennung des Genius seines Vaterlandes zu erwidern, ihn viel zu nachsichtig gegen englische Uebersetzer deutscher Verse machen. Einige Irrthümer und Auslassungen sind unvermeidlich; so z. B. ist es unrichtig zu sagen, Coleridge habe «Faust» unterschätzt. Er sagte einem Freunde, nichts halte ihn davon zurück, der Aufforderung Shelley's Folge zu leisten, ihn zu übersetzen, als die Besorgniß, daß die Zeit noch nicht reif sei zu einer unverstümmelten Uebertragung. Wir finden keinen Hinweis auf Archdeacon Hare's und Bischof Thirlwall's Uebersetzungen aus Tieck, welche, wenn man die geistige

Bedeutung der Uebersetzer in Betracht zieht, zu den bemerkenswertheften Huldigungen gezählt werden müssen, die England der deutschen Literatur dargebracht hat. Bei der Aufzählung der Verpflichtungen, die der verstorbene Lord Lytton gegen Deutschland hatte, hätte bemerkt werden können, daß sein letztes Werk: «Kenelm Chillingly», augenscheinlich nach dem Vorbilde von «Wilhelm Meister» geschaffen ist." Am Schluß weist die „Saturday Review" noch auf den, wie sie damals glaubte, bisher unentdeckten Schnitzer Goethe's in seiner Uebertragung des Monologs im „Manfred" hin, den David Asher bereits vor zwei Jahren in d. Bl. zur Sprache gebracht.

Ueber F. Bodenstedt's „Aus Morgenland und Abendland" bemerkt dasselbe Blatt: „Selbst wenn Bodenstedt sich nicht hinter dem Charakter des Mirza-Schaffy verbirgt, ist seine Poesie doch orientalisch, sowol in ihrer Annäherung an die morgenländische Form als auch in ihrem ethischen Geiste. Vollkommene Form, ausgesuchte Melodie, krystallene Durchsichtigkeit des Gedankens und Ausdrucks, sowie eine heitere, verständige Lebensanschauung verleihen einer Ideenreihe Anziehungskraft, auch wenn sie nicht durch Eigenartigkeit oder Tiefe hervorragt, und drücken im übrigen gewöhnlichen Ansichten einen wirklich poetischen Stempel auf. . . . In ihrer Gesammtheit gefallen diese Dichtungen durch ihre augenscheinliche Formvollendung, sowie durch die heitere, verständige Atmosphäre eines klaren, sonnigen Geistes, die sie alle durchweht."

„Die Dichtung «Stürme» von Carmen Sylva", sagt das Blatt, „gleicht der Bodenstedt's in einer Hinsicht, und zwar in der allgemeinen Vortrefflichkeit ihrer lyrischen Form. In jeder andern ist ihm die Verfasserin gänzlich unähnlich; ihre Gedichte sind von bedeutender Länge und im erzählenden Stil gehalten, und ihr fast durchweg erregter und stürmischer Ton ist durch den knappen Titel genau ausgedrückt. Byron scheint ihr Vorbild zu sein, und sie ist keine seiner unwürdige Schülerin. Sie besitzt Kraft, Leidenschaft, Beherrschung der Sprache und einen schönen Guß und Schwung in der Versificirung. Eine Ausnahme von ihrem sonst richtigen metrischen Instinct jedoch müssen wir hervorheben: den sonderbar verstümmelten Hexameter nämlich ihres ersten Gedichts, der das Ohr durch das fortwährende Gefühl der Unvollständigkeit beleidigt, das man bei der Lektüre hat. Die Anapäste im zweiten Gesange von «Schiffbruch» indessen nähern sich der Vollendung derer in Goethe's «Pandora». Die ungereimten Stellen sind, wie so oft, ungebührlich in die Länge gezogen."

In der „Saturday Review", Nr. 1377, heißt es betreffs der Schrift „Buddha, sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde" von Hermann Oldenberg: „Wenn Oldenberg die älteste Geschichte der buddhistischen Religion bei dem Mangel an authentischen Nachrichten während mehr als zweier Jahrhunderte nach dem Tode ihres Stifters mit mehr Erfolg als einige seiner Vorgänger darzustellen vermocht hat, so hat das seinen Grund nicht sowol in irgendwelchem ausnahmsweisen historischen Ahnungsvermögen, das er besitzt, als vielmehr in seiner musterhaften Nüchternheit. Die augenscheinliche Richtigkeit seines Urtheils in allen jenen Theilen seines Werks, welche sich der Prüfung des gesunden Menschenverstandes unterstellen lassen, flößt Zutrauen ein zu seiner Behandlung dunkler Probleme."

Ueber „Historisches Taschenbuch, sechste Folge, erster Jahrgang, herausgegeben von W. Maurenbrecher", sagt das Blatt: „Eine neue Serie des berühmten «Taschenbuchs» von F. von Raumer ist unter der tüchtigen Redaction des Professors Maurenbrecher begonnen", und bespricht dann kurz die einzelnen Aufsätze oder gibt ihren Inhalt in wenigen Worten an.

Bibliographie.

Adelmi, M., Badenweiler Novellen. 2tes Bdchn.: Die Wette. Schopfheim, Uehlin. 8. 1 M. 50 Pf.

Bezzenberger, A., Litauische Forschungen. Beiträge zur Kenntniss der Sprache und des Volkstumes der Literatur. Göttingen, Peppmüller. Gr. 8. 10 M.

Bielschowsky, A., Das Schwiegerlingsche Puppenspiel vom „Doktor Faust", zum ersten Male herausgegeben. Brieg, Bänder. 4. 1 M. 35 Pf.

Boas, F., Der Sturm und das Wintermärchen, zwei Shakespeare'sche Dramen, in ihrer symbolischen Bedeutung. Stettin, Dannenberg. 8. 50 Pf.

Diehl, A., Meier und Mayer. Ein Lustspiel. München, Merhoff. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Ebeling, F. W., Zur Geschichte der Hofnarren. Friedrich Taubmann. Ein Kulturbild, zumeist nach handschriftlichen Quellen. Mit Taubmann's Porträt und Facsimile. Leipzig, Lehmann. 8. 6 M.

Erckmann-Chatrian, Geschichte eines Bauern. 4 Bde. Autorisirte Uebersetzung. Stuttgart, Rieger. 8. à 2 M.

— — Der Narr Jegof. Autorisirte Uebersetzung. Stuttgart, Rieger. 8. 2 M.

Frantz, C., Die Weltpolitik unter besonderer Bezugnahme auf Deutschland. 1ste Abth. Chemnitz, Schmeitzner. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Frommann, F. J., Hermann Freiherr von Rotenhan, ein Lebensbild, 1800—1858. Jena, F. Frommann. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Amüsante Geschichten. Humoresken, Criminalfälle, Romane, Novellen ꝛc. 1ster bis 3ter Bd. Leipzig, Bergmann. 8. à 50 Pf.

Ein erloschenes Geschlecht. Von Hansel vom Berge. Hagen, Risel u. Comp. 12. 3 M.

Heller, A., Geschichte der Physik von Aristoteles bis auf die neueste Zeit. 1ster Bd.: Von Aristoteles bis Galilei. Stuttgart, Enke. Gr. 8. 1 M.

Hofmann, W., Peter Melander, Reichsgraf zu Holzappel. Ein Charakterbild aus der Zeit des 30jährigen Krieges, bearbeitet nach den Akten des Archivs zu Schloß Schaumburg. München, Bibliographisch-artistisches Institut. 8. 4 M.

Kellen, O. v., Sämann's Feierabend. Ein Gedicht in 6 Gesängen. Lüneburg, Pollmann. 16. 2 M. 50 Pf.

Kellner, O., Das Erziehungssystem Fr. Fröbels. Für Aeltern und Erzieher bearbeitet. Stralsund, Misch. Gr. 8. 1 M. 25 Pf.

Lotze, H., Grundzüge der Religionsphilosophie. Dictate aus den Vorlesungen. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 1 M. 70 Pf.

Martin, T., Im Fluge. Italienische Reiseerinnerungen. Konstanz, Sartori. 8. 1 M. 20 Pf.

Moleschott, J., Ein Blick in's Innere der Natur. Vortrag. Gießen, Roth. 8. 1 M.

Müller, W., Josef von Sonnenfels. Biographische Studie aus dem Zeitalter der Aufklärung in Oesterreich. Mit Sonnenfels' Bildniß. Wien, Braumüller. Gr. 8. 3 M.

Pfleiderer, E., Arnold Geulinx als Hauptvertreter der okkasionalistischen Metaphysik und Ethik. Tübingen, Fues. 4. 2 M. 80 Pf.

Ploß, H., Ueber das Gesundheitswesen und seine Regelung im deutschen Reiche. Leipzig, Gräbner. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Scheffer-Boichorst, P., Aus Dantes Verbannung. Literarhistorische Studien. Strassburg, Trübner. Gr. 8. 6 M.

Friedrich Schlegel 1794—1802. Seine prosaischen Jugendschriften, herausgegeben von J. Minor. 2 Bde. Wien, Konegen. Gr. 8. 14 M.

Schmerz, L., Reise-Bilder eines fröhlichen Gesellen. Brünn, Knauthe. Gr. 8. 2 M. 20 Pf.

Schneider, W., Der neuere Geisterglaube. Thatsachen, Täuschungen und Theorien. Paderborn, F. Schöningh. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Schwarz, J., Die Schweizerregimenter in französischen Diensten und das Schweizergarderegiment am 10. August 1792. 2 Vorträge. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 1 M.

Seefried auf Buttenheim, L. Freih. v., Geschichte des königlich bayerischen 1. Chevaulegers-Regiments vacant Kaiser Alexander von Rußland, zum 200jährigen Jubiläum desselben im Auftrage skizzirt. Mit 8 Beilagen. Nürnberg, v. Ebner. 8. 3 M.

Simson, B., Ueber die Beziehungen Napoleons III. zu Preussen und Deutschland. Ein Vortrag. Freiburg i. Br., Mohr. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Staffelbach, J., Reiseskizzen beim Uebergang des 18. Jahrhunderts in's 19.; zur Heimatkunde des Kantons Luzern, zunächst in Bezug auf Sursee, von dem alten Korporationsbürger J. St. Luzern, Räber. 8. 75 Pf.

Stamford, C. v., Die Feldzüge der Regimenter Ufm Keller und von Hornumb von Hessen-Cassel in dem Reichskriege gegen Schweden auf Schonen und auf Rügen 1677 und 1678. Ein Beitrag zur hessischen Kriegsgeschichte, wie zur Geschichte der hessischen Kriegsverfassungen. Mit 6 Anlagen. Kassel, Freyschmidt. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Strausz, A., Bosnien. Land und Leute. Historisch-ethnographisch-geographische Schilderung. 1ster Bd. Wieu, Gerold's Sohn. Gr. 8. 7 M.

Thorbecke, H., Die Externsteine im Fürstenthum Lippe in Natur, Kunst, Geschichte, Sage und Litteratur. Detmold, Klingenberg. 8. 1 M. 25 Pf.

Vivenot, A. Ritter v., Quellen zur Geschichte der deutschen Kaiserpolitik während der französischen Revolutionskriege 1790—1801. Fortgesetzt von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften durch H. Ritter v. Zeissberg. 3ter Bd. — A. u. d. T.: Quellen zur Geschichte der Politik Oesterreichs während der französischen Revolutionskriege (1793—1797) mit besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse Oesterreichs zu Frankreich und Preussen. Urkunden, Staatsschriften, diplomatische und militärische Actenstücke, sowie vertrauliche Correspondenzen nach bisher ungedruckten Original-Documenten und Copien der k. k. österreichischen Archive, mit Unterstützung des k. und k. Reichs-Kriegsministeriums herausgegeben von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften durch H. Ritter v. Zeissberg. 1ster Bd.: Anfänge des Ministeriums Thugut (Mai bis December 1793). Wien, Braumüller. Gr. 8. 12 M.

Wiedemann, T., Geschichte der Reformation und Gegenreformation im Lande unter der Enns. 3ter Bd.: Die reformatorische Bewegung im Bisthum Passau. Prag, Tempsky. Gr. 8. 12 M.

Anzeigen.

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig:**

Gätschenberger, Stephan, Geschichte der aufgeklärten Selbstherrschaft und der Wiedergeburt der Sitten. Preis 6 M.

Carlyle, Thomas, Sartor resartus. Uebersetzt und zum ersten Male mit Anmerkungen und einer ausführlichen Biographie Carlyle's versehen von Thomas A. Fischer. Preis 5 M.

Diercks, Gustav, Die Araber im Mittelalter und ihr Einfluß auf die Cultur Europa's. 2. Aufl. Preis 3 M.

Machiavelli, Niccolò, Mandragola. Komödie in fünf Aufzügen. Aus dem Italienischen übersetzt und eingeleitet von Albert Stern. Mit dem Bildniß Machiavelli's. Preis 1 M.

Scherr, Johannes, Deutsche Kultur- und Sittengeschichte. Achte, neu durchgesehene Aufl. Mit dem Bildniß des Verfassers. Preis 8 M.

Turgeniew, Iw. Serg., Vier Erzählungen. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Russischen übertragen von E. St. Inhalt: Tuck! Tuck! Tuck! — Sonderbare Geschichte. — Die Uhr. — Die Erzählung des Vaters Alexëi. Preis 2 M.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

The Life of Goethe

by

George Henry Lewes.

Third Edition revised according to the latest documents.

2 Vol. 8. Geh. 9 M. Geb. 11 M.

Die berühmte Goethe-Biographie von Lewes hat sich im englischen Original auch in Deutschland heimisch gemacht und liegt nun in dritter, vom Verfasser noch selbst verbesserter und vermehrter Auflage vor. Ihre Lektüre gewährt, abgesehen von dem fesselnden Inhalt, ein treffliches Mittel zur Ausbildung in der englischen Sprache.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Unter Tungusen und Jakuten.

Erlebnisse und Ergebnisse der Olenék-Expedition.

Von

Ferdinand Müller.

Mit 4 Abbildungen und 1 Karte.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Vorliegendes Reisewerk schildert den Verlauf der von der kaiserl. russischen Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg ausgerüsteten Expedition zur Erforschung des Flusses Olenék, welcher, nachdem er einen grossen Theil von Ostsibirien durchströmt, in das nördliche Eismeer mündet. Da die polaren Binnenländer Asiens noch eine *terra incognita* für Europa sind, füllt das Werk eine wesentliche Lücke der populärwissenschaftlichen Reiseliteratur aus, sowie es auch eine willkommene Ergänzung zu Nordenskiöld's Entdeckungsfahrten bietet.

Verlag von J. G. Findel in Leipzig.

Soeben erschienen:

Die Grundsätze der Freimaurerei im Völkerleben. 2. Aufl. M. 3.

(1. Bd. von Findel's „Schriften über Fraumaurerei" in 14 Heften à M. 1 oder 5 Bänden.)

In **2.** Auflage:

Der russisch-deutsche Krieg der Zukunft. Von P. J. (Mit einer Karte.) Brosch. M. 0,80 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien vollständig:

Lorin.

Roman in drei Theilen

von

Graf P. A. Walujew.

Drei Theile. 8. Geh. 18 M. Geb. 21 M.

Dieser von dem bekannten russischen Staatsmann Graf Walujew verfaßte Roman hat in der petersburger Gesellschaft enthusiastische Aufnahme gefunden und wird durch vorliegende vom Verfasser autorisirte Ausgabe der deutschen Lesewelt zugeführt. Als ein frappantes Lebens- und Sittenbild aus der Hauptstadt des russischen Reichs darf er auch in Deutschland das lebhafteste Interesse in Anspruch nehmen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Physiologie der deutschen Polizei.

Von

F. Ch. B. Avé-Lallemant.

8. Geh. 6 M.

In dieser neuen Schrift von dem Verfasser des berühmten Werks „Das Deutsche Gaunerthum" wird namentlich auf die schädlichen Wirkungen der alten, zum Theil gegenwärtig noch üblichen Praxis im Bereiche der Sittenpolizei hingewiesen und dagegen die Nothwendigkeit einer nationalen deutschen Polizei betont. Die Ausführungen des Verfassers, auf ein außerordentlich reiches Quellenmaterial gestützt, werden das allgemeinste Interesse erregen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Deutsche Universität Dorpat

im Lichte der Geschichte und der Gegenwart.

Eine historische Studie auf dem Gebiete östlicher Culturkämpfe.

Zweite Auflage. 8. Geh. 2 M. 50 Pf.

Ein energischer Protest gegen die Vergewaltigungen, mit welchen das Deutschthum in Livland und besonders die deutsche Universität Dorpat von den russischen Slawophilen bedroht wird. Noch vor Erscheinen war die erste Auflage der interessanten und wichtigen Schrift durch Vorausbestellungen erschöpft, weshalb sie bereits in zweiter Auflage vorliegt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAISERLICHE KÖNIGLICHE UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 34. — 24. August 1882.

Inhalt: Ein österreichischer Lyriker. Von Albert Moeser. — Bürgerliche und sociale Dramen. Von Heinrich Bulthaupt. — Ein Alpenwanderer. Von Otto Speyer. — Theologische Schriften. Von A. Reichenbach. — Belehrungs- und Unterhaltungsschriften. — Feuilleton. (Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Ein österreichischer Lyriker.

Gedichte von Stephan Milow. Revidirte und beträchtlich vermehrte Gesammtausgabe. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1882. 8. 5 M.

Der erste Band von Stephan Milow's (Stephan von Millenkovics) Gedichten wurde beim deutschen Lesepublikum eingeführt durch eine empfehlende Vorrede des inzwischen verstorbenen heidelberger Professors Reichlin-Meldegg und erschien etwa Mitte der sechziger Jahre. Außer einer kleinern lyrischen Dichtung: „Ein Lied von der Menschheit", welches eine Art poetischer Geschichtsphilosophie enthielt, sind dann von Stephan Milow weiterhin noch zwei Gedichtbände erschienen, und zwar die „Neuen Gedichte" im Jahre 1870 und die Sammlung „In der Sonnenwende" im Jahre 1877. Alle diese Sammlungen fanden ihrerzeit bei der Kritik großen Beifall; und daß trotzdem der Name des Dichters bisjetzt nicht in weitern Kreisen bekannt geworden ist, das erklärt sich theils aus einer gewissen spröden Eigenart seiner Gedichte, welche dem Leser nur wenig entgegenkommt, theils aber auch aus der völligen Isolirtheit, in welcher der Dichter (in Görz) lebt und die ihn jede Berührung mit literarischen und noch mehr mit kritischen Kreisen fast ängstlich meiden läßt. Jüngst nun hat Stephan Milow seine Lyrik zu einer Gesammtausgabe vereinigt, welche in schöner Ausstattung und in einer Stärke von 420 Seiten vorliegt. Er will damit hoffentlich nicht sagen, daß er von der Lyrik ganz und gar Abschied zu nehmen gedenkt. Denn er steht erst im mittlern Lebensalter und kann noch manches gute Lied dichten. Angebracht aber ist diese zusammenfassende Ausgabe immerhin. Denn der Freund der Poesie braucht sich von nun an die verschiedenen Züge von Milow's dichterischem Bilde nicht mehr aus drei etwas schwächlichen Samulungen zusammenzusuchen, sondern hat alles Wesentliche beieinander, und der Eindruck ist ungleich bedeutender und achtunggebietender. Nicht aufgenommen in diese Gesammtausgabe ist das „Lied von der Menschheit", und zwar mit Recht, denn es war dem Dichter in demselben nicht immer gelungen, die Abstractionen weltgeschichtlicher Betrachtung in concrete Poesie und anschauliche Bilder umzusetzen. Hinzugekommen dagegen ist eine Reihe neu entstandener Gedichte; beibehalten ward die größte Zahl der Gedichte aus den drei ersten Sammlungen, an welchen der Dichter eine strenge Selbstkritik geübt hat, und auch dasjenige, was aus denselben aufgenommen worden, ist im einzelnen einer sorgsamen Feile unterzogen. Es würde mich hier zu weit führen, wenn ich untersuchen wollte, ob diese Nachbesserung nicht hin und wieder etwas zu peinlich gewesen und ob der Dichter nicht dabei im einzelnen Falle zu energisch vorgegangen ist. Bei gelegentlichen Vergleichen ist es mir so vorgekommen, als ob der spätere Ausdruck nicht auch immer der glücklichere wäre, wie man ja bei der nachträglichen Correctur von Jugendgedichten nicht genug auf seiner Hut sein kann, um eine schöne, wenngleich oft gewagte Unmittelbarkeit nicht der bloßen logischen Sprachrichtigkeit zum Opfer zu bringen. Auch sehe ich davon ab, nachzuforschen, ob der Dichter nicht vielleicht allzu rigoros manches Gedicht der ersten drei Sammlungen verworfen und ausgeschieden hat, welches verdient hätte erhalten zu bleiben. Dagegen bekenne ich gern, daß ich auf kein Gedicht gestoßen bin, welches der Sammlung zur Unehre gereicht und besser ausgemerzt worden wäre, sodaß das Ganze denn einen durchaus befriedigenden Eindruck macht.

Das Buch zerfällt in seiner jetzigen Gestalt in acht Abtheilungen, und wenngleich die einzelnen Sammlungen, also theilweise auch der Inhalt dieser Gesammtausgabe, in d. Bl. früher bereits besprochen wurden, so will ich doch nicht unterlassen, die acht Abtheilungen hier kurz

noch einmal durchzugehen, da Stephan Milow für viele noch ein ziemlich unbekannter Name ist und er sich hier doch immerhin in etwas anderer Gestalt präsentirt.

Die erste Abtheilung ist betitelt „Natur und Liebe"; beiden Gebieten gewinnt der Dichter sehr innige und ergreifende Klänge ab. Hören wir beispielsweise das Gedicht „Im Herbst":

Das war ein Tag, so grau und kalt!
Am Himmel jagend pfeilgeschwind
Tiefdunkle Wolken, dichtgeballt,
Dahingepeitscht vom rauhen Wind!

Die Sonne sank nun allgemach;
Wie schaurig noch, bevor sie schwand,
Ihr Leuchten durch die Schatten brach
Hernieder auf das öde Land!

Der Wind, der immer schärfer weht,
Thürmt abgefallnes Laub zu Hauf,
Und über fahlen Heiden geht
Glutroth der Mond und zitternd auf.

Bang fröstelnd starr' ich in sein Roth,
Indeß mein Aug' in Thränen schwimmt;
Ich sinne, was mir längst schon todt,
Und was die Zukunft sicher nimmt.

Doch auch von ihrer heitern Seite weiß er die Natur zu erfassen und zu schildern.

Im Frühling.

Ich schweif' in grüner Flur umher,
Kein Wölkchen rings am Himmelsbogen,
Die Luft von Klang und Duft durchzogen;
Es reißt mich des Entzückens Meer
Gewaltig fort in seine Wogen.

O blauer Himmel! Schöne Zeit!
O Duft und Klang und Sonnenblinken!
Ich kann nicht mehr der Wonne trinken
Und muß in süßer Müdigkeit
Ins Gras bewältigt niedersinken.

Mir schlummern die Gedanken ein,
Was um mich wogt, es will verhallen,
Ich lass' die Wimpern lässig fallen
Und lausche nur in mich hinein,
Wie die Gefühle selig wallen.

Und nicht minder stimmungsvoll gelingt es ihm uns die verschiedenen Stadien der Liebe dichterisch vorzuzaubern. Wie schön malt er den Beginn der Liebe:

So fand ich heim von irren Flügen;
Du gingst, ein goldner Stern, mir auf,
Mein ganzes Wesen füllt Genügen,
Und schließen möcht' ich meinen Lauf.

O welche schöne, reiche Fülle
Strömt wunderbar auf mich herein!
Umschlinge mich nur innig, hülle
In deine Liebe tief mich ein!

Der Seligste im weiten Kreise,
Ruh' ich in deiner Arme Bann,
Und manchmal nur durchbebt mich's leise,
Daß solch ein Glück nicht dauern kann.

Und es war in der That nicht dauernd, und das Ende entlockt dem Dichter die folgenden schönen Verse:

Leb' wohl! Verlieren soll ich dich,
Auf die mein ganzes Glück ich setzte;
Du neigst dich zitternd über mich,
Und dieser Kuß — er ist der letzte.

Unsäglich Weh! Begehrlich hängt
Sich Mund an Mund in stummen Gluten,
Allein ein Strom von Thränen drängt
Dazwischen seine bittern Fluten.

Und doch, wie bang die Brust dir wallt,
Sprich nicht von unheilbaren Wunden!
Uns beiden wird Erlösung bald
Nach all den thränenreichen Stunden.

Wer weiß, was dir noch blühen mag,
Du bist ja reich an Kraft und Fülle;
Ich aber fühl's: schon naht der Tag,
Wo ich in ew'gen Schlaf mich hülle.

Leb' wohl, leb' wohl! Und klagt dein Schmerz:
Du wirst es nimmer überstehen,
So presse nur die Hand aufs Herz
Und glaub', es muß vorübergehen.

Welch Leiden das Geschick uns bot,
Ob noch so bang davor wir beben:
Ich überwind' es durch den Tod,
Und du bezwingst es durch das Leben.

Die zweite Abtheilung ist benannt „Im Kampfe des Lebens", und schon diese Bezeichnung sagt, welchen Stimmungen der Dichter vorwiegend in derselben Ausdruck verleiht. Ich hebe daraus folgendes Gedicht hervor, welches eine bedeutsame Empfindung auf sehr glückliche Weise verkörpert und nach meiner Ansicht zu dem Schönsten gehört, was die neueste Lyrik hervorgebracht hat:

Erdenwallen.

Schlafwandelnd geh' ich durch die Welt,
Wie ist mir wunderbar zu Sinn!
Ich fühle mich dem Staub gesellt,
Und meine, daß ich ewig bin.

Ein Nichts, in Nichtigkeit gebannt,
Erbeb' ich hülflos und verwaist,
Und fühl' es dennoch tiefentbrannt:
Es zuckt in mir der Weltengeist.

Wohin ich sehen mag im Raum,
Kämpft bange Qual nur weit und breit,
Mir aber geht durchs Herz ein Traum
Von Glück und hoher Freudigkeit.

Als höbe leis der Schleier sich,
In den gehüllt der Dinge Kern,
So wogt's vor mir, so faßt es mich,
Und die Erlösung winkt von fern.

Ich seufze bang, ich trage schwer,
Doch möcht' ich rufen: Es ist nichts!
Und in der Nacht, die um mich her,
Ahn' ich das Dämmern goldnen Lichts.

Die dritte Abtheilung bringt eine reiche Anzahl von Sonetten. Ich werde mir indeß versagen, eine Probe daraus anzuführen, nicht sowol weil ich von denselben irgendwie nicht erbaut wäre (auch diese Abtheilung enthält formell und inhaltlich viel Schönes), aber ich glaube doch, daß es nicht blos eine subjective Empfindung von

mir ist, wenn ich der Ansicht bin, daß derartige künstlichere Formen Milow weniger gut zu Gesicht stehen, und wenn ich seine Bedeutung vor allem in der Liederdichtung suche.

Im ganzen den nämlichen Eindruck empfange ich auch von den „Oden" der vierten Abtheilung. Es fehlt in denselben durchaus nicht an den wünschenswerthen erhabenen Gedanken, und auch die Form gibt nirgends eigentlichen Anstoß; aber ich vermisse hin und wieder in metrischer Beziehung die Empfindung für die höchsten Feinheiten dieser Form, eine Empfindung, wie sie trotz aller poetischen Begabung wol nur durch dauernden und intimen Verkehr mit der Poesie der Griechen und Römer (Milow ist ursprünglich Militär) in ausreichender Weise erworben werden kann. Ein klein wenig mehr wogenden Rhythmus würde ich auch den in derselben Abtheilung befindlichen „Hymnen" wünschen, die oft nur kurze iambische Zeilen (ohne Daktylen oder Anapäste) enthalten und deshalb den Eindruck zerhackter Prosa wenigstens nicht ganz und nicht immer vermeiden. Die „Elegien" dagegen sind metrisch gut gebaut und entsprechen inhaltlich durchaus dem Geiste dieser Kunstform.

Ganz auf seinem eigensten Gebiete, dem der schlicht gereimten Liedform, bewegt sich Milow in den „Vermischten Gedichten" der fünften Abtheilung. Ich theile daraus das folgende Gedicht mit, von dem ich freilich nicht einsehe, warum es sich nicht in der ersten Abtheilung unter „Liebe" befindet:

Wer könnte deine stille Größe fassen,
Die einsam fremd in dieser rauhen Welt!
Hier sünd'ge Lust, dort wildentbrauntes Hassen,
Und engelrein dazwischen du gestellt.

Wie tief ich dich gekränkt im Seelengrunde,
Du lässest stumm es über dich ergehn,
Kein Ruf nach Rache tönt aus deinem Munde,
Du denkst nur immer eins: Es ist geschehn.

Du fühlst nur: Unerhörtes ward begangen,
Und forschest nicht: Wem fällt die Schmach zur Last?
Du zuckst erschreckt und weißt nicht, traumbefangen,
Daß du gekränkt bist und zu richten hast.

Als trügst du selbst die Schuld an all dem Leide,
Schaust du verwirrt um dich mit bangem Sinn,
Und während frevelnd ich ins Herz dir schneide,
Stehst du vor mir als arme Sünderin.

Von den „Hymnen der Liebe" in der sechsten Abtheilung gilt in Bezug auf die Form dasselbe, was ich überhaupt über Milow's Hymnen gesagt habe. Inhaltlich bieten sie jauchzende Dithyramben auf das Glück der Liebe, wie denn Milow überhaupt unter den neuern und neuesten Dichtern als einer der berufensten Vertreter der Liebesdichtung gelten muß.

Viel Wahres enthalten die „Sprüche und Distichen" der siebenten Abtheilung. Hören wir beispielsweise die folgenden:

Sie drängen sich überall hervor
Und schreien's jedem in das Ohr,
Was sie da Prächtiges gemacht
Und Neues auf den Markt gebracht;
Das heißt dann: kräftig vorwärts ringen,
Das heißt: sich recht zur Geltung bringen.
Du schaust verzagt das Treiben an
Und rufst: was bin ich ein armer Mann!

Eins ist, was immer mich verdroß,
So oft ich im Buch der Geschichte gelesen:
Fast jeder, den sie nennet groß,
Er ist ein großer Raufer gewesen.

Der Künstler an den Beurtheiler.

Viel ach fehlt noch dem Werk, das deiner Betrachtung ich weihe,
Wie viel minder gelang's, als ich's im Geiste geschaut!
Aber ich hoffe, daß dir, der fremd an das Ganze herantritt,
Nicht als Mangel erscheint, was noch der Schöpfer vermißt.

Die achte Abtheilung: „In der Einsamkeit", bringt sinnvolle Betrachtungen, etwa im Geiste Leopold Schefer's. Es sei daraus das Schlußgedicht „Grabschrift" mitgetheilt:

Auf Wiedersehn? so wag' ich nicht zu rufen,
Da kein Erinnern bleibt an diese Tage,
An unsre Werke, die wir ringend schufen,
An all die Erdenlust und Erdenplage.
Auf Wiedersehen? Nein! Doch ruf' ich fest:
Auf Wiederfinden! Forderst du noch mehr?
Auf Wiederfinden, wenn der laue West
Die Blumen küßt, wenn aus dem Aether her
Die Sterne in entzückte Herzen leuchten,
Wenn sich zwei Augenpaare selig grüßen
Und sanft im ersten Drang der Liebe feuchten.
Wir finden uns in allem Holden, Süßen,
In allem Schönen, was die Runde weist;
Das halte fest und nenn's nicht arm und hohl,
Es sei dein Trost, wenn unser Band zerreißt,
So denn: Auf Wiederfinden — fahre wohl!

Hiermit ist unsere Uebersicht geschlossen, und wie spärlich die vorstehenden Proben aus einem Bande von 420 Seiten auch sein mögen, so scheint mir doch selbst durch sie schon der genügende Beweis erbracht, daß Stephan Milow sich als würdiger Sangesgenosse dem Reigen jener Lyriker einreiht, an denen das schöne Land Oesterreich stets so reich gewesen ist. Er ist tief empfindungsvoll, ohne je sentimental zu werden; er ist tief ernst, doch ohne alle weichliche und kokette Trauer; er ist vielfach resignirt, doch kein Quietist, und was er auch singen mag, überall hat man den Eindruck, daß sein Gefühl durchaus und in jedem Sinne echt, unverfälscht und aus starker Mannesbrust emporgequollen ist. Und weil sein Sang von Herzen kommt, so vermag er auch wieder zu Herzen zu gehen, und möglichst viele Leser nehmen hoffentlich Veranlassung, dies an sich selbst zu erproben, indem sie das Buch theilnehmend einer eingehenden Beachtung würdigen und den Dichter dadurch für seine künstlerische Arbeit belohnen.

Albert Moeser.

Bürgerliche und sociale Dramen.

1. Empor! Original-Schauspiel in fünf Aufzügen von C. K. H. Molbech. Leipzig, Mutze. 1881. 8. 2 M.
2. Die Geißel. Lustspiel in vier Acten von Wilhelm Henzen. Berlin, F. Luckhardt. 1882. 8. 1 M. 50 Pf.
3. Gebrüder Hagedorn. Schauspiel in fünf Acten von Johannes Petersen. Leipzig, Mutze. 1881. Gr. 8. 1 M.
4. Der Verfluchte. Trauerspiel in fünf Acten von Karl August Specht. Gotha, Stollberg. 1882. 8. 2 M.
5. Die Socialisten. Drama in fünf Acten von Hans Walter. Wien, Rosner. 1881. Gr. 8. 4 M.

Die vorliegenden fünf Dramen haben ihre Stoffe der Gegenwart entnommen: in allen bildet das Problem eine gesellschaftliche oder Culturfrage: das Theater, die Presse, das Kapital, die Kirche, der communistische Staat. Die Behandlung ist freilich grundverschieden, und wenn auch tendenziöse Neigungen bei allen fünf Autoren hervortreten, so macht doch die Fähigkeit künstlerischer Gestaltung sie bei dem einen kaum bemerkbar, während der Mangel derselben bei dem andern die Freude an dem vorhandenen Guten bedenklich verkümmert.

Am wenigsten modern im Sinne einer brennenden, die Gegenwart besonders charakterisirenden und beschäftigenden Frage ist das Sujet des Dramas „Empor!" (Nr. 1) von C. K. H. Molbech. Der Verfasser ist in Deutschland nicht mehr unbekannt. Sein vielfach mit Glück aufgeführter „Ambrosius" kennzeichnet ihn als einen liebenswürdigen Genossen seiner nordischen Vettern Björnson und Ibsen, als einen klar beobachtenden und richtig fühlenden Dramatiker. Ob ein novellistischer Zug, den man an ihm bemerken zu müssen glaubte, seiner dramatischen Durchbildung gefährlich werden könne, ist noch nicht zu entscheiden, auch nach dem neuen Drama nicht, das übrigens bereits die Gunst einiger Bühnen erlangt hat und, wie es scheint, erfolgreich aufgeführt worden ist. Empor! ist die Devise eines jungen Dichters, Herbert Campbell, der, um sein Schauspiel „Chatterton" in London auf die Bretter zu bringen und mit ihm den gradus ad parnassum anzutreten, seine gute, von ihrer Mutter allerdings sehr bigot erzogene junge Frau verläßt und mit allzu hoffnungsreichem Herzen die Hauptstadt aufsucht. Das nächste Ziel seiner Sehnsucht ist das Apollotheater, dessen Truppe — unter ihr die talentvolle, schöne und capriciöse erste Liebhaberin Helen Taylor, des Dichters angebetete Muse — ihm schon einmal, am Weihnachtstage, die Ehre einer Morgenvisite in seinem stillen Dorfe Elmwood angethan. Da Miß Taylor, ein englisches Recht benutzend, dem Dichter in Gegenwart der ganzen Gesellschaft unter dem Mistelzweig den Weihnachtskuß gegeben, fühlt sich dieser im siebenten Himmel und glaubt die Zukunft seines Dramas mehr als gesichert. Leider aber war der Oberkammerherr Lord Stamford, die oberste Behörde des Theaters, Zeuge dieser Gunstbezeigung geworden, und da der edle Lord ein Auge auf die schöne Actrice geworfen hat, die Rivalität Campbell's ihm mithin unbequem sein muß, so ist die unmittelbare Folge eine heimliche Weisung an den Theaterdirector, „Chatterton" nicht zur Aufführung zu bringen. Diesen Wink befolgt der würdige Arthur Phillips gewissenhaft. Der Dichter wird von einem Tag zum andern hingehalten, und als er es endlich unternimmt, bei Lord Stamford um Schutz gegen den renitenten Director nachzusuchen, macht ihm der Lord das brutale Ansinnen, sein Stück gegen die baare Summe von 300 Pfd. St. in den Kamin zu werfen. Dieser Sottise folgt ein leidenschaftlicher Ausbruch des Poeten und für ihn und Miß Taylor zugleich eine neue Prüfung. Die schöne Künstlerin, die bis dahin mit arglosem Leichtsinn zwischen gut und böse geschwankt, ist Zeugin der Unterredung gewesen und schickt nun, aufs tiefste empört, dem Chef des Theaters ein blaues Atlasmobiliar zurück, womit derselbe handgreiflich genug um ihre Liebe geworben. Der Lord tobt und droht. Schon will Helen dem Dichter in überwallender Begeisterung ihr ganzes Herz schenken und, einem trügerischen Glück den Rücken kehrend, mit ihm vereint den dornenvollen Weg zum Ziel der Kunst „empor"-wandeln, da stellt sich Campbell's Gattin bei ihr ein, die der Poet ganz vergessen hatte. Helen ist stark genug, ihn jetzt, nachdem sie von seiner Ehe weiß, von sich zu schicken, wenn auch in Verzweiflung. Von allen verlassen, um seine Hoffnungen betrogen, von Lord Stamford mit den perfidesten Mitteln um sein kärgliches Brot gebracht, sieht er keinen andern Ausweg als den Tod durch — eine sehr untragische Wahl! — Kohlendunst. Seine Gattin will mit ihm sterben. Doch er kommt zum Bewußtsein seines Unrechts, erfährt, daß sein Stück unter verändertem Titel gerade an dem nämlichen Abend, nachdem Lord Stamford mit dem Ministerium den Abschied erhalten, zur Aufführung gelangt ist, und beschließt zu leben. Helen Taylor bringt dem Ueberraschten, Glücklichen, als Muse gekleidet, die Kunde des Erfolgs, und indem der Gerettete sein Weib mit dem Ausruf: „Ja, jetzt habe ich gesiegt!", an sich preßt, fällt der Vorhang.

Die Stärke des Stücks ist die treffende Schilderung der Theaterverhältnisse, die mit Geist und Humor und oft französischer Eleganz des Dialogs wiedergegeben sind; seine empfindliche Schwäche ist leider der Held selbst und mit ihm die Haupthandlung. Es ist schon so viel gegen die Künstlerdramen geredet und geschrieben worden, man hat ebenso oft versucht, die Einwürfe zu entkräften; und doch bleibt es wahr, daß ein Künstler, der stets von seinem Genius redet, der stets behauptet, der Auserwählten einer zu sein, dies zuverlässig nicht ist. Das wahre Gottesgnadenthum der Kunst stellt sich nicht immer auf das Piedestal oder begackert jedes seiner Producte wie die Henne das Ei. Wie soll nun aber der Dichter, der einen Künstler zum Helden macht, dessen Berufung anders als durch Worte und Citate documentiren? Mit andern Worten:

wie soll er dem Dilemma entgehen, das er sich selbst geschaffen? Es ist da gewiß kein anderer Rath als der: er vermeide es ganz und gar, er suche seine Stoffe auf anderm Gebiet! Alle Mozarte und Beethoven sind auf dem Theater gescheitert, Gutzkow's Goethe im „Königslieutenant", Laube's Schiller, Holtei's Heinrich in „Lorberbaum und Bettelstab" warnen eindringlich genug. Es sind lauter eitle Phrasenmacher. Zudem ist Molbech's Herbert Campbell gegen seine arme Frau bei aller Aufgeblasenheit noch ungalant bis zur Roheit, sodaß er sich von vornherein um alle Sympathien bringt. Wenn er sich dieselben durch sein mannhaftes Auftreten gegen den Lord wiedererringt, so verscherzt er sie leider aufs neue durch seinen Selstmordversuch, moralisch und ästhetisch. Kohlendunst auf der Bühne! Ich habe Molbech's Stück nicht gesehen, aber es ist mir mehr als wahrscheinlich, daß bei der Darstellung die Scene aller sinnlichen Glaubwürdigkeit entbehrt. Ein Dolchstoß, ein Strick, das Leeren eines Giftfläschchens spricht augenfällig zur Anschauung und zur Phantasie. Aber einen Menschen im weiten Bühnenraum sitzen zu sehen und uns vorstellen zu sollen, er sterbe vor unsern Augen durch ein Mittel dahin, von dem wir selbst nichts spüren und spüren dürfen, das will uns nicht möglich scheinen. Selbst die qualmenden Giftkerzen in Lindner's „Bluthochzeit" sind dem Molbech'schen Kohlendunst an theatralischer Plausibilität weit überlegen.

Die gerügten Mängel sind um so mehr zu beklagen, als sie den Kern des Dramas treffen und durch die großen Vorzüge der zweiten Handlung und der Episoden demnach nicht aufgewogen werden können. Diese verdienen aber, wie hier wiederholt sein möge, alles Lob. Miß Taylor ist eine feine und wahre Charakterzeichnung. Ihr Temperament, ihre Launen, ihr kokettes Spiel mit der Sünde sind ebenso echt wie ihre Umwandlung zur ehrlichen und begeisterten Künstlerin, die ihre Kunst höher stellt als die kostbaren Huldigungen der Theaterhabitués.

„Die Geißel" (Nr. 2) von Wilhelm Henzen wendet sich mit wohlthuender Wärme und gemüthlicher Satire gegen die negative Kritik, die um jeden Preis abspricht und vernichtet, die keine Anerkennung will und höchstens dann zur Einsicht kommt, wenn sie selbst producirt und an sich erfährt, wie übel sie an andern gehandelt hat.

Der Verfasser läßt ironisch eine seiner Personen sagen:

Nehmen Sie gleich die Kunst! Wie einfach ist da die Sache. Wenn Sie ein jedes Kunstwerk mit dem Maßstabe messen, welchen der Künstler nicht angelegt wissen will, so versichere ich Ihnen, die herrlichste Schöpfung wird eine Stümperei. Sie brauchen z. B. nur bei Michel Angelo Schönheit und Anmuth, bei Rafael Kraft und Erhabenheit zu vermissen, und Ihre Kritik hat das leichteste Spiel. Sollten Sie in die üble Zwangslage kommen, dies oder jenes an einem Werke loben zu müssen, so sagen Sie nicht: das ist gut! oder: das ist vortrefflich!, sondern: das ist noch das Beste daran. Dann denkt der Leser: Je nun, das mag auch nicht weit her sein. . . . Bei einer ersten Aufführung vergessen Sie nie zu versichern, die Zuhörer seien lediglich gute Freunde und Anverwandte des Dichters gewesen, obwol Sie das ja unmöglich wissen können, da Sie in seine Familie nicht eingeführt sind und wol auch kaum Hoffnung haben, dort eingeführt zu werden. Einen jungen Künstler, den Sie nicht aufkommen lassen wollen, bezeichnen Sie, um sich jeder Kritik enthalten zu können, als „in den weitesten Kreisen unbekannt", obwol das Bekanntsein mit dem innern Werth nichts zu thun hat. . . . Diese leeren Phrasen üben auf den Verstand der rasch lesenden Menge eine verdummende Wirkung aus, der sich nur wenige zu entziehen vermögen. Sie aber entledigen sich mit derlei giftigen Hausmittelchen der Kritik ohne weitere Schwierigkeit Ihrer Pflicht, und das Publikum staunt Sie als geistreich an und beugt sich schaudernd vor Ihrer imponirenden Blutigkeit.

Die positive Kehrseite zu diesem bitterbösen und leider allzu oft beherzigten Recept bilden die schönen und schwungvollen Worte:

Die Poesie des Lebens beginnt erst da, wo man anerkennt; ein herzliches Ja schafft größere Befriedigung in der Brust eines Mannes als ein herrisches Nein, und es gilt nicht mehr, frei von Schranken, es gilt ihrer froh zu werden.

Leicht und mühelos, nur selten mit allzu deutlicher Betonung der Absicht, spricht der Verfasser seine Gedanken durch die Gestalten seiner frisch erfundenen Handlung aus. Professor Borchers hat einen Aufsatz über die sociale Frage, seine Frau einen Modenartikel publicirt, der die Einführung des sogenannten Kollers, einer mächtigen Halskrause, empfiehlt. Die Liebhaber der Töchter dieses vortrefflichen Paares — der Mann ist etwas unbeholfen, mit einem Anflug von Gelehrtenschüchternheit, aber innerlich nicht gealtert, für alles Ideale und Positive begeistert, die Frau streitbar und pathetisch — greifen nun in der ersten Nummer der neuen Vernichtungszeitung „Die Geißel" beide Abhandlungen an, ohne die Autorschaften zu ahnen. Die Folge ist Verstimmung und Zerfall. Kaum geknüpfte Verlöbnisse drohen zu zerreißen. Da entschließen sich die Recensenten auf gute Art zu einer Schwenkung. Dr. Max Braune revocirt zwar nicht öffentlich, aber er läßt in der „Bürgerzeitung" drei Artikel erscheinen, die den von Professor Borchers in den „Nationalökonomischen Blättern" niedergelegten Gedanken ausführen und vollenden, und Dr. Fritz Schaffrath bringt es fertig, in der Maske einer anerkannten Modekönigin, der Gräfin Watzmann, mit dem Koller angethan über die Promenade zu fahren. Drastische Verwirrungen — man beglückwünscht den Professor zu den neuen Artikeln, die man für seine Arbeit hält, eine Arbeit, die den ersten Aufsatz weit hinter sich lasse; Schaffrath's Bräutchen Sabine wird auf die Gräfin Watzmann eifersüchtig, weil dieselbe erklärlicherweise vor dem Hause ihres Verlobten abgestiegen ist — folgen dieser eiligen Wendung. Nebenbei erfährt Dr. Braune, der in der „Geißel" ein Liebesgedicht veröffentlicht hat, mit der Wonne des Schaffens zugleich die Bitternisse der blutigen Kritik. Am Ende ist alles Wohlgefallen, und die Damen haben die Genugthuung, nach manchen Zweifeln und Schreckuissen kurz vor dem Fallen des Vorhangs die veritable Gräfin Watzmann mit der Krause um den Hals auftreten zu sehen.

Die Haltung des Stücks nähert sich durch drastische und burleske Mittel dem Schwank, erhebt sich aber in dem

ernstern Theil weit über das Durchschnittsniveau dieses Genres und erfreut durch ihre edle Gesinnung, die sich in klangvollen, lautern Worten ausspricht, auch da, wo man die psychologische Wahrheit vermißt: in der Schwenkung der Redacteure, besonders des gesetztern, Dr. Braune. Gerade indeß weil Henzen uns zwingt, seine Personen für etwas Höheres als bloße Carnevalsmasken, Puppen, die dem Plane eines gewöhnlichen Verwechselungsspiels dienen, zu nehmen, gerade weil er mehr gibt als zwanzig andere Schwankdichter, macht er uns stutzig und nöthigt uns den Gedanken auf: Männer, die so leicht eine offen ausgesprochene Meinung desavouiren, waren entweder vor dem Widerruf frivole, oberflächliche Halbnaturen, oder sie sind es nachher; als episodische Gestalten wären sie immerhin erträglich (wer zweifelt, daß es solche Preßexistenzen gibt?), als Lustspielhelden möchte man sie nicht gern gelten lassen.

In der Ausführung erscheint freilich alles weit milder als in der dürren Mittheilung der Handlung; ein Uebelstand bleibt es aber doch. Desto lieber verkehrt man mit den übrigen Personen des Dichters: es sind ergötzliche, glaubwürdige Gestalten. Erscheint hier und da ein Witz forcirt, eine Wendung zu salop, so führt doch der Dialog so viele glückliche Gedanken und lustige Einfälle mit sich (schon in Henzen's „Bettina de Monk" zeigte sich die Begabung des Autors für das Komische ganz unverkennbar), daß das Gefallen überwiegt; für die Situation ist ausreichend gesorgt, das Krausenmotiv so wirksam wie möglich ausgenutzt: und so verspricht denn das Ganze, wenn man weissagen darf, einen kräftigen Theatererfolg.

In „Gebrüder Hagedorn" (Nr. 3) von Johannes Petersen haben wir eine ernst intendirte und entschieden Talent bekundende Jambentragödie vor uns. Die Firma Hagedorn steht im glänzendsten Ansehen in den Augen der Welt, aber, wie es in der „Braut von Messina" heißt:

Greuelthaten ohne Namen,
Schwarze Verbrechen verbirgt dies Haus.

Schon der Vater der Brüder Philipp und Wilhelm erbaute sein Werk auf unterhöhltem Grunde und hinterließ den Söhnen mit seiner Fabrik ein unheilvolles Erbe. Um den unvermeidlich gewordenen Bankrott abzuwenden, entschließt sich Philipp Hagedorn mit seinem Procuristen Simon, die Gebäude durch Feuer zu vernichten; halb willenlos folgt Wilhelm den beiden; ein unfreiwilliger Zeuge, der Knabe Franz, Sohn einer alten Dienerin und illegitimer Bruder der beiden Hagedorn, wird in die Flammen gestoßen. Das Werk ist gelungen, das Verbrechen bleibt im Dunkeln. Philipp Hagedorn erntet dessen Früchte, erlangt Ehren über Ehren und wird geadelt. Wilhelm zieht nach Amerika. Nach fünfundzwanzig Jahren kehrt er (im zweiten Act) zurück, ein furchtbarer Mahner, von ewiger Reue gequält. Zwar bekennt er auch jetzt nicht, aber er verbindet seines Bruders Tochter Agnes mit einem armen Theologen, einem Sohne zweiter Ehe derselben Dienerin, deren Kind dem Verbrechen der Brüder zum Opfer gefallen, überläßt dem jungen Paar sein großes Vermögen und zieht in den Krieg. Der alte Procurist, dem Delirium verfallen, ersticht Philipp von Hagedorn und erhängt sich selbst. Leider ist dieser ganze Schluß so wüst überhastet und so völlig unorganisch herbeigeführt, daß der Verfasser an ihn durchaus die bessernde Hand legen muß. Im übrigen sind zwar die im Drama angesponnenen innern und äußern Conflicte nicht genügend ausgetragen, die Charakterzeichnung entbehrt trotz der grellen Farben, die der Autor liebt, der Schärfe, und eine gewisse Monotonie der Motive lähmt das dramatische Interesse; aber der Vers ist an einigen Stellen so gut behandelt, der tragische Ton so ergreifend getroffen, und ein idealer Sinn redet so gewinnend aus jeder Zeile, daß man trotzdem für den Verfasser Interesse gewinnt und weitern Gaben aus seiner Hand mit Erwartung entgegensieht. Besonders trefflich ist eine große Scene der Brüder im dritten Act, aus der folgende Stelle hier Platz finden möge:

Philipp.

So laß doch endlich die Vergangenheit!

Wilhelm.

Ich die Vergangenheit? Sie läßt mich nicht.
Sie krallt seit fünfundzwanzig langen Jahren
Sich in die Tiefen meines Lebens ein.
Sie lassen — die Vergangenheit? Ich hab'
Die Welt durchmessen, um ihr zu entrinnen;
Sie war mit mir im Volksgewühl der Städte
Und in der Wüste Einsamkeit, sie stand
Vor meiner Seele Tag und Nacht, sie brannte
Mit heißern Gluten als die Tropensonne,
Und sie durchschauerte mich eisiger
Als auf der Felsenhöh' der kalte Odem
Der ew'gen Schneegefilde. Ja, ich hab'
Die weite Welt durchmessen, hab' geweilt
Am heil'gen Fluß der Inder, hab' gestaunt
Am Fuß der Pyramiden. Doch vergebens!
Im Orinoco wie im Ganges grinst
Die Spiegelfratze meiner Schuld; am Fuß
Der Pyramiden, die viertausend Jahre
Der Zeit getrotzt, starrt eine Riesenschrift,
Ha, weißt du, wie sie heißt?

Philipp.

Wie kann ich's wissen!

Wilhelm.

Wir können lesen, du und ich. Wir können
Nach fünfundzwanzig langen Uebungsjahren
Auch Hieroglyphen deuten, du und ich.
Dort steht: Es ist kein Bau so dauerhaft,
Kein Stein so fest, kein Fels so unvergänglich,
So unvertilglich wie die Schuld! Dort steht:
Sie zittert fort in Ewigkeit, die Schuld,
Sie ist nach fünfundzwanzig, ja nach tausend
Und aber tausend Jahren noch so frisch,
So schändlich, so gemein, so niederträchtig,
So blutig, ha, so himmelschreiend wie
Zu jener Stunde, als ein Menschenherz
In still verhaltnem Mutterweh sie zuckend
Ins Dasein spie! —
Ich hab' die Welt durchmessen.
Ich stand in mancher stillen Sommernacht
Allein an Schiffes Bord, hoch über mir

Das Sternenmeer und rings in sanftem Wallen
Der Ocean. Dann war mir's wol, als senkte
Der tiefe Frieden der Natur sich leis
In meine Seele, und es sank mein Haupt
Auf meine Brust, indeß der Abendwind
Mir lind und traumhaft um die Schläfen spielte.
Doch plötzlich, sieh, was stiert dort durch die Nacht?
Zwei Kindesaugen sind's in Todesangst,
Ein Henkersarm erstickt den Jammerschrei
Und stößt den Knaben in die Flammen. Das
Warst du! Ein feiger Wicht steht regungslos
Und schaut dem Todesgreuel zu und läßt
Den flehentlichen Sterbeblick für ewig
Sich in die jämmerliche Seele brennen.
Und das war ich! Das sind wir, ich und du!
Das ist der Friede unsrer Brust! Das ist
Die Abendruhe auf dem Ocean:
Im Traumesdunkel blitzt der Mord, im Säuseln
Des Windes seufzt der Tod, und durch das Murmeln
Der Wellen schrillt es: Mörder! Mörder!

„Der Verfluchte" (Nr. 4) von Karl August Specht erhebt sich leider nicht über das bloße Tendenzstück. Obgleich im Jahre 1839 zur Zeit der Hirzel'schen Unruhen in Zürich spielend, läßt es doch fortwährend moderne Weck- und Streitrufe wider die Macht der Kirche erschallen und entwickelt in zahlreichen langen Reden die Ansichten des Verfassers. Offenbar entstammen diese einem frei und auch klar denkenden Geiste. Ob man, wenn man so aufgeklärt ist wie er, einen Vernunftgottesdienst in einem Tempel, „der im edeln Stil gehalten und künstlerisch mit Gemälden, Statuen und Büsten im Geiste der neuen Weltanschauung ausgestattet ist", noch für nothwendig halten darf, mag hier dahingestellt sein. Für das Drama kommen dergleichen Fragen nur nebenher in Betracht, und es ist der Hauptfehler des Verfassers, daß er sie zur Hauptsache gemacht hat. Wenn er in der Vorrede fragt, ob seine Arbeit den Gesetzen des Dramas überall entspreche und ob sie bühnengerecht sei, wenn er gesteht, „er sei leider nicht in die Geheimnisse der Bühnenmache eingeweiht", so ist ihm vor allen Dingen zu rathen, bei einer spätern Arbeit zunächst der einfachen Ausgestaltung der Charaktere und der Handlung seine ernste Sorge zuzuwenden. Uebt er diese heilsame Einschränkung, dann ist es immerhin möglich, daß er einmal ein brauchbares Bühnenstück liefert. Ganz ohne Talent ist „Der Verfluchte" nicht. In dem allerdings stark chargirten Pfaffengelichter beider Confessionen, das gegen den Helden, Bruno Berger, mit Bannfluch, Verleumdung, Aufruhr und Todtschlag vorgeht, finden sich einige dem Leben abgelauschte Züge.

Ein stärkeres dichterisches Vermögen spricht aus den „Socialisten" (Nr. 5) von Hans Walter. Zwar schildert der Verfasser (in oft sehr glücklich behandelten gereimten freien iambischen Versen) eine ganz unreale Welt, Typen und keine Individualitäten, oft nur die wunderlichen Ausgeburten seiner jugendlichen Phantasie; aber man stößt in der überfüllten, unruhig wogenden Handlung doch oft auf eine überraschende dichterische Feinheit, und neben sprachlicher Roheit und Geschmacklosigkeit auch auf wahrhaft poetische Empfindungs- und Versblüten. Ein Fabrikherr, ein edler Mann, begegnet der socialdemokratischen Gärung unter seinen Arbeitern dadurch, daß er ihre ziellosen Wünsche erfüllt und ihrem Führer mit folgenden Worten plein pouvoir gibt:

Und nun zu dir! Noch hätt' ich manche Pfeile,
Nicht rathlos bin ich, doch die Zeit heischt Eile,
Nicht Machtgebot frommt mehr und nicht Belehrung,
Die schärfste Waffe blieb mir — die Gewährung!
Was eure Kühnsten nicht im Traum begehren,
Das will ich überflügelnd euch gewähren:
Die alte Ordnung, die wir heilig halten,
Die sollt ihr selber bauend umgestalten!
. . . . . .
Frohlocket nicht,
Laßt jeden Jubelruf im Keim ersterben;
Denn gegen euch ist das Geschenk gerichtet,
Verhängnißvolle Gabe, die vernichtet
Und den Empfänger fortreißt ins Verderben!
Systeme gibt es, hehre Luftgebilde,
Die kühn sich thürmen in der Phantasie:
Verpflanze sie auf irdische Gefilde,
Und an des Lebens Ernst zerschellen sie.
. . . . . .
Die Macht wird dein, die deinem Amt gebührt.
Bedenke du, wie schwer ein Volk man führt!
So manchem hat am Gipfel seiner Macht
Der selbst, den er befreit, den Tod gebracht.
. . . . . .
Durch zwei der Jahre sei die Herrschaft dein,
Du sollst der Lenker meiner Werke sein.
Nach neuer Art den Staat im Staat errichte,
Ertheil' Gesetze, baue und vernichte!
Und kannst du mir am Schlusse klar beweisen,
Daß alle Menschen gleich sich glücklich preisen,
Daß Güter gleich vertheilt in Fülle kreisen:
Dann siehst du mich erstaunt zu deinen Füßen
Als Wundermann anbetend dich begrüßen,
Und der Gesammtheit tret' ich ab die Werke!

Natürlich trägt die neue Staatsschöpfung den Todeskeim in sich. Die schlechten Elemente verdrängen die bessern, ein ordinärer Kumpan, „der Saufaus", verschafft sich die Majorität, der idealistisch gesinnte Führer, ein verkappter Adelicher, der mit dem gemeinen Stoff nicht zu rechnen verstand, muß bei dem Fabrikherrn Schutz suchen und flüchten. Das Ende ist völlige Anarchie und Unterdrückung des Treibens durch Militär. Des inzwischen verstorbenen Fabrikherrn Sohn, Reinhold, läßt mit dem väterlichen Gelde die zerstörten Werke neu erstehen und führt die alte Ordnung zurück, ein Genosse des Volks und doch sein Herr. Sein Ehebund mit Käthchen, der Enkelin eines alten treuen Arbeiters, verspricht den Bestand der Verbrüderung, seine Persönlichkeit, die bei aller Jugend im Feuer gestählt ist, ein festes und beglückendes Regiment. Zahllose Episoden (darunter das Auftreten eines armen Verwahrlosten, der seine Augen zu Käthchen emporhebt) helfen das dichterische Problem illustriren, überwuchern aber, wie in den wunderlichen Ceremonien eines Gesellenschlags im ersten Act, oft ungebührlich und ermüdend den Kern der Handlung. Das Erfreuendste in der seltsamen

und widerspruchsvollen Dichtung ist das Verhältniß zwischen Vater und Sohn, das, wenn man aus der Widmung des Werks — der Dichter bringt es den Manen seines Vaters dar — schließen darf, der Wirklichkeit nachgezeichnet ist. Dem Fabrikherrn leiht er seine schönsten und kräftigsten Worte, und welcher Diction er fähig ist, dafür mag außer dem bereits Angeführten noch eine Probe sprechen:

Wol Größre sind an diesem Fels gestrandet,
Noch keinen Arzt fand unsre kranke Zeit,
Und für das Fieber, das im Blute brandet,
Hat die Gesellschaft keinen Trank bereit.
Wie oft wenn ich in schlummerlosen Nächten
Der Zukunft schwankes Nebelbild umrissen
Und, suchend nach dem Wahren, Guten, Rechten,
Neu eine Welt zu bauen mich beflissen,
Da überkam mich schmeichelnd der Gedanke:
Du bist ja frei, dich bindet keine Schranke,
Was wagst du nicht den lockenden Versuch?
Auf, stelle dich an der Bewegung Spitze,
Laß alle sich erfreun an dem Besitze
Und wandle so in Segen aller Fluch!
Dann von dem Traum umgaukelt schlief ich ein.
Und eine neue Ordnung sah ich steigen
Aus alter Vorurtheile Schutt und Stein:
Ich sah dem Würdigsten das Volk sich neigen,
Um in des Schaffens Lust beglückt zu sein.
Doch als der Tag die Lider mir erschlossen,
Durchwandert' ich der Werke weiten Raum
Und alles fand ich tückisch und verdrossen,
Und was ich sonst gesehn — das blieb ein Traum!

Worte wie diese sind die sicherste Gewähr dafür, daß uns der Dichter bald mit einer reifern Arbeit wieder begegnen wird. Es ist trotz aller Fehler doch ein echtes Talent.

Heinrich Bulthaupt.

Ein Alpenwanderer.

Spaziergänge in den Alpen von Eugen Simmel. Leipzig, Liebeskind. 1880. Gr. 8. 5 M.

Das kleine Buch birgt einen reichen und mannichfaltigen Inhalt. In angenehmer und wohlberechneter Weise wechseln Berichte über die vom Verfasser ausgeführte Besteigung mehrerer Alpengipfel mit Schilderungen der strahlenden und üppigen Gestade des Langen- und des Comersees sowie des Löwen von Luzern mit seiner ernsten eindrucksvollen Umgebung. So anschaulich und lebendig aber auch das Klimmen über Felsen, Gletscher und Firnfelder mit seinen Schwierigkeiten und Gefahren, mit seinem Herzklopfen und dem Triumph des mühsam erkämpften Sieges oder dem Schmerze der schließlichen Niederlage den übermächtigen Elementen gegenüber dargestellt, mit wie lebhaften Farben und begeistertem Entzücken die sonnebeglänzten Herrlichkeiten der oberitalienischen Seen, ihrer Villen, ihrer Vegetation, ihres Himmels geschildert sind: am meisten Interesse erregen doch vielleicht die beiden ersten Kapitel: „Hinauf!" — das Longfellow'sche Excelsior — und „Zur Aesthetik der Gletscherwelt", in deren erstem der Verfasser die Besteigung der Eisgipfel überhaupt zu rechtfertigen sucht, während er in dem zweiten den allmählichen Wechsel nachzuweisen bemüht ist, der sich seit dem Alterthum in der Anschauung und Auffassung des Hochgebirges, speciell der Alpen, bei den Völkern Europas vollzogen hat.

Eugen Simmel gehört zu der von Jahr zu Jahr wachsenden Gemeinde derjenigen, bei denen das Erklimmen der Hochgipfel, die Wanderung über Gletscher und Schneefelder zur wirklichen Leidenschaft geworden ist. Beim Beginne jedes neuen Sommers bemächtigt sich seiner eine tiefe Sehnsucht, die ihn hinauszieht zu den Bergen und auf ihre himmelragenden Spitzen. In den weißen, dem frischen Schnee gleichenden Wolkengebilden glaubt er die mit ewigem Eise bedeckten, hoch in den Aether ragenden Spitzen der Alpen zu erblicken; die dunkeln, vom herannahenden Gewittersturm zerrissenen Wolken geben ihm ein getreues Bild von den schwarzen, wildzerklüfteten Felsmassen des Hochgebirges mit seinen unnahbaren Schluchten und Abgründen.

Erst an jener Grenze, wo alles Naturleben aufzuhören scheint, behauptet der Verfasser, empfinde der Mensch zum ersten male die Wirkung des Erhabenen in der Natur. Zur Stütze seiner Auffassung citirt er zwei Aussprüche Kant's: „Erhaben ist die Natur in denjenigen ihrer Eigenschaften, deren Anschauung die Idee ihrer Unendlichkeit mit sich führt. . . . Wer sich fürchtet, kann über das Erhabene in der Natur nicht urtheilen. Für den aber, der der Furcht entnommen ist, wird der Anblick um so anziehender, je furchtbarer er ist, weil er die Seelenstärke über ihr gewöhnliches Mittelmaß erhöht und ein Vermögen des Widerstandes in uns entdecken läßt, welches uns Muth macht, uns mit der scheinbaren Allgewalt der Natur messen zu können."

Diese Worte des königsberger Philosophen, der nie ein Gebirge gesehen und seine Auffassung des Natur-Erhabenen wol nur aus dem Anblick des Meeres geschöpft hat, sind Wasser auf unsers Verfassers Mühle:

> Mag die Welt, mögen die im Thale umherfahrenden Weisen das unverbesserliche Treiben der Bergsteiger auch noch so hart verurtheilen, mag man sie leichtsinnig, tollkühn, eitel und ehrgeizig nennen — der Gletschermann weiß, daß nur diejenigen ihn verdammen, deren Körper- und Seelenstärke nicht genügt, um sie zu dem Genusse eines der erhabensten und ewig unvergeßlichen Naturschauspiele zu befähigen.

Nicht zufrieden mit dem theoretisirenden Philosophen, führt Simmel auch wackere Gewährsmänner für sich ins Feld, die selbst „dort oben" gewesen sind, selbst jene unvergeßlichen Eindrücke an sich erlebt haben, wie den schweizer

Geologen Studer und den berühmten Alpenkenner Friedrich von Tschudi. Der letztere antwortet auf die Frage: Was soll der Mensch da oben?

Es ist das Gefühl geistiger Kraft, das ihn durchglüht und die todten Schranken der Materie zu überwinden treibt; es ist der Reiz, das eigene Menschenvermögen, das unendliche Vermögen des intelligenten Willens an dem rohen Widerstande des Staubes zu messen; es ist der heilige Trieb, im Dienste der ewigen Wissenschaft dem Bau und Leben der Erde, dem geheimnißvollen Zusammenhang alles Geschaffenen nachzuspüren; es ist vielleicht die Sehnsucht des Herrn der Erde, auf der letzten überwundenen Höhe im Ueberblick der ihm zu Füßen liegenden Welt das Bewußtsein seiner Verwandtschaft mit dem Unendlichen durch eine einzige freie That zu besiegeln.

Das kräftigen Naturen eingeborene Streben nach einem hohen Ziele, das nur durch Anstrengungen und Gefahren zu erreichen ist, das lebhafte Verlangen, sich über das gewöhnliche Niveau der Menschen auf einen erhabenen Standpunkt zu schwingen, mag wol hier im eigentlichen wie sonst im bildlichen Sinne die Hauptrolle spielen. Neugier, Eitelkeit, die Freude an den großartigen und gewaltigen Eindrücken der Hochgebirgswelt kommen hinzu. Wir mögen auch die Lust an der Gefahr selbst, in der das Kraftgefühl des Menschen im Kampfe mit den Hindernissen der Fels- und Gletscherwelt sich bethätigt, nicht tadeln. Dennoch dürfen wir im Gegensatze zu dem Verfasser versichern, daß viele, denen es weder an der nöthigen Körper- noch Seelenstärke gebricht und die für das Erhabene einen so offenen Sinn haben wie für das Schöne, anders über solche Bergfahrten denken. Wir nehmen dabei selbstverständlich alle diejenigen Besteigungen aus, die zum Zwecke wissenschaftlicher Beobachtungen von Sachverständigen unternommen werden und die gleiche Anerkennung verdienen wie Nordpolfahrten oder Entdeckungsreisen im Innern unbekannter Continente; ebenso diejenigen Touren, die wol mit Anstrengung, aber nicht mit wirklicher Gefahr verbunden sind. Wo aber eine solche wirklich vorhanden ist, eine Gefahr, gegen die kein Muth, keine Festigkeit und Ausdauer der Sehnen und Nerven schützt, da sind diejenigen sicher nicht im Unrecht, welche das im günstigen Falle für den Touristen zu erhoffende Resultat des hohen Einsatzes nicht werth erachten. In Bezug auf die Unfallsstatistik, die uns der Verfasser in dem Artikel „Eisige Gräber" mittheilt, mögen wir zwar die Richtigkeit seiner Behauptung, daß die Zahl der Unglücksfülle bei Hochgebirgsfahrten eine im Vergleich zu der großen Zahl der Besteigungen verschwindend kleine sei, anerkennen: dennoch ist es eine Thatsache, daß schon Hunderte von Menschen dabei zum Theil durch plötzlichen Tod, zum Theil erst nach langen entsetzlichen Qualen ihren Untergang gefunden haben, zumeist natürlich Männer in der Blüte ihrer Jahre. Mag es auch sein, daß in vielen Fällen Mangel an Vorsicht oder nicht hinlängliche Befähigung der Touristen oder der Führer die Schuld trug: selbst wo, was meist schwierig, diese Ursache der Katastrophe erwiesen ist, wird sie den Hinterbliebenen. der Verunglückten schwerlich zum Troste gereichen. Und können sie sich, wie die Angehörigen des im Kampfe fürs Vaterland oder in der Ausübung seiner Berufspflicht Gebliebenen, damit trösten, daß er einer hohen Idee oder einer unabweisbaren Pflicht zum Opfer gefallen sei? — Aber der Kampf mit Eis, Schnee und Fels wird zur unwiderstehlichen Leidenschaft wie das Spiel. „Wie ich", so schließt der berühmte Physiker Tyndall die Schilderung eines furchtbaren Abenteuers in den Alpen, „so da lag die langen, langen Stunden dieser trostlosen Nacht hindurch, gelobte ich mir, nie wieder einen Gletscher zu betreten. Aber wie die Kräfte der Natur, so verändern sich auch die menschlichen Empfindungen mit der Entfernung von ihrer Quelle, und ein Jahr darauf war ich wieder auf dem Eise."

Es ist eine bekannte Thatsache, daß die alten Römer für das Erhabene der Alpennatur keinen Sinn hatten. Sie betrachteten das Hochgebirge gewissermaßen nur vom strategischen Standpunkte aus, als Deckung gegen die Barbaren des Nordens oder als schweres Hinderniß bei den Angriffen gegen dieselben. Im übrigen erschien ihnen die foeditas, die Scheußlichkeit, wie Livius es nennt, als der Charakter der eisbedeckten Kämme und unzugänglichen Schluchten. Das Mittelalter scheint, soweit wir aus vereinzelten Aeußerungen schließen können, sie kaum in einem andern Lichte erblickt zu haben. In der Schweiz erwachte man wol zuerst zur Erkenntniß und Empfindung der erhabenen Schönheit der heimischen Gebirgswelt. Konrad Geßner schildert schon 1541 die andächtige und begeisterte Stimmung, die der Anblick „der Schneedome, welche der große Weltenbaumeister in dem einen langen Schöpfungstage geschaffen hat", in ihm erweckt habe, während sich Sebastian Münster beim Anblick der Gletscherwelt noch „bis in die Knochen und das Herz erzittern" fühlte und die Fels- und Eisgebilde der Alpen als „grausam und erschrecklich" bezeichnet. Erst Rousseau vom poetischen, dann Saussure vom wissenschaftlichen Standpunkte aus riefen die Theilnahme, das Interesse, die Begeisterung des ganzen gebildeten Europa für die Alpenwelt wach. Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts fingen die Schweizerreisen an Mode zu werden. Doch wandten sich noch Chateaubriand und Hegel, und viele andere mit ihnen, von den starren, todten, wildzerrissenen Massen des Hochgebirges mit Widerwillen ab. Goethe's und seiner Schweizerreisen erwähnt der Verfasser auffallenderweise nicht. Inzwischen ist der Geschmack an den Schönheiten, die man einst Scheußlichkeiten und Schreckniſse nannte, so allgemein herrschend geworden, daß, wer die Alpen nicht herrlich finden wollte, sich der Gefahr aussetzen würde, für einen geschmacklosen Barbaren gehalten zu werden. Den Reigen in diesem Cultus des Hochgebirges führen die germanischen Völker. Von gebildeten Italienern und Italienerinnen haben wir dagegen noch in neuester Zeit die Auffassungsweise ihrer Vorfahren fast mit den Worten des Livius aussprechen hören. Ihnen ist das Schönste eine frucht-

bare reiche Hügellandschaft voll üppiger Cultur. Das wild Erhabene finden sie nicht nur beängstigend, sondern auch unschön: die herbe Jungfräulichkeit der von der Hand des Menschen unberührten Natur hat für sie wenig Reiz:

Wir sollen uns von dem Anblick der Gletscherwelt zwar erschüttert, tief ergriffen fühlen, aber es soll jene Ergriffenheit sein, welche von jeder wahren Schönheit und Größe hervorgerufen wird, nicht die Erschütterung, welche der Anblick des Furchtbaren erzeugt. . . . Erst der Mensch, der mit solchem Auge die Gletscherwelt betrachtet, wird ihre Wunder begreifen, ihre erhabene Schönheit empfinden, sein Herz wird in stolzer Begeisterung schlagen, seine Seele von den mächtigsten Empfindungen erregt werden, und er wird gern gestehen, daß die Natur nichts Erhabeneres, nichts Schöneres zu bieten vermag, als was sich dem fühlenden Menschen in dem Anblick der Gletscherwelt enthüllt.

Wir mögen die Berechtigung dieser Auffassung des Verfassers anerkennen, wenn auch viele meinen dürften, die Schönheit sei kein Attribut, das der Gletscherwelt im allgemeinen zukomme. Aber um alles das zu empfinden, bedarf es keiner Besteigung des Matterhorns, oder der Jungfrau über das Mönchsjoch oder durch das furchtbare, verderbenschwangere Roththal, keines Kletterns über die berüchtigte Scharte zum Großglockner, oder über die Grate zum Piz Bernina, keiner zwölf- bis zwanzigstündigen mühseligen Wanderungen über Gletscher und Firnfelder, keines Emporklimmens mittels ausgehackter flacher Stufen an senkrechten Eiswänden. Wir möchten bezweifeln, ob sich der Blick vom Montblanc oder Monte-Rosa herab, wo alle Einzelheiten des Gemäldes im Duft der Ferne verschwimmen, an wirklicher Schönheit mit dem vom Rigi, Pilatus, von Mürren im Oberlande, oder wenn wir höhere Standpunkte wählen wollen, vom hohen Säntis, vom Gornergrat, von der Bella Tola oder dem Piz Languard irgend messen kann. Wer die wilde Erhabenheit der Gletscherwelt in nächster Nähe kennen lernen will, braucht nur den Montanvert über dem Eismeer von Chamounix, den Zäsenberg über dem untern Grindelwaldgletscher, wo die kolossalen Eismassen von den fabelhaftesten Formen rings umher von dem ehrfurchtgebietenden Kranze der riesigen Schnee- und Felskegel des Schreckhorns, Eigers u. s. w. umstanden sind, hinan-, oder vom Riffelberge auf den gewaltigen Gornergletscher hinabzusteigen, um ohne alle Gefahr

den bald regelmäßig edeln, bald wild phantastischen Aufbau der hoch in den Aether ragenden Gipfel, . . . das prachtvolle Farbenspiel und die wunderbaren Gestalten der Gletscher zu bewundern . . . und sich von dem hier herrschenden unendlichen Frieden die Seele mit wohlthuender Ruhe erfüllen zu lassen.

Wer aber das Bedürfniß fühlt, „eine Zinne zu betreten, auf der vor uns noch niemand war und auf der nach uns nur wenige sein werden“ *), oder wer der Gefahr als Würze für den Genuß bedarf, kommt uns fast vor wie der Feinschmecker, der, nicht zufrieden mit dem natürlichen Geschmack des Wildprets, noch den Hautgoût der beginnenden Zersetzung verlangt.

Am 24. und 25. Juli 1875 erstieg der Verfasser mit einem Freunde und zwei Führern den König der Bündner Alpen. Den herrlichen, jedem, der ihn geschaut, unvergeßlichen Anblick, den Piz Bernina mit seinen gewaltigen Nachbarn und Eisströmen von den Höhen über Pontresina, von dem Wege zum Berninapasse oder vom Piz Languard aus bietet, hat uns Victor Scheffel in den schönen Versen geschildert:

Aus Lärchenwald erschimmert's weiß von Riffen, Zacken, Schrunden;
Ein Wall von Schutt, ein Strom von Eis hat sich zu Thal gewunden.
In dämmernder Schneekönigspracht, auf finsterm Wolkensitze
Reckt Piz Bernina durch die Nacht die demantblanke Spitze.

Der Anstieg durch tiefen lockern Schnee war furchtbar anstrengend, der über die hohen, eisbedeckten, oft kaum fußbreiten Grate mit wirklicher Gefahr verbunden. Auf der schmalen unsichern Gipfelschneide in der eisigen Luft war ihres Bleibens nicht lange, und wenn die Hinabsteigenden von den zur Seite herabdonnernden Lawinen verschont blieben, so war das noch mehr der Gunst des Geschicks als ihrem Verdienste zuzuschreiben.

Kaum minder beschwerlich und gefahrvoll erwies sich die Erklimmung der Jungfrau von Grindelwald aus über das Mönchsjoch am 3. und 4. August 1876 in zehnstündiger Wanderung am ersten und achtzehnstündiger am zweiten Tage. Führten diese beiden Unternehmungen glücklich zum Ziele, so wurde dagegen der kühne Wanderer trotz aller Ausdauer durch einen eisigen Sturmwind am 10. Aug. 1874 von dem Monte-Rosa zurückgetrieben, ehe er den Gipfel erreicht hatte. Das Mislingen läßt ihn wol die Schwierigkeiten der Besteigung mit zu grellen Farben schildern, während er an einer andern Stelle selbst mit Recht den Monte-Rosa als einen der am leichtesten und gefahrlosesten zu erklimmenden Hochgipfel bezeichnet. Erfolgreich wieder war wenige Tage später der Angriff auf das 4170 Meter hohe Zermatter Breithorn, der vom Matterjoch aus unternommen wurde, obwol auch hier der sturmartige Wind sonst nicht vorhandene Schwierigkeiten und Gefahren schuf.

Die Darstellungsweise des Verfassers ist klar, anschaulich, einfach, ohne Uebertreibung und Bombast der Sprache. Seine Begeisterung für die Schönheit der Alpennatur reißt oft auch den Leser mit hin. Sie ist nicht minder groß beim Anblick der südlichen Schönheitsfülle an den Gestaden des Lago Maggiore und des Comersees als bei dem der starren Eisgebilde und Bergriesen.

Italienisches Klima, italienische Vegetation, italienische Kunst, ja der bloße Gedanke, in Italien zu sein, üben bei ihm eine berauschende Wirkung auf Sinne und Gemüth. Er findet alles, was er sieht, unvergleichlich schön: der künstliche, steife Terrassenbau von Isola Bella entzückt ihn nicht minder als der herrliche Dom des Silberhorns. „Wer Isola Bella für geziert und gekünstelt erklärt, dem fehlt eben der Sinn für anmuthige Naivetät (?), welche dies

*) Paul Grohmann, „Wanderungen in den Dolomiten“ (Wien 1877).

entzückende Wunderwerk ins Leben rief, der versteht nicht, daß aus dieser lieblichen koketten Art tiefes Gefühl spricht." (!). Sogar das regellose Durcheinander von Stilarten und die entsetzlich bunt gemalte Decke der Kathedrale von Como vermögen nicht, ihn in seinem Entzücken über diese Kirche, „der die Kunst von vier Jahrhunderten ihr höchstes Können geweiht hat", zu stören. Nun, immer besser zu warm als zu kalt: die Leser werden lieber mit dem Verfasser schwärmen, als sich von einem verdrießlichen Krittler die Laune verderben lassen.

Im ganzen können wir das Buch unsern Lesern mit gutem Gewissen empfehlen; nicht leicht dürfte einer derselben es ganz unbefriedigt aus der Hand legen,

Otto Speyer.

Theologische Schriften.

1. Der Essenismus in seinem Verhältniß zum Judenthum. Eine kritische Untersuchung von P. E. Lucius. Straßburg, Schmidt. 1881. Gr. 8. 3 M.

Wenn der Essener- oder, wie er wol mehrfach genannt wird, Essäer-Orden schon von früher her den fleißigen Forscher auf dem Gebiete der Kirchengeschichte interessiren mußte, so ist doch das Interesse für diese so sonderbare Gemeinschaft zu einem sehr hohen Grade gestiegen, seit man infolge freisinniger Forschung innerhalb der christlichen Kirche dem Menschen Jesus näher trat, als es je in früherer Zeit der Fall gewesen. Die gewiß eigenthümliche Lebensweise, welche Jesus nach den Berichten der Evangelien führte, seine Ehelosigkeit, Armuth, besonders aber auch der schroffe Gegensatz, in den er sich zu den beiden Sekten der Pharisäer und Sadducäer stellte, mußte dem Nachdenkenden bald die Frage aufdrängen, ob er nicht Mitglied der dritten genannten, wenn auch weniger bekannten Sekte, nämlich der Essäer, gewesen sei? Diese Frage veranlaßte denn auch nicht nur zu eingehendern Forschungen über diese Brüdergemeinschaft, sondern sie wurde auch vielfach zu Speculationen benutzt, um von dem neugierigen, aber unwissenden und leichtgläubigen Volke für lügnerische literarische Machwerke Geld zu erhaschen. Doch auch zum Verständniß der jüdischen Geschichte war die Forschung über die Essäer von Werth; überdies war die ganze Erscheinung auch für den Culturhistoriker wichtig. Von der Ansicht ausgehend, daß die Geschichte des Judenthums für die abendländische Cultur von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist, und daß möglichst volle Klarheit über dessen Zustände und Entwickelung auch zum Verständniß mancher spätern Erscheinung führt, hat der Verfasser der vorliegenden Schrift mit dem würdigsten Ernst seine Forschungen angestellt. In einer Einleitung und sechs Kapiteln bietet er uns wol das Klarste, was sich über den Essenismus überhaupt nach den eingehendsten Studien sagen läßt. Aus den spärlichen Quellen (Philo, Josephus und dem Autor, dem Plinius in seiner Naturgeschichte gefolgt ist) hat er doch so viel geschöpft, daß wir ein klares Bild vom Leben und Treiben dieser Ordensgesellschaft erhalten. Aber auch dem Verhältniß zum eigentlichen Judenthum widmet der Verfasser die gebührende Aufmerksamkeit, und er hat sich ein ganz besonderes Verdienst durch denjenigen Theil seiner Arbeit erworben, in welchem er nachweist, daß der Ursprung dieser Sekte in jener nachexilischen Zeit der jüdischen Geschichte zu suchen ist, in welcher gewissenlose Menschen das Hohepriesteramt schändeten, sodaß dieses selbst sowie der Tempel und die darin dargebrachten Opfer als werthlos erschien und viele auszogen, einen neuen Tempel und ein neues Priesterthum zu gründen. Der Bruch mit dem Tempel bildet nach der Darstellung des Verfassers den wesentlichsten Punkt des Essenismus, geschichtlich aber bezeichnet er den Ursprung desselben.

Lucius' Schrift ist ganz und gar sachlich gehalten; das Verhältniß Jesu zu dem Orden wird von ihm in keiner Weise berührt, vielmehr bleibt es völlig dem Leser selbst überlassen, sich hierüber sein eigenes Urtheil zu bilden.

Obwol die Schrift eine rein wissenschaftliche ist, so kann sie doch auch der gebildete Laie verstehen. Wir können sie daher sowol den sich für diesen Gegenstand interessirenden Gelehrten wie auch im allgemeinen angelegentlich empfehlen.

2. Der christliche Glaube und die menschliche Freiheit. Erster Theil: Präliminarien. Mit einem offenen Briefe an Herrn R. von Bennigsen als Vorwort. Zweite Auflage. Gotha, F. A. Perthes. 1881. Gr. 8. 4 M.

Wir haben es hier, wie schon im Titel angedeutet ist, nur mit den Präliminarien zu einem größern Werke zu thun: um so mehr muß gleich von vornherein bemerkt werden, daß es sich dabei nicht um eine Apologie im gewöhnlichen Sinne handelt. Der ungenannte Verfasser ist, wie aus einigen Andeutungen geschlossen werden darf, ein bejahrter Mann, der in frühern Jahren die Phase des religiösen Liberalismus durchgemacht, darin jedoch für die Dauer keine Befriedigung gefunden hat und dann aus innerm Bedürfniß zu dem Bekenntniß der wesentlichsten Lehren der christlichen Kirche zurückgekehrt ist. Vertraut sowol mit den Werken unserer großen Philosophen wie auch mit den Schriften und Gedankengängen der Hegelianer, unter welchen Strauß ganz besonders ins Auge gefaßt wird, hat der Verfasser die Halbheiten und Schwächen derselben wol wahrgenommen, aber statt selbständig noch weiter hindurchzudringen, um zu einer neuen Position zu gelangen, zog er es vor, zu dem geläutertern Glauben seiner Kindheit zurückzukehren.

Nach dem offenen Briefe an Herrn von Bennigsen, dessen Grundgedanke ist: die deutsche Nation kann nur durch Rückkehr zu einem geläuterten Christenthum die zur Erfüllung ihrer culturgeschichtlichen Aufgabe nöthige Stärke erlangen, und einer Einleitung, welche etwa in dem Ausrufe Zurück zu Kant! gipfelt, entwickelt der Verfasser in sieben Kapiteln folgende Gedanken. Zu einer wahren sittlichen Erkenntniß wie zu einer wahrhaften Sittlichkeit selbst ist der Untergrund einer Weltanschauung nothwendig. Diese Weltanschauung aber muß eine religiöse sein, d. h. eine solche, nach welcher der Mensch sich mit dem Urprincip der Welt in ein persönliches Verhältniß versetzen kann. Darum haben, folgert der Verfasser weiter, alle alten oder heidnischen Weltanschauungen diesem Zwecke nicht entsprochen, und aus demselben Grunde konnte keine wahre sittliche Erkenntniß noch eine wahrhafte Sittlichkeit hervorgehen. Nur die christliche Weltanschauung ist hierzu geeignet, und sie allein führt deshalb auch zur wahren Sittlichkeit sowie zur einzigen Möglichkeit, des Menschen Bestimmung zu erfüllen. Weil jedoch die christliche Weltanschauung zwar eine geoffenbarte, aber trotzdem eine absichtlich mit Unklarheit und Geheimnissen umgebene ist, entsteht die „Glaubenspflicht", welche zur Erreichung des Ziels verlangt werden muß, aber nicht in Unduldsamkeit und Verdammungssucht ausarten darf. Zwischen dem fünften und siebenten Kapitel: „Der Beweis der Glaubenspflicht und seine Grenzen" (I und II), ist das sechste Kapitel eingeschoben: „Die psychologische Freiheit als Bedingung aller Moralität."

Wenn man dem Verfasser auch in mehrern Kapiteln, wie im ersten und zweiten: „Weltanschauung und sittliche Erkenntniß" und „Weltanschauung und Sittlichkeit", sowie im vierten: „Vom Einfluß des Willens auf die Ueberzeugungen", und schließlich im sechsten: „Die psychologische Freiheit als Bedingung aller Moralität", prineipiell beipflichten muß, so kann man ihn doch in der Beurtheilung anderer Weltanschauungen als der christlichen von Ungerechtigkeiten und Fehlschlüssen nicht freisprechen; in Beziehung auf Erscheinungen unserer Zeit hinsichtlich der Reformbestrebungen auf religiös-ethischem Gebiet verräth er entweder eine absichtliche Nichtbeachtung oder völlige Unkenntniß. Aber man darf eben nicht vergessen, daß der Verfasser mehr aus Herzensbedürfniß als aus Verstandeserkenntniß sein Zurück! ruft. Die Kernfrage wäre, welches die eigentliche, aus der Wesenheit des Menschen selbst hervorgehende Bestimmung desselben sei, und erst wenn diese festgestellt, könnte über den Werth und die daraus hervorgehende Moral verschiedener Weltanschauungen abgeurtheilt werden. Das hier vorliegende Bändchen „Präliminarien" wirkt sehr anregend auf den Leser, und darf man wol auf das Hauptwerk gespannt sein.

3. Drei Antworten aus dem Neuen Testament auf drei Fragen über die Person und Lehre Jesu Christi. Hervorgehoben von Ludwig Jung. Freiburg i. Br., Kiepert. 1881. Gr. 8. 3 M.

Eine mühsame Arbeit ist es, die da vor uns liegt. Ein Greis von 83 Jahren, der wol, wie es wenigstens scheint, seit längerer Zeit aus dem Staatsdienst zurückgetreten ist und den Rest seines Lebens in Freiburg i. Br. verleben will, beschäftigt sich recht eifrig mit dem Wohl und Wehe der Menschheit und wirft sich selbst die Frage auf, ob in der Lehre Jesu nicht Sätze enthalten seien, welche für alle Geltung haben müßten und für alle eine oberste Norm abgäben. Seine Haupt- und Grundfrage zerlegt er nun in drei Fragen, welche lauten:

1) Ist Jesus Christus im Sinne der Heiligen Schrift als eines und gleich mit Gott, oder als Mensch und Sohn Gottes zu verehren?

2) Ist in der Heiligen Schrift dem Menschen Hoffnung verheißen: nach seinem Tode zu einem neuen Leben berufen zu werden?

3) Sind in der Heiligen Schrift Gebote gegeben, welche von allen Menschen in allen Völkern zu befolgen sind?

Der ersten Frage widmet der Verfasser die größte Aufmerksamkeit und Mühe. Zu ihrer Beantwortung trägt er zusammen, was er nur Passendes gefunden hat, nicht nur aus der Bibel, sondern auch aus andern „Schriftgelehrten", und schließlich kommt er zu der Entscheidung: „Jesus Christus ist nicht als Gott, sondern als Mensch und Sohn Gottes zu verehren." Auch die beiden andern Fragen zu beantworten, gibt sich der Zusammensteller weniger Mühe, doch sucht er auch sie in derselben Weise zu lösen, nämlich durch Citate aus der Bibel Alten und Neuen Testaments (obgleich er im Titel die Antworten nur aus dem Neuen Testament verspricht). So kommt er zu folgender Antwort auf die zweite Frage: „Wer auf seinen Geist und nicht auf sein Fleisch gesäet und Gutes und nicht Uebles gethan hat, dem ist in der Heiligen Schrift Hoffnung verheißen, nach seinem Tode zu einem neuen Leben berufen zu werden." Die Antwort auf die dritte Frage aber lautet: „Für alle Menschen in allen Völkern sind in der Heiligen Schrift die Gebote gegeben: erstens Gott den Allmächtigen von ganzem Herzen, zweitens den Nächsten als sich selbst zu lieben, und drittens der Obrigkeit unterthan zu sein."

Den hier aufgeworfenen Fragen dürfte in unserer Zeit kaum jedermann dieselbe Wichtigkeit beilegen wie der Verfasser dieser Schrift; dennoch zweifeln wir nicht, daß letzterer in der auch der Denkweise nach bunten Menschenmenge Strebensgenossen hat, und diesen sei seine Schrift zur Anschaffung empfohlen.

A. Reichenbach.

Belehrungs- und Unterhaltungsschriften.

Unsere heutige kurze Revue hat es mit den Erzeugnissen einer Muse zu thun, welche theils vom rein praktischen, theils vom poetisch-didaktischen Standpunkt aus ihre Orakel für diejenigen von Deutschlands Töchtern verkündet, die durch die Confirmation in den Kreis der Erwachsenen oder, und dies gilt vorzüglich von dem ersten der hier zu besprechenden Bücher, durch Verlobung und Ehe in den Stand der Wissenden treten. Speciell für junge Frauen berechnet ist demnach:

1. Mütterlicher Rath an meine Tochter, wie sie die glücklichste Gattin, Mutter und Hausfrau werden könne. Von S. Sintenis. Dritte umgearbeitete Auflage. Halle, Hendel. 1879. 8. 3 M.

In einfacher, klarer, nach Maßgabe des Stoffs sogar hausbackener Prosa, der es jedoch nicht an Wärme der Empfindung und, wo es angebracht ist, an idealem Aufschwung fehlt, enthält das vorliegende Buch die wichtigsten Grundsätze und Beobachtungen aus dem physischen und moralischen Entwickelungsleben des Menschen. Der mütterliche Rath soll der unerfahrenen jungen Frau und Mutter als Wegweiser in der Erfüllung ihrer schweren und verantwortungsvollen Pflichten dienen und einerseits das Verhältniß der Gattin zum Gatten, andererseits das der Mutter zu ihren Kindern, der Herrin zu den Dienenden, der Frau in der Gesellschaft in klare Beleuchtung rücken. Die Erfahrungen eines nützlichen Daseins, die Lehren einer treuen Mutter und tüchtigen Hausfrau, die es versteht, über sich, um sich und unter sich zu blicken, sind, untermischt mit anschaulichen Beispielen aus dem alltäglichen Leben und beherzigenswerthen ärztlichen Rathschlägen, in dem inhaltreichen Bande vereinigt; sofern der Zweck desselben, gesunde und verständige Mütter und Hausfrauen heranzubilden, von den betreffenden Leserinnen richtig erfaßt wird, muß der hier ausgestreute gute Same auch treffliche Frucht bringen.

Nicht allein verheiratheten Frauen, sondern auch opferfreudigen und ernstgesinnten Jungfrauen zugänglich und förderlich, wenn auch nicht gerade für ganz junge Mädchen geeignet, ist:

2. Schwester Dora. Eine Biographie von Margaret Lonsdale. Autorisirte und von der Verfasserin revidirte Ausgabe von Auguste Daniel. Gotha, F. A. Perthes. 1881. 8. 3 M. 40 Pf.

Das auch äußerlich solid ausgestattete Buch enthält die interessante Lebensbeschreibung einer auf den Gebieten der Krankenpflege, der innern Mission und der christlichen Barmherzigkeit ausgezeichneten Frau, einer zweiten Miß Nightingale, der Miß Dora Pattison, die als Schwester Dora besonders in dem englischen Hospital zu Walsall den Namen einer Heiligen zurückgelassen, als sie dort im Jahre 1878 als ein Opfer ihrer Hingebung an ihren Beruf nach schweren Leiden verschied. Ihre Verdienste auf diesem Felde aufreibender Thätigkeit sind um so höher anzuschlagen, als Schwester Dora nach Herkunft, Bildungsgrad und den innern und äußern Vorzügen ihrer Persönlichkeit zu einem anspruchsvollern Dasein bestimmt und berechtigt erschien; doch der unüberwindliche Drang, die Armen und Elenden zu erlösen, gab ihr jene sittliche Kraft, aus allen Anfechtungen siegreich hervorzugehen und bis zum letzten Athemzuge ihrer Sendung sich selbst getreu zu bleiben. Der orthodox-christliche Standpunkt, auf dem Schwester Dora nach vielen Kämpfen anlangte, ist bezeichnend für die Engländerin; aber ihre Frömmigkeit äußert sich nie aufdringlich, und das trotz des spröden, ja stellenweise abstoßenden Stoffs fesselnd geschriebene Lebensbild läßt die Kraft jener Liebe erkennen, die „stärker ist als der Tod".

Ebenfalls ernst und streng christlich in der Tendenz und darum als Mitgabe für das Leben nicht ungeeignet ist ein kleines Büchlein, betitelt:

3. Allerlei Körnlein. Ein Festgeschenk für junge Mädchen von Jenny Bach. Wolfenbüttel, Zwißler. 1879. 16. 1 M. 50 Pf.

Die in sieben Abschnitten und einem Anhang dargebotenen Aphorismen behandeln religiöse und sittliche Fragen; so finden wir unter „Denken und Träumen" die Aussprüche: „Ueber sich nachdenken, macht demüthig, an sich (sollte heißen: an sich denken) egoistisch"; „Verwechsele nicht Träumen mit Denken. Träumen ist mühelos und angenehm, aber unnütz; das Denken ist Anstrengung und fördert." Die übrigen Abschnitte enthalten Betrachtungen über Gott und Glauben, Tod und Jenseits, Gebet, Demuth, Liebe, Arbeit und Thätigkeit, sowie die zehn Gebote der Selbstprüfung, und verrathen ein denkendes, frommes Frauengemüth, welches eindringlich zur heranwachsenden weiblichen Jugend zu sprechen weiß.

Weniger vom religiösen, als vom sittlich-belehrenden und poetisch-anmuthenden Standpunkt aus geschrieben, überhaupt mehr der Unterhaltung als der Belehrung, nicht den Mädchen im besondern, sondern der reifern Jugend im allgemeinen gewidmet ist:

4. Williram. Eine Erzählung aus dem 11. Jahrhundert. Der reifern Jugend gewidmet von Elsbeth Kühne. Mit drei Lichtdruckbildern. Wolfenbüttel, Zwißler. 1880. 8. 3 M.

Tüchtig in der Gesinnung, wenn auch nicht ohne den romantischen Beigeschmack der Zeit, welcher der Stoff der gefälligen Erzählung entlehnt ist, behandelt dieselbe das Schicksal des jungen Sängers und, wie sich später erweist, aus einem edeln Geschlecht entsprossenen jungen Ritters Williram, seiner Jugendgespielin, der lieblichen Asla vom Reinstein, deren Aeltern und ihrer Widersacher, unter denen besonders der wilde und trotzige Egbert von Braunschweig hervorragt. Die blutigen Kämpfe, welche während der Regierung des unglücklichen Kaisers Heinrich IV. besonders

in den Jahren 1088—90 die herrlichen Thäler des Harzes erfüllten, dessen Burgruinen die spätern Geschlechter an versunkene Größe mahnen, bilden den düstern Hintergrund der junge Gemüther gewiß ansprechenden, gut geschriebenen Erzählung.

Auf dem Boden der Gegenwart stehend, zur Belehrung für Deutschlands Töchter geschrieben, aber mehr Novelle als eins der bekannten Kränzchenbücher, obwol der Titel auf eine diesen ähnliche Beschaffenheit schließen läßt, ist:

5. Vier Mädchenleben oder Deutsch und Amerikanisch. Erzählung für Deutschlands Töchter von Emma Laddey. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1879. 8. 3 M.

Die beliebte Verfasserin behandelt mit Geschick, sowol was die Anlage des Stoffs als die Entwickelung der Charaktere betrifft, in vorliegendem Buche den Lebensgang von vier jungen Mädchen (Bärbel, Laura, Charlotte, Marry), die in ihrer Schul- und ersten Jugendzeit als Freundinnen einander nahe stehen, dann aber durch Lebensstellung, Erziehung, Talente und besondere Schicksale getrennt worden und erst nach mancherlei Prüfungen einander wiederfinden, ehe der Strom des Lebens sie abermals trennt. Es ist der Verfasserin gelungen, in den anspruchslosen und doch anziehenden Mädchenleben zu zeigen, daß der Charakter des Menschen sein Schicksal ist, und besonders den Gegensatz zwischen der deutschen Solidität und Treue und der amerikanischen Flatterhaftigkeit treffend hervorzuheben, ohne dabei in den Fehler einer Parteilichkeit zu fallen, die nur verletzen würde. Gesund in der Tendenz, kräftig in der Zeichnung von Charakteren und Situationen, einfach, aber anschaulich in Stil und Form wird das Büchlein einen nicht unbedeutenden Platz in der Geschenkliteratur für unsere jungen Mädchen gewinnen und ihnen ebenso unterhaltende wie nützliche Anregung bieten.

In der Tendenz den hier besprochenen Unterhaltungsschriften sich anschließend, aber für jüngere Mädchen und wol speciell für österreichische Töchterschulen bestimmt ist das Bändchen:

6. Blüten eines Kranzes. Drei Novellen von Julie Gintl. Prag, Kytka. 1880. 8. 1 M.

Drei Erzählungen: 1) „Der Findling" in deutscher Sprache, 2) „L'ange gardien", französisch geschrieben, und 3) eine böhmische Geschichte, „Spása ducha", bilden den Inhalt des Büchleins, das als eine Verherrlichung der schönen und wohlthätigen Kaiserin Elisabeth von Oesterreich bezeichnet werden darf. Die freundlichen Gaben sind ohne höhern literarischen Werth, athmen aber patriotische, weiblich-poetische Gesinnung und werden in den Kreisen, für welche sie berechnet sind, einen gewissen bildenden Einfluß auf die heranwachsende weibliche Jugend üben.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Ueber „The Block House on the Prairie", unter welchem Titel Ida Veramy Spielhagen's „Deutsche Pionniere" veröffentlicht hat, sagt das „Athenaeum" vom 25. Februar: „Eine der angenehmsten von Spielhagen's ältern Erzählungen liegt hier in einer treuen und lesbaren Uebertragung vor uns.... Die Abenteuer dieser Pionniere an den äußersten Grenzen der Civilisation, die Mühseligkeiten und Beschwerden, mit denen sie zu kämpfen hatten, sind lebhaft geschildert.... Die ganze Erzählung ist in gesunderm Tone, wahrscheinlicher und objectiver, als es bei Spielhagen üblich ist. Es ist nichts Uebertriebenes, nichts Krankhaftes in diesen Blättern, und die Charaktere sind sowol angenehm wie gut gezeichnet."

— Ueber „Spinoza" von Berthold Auerbach, welches in englischer Uebersetzung von E. Nicholson und zwar in der Tauchnitz'schen „Sammlung deutscher Autoren" erschienen ist, sagt dieselbe Wochenschrift: „Das Buch, welches mit einer passenden Mischung von Thatsache und Dichtung Spinoza's frühere Lebensgeschichte erzählt, war das erste, womit Auerbach seinen Ruf gründete. Leider verräth es, wie alle seine Romane, einen großen Mangel an künstlerischer Form und an Gefühl für richtiges Verhältniß. Auch die Charaktere, den Holden's ausgenommen, sind schattenhaft. Besonders ist der Oldenburg's mislungen, da er Spinoza's Freundschaft für diesen Mann nicht erklärt. Der beste Theil des Werks und der, welcher es entschieden lesenswerth macht, ist das Gemälde jüdischer Sitten und des geistigen Zustandes Hollands in jener Zeit. Auch Spinoza's Charakter — die Art und Weise, wie seine Zweifel entstanden, seine Philosophie formulirt wurde — ist gut skizzirt. Wir sagen mit Bedacht skizzirt, denn er ist mehr nur angedeutet als ausgefüllt; wir erkennen indessen die Aufrichtigkeit und Selbständigkeit, die edle Einfachheit und Nachsicht, welche diesen großen Denker auszeichneten. Dem Ganzen aber scheint es an Kraft zu fehlen. So ist z. B. die Bannscene gewaltiger, wenngleich mit geringerm Detail, in G. H. Lewes' «History of Philosophy» dargestellt. Die Uebersetzung ist zwar treu, aber von etwas ungelenkem Stil. Man vergißt beim Lesen nicht, daß es eine Uebersetzung ist."

— Von W. E. H. Lecky's „A History of England in the Eighteenth Century" sind der dritte und vierte Band erschienen; dieselben enthalten unter anderm die Geschichte des Kampfes Englands mit der damaligen nordamerikanischen Colonie oder den jetzigen Vereinigten Staaten. Auch die Juniusfrage kommt natürlich in diesem Zeitraum zur Sprache; Lecky hält, wie so manche, vielleicht die Mehrzahl seiner Vorgänger, Philipp Frances für den Verfasser der berühmten Briefe.

— Ein interessantes literarhistorisches Werk hat die bekannte Romandichterin Mrs. Oliphant unter dem Titel „The Literary History of England in the End of the Eighteenth and Beginning of the Nineteenth Century" veröffentlicht. So anziehend aber auch das dreibändige Werk seinem Inhalte und seiner Form nach ist, so gebrach es der Verfasserin doch zu sehr an gründlicher Kenntniß der betreffenden Literaturgeschichte ihres Landes und an der nöthigen selbständigen kritischen Einsicht, um ihm wissenschaftlichen Werth zu verleihen.

— „Camoens: his Life and his Lusiads, a commentary", in zwei Bänden, von R. F. Burton, leidet an zu großer Weitschweifigkeit, ist aber sonst eine tüchtige Leistung, der es weder an Fleiß noch an Geschmack fehlt.

— Zu der Serie der „English Men of Letters" ist nun auch „Dickens" von Adolphus William Ward gesellt worden.

Die Aufgabe, scheinbar so leicht, weil so reichliches Material zur Biographie vorliegt und jeder Gebildete seine Werke ebenso kennt, wie außer ihnen vielleicht nur noch die Shakspeare's, war dennoch oder gerade deshalb eine sehr schwere, und so ist es auch dem sonst so tüchtigen Literarhistoriker, dem Verfasser der so schätzbaren „History of the English Drama", nicht gelungen, sie glücklich zu lösen. Das Buch ist nach keiner Seite hin befriedigend ausgefallen. Ist der Gegenstand nicht bereits zu sehr erschöpft gewesen? möchten wir fragen.

— Das Interesse, welches der berühmte italienische Dichter Leopardi in neuester Zeit bei uns auf sich gezogen hat, erstreckt sich auch bis nach England, und so haben wir denn von dort „Essays and Dialogues of Giacomo Leopardi", übersetzt von Charles Edwards, zu verzeichnen. Nicht eigentlich der Dichter also ist es, der hier dem englischen Publikum zugänglich gemacht wird, sondern der pessimistische Philosoph. Die Uebertragung liest sich sehr gut, abgesehen von einzelnen groben Verstößen gegen den Sinn des Originals. Eine biographische Skizze geht der Uebersetzung voran.

— „Souvenirs littéraires" von Maxime du Camp ist eine der anziehendsten Erscheinungen der neuesten französischen Literatur. Diese Erinnerungen betreffen meist die Epigonen der romantischen Bewegung, und zumal Flaubert, den intimsten Freund des Verfassers. Das Buch hat außerdem einen besondern Werth, insofern es die literarische Tagesfrage in Frankreich, den Naturalismus, beleuchtet.

— Aus der neuesten Memoirenliteratur seien hervorgehoben: „Mémoires du Marquis de Sourches" vom Grafen von Cosnac und A. Bertrand, von denen der erste Band erschienen; der vierte Theil von „Écrits inédits de Saint-Simon" von P. Faugère, und „Mémoires de Samson", eine Biographie des bekannten Schauspielers.

Als ferner zu dieser Literaturgattung gehörig erwähnen wir: Madame de la Fayette's „Histoire d'Henriette d'Angleterre", welche Anatole France kürzlich veröffentlicht und mit einer Einleitung versehen hat.

— Von E. Renan haben wir einen unveröffentlichten Vortrag: „Quest-ce qu'une nation?" betitelt, zu verzeichnen, den er vor einigen Wochen in der Sorbonne gehalten. Er spricht sich darin abermals gegen die Theorie aus, welche die unverfälschte Nationalität auf Unterscheidungen nach Rasse und Sprache stützen möchte.

— „Littérature et mœurs étrangères" von Th. Bentzon läßt in Bezug auf Sachkenntniß manches zu wünschen übrig und steht jedenfalls gegen Philarète Chasles' ähnliche Arbeiten zurück.

Bibliographie.

Bräutigam, L., Leibniz und Herbart über die Freiheit des menschlichen Willens. Heidelberg, Weiss. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Diesterweg, M., Auf der Sirenen-Insel. Erzählung. Berlin, Janke. 8. 50 Pf.

Erckmann-Chatrian, Geschichte eines Konskribirten von 1813. Aus dem Französischen übertragen von H. Trescher. Berlin, Janke. 8. 1 M. 50 Pf.

Freybe, A., Christoforus. Blätter für Kenutniss und Pflege von deutscher Art und Sitte, deutschem Glauben und Recht. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 6 M.

Fullerton, Lady Georgiana, Ein Wille, Ein Weg. Eine Geschichte aus der Zeit der ersten französischen Revolution. Autorisirte Uebersetzung von Josephine Flach. Köln, Bachem. 8. 4 M. 50 Pf.

Goeler von Ravensburg, F. Freih., Rubens und die Antike, Seine Beziehungen zum classischen Alterthum und seine Darstellungen aus der classischen Mythologie und Geschichte. Eine kunstgeschichtliche Untersuchung. Mit 6 Tafeln in Lichtdruck. Jena, Costeuoble. Gr. 8. 10 M.

Hart, H., und J. Hart, Kritische Waffengänge. 3tes Hft.: Hugo Bürger. Ein Lyriker à la mode. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 M.

Helfert, Freih. v., Fabrizio Ruffo. Revolution und Gegen-Revolution von Neapel, November 1798 bis August 1799. Mit 1 Porträt und 4 Schriftproben. Wien, Braumüller. Gr. 8. 15 M.

Hensel, Wilhelmine, Gedichte. Paderborn, F. Schöningh. 16. 2 M. 25 Pf.

Hiltl, G., Ein Duell unter Robespierre. Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 7 M. 50 Pf.

Hoffmann, C., Mein Weg nach Jerusalem. Erinnerungen aus meinem Leben. 1ster Thl.: Erinnerungen aus meiner Jugend. Jerusalem. 8. 9 M.

Der russisch-deutsche Krieg der Zukunft. Eine Studie von P. J. Mit einer Karte der russischen Westgrenze. Leipzig, Findel. Gr. 8. 80 Pf.

Kuhn, A., Melchior Paul von Deschwanden. Ein Leben im Dienste der Kunst und der Religion. Einsiedeln, Benziger. Gr. 8. 8 M.

Laferté, V., Alexander II. Unbekannte Einzelheiten über sein Familienleben und seinen Tod. Basel, Georg. 8. 2 M. 50 Pf.

Leeb, H., Die Einnahme von Ulm 1702. Ein Beitrag zur Geschichte des bayrischen Anteils am spanischen Erbfolgekriege, nach bisher noch unbenützten Quellen bearbeitet. Mit 1 Plan und 1 Entfernungsskizze. Ulm, Wohler. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Lenz, J. M. R., Der Waldbruder. Ein Pendant zu Werthers Leiden. Neu zum Abdruck gebracht und eingeleitet von M. v. Waldberg. Berlin, Kühl. 8. 1 M. 80 Pf.

Leschivo, A., Der Ring der Wahrheit. Roman. 2 Thle. Leipzig, Klinkhardt. 8. 6 M.

Leupold, E., Berthold von Buchegg, Bischof von Strassburg. Ein Beitrag zur Geschichte des Elsass uud des Reichs im XIV. Jahrhundert. Strassburg, Trübner. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Lieder eines Ungenannten an eine Ungenannte. Als Manuscript gedruckt. Hamburg, Kriebel. 1881. 8. 1 M. 50 Pf.

Lindner, G. L., Zwei Zeitbilder. Eine Carnevalshochzeit. Der große Unbekannte. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 75 Pf.

Loehnis, H., Beiträge zur Kenntnis der Levante. (Mai 1882.) Mit 12 Plänen und 1 Karte. Herausgegeben vom Deutschen Handels-Verein in Berlin. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 5 M.

Lorbach, L., Wein-Lieder und Sprüche. Gesammelt und herausgegeben. Erfurt, Bartholomäus. 12. 1 M.

Machiavelli, N., Mandragola. Komödie in 5 Aufzügen. Aus dem Italienischen übersetzt und eingeleitet von A. Stern. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 M.

Mantegazza, P., Einen Tag in Madeira. Ein Kapitel aus der Hygiene der Liebe. Nach der 8. italienischen Original-Auflage autorisirte Ausgabe. Leipzig, Scholtze. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Der reine Mosaismus. Interconfessionelle Religionslehre. II. Vom Verfasser der Religion des kommenden Jahrhunderts. Budapest, Aigner. Gr. 8. 1 M.

Müller, K. E. H., Die Chronik des Baseler Professors Huldreich Mutius. Ein Beitrag zur Historiographie des Reformationszeitalters. Prenzlau, Vincent. Gr. 8. 1 M.

Niemann, A., Bakchen und Thyrsosträger. Roman. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 10 M.

Noorden, C. v., Europäische Geschichte im 18. Jahrhundert. 1ste Abth.: Der spanische Erbfolgekrieg. 3ter Bd. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 14 M.

Frankfurter Novitäten-Bühne. Nr. 6: Der verrätherische Kuß. Schwank von A. Kellner. Frankfurt a. M., Koenitzer. 8. 90 Pf.

Oberleitner, K., Arminius. Trauerspiel. Wien, Huber u. Lahme. Gr. 8. 2 M.

Margarethe von Pflugk. Ein romantisches Geschichtsbild aus der Zeit der Reformation. Wahrheit und Dichtung von William. Leisnig, Ulrich. 8. 50 Pf.

Radics, P. v., Anastasius Grün's Lehrer und Freund, der slovenische Dichter France Preschiren, als deutscher Poet. Biographisch-litterarische Studie. Leipzig, Webel. 8. 40 Pf.

Reinhardt, A., Auf den Lebensweg. Apophthegmen, den Jüngern der k. K. gewidmet. Stuttgart, Kohlhammer. 8. 1 M.

Roman, G., Geschichten in Moll. Bilder aus dem Volksleben. Thun, Christen. 8. 1 M. 35 Pf.

Rothe, L., Historische Nachrichten der Stadt Zeitz. 1ster Bd. Zeitz, Langenberg. 8. 2 M. 50 Pf.

Sarah's Reisebriefe aus drei Welttheilen (Amerika, Europa und — Skobeleffia). Würzburg, Kreßner. 8. 1 M. 20 Pf.

Saturnin, U., Die Freiherren von Weißenburg. Eine historische Erzählung aus der Geschichte Berns im 14. Jahrhundert. Thun, Christen. 8. 1 M. 80 Pf.

Schober, W., Die Noth und ihre Ursachen. National-ökonomische Studie. 3 Thle. Wien, Frank. Gr. 8. 4 M. 40 Pf.

Schrattenthal, K., Die Pflegerinnen der nordisch-germanischen Göttersage. Münster, Gierke. 8. 25 Pf.

Schultheß, H., Europäischer Geschichtskalender. 22ster Jahrg. 1881. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 10 M.

Seehaussen, R., Schweizer Politik während des dreissigjährigen Krieges. Gekrönte Preisschrift. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Sohr, Amélie, Frauenarbeit in der Armen- und Krankenpflege, daheim und im Auslaude. Geschichtliches und Kritisches. Berliu, Springer. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Stein, A. (H. Nietschmann), Deutsche Geschichts- und Lebensbilder. 7tes Bdchn.: Cardinal Albrecht. Historische Erzählung aus der Reformationszeit. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 8. 3 M. 60 Pf.

Thürheim, A. Graf, Feldmarschall Ernst Rüdiger Graf Starhemberg, 1683 Wiens ruhmvoller Vertheidiger. (1638—1701.) Eine Lebensskizze. Mit dem Bildnisse Starhembergs. Wien, Braumüller. Gr. 8. 9 M.

Turgeniew, J. S., Vier Erzählungen. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Russischen übertragen von E. St. Leipzig, O. Wigand. 8. 2 M.

Witte, J. H., Ueber Freiheit des Willens, das sittliche Leben und seine Gesetze. Ein Beitrag zur Reform der Erkenntnisstheorie, Psychologie und Moralphilosophie. Bonn, Weber. Gr. 8. 9 M.

Anzeigen.

Herder'sche Verlagshandlung in Freiburg (Baden).

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Baumgartner, A., S. J., Joost van den Vondel,

sein Leben und seine Werke. Ein Bild aus der Niederländischen Literaturgeschichte. **Mit Vondel's Bildniß.** 8. (XVI u. 379 S.) M. 4,50.

Die **augsburger „Allgemeine Zeitung"** (1882, Nr. 213, Beilage) sagt am Schlusse einer eingehenden Besprechung dieses Werks:

„. . . Ueberhaupt zeugt Baumgartner's Werk, trotz mancher kleinen Mängel in der Ausführung, von einem so liebevollen Eingehen und Verständniß, von einer so minutiösen und gewissenhaften Prüfung der Geisteswerke und des ganzen Bildungsganges des großen Dichters, daß uns nur der Wunsch erübrigt, alle Deutschen, die sich fernerhin mit niederländischer Literatur befassen, möchten mit gleicher Gewissenhaftigkeit und Vorurtheilslosigkeit an die Arbeit gehen."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Jüdischdeutsche Chrestomathie.

Zugleich ein Beitrag zur Kunde der hebräischen Literatur.

Von

Dr. Max Grünbaum.

8. Geh. 14 M.

Diese Sammlung von Auszügen aus mehr als 30 zum Theil sehr seltenen oder nur im Manuscript vorhandenen jüdischdeutschen Schriften ist von hervorragendem Werth sowol für die Literaturgeschichte wie namentlich auch für die Sprachforschung; denn zahlreiche Wörter des Mittelhochdeutschen und verschiedener deutscher Mundarten, die aus unserer Schriftsprache verschwunden sind, desgleichen viele Wörter der romanischen Sprachen und Dialekte, haben sich im jüdischdeutschen Idiom erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Pilgerfahrt der Rose.

Dichtung von

Moritz Horn.

Vierte durchgesehene Auflage.

Eleg. cartonn. 2 M. 40 Pf.

Der Text zu Robert Schumann's beliebter Composition „Die Pilgerfahrt der Rose" ist nur ein Auszug aus der gleichnamigen Dichtung von Moritz Horn, wie sie vollständig hier bereits in vierter Auflage vorliegt. Das elegant ausgestattete Buch voll zarter, sinniger Poesie bildet besonders auch ein sehr empfehlenswerthes Geschenk an junge Damen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus Morgenland und Abendland.

Neue Gedichte und Sprüche von

Friedrich Bodenstedt.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Friedrich Bodenstedt beschenkt die zahlreichen Freunde und Verehrer seiner Muse mit einem Bande neuer Gedichte, in dem neben „Vorläufern des Mirza-Schaffy" und andern Poesien aus dem „Morgenlande" auch die Bilder, Eindrücke und Stimmungen, welche der Dichter bei seinem Ausfluge nach Amerika in sich aufgenommen, in poetischer Gestaltung dargeboten werden. An Reichthum und Mannichfaltigkeit der Gaben übertrifft dieses neueste Gedichtbuch Bodenstedt's alle frühern Sammlungen seiner Poesien.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Polarlicht.

Von

Hermann Fritz.

Mit 2 Abbildungen, 1 Karte und 4 Tafeln.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek 49. Band.)

Im vorliegenden Werke hat der Verfasser, Professor am Eidgenössischen Polytechnikum in Zürich, klar und fasslich dargestellt, was über das Wesen, die Eigenschaften und die Entstehungsursachen des Polar- oder Nordlichts sowie über die periodische Wiederkehr dieser zum Theil noch räthselhaften Erscheinung und ihren Zusammenhang mit andern kosmischen und tellurischen Erscheinungen bisjetzt erforscht worden ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Nordpolarreisen Adolf Erik Nordenskjöld's

1858 bis 1879.

Aus dem Englischen.

Mit 44 Holzschnitten und 4 lithographirten Karten.

8. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.

Die epochemachenden Erfolge, welche durch die letzte schwedische Nordpolarexpedition erzielt wurden, haben auch bei uns die Blicke aller Gebildeten auf Nordenskjöld, den verdienstvollen Leiter dieses großen Unternehmens, gelenkt. Vorliegende deutsche Bearbeitung des vor kurzem in England erschienenen Werks, das sämmtliche Polarreisen Nordenskjöld's darstellt und ein autobiographisches Lebensbild des Gefeierten vorausschickt, wird daher gewiß hochwillkommen sein, zumal sie auch die ersten zusammenhängenden Berichte über die letzte Expedition enthält und reichlich mit Abbildungen und Karten ausgestattet ist.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger,** Nr. 9.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAISERLICHE KÖNIGLICHE HOF- UND STAATSBIBLIOTHEK Bibliothek

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 35. — 31. August 1882.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Dichterische Entlehnungen. Von Rudolf von Gottschall. — Schriften über unsere Classiker. Von Wilhelm Buchner. — Neue Romane. Von Theodor von der Ammer. — Volkswirthschaftliche Literatur. Von H. von Scheel. — Poetisches und Prosaisches aus der religiösen Literatur. — Ein Geschichts-Lexikon. Von Arthur Kleinschmidt. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Dichterische Entlehnungen.

Wir haben bei unserer kritischen Notiz über Hermann Oelschläger's Uebersetzung des „Musäos" bereits erwähnt, daß der Uebersetzer in der Vorrede seine Ansicht über dichterische Entlehnungen ausspricht; wir führen diese Stelle noch einmal im Zusammenhang hier an:

„Die Frage, wie weit Entlehnungen aus andern Dichtern tadelnswerth seien, drängt sich uns hier ganz von selbst auf. Sie ist nicht neu und in den Literaturgeschichten schon oft — bis auf die jüngste Zeit — behandelt worden. Sie hat nicht überall die gleiche Beantwortung erfahren, und allzu großer Eifer hat nicht selten über das Ziel hinausgeführt. Im allgemeinen aber ist man geneigt, Nachahmungen und Entlehnungen gelten zu lassen, sobald dieselben organisch in ein neues Kunstwerk derartig aufgenommen worden sind, daß sie hier ein ganz neues Leben zu gewinnen oder gar berufen scheinen, durch den erhaltenen neuen Anstoß in künstlerischer oder sittlicher Beziehung aufs neue fruchtbar weiter zu wirken. Der als Dichter wie als Gelehrter gleich hochgeschätzte Graf A. F. von Schack hat die Frage, die uns hier beschäftigt, in seiner «Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien» ebenso eingehend als geistvoll erörtert. Er hat Calderon gegen den ihm gemachten Vorwurf des Plagiats zu vertheidigen und will ihn nicht gelten lassen, obgleich er zugeben muß, daß der genannte spanische Dichter in einer ganzen Reihe seiner Komödien Stoff und Behandlung, nach dem Ganzen sowol wie in vielen Einzelheiten, seinen Vorgängern entnommen habe, ja, daß in einem einzelnen, von ihm näher bezeichneten Falle nicht allein die Gedanken, sondern auch die Form durch den Wechsel der trochäischen Verse mit iambischen an das ursprüngliche Vorbild erinnern. Er fährt dann, nachdem er eine Menge ähnlicher Fälle aufgeführt hat, fort: «Wir sehen, daß Boscan, Gareilaso recht geflissentlich den Petrarca nicht allein in der Form seiner Canzonen und Sonette nachahmen, sondern viele Gedanken und ganze Verse von ihm reproduciren. Die Lyrik dieser Männer, wie die des Herrera und Luis de Leon, ist — man erwäge dies wohl — mindestens zur Hälfte aus den Werken der Alten und der Italiener geflossen; aber freilich kann man dreist behaupten, daß sie das aus fremden Quellen Geschöpfte in neuer Schönheit wiedergeboren haben. Und will man sich nun den Genuß dieser schönen Poesie durch den Gedanken vergällen, daß manches darin nicht ursprüngliches Eigenthum der Verfasser sei?» Die Nachahmungen und Entlehnungen Tasso's, Shakspeare's sind bekannt, und von Lord Byron weiß man, daß er sich nicht allein einzelne Gedanken und Bilder, sondern auch ganze Passagen, Scenen und Situationen aus andern Werken angeeignet habe."

Die Frage, die hier aufgeworfen ist, wird in sehr verschiedener Weise beantwortet. Das Urtheil des Grafen Schack ist zwar literarhistorisch begründet, darf aber manchen ästhetischen Theorien der Gegenwart und besonders den heutigen Rechtsanschauungen gegenüber nicht auf unbedingte Zustimmung rechnen. Den juristischen Standpunkt lassen wir hier beiseite: er ist bei dem letzten wiener internationalen Congreß sehr lebhaft betont worden; es war die Rede von einem Antrage an die Regierungen, das Gebiet der Autorrechte dahin zu erweitern, daß auch Entlehnungen, besonders dramatische Bearbeitungen von Romanen u. s. f., ohne Einwilligung des Autors nicht zulässig sein und dieser auch an dem damit erzielten Gewinn theilhaben solle. Wenn indeß auch ein solches Gesetz erlassen würde, so könnte auf Grund desselben doch kaum ein Urtheil ohne die Heranziehung von Sachverständigen gefällt werden, und diese würden

immer wieder den literarischen Maßstab anlegen müssen, und mit um so größerer Vorsicht, als ein Gesetz in so uneingeschränkter Fassung die Entwickelung unserer Literatur leicht beeinträchtigen könnte.

Bei derartigen Entlehnungen wird zuerst der Spruch: „Quod licet Jovi, non licet bovi", zur Geltung kommen müssen; denn das Gute zu nehmen, wo es gerade gefunden wird, kommt dem dichterischen Genie wie dem staatsmännischen zu, welche beide mit ihrer Midashand auch das minder Gute in echtes Gold verwandeln. Ein schlecht benutztes Motiv, eine halbausgegorene Erfindung von Halbtalenten kann, wenn sie ein Meister aufnimmt, an der rechten Stelle einfügt und ins rechte Licht setzt, eine Bedeutung gewinnen, die ihr ursprünglich fehlt. Wie oft ist dies bei Shakspeare der Fall gewesen, dessen Originalquellen ja alle durch die Shakspeare-Forschung aufgedeckt sind! Ohne Frage war der große britische Dichter oft ein gewöhnlicher Plagiator für seine Bühnenzwecke; aber noch öfter hat er durch seine Zauberkraft Messing in Gold verwandelt. Das Umgekehrte jedoch, wenn nämlich ein Kleinerer bei einem Großen Anleihen macht, muß für eine unerlaubte Entlehnung gelten. Wir haben früher einmal in d. Bl. nachgewiesen, wie Albert Lindner in seinem Schauspiel „Stauf und Welf" Entlehnungen aus Grabbe's „Hohenstaufen" machte. Es waren dies keine Reminiscenzen, sondern offenbare Aneignungen und Umschreibungen, die einen um so mislichern Eindruck machen, als sie nur für Abschwächungen des Originals gelten können, da Grabbe's Talent doch dasjenige Lindner's bedeutend überragt. Shakspeare dagegen, mochte er auch mit Recht von Robert Greene als eine Krähe bezeichnet werden, die sich mit fremden Federn herausputzt, überragte an Talent alle seine Mitstrebenden, und seine Annexionen im großen Stil kamen doch seiner eigenen dichterischen Majestät zu statten.

Ein zweiter beachtenswerther Punkt ist es, ob die Entlehnungen auf demselben dichterischen Gebiet vor sich gehen, oder ob sie darin bestehen, daß das Product der einen dichterischen Gattung für die andere benutzt wird. Wenn Musäos größere Stellen des Nonnos, obschon mit geschmackvoller Klärung in seinem „Hero und Leander" aufgenommen hat, so geschieht hier die Entlehnung auf demselben Gebiete, auf demjenigen der epischen Dichtung, und Musäos würde nach unsern Begriffen nicht der Anklage des Plagiats entgehen können. Wenn aber, wie dies meistens der Fall ist, Entlehnungen aus der epischen Dichtung, dem Roman und der Novelle, in die dramatische stattfinden, so stellt sich hier die Sache schon deshalb ganz anders, weil jede dieser Dichtgattungen einen andern Schwerpunkt hat und es daher einer selbständigen künstlerischen Thätigkeit bedarf, um einen in einem Roman behandelten Stoff in der ganz verschiedenen Kunstform des Dramas zu verwerthen. Wenn freilich die neue Kunstform nur in einer äußerlichen Zuschneiderei besteht, im Zusammenrücken und Zusammenkleben durch einzelne Verbindungen, in denen allein die Originalität des Bearbeiters zur Geltung kommt, wenn es sich überhaupt um eine bloße Bearbeitung handelt, dann bleibt nur ein Handwerkerthum übrig, welches für den künstlerischen Standpunkt nicht in Betracht kommt.

Die Frage über den Werth der dichterischen Erfindung ist noch eine offene: jedenfalls stehen in Bezug darauf große Dichter hinter den kleinsten Romanfabrikanten zurück. Die griechischen Tragiker behandelten dieselben feststehenden Mythenstoffe; hier konnte von Erfindung überhaupt nicht die Rede sein. Ihre Eigenart besteht in der Eigenart der Behandlungsweise, worin auch ihre dichterische Bedeutung und Größe zu suchen ist. Shakspeare hat fast immer vorhandene Stoffe benutzt und nichts selbst erfunden als die geistvollen Verknüpfungen derselben und ihre oft von dem gegebenen Original abweichende Durchführung. Welche Fülle von Erfindungen dagegen ist oft in literarisch werthlosen Arbeiten deutscher, französischer, englischer Novellisten enthalten! Doch hier liegt der einzige Reiz im Stoffartigen, in dem reichhaltig aufgespeicherten Material, für dessen Verwerthung erst eine künstlerische Hand ersehnt wird. Die Gewissenhaftigkeit, mit welcher viele Autoren auf selbständige Erfindung in ihren Dichtungen halten, ist gewiß anerkennenswerth; jedenfalls liegt auch hierin eine Phantasiethätigkeit, eine Art von schöpferischer Kraft; und nicht jeder ist eben ein Shakspeare, um dem überkommenen Stoff das Gepräge des Genies für alle Zeiten aufzudrücken. Einer der hierin scrupulösesten deutschen Schriftsteller war Benedix, unser solider Lustspieldichter, der nie irgendeine Aneignung veröffentlichte, der alles aus sich selbst herausspann, soweit dies bei unserer Bildung möglich ist, indem wir uns doch in einem allgemeinen Aether bewegen, in welchem die Motive aus den Dichtungen aller Zeiten mehr oder weniger atomistisch herumstieben und uns anfliegen. Benedix suchte einen Ruhm in solcher dichterischen Selbständigkeit, die sich an nichts Fremdes anlehnt, besonders in nationaler Tüchtigkeit alle ausländischen Anregungen zurückweist; freilich war auch eine gewisse Monotonie wiederkehrender Motive und ein etwas enger Horizont die Folge davon.

Dies gilt von der Entlehnung von Stoffen, von fertigen Gebilden der Erdichtung, die in den Werken anderer Schriftsteller vorliegen. Etwas anders verhält es sich mit der Entlehnung von Einzelheiten, von diesem oder jenem Motiv, dieser oder jener Situation, ja dieser oder jener Gedankenfolge, die sich bereits in Dichtungen vorfinden. Wir sprechen hier nicht von der Reminiscenz, welche ein unwillkürliches Nachklingen dichterischer Eindrücke ist, sondern von der bewußten Annexion. In Bezug hierauf stimmen wir Oelschläger vollkommen bei: es kommt nur auf die dichterische Assimilationsfähigkeit an, ob ein solcher in ein neues Werk aufgenommener Bestandtheil als ein zusammengeraubter äußerlicher Schmuck die Anklage der literarischen Piraterie rechtfertigt, oder ob die vollkommene Aneignung, das Aufgehen in das Lebensblut dichterischer Kraft, die ungezwungene Verschmelzung mit dem neuen

Kunstwerk als eine künstlerische That erscheinen läßt, was sonst als ein streng zu rügendes Plagiat angesehen werden müßte.

Auf dem Rechtsgebiete, auf dem Gebiete der Sittlichkeit soll es keine Ausnahmestellung, es soll kein apartes Recht, keine aparte Moral geben: im Reiche der Kunst aber hat das Genie ein Privilegium, und nach dem Maße des Genies schwankt auch der Maßstab für die Beurtheilung der Aneignung des Fremden, welches von ihm in sein Eigenthum und in das dauernde Eigenthum der Nation verwandelt wird.

Rudolf von Gottschall.

Schriften über unsere Classiker.

1. Dramaturgie der Classiker. Von Heinrich Bulthaupt. Erster Band: Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. Oldenburg, Schulze. 1882. Gr. 8. 5 M.

Von den hier zur Besprechung vorliegenden Arbeiten ist zweifellos das Buch von Heinrich Bulthaupt das bedeutsamste: ein Werk, welches von der ersten bis zur letzten Zeile den Eindruck der eingehendsten Kenntniß unserer großen dramatischen Dichter, eines feinen Geschmacks, eines reifen Nachdenkens über die Gesetze der dramatischen Dichtung, einer werthvollen Vertrautheit mit der scenischen Darstellung der hier besprochenen Werke unserer classischen Dramatiker macht. Dasselbe bildet, wie uns das Vorwort berichtet, den ersten selbständigen Theil einer „Dramaturgie der Classiker"; der zweite, im Manuscript bereits vollendete Theil, welcher sich mit Shakspeare beschäftigt, werde demnächst folgen. Und zwar betrachtet der Verfasser die Schöpfungen der bedeutendsten deutschen Dramatiker nicht ausschließlich vom ästhetischen Standpunkte; „es lag ihm daran, die dramatische Kunst auch in ihrer Verbindung mit der Bühne zu beleuchten; er beschäftigte sich darum in erster Linie mit denjenigen Werken, die durch ihre Aufnahme auf dem deutschen Theater in beständigem und lebensvollem Bezug zu der Entwickelung des deutschen Dramas und der deutschen Bühne stehen." Der Verfasser findet, daß die Gewöhnung unserer Gebildeten, ein dramatisches Kunstwerk dramaturgisch zu betrachten, immer noch gering sei; unsere deutschen Dichter hätten selbst auf eine halbwegs sorgfältige Betrachtung lediglich des Dramatischen ihrer Werke mit wenigen Ausnahmen Verzicht leisten müssen. So hofft denn Bulthaupt, sein Buch werde nicht etwa nur den Bühnenangehörigen und dem Theaterpublikum willkommen sein;

es möchte jedem angehören, der im Drama die Krone der Kunst und in den Gebilden der Unsterblichen, die sich uns hier darstellen, eine Quelle wundervoller Offenbarungen erblickt; es setzt durchaus kein Fachinteresse voraus und dient zunächst keinem solchen; seine Voraussetzungen gehören allen Gebildeten gemeinsam. Damit habe ich nun freilich die irrige Erwartung erweckt, als seien diese Abhandlungen die Ausflüsse eines gewiß schätzenswerthen Schematismus, als behandle eine jede das zu betrachtende Werk mit immer wiederkehrender Genauigkeit zuerst ästhetisch, dann theatralisch. Dieser Gewissenhaftigkeit kann ich mich — soll ich sagen zu meinem Bedauern? — nicht rühmen. Von allen hier und in dem demnächst erscheinenden zweiten Theil vereinigten und unter einen Gesichtspunkt gestellten Aufsätzen ist keiner geschrieben, nur um geschrieben zu werden. Sie sind (und ich glaube, es müßte mit allen Arbeiten, die künstlerische Dinge behandeln, so geschehen) mehr entstanden als gemacht. Daher schreibt sich eine gewisse Ungleichheit. Bald ist das rein Aesthetische, bald das Technische des Dramas, bald das Theatralische stärker betont. Jedenfalls ist kein einziger ohne eine reiche theatralische Erfahrung und ohne genaue Fühlung mit allen Einzelheiten des Dramas und seiner scenischen Wirkung concipirt.

Mit diesen Auszügen aus dem Vorwort schreibt sich der Verfasser gewissermaßen die Reiseronte vor durch das Gebiet unsers classischen Dramas, indem er der Reihe nach Lessing's vier Dramen von der „Miß Sarah Sampson" bis zum „Nathan", Goethe's „Götz", „Clavigo", „Stella", „Geschwister", „Egmont", „Iphigenie", „Tasso", „Faust", Schiller's sämmtliche Dramen von den „Räubern" bis zum „Demetrius", von Heinrich von Kleist „Das Käthchen von Heilbronn", den „Prinzen von Homburg" und den „Zerbrochenen Krug" betrachtet. Es geschieht dieses in der eben hervorgehobenen Weise; der Verfasser untersucht die einzelnen Stücke bezüglich ihres dramatischen Aufbaues, die Hauptcharaktere nach ihren Schwächen und Vorzügen in stetem Hinblick auf die Bühnendarstellung, nicht selten mit feinen Bemerkungen, wie diese und jene Rolle oder Scene aufzufassen, sogar auch äußerlich wiederzugeben sei. Er geht dabei nicht von einem Kanon dramatischer Gesetze aus, noch arbeitet er darauf hin, uns nach und nach einen solchen vor Augen zu stellen; nur hin und wieder werden solche theoretische Fragen gleichsam in einer Abschweifung behandelt, wie z. B. gelegentlich der „Braut von Messina" der Begriff des Tragischen. Um die Art und Weise kennen zu lehren, wie der Verfasser seinem Stoffe nahe tritt und nicht selten treffende und wenigstens für den Berichterstatter neue Bemerkungen einflicht, mögen hier einige dieser Urtheile stehen. So sagt er bei Besprechung der „Minna von Barnhelm":

Es charakterisirt den Unterschied in der Art zu empfinden in unserm Jahrhundert und dem vorigen, daß selbst bei dem männlichen, ehernen Lessing alle seine Menschen das Gefühl, die Rührung, die Thränen so offen, so unverhohlen zur Schau tragen. Nicht nur die Witwe, auch die Männer, Soldaten, und gerade sie, sind bei aller Straffheit und Kernigkeit von einer schönen Weichmüthigkeit des Empfindens, die heutzutage kaum mehr als Norm, nicht einmal als anständig gelten dürfte. Es liegt darin mehr als der sentimentale Zug des vorigen Säculums; eine Geradheit, eine Ehrlichkeit, die auf die Indianertugenden in der äußerlichen Besiegung aller Anfechtungen der Seele und des Leibes keinen Werth legt, sondern sich zeigt wie sie ist. Gewiß wird

niemand Lessing sentimental oder weichlich schelten wollen. Und niemand, der offene Augen hat, wird in den Augenblicken der Rührung, die die Männer überkommt, etwas anderes als ein starkes und gesundes Gefühl erblicken. ... Die Verderbniß des Worts kann sich uns nicht deutlicher zeigen als in einer Vergleichung, wie man vor hundert Jahren sprach und schrieb, und wie man es jetzt thut. Diese Schwerfälligkeit, diese Unbeholfenheit, wenn wir aussprechen wollen, was uns erfüllt, dieses Versteckenspielen mit dem Besten, was wir in uns haben! Wie selten hebt sich aus einer Correspondenz unserer Tage der Mensch heraus, deutlich, greifbar, mit hellem Auge und sprechenden Zügen. Und wie erstaunt man über die Briefe unserer Vorfahren. Sie brauchten keine großen Geister zu sein, um sich echt und originell zu äußern. Man lernt aus solchem vergilbten Blatte immer ein Stück Persönlichkeit kennen. Man gab sich aber zu erkennen. Und so ganz anders als wir müssen sie auch gesprochen haben. Heutzutage hat ein Dichter bürgerlicher Schauspiele seine Noth, wenn er die Menschen unserer Tage handeln und reden lassen soll, wie sie es in Wirklichkeit thun, und doch dabei einen künstlerischen Zweck erfüllen. Er wird zwischen die Scylla und Charybdis der Unbedeutendheit oder der Unnatürlichkeit, d. h. der Unwirklichkeit, geführt. Damals deckten sich die wirklichen Charaktere mit den dramatischen weit leichter. Es gab mehr „ganze Menschen" als heutzutage. ...

Es ist bei der Zwiespaltigkeit der poetischen Sprache im Drama, die darin wurzelt, daß eine bestimmte dramatische Person, aber doch durch den Mund des Dichters redet, ganz natürlich, daß der eine Poet mehr auf die dem dargestellten Charakter eigenthümlich zukommende Ausdrucksweise Bedacht nimmt, während der andere mehr sich selbst ausspricht. Bei dem einen redet das dramatische Geschöpf mehr als der Dichter, bei dem andern mehr der Dichter als das dramatische Geschöpf. Der eine charakterisirt, der andere stilisirt in der Sprache. Die Gestalten des „Götz von Berlichingen" reden charakteristisch, die der „Iphigenie" und des „Tasso" stilvoll. Shakspeare charakterisirt, Schiller stilisirt mehr. Man kann durch persönliche Sympathien sich zu dieser oder jener Behandlungsweise stärker hingezogen fühlen, ebenso wie man der Manier der holländischen Maler vor der der Italiener den Vorzug geben mag oder umgekehrt, aber man soll sich wohl hüten, über einen dieser nothwendigen Gegensätze kurzweg den Stab zu brechen. ... Ist es nicht für Schiller bezeichnend, daß wie die Gräfin Lavagna vor der Imperiali, die Luise vor der Milford, so auch die Königin ästhetisch wie sittlich den Vorzug vor der Eboli hat? Bei Goethe kehrt sich das Verhältniß gerade um; die heißblütigen sinnlichen Naturen besiegen bei ihm die stillern, kühlern, edlern Frauen. Adelheid ist der Marie weit überlegen, die lebensvolle Sanvitale gewinnt den Sieg über die leidende, platonisch liebende Prinzessin. ... Die Goethe'sche Sprache ist ein frischer süß duftender Garten, ein herrlich erblühter wechselreicher Hain, die dramatische Sprache Schiller's eine weite, freie, große Landschaft. Wölbt sich über jenen ein reiner blauer Himmel, so fahren hier die Wolkenzüge über Felsen, Thäler, mächtige Ströme dahin. Man nimmt einer jeden den ihr eigenen Charakter, der Goethe'schen, wenn man sie zu breit und monoton, der Schiller'schen, wenn man sie zu klein, zu zerstückelt wiedergibt. Das Verfehlen des richtigen Sinnes hat aber unvermeidlich das Verfehlen des charakteristischen Grundtons zur Folge. ...

Welch prächtiges Porträt ist nicht dieser Wagner, das erste menschliche Wesen, das sich neben dem Helden (Faust) zeigt! Man darf ihn nur nicht als alten, bald ergrauenden Pedanten darstellen. Wagner ist Faust's Famulus. Das Institut der Famuli existirt an einigen Universitäten noch jetzt. Es sind meistens junge ärmere Studenten, die den Professoren zugeordnet sind, ihnen Dienste, wie den Anschlag der Collegien am schwarzen Bret, die Benachrichtigung der Hörer im Fall einer Verhinderung u. s. w., leisten und dafür, wenn sie nicht ein Honorar oder ihren Lebensunterhalt dafür beziehen, die Vergünstigung des unentgeltlichen Besuchs der Collegien u. dgl. genießen. Zur Zeit Faust's, der als Docent im Universitätsgebäude selbst wohnt, war der Famulus dem Professor vollständig attachirt; er war sein Amanuensis und wohnte wie sein Meister mitten zwischen den Hörsälen. Ein solcher Famulus ist Wagner, der, wohlbemerkt, im zweiten Theil erst Doctor und einer der Gelehrtesten der Erde wird. Bedenkt man nun noch, in wie jungem Alter manchmal die Studirenden des Mittelalters und der Reformationszeit promovirten, so ist die Theatertradition, den Wagner als alternden Mann zu geben, erst recht unbegreiflich.

Gar manches treffende Wort ließe sich noch anführen, wenn man es nur aus dem Gefüge des Buchs aussondern könnte. Allerdings wäre es nicht zu verwundern, wenn auf einem Gebiete, auf welchem so mannichfache Streitfragen herrschen, bei aller herzlichen Beistimmung im großen und ganzen der Leser in einzelnen Fragen anderer Ansicht sein sollte. So wird nicht jeder Bulthaupt's Anschauung theilen, daß Riccaut nur die Aufgabe habe, den Tellheim zu heben — denn die Nachricht, die er bringe, richte der Feldjäger später bestimmter und bündiger aus —, daß er ein Lückenbüßer sei, über den Stillstand hinwegzuhelfen, den der vierte Act zu bringen pflege. Ganz abgesehen von der unvergleichlichen Gegenüberstellung des aalglatten ehrlosen französischen Windbeutels und des ernsten übergewissenhaften Deutschen, hat doch Riccaut die sehr wesentliche dramatische Aufgabe, auf die bevorstehende glückliche Lösung des dramatischen Conflicts vorzubereiten, unsere Zuversicht in den folgenden, hart an das Tragische streifenden Scenen mit Tellheim aufrecht zu halten; man denke sich den Riccaut weg, und der königliche Feldjäger wird ein alltäglicher Deus ex machina. Auch bei der Besprechung der „Emilia" sind wir durchaus nicht der gleichen Ansicht, wenn Bulthaupt sagt:

Sehen wir einmal davon ab, was Emilia selbst von ihrer Widerstandsfähigkeit hält, und versetzen wir uns lediglich auf den Standpunkt des Odoardo. Ist denn jeder Ausweg verschlossen? Gibt es denn in Guastalla nicht auch noch ordentliche Menschen, die das Hofleben noch nicht corrumpirt hat, unter deren Obhut Emilia hätte bleiben können? Muß sie denn durchaus der Verführung ausgesetzt sein? Ja, muß sie denn durchaus länger, als die Farce der gerichtlichen Untersuchung dauern kann, in Guastalla bleiben? Ist kein Weg zur Flucht offen? Alles offene Fragen und nirgends die Unmöglichkeit der Rettung, wohlverstanden die Rettung vor der Verführung, da die Gewalt nach Lessing selbst nun einmal ausgeschlossen ist. Tödtet Odoardo die Tochter gleichwol, um sie vor einer problematischen und unwahrscheinlichen Schande zu bewahren, so begeht er damit auf alle Fälle eine Uebereilung, eine rasche Jünglingsthat, die der Dichter aus der Gemüthsanlage des Mannes, der ein alter Bransekopf ist, zwar vortrefflich motivirt hat, die aber nicht hindern würde, das Ende als ganz untragisch hinzustellen, wenn nicht etwa Emilia selbst sich schuldbewußt fühlte und damit ihren Tod rechtfertigte. Hier ist der springende Punkt, und es ist für mich nicht im mindesten zweifelhaft, daß, so wenig Lessing dies auch herausgearbeitet hat, Emilia den Prinzen liebt.

Und doch spricht Bulthaupt später, gelegentlich der „Braut von Messina" und des Excurses über das Tragische, von den „abenteuerlichen Constructionen von einer Schuld der Cordelia, Desdemona, Emilia Galotti". Ich halte diese wiederholt vorgebrachte Mär von der unausgesprochenen Liebe der Emilia zu dem Prinzen für eine solche abenteuerliche Construction derjenigen Aesthetiker, welche mit aller Gewalt eine tragische Schuld suchen, wo keine zu finden ist, und sich nicht mit der tragischen Wirkung begnügen, welche daraus entspringt, daß der schuldlose Schwächere zwischen dem ehernen Räderwerk der Verhältnisse zermalmt wird. Bulthaupt's Beweisführung für die Liebe Emiliens zum Prinzen erscheint mir so wenig stichhaltig wie möglich. Wie sollte sie, das junge Mädchen, sich denn bei dem Ueberfall in der Kirche gegenüber dem Prinzen, dem frechen Landesherrn, anders betragen? Freilich zugegeben, daß ihr Verhältniß zu Appiani ein mehr formelles, ein von dem zu jener Zeit ungleich mehr ausgeprägten Unterschied der Stände kühl angewehtes Verhältniß ist; aber Liebe für den Prinzen? Nimmermehr! Emilia empfindet das Grausen, welches die wehrlose Tugend gegenüber dem übermächtigen Laster fühlt, das den Vogel an das Auge der Giftschlange bannt, das Entsetzen vor dem unentrinnbaren Zauber einer bestrickenden, liebenswürdigen und doch bodenlos schlechten Persönlichkeit. Man gebe lieber getrost zu, daß Lessing in seinem fünften Act die bisherige Gedankenschärfe aufgab, indem er den Odoardo ohne allen Grund den Römer Virginius copiren ließ. Virginius erstach die Tochter, weil er dem inmitten seiner Lictoren hochthronenden Decemvir nicht den Dolch in die Rippen bohren konnte; aber er entfachte damit eine Empörung, die dem Appius das Leben kostet. Lessing stellt den Odoardo dem nichtsnutzigen prinzlichen Mörder Aug' in Auge gegenüber, aber der alte Soldat findet nicht den Muth der That und wickelt sich im Gespräch mit der Tochter durch allerlei Spitzfindigkeiten hindurch, bis er sein Kind ersticht und damit das wunderbar aufgebaute und durchdachte Stück allerdings „wie eine schale Tragödie" beschließt. Nicht Homer blos hat zu zeiten geschlummert, auch Lessing.

Und ebenso ist in der sonst sehr feinen Charakteristik der Orsina der Punkt außer Acht gelassen, daß das unglückselige Weib aus verschmähter Liebe, gekränktem Stolze gemüthskrank geworden ist, daß das Leid irgendeine Schraube nicht in ihrem Kopf, aber in ihrem Herzen verbogen hat, sodaß sie die widersprechendsten Empfindungen mit raschen Gedankensprüngen durchmißt. Auch die Entwickelung über Nathan's Parabel, welche „eine in Einzelheiten so ergreifende, aber im ganzen confuse Erzählung" genannt wird, scheint mir nicht zutreffend; aber es ist hier nicht möglich, ins Einzelne zu gehen. Wenn Bulthaupt die Ansicht ausspricht, daß Goethe's „Tasso" vollständig auseinanderfalle in zwei nicht wohl zu verbindende Theile, daß die Stellung des Dichters zum Thema sich mit dem dritten Act völlig verändere, daß der Plan unheilbar zerstört sei und bleibe, so folgt er darin Hettner's Spuren; ich kann den beiden geehrten Kritikern nicht folgen, kann in der ganzen Entwickelung des „Tasso", in der Umwandelung, welche die beiden kämpfenden Charaktere im Laufe des Stücks erfahren, nur ein durchaus harmonisches Kunstwerk erkennen, dessen beide Haupttheile aufs sorgfältigste verzahnt sind. Zum Schlusse darf ich wol noch das Bedauern darüber aussprechen, daß unter Heinrich von Kleist's Werken die „Hermannsschlacht" keine Besprechung gefunden hat, welche ich nicht anstehe, für die reifste Frucht dieses ebenso großartigen wie seltsamen Geistes zu halten. Auch ist sie doch jüngst durch die Meininger wieder auf der Bühne zu gebührenden Ehren gebracht worden.

Die vorstehenden Bemerkungen geben wol Zeugniß dafür, einestheils daß der Berichterstatter trotz einiger Bedenken dem Buche mit lebhaftester Theilnahme bis zu Ende gefolgt ist, zum andern daß der Leser, auch wenn er hin und wieder dem Verfasser nicht beistimmen kann, auf diesen Blättern eine Fülle von Anregungen findet, von den feinen Winken ganz abgesehen, welche bezüglich der theatralischen Darstellung unserer classischen Dramen gegeben sind. Wir dürfen den zweiten Band, welcher Shakspeare betrachtet, mit lebendigster Theilnahme erwarten.

2. Faust und das christliche Volksbewußtsein. Von Max Bergedorf. Dresden, von Grumbkow. 1881. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Wenn der Umfang der Beurtheilung immer dem Umfange oder der Bedeutung des besprochenen Werks entsprechen müßte, so würden wir mit dem nur vier Bogen bequemen Drucks umfassenden Heftchen von Max Bergedorf sehr bald fertig sein; das ist aber nicht wohl möglich, da diese jüngste Erweiterung der Faust-Literatur eine Arbeit ist, welche schon um ihrer Absonderlichkeit willen einer etwas genauern Betrachtung würdig erscheint.

Im Vorwort nennt der Verfasser den „Faust" „unbestritten die größte Dichtung des deutschen Geistes und der deutschen Sprache, ja vielleicht die größte Hervorbringung des menschlichen Geistes überhaupt"; derselbe sei „nun beinahe hundert Jahre lang der Gegenstand unbedingtester Bewunderung und Verehrung, Ergründung und geistiger Assimilirung der Großen, Gelehrten und Gebildeten unserer Nation und der ganzen Menschheit gewesen"; „er beherrsche die geistigen und ethischen Anschauungen seiner, unserer Zeit":

> Die großen Massen des Volks wissen zwar vom „Faust" nicht viel und werden diese große Dichtung niemals so recht verstehen lernen trotz der Versuche, die gemacht worden sind, sie durch theatralische Aufführung beider Theile ihrem Interesse und ihrem Verständniß näher zu bringen. Aber das Volk beginnt bereits die Wirkungen des Faust-Geistes auf seine Geschicke zu verspüren und unter dem Einfluß der Faust-Naturen, welche durch diese Dichtung gleichsam gezeugt und entfesselt auf den Markt des Lebens, in den Kampf ums Dasein hinabsteigen, zu leiden, wenn es sich auch noch nicht klar machen kann, von wo dieser scharfe Wind kommt und wohin er fährt. Da stellen wir es uns denn zur Aufgabe, in den nachfolgenden Betrachtungen einmal gründlich zu untersuchen, was uns eigentlich die große Faust-

Dichtung für das Leben, für die geistige Wohlfahrt und für die sittliche Würde unserer Nation und der ganzen Menschheit gebracht hat. Wir wenden uns hierbei an den offenen klaren unvoreingenommenen und nicht verbildeten Theil des christlichen Volksbewußtseins und werben um seine Beistimmung und Bundesgenossenschaft für die hier niedergelegten Anschauungen.

Wir haben demnach eine Kritik der Faust-Dichtung vom positiv christlichen Standpunkte aus zu erwarten, wie das schon das Motto des Titelblattes ausdrückt: „Joh. 14, 6. Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich.“ Die Berechtigung eines solchen Standpunktes müssen wir von vornherein in Abrede stellen; denn das Kunstwerk muß als solches beurtheilt werden, und nicht je nachdem es dieser oder einer andern theologischen Anschauung dient oder nicht. Indessen Max Bergedorf steht einmal auf seinem Standpunkt und betrachtet von da aus Goethe's „Faust“: so ist es nicht zu verwundern, daß die Dichtung von hier aus etwas anders aussieht als von demjenigen des weitaus größten Theils der Leser; daß aber diese „größte Dichtung des deutschen Geistes und der deutschen Sprache“, wie sie Bergedorf selbst nennt, ein so erbärmliches Stück Arbeit sei, das habe ich bis dahin ebenso wenig gewußt wie der Leser d. Bl.; es ist ein betrübendes Armuthszeugniß für das deutsche Schriftleben und den deutschen Geist überhaupt.

Der Verfasser geht mit raschen Schritten die Haupttheile der Faust-Dichtung durch. Die kurze Inhaltsangabe des „Prologs im Himmel“ schließt mit den Worten:

Wie hoch gespannt werden also unsere Erwartungen auf den Helden, der uns in dieser Dichtung vorgeführt werden soll! Ein ganz eminenter Mensch, ein Titan, ein Halbgott soll vor uns auftreten, um welchen sich Himmel und Hölle streiten, der, dem Unendlichkeitstriebe seines Geistes schrankenlos folgend und den sittlichen Maßstab für sein Thun in seiner eigenen Brust findend, doch den rechten Weg nicht verliert und würdig bleibt, am Ende seines Lebens in den Himmel aufgenommen zu werden. Auf diese große Ankündigung hin haben wir den Faust-Charakter und die ganze Dichtung zu prüfen.

Max Bergedorf, um das im voraus zu verrathen, ist mit dem Faust und den Faust-Naturen überhaupt gar nicht zufrieden und findet, daß das Kennenlernen desselben aus dem ersten Selbstgespräch wol nicht geeignet sei, uns große Hoffnungen für seine Zukunft zu erwecken:

Er fühlt sich gern klüger als alle, aber alles Wissen kann nicht seinen Wissensdurst befriedigen. Nun, wir wissen und sehen ja, woran es ihm fehlt: an der Gottesfurcht, welche aller Weisheit Anfang ist. Die hat er nicht gelernt, selbst in der Theologie nicht! So hat er denn umsonst gelernt und würde ungelehrt bleiben, auch wenn er Jahrtausende so fortstudirte und den Inhalt aller Wissenschaften erschöpfte. Woran es ihm aber nicht fehlt, das ist lieblose Ueberhebung über andere, ungemessener Hochmuth, Begehrlichkeit nach den Gütern dieser Welt und Geringschätzung gegebener irdischer Verhältnisse. Dies sind allerdings recht häufige und gewöhnliche Erscheinungen an jungen Titanen, sie erwecken uns aber gerade nicht große Hoffnungen für ihre Zukunft und machen uns von vornherein den Eindruck sittlicher Schwäche.

Es folgt der Vertrag mit dem Teufel; Faust begehrt nicht Genuß, nicht eitles Wissen, sondern lebendigsten Antheil am Wohl und Wehe der Menschheit, auf die Gefahr hin, wie diese selbst am Ende zu zerscheitern. Der Leser wiederhole sich hier die großartige Stelle des Originals und vergleiche damit Max Bergedorf's Commentar:

Wer nach solchen Tiraden noch nicht von der Menschenliebe und von der aufopfernden Hingabe Faust's an das Wohl und Wehe der Gesellschaft überzeugt sein will, nun, dem möge diese Liebloſigkeit auf seinen eigenen Kopf zurückfallen. Am Ende also will Faust mit ihnen zu Grunde gehen, zerscheitern! Das sind also die Vorstellungen Faust's von dem Aufhören seiner selbst, der ganzen Menschheit! Ein Dahinfahren im Frieden kennen und ersehnen die Fauste nicht. Auch ein Sterben, auf welches ein Auferstehen, ein Gericht, eine ewige Existenz folgt, existirt für sie nicht. Nein, sie gehen zu Grunde wie eine schlechte Gründung, sie zerscheitern im Krach, sie explodiren wie eine Dynamitpatrone.

Das läßt an Deutlichkeit gewiß ebenso wenig zu wünschen übrig wie das Schlußergebniß der Gretchen-Tragödie:

Gelegentliche Gewissensbisse, einzelne Anwandlungen von Reue und Selbstverurtheilung tauchen wol in ihm auf, aber wie schwach und jämmerlich sind sie gegenüber den heiligen himmelschreienden Mahnungen, welche aus diesem ganzen Verhältniß, aus dem Wesen und dem Schicksal Gretchens auf ihn eindringen! Nur Mephistopheles soll immer Rath schaffen und zuletzt auch retten; er selbst will aber keinen Finger krümmen, will kein Opfer bringen, will nicht den heiligen Verpflichtungen gerecht werden, die er selbst über sich heraufbeschworen, will sich nicht binden, will nicht seine Person einsetzen und in ethischer Sühne die Folgen der strafenden Gerechtigkeit mit seinem unschuldigen Opfer theilen. Für unsere Untersuchung geht Faust aus dieser Tragödie hervor als ein Verführer, ein Mörder, ein Schurke!

Es ist nicht zu verkennen, daß der Faust der Gretchen-Tragödie schwere sittliche Schwächen zeigt; der gewissenhafte Familienvater würde sicherlich Bedenken tragen, ihm seine Tochter zur Frau zu geben; es wäre gewiß viel löblicher gewesen, wenn der Herr Professor, statt Hirngespinsten nachzujagen, sich dem Teufel zu verschreiben und ein unschuldiges Mädchen ins Elend zu bringen, fleißig in irgendeiner Fachwissenschaft gearbeitet, seine Collegia gewissenhaft gelesen, dann eine brave gebildete Frau mit etwas Vermögen geheirathet und seine Jungen zu ebenso langweiligen Menschen erzogen hätte, wie er selbst es war. Dann hätte freilich Goethe keinen „Faust“ schreiben können und Max Bergedorf keine Kritik desselben. Das erstere wenigstens würde manchen thörichten Menschen, welche gleich dem Berichterstatter den „Faust“ für ein höchst wundersames Gebilde der Poesie halten, ohne Zweifel leid thun; das letztere könnten wir verschmerzen.

Auch den Zweiten Theil will Bergedorf betrachten, „nicht vom ästhetischen Standpunkte aus als Kunstwerk nach Form und Inhalt, sondern vom rein menschlichen und christlichen Standpunkte aus als Offenbarerin von Auffassungen und Ideen über die höchsten Dinge, und für diesen Zweck unserer Betrachtung ist eben der zweite Theil der Dichtung noch weit ergiebiger als der erste — ja nur von diesem Gesichtspunkt aus ist der zweite Theil überhaupt als eine Fortsetzung und Ergänzung des ersten Theils anzusehen“. Wenn Bergedorf den ersten Theil als dichterisches Kunst-

werk für ein vollständig abgeschlossenes Ganzes erklärt, das kaum mit einigen seiner innern Fäden in den zweiten Theil hinüberreicht, so sind viele Leute anderer Ansicht, und Goethe selbst war es, indem er seinen „Faust" ein Fragment nannte. Außerdem verwirrt Bergedorf die Sache noch durch die Unterstellung, es sei doch wol Goethe's Absicht gewesen, mit dem Schlusse des ersten Theils Faust's verworrenes Dienen zu Ende gehen und ihn in die Klarheit führen zu lassen. Daß dies nicht geschieht, wissen wir. Das alte Volksbuch war eben so gottlos, den Faust mit seinem höllischen Diener an verschiedene Fürstenhöfe zu führen, ihn die Helena beschwören und sich mit ihr vermählen zu lassen, und Goethe war beschränkt, erfindungsarm genug, den Stoff auch weiterhin im Sinne des Volksbuchs zu verwerthen. Daß bei der opernartigen Weise, in welcher Faust im Eingange des zweiten Theils nicht etwa durch eine Buße hindurchgeht, sondern gewissermaßen durch die Heilkraft der Natur von der Erinnerung an sein schweres Verschulden befreit wird, von einer sittlichen Wiedergeburt nicht die Rede sein kann, mag dabei ohne weiteres zugestanden werden.

Und ebenso wird wol nur der Goethe-Fanatiker bestreiten, daß der zweite Theil des „Faust" in dichterischer Hinsicht bedeutend hinter dem ersten zurücksteht, daß des alten Herrn Neigung zum Allegorischen und Symbolischen der poetischen Kraft und Fülle großen Abbruch thut. Aber Max Bergedorf hat anderes zu rügen; er findet, daß der Dichter mit dem Bilde der Menschheit, wie sie in der Hofgesellschaft erscheint, sich nicht an die Wahrheit und Wirklichkeit gehalten habe:

Da müssen wir doch lebhaft protestiren! Von welchem Hofe auch die Dichtung ihre Motive und Farben zu diesem Gemälde entlehnt haben mag: eine solche Repräsentation der Menschheit und der Gesellschaft mit Kaiser, Reich, Würdenträgern, allen Berufsklassen und allen Gesellschaftskreisen ist dennoch grundfalsch, unwahr und unwürdig. Was in dieser Allegorie an der Menschheit und Gesellschaft jämmerlich und verächtlich, toll und verrückt erscheint, fällt allein auf den Geist dieser Dichtung und ihres Faust zurück: hier müssen wir der Dichtung allen Adel der Divination absprechen. Welche Instinkte scheinen sie denn hierbei geleitet zu haben? Faust soll nun einmal der Gesellschaft durchaus als Titan und Halbgott aufgedrängt werden. Könnte denn aber ein Faust, als wirkliche Person gedacht, einem einfachen, würdigen, wahren oder gar einem wirklich bedeutenden Menschen gegenübergestellt, auch nur für einen Augenblick als existenzfähig erscheinen? Würde er sich da nicht sofort, wie wir es im ersten Theil gesehen haben, als elender Wicht entpuppen und in seinem hohlen aufgeblasenen Wesen zu einem Nichts zusammenschrumpfen? Das geht also nicht, und Faust muß von solchen Gegenbildern fern gehalten werden. Dagegen muß ihm aber eine Folie untergelegt werden, auf welcher er für ein verblendetes Auge sich wirklich wie ein Titan und Halbgott abheben kann; also Narren und Kinder, Puppen und Gesindel, eine Gesellschaft, die so herabgekommen ist, daß sie einen Schurken nicht mehr von einem Heros unterscheiden kann oder will, aber benamset als Kaiser und Kanzler, Feldherrn und Minister, Gelehrte und Bürger ...

Es ist schade, daß Goethe nicht darauf gekommen ist, am kaiserlichen Hofe lauter Tugendspiegel hinzustellen. Man könnte vielleicht meinen, die hohen Herrschaften wären dann noch weit verblasener, schablonenhafter ausgefallen, als es bereits der Fall ist, und Goethe, der ja doch das Hofleben aus funfzigjähriger Erfahrung kannte, müsse doch wol gute Gründe zu seiner symbolisch gehaltenen Darstellung des Hoftreibens gehabt haben, und ein Minister sei so gut wie der Bauer in „Wallenstein's Lager" „auch ein Mensch, sozusagen". Aber wie spricht der Patriarch im „Nathan"?

Da seh' der Herr,
Wie sich die stolze menschliche Vernunft
Im Geistlichen doch irren kann! —

Was malt uns denn da das allegorische Spiel dieser Dichtung an die Wand? Sind das nicht Züge, die wir im Leben unserer Tage wiederfinden? Solche Faust-Gestalten — sind sie uns ganz fremd? Wer sind denn alle die Geister, die da heute im öffentlichen Leben das große Wort führen? die das Wissen ganz allein für sich gepachtet haben, des Daseins Zweck auch in den Genuß setzen und sich nicht scheuen, allen guten Revolutionären den Umsatz ihrer Theorien in That zu empfehlen? Gleichen diese Geister der Faust-Gestalt nicht auf ein Haar? Dieselbe Ungebundenheit, dieselbe Herrschsucht, derselbe Egoismus, derselbe Unglauben. Und sind sie nicht schon auf Lehrstühlen, Rednertribünen und Kanzeln vertreten? Rühren sie nicht bereits an alle Throne? Wollen sie nicht alles Regiments Zügel allein in Händen haben? Drängen sie sich nicht in alle geschlossenen Ordnungen ein? Binden sie sich an geheiligte Sitten? Dulden sie über sich eine gegebene Autorität? Verleugnen und fälschen sie denn nicht die ewige, im Wort geoffenbarte Wahrheit? Ja, wie eine Meute dringen sie auf die Menschheit ein und ruhen nicht eher, als bis sie ihr den Stempel ihres Geistes aufgedrückt haben. . . . Und die Menschheit? die Gesellschaft? Wie große Schichten derselben folgen nicht den Lockungen dieser Propheten wie die Kinder der Pfeife des Rattenfängers von Hameln! Soll es immer so fort gehen? Sieht, ahnt niemand das Ende dieses Liedes? Hier ist es uns vorgezeichnet: dieses Menschheitsbild zeigt es uns, was wir sein werden, wenn wir wirklich erst das geworden sind, was jene Geister aus uns machen wollen, wenn erst wirklich die Fauste über uns herrschen: Kinder und Narren, Gesindel, Sklaven und Nullen! Soll es wirklich so weit mit der Menschheit kommen? Nun, wir Christen würden am wenigsten dabei verlieren, denn dann heben wir unsere Häupter nur um so höher, darum, daß sich unsere Erlösung naht.

Just ebenso würde wol Lessing's Patriarch gesprochen haben.

Faust's Gang zu den Müttern imponirt Bergedorf gar nicht; er weiß schon, daß bei diesen berühmten Müttern nichts, absolut nichts herauskommen wird. Aber des Greuels Ende ist noch nicht da. Faust erscheint mit dem Dreifuße, im Priesterkleide, bekränzt:

Zur Vorführung eines solchen Schauspiels bedient sich also die Dichtung des Priesteramts und des Priestergewandes! Faust im Priesterkleide! Warum denn nicht? Gäbe es wol eine Würde, und sei es auch die höchste, mit welcher ein solcher Halbgott sich nicht bekleiden dürfte? Wird doch nach dem Geiste dieser Dichtung ein jedes Amt, eine jede Würde erst dadurch geadelt, daß Faust sie eine Zeit lang über sich nimmt und ihr den Stempel seines, des Faust-Geistes aufdrückt. So geschieht es auch hier mit der Priesterwürde durch die nachfolgende priesterliche Amtshandlung, welche Faust vornimmt.

„Mich schaudert!“ ruft der Patriarch. Ob der freundliche Leser in der Beschwörung von Paris und Helena bisher eine priesterliche Amtshandlung erkannt hat, kann ich nicht wissen; mir ist merkwürdigerweise dieser Gedanke niemals in den Sinn gekommen. Auch glaube ich die Vermuthung äußern zu dürfen, daß Goethe sich in dieser Scene den Faust nicht mit Baret, schwarzem Talar und weißen Bäffchen gedacht hat, auf dem Baret einen Lorberkranz, sondern etwa in griechischem Gewande; wenn es Max Bergedorf aber bestimmt weiß, will ich mich gern belehren lassen. Daß Faust gar sich urplötzlich in die Helena verliebt und sie zu umarmen strebt, ist doch zu arg:

Solche Leidenschaft im Priestergewande und aus Priestermunde! Was sagt unser christliches Bewußtsein hierzu? Aber das hier in der Dichtung versammelte Publikum findet gewiß gar nichts Anstößiges dabei und staunt bewundernd die titanische Naturkraft seines Hohenpriesters an.

Wilhelm Buchner.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Neue Romane.

1. Arbeiter. Roman von Alexander L. Kielland. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von C. von Sarauw. Berlin, Auerbach. 1881. 8. 3 M. 60 Pf.

Alexander Kielland ist eins der jüngsten Talente der skandinavischen Literatur, das in seiner Heimat bereits großes Ansehen genießt und auch seitens der deutschen Kritik mit Anerkennung genannt wurde. Bei Lektüre des vorgenannten Werks muß man diese Anerkennung theilen, wenn sich auch einige einschränkende Bedingungen ernstester Natur daran knüpfen. Kielland hat nichts mit dem gemein, was sonst von norwegischer Literatur bei uns modisch geworden ist. Seine geistige Physiognomie ist von der eines Ibsen oder Björnson gründlich verschieden und hat ihre Signatur im Auslande, in Frankreich, empfangen. Es ist der neufranzösische Naturalismus, die Schule Zola's, die uns in seinem „Arbeiter“ entgegentritt. Wir bemerken von vornherein, daß der Autor dieser Richtung zwar deutlich genug huldigt, sie aber doch nicht mit einem solchen Fanatismus verfolgt wie Zola. Es finden sich Lichtpunkte in seinem Buche; dem Gemüth wird doch auch einige Nahrung zugeführt, die Charakterzeichnung steht nicht auf jenem Boden einer phantasielosen Tendenz, die nichts als die Häßlichkeit in der Erscheinungswelt entdecken will. Dennoch ist das Buch nicht nur nicht für junge Damen geeignet, sondern dürfte selbst bei einem Anhänger entschieden realistischer Kunstanschauungen, die wir vom Naturalismus streng unterschieden wissen wollen, ästhetische Bedenken erregen.

Die Handlung des Romans ist in Kürze folgende: Andreas Moh, Ministerialbote in Hustimine, hat einen Bruder, einen einfältigen, aber vermöglichen Landmann, den er auf eigenthümlich raffinirte Weise ausplündert. Der Bruder hat nämlich einen Streit auszufechten, der im Ministerium zur Entscheidung kommen soll. Andreas ist nicht ein gewöhnlicher Ministerialbote, sondern Factotum des Ministers und eine in den Bureaux viel einflußreichere Person, als es nach seinem Amte scheint. Er weiß es einzurichten, daß die Sache seines Bruders ins Endlose verschleppt wird. Indessen begehrt er von dem einfältigen Bruder immer neue Summen zur „Betreibung der Sache“, welche diesen endlich ganz verarmen lassen. Damit nicht genug, bringt er es auch dahin, daß der Bruder ihm seine Tochter, ein hübsches, naturkräftiges Landmädchen, als Wirthschafterin zuschickt, da dieser nicht daran zweifelt, Andreas sei nicht blos ein höchst einflußreicher, sondern auch ein gar frommer und braver Mann. Christine wird von dem Sohne des Ministers, einem jungen Arzte, geliebt und liebt ihn wieder. Die Aeltern schicken den Sohn auf Reisen und wissen es unterdessen zu arrangiren, daß Christine, ihrem Geliebten entsagend, den alten Onkel heirathet. Dieser aber hat eine häßliche Krankheit, was der Minister und dessen Frau wußten. Christine erbt diese Krankheit und stirbt daran, zur selben Zeit als der junge Ministerssohn mit der alten Liebe im Herzen zurückkehrt. Er kann die Geliebte nur noch sterben sehen. Auch Christine's Vater kommt, nachdem ihm endlich die Sachlage doch unheimlich geworden, und entdeckt die Niedertracht des Bruders, der seine Strafe findet. Der Sohn des Ministers wandert in Begleitung seiner Schwester auf demselben Schiffe aus, auf welchem auch Christine's Vater mit andern Landsleuten einer neuen Welt zusteuert, in der keine solchen Zustände herrschen sollen wie in Norwegen.

Der Roman ist eine bittere Satire auf norwegische Beamtenwirthschaft. Wie weit dieselbe gerechtfertigt sein mag, entzieht sich der Beobachtung des deutschen Lesers. Dieser Umstand schadet auch ohne Zweifel der Wirkung des Romans bei unserm deutschen Publikum, dem diese norwegische Beamtenwirthschaft viel zu bedenklich erscheint, als daß es sofort daran glauben sollte. Von Rußland hat man ähnliche Dinge gehört, aber von Norwegen glaubt man Besseres; einzelne Wendungen zeigen uns überdies den Autor als einen Ultraradicalen, der vielleicht mit Parteifarbe colorirt hat. Abgesehen davon, charakterisirt sich das Buch als die Schöpfung eines hervorragenden literarischen Originals. Die Gestalten des Romans sind sammt und sonders in scharfen knappen Strichen mit überraschender Menschenkenntniß und in psychologischer Vertiefung geschildert.

Auch hierin unterscheidet sich Kielland bei aller Verwandtschaft mit den Naturalisten von diesen, daß er in der Charakterzeichnung nicht mit photographischer Treue nur trocken schildert und durch übertriebene Detaillirung

die Wahrheit erreichen will, sondern daß er geistige Stimmung in seine Schilderungen bringt, die häufig in das Gebiet des wahrhaft Poetischen hinüberragen, wie denn sowol Christine als der elegische Ministerssohn originell und hochpoetisch zugleich gedacht sind. Ja selbst dem häßlichen Untergange Christinens wohnt ein poetischer Charakter inne, sodaß man das alte Bild von einem in der Gosse widerscheinenden Sterne gebrauchen könnte. Die verlogene, bei aller äußern Ehrbarkeit sittlich faule Gesellschaft im Hause des Ministers ist nicht minder trefflich und mit theilweise kaustischer Kürze geschildert als das Bureauleben der Beamten, auf welchen der Schwerpunkt der Erzählung liegt. Sie geben auch den Titel des Buchs. Der geistreichste unter ihnen bezeichnet sich und die Collegen als „Arbeiter" im Sinne von Sklaven des Staates. Es ist demnach in dem Roman nicht eigentlich von der wichtigsten socialen Frage die Rede, wie der Titel und auch die Empfehlung der Verlagshandlung vermuthen läßt.

Das andere uns vorliegende Werk:

2. Die Hallig oder die Schiffbrüchigen auf dem Eiland in der Nordsee von J. C. Biernatzky. Mit einer Einleitung von H. Düntzer. (Collection Spemann, Bd. 4.) Stuttgart, Spemann. 1881. 8. 1 M.

gehört einer vergangenen Epoche an. Der Autor starb, wie wir der kurzen, warm im Tone gehaltenen Charakteristik, welche H. Düntzer dem Buche voranstellt, entnehmen, im Jahre 1840 und war 1795 geboren. Das Buch ist unter dem unmittelbaren Eindruck einer vieljährigen Thätigkeit des Autors als Priester auf einem jener seltsamen Eilande an der Westküste Schleswigs entstanden, welche man „Hallig" nennt. Die priesterliche Eigenschaft des Verfassers spiegelt sich in dem Werke, das einen religiösen Tendenzcharakter hat, deutlich wieder. Es drängen sich nicht nur förmliche theologische Excurse über den Abendmahlsbegriff und dergleichen in die Erzählung ein, sondern auch Zweck und Ziel der letztern gipfeln in dem Siege der religiösen Gläubigkeit über den eiteln Weltsinn. Es kann nicht geleugnet werden, daß der Herr Pastor in den Fehler aller ähnlichen Belletristen verfällt, den Bogen zu straff zu spannen. Seine Weltkinder sind im Grunde gar keine so schlimmen Geschöpfe, aber Biernatzki sieht auch in dem oberflächlichen Reize eines harmlosen Weltlebens, in dem Besuchen von Bällen und Theatern etwas Gottfeindliches und gute Menschen sind ihm nur solche, welche mit Bibelcitaten selbst bei den harmlosesten Vorkommnissen zur Hand sind.

Im Gegensatze zu andern Gesinnungsgenossen ergänzt aber Biernatzky seinen predigerhaften Gesichtspunkt durch ein reiches poetisches Vermögen, durch eine mächtige Innerlichkeit in der Auffassung von Natur und Menschenherzen. Der Charakter der öden Eilande und ihrer so innig an dieser traurigen Heimat hängenden Bewohner, die Schilderungen der verschiedenen ernsten Naturereignisse, wie des gefährlichen Nebels und der Sturmflut, sind entschieden werthvolle literarische Leistungen, und auch den Figuren der Erzählungen fehlt es nicht an echt menschlichen, feinsinnig nachempfundenen Tönen, sodaß diese Tendenzschrift gläubigen Gemüthern zugleich ein nicht geringes Maß poetischer Anregungen zuführt.

3. Auf Waldwegen von August Becker. Mit einer Einleitung von J. Kürschner. (Collection Spemann, Bd. 5.) Stuttgart, Spemann. 1881. 8. 1 M.

Dieser Band der Spemann'schen Sammlung ist ein Product der Gegenwart. J. Kürschner liefert eine kurze biographische Skizze über den Autor, der auch in dieser Erzählung seine seit langem anerkannte Begabung bewährt. Die herrlichen thüringischen Lande geben in nicht aufdringlicher, aber warmer und realistisch greifbarer Schilderung den Untergrund zu der wirksamen anekdotischen Erzählung, welche ein Misverständniß dazu benutzt, eine humoristische Exposition dramatisch spannend ins Ernsthafte zu wenden und schließlich eine heiter anmuthende Lösung zu bringen. Der einfache Stoff wird außer durch die frischen Naturschilderungen durch eine ganz prächtige Charakteristik der Personen anziehend gemacht, sodaß man das Buch liest, wie man einem geistreichen Plauderer zuhört und ihm nicht zürnt, wenn man hinterher bemerkt, daß er uns eigentlich wenig thatsächlichen Stoff geboten hat. Man hat sich amusirt und zwar in edelm Stile, denn ein echt künstlerischer Hauch liegt auf allem, was August Becker schreibt.

Theodor von der Ammer.

Volkswirthschaftliche Literatur.

1. Die Nothwendigkeit einer socialpolitischen Propädeutik. Von F. S. Warneck. Leipzig, Reichardt. 1882. 8. 5 M.
2. Grundzüge der Mechanik der Gesellschaft. I. Theoretischer Theil. Von Eduard Sacher. Jena, Fischer. 1881. 8. 3 M.
3. Die Arbeit und ihr Recht. Rechtlich volkswirthschaftliche Studien zur socialen Frage, von Robert Schellwien. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. 1882. Gr. 8. 6 M.
4. Die Parteien des Deutschen Reichstags und die socialen Fragen der Gegenwart. Neuwied, Heuser. 1882. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
5. Wirthschaftliche Thatsachen zum Nachdenken. Von Karl von Scherzer. Leipzig, O. Wigand. 1881. Gr. 8. 1 M.

Die Nothwendigkeit einer „socialpolitischen Propädeutik", welche F. S. Warneck (Nr. 1) darzuthun sucht, ist gewiß vorhanden und wird wol von niemand geleugnet. An dem Buche ist daher zunächst wunderbar, daß der Verfasser einen großen philosophischen und geschichtlichen Apparat anwendet, um diese Nothwendigkeit zu beweisen, und dann, daß er von all den Anstrengungen, die bereits

gemacht worden, um politische und volkswirthschaftliche Bildung mündlich und durch die Presse zu verbreiten, keine Notiz nimmt, sie nicht auf ihren Werth und ihre Zweckmäßigkeit untersucht, und drittens, daß er den kleinen Katechismus, den er „zur Popularisirung des socialpolitischen Glaubens" geschrieben zu sehen wünscht, vornehmlich um den Nachweis zu liefern, „daß der eigentliche Parlamentarismus, die organische Gemeinschaftlichkeit von Regierung und Volk, weder in einer Parlamentsregierung noch in einem Regierungsparlament, sondern nur in einer parlamentarischen Regierung zur vollen Geltung gelangt" — daß er diesen aus der socialpolitischen Unklarheit rettenden Katechismus nicht selbst geschrieben hat, statt nachzuweisen, daß ein solcher geschrieben werden müsse. Freilich glaubt der Verfasser, dieser Katechismus könne und solle nur von der Regierung ausgehen; indessen muß die Regierung, die immerhin nur aus Menschen besteht, doch jemand mit der Abfassung des erleuchtenden und gemeinverständlichen Werks beauftragen. Allerdings ist nach dem vorliegenden Buche zu vermuthen, daß die Wahl nicht gerade auf den Verfasser desselben fallen würde.

Mit der Betonung der Nothwendigkeit der socialpolitischen Propädeutik hat Warneck insofern unstreitig recht, als eine allgemeiner verbreitete Propädeutik uns gerade auf dem Gebiete der politischen und volkswirthschaftlichen Literatur vor einer Menge von Schriften bewahren würde, die den Stempel des Unfertigen nur allzu deutlich an sich tragen. Ich weiß nicht, ob man auf irgendeinem andern Gebiete der Literatur mit einer so großen Menge von Druckschriften heimgesucht wird, von denen gesagt werden muß, daß ihre Verfasser sie ohne jede genügende Vorbereitung oder Nöthigung dem Publikum aufdrängen. Jedenfalls scheint es, daß die Lehre der politischen Oekonomie ihre Aufgabe, zu größerer Productivität zu befähigen, nach der literarischen Seite hin mit unheimlich reichem Erfolge erfüllt. Die folgenden vier Schriften geben hiervon wiederum Zeugniß.

Allerdings kann man den Schriften von Eduard Sacher und Robert Schellwien den Charakter ernster wissenschaftlicher Arbeiten nicht absprechen, aber sie beweisen eine sehr mangelhafte Kenntniß der Vorarbeiten und ein sehr ungenügendes Bewußtsein der Schwierigkeit neuer grundlegender Construetionen der Volkswirthschaftslehre. Auf die Schrift Nr. 4 scheinen Verfasser und Drucker gleich wenig Werth gelegt zu haben: sie ist unglaublich liederlich gedruckt und wimmelt von Druckfehlern; der Verfasser aber hat sich weder genannt, noch es der Mühe Werth gehalten oder vermocht, durch ein Inhaltsverzeichniß den Ariadnefaden, an dem sich seine socialpolitischen Phantasien aufreihen, einigermaßen zu entwirren.

Der Verfasser der Schrift „Grundzüge der Mechanik der Gesellschaft" (Nr. 2) sucht einen Mechanismus der Volkswirthschaft aus dem physikalischen Grundbegriff der Energie (1 = 424 Kilogrammmeter) zu construiren. Allerdings schlägt er damit einen wesentlich originellern Weg ein als andere volkswirthschaftliche Mathematiker, wie Canard, Buquoi, Thünen, vor ihm; er kommt aber auch zu originellern Resultaten, so z. B. dem: „Der Zins wird der Sonnenwärme entnommen." Mag er doch einmal die Papiere eines bankrotten Staates unter den Tropen in die Sonne legen! Doch Spaß beiseite; ich verstehe nichts von Mathematik, und Sacher's Rechnungen verdienen nähere Prüfung und können vielleicht richtig sein; aber wie steht es mit der Logik? Da stellt Sacher einen ganz neuen Werthbegriff auf, indem er behauptet: „Der specifische Werth der Dinge ist gleich den Quotienten aus Gebrauchs- und Tauschwerth derselben." Warum, erfahren wir nicht. Darf man in der Mathematik solche unbegründete Behauptungen aufstellen? Da heißt es an einer andern Stelle: „Die über den normalen Verbrauch gesammelte und seinen Zwecken dienstbar gemachte Energie bildet den Reichthum eines Volks", und einige Seiten weiter: „Die Volkszahl ist der größte Reichthum, die Zunahme der Bevölkerung ist eine Vergrößerung desselben, solange das durchschnittliche Können und Wissen des Volks und mit ihm der specifische Werth seiner wirthschaftlichen Güter steigt." Solche Axiome sind eine zu harte Kost für den gewöhnlichen Menschen, noch dazu in Verbindung mit mathematischen Formeln und Rechnungen, von denen auch der Verfasser wol kaum jemand wird überzeugen können, daß sie das volkswirthschaftliche Verständniß zu fördern irgend geeignet seien.

Robert Schellwien's (Nr. 3) wegen der Weitschichtigkeit der an den verschiedensten Punkten ansetzenden Deductionen gleichfalls recht schwierig zu verfolgende Ausführungen laufen nach vielen nutzlosen Umwegen darauf hinaus, der Arbeit in der Gesellschaft eine andere rechtliche Stellung zu verschaffen. Er meint: „Der Arbeit gebührt ihr Product, und wenn sie an fremdem Eigenthum vollzogen wird, ihr Antheil an dem hervorgebrachten Mehrwerth, und auf dieses Minimum des Arbeitsertrags kann rechtsgültig nicht verzichtet werden"; er macht dann eine Reihe von „praktischen" Vorschlägen, wonach dem Arbeiter durch periodische Abrechnungen, Schiedsämter u. s. w. der Mehrwerth gesichert werden soll, hütet sich aber wohl, zu verrathen, wie er sich die technische Verwirklichung seiner praktischen Vorschläge denkt. Was dem Verfasser vorschwebt, ist wol: die Verwirklichung der Gerechtigkeit durch neue Rechtsformen in der Volkswirthschaft zu suchen; aber er bleibt bei einer wenig belehrenden Wiedergabe wenig gründlicher Studien in der volkswirthschaftlichen und der Rechtswissenschaft; es ist nichts davon zu merken, daß er die für seinen Zweck wichtigen Arbeiten von Ad. Wagner, Knies, Schmoller u. a. benutzt hätte.

Ueber die beiden letzten Schriften darf man sehr kurz sein. Der Anonymus (Nr. 4) macht einige zutreffende, aber nicht neue Bemerkungen gegen den Liberalismus und kommt dann, man weiß nicht wie, zu

Vorschlägen über Normalarbeitstag, staatlichen Antheil am Unternehmergewinn, die, undurchdacht wie sie sind, keinen Anspruch auf Beachtung haben. Karl von Scherzer (Nr. 5) reiht einige, meist auf Sachsen bezügliche und aus dortigen amtlichen Veröffentlichungen entnommene statistische Notizen „zum Nachdenken" aneinander, ohne gerade eingehenden Betrachtungen daran zu knüpfen.

H. von Scheel.

Poetisches und Prosaisches aus der religiösen Literatur.

1. Aufwärts! Neue religiöse Gedichte von Julius Sturm. Leipzig, Brockhaus. 1881. 8. 3 M.
2. Israelitische Lieder von Julius Sturm, eingeleitet von Franz Delitzsch. Dritte vermehrte Auflage. Halle, Mühlmann. 1881. 16. 1 M. 60 Pf.
3. Religiöse Dichtungen von Karl Nikolaus von Gerbel-Embach. Heilbronn, Henninger. 1881. 8. 1 M.
4. Quid est veritas? Eine religiöse Entwickelung in Gedichten von Alethes. Dresden, von Grumbkow. 1881. 12. 1 M.

Die neue Sammlung religiöser Gedichte von Julius Sturm: „Aufwärts!" (Nr. 1) schließt sich den früher von dem Dichter herausgegebenen Sammlungen derselben Gattung („Fromme Lieder", „Gott grüße dich!" u. a.) nach Inhalt und Form an und bekundet aufs neue alle Vorzüge und Eigenthümlichkeiten seiner Muse. Eine geistliche Beredsamkeit in Versen, die nicht müde wird, denselben Gedanken in der verschiedensten Weise zu moduliren, bieten diese Gedichte in edler Form einen würdigen Inhalt. Des Dichters Weltanschauung, obwol tief religiös und auch den Glauben der Kirche mit Entschiedenheit bekennend, hat gleichwol nichts Trübes oder einseitig Asecetisches; es geht vielmehr durch sie ein optimistisch heiterer Zug, der sich auch in den neu gebotenen Gedichten wohlthuend zu erkennen gibt.

Der erste Abschnitt trägt die Ueberschrift „Still zu Gott". Am ansprechendsten in diesem wie in den folgenden Abschnitten sind diejenigen Gedichte, in denen des Dichters eigene Persönlichkeit mit markirtern Zügen hervortritt, in denen er Stufen oder Wendepunkte der eigenen religiösen Entwickelung poetisch darstellt. Dahin gehören Gedichte wie „Des Menschen Sohn", „Hieroglyphenschrift", „Aus der Quelle", „Durchs Kreuz allein", „An mein Volk", „Selige Schau", „Gelöbniß", „Nein! und aber nein!"

Die Gedichte des zweiten Abschnitts: „Gegen den Strom", verrathen schon durch die Ueberschrift, unter die der Dichter sie gesammelt, ihre polemische Tendenz; sie wenden sich gegen die Verkehrtheiten unserer Zeit, fordern zur Entscheidung auf und rufen in das Gewirr auseinandergehender Bestrebungen den apostolischen Kampfesruf hinein: Hier Christus, und hier Belial! Wir geben nachstehend eine Probe dieses Abschnitts; die Adresse, an die das kurze Gedicht mit dem dreifach wiederkehrenden weiblichen Reim sich richtet, ist leicht zu erkennen:

Wir und Sie.

Sie singen voller Grimm das Lied
In Schenken und auf Gassen:
„Wir haben lang genug geliebt
Und wollen endlich hassen."

Doch um so fester wollen wir
Des Herren Kreuz umfassen,
Und ob uns auch ihr Haß bedroht,
Nicht von der Liebe lassen.

Für ihre Herrschaft kämpfen wir,
Bis wir im Tod erblassen.
Nun laßt uns sehn, was stärker macht,
Ob Lieben oder Hassen.

An den Abschnitt „Heilige Zeiten", dessen Gedichte die christlichen Feste feiern, schließen sich Lieder für Beichte und Abendmahl. Namentlich in dem letztgenannten Abschnitte findet sich manches Gedicht, das weihevoll in edler Schönheit ungemein sympathisch berührt, z. B. das Gedicht: „Heil'ge Stunde, reich an Segen". In dem letzten Abschnitt: „Der Heimath zu", mit dem Goethe'schen Motto: „Vor mir den Tag und hinter mir die Nacht", beschäftigt sich der Dichter mit Gedanken des Sterbens und nimmt mit dem prächtigen Schlußgedicht, das, ein prophetisches Bild des Alten Testaments zu Grunde legend, einen poetischen Ausblick in die erlöste Erde der Zukunft enthält, Abschied von dem Leser. Die Gemeinde seiner Leser wird die neue Gabe, die der Dichter ihr bietet, gern annehmen und sie mit Dank den früher gebotenen hinzufügen.

Wir schließen an das eben besprochene Werk eine Sammlung ähnlicher Gedichte desselben Dichters: „Israelitische Lieder" (Nr. 2). Vor beinahe zwanzig Jahren zum ersten male erschienen, werden sie hier in dritter, vermehrter Auflage geboten. Es sind meist kurze Gedichte von wenigen Strophen, die sich mit dem Schicksal der Israeliten, dieses „Volkes ohne Gleichen", beschäftigen. Die Ueberschriften der einzelnen Abschnitte: „Lieder des Eifers um Israel", „Der Klage mit und um Israel", „Lieder der Mahnung, der Hoffnung auf Israels Wiederbringung", sagen uns schon, womit wir es zu thun haben, es sind Missionslieder im besten Sinne des Worts. Angesichts der antisemitischen Streitigkeiten, die in der letzten Zeit die Gemüther heftig erregt haben, machen diese formgewandten und formschönen Gedichte einen vornehmen Eindruck.

Die „Religiösen Dichtungen" von Karl Nikolaus von Gerbel-Embach (Nr. 3) bieten uns weniger religiöse Originaldichtungen als rhythmische Uebertragungen biblischer Stücke, vornehmlich der Psalmen. Der Vers, dessen sich der Dichter dabei bedient, ist der Hexameter im Bunde mit dem Pentameter. Das elegische Versmaß der alten Griechen ist, wenn es sich um eine Uebertragung der biblischen Psalmen handelt, vielleicht nicht so ungeeignet, als es auf den ersten Blick scheinen möchte. Trefflich wenigstens läßt sich in den antiken Distichen eine Eigenthümlichkeit der hebräischen Poesie wiedergeben, der Parallelismus der Glieder oder die Antithese der Gedanken. Dabei ist freilich nicht zu übersehen, daß derjenige, der sich für dieses Metrum entscheidet, von vornherein auf eine volksthümliche Wirkung dieser religiösen Gesänge wird verzichten müssen. Am gerathensten mag es immer noch sein, für die Uebertragung unsere heutigen Verse und Reime zu wählen. Julius Sturm hat in der oben besprochenen Sammlung seiner religiösen Gedichte gleichfalls eine Anzahl von Psalmen poetisch frei bearbeitet und damit in glücklicher Weise gezeigt, daß diese Blüte der hebräischen Poesie ein modernes Gewand sehr wohl verträgt. Will man durchaus ein antikes Metrum wählen, so dürfte es sich empfehlen, es einmal mit der Odenform zu versuchen, welcher der Inhalt vieler Psalmen sich auf eine natürliche Weise anbequemen wird. Eine Anzahl der hier gebotenen Uebertragungen sind vortrefflich gelungen, bei andern müssen wir gegen die Wahl der übertragenen Stücke oder gegen ihre Uebertragung in nicht ganz tadelfreien Versen Bedenken tragen. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß der Dichter sich für seine Dichtungen vornehmlich Leser denkt, denen mehr an religiöser Erbauung als an ästhetischer Befriedigung gelegen ist. Solche Leser gönnen wir seinem Buche, auch um des bescheidenen Epilogs willen, in erwünschter Zahl.

Gleichfalls eine poetische Gabe finden wir in „Quid est veritas? Eine religiöse Entwickelung in Gedichten" von Alethes (Nr. 4). Es ist eine religiöse Entwickelung in absteigender Linie, die mit dem Verzicht auf den überkommenen Glauben endet. Der Verfasser ist nach seiner eigenen Aussage als Kind fromm und felsenfest im Glauben gewesen wie Petrus; als Jüngling hat er sich zum Apologeten und Missionar berufen gefühlt; dann aber ist er ungläubig und ein Feind der Religion geworden, doch im innersten Herzen stets tief religiös geblieben. Der Widerspruch, der in den letzten Worten liegt, hat ihn getrieben, aus dem Schiffbruch, den sein Gemüth erlitten, die Trümmer zusammenzusuchen, und er hat unter der Spreu ein Goldkörnchen Wahrheit gefunden, im Unterschied von tausend andern Herzen, denen unter der Spreu auch das Goldkörnchen verloren gegangen. Wenn wir nun den Niederschlag seines religiösen Processes suchen, so finden wir ihn ausgesprochen in seinem Glauben an den Sieg des Guten und in seinem Streben für Humanität:

Denn das Gute ist das Mächt'ge
Und wird stets bestehn;
Schwach ist alles Niederträcht'ge
Und muß untergehn.

Und so lang' die Menschheit eben
In der Welt besteht,
Ist ihr mächtigstes Bestreben
Die Humanität.

Alle Gegner unterliegen
Trotz der Ueberzahl;
Reine Menschlichkeit muß siegen,
Unser Ideal.

Der Dichter bekennt sich in den angeführten Versen zu der Darwin'schen Lehre, daß in dem Kampf ums Dasein stets der Stärkere siege; er meint, daß in der sittlichen Welt das Gute dieses Stärkere sei gegenüber dem Bösen. Die wenigen Blätter, auf denen er von seiner religiösen Wandlung Bericht erstattet, entsprechen der nicht sehr reichhaltigen innern Entwickelung.

Es folgt noch eine Reihe von prosaischen Schriften aus der einschlägigen Literatur, denen wir jedoch nur eine kürzere Besprechung widmen können, weil sie schon stark in das Gebiet des Fachwissenschaftlichen hinüberneigen.

5. Familien-Bibel des Neuen Testaments. Erster Band: Die vier Evangelien und die Apostelgeschichte übersetzt und erklärt von Emil Zittel. Karlsruhe, Braun. 1882. Gr. 8. 10 M.
6. Die Entstehung der Bibel von Emil Zittel. Vierte Auflage. Karlsruhe, Braun. 1882. 8. 1 M. 50 Pf.
7. Bibelkunde von Emil Zittel. Achte unveränderte Auflage. Karlsruhe, Braun. 1882. 8. 50 Pf.
8. Real-Encyklopädie der christlichen Alterthümer. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgenossen bearbeitet und herausgegeben von F. X. Kraus. Mit zahlreichen, zum größten Theil Martigny's Dictionnaire de antiquités chrétiennes entnommenen Holzschnitten. Vierte bis sechste Lieferung. Freiburg i. Br., Herder. 1881—82. Lex.-8. Jede Lieferung 1 M. 80 Pf.

Die „Familien-Bibel des Neuen Testaments" von Emil Zittel (Nr. 5) knüpft an zwei voraufgegangene geistesverwandte Arbeiten an, an das Bunsen'sche „Bibelwerk" (1858—70) und an die Schmidt-Holtzendorff'sche „Protestantenbibel Neuen Testaments" (3. Aufl. 1879). Bunsen hatte mit dem Theil seines neunbändigen Werks, welcher das Neue Testament umfaßt, im Texte den, wenn auch noch etwas zaghaften Anfang einer verbesserten Uebersetzung geboten und in der Erklärung, von jeder vorgefaßten Uebereinstimmungstheorie absehend, die neutestamentlichen Schriftsteller lediglich aus und an sich selbst erklärt, um in objectiver Weise zunächst festzustellen, was der betreffende Schriftsteller seinerzeit seinen Lesern hat sagen wollen. Die Schmidt-Holtzendorff'sche „Protestantenbibel" hatte in der Erklärung denselben Weg eingeschlagen; aber ihre Anmerkungen sind zu knapp, als daß sie geeignet wären, den Leser vollständig zu orientiren; dabei hatte sie den gewöhnlichen unverbesserten Luther-Text stehen lassen, wenn auch mit manchen

unter dem Text stehenden Verbesserungsvorschlägen. Die „Familien-Bibel" Zittel's bietet nun gegen das letztgenannte Werk von Schmidt-Holtzendorff den Vorzug einer reichern Sacherklärung und gegen das Werk von Bunsen den einer durchgreifendern sprachlich und sachlich gereinigten Uebersetzung. Zittel ist nämlich der Ansicht, daß die Luther'sche Uebersetzung eben auch alt geworden und daß manches Räthselhafte und Misverständliche daraus entfernt werden müsse. Indem er hier einen verbesserten deutschen Text bietet, ist er sich bewußt, pietätvoll und mit Vorsicht zu Werke gegangen zu sein. Das Ideal, das er erreicht zu haben wünscht, geht dahin: die Leser seiner Uebersetzung sollen meinen, die bekannte altgewohnte Stimme ihrer Luther-Bibel zu hören, während sie doch zugleich an vielen Stellen merken würden, wie vieles dem Verständniß heller und klarer geworden sei. Geschichtliche und kritisch-wissenschaftliche Einleitungen machen den Leser mit der Bibelforschung des letzten Jahrhunderts bekannt. Wir werden die Ergebnisse derselben und ihre praktische Verwerthung an einem bestimmten Punkte sogleich näher kennen lernen. Das Ganze ist offenbar mit Hingebung an die Sache gearbeitet, und des Verfassers Urtheil bewegt sich überall mit gleichmäßiger Sicherheit. Sein Werk fordert zwar gebildete, doch nicht gerade gelehrte Leser.

Desselben Verfassers unter Nr. 6 verzeichnete Schrift: „Die Entstehung der Bibel", will denen eine literargeschichtliche Anleitung und Aufklärung bieten, die das Bedürfniß fühlen, sich über Zeit, Ort und Zweck der Abfassung der biblischen Bücher zu unterrichten. Der Begriff einer Geschichte der Literatur ist so sehr in alle Schichten des Volks eingedrungen, daß man sich seit langer Zeit daran gewöhnt hat, ihn auch auf ein Buch angewendet zu sehen, das jedenfalls in der Weltgeschichte eine ganz unvergleichliche Bedeutung erlangt hat. Uns interessirt in dieser biblischen Literaturgeschichte vornehmlich der letzte Theil, der sich mit den Schriften des Neuen Testaments, insbesondere mit der Evangelienfrage beschäftigt. Wir haben dabei zugleich aus dem vorhin besprochenen Werke, der „Familien-Bibel", nachzuholen, welche Stellung der Verfasser zu dieser Frage einnimmt. Emil Zittel folgt derjenigen Richtung der neuern theologischen Wissenschaft, die, von der tübinger Schule ausgegangen und durch Männer wie Hausrath, Pfleiderer u. a. weiter geführt, sich mit Vorliebe den Schriften und der Geschichte des Apostels Paulus zuwendete, weil sie hier einen festen geschichtlichen Boden fand, von dem aus sie hoffen durfte, mit Erfolg zu weitern Forschungen vorzudringen. Als Ergebniß ihrer Untersuchungen gilt die immer weniger bestrittene Annahme, daß die Evangelien, obwol sie die Geschichte der vorpaulinischen Periode, nämlich die Geschichte Jesu, erzählen, nach ihrer Abfassung der nachpaulinischen Zeit angehören. Dieses Ergebniß ist auch in der vorliegenden Schrift zur praktischen Verwerthung gekommen. Entgegen der sonst üblichen Eintheilung beginnt die Aufzählung der neutestamentlichen Schriften nach der chronologischen Ordnung ihres Entstehens mit den Briefen des Paulus; erst zuletzt kommen die Evangelien, deren letztes als das jüngste, spätgeborene Kind des neutestamentlichen Kanons hingestellt wird. Allerdings sind die Acten über die Abfassung des Evangeliums des Johannes noch nicht geschlossen; aber immer mehr lichtet sich die Reihe derjenigen, die noch mit voller Ueberzeugung in das poetische Urtheil Herder's einstimmen können, der dieses Evangelium mit einem tiefen, stillen See verglich, in welchem sich mit den Erinnerungen aus der schönsten Jugendzeit im Leben des Johannes, als einem anmuthigen Ufer, der Himmel selbst mit Sonne und Gestirnen spiegle.

Was des Verfassers „Entstehung der Bibel" für weitere Kreise darstellt, das ist in seiner „Bibelkunde" (Nr. 7) in knapperer Form für den Gebrauch der Schule verarbeitet, nur daß hier die neutestamentlichen Bücher in der Reihenfolge behandelt werden, die sie in unserm Kanon einnehmen. Aus Schuldictaten entstanden, bietet dieser Leitfaden oder Grundriß seine Dienste besonders den höhern Schulen als Hülfsmittel des Religionsunterrichts, als welches er seine Brauchbarkeit schon in sieben vorausgegangenen Auflagen erwiesen hat.

Die „Real-Encyklopädie der christlichen Alterthümer" (Nr. 8), deren drei erste Lieferungen von uns früher in d. Bl. besprochen sind, hat sich um mehrere weitere Lieferungen vermehrt. Wir haben nach Einblick derselben gefunden, daß ihre Artikel in der Sache gründlich, in der Behandlung maßvoll und ohne polemische Abschweifungen geschrieben sind; die Haltung des Ganzen trägt jedoch einen so ausgesprochen theologisch-wissenschaftlichen Charakter, daß zu befürchten steht, es werde dieses Werk von Gelehrten vorerst noch ein Werk für Gelehrte bleiben. Der von dem Herausgeber früher ausgesprochene Gedanke, nach Vollendung des Werks ein Handbuch in systematischer Darstellung folgen zu lassen, spricht immer mehr für seine Verwirklichung. Es wird sich dann in Betreff des aufzunehmenden Stoffs vielleicht eine strengere Scheidung zwischen Wesentlichem und minder Wichtigem ermöglichen lassen, welches letztere, wie werthvoll es auch für den Theologen von Fach sein mag, für weitere Kreise doch nicht das gleiche Interesse beanspruchen kann. Welche erschöpfende Vollständigkeit das Werk anstrebt, das möge unter anderm der eine von dem Herausgeber gelieferte Beitrag zeigen, der eine ausführliche Statistik der altchristlichen Elfenbeinarbeiten enthält. Die äußere Ausstattung ist gleich der der frühern Lieferungen rühmenswerth.

Ein Geschichts-Lexikon.

Encyklopädie der neuern Geschichte. In Verbindung mit namhaften deutschen und außerdeutschen Historikern herausgegeben von W. Herbst. Zehnte und elfte Lieferung. Gotha, F. A. Perthes. 1882. Gr. 8. 2 M.

Von diesem verdienstvollen und auf das ganze gebildete Publikum berechneten Unternehmen sind zwei neue Lieferungen (zehn und elf) ausgegeben, und die zwölfte wird demnächst folgen. Wie vorauszusehen war, ist es unmöglich gewesen, die ganze ungeheuere Arbeit einer gediegenen Encyklopädie der neuern Geschichte, das Resultat der gründlichen Einzelforschung einer langen Reihe hervorragender Gelehrten, in zehn Lieferungen zu fünf Bogen einzupressen; mit dem Buchstaben F ist schon die zwölfte Lieferung erreicht worden, und dabei muß ich mit Bedauern constatiren, daß in den bisher erschienenen Lieferungen eine große Zahl Artikel fehlt, die gerechterweise erwartet werden durften, während andere so kurz ausgefallen sind, daß sie in keiner Weise den Anforderungen entsprechen, die an dieser Stelle gemacht werden müssen (z. B. Diebitsch). Im großen Ganzen hat aber das Werk unter Herbst's vorzüglicher Führung bisjetzt Ausgezeichnetes geleistet, und auch die zehnte und elfte Lieferung enthalten wieder viele ebenso gründliche und quellenmäßig erforschte wie stilgewandte Artikel. Dänemark, der Deutsche Orden, Elsaß-Lothringen, die Este'sche Dynastie verdienen unter den Staaten- und Hausgeschichten genannt zu werden. Der Artikel über das Deutsche Reich kann freilich keinerlei Ersatz bieten für das Fehlen einer deutschen Geschichte seit Maximilian I. Unter den Kriegen sind hervorzuheben der Dänisch-deutsche, der Dreißigjährige, der Bairische, Oesterreichische und Spanische Erbfolgekrieg, und unter den Schlachten die von Delhi, Düppel, Edgehill, Eggmühl, Eylau, Famars. Von andern Abhandlungen seien rühmend erwähnt: Departementaleintheilung Frankreichs, Deputationshauptschluß von 1803, Directorialverfassung Frankreichs vom Jahre III, Dithmarschen, Convention von El Arysch, Elbeconvention von Artlenburg, Emancipationsbill von 1829, Emigranten der französischen Revolution, Emser Congreß und Punctation, Erfurter Congreß, Erfurter Unionsparlament, Sekte der Familisten. Die Hauptstärke der vorliegenden Lieferungen aber besteht wie bei den frühern in den biographischen Artikeln, von denen einige, wie Elisabeth von England, der vierzehnte und funfzehnte Graf Derby, die beiden Essex, Eugen von Savoyen, meisterhafte kleine Abhandlungen zu nennen sind; besonders verdienen hier Anerkennung: Danckelmann, Darnley, beide Daru, Davout, Deák, beide Decazes, Delbrück, Desmoulins, der alte Dessauer, Dhaun, Doria, Dörnberg, Drake, Droste zu Vischering, Drouyn de Lhuys, Dufaure, Dufour, Dupin der Aeltere, Dupont de l'Eure, Eduard VI. von England, Eichhorn, Eickemeyer, Eiserne Maske, Elisabeth von Rußland, drei Elliot, Enghien, Eötvös, Erasmus von Rotterdam, zwei Ernst August von Hannover, Espinasse, Esterházy, Kaiserin Eugenie, Fabre d'Eglantine, Fairfax, Falk. Möge dem mühsamen und großartigen Unternehmen ebenso sehr die unermüdliche Arbeitslust der gelehrten Mitarbeiter wie die volle Gunst der wißbegierigen Lesewelt fördernd zur Seite stehen! Das Werk wird dann den Meister loben.

Arthur Kleinschmidt.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

In dem Verlage von Moritz Schauenburg in Lahr erschien in zweiter Auflage: „Populäre Darstellung von Immanuel Kant's «Kritik der reinen Vernunft». Zu ihrem hundertjährigen Jubiläum verfaßt von Albrecht Krause". Der Verfasser steht, was Schärfe des Denkens und Einhalten eines streng kritischen Standpunktes anlangt, dem Philosophen Kant sehr nahe. Die außerordentlich schwere Aufgabe, einen Stoff allgemein faßlich darzustellen, welchen selbst Philosophen von Fach verschieden auffassen, hat er vortrefflich gelöst. Darum ist auch die zweite Auflage nach Jahresfrist eine wohlverdiente. Der Verfasser schreibt mit einer Klarheit, Anschaulichkeit und wissenschaftlichen Sicherheit, welche beneidenswerth ist. Zu gleicher Zeit hat er ein Schriftchen in die Welt gehen lassen: „Zur Widerlegung des Satzes: Ueber den Geschmack läßt sich nicht streiten" (ebendaselbst). Krause versucht den Nachweis folgender Norm: „Die einfachen Grundformen der Kunstwerke, sofern dieselben nicht die Natur nachbilden, gehen nicht mit der einfachen Dreizahl. Zu keiner Zeit und bei keinem Volke findet sich ein Kunstgebäude, dessen Grundriß dreieckig ist, ein unabhängiges Kunstgemälde, dessen Rahmen ein geradliniges Dreieck ist, ein Versfuß, in welchem das Verhältniß von 1:3 verkörpert ist, ein Taktgeschlecht, welches das Verhältniß von 1:3 aufweist." In Bezug auf die Plastik fehlt der Nachweis dieses Gesetzes. Für diese rein erfahrungsmäßige Thatsache sucht der Verfasser den Beweis zu führen durch den Satz: Es gibt Gesetze und demnach eine Logik der menschlichen Gefühlswelt. Alles Gerade geht mit den positiven Gefühlsreihen, alles Ungerade mit den negativen. Demnach ergibt sich die allgemeine Regel: die möglichst einfachen Grundformen der Schönheit sind geradzahlig, die Aufbauten und Beiwerke je nach dem Charakter der Schönheit gerad- oder ungeradzahlig. Um Stellung zu dem Standpunkte des Verfassers zu nehmen, müßten wir eine ganze Untersuchung schreiben. Wir begnügen uns, zum Studium dieser durchaus selbständigen und geistreichen Broschüre aufzufordern.

— Eine „Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Abhandlungen wissenschaftlichen Inhalts in zwangloser Folge" erscheint im Verlage von Emil Barth in Dessau. Bisjetzt wurden folgende Themen behandelt: „Häusliche und öffentliche Erziehung" von Adolf Rümelin, „Entstehung und Inhalt des Rechts" von A. Pietscher, „Jurist und Dichter" von demselben. Die Hefte können als interessant und gediegen empfohlen werden.

Auch die „Zeitfragen des christlichen Volkslebens",

fortgeführt von Ungern-Sternberg und G. Schlosser (Heilbronn, Henninger), nehmen einen rüstigen Fortgang. Aus dem sechsten Bande liegen uns folgende Abhandlungen vor: „Gibt es einen Weltzweck?" von F. Reiff, „Die soeiale Frage und die innere Mission" von H. Guth, „Die Attentatsperiode in Rußland" von Gerbel-Embach. Diese Sammlung gehört zu den besten der Art; soweit die angegebenen Themen in sorgfältiger und faßlicher Bearbeitung einem größern Leserkreise zugänglich gemacht werden können, geschieht dies hier. Ganz besonders gediegen in seiner Art ist der Reiff'sche Aufsatz, mit großer Sachkenntniß auch der Guth'sche geschrieben.

— Von Paul Möbius' „Katechismus der deutschen Literaturgeschichte" (Leipzig, J. J. Weber) liegt die sechste vervollständigte Auflage vor. Das Buch bietet bei seinem nur geringen Umfange alles, was man darin erwarten kann, oder auch mehr, da es nicht blos die Werke, sondern auch die Literatur über die Autoren, wenigstens ihre bedeutendern Erscheinungen, mit berücksichtigt und sorgfältig verzeichnet, und zwar bezieht sich dies sowol auf die ältere wie auf die neuere und neueste Periode. Es ist also wirklich ein multum in parvo, und da der Verfasser selbst einen feinen ästhetischen Geschmack besitzt und Schöngeistiges zu schaffen versteht, so sind auch seine stets in einigen prägnanten Worten ausgedrückten Urtheile ebenso selbständig wie zuverlässig. Die eigentlich katechetische Unterrichtsform in der Literaturgeschichte ist ans Ende des Bändchens verwiesen und wird Lehrern gewiß willkommen sein.

Aus der Schriftstellerwelt.

Ein deutscher Lyriker von Talent, Ludwig Auerbach, ist am 22. Juli in Saalbach bei Lahr gestorben, wo er eine Papierstofffabrik besaß, sowie er früher in Pforzheim ein Bijouteriegeschäft von seinen Aeltern geerbt hatte. Er war am 5. September 1840 in dieser Stadt geboren.

Die deutschen Bücherkataloge kennen ihn nur als Herausgeber eines poetischen Taschenbuchs: „Heimgarten deutscher Dichtung, ein Almanach vom Oberrhein" (1879). Er redigirte diesen Almanach in Gemeinschaft mit F. Geßler und hat einige der schönsten lyrischen Blüten von echt poetischem Duft dazu beigesteuert, wie das schwunghafte Einleitungsgedicht und das stimmungsvolle Gedicht „Sommerzauber". Ludwig Auerbach hat zahlreiche dichterische Beiträge in der „Didaskalia", in dem in Frankfurt a. M. erschienenen „Deutschen Dichtergarten", in mehrern Jahrgängen des von Ernst Scherenberg herausgegebenen „Düsseldorfer Künstleralbum", dem „Edelweiß" Zettel's, dem „Spessartalbum" und andern Anthologien erscheinen lassen. Ein Gedicht von ihm, welches die „Gartenlaube" brachte, das Schwarzwaldlied: „O Schwarzwald, o Heimat, wie bist du so schön", wurde mehrfach componirt und wird in Süddeutschland viel gesungen. Auch seine ernst und edel gehaltene „Kaiserhymne" hat Aufnahme in süddeutsche Liederbücher gefunden. Bei so regem und erfolgreichem lyrischen Schaffen ist Ludwig Auerbach doch immer ein „unedirter" Poet geblieben: es ist niemals eine Sammlung lyrischer Gedichte von ihm erschienen. Gerade dies macht ihn zu einem weißen Raben in heutiger Zeit, wo die Sammlungen von Gedichten so en vogue sind, daß das nonum prematur in annum des Horaz zu jenen geflügelten Worten gehört, denen unser Jahrhundert längst die Flügel ausgerupft hat. Denn welcher Lyriker erscheint nicht mit einem zusammengesuchten Bündel Gedichte auf dem Literaturmarkte? Ludwig Auerbach's Gedichte verdienten indeß gesammelt zu werden; sie würden nur eine kleine Sammlung bilden, aber diese würde viel Werthvolles enthalten. Ein tüchtiger Industrieller, der zugleich ein stimmungsvoller Dichter ist, wird in dem neuen Deutschland gewiß nicht häufig aufgefunden werden. Ludwig Auerbach war überdies ein warmer Anhänger der neuern deutschen Poesie und hatte einige Lieblingspoeten, denen er mit Begeisterung huldigte.

— Den deutschen Dichter Robert Waldmüller-Duboc hat das englische Carlyle-Comité zum Ehrenmitgliede ernannt, mit Berücksichtigung der Thatsache, daß seine kleine culturhistorische Novelle „Die tausendjährige Eiche im Elsaß" (Berlin, Springer) Carlyle im December 1870 zu dem in „Times" und „Daily News" veröffentlichten Briefe an den Novellendichter veranlaßte. In diesem Schreiben hat Carlyle bekanntlich in leidenschaftlicher Weise für die deutsche Sache Partei ergriffen.

Bibliographie.

Bardenhewer, O., Die pseudo-aristotelische Schrift. Ueber das reine Gute, bekannt unter dem Namen Liber de causis. Im Auftrage der Görres-Gesellschaft bearbeitet. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 13 M. 50 Pf.

Berthet, E., Das Weib des Wahnsinnigen. Roman. Deutsch von G. Manfred. Kaiserslautern, Rohr. 8. 1 M.

Bock, C., Unter den Kannibalen auf Borneo. Eine Reise auf dieser Insel und auf Sumatra. Einzig autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von R. Springer. Mit einleitendem Vorwort von A. Kirchhoff. Mit 30 Taf. in Farbendr., 7 Holzschn.-Illustr. und einer Karte von Borneo. Jena, Costenoble. Lex.-8. 21 M.

Borchers, O., Unter welfischem Scepter. Erinnerungen eines Hannoveraners. Hof, Grau u. Comp. 8. 1 M. 20 M.

Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge, herausgegeben von P. Hassner. 3ter Bd. 10tes Hft.: Schliemann und seine Entdeckungen auf der Baustelle des alten Troja. Von E. Hardy. Frankfurt a. M., Foesser Nachf. Gr. 8. 40 Pf.

Daelen, E., Bismarck. Eine Vision. Mit 90 Illustrationen. Oberhausen, Spaarmann. Gr. 8. 3 M.

Deutsches Dichterheim. Neue Blätter für Dichtkunst und Kritik. Herausgeber: P. Heinze. 3ter Jahrg. 1882/83. 24 Nrn. Dresden-Striesen, Heinze. Gr. 8. Halbjährlich 5 M.

Diepolder, J. N., Theologie und Kunst im Urchristentum oder die ersten provisorischeu Blätter zu einer systematischen Geschichte der christlichen Monumentalthcologie. Eiu historisch-exegetischer Versuch. Mit 5 Textillustrationen und aus drei Beilagen bestehendem Anhang. Augsburg, Kranzfelder. Gr. 8. 2 M. 20 Pf.

Du Bois-Reymond, E., Ueber die wissenschaftlichen Zustände der Gegeuwart. Festrede. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 50 Pf.

Ebeling, F. W., Zur Geschichte der Hofnarren. Friedrich Taubmann. Ein Kulturbild, zumeist nach handschriftlichen Quellen. Mit Taubmann's Porträt und Facsimile. 2te Aufl. Leipzig, Lehmann. 8. 6 M.

Flemmich, H. (Pereival), Sang und Klang. Lieder zum Componiren und andere poetische Kleinigkeiten. Freiburg i. Br., Kiepert. 8. 3 M.

Die soeiale Frage eine Erziehungsfrage. Staatsmännern, Lehrern und Führern des Volks zur Prüfung vorgelegt. Leipzig, Roßberg. 8. 60 Pf.

Gierow, F., Gedichte in Liedern, Fabeln und Erzählungen ernsten und launigen Inhalts. Mainz, v. Zabern. 8. 2 M.

Grans, H., Ueber Goethe's „Torquato Tasso". Eine Charakterstudie mit Andeutungen für die Bühnenaufführung. Leipzig, Webel. 8. 40 Pf.

Haidheim, L., Familie Brannau. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 1883. 8. 12 M.

Hasse, C., Die Venus von Milo. Eiue Untersuchung auf dem Gebiete der Plastik uud ein Versuch zur Wiederherstellung der Statue. Mit 4 Lichtdruck- u. 4 lith. Tafeln. Jena, Fischer. Fol. 7 M.

Hauptmann, F., Das Wappenrecht der Bürgerlichen. Historisch und dogmatisch dargestellt. Görlitz, Starke. Gr. 8. 1 M.

Heimburg, W., „Waldblumen". Acht Novellen. Leipzig, Gebhardt. 8. 6 M.

Hesekiel, Ludoviea, Gott mit uns! Vaterländische Erzählungen. Berlin, Janke. 1883. 8. 4 M. 50 Pf.

Holthof, L., Der russische Vulkau. Ein Versuch zur Erklärung der Zustände und Geistesströmungen im modernen Russland. Fraukfurt a. M., Morgenstern. Gr. 8. 1 M.

Kuhn, K., O. S. B., Der heilige Willebald. Historisches Schauspiel mit Gesang. Leuttirch, Roth. 8. 50 Pf.

Löschhorn, K., Theologische Studien und Kritiken. Magdeburg, Klotz. 8. 50 Pf.

Mennig, E., Graf und Geiger. Novelle. Köln, Theissing. 8. 1 M.

Polko, Elise, Freundschafts-Album. Aeltere und nenere Dichtersprüche in Poesie und Prosa, ausgewählt. Leipzig, Licht u. Meyer. 12. 3 M.

Rochefort, A., Wladimir, der Nihilist, oder der Spion des Czaren. Eine Geschichte aus dem heutigen Rußland. Bearbeitet von Ida Völker. Kaiserslautern, Rohr. 8. 1 M.

Weber, A., Wille zum Leben oder Wille zum Guten? Ein Vortrag über E. v. Hartmanns Philosophie. Strassburg, Trübner. Gr. 8. 1 M.

Wirth, M., König Marke. Aesthetisch-kritische Streifzüge durch Wagners Tristan uud Isolde. Leipzig, Gebr. Senf. 8. 1 M. 80 Pf.

Wurm, A., Konradin. Der letzte Hohenstaufe. Trauerspiel. Freiburg i. Br., Kiepert. 8. 2 M.

Zacharias, O., Charles R. Darwin und die eulturhistorische Bedeutung seiner Theorie vom Ursprung der Arten. Ein Beitrag zur Darwin-Litteratur. Berlin, Staude. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Anzeigen.

Verlag von W. Bufleb Müllhausen E.

Ueber das teleologische Fundamentalprincip der allgemeinen Pädagogik.

Von **Erh. Schultz,** Jena.

Preis brosch. 1 M. 60 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Ein verschlossenes Land.

Reisen nach Corea.

Von

Ernst Oppert.

Deutsche Originalausgabe.

Mit 38 Abbildungen in Holzschnitt und 2 Karten.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Durch das vorliegende, gleichzeitig in englischer Sprache erschienene Werk werden über die ostasiatische Halbinsel Corea, dieses in strengster Abgeschlossenheit verharrende Land, zum ersten mal eingehende Nachrichten veröffentlicht. Dreimalige Reisen dorthin haben den Verfasser in den Stand gesetzt, eine Darstellung der Geographie und Geschichte, der Productions- und Handelsverhältnisse des Königreichs Corea sowie der Sprache und Sitten seiner Bewohner zu geben, welche unsere geographische Kenntniss vielfach bereichert und gegenwärtig ein specielles politisches Interesse darbietet.

NORDENSKIÖLD'S Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega

liegt jetzt vollständig vor und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

2 Bände. 60 Bogen. Geh. 22 M. (Auch in 22 Lieferungen à 1 M.) Geb. 26 M.

Mit 2 Porträts in Stahlstich, 500 Abbildungen in Holzschnitt und 19 Karten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aufwärts!

Neue religiöse Gedichte

von

Julius Sturm.

8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Eine neue Sammlung religiöser Gedichte von Julius Sturm, dem Dichter der bereits in neunter Auflage vorliegenden „Frommen Lieder", darf des freundlichsten Willkommens sicher sein. Das elegant ausgestattete Buch eignet sich namentlich auch als passendes Geschenk.

Neuer Verlag von J. C. B. Mohr in Freiburg i/B.

Schwab, Gustav. Kleine prosaische Schriften. Ausgewählt und herausgegeben von **K. Klüpfel.** Klein 8. 3 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Madagascar.

Geographie, Naturgeschichte, Ethnographie der Insel, Sprache, Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner.

Von

James Sibree.

Mit einem Titelbilde und zwei Karten.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Die afrikanische Insel Madagascar, eine der größten Inseln der Erde, bietet sowol wegen des räthselhaften Ursprungs ihrer Bewohner als wegen des ganz ausnahmsweisen Charakters ihrer Thier- und Pflanzenwelt den Ethnologen und Naturkundigen ein besonders interessantes Forschungsgebiet. Durch vorliegende Schilderung dieses merkwürdigen Inselandes, welche die neuesten Ergebnisse der Forschung in gewandter, fesselnder Form zur Darstellung bringt, wird die wissenschaftliche wie die populäre Reiseliteratur um einen sehr willkommenen Beitrag bereichert.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Mechanische Arbeit und Wärmeentwickelung bei der

Muskelthätigkeit.

Von **Adolf Fick.**

Mit 33 Abbildungen. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 51. Band.)

Die Lehre von der Muskelkraft und der Art ihrer Wirksamkeit, welche der bekannte Physiolog Adolf Fick, Professor an der Universität Würzburg, hier zur gemeinfasslichen Darstellung bringt, gehört zu den auch für Laien interessantesten Partien der wissenschaftlichen Forschung. Besondern Werth erhält das vorliegende Werk auch noch dadurch, dass der Verfasser in demselben viele seiner eigenen Untersuchungen und deren Ergebnisse zum ersten mal veröffentlicht.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Esopus.

Von **Burchard Waldis.**

Herausgegeben von J. Tittmann.

Zwei Theile. 8. Geh. 7 M. Geb. 9 M.

(Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts, 16. und 17. Bd.)

Durch diese neue, correcte, mit einem Essay über des Dichters Leben und Schriften und mit sprachlichen Anmerkungen versehene Ausgabe wird Burchard Waldis' „Esopus", das berühmte Fabelbuch des 16. Jahrhunderts, allen Literaturfreunden zu billigem Preise zugänglich gemacht.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

LITTERARISCHE ANSTALT

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 36. — 7. September 1882.

Inhalt: Neue lyrische und epische Dichtungen. Von Emil Taubert. — Schriften über unsere Classiker. Von Wilhelm Buchner. (Beschluß.) — Neue Erzählungen. Von Oskar Ricke. — Eine neue Schrift Karl Braun's. — Classische Bildwerke. Von J. Mähly. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue lyrische und epische Dichtungen.

1. Wandersprüche. Ein Büchlein für alles fahrende Volk von Theodor Gampe. Dresden, Bleyl u. Kämmerer. 1881. 16. 1 M.
2. Spielmannslieder von Rudolf Baumbach. Leipzig, Liebeskind. 1882. 12. 2 M.
3. Auf der Haimburg. Eine Dichtung von Ferdinand Laban. Wien, Konegen. 1881. 8. 1 M.
4. Dieter und Walheide. Eine Geschichte aus alter Zeit von Friedrich Geßler. Lahr, Schauenburg. 1881. 16. 1 M. 50 Pf.
5. Die Tochter Shakspeare's. Eine Dichtung von John Brinckmann. Rostock, Werther. 1881. 8. 2 M. 50 Pf.
6. Sänger aus Helvetiens Gauen. Album deutsch-schweizerischer Dichtungen der Gegenwart. Aus Originalbeiträgen zusammengestellt und herausgegeben von Ernst Heller. Bern, Haller. 1882. 8. 2 M. 80 Pf.
7. Der König von Corsica. Eine romantische Dichtung von A. Titus. Hamburg, Kriebel. 1881. 8. 1 M. 50 Pf.
8. Frauenlob. Sein Leben und Dichten von Alfred Boerckel. Zweite, mit einem Anhang: Die erste Meistersingerschule, vermehrte Auflage. Mit einem Titelbild nach der Statuette Frauenlob's von H. Barth. Mainz, v. Zabern. 1881. 8. 2 M. 25 Pf.
9. Bunte Blätter. Gedichte von Ludwig Dill. Neuere Sammlung. Stuttgart, Greiner. 1881. 12. 3 M.
10. Dichtungen eines pfälzischen Poeten. Von Johannes Hüll. Leipzig, Reißner. 1881. 12. 4 M.
11. Lyrische Gänge von Friedrich Theodor Vischer. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1882. 8. 6 M.

Die von Theodor Gampe theils zusammengestellten, theils gedichteten „Wandersprüche" (Nr. 1) mögen den Anfang dieser literarischen Wanderung bilden. Von dem frischen, anspruchslosen, oft echt volksthümlichen Ton dieser Sprüche geben wir einige Beispiele:

Ströme rinnen, Sterne kreisen,
Auf der Rundtour dreht die Welt sich,
Ja, die ganze Welt erhält sich,
Recht bedacht, allein durch — Reisen.

Und treibt es dir die Welt zu bunt,
Liegst gar mit ihr im Zwist,
So bade dir das Herz gesund
Im Wald, wo Frieden ist.

Natur meistert,
Der Mensch kleistert.

Wer da wandert kreuz und quer,
Macht dem Tod das Finden schwer.

Der Verfasser klagt in dem Vorwort, daß ihm zahlreiche Spruchbücher nur in wenigen glücklichen Funden eine willkommene Ausbeute gewährt haben; und doch meinen wir, daß sich namentlich aus der ältern deutschen Literatur, aus den Sinngedichten von Martin Opitz oder den Schriften Philander's von Sittewald, eine lohnende Nachlese gewinnen ließe.

Einem fröhlichen, für die Wanderschaft bestimmten Liederstrauß gleichen auch die „Spielmannslieder" von Rudolf Baumbach (Nr. 2). Eine sonnige Heiterkeit, eine duftige Frische athmen diese sangbaren Weisen, in denen sich das ebenso reiche wie ursprüngliche Talent des Sängers des „Zlatorog" aufs neue bewährt. Diese Liederblüten stammen nicht aus dem dumpfen und schwülen Treibhaus einer ihre lyrischen Triebe mühsam und künstlich züchtenden Phantasie; sie sind vielmehr am Wege gepflückt mit den Thautropfen in den Kelchen, weniger grüblerisch erfunden als glücklich gefunden. Die meisten Gesänge spitzen sich zu einer sinnigen, oft humoristischen Pointe zu, ohne sich in lyrischen Dunst zu verlieren. Man höre zur Probe „Lacrimae Christi":

Es war in alten Zeiten
Ein schwäbischer Fiedelmann,
Der kräftig strich die Saiten
Und lustige Mären spann.

Mit Friederich, dem Andern,
Ins Welschland zog er ein
Und kostete im Wandern
Von einem jeden Wein.

Und als auf seinem Zuge
Er nach Neapel kam,
Quoll ihm aus irdnem Kruge
Ein Tropfen wundersam.

Er trank mit durst'gem Munde
Und rief den Wirth herbei:
„Viellieber, gebt mir Kunde,
Was für ein Wein das sei.

„Er riunt mir altem Knaben
Wie Feuer durchs Gebein;
Von allen Gottesgaben
Muß das die beste sein."

Der dicke Kellermeister
Gab ihm die Auskunft gern:
„Lacrimae Christi heißt er,
Denn Thränen sind's des Herrn."

Da überkam ein Trauern
Den fremden Fiedelmann;
Er dachte an den Sauern,
Der in der Heimat rann.

Und betend sank er nieder,
Den Blick emporgewandt:
„Herr, weinst du einmal wieder,
So wein' in Schwabenland!"

Ferdinand Laban's wenig umfangreiche Dichtung „Auf der Haimburg" (Nr. 3) offenbart in ihren frei gereihten, nicht strophisch gegliederten Jamben einen düstern Ernst. Der Dichter verliert sich, von der Burg ins Land schauend, in geschichtliche Erinnerungen; die zu „rühmlichem Verderben" ins Hunnenland ziehenden Burgunden, die der Sänger auf der Haimburg rasten läßt, Hagen und Volker tauchen vor unsern Blicken auf; Marcus Aurelius, der bei Carnuntum oberhalb Haimburg sein Lager gegen die Markomannen aufschlug, wird mit den Römerheeren heraufbeschworen. Des Kaisers eigene, seiner Autobiographie entnommenen Worte, die der Dichter seinem Texte einfügt, dürfen als das Motto der ganzen Dichtung gelten:

Auftauchend aus dem ew'gen Fluß der Dinge,
Ein Augenblick nur ist des Menschen Leben,
Wandrung und Krieg. Des Leibes
Harrt Moder und Verwesung.
Dem Kreisel gleichet unsre Seele, Dunst
Und Traum ist ihr Empfinden.
Das Schicksal nenn' ich Räthsel,
Den Nachruhm ein Vergessen und Verschwinden.

Ein pessimistischer Zug weht durch diese Jamben. Die Sprache ist vornehm und edel, aber nicht überall von durchsichtiger Klarheit.

Als eine erfreuliche Bereicherung der epischen Literatur begrüßen wir Friedrich Geßler's „Dieter und Walheide" (Nr. 4). Die „Geschichte aus alter Zeit" befriedigt zunächst durch die glücklich gewählte und meist mit künstlerischem Geschick gehandhabte Form. Der für leichtere, anmuthige Stoffe vorzüglich geeignete iambische Dimeter erscheint hier in flüssigen achtfüßigen Strophen. Die ungekünstelte Frische der Darstellung, verbunden mit einem naiven und graziösen Humor, verleiht der Dichtung einen ganz eigenartigen Reiz. Da ist nichts Gespreiztes und Gekünsteltes; die Handlung bleibt in stetem Fluß und wird durch keine, den Ton des Ganzen bei Neuern oft nur zu sehr störende, unerquickliche Reflexionen unterbrochen. Der besonders gelungene vorletzte Gesang: „Romfahrt", beginnt mit den frisch und flott hingeschriebenen Strophen, die wir als Probe mittheilen:

Erstorben ist der Sichel Klang,
Das Erntelied verklungen,
Und über Stoppelfelder fliegt
Die Wachtel mit den Jungen;
Die Schwalbe übt den Wanderflug,
Am Weinberg schwillt's von Beeren;
Nun schwärmt herzu der lose Staar,
Die Traube zu verzehren.
Auf grüner Matte grast das Rind,
Die Ziege nascht an Hecken,
Der Hirte wirft vom Apfelbaum
Die Frucht und läßt sich's schmecken.
Auf ferner Höh schwebt leiser Rauch,
Der Buchwald trägt sich gelber;
Der Landmann streut die Saat und sagt:
„Das Beste kommt von selber!"

Auch „Die Tochter Shakspeare's" von John Brinckmann (Nr. 5) ist von dichterischem Werth. Leider hat der Tod dem Sänger die Feder aus der Hand genommen, ehe er seinem Werke die letzte Feile zutheil werden lassen konnte; aber auch so treten die Vorzüge dieser Schöpfung sichtbar genug hervor. Es ist eine Novelle in Versen von eigenthümlicher Composition; theils finden wir eine Kette von mehr oder minder stimmungsvollen Liedern aneinandergereiht, deren Rhythmus angemessen wechselt und in denen die Handlung sich mit leisen Schritten fortbewegt, theils ausgedehntere, romanzenartige Kapitel, die den iambischen Quinar bevorzugen und der Entwickelung der Erzählung einen breitern Spielraum gewähren. Mangelt der Dichtung auf diese Weise die rechte Einheit, einem musikalischen Satze gleich, in welchem der allzu häufige Wechsel der Tonarten zuletzt verwirren muß, so werden wir doch durch das Ergreifende des Stoffs und durch die Wärme der Darstellung, durch die Tiefe der Seelenmalerei in gleicher Weise gefesselt. Die Heldin, deren junges Liebesglück durch die Tyrannei des Vaters erschüttert worden, flieht die Heimat und wird von den Dichtungen des großen Briten, die ihr das Geschick in die Hände spielt, innerlich so ergriffen und geläutert, daß sie, ihr eigenes Seelenleid verkörpernd, zu einer gefeierten Darstellerin einer Reihe der Frauencharaktere Shakspeare's erwächst. Ihre endliche Rückkehr an die Stätte ihrer düstern Erfahrungen und Leiden, die sie, von einem Irrwahn befangen, nur allmählich erkennt, das Auffinden der Begräbnißstätte ihres durch der Mutter Schuld geopferten Kindes, ihr tragisches

Ende nach der Wiedererlangung des vollen Bewußtseins der Vergangenheit sind mit echt poetischer Kraft zur Darstellung gelangt. Die Sprache zeigt, daß der Verfasser sich nicht umsonst dem begeisterten Studium Shakspeare's hingegeben, und die Fülle der Gleichnisse läßt das stolze Vorbild nicht verkennen.

Wir geben einige Proben, das Gesagte zu erhärten:

Da wo die Wasser am tiefsten sind,
An des Vorlands sinkender Höh,
Dort sprang eine Mutter mit ihrem Kind
In den warnend flüsternden See.

Die Wasser sie rauschten; es gurgelt ein Ton;
Nachsprang's in rasender Hast,
Da hat die Dogge, die starke, schon
Die Sinkende gefaßt.

Sie schleppte sie den Strand hinauf.
Dann folgte dem Trieb, der sie rief,
Dann tauchte die Dogge noch einmal drauf
In den See so tief, so tief.

Still aus des Ufers rauschendem Rohr
Tritt es hervor.
Schau, wie der Lady Macbeth es gleicht!
Wankenden Knies
Schreitet es, schleicht
Seelengestört
Ueber den Kies;
Sieht nicht den Schimmer des Sternenlichts,
Hört nicht, hört
Nichts,
Nicht in den Eichen den klagenden Wind,
Nicht der Dogge winselnd Gebell.
Ruft es fern doch so hell, so hell:
Mutter, rette dein sterbendes Kind! —
Vorwärts nur mit tastender Hand
Schlich es des Vorlands felsige Wand
Todeskrank
Entlang,
Bis es im finstern Tann
Leise sodann
Spukhaft verschwand.

So klagend sang die Nachtigall
Am See in den Gebüschen,
Als wollte Schmerzen sie in all
Des Lenzes Freude mischen.

Und als der Mai zur Rüste ging,
Da fand man bei der Eiche,
Die über dem Gewässer hing,
Eine zarte Kindesleiche.

Rings sproßten auf dem Rasengrund
Die Tausendschönchen eben:
Ein riesiger Neufundlandhund
Der lag verhungert daneben.

Die Silberkette, die er trug,
Bedeckt vom Haar dem weichen,
Wies auf dem Schloß den Namenszug
„Marion", sonst kein Zeichen.

Schließlich wollen wir es nicht unterlassen, auf John Brinckmann's noch zu wenig gekannte plattdeutsche Schriften an dieser Stelle hinzuweisen.

Das von Ernst Heller herausgegebene „Album deutsch-schweizerischer Dichtungen der Gegenwart" (Nr. 6) vereinigt Beiträge von nahezu vierzig Poeten, über welche ein Anhang dankenswerthe biographische Notizen bringt. Die Auswahl der Dichtungen der einzelnen Verfasser, so Vortreffliches auch hier und dort geboten wird, ist dennoch nicht hinreichend, um feste und bestimmte künstlerische Individualitäten unterscheiden zu lassen. Aus der Fülle des Stoffs größere Proben herauszuheben, verbietet uns der Raum; nur ein sehr originelles Gedicht von Theophil Zolling, der seit dem Herbst 1881 als Nachfolger Paul Lindau's die Redaction der Wochenschrift „Die Gegenwart" in Berlin verwaltet, möge hier Platz finden:

Mein Kritiker.

In meinem Zimmer sitzt ein Mann
Am Schreibtisch auf dem Sitzbock,
Hat meine Nankinghosen an,
Pantoffeln auch und Zitzrock.

Er kramt herum ganz ungenirt
In meinem Schreibpapierfach,
Drin hab' ich Verse hingeschmiert
Auf Bogen zwei- und vierfach.

Wenn er ein Lied gelesen hat,
— Empörend! — so zerreißt er's,
Kaltblütig nimmt er Blatt für Blatt,
In den Papierkorb schmeißt er's.

O, daß ich ihm mich fügen muß,
Dem Mann voll argen Sinnes;
Denn jener strenge Kritikus,
Ach Gott, ich selber bin es.

Die romantische Dichtung „Der König von Corsica" von A. Titus (Nr. 7) behandelt die Schicksale des durch Varnhagen's von Ense Lebensbeschreibung so bekannt gewordenen Abenteurers Theodor von Neuhof, der, im April 1736 zum König von Corsica ausgerufen, noch in demselben Jahre die Insel wieder verlassen mußte, um schließlich seinen Lebensabend im Schuldthurm zu London zu verbringen. Das Historische gibt die Dichtung nur in flüchtigen Umrissen, und die Handlung wird nur zu oft durch fremdartige, dann und wann geistreiche, aber auch zuweilen recht triviale Reflexionen und Beigaben empfindlich unterbrochen. Die sechszeilige, aus iambischen Quinaren gefügte Strophe entbehrt zwar nicht des leichten Flusses, läßt aber oft die ruhig und besonnen gestaltende Hand noch vermissen. Möge der talentvolle Verfasser bald an einem glücklicher gewählten Stoffe seine Kraft erproben! Das fünfte Abenteuer (der Titel der Kapitel ist fast das einzig Romantische dieser „romantischen" Dichtung) schließt mit folgenden Strophen:

Und von dem ganzen Stück nun die Moral,
Kannst du mit leichter Müh' sie nicht dir machen?
Soll dir das Leben werden nicht zu kahl,
Mußt du verstehn, recht laut und froh zu lachen;
Wenn andre saure Mienen dazu schneiden,
Das darf dir's grad am wenigsten verleiden.

Lies nicht Plutarch, hast du etwas vom Gecken,
Bei bösen Weibern mußt du dich gedulden
Mit der Vermählung, wenn du leicht zu schrecken,
Und wenn du kannst, bezahle deine Schulden,
Kannst du dies nicht, so sagt es auch noch wenig,
Streb' nur nicht gleich nach einem Thron als König!

Bereits in zweiter Auflage liegt ein interessantes Buch vor: „Frauenlob. Sein Leben und Dichten" von Alfred Boerckel (Nr. 8). Der Verfasser, durch fleißige Studien in den Archiven der mainzer Stadtbibliothek vorbereitet, hat es unternommen, Lebensgeschichte und Dichtungsweise des vielgenannten Stifters der ersten Meistersingerschule in ein poetisches Gewand zu kleiden. Dennoch will es uns scheinen, als hätte er besser gethan, sich auf jene klare und lichtvolle Prosa zu beschränken, die er in dem trefflichen Anhange seines Werks „Die erste Meistersingerschule in Mainz" zur Anwendung gebracht hat. Boerckel ist kein Dichter. Sein in reimlosen trochäischen Dimetern abgefaßter Text ist von einer chronikartigen Nüchternheit und trockenen Dürre, die durch ihre Eintönigkeit nur allzu sehr ermüdet, und dient lediglich zu einer ganz äußerlichen Verbindung der eingestreuten, mehr oder minder treu oder frei wiedergegebenen Lieder und Gesänge des Minnesängers Heinrich von Meißen oder, wie der Verfasser nach dem Wappen des Dichters glücklich vermuthet, „Heinrich zur Meise". Auch nicht der geringste Versuch ist gemacht worden, den Text mit den Liedern irgendwie organisch zu verschmelzen, sodaß die einzelnen Abschnitte des erstern sich wie kahle Wegweiser ausnehmen, welche dem Leser von einer Dichtung Frauenlob's zur andern die Richtung weisen. Man höre ein paar aufs gerathewohl herausgegriffene Dimeter:

Was den Sänger jetzt betrübte,
War der Mord an Kaiser Adolf
Und die wenig edle Rolle
Seiner intriguanten Gegner.
Heinrich, hierdurch sehr verstimmt,
Ging nun, um sich zu erholen,
Auf die Güter der Familie
An den Rhein bei Walluf, wegen
Ihrer blumenreichen Gärten
Und der reizenden Umgebung
Auch „das Paradies" genannt.

Ebenso prosaisch klingen folgende Zeilen:

Wie zuerst in Mainz, so wurde
Eine Meistersingerschule
Auch in Trier eingerichtet,
Und auf ihres Vorstands Bitte
Unternahm er bald die zweite
Reise nach der Moselstadt.
Mit ihm zogen noch die Freunde
Hermann Damen, Crescenz Horneck,
Michel Zweter, Heinrich Müglich,
Sowie die Gebrüder Veldeck.

Daß trotz dieser Mängel die Arbeit wegen der in ihr niedergelegten Forschung und der mitgetheilten Gesänge Frauenlob's, unter denen besonders die Minnelieder hervorragen, einen nicht unbedeutenden literaturgeschichtlichen Werth besitzt, soll mit Freuden anerkannt werden.

Mit den Gedichten „Bunte Blätter" (Neuere Sammlung) (Nr. 9) erweist sich Ludwig Dill als ein zart und fein empfindender Poet. Mannichfache Formen, das Sonett, trochäische Tetrameter, die Terzinen, werden mit Geschick gehandhabt. Dagegen stört in den Distichen nur zu oft die fehlerhafte Behandlung des Pentameters, in dessen zweiter Hälfte übel angebrachte Spondäen den Fluß des Rhythmus hemmen, z. B.:

Heiß ist der Tag und schwül drückt wieder die dunstige Sonne,
Welche die Arbeit des Tags matt und müde gemacht. . . .

Kräftiger Stab, der fest den Ermüdeten stützet im Aufmarsch,
Kannst du dich, treuer Genoß, wandeln zum Mosesstab?

In dem Abschnitt „Kleine Idyllen" findet sich der gerügte Schnitzer nicht weniger als einundzwanzigmal.

In den Dichtungen „Nestor's Klage", „Achill's Klage", „Pandaros' Tod" klingt in Strophenbau und Ton das Schiller'sche Vorbild gar zu deutlich hervor. Unter den kleinern lyrischen Gaben ist vieles sehr Ansprechende, z. B.:

Der Frühling.

Laßt mir den Frühling herein und wehrt nicht
Dem sanft schreitenden Jüngling,
Der, Anmuth auf Wangen und Stirn,
Die Freude uns bringt.

Silbergelockt ist das Haupt ihm, und aus
Weithinragendem Füllhorn
Streut er lächelnd über die Flur
Das Saatkorn Liebe.

Auch die „Dichtungen eines pfälzischen Poeten" von Johannes Hüll (Nr. 10) bekunden Formgewandtheit, Reichthum der Stoffe und eine schlichte, aber dabei oft tiefe Empfindung. Im Lyrischen erscheint uns der Verfasser glücklicher als im Epischen. Mancher volksthümliche Klang erfreut; die Bildersprache ist nicht immer correct, z. B. wenn auf S. 5 von dem Augenlid der Eichen gesprochen wird, oder auf S. 12 der Dichter die kleine Imme ein Heimweh nach ihrer trauten Zelle tragen läßt. Der Versbau entbehrt hier und da der kunstvollern Fügung. Zu den sinnigen Gaben des Buchs gehört das Gedicht:

Quell und Thräne.

So manche Quelle rinnt im Tann,
In Heid' und Busch versteckt,
Die noch kein einz'ger Wandersmann
Auf seiner Fahrt entdeckt.

Von ihr weiß nur der Sonnenstrahl
So ganz, so ganz allein,
Der, freundlich grüßend, manches mal
Schaut in das Thal hinein.

Verborgen manche Thräne quillt,
Verschämt und grabesstumm,
Und niemand nahet, der sie stillt,
Es weiß kein Mensch darum.

Sie rinnt bei Glanz und Erdenpracht,
Daß oft es mich gemahnt,
Als habe Gott allein Bedacht
Auf sie, die niemand ahnt.

Das vierte und fünfte Buch der überreichen Sammlung, der eine rücksichtslosere Sichtung nur hätte zum Vortheil gereichen können, enthalten Romanzen und feiern die sagenumwobenen Stätten der pfälzischen Heimat des Sängers; aber nicht jeder, wenn auch noch so liebevoll aufgelesene Stoff hat sich der dichterischen Fassung bequemen wollen, und nüchterne, prosaische Wendungen begegnen uns hier fast auf jeder Seite.

Die Endstation unserer literarischen Wanderung ist jedenfalls die weitaus erfreulichste. Kein Geringerer als der berühmte Aesthetiker Friedrich Theodor Vischer bietet hier einen über 300 Seiten starken Band seiner Dichtungen unter dem Titel „Lyrische Gänge" (Nr. 11), die er in folgenden Strophen ankündigt:

„Lyrische Gänge?
Willst du dir schaden?
Kritischer Gänge
Reiskameraden?

„Machst uns Gedanken!
Neben dem Richten
Muß wol erkranken
Fröhliches Dichten.

„Rauh sind die Gänge:
Steinige Wege,
Stoß im Gedränge,
Schwindlige Stege!

„Hast du nicht Schwingen?
Kannst du nicht schweben,
Wolken durchdringen,
Himmelan streben?"

Nach diesen Fragen, welche die zu erwartenden Einwände eines gegen den Philosophen von vornherein eingenommenen Vorurtheils gut bezeichnen, gibt Vischer eine treffliche Selbstkritik seiner Dichtung in den nächsten Zeilen:

Trunkenes Wiegen
Bleibe mir ferne!
Ohne zu fliegen,
Find' ich die Sterne.

Laß mich vertrauen,
Daß mir das Auge
Träumend zu schauen
Immer noch tauge.

Magst du mich sehen
Leiden und streiten,
Lasse mich gehen,
Lasse mich schreiten.

Fuß über Grüften
Fest auf dem Festen,
Haupt in den Lüften,
So ist's am besten.

Das Werk ist ein poetisches Tagebuch des Denkers und Dichters, in welchem sich Freude und Leid seines Lebens, Fülle der Empfindung und Ernst der Gedankenarbeit in gleicher Weise offenbaren. Nichts Bedeutungsloses und nichts Mittelmäßiges ist uns in dem stattlichen Bande begegnet. Die Form ist überall von meisterlicher Vollendung, vor allem in den classisch anmuthenden Distichen. Die Abtheilung „Jugendjahre" zeigt uns namentlich in den Faust'schen Stimmen den Sturm und Drang der Jünglingszeit. Der Poet denkt an den Jüngsten Tag; die Weltposaune dröhnt, und die Gräber bersten:

Dann, wenn, den großen Spruch zu sprechen,
Der Ew'ge sich vom Stuhl erhebt
Und stockend alle Herzen brechen
Und Todesangst die Welt durchbebt

Und laut erkracht des Himmels Krone —
Dann ringsum Schweigen fürchterlich —,
Dann will ich stehn vor seinem Throne
Und fragen: Warum schufst du mich?

Neben diesem titanischen Aufschrei einer von den Räthseln des Lebens gequälten Seele erhebt die stille Resignation ihre Stimme und flüstert:

Auch du wirst still,
Mein Herz; der Sturm, der sonst so wild
Dich rüttelt, schweigt. Ein jedes Bild
Verhüllt.
Ganz, ganz gestillt
Liegst du im Schlummer.
Es schweigt die Freude,
Es schläft der Kummer.

Unter den folgenden Gedichten ist so viel des Schönen und Eigenartigen, daß wir um eine Auswahl verlegen sind; die Sonette sind von seltener Formvollendung; das wundervolle Zwiegespräch des Wassers und des Felsens athmet den echt Goethe'schen Hymnenschwung; die an des Dichters Aufenthalt in Italien erinnernden Gedichte zeigen Tiefe der Gedanken und der Empfindung. „Ein Tag in Sorrent" ist ein Cabinetsstück ebenso großartiger wie anschaulicher Naturmalerei. Der erste Eintritt in Rom gibt zu dem folgenden schönen Monolog Veranlassung:

Umringt, umflutet, bestürzt, umwettert
Vom Ueberschwange des neuen Lichts,
Vom Uebergroßen zu Grund geschmettert,
Ein Schatten, ein Zwerg, ein Wurm, ein Nichts!

Und kann ich's mit allem besten Willen
Nicht packen und bin ich gar so klein,
So sink' ich in mich und meine Grillen
Nur eigensinniger noch hinein.

Doch die Campagna seh' ich gerne,
Die meergleich eben ergossne Bahn,
Und drüber hinaus die blaue Ferne,
Wo die duftigen Höhen streben hinan.

Hinaus ins Weite, hinaus in die Berge,
Hinaus in die Lüfte, frisch und frei,
Da sinkt wol dem eingeschnürten Zwerge
Von der Seele des Alpdrucks lastend Blei!

Dort werf' ich mit Macht — ich will mir trauen —
Die grauen Gespenster aus dem Haus,
Und dann, dann hoffe ich mir zu bauen
Mein Rom von Alba Longa aus.

Nicht minder anziehend wirkt die Abtheilung „Mittlere und späte Zeit". Ernste Gedanken, Humor und Satire kommen zu gleichem Recht. Als das schönste und ein-

drucksvollste Gedicht der ganzen Sammlung möchten wir das „An meine Wanduhr" bezeichnen:

Schwarzwaldtochter, gute, alte,
Gelt, wir kennen uns schon lange?
Haben redlich miteinander
In gesetzter Kameradschaft
Manches Jährchen ausgehalten;
Gute Zeiten, schlimme Zeiten
Haben wir erlebt zusammen.

Nachdem das Ticken des Pendels dem Dichter bedeutsame Momente aus seiner Lebensgeschichte heraufbeschworen, denkt er an den letzten Schlag der Wanduhr und seines Herzens:

Oder halt! ein bessrer Wille!
In demselben Augenblicke,
Wo ich nicke, wo ich knicke,
Stelle man den Pendel stille!
Statt in Rumpelkammerwildniß
Sollst du an der Wand dort hangen,
Bei dem Bild mit vollen Wangen,
Meinem alten Knabenbildniß.
Wird ein später Enkel deuten
Nach der stummen Uhr und fragen,
Was sie schweigend will besagen,
Mag der Vater, der die Zeiten
Kennt, und wär' es nur vom Lesen,
Melden, was in Mannesjahren
Der dort alles hat erfahren,
Wie es dazumal gewesen,
Was für Stunden ihm gezeiget
Und geschlagen hat im Leben
Einst die Schwarzwalduhr daneben.
Und der Enkel sinnt und schweiget.

„Geschichten und Sagen" beschließen das Werk. Die Gedichte „Marathon", „Mykene", „Oedipus" zeigen in Form und Ausdruck das stilvolle Gepräge einer vornehmen Classicität, wenngleich die beiden letzten, mit den Dichtungen des Aeschylus und Sophokles wetteifernden Schöpfungen trotz ihrer Schönheiten den Verfasser vor dem Vorwurfe nicht schützen werden, eine „Ilias post Homerum" versucht zu haben.

Emil Taubert.

Schriften über unsere Classiker.

(Beschluß aus Nr. 35.)

2. Faust und das christliche Volksbewußtsein. Von Max Bergedorf. Dresden, von Grumbkow. 1881. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Ueber den zweiten Act gehen wir rasch hinweg; Max Bergedorf unterscheidet sich auch darin von vielen andern Menschenkindern, daß er die classische Walpurgisnacht also nennt: „eine reizende Unterhaltung mit den verschiedenartigsten Bildern und Scenen aus der griechischen Dichtung und Mythologie, voll anmuthigen Lebens und geistreicher Beziehungen, voll Musik der Sprache und voll Schönheit der dichterischen Phantasie und Malerei". Helena dagegen macht dem Kritiker schweres Kopfzerbrechen. Dann spricht er:

Wer ist Helena, diese Repräsentantin des griechischen Geistes? Was ist sie als Weib? Ist sie vielleicht ein zweites Gretchen? O nein! Mit einem armen einfältigen Gretchen schließt ein Faust niemals eine Ehe. Ist sie vielleicht ein Musterbild des weiblichen Geistes und Witzes? Vielleicht, obgleich es in dieser Dichtung und bei Faust weiter gar keine Rolle spielt. Ist sie ein Ideal weiblicher Anmuth und Schönheit? Ja, das ist sie in einem hohen Grade, aber den ganz speciellen Reiz und Werth für Faust erhält sie doch erst durch ihre Carrière, durch die Eigenschaft, die schon durch verschiedene Hände gegangene Frau eines andern zu sein. Die Erfahrenheit, die geistige Ebenbürtigkeit in der Unabhängigkeit von allen moralischen Vorurtheilen, in dem Hinwegsetzen über alle Schranken der Zucht und Sitte, das gibt ein gegenseitiges Verstehen und einander Werthsein, eine wahre ideale Wahlverwandtschaft! So ist sie nach Faust's Geschmack! Daß ein jeder andere seine Frau hergeben muß, wenn es dem Meister beliebt, sie besitzen zu wollen, das versteht sich ganz von selbst; da wird gar nicht erst gefragt, das muß sich jeder zur großen Ehre anrechnen. Und ist dies etwa etwas Unerhörtes in unsern Tagen? Hat dieser Charakter, dieser Stempel, den der Faust-Geist der heiligen Institution der Ehe aufgedrückt hat, in den faustischen Gesellschaftsklassen unserer Tage nicht einen hohen Curs? Strebt er doch dort nicht nur nach der al pari-Stellung, sondern sogar nach der Alleinherrschaft.

Es ist betrübt, aber der arme Goethe kann Max Bergedorf auch gar nichts recht machen. Daß Faust den unglücklichen Lynceus in Todesangst versetzt und dann seiner „Courtisane" Helena das Recht der Begnadigung als „effectvollstes Brautgeschenk" abtritt, wird ins rechte Licht gestellt durch die Donnerworte:

Was sollen wir hierzu sagen? Finden wir im Culturleben wol Beispiele ähnlicher Gesinnung? Uebersteigt das nicht noch weit die frivole Grausamkeit eines Herodes? Aber bei solchen Gelegenheiten, in solch einem Wahrheitsspiegel kommen sie zu Tage, die Gesinnungen dieser Faust-Naturen, dieser Volksbeglücker, Weltverbesserer und Alleswisser! Das sind die Träume, in die (!) sie sich wiegen, das ist die hochgepriesene Cultur, die sie uns bringen werden. Wie werden die Köpfe der Menschen springen, wenn sie erst ans Regiment kommen! Blut werden sie trinken zu ihrem Vergnügen, und Hekatomben von Leichen werden sie häufen zur Befriedigung ihrer Eitelkeit. Steht denn etwa der Natur- und Herzenszug, den Faust hier verräth, auf einer höhern Culturstufe als der naive Kannibalismus eines Königs von Dahomei, der auch Hekatomben von Leichen häuft zur Verherrlichung seiner Hochzeit? Im Gegentheil! Denn hier geschieht es doch wenigstens nicht mit dem heuchlerischen Culturanstrich edelster Civilisation und vollendetster Bildung!

O schaudervoll, höchst schaudervoll! Sie ist wahrlich unglaublich, die Kunst, mit welcher Max Bergedorf vom Faust immer wieder auf sein Steckenpferd springt und die höchste sittliche Entrüstung zu Tage fördert, wo sie nur eine spaßhafte Wirkung machen kann. Daß Faust mit Helena auf des Thrones aufgepolsterter Herrlichkeit Hand in Hand sitzt, „Schulter an Schulter, Knie an Knie":

Nicht versagt sich die Majestät
Heimlicher Freuden
Vor den Augen des Volkes
Uebermüthiges Offenbarsein —

gibt Max Bergedorf Anlaß zu erröthen und zu fragen:

Wer ist denn dieses Gefolge, dieses Publikum, dem hier so etwas geboten wird? Nun, wer denn anders als alle Nationen, die ganze Menschheit? Wir selbst auch, wir alle, das hochgebildete und civilisirte Publikum des 19. Jahrhunderts, sind hierbei mit gemeint und sollen uns hoch geehrt fühlen, wenn wir so als Zuschauer zu den Orgien unserer Culturheroen mit herangezogen werden. Was für ein herrliches Culturleben steht uns doch in Aussicht!

Wir gönnen Max Bergedorf das Vergnügen, Faust's zierliches Reimgespräch mit Helena eine „Orgie" zu nennen und der saubern Darstellung eines Goethe seine eigenen unreinen Gedanken unterzuschieben; wir gönnen ihm das Vergnügen, auf Faust zu schelten, daß er, anstatt in völlig undramatischer Weise zu verschwinden, um gegen Menelaos zu kämpfen, seine Fürsten und Krieger beauftragt, „sich für das ehebrecherische Paar die Köpfe blutig schlagen zu lassen". Es ist ja wahr, daß diese Helena-Scenen, wenigstens der später gedichtete Theil, hinter den Zielen des Dichters, wie er sie sich in jungen Jahren vor Augen stellte, gar merklich zurückbleiben; aber das ewige sittliche Nörgeln bekommt man doch nach und nach herzlich satt.

Gehen wir also über den vierten Act rasch hinweg. Wir wissen zwar alle, daß der Oberfeldherr nicht ins Schlachtgetümmel gehört, und daß sogar unser Moltke trotz seines nicht zu bezweifelnden Muthes gewissenhaft genug war, niemals, abgesehen etwa von dem Abende des Tags von Gravelotte, sein das Ganze leitendes Haupt den Zufälligkeiten eines Handgemenges auszusetzen; wir wissen auch, daß ein solches persönliches Eingreifen Faust's in die Handlung das Stück noch weniger aufführbar gemacht haben würde, als es bereits ist; aber was helfen alle diese Gründe Max Bergedorf gegenüber, welcher den Faust eben als einen Feigling betrachtet, „der das Ehrenkleid des Feldherrn ebenso schändet, wie er das Priestergewand und alle Gewande geschändet hat, in denen er vor uns erschienen ist". Armer Faust!

Aber mit der Lösung durch den fünften Act wird Max Bergedorf doch wol zufrieden sein? Ist nicht der Gedanke, daß der Mensch durch ein thätiges schaffenskräftiges Wirken zum Wohl vieler Tausende von der Schuld heißer Jugendjahre wie von den leeren Bestrebungen ehrgeiziger Mannesjahre entsühnt werde, daß ein Greisenleben der Arbeit, der treuen Erfüllung freiwillig übernommener Pflicht für die Jahre thörichten Strebens genugthue, ist dieser Gedanke nicht groß und edel? Und sollte dem greisen Dichter auch hier die Gestaltungskraft völlig untreu geworden sein, wo Faust nicht mehr auf dem Hofparket wandelt, sondern inmitten des Volks und für dasselbe arbeitet? Allerdings!

Wir werden sehen, wie unsere letzten schwachen Hoffnungen auf eine endliche ethische Erhebung und Läuterung dieser Dichtung und dieses Faust-Charakters wiederum schmählich betrogen werden. Das erste, was wir von Faust's titanischer Gründung zu sehen bekommen, ist sein Palast mit großen Vorhöfen und weiten Ziergärten, in welchen er im höchsten Alter einsam, nachdenkend umhergeht. Wird es nicht schon bei diesem Anblicke klar, was es mit Faust's Menschenliebe und Volksbeglückung auf sich hat? Das ist also das erste, was er von seinen Planen für das Wohl und Wehe der Menschheit zur Ausführung bringt! Aber warum denn nicht? Warum sollte ein solcher Halbgott, ein solches Nationalgenie, ein Mann von solchen Verdiensten nicht zuerst seine Prachtvilla haben? Liegt es doch nur im Interesse einer Nation, ihre Geistesheroen nicht darben zu sehen wie einen Schiller und einen Mozart! Und macht sich die Sache nicht von selbst, oder gibt es wie heutzutage keine Mephistos mehr, welche die hierzu nöthigen Mittel herbeischaffen — nun, Reclame, dann thue du dein Werk und sorge dafür, daß die Fauste hübsch in der Wolle sitzen und in den Stand gesetzt werden, von ihrem gemüthlichen Sanssouci aus in geistig sinnlicher Schwelgerei der armen geplagten Menschheit ihr verheißenes Glück aufzuoctroyiren.

Wahr ist es freilich, Faust hat eine „Prachtvilla"; wahr ist es ferner, der höllische Diener, der sich an Faust kettet, sorgt dafür, daß dieser nicht aus der Verschuldung herauskomme; der Sorge, die sich an ihn heranschleicht, hält er sein „nihilistisches Glaubensbekenntniß" entgegen. Faust erblindet und freut sich am Geklirr der Spaten, die ihm, ohne daß er es weiß, das Grab bereiten. In dem stolzen Vorgefühl, daß „die Spur von seinen Erdentagen nicht in Aeonen untergehen" könne, genießt er den höchsten Augenblick, und damit ist sein Todesstündlein gekommen:

So steht denn Faust's Seele vor dem Richterstuhl Gottes, um ihr Urtheil zu empfangen. Nun hat der Titan nichts mehr voraus vor dem geringsten seiner Mitmenschen. Im Leben, in einer Welt, die ihm ganz ebenbürtig, war es ihm geglückt, von dem rächenden Schwert menschlicher Obrigkeit nicht erreicht zu werden; hier aber ist an kein Entrinnen mehr für ihn zu denken, hier wird er gerichtet, hier empfängt er seinen gerechten Lohn! Mephistopheles hat seine Wette gewonnen, die Hölle nimmt den ihr Verfallenen dahin. Doch dies sind Reflexionen, die wir nur von unserm christlichen Standpunkte aus angestellt haben. Die Dichtung ist ganz anderer Meinung. Sie weiß recht gut, was nach den Normen einer menschlich-sittlichen sowol, als auch nach einer heilig-göttlichen Gerechtigkeit jetzt eintreten müßte. Sie weiß recht gut, daß, wenn hier das Stück zu Ende wäre, kein sittlich gebildeter Leser oder Zuschauer eine andere Moral für anwendbar oder auch nur für möglich halten würde als diejenige der alten christlichen Volkssage, nach welcher Faust's Seele jetzt von dem Teufel, dem sie sich verschrieben, in die Hölle geführt wird. Damit wäre aber der Zweck der Dichtung wieder vollständig verfehlt. Die Weltanschauung dieser Dichtung hätte dann nicht über der (!) christlichen Weltanschauung triumphirt, sondern wäre ihr unterlegen. Das darf also nicht sein. Faust soll nicht nur im Diesseits, sondern auch im Jenseits in alle Ewigkeit forttriumphiren; es soll weit verlockender erscheinen, ein Faust als ein Christ zu sein. Also die Dichtung darf hier noch nicht aufhören, sondern muß fortgesetzt werden und muß auch ihrerseits die Frage, was nun aus Faust's Seele wird, in Angriff nehmen und zu Ende führen. Welcher Mittel und welcher Bilder bedient sie sich hierbei? Sie stiehlt der christlichen Weltanschauung ihre Glaubensartikel von einem Himmel und einer Hölle, um sie, zersetzt, geschändet und bis zur Unkenntlichkeit entstellt, der Faust-Idee anzupassen und unterzuordnen. Was bleibt dem Christenthum übrig, wenn ihm auch der Himmel genommen und mit Fausten bevölkert wird?

Mephistopheles will nun seinen sauer erworbenen Gewinn einstreichen, das Pfand der Wette einlösen, Faust's Seele mit sich hinabführen. Aber schmählicher wie Shylock wird er betrogen! Ganz ohne Umstände, nicht einmal mit Scheingründen, mit Rechtsverdrehungen, mit Sophismen wird er abgespeist, sondern die reine Willkür, der reine Gewaltact reißt hier den Schein entzwei, durch welchen Mephistopheles Anrecht auf Faust's Seele hat. Und wer ist dieser Betrüger, wer begeht diesen Rechtsbruch? Der Herr selbst, der Heilige, Wahrhaftige und Gerechte, der doch mit Mephistopheles so ernst die Wette eingegangen war! Der Herr selbst, welcher doch Satans Gewalt über unsere sündigen Seelen für eine so große, gerechtfertigte und aus menschlichem Vermögen unlösbare anerkannte, daß er seinen eingeborenen Sohn ins Fleisch und in den Tod gab, auf daß dieser die Verbindlichkeit des wider uns zeugenden Scheins auf sich nehme, dadurch die Gewalt des Satans über unsere Seelen breche, der ewigen Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes Genugthuung verschaffe an unserer Statt, und uns auf diese Weise eine Erlösung erfinde, durch die wir wieder Zugang zu Gott gewinnen und selig werden können. Aber nach der Ethik dieser Dichtung ist diese Erlösungsthat entweder gar nicht oder pro Nihilo geschehen, da jeder Titan den Himmel stürmen kann und jeder Faust, auch wenn er sich gar nicht einmal etwas daraus macht, in den Himmel aufgenommen wird. Und die Welt, die deutsche Nation, die Christenheit schlägt nicht Lärm ob der Frechheit eines solchen Eindringlings in ihre heiligsten Lebensgebiete und Heilsgüter! Dürfen wir so etwas auch nur im Bilde, in einer Allegorie, in einer Dichtung dulden, ohne uns der Felonie schuldig zu machen, wenn wir nicht den ernstesten feierlichsten Protest dagegen erheben?

Es folgt dann die Schlußbetrachtung. Max Bergedorf legt sich die Frage vor, welches der rothe Faden sei, der sich durch die ganze Dichtung hindurchzieht, und erkennt denselben in der „nicht offen bekannten, aber offenkundig bethätigten Feindschaft gegen das Christenthum". Er fragt weiter nach dem geheimen Zauber, der siegreichen Kraft dieses Culturprincips, durch welches Faust zum Heros dieser Dichtung, zum Mittelpunkt dieser Weltanschauung geworden, und gibt die runde Antwort:

> Es ist die Unverschämtheit. Nur die Unverschämtheit ist das Geheimniß von Faust's Erfolgen. Philisterthum, Eitelkeit, Hohlheit, Hochmuth, Phrasenhaftigkeit, Lüge, Liebloſigkeit, Schlechtigkeit jeder Art: alles wird überdeckt durch Frechheit und Unverschämtheit. Wenn an Faust durchaus ein Genie entdeckt werden soll, so ist es nur das Genie der Frechheit und Unverschämtheit. Diese Theorie der Unverschämtheit, dieses neue Culturprincip der sogenannten Manneswürde gegenüber der Gotteshöhe feiert seine ersten praktischen Triumphe in der Faust-Dichtung. Wir bekennen es frei und offen: wir erblicken in dieser Vergötterung der Faust-Dichtung, ebenso wie in der Emancipation der Juden und in der Herrschaft des glaubenslosen und autoritätsfeindlichen Liberalismus, eine jener vielen Felonien gegen die Wahrheit und gegen die heiligsten Rechte und Pflichten unsers Christenthums, welcher sich die Christenheit nun schon seit so langer Zeit schuldig gemacht hat.

Gut gebrüllt, Löwe! Die Polemik gegen den „Faust" läuft also schließlich aus in eine Polemik gegen die Judenemancipation und den Liberalismus! Es sind das ganz dieselben Redensarten, die sich in den Versammlungen der Christlich-Socialen vernehmlich machen, nur zur Abwechselung angeknüpft an eine Besprechung des „Faust". Auch ist es durchaus nicht richtig, wenn Max Bergedorf annimmt, daß er mit dieser Beurtheilung der Faust-Dichtung vorläufig noch ganz allein stehe; es ist alles schon dagewesen: Vilmar hat ganz mit denselben politisch-religiösen Seitenhieben in seinem Faust-Commentar gegen die Lösung des Dramas gedonnert, und auch die Schrift von Max Rieger: „Goethe's Faust nach seinem religiösen Gehalte", bespricht die Dichtung vom positiv christlichen Standpunkte aus mit annähernd demselben Schlußergebniß, aber doch in ganz anders maßvoller, vornehmer Weise als dieser neueste Klopffechter gegen den philosophischen und politischen Liberalismus. Ich habe nichts dagegen einzuwenden, wenn der gläubige Christ das ethische Moment in der Faust-Dichtung nicht genugsam hervorgehoben findet, wenn er die Reue und Wiedergeburt vermißt, die er als Vorstufe zum Eingehen in die Seligkeit als unerläßlich betrachtet; ich lasse ihm seine Meinung, wenn ich auch der Ansicht bin, daß die Poesie nicht auf ihr Uebereinstimmen mit dem lutherischen Katechismus geprüft werden darf, und daß Goethe, wenn er seinen „Faust" im Sinne dieser Kritiker geschrieben und geschlossen hätte, ebenso wenig Goethe wäre wie ein solcher Faust überhaupt Faust. Max Bergedorf ist ohne Zweifel ein ganz begabter Mann, hat sein theologisches Examen mit gutem Erfolge bestanden, erfreut sich eines durchaus befriedigten Glaubenslebens, kurz, ist ein glücklicher Mann, der als Geistlicher, vielleicht als Hofprediger die schönsten Aussichten hat. Es fehlt ihm nur ein Kleines: von dem ruhelosen Drang einer Faust-Natur, die durch alle Höhen des Himmels und alle Tiefen der Erde stürmt, ohne sie zu erfassen und zu ergründen, von dieser Faust-Natur eines Goethe, welche auch uns schwache Nachgeborene in allen Tiefen der Seele durchschauert, von einer Faust-Natur, die sich durch Thorheit und Sünde und Weltdienst durchringt, um endlich in redlicher Pflichterfüllung und der Hoffnung auf die göttliche Gnade die Erlösung zu finden — von dieser Faust-Natur hat Max Bergedorf nicht eine Ahnung; dagegen besitzt er eine wahrhaft räthselhafte Unfähigkeit, ein poetisches Werk als solches aufzufassen, eine ebenso räthselhafte Dreistigkeit, mit seinem theologisch-moralischen Zollstab an einen Titanen wie Goethe heranzutreten und ihn meistern zu wollen.

Aber wozu weiter reden? Wir verstehen Max Bergedorf nicht, er uns nicht. Ein trauriges Zeichen der Zeit ist es immerhin, wenn die großartigste deutsche Dichtung vom einseitigen Parteistandpunkt eines beschränkten Phariſäerthums aus in solcher Weise be- und verurtheilt werden kann; es ist ein betrübtes Schauspiel, zu sehen, wie die äußerste Rechte des strenggläubigen Lutherthums wohlgefällig die Scheiter zutragen hilft, auf welchen der vaterlandslose Ultramontanismus unserer Tage unsere classische nationale Literatur gern verbrennen möchte. Nun, lassen wir beiden das stille Vergnügen; sie werden auch viribus unitis gegenüber einem Lessing, Goethe und Schiller nichts erreichen!

3. Werther und seine Zeit. Zur Goethe-Literatur. Von J. W. Appell. Dritte gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Oldenburg, Schulze. 1882. 8. 5 M.
4. Literarische Skizzen für die deutsche Frauenwelt. Von Hermann Stohn. Mit E. Geibel's Bildniß. Leipzig, Gebr. Senf. 1881. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.
5. Briefe von J. G. von Zimmermann, Wieland und A. von Haller an Vincenz Bernhard von Tscharner. Herausgegeben von Richard Hamel. Rostock, Werther. 1881. Gr. 8. 2 M.

Ueber ein Werk, welches zum dritten mal seinen Weg antritt, wie dasjenige über „Werther und seine Zeit" von J. W. Appell (Nr. 3), dürfen wir kurz sein. Freilich hat das Buch es nicht leicht gehabt, sich durchzuarbeiten; es erschien zum ersten mal 1855, in zweiter Auflage zehn Jahre später, und nunmehr nach weitern siebzehn Jahren liegt es abermals in erneuter Gestalt vor, bereichert durch literarische Notizen, welche auch die jüngsten Veröffentlichungen über den Zeitraum der Kraftgenies mit heranziehen. Der Verfasser beabsichtigt keineswegs eine ästhetische Würdigung des berühmten Romans, sondern ausschließlich eine Darstellung der Wirkung, welche derselbe auf die Zeitgenossen im In- und Auslande ausgeübt hat. Es ist bekannt genug, daß der „Werther", welcher dem kraftgenialen Himmelflug wie der hinschmelzenden Empfindungsseligkeit jener Zeit vollsten dichterischen Ausdruck gab, wie eine Granate in das schwüle Treibhaus der Zeitdichtung einschlug; daß er von der Jugend verschlungen, von schwächern Romanschreibern nachgeahmt, in die Hauptsprachen Europas theilweise mehrfach übersetzt, in dramatische Gestalt umgedichtet ward; daß er andererseits als unsittlich und gottlos in Leipzig und Kopenhagen verboten, als ein Evangelium des Selbstmordes von Nicolai, Goeze und zahlreichen andern bald in polterndem Kanzelton, bald in der gespreizten Sprache der Genies oder mit platter Witzelei zerhechelt ward: Angriffe, welche der geniale Unheilstifter zu Frankfurt mit heiterm Gleichmuth aufnahm und nur durch ein lange Zeit ungedrucktes humoristisches Gedicht derbster Art beantwortete. Wer sich über diesen Platzregen von Bewunderung und Nachahmung, von Zorn und Spott, der sich über das Haupt des Dichters ergoß, unterrichten und darin die ungeheuere Bedeutung des „Werther" für seine Zeit und die nächsten Jahrzehnte eingehend kennen lernen will, findet in Appell den kundigsten Führer.

Die „Literarischen Skizzen für die deutsche Frauenwelt" von Hermann Stohn (Nr. 4) sind ein recht erfreuliches Buch. Der Verfasser geht von der Anschauung aus, daß es die Aufgabe der Frauen sei:

durch die Cultur ihres Geistes, durch die Pflege des Anmuthigen und Schönen, durch den erfrischenden Lebenshauch ihrer harmonischen Bildung jene Geselligkeit wiederherzustellen, deren Verlust wir beklagen. Es bedarf dazu nicht etwa gelehrter Frauen, sondern nur darauf kommt es an, daß sie befähigt sind, im Leben der Gegenwart und Vergangenheit, in Kunst und Poesie den lebendigen Hauch des Geistes, den frischen warmen Pulsschlag des Lebens herauszufühlen. So werden die Frauen zu edeln Priesterinnen im Tempel der Anmuth und Sitte, zu Hüterinnen und Pflegerinnen der Schönheit und Wahrheit, deren Geistesbildung ihr ganzes Wesen durchglüht und läutert.

Neben den sparsam bemessenen Bildungsmitteln der Frauen, als Vorträge, Theater, Kunstausstellungen u. s. w., sei die Hauptquelle die Lektüre, das ernste Vertiefen in das Beste, was die Poesie hervorgebracht hat. Wem die Poesie nicht nur einen oberflächlichen Reiz, einen pikanten Zeitvertreib gewähre, sondern eine wahre innere Erquickung, der werde auch nie verlieren, was allein uns über das fade und schale Alltagsgetriebe erhebt, den Glauben an das Ideal:

Diesem Zwecke sollen die vorliegenden Skizzen dienen, welche Sinn und Verständniß für unsere besten Dichter der Neuzeit und Gegenwart wecken und fördern wollen, welche die Leserin einführen wollen in die Gedankentiefe und die Schönheiten ihrer poetischen Schöpfungen, in welchen sich die Welt des Herzens und unsere Zeit in allen ihren Höhen und Tiefen, in ihrem ganzen Leben und Streben abspiegelt.

So bringt uns das Buch eine Reihenfolge von Aufsätzen, welche hervorragende Erscheinungen unsers Schriftlebens in frischer und anregender Weise behandeln. Wie der Verfasser den Stoff auswählt und bespricht, zeigt uns, daß trotz der Sprünge, welche seine Darstellung macht, er das weite Gebiet der deutschen Literaturgeschichte beherrscht; daß er dabei mit Vorliebe dasjenige hervorhebt, was seinem nächsten Leserkreise, den deutschen Frauen, erfreulich und geistesverwandt sein wird, ist selbstverständlich. Der Band bringt uns zunächst eine wohlgelungene Darstellung des Gedankenganges in Goethe's „Faust"; daran schließt sich eine Besprechung von Schiller's „Maria Stuart", wobei wir besonders auf die Darstellung des Lebensganges der schönen und unglücklichen Königin hinweisen; daran reiht sich ein Aufsatz über Schiller's „Braut von Messina". Die Romantik ist vertreten durch eine Darstellung des Lebens und Dichtens des unseligen Heinrich von Kleist. Ein schöner Aufsatz über das deutsche Volkslied leitet über zu Ludwig Uhland; dann folgt eine sehr eingehende, dem genialen Dichter in seinen Schwächen und Stärken gerecht werdende Darstellung Heine's, den Schluß bilden zwei Aufsätze über Emanuel Geibel und Annette von Droste-Hülshoff. Der Verfasser hat sich, wie wir sehen, Gestalten der deutschen Literatur ausgewählt, welche wohl geeignet sind, von der deutschen Frauenwelt mit Interesse und Zuneigung aufgenommen zu werden; er selbst schreibt aus einem verstehenden begeisterten Gemüth heraus mit warmer Anerkennung, aber, wo es sein muß, auch mit gerechter Hinweisung auf die ästhetischen oder sittlichen Schwächen; werden diese Aufsätze, wie es sich eigentlich von selbst versteht, zugleich mit den besprochenen Hauptwerken der Dichter gelesen, so kann nur eine erfreuliche Erweiterung des Gesichtskreises der Leser die Folge sein. Des Verfassers Darstellung ist lebendig, gedankenreich, hin und wieder wol auch etwas blumen- und bilderreich; doch wird man sich durch zeitweilig vorkommende stilistische Incorrectheiten, wie „als Hausfrau — soll ihre ordnende und verschönernde Hand zu erkennen sein", „seine (Uhland's) Muse ist in ihrem Urquell ein echter deutscher Mann", nicht stören

lassen. Das Buch ist mit einem wohlgelungenen Bildniß Geibel's geziert, die Ausstattung schön, der Druck sehr correct. Der Prospect stellt in Aussicht, daß, wenn diese literarischen Skizzen den Beifall der Frauenwelt finden, sich als zweiter Band eine weitere Reihenfolge von Aufsätzen anschließen werde, welche Lenau, Eichendorff, den Roman der Gegenwart, Freytag, Ebers, Spielhagen, die literarischen Frauen, Scheffel, Julius Wolff und Richard Wagner behandeln sollen. Wir können nur wünschen, daß der Erfolg des ersten Bandes das Erscheinen dieser neuen Folge veranlasse.

Richard Hamel (Nr. 5) hat in einem früher erschienenen Heft, wie das Vorwort berichtet, eine Anzahl Briefe von Salomon Gesner, Klopstock u. a. an den berner Staatsmann und Geschichtschreiber Vincenz Bernhard von Tscharner herausgegeben; er läßt in dem vorliegenden Heft eine weitere Reihe von Briefen folgen, und zwar sechzehn des Arztes und Popularphilosophen Zimmermann, zwei von Wieland, siebzehn von Albrecht von Haller. Dieselben sind, abgesehen von dem ersten Briefe Wieland's, sämmtlich in französischer Sprache zwischen den Jahren 1749 und 1763 geschrieben. Es ist nicht recht zu verstehen, wem der Herausgeber mit dieser Veröffentlichung einen Dienst zu erweisen gedachte. Die Ereignisse und literarischen Strebungen jener Zeit liegen weit hinter uns; Näheres zu vernehmen über die Entstehung von Zimmermann's Buch „Ueber die Einsamkeit" oder über Wieland's längst vergessene Jugendwerke, oder über Haller's schmerzliche Erfahrungen mit einem nichtswürdigen Bewerber um seiner Tochter Hand, das kann uns heutzutage kaum mehr interessiren. Ein paar Notizen über die Schriftsteller jener Zeit wird der Literaturforscher immerhin benutzen können, einiges über Wieland aus den etwas gezierten Briefen von Zimmermann, anderes über Klopstock aus den einfach gediegenen Schreiben Haller's; das Allermeiste liegt so weit hinter uns, daß sein Bekanntwerden uns nichts nützt, sein Vergessenbleiben uns nichts geschadet haben würde.

Wilhelm Buchner.

Neue Erzählungen.

1. Prinzessin Schnee. Roman von M. Widdern. Berlin, Goldschmidt. 1881. 8. 4 M. 50 Pf.
2. Ohne Gewissen. Roman in zwei Bänden von E. Hartner. Leipzig, Reißner. 1882. 8. 6 M.
3. Herrschen oder dienen? Roman in zwei Bänden von M. Kantsky. Leipzig, Reißner. 1882. 8. 10 M.
4. Verbrauchte Waffen. Roman von Philipp Bogler. Zwei Bände. Leipzig, Reißner. 1882. 8. 8 M.
5. Der räthselhafte Fremde. Komischer Roman in drei Bänden von A. von Winterfeld. Jena, Costenoble. 1882. 8. 10 M.
6. Mondschein-Geschichten. Novellen von Johannes van Dewall. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1882. 8. 5 M.
7. Friedrich. Ein Studentenleben. I. Geist und Herz. Von Christian Kirchhoff. Altona, Schlüter. 1882. 8. 2 M.

M. Widdern hat sich durch einige frühere Romane freundliche Sympathie namentlich bei dem Damenpublikum erworben, und wir sind weit davon entfernt, ihr dieselbe misgönnen zu wollen; denn die Vorzüge ihrer Schreibart verdienen auch von einer strengern Kritik anerkannt zu werden. Sie erzählt liebenswürdig, ohne in die Weite zu schweifen, und weiß in ihren Romanen decent gehaltene Effecte einzuflechten, während der Aufbau der Handlung manches zu wünschen übrigläßt: das ist auch bei dem vorliegenden Roman „Prinzessin Schnee" (Nr. 1) der Fall. Ohne die von der Galanterie vorgeschriebenen Grenzen zu überschreiten, möchten wir hinzufügen, daß die Erzählerin den Impulsen weiblicher Empfindung bei der Schilderung weiblicher Verhältnisse und Charaktere zu großen Spielraum läßt. Die von freundlichen Bildern angeregte Phantasie schafft sich eine Welt, die nicht existirt. Es ist nichts dagegen einzuwenden, wenn das schöne Geschlecht in recht anmuthigen Farben geschildert wird, und man läßt sich auch eine etwas unglaubwürdige Idealisirung gefallen; aber bei der Schilderung von Männercharakteren dürfte eine tiefere Charakterisirung selbst in einer Unterhaltungsschrift erwünscht sein. Die jungen Damen, die in diesem Roman auftreten: eine exotische Russenprinzessin, die ihrem durch unfreiwillige Heirath aufgezwungenen Mann wegläuft, und eine junge Adeliche, welche, in plötzliche Armuth gerathend, mit Lust und Liebe Magddienste verrichtet, dabei aber Novellen schreibt, „die sich den besten anreihen", sind Gestalten, wie sie einem schwärmerischen Gemüthe anmuthend erscheinen mögen. Die Männer dagegen sind durchweg Schablonenfiguren, welche die Verfasserin wol in andern Romanen, aber gewiß nicht im Leben kennen gelernt hat. Die freundliche und knappe Erzählungsart jedoch läßt einen unterhaltungsbedürftigen Leser über die Schwächen des Romans hinwegsehen.

Ein hübsches Erzählungstalent offenbart auch E. Hartner in ihrem Roman „Ohne Gewissen" (Nr. 2). Freilich treffen wir auch hier nicht auf tiefen Gehalt. Sehr bedauerlich erscheint es uns, daß die Verfasserin ein Gebiet betreten hat, welchem Damen, besonders deutsche Schriftstellerinnen, fern bleiben sollten. „Ohne Gewissen" ist ein Ehebruchsroman in optima forma. Eine junge kokette Adeliche verheirathet sich aus Geldrücksichten mit einem aus jüdischer Familie stammenden reichen Manne, nur zu dem Zweck, um das Leben zu genießen und mit andern Herren kokettiren zu können. Endlich betrügt sie ihren Mann mit einem von ihr verführten reichen Offizier und opfert ihr Kind, ihren Mann und die Braut des Geliebten ihrer Leidenschaft. Man findet nicht genug

Worte sittlicher Entrüstung für die französischen Ehebruchsromane, unter denen die bessern uns doch große elementare Leidenschaften vorführen, um deren frappante Schilderung wir manches Anstößige in den Kauf nehmen; in diesem deutschen Roman aber ist von großen Leidenschaften keine Rede; die Hauptperson ist eine in legitime Fesseln geschlagene leichtfertige Phryne ohne Herz und Gewissen, deren ganzes Wesen äußerlich ist. Ein solches Geschöpf ist gänzlich unberechenbar und eignet sich vortrefflich dazu, der Handlung sprungweise auf die Füße zu helfen. Es läßt sich denn auch nicht leugnen, daß diese Gelegenheit von der Verfasserin geschickt verwerthet worden ist, Effecte reihen sich an Effecte, unter denen sicherlich die Schilderung, wie ein zehnjähriger Knabe seine Mutter auf der Untreue gegen den Vater ertappt, nicht der hübscheste und decenteste ist. Recht seltsam berührt es auch, daß diese Ehebruchsgeschichte in der sogenannten besten Gesellschaft spielt und lange Zeit in derselben nur als guter Klatschstoff angesehen wird. Als einzige Lösung der Verwickelung weiß die Verfasserin schließlich nur den Tod sämmtlicher Hauptpersonen, bis auf die Phryne selbst, zu finden. Hoffentlich begegnen wir der begabten Verfasserin das nächste mal auf einem Gebiete, das weniger schlüpfrig ist.

Mit Bedauern müssen wir berichten, daß auch der Roman „Herrschen oder dienen?" von M. Kantsky (Nr. 3) keinen nachhaltigen Eindruck hinterläßt, obgleich er zwei starke Bände umfaßt. Mehr noch als im ersten Roman herrscht hier die zwar liebenswürdig gehaltene, aber doch auf die Länge recht ermüdende Weitschweifigkeit ohne tiefere Charakteristik vor. Wer Zeit genug hat und mit den Sympathien des Verfassers (oder der Verfasserin?) übereinstimmt, wird gewiß viele schöne Stellen entdecken, doch können die letztern unmöglich für so manche Schwächen entschädigen. Wir haben den Eindruck, als ob der Verfasser mehr nach augenblicklichen Eingebungen fabulirt, als dem Leben getreu schildert, und möchten ihm den unmaßgeblichen Rath ertheilen, sich einmal mit Ernst in der realistischen Darstellungskunst zu versuchen. Es braucht ja nicht gleich ein mehrbändiger Roman zu sein, eine kleine Novelle genügt.

Eine Lektüre eigener Art bietet der Roman „Verbrauchte Waffen" von Philipp Bogler (Nr. 4), welcher bereits durch sein Erstlingswerk: „Land und Leute aus dem Wiener Wald", gerechtfertigtes Aufsehen erregt hat. Der Verfasser nennt sein neuestes Werk einen „Agrarroman" und hat ihn zu dem ausdrücklichen Zweck componirt, dem Publikum, das gern nach gesunder Nahrung greift, den Kern wissenschaftlicher und praktischer Erfahrungen auf dem Gebiete der Landwirthschaft in anregender und lebensvoller Weise darzulegen, das Interesse für diesen wichtigen Wissenszweig nach jeder Richtung hin wachzurufen und das Verständniß für den Ernst der jetzigen landwirthschaftlichen Lage und für die Gefahr künftiger Zeiten allgemeiner zu verbreiten. Um den Roman nach seiner instructiven Seite würdigen zu können, fehlen uns die agrarischen Fachkenntnisse, und es dürften auch wol nur praktische Landleute competente Kritiker in diesem Fache sein. Den Hauptinhalt bildet die Schilderung des Kampfes zwischen der hergebrachten laxen Praxis und der rationellen Agrarmethode, welche sich auf die Erfahrungen und Entdeckungen der Wissenschaft stützt. Als Vertreter der letztern hat der Verfasser einen die moderne Wissenschaft völlig beherrschenden jungen Landwirth eingeführt, der auf dem Gute seines Freundes, eines reichen österreichischen Grafen, den Kampf mit der Tradition aufnimmt und siegreich durchkämpft. Er ist ein rücksichtsloser Charakter, der im Beginne des Romans nur seinen praktischen Zwecken lebt, dann aber in heißer Liebe zu der Tochter eines Verwalters hingezogen wird, welche ebenso stolz denkt wie er, aber seiner Carrière nicht schaden will, indem sie sich ihm zum Weibe gibt. Erst nach langen Kämpfen, die mit „verbrauchten Waffen" geführt werden, erringt der Held sowol auf dem landwirthschaftlichen Gebiet wie in der Liebe den Sieg. Der Verfasser hat mit großem Geschick und poetischer Anlage romanhafte Arabesken in die Schilderung der agrarischen Verhältnisse Oesterreichs eingeflochten. Unsere Landbevölkerung wird den Roman sicher mit großem Genusse lesen und reiche Belehrung finden. Aber auch allen, die sich mit Nationalökonomie und Wirthschaftspolitik beschäftigen, dürfte derselbe eine angenehme Lektüre sein; denn er macht die praktische Verwerthung moderner Theorien äußerst anschaulich.

Mit recht gespannten Erwartungen gingen wir an die Lektüre des komischen Romans „Der räthselhafte Fremde" von A. von Winterfeld (Nr. 5). Der Verfasser hat sich durch seine frühern Romane einen bedeutenden Ruf erworben; um so bedauerlicher ist es, daß der vorliegende kaum geeignet sein dürfte, denselben zu vergrößern. Wir haben uns vergebens bemüht, einen rothen Faden in der Handlung zu entdecken; sie wird ganz nach augenblicklicher Laune sprunghaft fortgeführt und setzt sich eigentlich nur aus Einfällen zusammen, die zum Theil recht trivial sind und oft so phantastisch-burlesk und ohne Motivirung, daß man dem flatternden Gedankenflug des Verfassers nicht zu folgen vermag. Der „räthselhafte Fremde", ein berliner Rentier, welcher sich einem Musiklehrer förmlich aufdrängt, ihn nach Amerika schickt und ihm auch dahin folgt, ist uns bis zum Schluß räthselhaft geblieben, sowol was seinen Charakter als auch was seine Absichten betrifft. Die Abenteuer, welche der Musiklehrer und sein Schatten in den Wildnissen Amerikas erleben, füllen zwei volle Bände und setzen sich über Zeit, Raum, Möglichkeit, ästhetischen Geschmack und gesunden Menschenverstand so weit hinweg, daß für uns hier die Komik aufhört. Vielleicht sind andere glücklicher, aber es erscheint uns nicht glaublich, daß jemand Geschmack an ihnen finden kann, der sich einmal dem Genusse eines Dickens'schen komischen Romans hingegeben hat, in welchem

stets die Charakteristik der Personen, verbunden mit einer Fülle dem Leben abgelauschter komischer Situationen, der Quell herzlicher Erheiterung ist. In dem vorliegenden Romane sollen nur komische Einfälle ergötzen, eine Absicht, deren Ausführung selbst den berufensten Humoristen nicht gelingen dürfte, wenn es gilt, drei dicke Bände zu schreiben. Es ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß sich manche drollige Gedanken, manche komische Situationen in dem Winterfeld'schen Roman finden, über die man herzlich lachen kann, aber der Rest, und dieser ist leider sehr groß, verdient mit völligem Schweigen übergangen zu werden.

Eine willkommene Erfrischung nach des Tages Last und Mühe bietet die Lektüre der anspruchslosen Erzählungen und Skizzen, welche Johannes van Dewall, der beliebte Romancier, unter dem Collectivtitel „Mondschein-Geschichten" (Nr. 6) hat erscheinen lassen. Diese Bezeichnung ist gewählt worden, weil der Verfasser den Stoff zu den mitgetheilten Novellen in einem Kreis von Damen und Herren sammelte, welcher sich in einem kleinen Ostseebade allabendlich bei Mondenschein am Strande versammelte und sich die Zeit mit Geschichtenerzählen vertrieb. Es würde überschwenglich sein, wenn wir den so entstandenen Erzählungen, deren Sujets aus augenblicklichen Stimmungen und Einfällen geboren sind, einen größern Werth beimessen wollten, aber sie unterhalten auf gefällige Weise und sind so flott und lebendig geschrieben, als ob wir sie aus dem Munde des Erzählers hörten. Dewall beweist auch hier wieder, daß er die Kunst der Causerie aus dem Grunde versteht. Nicht in die Tiefe strebend und keine ästhetischen Ziele verfolgend, wird er niemals doctrinär, während er andererseits stets auf einen wohlgegliederten Aufbau der Handlung bedacht ist, um die er die buntschillernden Arabesken seines freundlichen Humors schlingt. Die größere Erzählung „Madame de Bonfort" sowol wie auch die sechs kleinern Novellen und Skizzen sind amüsant erfunden und dem entsprechend ausgeführt.

Als Anhang zu unserer diesmaligen Besprechung noch einige Worte über die uns vorliegende versificirte Erzählung „Friedrich" von Christian Kirchhoff (Nr. 7). Ueber die poetische Form läßt sich nichts Gutes und nichts Schlechtes sagen; sie ist mittelmäßig, ohne Anlaß zum Tadel zu geben. Der Inhalt ist eine Apotheose des kirchlich-orthodoxen Glaubens, von dem ein junger Student abfällt, um später zu ihm zurückzukehren — und völlige Zufriedenheit zu erlangen. Dieser Tendenz mit Kritik zu begegnen, unterlassen wir wohlweislich; denn Gründe der Vernunft finden doch keinen willigen Einlaß bei den Frommen. Wer sich zu den letztern rechnet, möge nicht versäumen, die Bekanntschaft des braven Friedrich zu suchen.

Oskar Riecke.

Eine neue Schrift Karl Braun's.

Von Friedrich dem Großen bis zum Fürsten Bismarck. Fünf Bücher Parallelen zur Geschichte der preußisch-deutschen Wirthschaftspolitik. Von Karl Braun-Wiesbaden. Berlin, Simion. 1882. Gr. 8. 6 M.

Der Verfasser hat sich zur Aufgabe gemacht, durch historische Parallelen vor Abwegen und Rückfällen in die Zeit des tiefsten wirthschaftlichen Verfalls Deutschlands zu warnen. In dem jetzigen Stadium unserer wirthschaftlichen Zustände erschien ihm eine historische Behandlung der wirthschaftlichen Fragen um so gerechtfertigter, als die deutschen Staatssocialisten und Monopolisten, wenngleich sie sich äußerlich als Conservative geriren, in ihren Schriften sich eines so unhistorischen Radicalismus befleißigten. Zu diesem Zwecke geht er im ersten Buch bis zum römischen Kaiserreich zurück und bespricht darauf das Steuerwesen, wie es im Deutschen Reiche, in den Einzelstaaten und in Preußen sich gestaltete. Das zweite Buch schildert das Aufkommen des Staatssocialismus und des Staatsmonopols unter Friedrich dem Großen, welcher sich von dem französischen Staatsökonomen Helvetius überreden ließ, das einträgliche System der indirecten Steuern und der Monopole, das in Frankreich das herrschende war, in Preußen einzuführen. Das dritte Buch enthält die an diesem System von Mirabeau ausgeübte Kritik, welcher in einem an König Friedrich Wilhelm II. gerichteten Briefe seine Vorschläge dahin zusammenfaßt: die großen königlichen Domänen sollen parzellirt und unter die bäuerliche Bevölkerung vertheilt, die indirecten Abgaben, Accise und Zölle bedeutend ermäßigt, der Transithandel durch Erleichterung der auf ihm ruhenden Lasten begünstigt, die Monopole abgeschafft, Industrie, Gewerbe, Handwerke und Handel freigegeben werden. Der König ging theilweise auf diese Vorschläge ein, hob das Tabacks- und Kaffeemonopol auf, führte aber dafür eine Accise von Mehl und Zucker ein und erhöhte die Weizensteuer, sodaß eine Vertheuerung des Brotes, des Zuckers und des Biers eintrat, welche Artikel dem Volke weit nöthiger waren als der Taback. In dem Napoleonischen Absperrungssystem findet der Verfasser nur die Fortsetzung der schon 1793 vom Convent beschlossenen Maßregel, welche die Einführung englischer Waaren mit Galeerenstrafe belegte. In dem vierten Buch werden die wirthschaftlichen Reformen unter König Friedrich Wilhelm III., die Vorschläge des Freiherrn von Stein, die Bildung und Entwickelung des Zollvereins, im fünften die Rückkehr des Monopolgeistes, die Bismarck'sche Peripetie von 1879, das wirthschaftliche Glaubensbekenntniß des Kaisers Wilhelm, die Plane des

Fürsten Bismarck und die Stellung, beziehungsweise die Verdienste der deutschen Freihandelspartei besprochen. Daß Kaiser Wilhelm in den sechziger Jahren dem Freihandelsprincip gehuldigt hat, geht aus seinem Schreiben vom 14. März 1860, das an den Prinzen Albert in England gerichtet ist, unbestreitbar hervor. Ebenso ist es keine Frage, daß Fürst Bismarck in den ersten Jahren seines öffentlichen Auftretens sich als Freihändler ausgesprochen und mehrmals gegen die Schutzzöllner polemisirt hat. Doch wir können das Urtheil nicht unterschreiben, das der Autor an diese Thatsachen knüpft. Wie oft hat nicht der Reichskanzler im Reichstag erklärt, daß er allerdings früher, als er die Sache noch nicht genauer studirt und praktisch angefaßt hatte, eine andere Ansicht darüber gehabt, daß er es aber nicht für seinen Fehler und für eine Schande, sondern für einen Vorzug und für eine Ehre halte, wenn jemand nicht starr auf seinen alten Principien beharrt, sondern, dem Umschwung der Zeiten und der Verhältnisse sich anbequemend, täglich etwas hinzulernt! Wenn Deutschland in den zwanziger und dreißiger Jahren bei dem Freihandelssystem, dem Vorherrschen der directen Steuern, der Fernhaltung der Monopole sich leidlich wohl befunden hat, soll es dann der principiellen Consequenz zu Liebe auch in den siebziger und achtziger Jahren sich wohl dabei befinden? Auch dann, wenn die heimische Industrie um Hülfe gegen die auswärtige Ueberflutung ruft und das Ausland, sogar das republikanische, eine Garnitur von Zöllen gegen den deutschen Export aufstellt? Nicht aus seinen frühern Anschauungen zieht in solchem Falle ein Staatsmann die Consequenz, sondern aus der durch die innern und äußern Verhältnisse entstandenen Zwangslage. Dem Freihandelssystem unter allen Umständen consequent treu bleiben, erscheint uns ebenso bedenklich, wie wenn wir, unbekümmert um unsere Nachbarn, irgendein Heeressystem mit fanatischem Aberglauben beibehalten wollten. Bismarck selbst hat sich in der Generaldebatte über den Zolltarif-Entwurf am 2. Mai 1879 mit folgenden Worten über die Sachlage ausgesprochen: „Die Strömung für allmähliche Verringerung der Schutzzölle entstand in den sechziger Jahren unter der Führung des damals leitenden Staates in Europa, unter der Führung Frankreichs. Sie war damals eine so starke, daß man glauben konnte, sie werde sich consolidiren und werde außer Frankreich und England noch andere Staaten mit sich reißen, und daß eine Regierung wol Bedenken tragen konnte, dieser Strömung zu widerstreben. Frankreich und Amerika haben diese Linie vollständig verlassen; Oesterreich, anstatt seine Schutzzölle zu mindern, hat sie erhöht; Rußland hat dasselbe gethan; die einzige Ausnahme ist noch England, und das wird auch nicht lange dauern. Wir sind bisher durch die weit geöffneten Thore unserer Einfuhr die Ablagerungsstätte aller Ueberproduction des Auslandes geworden und unserer eigenen Ueberproduction dazu. Schließen wir unsere Thüren einmal, errichten wir die höhere Barrière, die wir Ihnen hier vorschlagen, und suchen wir wenigstens den deutschen Markt, auf welchem die deutsche Gutmüthigkeit vom Ausland in diesem Maße ausgebeutet wird, der deutschen Industrie zu erhalten!“ Wenn der Reichskanzler am 24. Februar 1881 sagte: „Doctrinär bin ich in meinem Leben nicht gewesen; alle Systeme, durch welche die Parteien sich getrennt und gebunden fühlen, kommen für mich in zweiter Linie; in erster Linie kommt die Nation; es gibt Zeiten, wo man liberal regieren muß, und Zeiten, wo man dictatorisch regieren muß; es wechselt alles“, so müssen wir gegenüber den Anschauungen des vorliegenden Buchs constatiren, daß es Zeiten gibt, wo man eine Vermehrung der indirecten Steuern, wo man Monopole, wo man Schutzzölle braucht, und Zeiten, wo man alles dies nicht oder wenigstens in geringerm Maße braucht. Den rechten Augenblick zu erfassen, wo dies oder jenes für die Nation zweckmäßig und nothwendig ist, darin besteht die praktische Consequenz des Staatsmanns. Wir glauben daher, daß Braun mit seinen interessanten historischen Parallelen und seinen Erinnerungen an frühere und jetzige Anschauungen maßgebender Persönlichkeiten, mit seiner ganzen geistvollen Darstellungsweise doch nur diejenigen überzeugen wird, welche auf demselben Standpunkte stehen wie er. Nur diese werden aus seinen durchaus richtigen und getreuen historischen Angaben die gleichen Consequenzen ziehen.

Classische Bildwerke.

Antike Bildwerke in Rom mit Ausschluß der größern Sammlungen beschrieben von Friedrich Matz. Nach des Verfassers Tode weitergeführt und herausgegeben von F. von Duhn. Gedruckt mit Unterstützung des kaiserl. deutschen archäologischen Instituts. Drei Bände. Mit Registern und Karten. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1881—82. Gr. 8. 33 M.

Die archäologische Wissenschaft hat sich während der letztverflossenen Decennien eines mächtigen Zuwachses von Forschungen und literarischer wie artistischer Sammlungen zu erfreuen gehabt; aber sie bedarf auch wirklich des regsten, unverdrossensten Eifers ihrer Jünger, bis sie nur das Material beisammenhat, worauf ihre Forschungen und Resultate sich gründen. Hierin, d. h. zunächst in dem Zerstreutsein ihres massenhaften Materials, liegt für ihre Jünger die Hauptschwierigkeit gedeihlicher Forschung. Zu einer solchen gehört ein Ueberblick, eine Umschau in dem Vorhandenen, und das Vorhandene ist für den gewissenhaften Forscher so gut wie nicht vorhanden, wenn es nicht durch literarische und artistische Hülfsmittel zugänglich gemacht ist. Die Autopsie ist und bleibt ein Ideal, das auch mit den reichsten Mitteln an Geld und Zeit der Einzelne niemals vollständig erreichen kann, ganz abgesehen davon,

daß eine Masse von Zeit durch Reisen und andere nothwendig damit verbundene Nebenumstände unwiederbringlich, ohne irgendeinen Ersatz, verloren geht, ein Verlust, der besonders in unserm raschlebenden Jahrhundert aufs schmerzlichste empfunden wird. Nun sind allerdings wenigstens die größern europäischen Museen und Kunstsammlungen durch literarische Publicationen dem gelehrten Forscher erschlossen worden, und wenn auch diese Werke sowol ihrem Zwecke als ihrem Werthe nach sehr verschieden sind, so ist doch ein Ueberblick über das Material durch sie ermöglicht; für die kleinern Sammlungen dagegen ist die Aufgabe noch lange nicht gelöst, am allerwenigsten vom Standpunkte systematischer Behandlung, wissenschaftlicher Gliederung und literarischer Vollständigkeit. Unter der letztern verstehen wir, daß nicht blos bei jedem einzelnen Kunstwerk und jeder Antiquität die früher erschienenen wichtigern Besprechungen und Abbildungen erwähnt, sondern daß auch die unzähligen kleinern gelegentlichen Monographien überflüssig gemacht werden. Dieses letztgenannte Resultat muß jede wirklich wissenschaftliche Leistung aufweisen können, und auch das Werk, das wir hier kurz zu besprechen haben, darf sich desselben mit Fug und Recht rühmen. In den drei stattlichen, typographisch schön ausgestatteten Bänden, welche den Bestand der massenhaften kleinern Sammlungen in und um Rom ebenso systematisch als übersichtlich registriren, ist ein überwältigendes Material (über 4000 Nummern) nicht aufgespeichert, sondern anschaulich geschildert und, wo es nöthig war, auch mit kritischen Bemerkungen begleitet in einer Vollständigkeit und mit einer Gewissenhaftigkeit, die kaum etwas zu wünschen übrigläßt. Niemand wird leugnen, daß das Werk einem wirklichen Bedürfnisse entgegenkommt, ja man darf sagen einem tiefgefühlten; jeder Archäologe und Kunstkenner von Fach, der die Ewige Stadt besuchte, ja jeder Gelehrte, der in seiner stillen Studirstube archäologische Fragen durcharbeitete, hat dies Bedürfniß empfunden. Darüber braucht kein Wort weiter verloren zu werden. Was hier alles geleistet wurde, darüber geben besonders die Register einen Vorgeschmack, nämlich: I. Sachregister (im weitesten Sinne, Gegenstände des Lebens und seiner Aeußerungen im ganzen Umfang, des göttlichen — Mythologie — wie des menschlichen); II. Eigennamen (auf den Grabreliefs, welchen jeweilen auch mit epigraphischer Akribie die Inschriften beigegeben sind); III. Epigraphische Kleinigkeiten; IV. Verzeichniß der Abbildungen (d. h. Hinweise auf diejenigen Werke, worin die aufgeführten Nummern graphisch dargestellt sind); V. Register der Handzeichnungen (wiederum eine Anzahl von Nummern, die im Werke aufgeführt sind, in Skizzenbüchern, Codices); VI. Topographisches Register (die Villen und sonstigen Privatsammlungen, Fundorte) und VII. Topographisches Verzeichniß (d. h. Angabe sämmtlicher Fundorte mit Verweisung auf den dem Werke beigegebenen Plan von Rom, worin sie durch Zahlen bezeichnet sind, sodaß sofort jeder einzelne Ort seiner Lage nach aufgefunden werden kann). Der erste Band enthält die Beschreibung der „Statuen, Hermen, Büsten, Köpfe"; der zweite die „Sarkophagreliefs"; der dritte die (übrigen) „Reliefs und Sonstiges" (d. h. römische Grabsteine, römische Aschenkisten, Assyrisches, Aegyptisches, Etruskisches, Malerei, Mosaik); dies alles übrigens eingestandenermaßen ohne den mindesten Anspruch auf Vollständigkeit.

Im Vorwort vernehmen wir, daß der Plan zu dem Buche ursprünglich von F. Matz, einem Schüler O. Jahn's, ausging (in Erweiterung eines Auftrags des Instituts für archäologische Correspondenz, die Leitung der ins Leben zu rufenden Sammlung von Sarkophagen zu übernehmen), und daß dieser Plan auch zum großen Theil ausgeführt war, als der hoffnungsvolle Gelehrte von einem frühen Tod weggerafft wurde; daß dann der jüngere Freund und Landsmann des Verstorbenen, auf den Wunsch desselben, die Sorge um Abschluß des Werks übernahm. F. von Duhn (jetzt in Heidelberg), der während eines zweimaligen Aufenthalts an Ort und Stelle seine Aufgabe zu Ende führte, setzte den Zweck der Arbeit darein, „einen Grundstock zu bilden, an welchen durch Heranziehung der schon publicirten Kataloge, wie durch Aufnahme der Sammlungen Torlonia, Albani, Borghese, der Museen des Vatican, Capitol, Collegio Romano und sonstiger kleiner öffentlicher Sammlungen des aus Rom nach Neapel, Madrid, Paris, England und sonsthin im Laufe der Jahrhunderte verschleppten Materials sich allmählich eine praktische Monumentenkunde werde schließen können . . . ., welche uns über den sich sehr fest gruppirenden Formenschatz der hellenischen und römischen Zeit eine so klare Uebersicht wird geben können, wie sie die Epigraphiker in den Corpora inscriptionum besitzen und wir sie nicht länger entbehren können".

T. Mähly.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

In der „Saturday Review", Nr. 1577, heißt es: „Der zweite Theil der «Weltgeschichte» von Leopold von Ranke ist ein außerordentlicher Beweis für die Frische und den Fleiß des greisen Historikers; da er aber den ganzen Zeitraum, der zwischen den Gracchen und Augustus liegt, enthält, so kann er natürlich nichts weiter sein als ein Compendium. Ranke besitzt jedoch die Kunst, viel in Wenigem zu sagen und findet Raum zu Abschweifungen über so interessante Gegenstände wie die Asmonäische Monarchie in Judäa und das Verhältniß der Literatur des Augusteischen Zeitalters zur Weltliteratur."

Das „Athenaeum" vom 15. April d. J. sagt am Eingang seiner Besprechung desselben Werks: „Nicht zufrieden mit den Lorbern, die er während mehr als vierzig Jahren historischer Forschung errungen hat, krönt von Ranke jetzt in seinem acht-

zigsten Jahre die Arbeiten seines Lebens mit einer «Weltgeschichte». In keinem der beiden Bände ist ein Zeichen von schwindenden Kräften wahrzunehmen. Zwar schließt das weite Gebiet, welches das Werk umfaßt, die Entfaltung jener Forschungsgabe aus, welche in seinen frühern Werken so sichtbar war; in keinem derselben aber zeigt sich vortheilhafter seine Beherrschung der historischen Methode, seine sichere Erfassung leitender Ideen und sein praktisches Geschick in der Anordnung seines Stoffs. Daß er so viel Erfolg gehabt, liegt zum großen Theil an seiner klaren Auffassung dessen, was eine Weltgeschichte sein soll, und an der Treue, mit der er sich in den vorgezeichneten Grenzen hält." Zum Schluß heißt es: „Durchweg tritt des Verfassers encyklopädisches Wissen, geschickte Kritik und umfassender Blick an den Tag. Es ist, wie Macaulay vor vierzig Jahren von seiner «Geschichte der Päpste» gesagt, «das Werk eines Geistes, der sowol für minutiöse Forschungen wie für weitreichende Betrachtung geeignet ist»."

„«Reichskanzler Fürst Bismarck» von Wilhelm Müller", sagt die „Saturday Review", „ist ein Handbuch zum Volksgebrauch: klar, gedrängt und durchweht von einem behaglichen Glauben an die Unfehlbarkeit seines Helden. Müller's Schlußsatz indessen hätte ihm Stoff zum Nachdenken geben sollen. Er meint, Bekämpfung der Maßnahmen des Fürsten sei thöricht, da er, falls man ihn nicht gewähren lasse, abdanken würde; «und», fragt er, «wer kann an seine Stelle treten?» Wer, in der That? Und was soll geschehen, wenn der Lauf der Natur eine Antwort auf diese Frage erzwingt?"

„«Luther's Leben» von Julius Köstlin empfiehlt sich", nach der Ansicht jener Zeitschrift, „durch Ausführlichkeit und Genauigkeit des Details und reiche Illustrationen. Ist auch schriftstellerisches Verdienst nicht die starke Seite des Buchs, so ist es doch gefällig geschrieben, mit der herzlichen Theilnahme für Luther, die jeder empfinden muß, der fähig ist, Charaktergröße anzuerkennen, doch frei von engherzigem Sektirergeiste. Die Ansichten des Verfassers über die Reformation sind im allgemeinen die nämlichen wie das unparteiische Verdict der Geschichte."

„Vorlesungen über Aesthetik" von K. C. F. Krause, herausgegeben von P. Hohlfeld und A. Wünsche, geben der „Saturday Review" Anlaß zu folgenden Bemerkungen: „Krause's Stellung unter den deutschen Philosophen ist eine ziemlich eigene. Vernachlässigt während seiner Lebzeiten und nicht sehr einflußreich nach seinem Tode, bildete er dennoch eine kleine Schule anhänglicher Jünger, von denen, ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode, die Fortpflanzung seiner Ideen mit hingebendem Eifer, wenn auch nur in beschränktem Umfange, fortgesetzt wird. Die bei Gelegenheit seines hundertjährigen Geburtstags veröffentlichten «Vorlesungen» wurden in Göttingen im Jahre 1828 gehalten und sind der Aufbewahrung wohl würdig. Der Stil ist klar, die Kritik fein und urtheilsvoll, der Geist im ganzen hehr und voll Wärme. Es ist auffallend, daß, während man von Krause's Namen in Frankreich oder England kaum gehört, seine Philosophie in Spanien beträchtliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat."

Ueber „Molière's Leben und Wirken vom Standpunkte der heutigen Forschung" von R. Mahrenholtz sagt die „Saturday Review": „Diese Schrift ist, wie so viele andere deutsche Biographien, gründlich, fleißig, vollkommen richtig und verständig in ihrer kritischen Abschätzung, doch eher ein Buch zum Nachschlagen als zum Lesen, und bringt vielmehr den Eindruck eines Katalogs von Einzelheiten, die sich auf Molière beziehen, hervor als den eines organischen Ganzen. Es ist indessen eine reiche Belehrungsquelle, aus welcher jeder Molière-Forscher mit der Sicherheit schöpfen kann, daß er darin finden werde, was er braucht, und verdient einen ehrenvollen Platz unter den vielen vortrefflichen Werken, mit denen Deutschland in der jüngsten Zeit dem Fürsten unter den Lustspieldichtern für Schlegel's Ungerechtigkeit gegen ihn Ersatz geleistet hat. Wir freuen uns übrigens zu sehen, daß Mahrenholtz Geschmack genug besitzt, nicht nur Molière's Feinheiten, sondern auch seinen Spaß zu genießen, den die Franzosen selbst nicht immer hinlänglich zu würdigen verstehen."

Bibliographie.

Baumann, M., Die Handelsprivilegien im XII., XIII. und XIV. Jahrhundert. Eine Vorarbeit für den Verfasser einer Handelsgeschichte Lübecks. Sangerhausen. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Berger, S., Oesterreichs geschichtliche Jubiläumstage in den Jahren 1882 und 1883. 3te Hfte. in 1 Bd. Mit Illustrationen. Wien, Perles. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Bernstein, A., Revolutions- und Reaktions-Geschichte Preußens von den Märztagen bis zur neuesten Zeit. 1ste Lfg. Berlin, Wortmann. Gr. 8. 50 Pf.

Blumenthal, M., Die Stellung Adalbert's von Bremen in den Verfassungskämpfen seiner Zeit und seine Finanzreform. Stargard i. Pomm. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Dambrowski, J. v., Thränen und Träume. Gedichte. Dresden, v. Grumbkow. 12. 1 M. 50 Pf.

Einsiedel, F., Lebensweisheit. Religiöse Betrachtungen. Basel, Schweighauser. 16. 2 M.

Engel, J. J., Ideen zu einer Mimik. 2 Thle. in 1 Bd. Mit 26 Holzschnitten. Erfurt, Bartholomäus. 12. 4 M. 50 Pf.

Findel's, J. G., Schriften über Freimaurerei. 1ste u. 2te Lfg. Leipzig, Findel. Gr. 8. à 1 M.

Forst, H., Ueber Buchanans Darstellung der Geschichte Maria Stuarts (Rerum Scoticarum Historia l. XVII—XIX). Bonn, Habicht. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Friedauer, E., Wissenschaft und Offenbarung, Vernunft und Christenthum in vollem Einklange. München, Kaiser. Gr. 8. 2 M.

Gengler, H. G., Deutsche Stadtrechts-Alterthümer. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 10 M.

Girndt, O., Die Rettung des Königs. Historische Erzählung. Berlin, Goldschmidt. 8. 50 Pf.

Glasenapp, C. F., Richard Wagner's Leben und Wirken. In sechs Büchern dargestellt. Neue vermehrte Ausgabe mit einem Namen- und Sach-Register. 2 Bde. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 12 M.

Henrici, E., Boetius. Trauerspiel. Berlin, Lorentz. 12. 1 M. 50 Pf.

Hohenhausen, F. v., Berühmte Liebespaare. 3te Folge. Leipzig, Schlicke. 8. 5 M.

Homers Odyssee. Metrisch übersetzt von A. Kähler. Löbau Wpr., Skrzeczek. Gr. 8. 3 M.

Hornoff, T., Catwalda. Geschichtliche Erzählung aus Deutschlands Vorzeit. Bernburg, Bacmeister. 8. 4 M.

Human, A., Chronik von Kloster Veilsdorf. Eine Quellenstudie. Hildburghausen, Gadow u. Sohn. 8. 2 M.

Kemper, J., Münsterländische Götterstätten, erörtert. Münster, Aschendorff. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Klein, Ida, Kritische Studien über berühmte Persönlichkeiten. Prag, Mercy. 8. 4 M.

König, E. A., Die Uhr der Fürstin. Novelle. Berlin, Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Krummacher, H., Johann Hinrich Wichern. Ein Lebensbild aus der Gegenwart. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Lehmann, K., Verlobung und Hochzeit nach den nordgermanischen Rechten des früheren Mittelalters. München, Kaiser. Gr. 8. 3 M.

Linke, O., Das Bild des Eros. Neue milesische Märchen. 1ster Bd. Jena, Costenoble. 8. 5 M.

Löschhorn, K., Musikalische Studien. Magdeburg, Klotz. 8. 30 Pf.

Mariager, P., Aus Hellas. Fünf antike Erzählungen. Vom Verfasser des dänischen Originals unter Mitwirkung von E. Liebich veranstaltete, einzig berechtigte deutsche Ausgabe. Leipzig, Schlicke. 8. 5 M.

Mc Veigh-Miller, Mrs. A., Lydia's düsteres Geheimniß oder Lebensschicksale eines jungen Mädchens. Roman. Deutsch von Marie Westensee. Kaiserslautern, Rohr. 8. 1 M.

Das Nibelungenlied. In der Oktave nachgedichtet von A. Schroeter. 2 Thle. in 1 Bde. Jena, Costenoble. 8. 6 M.

Pasqué, E., Das öde Haus. Eine Erzählung aus dem vorigen Jahrhundert. Berlin, Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Rath, G. vom, Durch Italien und Griechenland nach dem Heiligen Land. Reisebriefe. 1ster Bd. Heidelberg, C. Winter. 8. 5 M.

Sacher-Masoch, Der alte Castellan. Leipzig, Morgenstern. 8. 2 M. 50 Pf.
— — Hasara Raba. Novelle. Leipzig, Morgenstern. 8. 2 M. 50 Pf.

Sartorius, E., Ernstes und Heiteres in Prosa und Versen. Leipzig, Siegismund u. Volkening. 8. 2 M. 40 Pf.
— — Aus den Jugenderinnerungen eines alten Pantoffels. Eine vernagelte Geschichte, nach eigenen und fremden Mittheilungen berichtigt und ergänzt. Leipzig, Siegismund u. Volkening. 8. 1 M.

Wichert, E., Peter Munk. Volksschauspiel in 4 Aufzügen und einem Vorspiel. Leipzig, Reißner. Gr. 8. 2 M.

Zola, E., Das Vermächtnis einer Sterbenden. Roman. Deutsch von J. Calovius. Großenhain, Baumert u. Ronge. 8. 1 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Verlag von J. Guttentag (D. Collin) in Berlin und Leipzig.
(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

Soeben erschien:

Dante's Göttliche Komödie.

Uebersetzung, Kommentar und Abhandlungen
über
Zeitalter, Leben und Schriften Dante's.

Von
August Kopisch.

Dritte Auflage.

Durchaus revidirt, berichtigt und ergänzt
von
Dr. Theodor Paur.

Mit zwei Bildnißtafeln.

Lex.-8. 16 Mark. Elegant gebunden 19 Mark.

Von einem der bedeutendsten Dante-Forscher verbessert und herausgegeben liegt in neuer zeitgemäßer, würdevoller Ausstattung die verdienstvolle Arbeit von Kopisch in dritter Auflage vor.

Herr Hofprediger Stöcker
der
Socialpolitiker.

Eine Streitschrift
von
Franz Mehring.

Preis: Elegant geheftet 2 Mark.

Bremen.
C. Schünemann's Verlag.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das System der erworbenen Rechte.

Eine Versöhnung des positiven Rechts und der Rechtsphilosophie
von
Ferdinand Lassalle.

Zweite Auflage, herausgegeben von
Lothar Bucher.

Zwei Theile. 8. Geh. 15 M. Geb. 18 M.

Lassalle's Hauptwerk „Das System der erworbenen Rechte" hat bei seinem ersten Erscheinen in juristischen, philosophischen, politischen und administrativen Kreisen Aufsehen erregt und liegt jetzt in zweiter Auflage vor. Dieselbe ist von dem Wirkl. Geh. Legationsrath Lothar Bucher in Berlin, welchem Lassalle das literarische Eigenthum seiner Schriften vermachte, herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet, in welchem derselbe unter anderm sagt, selbstverständlich finde das Werk Eingang in die Bibliothek der Gelehrten, aber auch keinem Praktiker mit wissenschaftlichem Sinne werde es mehr fremd und entbehrlich sein.

WESER-ZEITUNG
(Bremen)
Täglich 3 Ausgaben.

Bei allen Postanstalten
pr. Quartal 7 Mark.
Inserate pr. Zeile 25 Pf.
Probenummern versendet gratis
Die Expedition der „Weser-Zeitung", Bremen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben wurde vollständig:

Heinsius' Allgemeines Bücher-Lexikon.

Sechzehnter Band,

die von 1875 bis Ende 1879 erschienenen Bücher enthaltend.

Herausgegeben von **Otto Kistner.**

4. Geh. 63 M. 60 Pf., auf Schreibpapier 84 M. 80 Pf.

Dieses im Jahre 1793 von Wilhelm Heinsius begründete, für Bibliotheken, Buchhändler und Bücherfreunde unentbehrliche Katalogwerk bietet ein vollständiges alphabetisches Verzeichniß aller seit 1700 in Deutschland und in den sprachlich damit verwandten Ländern erschienenen Bücher, nebst Angabe der Druckorte, der Verleger, des Erscheinungsjahres, der Seitenzahl, des Formats, des Preises, und andern bibliographischen Nachweisen. Mit dem soeben vollendeten 16. Bande ist die Bibliographie der deutschen Literatur bis Ende des Jahres 1879 fortgeführt.

Bei Abnahme eines vollständigen Exemplars oder einzelner älterer Bände des Werks werden wesentlich ermäßigte Preise gestellt.

Die
Deutsche Socialdemokratie.
Ihre Geschichte und ihre Lehre.

Eine historisch-kritische Darstellung
von
Franz Mehring.

Dritte vermehrte Auflage.
Preis: Elegant geheftet 4 M. 50 Pf.

Bremen.
C. Schünemann's Verlag.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAISERLICHE UNIVERSITÄTS- UND LANDES-BIBLIOTHEK Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 37. — 14. September 1882.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Dramatische Mitarbeiterschaft. Von Rudolf von Gottschall. — Eine deutsche Carlyle-Biographie. Von Leopold Katscher. — Neue Lyrik. Von Alexis Aar. — Vermischte Schriften. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Dramatische Mitarbeiterschaft.

Die literarische Association ist nicht von heute und gestern. Die Losung: viribus unitis, hat schon oft in der Literatur eine Rolle gespielt; und warum sollen sich ergänzende Kräfte nicht durch ein harmonisches Zusammenwirken ein vollendeteres Werk schaffen, als wenn jeder für sich allein mehr oder weniger an der Schranke seines Könnens scheitert? Wenn in Deutschland von jeher gegen solches Zusammenarbeiten auf dem Gebiete dichterischer Production entschiedener Protest erhoben wurde, so kam dies daher, daß man von der Originalität und Inspiration des dichterischen Genies von jeher den höchsten Begriff hatte, und in der That ist die Mitarbeiterschaft von den höhern dichterischen Gattungen ausgeschlossen; es gibt keine getheilte Unsterblichkeit, und man kann denselben dichterischen Lorber nicht zugleich zwei Köpfen aufsetzen. Doch ist dies auch cum grano salis zu verstehen. Schiller und Goethe haben in den „Xenien" ein gemeinsames Pelotonfeuer eröffnet, und mit deutscher Gewissenhaftigkeit hat man später nachzuweisen gesucht, aus welcher Muskete die einzelnen Schüsse gekommen sind. Die Mitwelt, die noch keine Classikerausgaben kannte, fand die Ueberhebung der beiden Dioskuren und die Anmaßung literarischer Dictatur mit Recht verwerflich und verdammte die Xeniendichter in Bausch und Bogen. Doch eine andere Art von Mitarbeiterschaft findet sich in den Briefen zwischen Schiller und Goethe. Wenn das Verfahren der französischen Collaborateurs ganz durchsichtig wäre, so würde man finden, daß der eine oder der andere derselben sich nur auf jene kritischen Rathschläge und Vorschläge, Erwägungen und Prüfungen beschränkte, mit denen die beiden Dichter von Weimar in ihrem ästhetisch so werthvollen Briefwechsel sich gegenseitig unter die Arme griffen. Wäre dies im neuen Paris der Fall gewesen, so hätten wir vielleicht einen „Wallenstein" von Schiller und Goethe, oder einen „Wilhelm Meister" von Goethe und Schiller erhalten; denn der geistige Antheil wird dort auf der Goldwage gewogen, und wer nur einige Procente Erfindung, einige Gran von Gedanken und Einfällen beisteuert, nimmt das Recht für sich in Anspruch, auf der Etikette genannt zu werden.

Selten ist in früherer Zeit eine Firma als solche in die Literaturgeschichte übergegangen. Das einzige Beispiel ist Beaumont und Fletcher, um so merkwürdiger, als diese Dichter in einer Zeit lebten, in der man ganze Erfindungen, Situationen, Wendungen und Gedankengänge sich gegenseitig ohne Gewissensbisse entlehnte. Wie viele ungenannte Mitarbeiter hat Shakspeare in seinen Werken gehabt! Es war eine Zeit der Blüte des Theaters, auch der materiellen Blüte, wie gegenwärtig in Paris; alle diese Poeten dachten nur an den nächsten Erfolg; selbst Shakspeare nahm nur für seine Sonette die Unsterblichkeit in Anspruch, nicht für seine Bühnendichtungen. Darum erwog man nicht ängstlich das Mein und Dein, arbeitete getrennt und vereinigt, wie es sich gerade traf, benutzte und plünderte sich gegenseitig; das geistige Eigenthum kam damals nicht in Frage, wenigstens nicht vom juristischen Standpunkte aus. Daß sich die Zeitgenossen über Shakspeare's Art und Weise, das Brauchbare zu nehmen wo er es fand, nicht weniger beklagten als die neuern Franzosen über die gleiche Eigenheit Victorien Sardou's: das beweist der Ausfall Robert Greene's auf die mit fremden Federn sich schmückende Krähe. Beaumont und Fletcher waren zwei ehrliche Collaborateurs; doch es wird trotz aller kritischen Untersuchungen immer zweifelhaft bleiben, welchen Antheil jeder von ihnen an den einzelnen Stücken, und welche eigene Physiognomie einer oder der andere dieser siamesischen Zwillinge dramatischer Production hatte.

Das Drama läßt am ehesten ein gemeinsames Schaffen zu, soweit es nicht als bedeutsames Dichtwerk eines schöpferischen Genies in seiner Einzigkeit jedes Zusammenarbeiten ausschließt: doch das auf die Wirkung des Abends berechnete Bühnendrama hat mehr als jede andere Dichtart eine technische Seite, und bei jeder Technik ist ein Zusammenarbeiten möglich. Auch beim Roman, besonders wenn er die Technik der Ueberraschungen, die sogar eine gewisse Schablone hat, in erster Linie berücksichtigt, ist es nicht ausgeschlossen: das beweisen Dumas und Maquet noch mehr als Erckmann und Chatrian. Nur in der Lyrik, dem Erguß der eigensten Empfindung in geschlossener Kunstform, kann man von dem Dichter sagen:

Da tritt kein anderer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein.

Ein Zusammenarbeiten kann man sich nun in verschiedener Art und Weise denken. Es gibt erfinderische Köpfe, denen Verwickelungen und Situationen zuströmen, denen aber, wenn sie die Feder in die Hand nehmen, der ganze Phantasiespuk zerfließt. Dagegen gibt es wieder andere, die nicht erfinderisch sind, die aber gegebene Erfindungen zu fixiren, auszugestalten, in künstlerische Formen zu gießen wissen. Solche Mitarbeiter würden sich gegenseitig ergänzen. Es gibt phantasievolle Köpfe, denen aber die Phantasie leicht durchgeht, und dagegen wieder mehr kritische Köpfe, welche gegenüber solchen Extravaganzen zu ruhiger Besinnung zurückrufen, welche zu zügeln, zu moderiren wissen, welche Chik und Maß besitzen. Auch hier wären die Supplementärfarben vorhanden zu einer wünschenswerthen Harmonie. Der eine hat für das Lustspiel den Ton gewandter Unterhaltung, der andere den schlagenden Witz, welcher die Lichtpunkte aufsetzt. Der eine weiß mit den kleinen Wirkungen, den Requisiten, den Mätzchen der Bühne Bescheid und verschafft durch diese unscheinbare Nachhülfe einem sinnvollen, aber schwerer beweglichen Dialog auf der Bühne eine überraschende Wirkung.

Für alle diese Varianten finden sich, soweit man in das Geheimniß der Ateliers eindringen kann, Beispiele in der neufranzösischen Literatur, in der die Mitarbeiterschaft zu einer bisher ungekannten und bisjetzt noch einzig dastehenden Bedeutung und Virtuosität gediehen ist, ja, wie Méry und Barthélemy beweisen, selbst auf dem Gebiete der eigentlichen Dichtung Lorbern errungen hat. Doch ihre Domäne bleibt immer das Theater, und hier ist wol Scribe, der sich mit seiner Feder zuerst ein Palais erschrieb, der tonangebende Meister gewesen: die jüngern Kräfte lehnten sich an den gewandtesten Virtuosen der Technik an; sein berühmter Name mußte sie mit in die hohe See der Literatur hinausbugsiren. Und das ist in Frankreich so geblieben. Der berühmte Schriftsteller läßt seinen Ruhm für sich arbeiten; er gibt seinen Namen her und hat damit den Löwenantheil des Erfolgs: seine eigentliche Arbeit ist oft nur gering, Verbesserung, Einrichtung, einige aufgesetzte Lichter. Oder er gibt die Stoffe und das Scenarium und hat dann wie der Bildhauer seine Marmorarbeiter, welche die ganze gröbere Arbeit machen; dann meißelt wieder seine Kunst einige feine und geniale Züge hinein, die das ganze Werk auf ein höheres Niveau erheben. In der Regel macht der berühmte Meister seine Souveränetät in einer Weise geltend, die keinen Widerspruch verträgt. Das beweist eine gerade jetzt durch die Blätter gehende Anekdote. Zu Scribe kommt ein jüngerer Autor, Dupin, mit einem umfangreichen Manuscript, einem Schauspiel: „Michel und Christine", in vier Acten und mit fünfundzwanzig Personen. Scribe erklärt sich bereit zur Mitarbeiterschaft, nimmt das Stück an sich, und Dupin, der des Erfolgs sicher ist, kümmert sich nicht weiter um das Schicksal desselben. Das Schauspiel ist für das Gymnasetheater bestimmt: Scribe ladet Dupin ein zur üblichen Vorlesung. Dieser erscheint und ist sehr erstaunt, als Scribe ein ganz kleines Manuscript aus der Tasche zieht und ein einactiges Schauspiel: „Der Bär und der Pascha", vorliest, in welchem nur drei Personen mitspielen. Das ist aus seinem voluminösen und personenreichen Werke geworden! Doch er wagt nicht zu protestiren, und dieser Extract aus seinem Opus erweist sich als zugkräftig und erfolgreich.

In seinem interessanten Werke „Reise um die pariser Welt" gibt Theophil Zolling einige Einblicke in die Compositionsweise der zusammenschaffenden pariser Autoren. Labiche, ein origineller Poet, hat meist mit andern zusammengearbeitet. Von ihm behaupten seine Gegner, daß er von 53 Stücken oder 112 Acten der Gesammtausgabe seiner Werke nur 4 Aufzüge, und nicht die besten, ganz allein verfaßt habe. Augier erzählt von seiner Collaboration mit Labiche, es habe seine eigene Rolle mehr darin bestanden, ihn durch Widerspruch anzuregen, als ihm Ideen anzugeben; denn diese seien dem phantasiereichen Labiche so rasch zugeflogen, daß Augier keine Zeit gefunden, selbst welche zu bekommen. „Ich fordere von meinem Collaborator nicht eben viel", sagte mir Labiche, als ich ihn darum befragte, „wenn er nur ein angenehmes Gesicht (une bonne tête) hat und zu lachen versteht." Mir scheint es ausgemacht, daß Labiche der fundamentalen Erfindungsgabe ermangelt. Darum sollen ihm seine Collaboratoren die Grundzüge der Handlung, den Ausgangspunkt, oder wie die Franzosen dies nennen, la donnée liefern. Hat er das Rohmaterial, so braucht er den Mitarbeiter nur noch als eine Art Probiermamsell, um an ihm die Wirkung seiner Einfälle zu beobachten."

In dem Aufsatze „Wie Theaterstücke gemacht werden" erzählt Zolling, wie der jüngere Alexandre Dumas von einem gewissen Marc Bayeux zu einem Collaborator wider Willen gemacht wurde. Er hatte überhaupt von jeher Unglück mit seinen gemeinschaftlichen Productionen. Vor langen Jahren machte er aus einem unbrauchbaren Schauerdrama von Emile Girardin das Repertoirstück „Le supplice d'une femme", wofür ihm sein Mitarbeiter zum Dank mit einem Proceß wegen angeblicher Verballhornung

seiner frühern Composition drohte, sodaß das Schauspiel noch heute als vaterlose Waise ohne Nennung der Autoren gegeben werden muß. Es ist begreiflich, daß sich Dumas unter solchen Umständen vornahm, nie wieder zu collaboriren. Aber er hielt nicht Wort. Vor vier Jahren bearbeitete er das Stück eines jungen Russen, und „Die Danischeffs" hatten überall einen so durchgreifenden Erfolg, daß von Stund an für die große Schar junger und alter Streber der bloße Name des jüngern Dumas auf dem Theaterzettel für eine Bürgschaft des Gelingens galt." Weiterhin erzählt Zolling: „Ist der einflußreiche Collaborator glücklich gewonnen, so beginnt die Arbeit zu zweien. Erst wird das Scenarium festgestellt, und dann geht es an die Ausführung, die sich nach den Gewohnheiten des Hauptcollaborators richtet. Bei Scribe und Legouvé war letzterer der einzig ausarbeitende Associé, während Scribe blos kritisch mithalf. Dasselbe gilt von den Firmen Meilhac u. Halévy und Erckmann-Chatrian («Juif polonais», «Ami Fritz»), von denen Halévy und Chatrian selten eine Feder ansetzten. Wieder andere Collaboratoren, wie Labiche und Goudinet, pflegten unabhängig voneinander zu arbeiten und das Beste aus beiden Versionen in die neue herüberzunehmen. Bei Hennequin und Millaud ist das Gerüst der Handlung bis ins Kleinste Hennequin's ausschließliches Werk, während der Dialog und die Couplets aus der Feder des witzigen Redacteurs des «Figaro» fließen."

Gegenüber dieser in zahlreichen Varietäten gedeihenden Blüte der Mitarbeiterschaft in Frankreich zeigen sich in Deutschland erst schüchterne Keime derselben auf jungfräulichem Boden. Der germanische Geist liebt das Eigenartige bis zum Knorrigen und ist nicht geneigt zu Zugeständnissen und Verschmelzungen. Die berliner Possendichter folgten zuerst dem pariser Muster. Von Kalisch ist es bekannt, daß er wenig Erfindung besaß: hierin war er auf seine Mitarbeiter angewiesen, oder er nahm wiener Stoffe, die er für Berlin zurechtmachte; doch er dichtete witzige Couplets. Der deutsche Haupteollaborator ist G. von Moser; auch er besitzt geringe Erfindung, doch eine gute Laune, die den ganzen Dialog, den ein anderer verfaßt, wie mit blitzenden und zündenden Funken betupft. Mit Benedix verfaßte er in solcher Weise „Das Stiftungsfest". Moser hatte den ersten Gedanken; beide Autoren componirten dann das Ganze gemeinsam. Doch Benedix schrieb den ganzen Dialog, der bei Moser immer etwas kurzathmig ausfällt und sich selten zu größern Satzbildungen entschließt. Moser streute nun wie Goldkörner einzelne glänzende Effeete und Aetschlüsse, wenig Worte, aber viel Wirkung, darüber aus. Benedix fand das zu schwankartig und protestirte dagegen: so ließ jeder der beiden das Stück in der von ihm gut befundenen Gestalt erscheinen, wobei Moser den Vogel abschoß. Mit Eduard von Schönthan zusammen schrieb er dann mehrere Stücke, besonders das so erfolgreiche Lustspiel „Krieg im Frieden". Hier brachte Moser jedenfalls den Soldatenwitz und viele Bühnenpointen dazu, während Schönthan gewiß den Dialog, besonders in den größern Scenen ausarbeitete. Doch auch diese Compagnieschaft scheint sich wieder aufgelöst zu haben: es fehlt eben den Deutschen das Talent zur Association. Wie die Dichtercomponisten beweisen, will der Einzelne als Genie sogar mehrere Künste allein beherrschen und sagt zu allem Fremden: Noli turbare circulos meos!

In der That kann aber auch die Mitarbeiterschaft nur bei Werken stattfinden, welche auf literarische Dauer verzichten.

Rudolf von Gottschall.

Eine deutsche Carlyle-Biographie.

Thomas Carlyle. Ein Lebensbild und Goldkörner aus seinen Werken. Dargestellt, ausgewählt, übertragen von Eugen Oswald. Leipzig, Friedrich. 1882. 8. 4 M.

Der voriges Jahr erfolgte Tod des großen „Sehers von Chelsea" hat eine reiche Carlyle-Literatur in englischer Sprache hervorgerufen. Ein Buch nach dem andern erschien über das Leben und Wirken des berühmten Kenners und Förderers der deutschen Literatur. Es gab der Berührungspunkte zwischen Carlyle und Deutschland allerdings viele und wichtige, daher es uns aufrichtig freut, daß nun auch in deutscher Sprache der Versuch gemacht worden, dem hervorragenden Todten ein Denkmal in Form einer Biographie zu setzen. Eugen Oswald, einem in London lebenden deutschen Schriftsteller von gutem Rufe, gebührt das Lob, daß ihm dieser Versuch recht gut gelungen ist, und wir wollen hauptsächlich an der Hand seines Buchs den Lesern d. Bl. in kurzen Zügen ein Bild des bedeutenden Mannes geben, dessen Einfluß auf die englische Denkweise der Neuzeit ein so bedeutender und durchgreifender war.

Thomas Carlyle wurde am 4. December 1795 bei Ecclefechan in der schottischen Grafschaft Dumfries geboren und besuchte zuerst die Schule in Annan. Sein Vater, ein sehr intelligenter, aber streng religiöser Mann, der Landwirthschaft betrieb, wollte aus dem jungen Thomas einen Geistlichen machen und sandte den kaum Funfzehnjährigen auf die Universität nach Edinburgh, wo der hochbegabte Knabe und Jüngling sieben Jahre verbrachte. Er betrieb seine Studien mit außerordentlichem Eifer; besonders liebte er die Mathematik. Was man sich über seine Belesenheit erzählt, grenzt an das Fabelhafte. Gleich damals verlegte er sich mit großem Fleiß auf das Erlernen des Deutschen und auf die Lektüre unserer Classiker. Bald fühlte er Widerwillen gegen den ihm bestimmten Stand. Nach beendigter Studienzeit wurde er Lehrer der Mathematik, aber schon nach zwei Jahren beschloß er, sich gänzlich der Literatur zu widmen. Er lieferte Zeitungsartikel und Beiträge für ein Conversations-Lexikon, bis er 1823 im „London Magazine" mit einer

großen Schiller-Biographie („Life of Schiller") auftrat, die zwei Jahre später als Buch erschien und allgemein gepriesen wurde. Daran schloß sich 1824 eine Uebersetzung von Goethe's „Wilhelm Meister"; dieselbe fand aber kühle, ja ablehnende Aufnahme. Schon damals zeigte sich der eigenthümliche Carlyle'sche Geist. Daneben gab er die exacten Wissenschaften nicht auf, sondern veröffentlichte viele mathematische Abhandlungen und eine Uebertragung von Legendre's „Geometrie" (1824). Im Jahre 1827 folgten vier Bände „Musterstücke deutscher Romantik". In demselben Jahre heirathete der vielversprechende Schotte ein Mädchen, welches direct von dem großen schottischen Reformator John Knox — den Carlyle erst vor etwa sechs Jahren in einem besondern Buche verherrlicht hat — abstammte, und zog sich mit ihr auf ein schottisches Landgütchen zurück, von dem er selbst an Goethe schrieb, es sei „der einsamste Winkel in ganz Britannien". Dort blieb er bis 1834 und lebte nur seinen Studien. Die Geschichtschreibung wechselte mit der Philosophie, Politik und Literarhistorik ab; heute war er Biograph, morgen Schilderer socialer Verhältnisse. Hier schrieb er auch jene Reihe glänzender kritischer und biographischer Essays, welche das Volk Shakspeare's zuerst mit den Reichthümern modernen deutschen Denkens und Dichtens bekannt machten. Eine besonders meisterliche Behandlung dieses Gegenstandes, dessen Wichtigkeit anzuerkennen er seine Landsleute zwang, ist in der „Edinburgh Review" erschienen („German Literature"). Bis dahin waren den Gebildeten Englands, soweit sie sich überhaupt um deutsche Literatur kümmerten, deren Meisterwerke nur in dem unvortheilhaften Licht bekannt, in welchem sie Francis Jeffrey darstellte. Carlyle war es, der die landläufige Kritik wie nach allen Richtungen so auch in Bezug auf deutsche Literatur umstürzte und einen im Feuer ernster ästhetischer Sympathie erwärmten, von seinem intellectuellen Verständniß getragenen Geist in sie einführte. Mit seiner unvergleichlichen Gabe für Charakteristik entwarf er die Porträts Schiller's und Goethe's, Jean Paul's und Fichte's und anderer Stützen unserer Literatur. Die Söhne Albions wurden inne, daß unter ihnen ein anderer Columbus entstanden sei, der für sie eine neue Welt entdeckt habe, deren Schönheit und Großartigkeit sie entzückte. Zu dieser Mission war wol niemand geeigneter als Carlyle mit seiner Kenntniß der deutschen Sprache, wie sie selten in solchem Maße ein anderer Ausländer besessen, und mit seiner festen Ueberzeugung, daß die deutsche Literatur der britischen an Tiefe, Aufrichtigkeit, Wahrheit und Zielbewußtsein weit überlegen sei. Ganz unbegrenzt war seine Bewunderung für unsere zwei größten Dichter. Als Schiller starb, war Carlyle erst zehn Jahre alt, aber mit Goethe hat er correspondirt, und seine Briefe an ihn haben ihren Platz in der gedruckten Ausgabe von Goethe's Briefen gefunden. Er veranlaßte einst einige hervorragende Engländer, im Verein mit ihm an Goethe eine Adresse zu senden; er verfaßte sie und gab seiner hohen Verehrung für den Dichter des „Faust" und des „Wilhelm Meister" darin beredten Ausdruck. „Als Zeichen verehrender Sympathie und tiefgefühlter Dankbarkeit", hieß es darin. Alles in allem sind die Verdienste des Verstorbenen um die Verbreitung der Kenntniß der deutschen Literatur im Auslande unschätzbar: man hat ihm es doch sogar oft genug zum Vorwurf gemacht, er schreibe ein germanisirtes Englisch.

Auch seine übrigen während jener Zeit entstandenen Schriften sind vortrefflich. Seine Charakteristik Burns', die 1828 erschien, blieb maßgebend für die Beurtheilung dieses edeln schottischen Poeten. Aus derselben Zeit stammt eins seiner bedeutendsten Werke: „Sartor Resartus", worin die ihm eigenthümliche Mischung von Erhabenem und Grotesken sich kenntlich macht. Für diese Schrift konnte er anfänglich keinen Verleger finden, er ließ sie daher 1833 und 1834 in „Fraser's Magazine" erscheinen. Es ist die Geschichte des Herrn Teufelsdröckh, Professors an der Universität zu Weißnichtwo, dessen „Gedanken, Ansichten, Speculationen und Seelenkämpfe" sie schildert. Die Wahrheit ist, daß hinter diesem seltsamen, auf sich selbst beruhenden, verschlossenen Helden, dem unconventionellen, kurz angebundenen und markigen Gelehrten der Verfasser selbst steckt. In der That besaß Carlyle gleich ihm eine echt menschliche Seele. Wenn seine Stimme die Lüge und die Lügner denuncirte, so konnte es leicht vorkommen, daß sie jenen zu heftig klang, die den Propheten nur dann lieben, wenn er ihnen angenehme Dinge mit sanfter Stimme sagt.

Aus Anlaß der Veröffentlichung dieser seiner Selbstschilderung übersiedelte Carlyle 1834 nach London, wo er bis zu seinem Tode in dem südlichen Chelsea lebte; daher auch sein Epitheton „Seher von Chelsea". Von nun an ließ er, nachdem er bisher anonym geschrieben, alles unter seinem Namen erscheinen.

Carlyle's Stil ist oft gepriesen, noch öfter verurtheilt worden. Allerdings haftet demselben eine gewisse Manierirtheit an; aber einem denkenden Menschen wird diese kaum störend sein bei einem Schriftsteller, der die vollendete Fähigkeit besitzt, unter die Schale der Wahrheit zu dringen, um sich und seine Leser in den Besitz des Kerns zu setzen. Und dann, ist guter Stil nicht der, welcher die Ideen in die besten Ausdrücke kleidet? Nun, man wird wol schwerlich einen Stil finden, der poetischen Zauber mit dem ernsten Realismus der Geschichte so glänzend verbindet, wie es in Carlyle's „Geschichte der Französischen Revolution" (1837) geschieht. Dieser Stil besteht aus brennenden Gedanken, in brennende Worte gekleidet. Welch feuriger und malerischer Gefühlsausdruck! Allerdings sind diese Gefühle sehr intensiv, und es mag daher sein, daß sie weniger begeisterten Seelen extravagant vorkommen. Der in dem Buche herrschende glühende Enthusiasmus ist bald durch Zartheit gemildert, bald durch beißende Satire verstärkt. Der Verfasser dieses wundervollsten von allen Bildern jener großen Epoche betrachtet den Ausbruch des nationalen Zorns als ein Werk göttlicher Rache, die mit heiliger Wuth die angehäufte Lüge, Falschheit und Unwahrheit von

Jahrhunderten vernichtet. Sie ist ihm eine in höllisches Feuer gekleidete göttliche Wahrheit. Alles in allem genommen ist das Prädicat „ein Epos in Prosa", das man diesem Meisterwerke Carlyle's beigelegt hat, wohl gerechtfertigt.

Im Jahre 1837 hielt der nunmehr hochgeachtete und angesehene Schriftsteller Vorlesungen über deutsche Literatur; 1838 setzte er dieselben fort und las zugleich auch über die europäische Culturentwickelung. Im Jahre 1839 sprach er über die neuern europäischen Revolutionen und 1840 über Heroencultus. Gleichzeitig publicirte er „Das Heroische in der Geschichte". Es läßt sich nicht leugnen, daß er in der Lobpreisung seiner Helden oft nicht wählerisch genug war, jedoch kann man gegen seine Theorie des Heldenhaften — Wahrheitsliebe, Selbst- und Furchtlosigkeit, Einfachheit und Ergebenheit — kaum etwas einwenden. Durch die politischen Werke über England: „Chartismus" (1840) und „Vergangenheit und Gegenwart" (1843), bewies er, daß er über der Beschäftigung mit dem Auslande seine Heimat nicht vergessen hatte. Am besten zeigte sich dies 1845 durch die Herausgabe von „Oliver Cromwell; dessen Briefe und Reden", von vielen für sein Hauptwerk gehalten. Er entwickelt darin ein Forschertalent und eine Ausdauer, die wirklich erstaunlich sind. Seine Ehrenrettung von des Protectors Charakter wirkt mit überzeugender Macht, es ist Carlyle damit gelungen, das Bild des großen Staatsmannes wieder in das Pantheon der englischen Geschichte einzuführen. Die Ereignisse von 1848 veranlaßten die „Latter-day Pamphlets" (1850), die unbändigste, schärfste, bitterste und leidenschaftlichste aller seiner Schriften. Die Heftigkeit der darin geführten Sprache verletzte gar viele. Jenes große und merkwürdige Jahr nennt er eins der seltsamsten, unheilvollsten, erstaunlichsten und erniedrigendsten, die Europa je gesehen. Ein Jahr später machte er mit seiner äußerst fesselnden Biographie John Stirling's Sensation. Sein nächstes wichtiges Werk war die von 1858—64 erschienene „Geschichte Friedrich's II., genannt Friedrich der Große" in vier Bänden, ein vorzügliches Bild Europas während und vor dem Siebenjährigen Kriege. Aber er hat sich nicht auf Deutschland und Frankreich beschränkt: auch dem hohen Norden hat er sein Augenmerk zugewendet und eine Geschichte der „Alten Könige von Norwegen" geschrieben, worin er mit noch immer höchst jugendlicher Begeisterung die Recken und Helden jener halbsagenhaften Zeiten schildert und einige, wie die Olafs, den blondlockigen Harald Haarfagr u. a., geradezu als vollkommene Muster aufstellt. In diesem seinem letzten Buche verherrlicht er wie in mehrern frühern den Despotismus. Dies in einem so demokratischen Zeitalter zu thun, mochte ihm immerhin als Fehler angerechnet werden. Uebrigens ist es selbstverständlich, daß er keine Autokratie wollte, die „von Gottes Gnaden" das Recht hätte, dem Volke Unrecht zu thun, sondern er construirte sich einen idealen Despotismus und empfahl, „den Weisesten die höchsten Plätze zu geben". Kritik, Biographie und Geschichte schrieb Carlyle wie wenige vor ihm. Seine Tiefe, Kraft und individuelle Originalität sind unübertrefflich. Er trachtete, das Herz der Menschen und die Seele der Völker, über die er schrieb, genau kennen zu lernen. Individuen, Nationen, Ereignisse, alles malt er so lebhaft, daß man es leibhaftig zu sehen vermeint. Seine Historien sind keine trockenen Anhäufungen von Thatsachen, sondern Reihen fein geschnitzter Biographien. Seine socialen Schriften strotzen von gesunder, sich Bahn brechender Wahrheit. Wer z. B. seine schneidige Abhandlung über Mustergefängnisse gelesen hat, wird sich gewiß angeregt fühlen, gegen die trügerischen Halbwahrheiten Krieg zu führen, welche von den Anhängern einer Gefängnißdisciplin befürwortet werden, die viel mehr geeignet ist, die Verbrecher zu verhätscheln, als sie zu bestrafen. Ueberhaupt war er ein energischer Bekämpfer jener falschen Humanität und jener gemeinschädlichen Philanthropie, die das Bettelwesen fördert, statt demselben abzuhelfen, und die überhaupt ein schweres Hinderniß für die Lösung der socialen Frage ist.

Als Philosoph hat Carlyle der Welt nichts Neues geboten. Der Kern seiner philosophischen Lehren ist: die Menschen sollen vor allem offen und ehrlich sein, keine Betrüger und Heuchler; nur die Wahrheit ist dauernd, alles andere muß früher oder später zu Grunde gehen. Seine philosophischen Schriften zeigen ihn mehr als großen Künstler denn als großen Philosophen. Was er von Jean Paul gesagt, paßt auf ihn selbst: auch er ist ein großer Dichter in Prosa. Seine Art, Menschen zu schildern und Ereignisse zu gruppiren, deutet auf große dramatische Compositionsgabe und echt poetische Einsicht. Ebenso poetisch sind seine philosophischen Ansichten. Ihm ist der solide Erdball und alles, was demselben angehört, nichts als das wahrnehmbare Gewand einer göttlichen Idee. Den modernen Skepticismus, dem diese Welt eine Maschine und die künftige ein Sarg ist, macht er lächerlich und bekämpft ihn. Im ganzen genommen ist er ein rationeller Idealist.

Carlyle's Ruhm beruht nicht allein auf seiner schriftstellerischen Thätigkeit als solcher, sondern auch auf dem Werth dieser Thätigkeit für die Hebung der moralischen Natur des Lesers. Er hat nicht nur die Würde der Literatur in seltener Weise gestützt und aufrecht erhalten, sondern er war auch bestrebt, seinem Volke als Morallehrer die besten Vorbilder reinen Lebenswandels zur Richtschnur vorzuführen, wobei sein Ernst und sein Nachdruck unerreicht sind. In diesem Jahrhundert hat niemand so viel beigetragen, den englischen Geist zu erhellen, wie Carlyle. Keiner seiner Zeitgenossen war im Stande, die Welt so sehr nach seinem Willen zu gestalten. In der That, seine Schriften waren nicht die Werke eines unpraktischen Träumers; nein, sie haben das praktische Leben Englands sehr beeinflußt. Er schrieb keine Zeile ohne die Absicht, einen, mehrere oder alle Menschen zu überreden, das zu thun, was er als gut empfahl. Und in der Regel empfahl er nichts Schlechtes. Seine Lehren sind eine Quelle der Aufmunterung für alle aufstrebenden Geister; er hat gelehrt, wie selbst das ärmste Leben edel und kost-

bar zu gestalten ist. Es hieß daher mit Recht in einer ihm überreichten Adresse: „Von allen Arbeitern im Weinberge der Menschheit bist Du einer der würdigsten und beherztesten.“ Ja, auch beherztesten: denn oft war er mit der öffentlichen Meinung in Widerspruch. Er ärgerte sich oft über die herrschenden Zustände und verfolgte seinen eigenen Weg, um seine Gedanken in Worte zu kleiden, ohne viele Rücksicht zu nehmen auf den Willen und Geschmack seines Publikums. Viele bedeutende Männer waren auch keineswegs einverstanden mit seinen Lehren. Dennoch dürfte es kaum jemand geben, der nicht bereit wäre, bei aller Meinungsverschiedenheit dem tapfern Schotten, dessen Wirken, man mag sagen was man will, epochemachend war, warme Anerkennung zu zollen.

Die heutige jüngere Generation wird, nachdem Carlyle's Einfluß schon in Fleisch und Blut übergegangen ist und auf sie also nicht mehr wie neu einwirken kann, vielleicht nicht verstehen, welch große Wirkung er erzielte, als seine starke Sprache, sein seltsamer Stil und seine originellen dogmatischen Meinungen zuerst in die Literatur hineinplatzten. Unsern Enkeln wird der prophetische Enthusiasmus in seinen Schriften räthselhaft sein. Es ist jedenfalls schwer, den Platz genau zu bestimmen, den Carlyle's Name in der britischen Literatur schließlich einnehmen wird. So viel ist sicher, daß, wenn auch das Hauptinteresse für seine Schriften und deren Macht zum größten Theil in der Zeit liegt, es ihm doch niemals an hoher Anerkennung fehlen kann. Wer sich für Carlyle's Individualität näher interessirt, dem sei H. Taine's geistvolle Schrift „Der englische Idealismus“ bestens empfohlen. Aber auch das vorliegende Buch von Eugen Oswald gewährt reiche Aufschlüsse nach dieser Richtung. Besonders verdienstvoll sind des Verfassers Mittheilungen über die Beziehungen zwischen Carlyle und Goethe, sowie die als Anhang beigegebenen „Goldkörner“, aus den Werken des „Nestors der englischen Literatur“ zusammengestellte Aussprüche, die in ihrer Gesammtheit einen recht guten Begriff geben von dem Wesen und der Denkungsart Carlyle's. Kurz, das Buch ist werthvoll, interessant, lesenswerth und von löblicher Kürze.

Leopold Katscher.

Neue Lyrik.

1. Aus eigener Werkstatt. Freimaurerische Dichtungen von Feodor Löwe. Stuttgart, Wittwer. 1881. 16. 2 M. 50 Pf.

Es ist ein echter und bewährter Meister, der hier zu uns spricht, ein Meister der Freimaurer sowol als der lyrischen Poesie. Auch ist er in beiden Beziehungen längst kein Neuling mehr, und wenn seine früher veröffentlichten Gedichtsammlungen nicht allgemein bekannt geworden sind, so trägt die Bescheidenheit und Gediegenheit des Verfassers allein die Schuld, welcher ernst und sinnig seine eigenen Wege geht und seine Individualität niemals dem Götzen der Mode zum Opfer bringt.

Die vorliegenden Dichtungen wenden sich an einen beschränkten Leserkreis, an die Freimaurer und diejenigen, die dem Freimaurerthum als solchem Sympathien entgegenbringen, sie reden auch die specifisch freimaurerische Kunstsprache. Das aber beeinträchtigt entschieden ihren rein dichterischen Werth. Die Verdienste der Freimaurerei in praktischer wie in ideeller Beziehung sollen nicht geleugnet werden. Aber der eigentliche Gehalt ihres Wesens, ich möchte sagen das Zunftgeheimniß des Freimaurerthums ist nicht mehr Alleinbesitz des letztern; der Cultus der Weisheit, Stärke und Schönheit ist längst in das sittliche Glaubensbekenntniß aller höher entwickelten Naturen übergegangen, an dem Princip der helfenden Bruderliebe sucht sich jetzt sogar der alternde Staatsgedanke zu verjüngen. Specifisches Eigenthum des Freimaurerthums sind daher nur noch die Formen seiner Organisation und seine Symbole. Die letztern aber, so sinnig und geistreich sie gewählt sind, stellen sich doch nur als die Producte einer bewußten Willkür dar: sie entbehren des bewältigenden Zaubers, der geheimnißvollen Weihe, welche die elementar schaffende Kraft des Gemüths den Symbolen einer echten Volksreligion verleiht. Letztere sind tiefpoetisch, erstere berauben sich selbst der Poesie: denn wenn, allgemein menschlich aufgefaßt, die Sage von dem Witwensohne oder die Feier des Johannisfestes schön und rührend sind, so wirken sie doch als specifische Erkennungszeichen des Freimaurerthums, welches Christen, Juden und Heiden vereinigen möchte und doch nur eine neue Sekte mit der nämlichen Exclusivität bildet, tendenziös und deshalb unkünstlerisch.

Hiervon abgesehen, finden wir in den Löwe'schen Gedichten reiche Gaben, die auch den Nichtfreimaurer ansprechen und erfreuen müssen. So z. B. das Gedicht „Wunsch und Bitte“:

Bei symbol'scher Kerzen Licht,
Zum Johannisfest entzündet,
Geht das Herz uns auf und kündet,
Was in seinem Tiefsten spricht.

Hocherhabne Masonei,
Die als Lebenskunst zu preisen,
Woll' uns leitend unterweisen,
Daß uns Weisheit eigen sei.

Schenk' aus deiner Klarheit Born
Einen Strahl uns echter Stärke,
Der bei jedem Lebenswerke
Stütze uns zugleich und Sporn.

Lehre uns mit sicherm Schritt
Nach der Schönheit Säule schreiten,
Und ihr leuchtend Glanzverbreiten
Theile unsern Seelen mit.

Aber nicht nur uns allein
Spende Weisheit, Kraft und Schöne;
Nein, auf alle Witwensöhne
Laß sie ausgegossen sein.

Daß sie deines Namens werth
Und in Liebe treu verbunden,
Freien Männern gleich bekunden,
Was dein hoher Geist uns lehrt.

Der uns heißt den Kampf bestehn
Mit uns selbst wie mit dem Leben
Und den Muth uns weiß zu heben,
Siegreich draus hervorzugehn,

Selber ohne Furcht und Graun
In der bangen Scheidestunde,
Wo aus Osten tönt die Kunde,
Fest dem Tod ins Aug' zu schaun.

Was im tiefsten Herzen spricht,
Von der Lippe sei's verkündet,
Wenn zum Rosenfest entzündet
Der symbol'schen Kerzen Licht.

Hervorragend in Form und geistigem Gehalt sind besonders noch: „Ungelöst", „Am Grabe", „Zu Wasser und zu Land", „Auf dem Heimwege". Und wenn auch zuweilen in die formschönen Gebäude der Löwe'schen Dichtungen doch noch ein unvollkommen behauener Stein sich einfügt, wie z. B. das wegen der wiederholten Vorsilbe „ent" und des doppelsinnigen Wortes „entbunden" nicht gerade glückliche:

Und löse mir schmerzlos
Die entbunden entschwebende Psyche —

oder der wenig geschmackvolle Vers:

Daß sogar oft das Gebaren
Derer, die gleich uns bekellt,
Herzen zeigte, die vergrellt, (!)
Statt von Lieb' entzündet waren —

so können wir doch von dem Dichter selbst das gelten lassen, was er dem bekannten Schriftsteller Oswald Marbach zuruft:

Und weil du solch ein Meister bist,
Deß Reißbret voll von Plänen ist,
Von Bauentwürfen bester Art,
Dein' Weisheit sich mit Schönheit paart,
Drin jene Stärke klar erscheint,
Die Höchst- und Tiefstes fest vereint,
Drin nie das strenge Winkelmaß
Des Zirkels Forderung vergaß —
Drum haben wir als lieben Gast
Bei jener kurzen Reiserast,
Die dich an unsern Bau geführt,
Dich so begrüßt, wie dir's gebührt!

2. Gedichte von Ferdinand Bäßler. Gotha, F. A. Perthes. 1881. 8. 2 M. 80 Pf.

Der Autor, ehedem geistlicher Inspector und Professor in Pforta, weilt nicht mehr unter den Lebenden. Von seinen Gedichten, welche in der gegenwärtigen Zusammenstellung zum ersten male vor dem Publikum erscheinen, haben sich bereits seit der im Jahre 1851 erfolgten Herausgabe von Bäßler's „Legenden und Balladen" (Berlin, Decker) manche dauernd eingebürgert: so dürfte insbesondere wol die auch in die Echtermeyer'sche Sammlung aufgenommene packende Erzählung „Der Skieläufer" jedem ältern Kinde bekannt und von ihm mit Begeisterung gelesen und gelernt worden sein. Die erste Abtheilung: „Balladen und Legenden", behandelt meist religiöse Stoffe, doch ohne aufdringliche Tendenz, in schlichter Frömmigkeit und kindlicher Glaubensfreude. Genrebilder voll Anmuth und Herzenswärme entrollt die Abtheilung „Aus dem Daheim", in welcher besonders die Idylle „Themistokles der Zweite" durch sinnigen und behaglichen Humor sich auszeichnet. Die „Zeitgedichte" aus den großen Jahren 1870 und 1871 künden echten und schneidigen Patriotismus. Die Gedichte, so viele es auch verdienten, sind meist zu umfänglich, um als Probe an dieser Stelle wiedergegeben zu werden; wir beschränken uns deshalb auf das nachfolgende kleine Blumenepigramm, welches für die hohe Fähigkeit des Autors, fein und sicher zu beobachten und zu empfinden und seine Gedanken ebenso treffend als anmuthig zum Ausdruck zu bringen, ein kurzes, aber beredtes Zeugniß ablegt:

Vierblatt.

Was sie doch dich zu finden sich freun, vierblättriges Dreiblatt!
Nur was über das Maß, zählet der Mensch für ein Glück.

Ein neues Talent von herzerquickender Anmuth und Frische, ein wirklicher Gewinn für den Parnaß unserer Tage stellt sich uns in dem folgenden Autor dar:

3. Gedichte von Ernst Zitelmann. Berlin, Hertz. 1881. 8. 3 M. 60 Pf.

Das ist kein Grübler und Träumer, keiner, der sich mit den philosophischen Fragen und Grillen abquält, die in der Luft unserer über die Sonnenwende hinausgelangten Culturperiode überall umherfliegen wie die Herbstfäden im Hochsommer. So nahe Zitelmann persönlich der „grauen Theorie" steht — er ist Professor der Jurisprudenz an einer deutschen Hochschule —, so befindet er sich doch als Dichter auf der fetten grünen Weide des frisch und voll pulsirenden Lebens und empfängt Freud und Leid rein und unmittelbar von den ewig wechselnden Erscheinungen des Tags. Zwar verwahrt er sich mit ausdrücklichen Worten:

Versuche nie, in des Dichters Gedicht
Sein Leben wiederzufinden:
Zu erleben braucht er das alles nicht,
Er muß nur alles empfinden —

Aber wir können trotzdem getrost behaupten, daß in diesem Buche nichts steht, was nicht in der einen oder andern Weise erlebt worden wäre. Nicht blos die Reisebilder von Rom, vom Genfersee, vom Neckarthale, von Bornholm sind es; auch die Liebe, die in den Gedichten bald selig jauchzt, bald sich in Schmerzen bäumt, hat sich dem Dichter in ihrer ganzen Gewalt offenbart, er hätte sonst so leidenschaftliche und doch wieder so zarte, so unmittelbar aus dem Herzen kommende und zum Herzen

gehende Töne nicht finden können. Da ist zunächst die erste Studentenliebe, die in fröhlichem Humor und gesunder Natürlichkeit und dabei von einem in dieser Verbindung leider selten gewordenen keuschen Adel getragen aus „Des Sternwirths Töchterlein" herausklingt:

Mein Schatz, das ist kein Herrenkind,
Kein Fräulein zu und von,
Mein Schatz, das ist das einz'ge Kind
Des Sternwirths zu Heilbroun.
Da trinkt man roth und weißen Wein —
O Neckarwein, o Mägdelein!
Der Wein, der könnte besser sein,
Das Mägdlein muß ich loben.

Der neckischen Liebeständelei in „Antwort":

Deine süße Lippe fragt,
Wie ich lieb' dich, täglich —
Antwort ist nicht leicht gesagt,
Lieb' ist ja unsäglich.
Und nun forschest du zudem,
Was ist Liebe, stündlich —
Doch mir selbst ist das Problem
Völlig unergründlich.
Antwort will ich geben dir,
Doch ich bitt' beweglich:
Wort und Schrift erlasse mir,
Damit geht's zu kläglich.
Stehn doch auf gespanntem Fuß
Lieb' und Logik gründlich —
Aber küsse mich: mein Kuß
Gibt dir Antwort — mündlich . . .

folgen, wie so oft, die düstern Tage der „Passion". Sie heben mit dem Schlußgedicht der zweiten Abtheilung an:

Verklungen ist das süße Lied,
Und alle Lichter löschen aus —
Ich bin so müd', so sterbensmüd',
Und wünscht', auch ich wär' schon zu Haus.

Zu Haus . . . vielleicht im Reich des Lichts,
Wo auch der Sterne Heimat ist —
Vielleicht im grenzenlosen Nichts,
Wo man die Welt und sich vergißt.

Und wenn die 43 Passionslieder zuweilen auch an Heinrich Heine gemahnen, so sind es doch keine blos anempfundenen Reminiscenzen, welche z. B. in folgenden Gedichten zum packenden Ausdrucke gelangen:

Ich sah sie heut, ein bleiches Bild,
So schön, wie ich sie nie gesehn,
Ich sah sie fremd und ohne Gruß
Und kalt an mir vorübergehn.

In ihren Augen, die mich oft
Beglückt mit zärtlich warmem Strahl,
Las ich nichts mehr von alter Zeit,
Und nichts von Zorn und Liebesqual.

Doch sah auf ihrem Antlitz ich
Die Schatten mancher langen Nacht,
Die sie in bittrem Herzensweh
Trostlos und thränenvoll durchwacht.

Ich wandt' mich ab, sie ging vorbei,
So kalt, so ernst, so schön wie nie . . .
Ich dachte an mein eignes Leid
Und weinte über mich und sie.

Sie lachte laut und scherzte wild,
Und niemand wußte es als ich,
Daß einsam manche Nacht hindurch
Sie einst geweint — geweint um mich,

Daß dieser spöttisch stolze Mund,
Der bittre Worte zu mir sprach,
In sel'ger Liebestrunkenheit
Einst glühend auf dem meinen lag.

Und daß sie immer mich geliebt
Und mich noch liebte, sich zur Qual,
Das wußte ich, und niemand sonst,
. . . Vielleicht sie selber nicht einmal.

In der vierten Abtheilung: „Genesung", kommt das Liebesleben des Dichters zum harmonischen Abschluß. Hier sind besonders „Thränenopfer", „Liebessicherheit", „Wir beide wollen wandern", „Gelöbniß" von bezaubernder Zartheit und Innigkeit. Das letztere lautet:

Glaub' es nicht, wenn andre sagen,
Dieser Brautzeit Liebe sei
Nur ein Glück von wenig Tagen,
Und sie gehe bald vorbei,

Nur ein matter Abglanz bliebe
Nach den Flitterwochen dein —
Nein! es soll dieselbe Liebe
Heute, morgen, immer sein!

Immer bis ans letzte Ende
Sollen weihevoll wie nun
Deine lieben Frauenhände
Traulich in den meinen ruhn.

Wenn aus weißer Locken Schimmer
Einst dein Antlitz zu mir schaut,
Will ich lieben dich noch immer,
Wie ich dich geliebt als Braut!

Die Abtheilungen „Aus allen Tagen" und „Mädchenlieder" enthalten noch manches formgewandte und feinempfundene Gedicht, von denen uns besonders „Spanisch", die der verstorbenen Mutter und Schwester gewidmeten Lieder, sowie die im rührendsten Volkstone verfaßte und an die Burns'schen Balladen erinnernde „Anna-Marie" gefallen haben.

Die Ausstellungen, die wir gegen die Zitelmann'schen Gedichte zum Schluß noch erheben möchten, betreffen ihre Form und zwar nicht trotz, sondern gerade wegen der dem Dichter eigenen Begabung für dieselbe. Zitelmann hat den Glauben an die Fabel der „poetischen Licenzen" offenbar noch nicht völlig aufgegeben, sonst würde er sich Sprachverrenkungen wie:

Die rothe Rose, die du trägst
An deiner Brust, mir gib!

oder:

Deine süße Lippe fragt,
Wie ich lieb' dich, täglich —

nicht gestatten. Ferner wirkt es bei dem heutigen Reichthum und poetischen Zuschnitt unserer Sprache als eine

unkünstlerische Nachlässigkeit, wenn, wie dies bei Zitelmann häufig der Fall ist, in vierzeiligen Strophen die erste und dritte Zeile ungereimt bleiben, ohne daß dies durch die Natur des behandelten Gegenstandes, z. B. den geringern poetischen Gehalt desselben, geboten wäre.

4. Gedichte von Alfred Friedmann. Leipzig, Friedrich. 1882. 12. 3 M.

Schon bei Besprechung der vor fünf Jahren erschienenen „Leichtsinnigen Lieder" bemerkten wir das unleugbare dichterische Talent Friedmann's, ebenso aber die Schwierigkeiten, welche sich ihm bei Bewältigung der Form entgegenstellen. Wir finden in den vorliegenden neuen Gedichten dasselbe Talent wieder, aber ebenso den ihm anhaftenden Erdenrest, von dem es nur wenig abgestreift hat. Es mangelt wiederum an der nöthigen Reinheit und Correctheit von Sprache und Rhythmus, wie an der klaren und consequenten Durchbildung des poetischen Gedankens. Andererseits hat sich der Dichter gerade in formeller Beziehung keineswegs leichte Aufgaben gestellt. Er wählt mit Vorliebe die schwierigsten Versmaße und hat nicht nur das Sonett reichlich gepflegt, sondern sogar, wie es scheint, eine neue, eigene, zwischen Sonett und Canzone die Mitte haltende Form aufzustellen gesucht. Das Gesetz dieser Form, welche in einer größern Reihe von Gedichten wiederkehrt, ergibt sich sofort aus dem folgenden Beispiel:

Perlenrache.

Du hast doch von der Sage schon gehört —
Von jenem Seewurm auf des Weltmeers Grunde,
Der gern durch seines Stachels gift'ge Wunde
Der Perlenauster Kalkpalast zerstört?

Sie muß es tragen und sie muß es leiden,
Sie muß sich stumm ergeben und bescheiden —
Doch wenn sie sich zu Tod getroffen fühlt —

Da schließt sie die Narbe mit glänzender Perle!

Die Perle hat kein Seewurm je durchwühlt!
Die Muschel und die Auster, sie mag sterben,
Die Perle kann auch nicht die Zeit verderben!

Wenn gegen dich sich deine Zeit verschwört,
Dir schlägt, Poet, des Misverstehens Wunde,
Zieh' Perlenlieder aus des Herzens Grunde,
Die späte Enkelschar noch bebend hört!

Im allgemeinen ist an dem Gedicht zunächst auszusetzen, daß das Bild im zweiten Theile der ersten Strophe nicht glücklich gewählt ist, weil ein „Palast" durch „giftige Wunden" nicht „zerstört" werden kann. Ferner ist die zehnte Zeile nicht nur grammatikalisch unrichtig (es müßte heißen: „Die Muschel und die Auster, sie mögen sterben"), sondern auch uncorrect gedacht, da eine Muschel vergeht, aber nicht stirbt wie die Auster. Endlich ist das Bild: „Zieh' Perlenlieder aus des Herzens Grunde", keineswegs sehr geschmackvoll und entspricht überdies weder der Thätigkeit der Auster bei der Perlenbereitung noch auch der Thätigkeit des Dichters.

Was nun die neue Form selbst anlangt, so ist es mit dem Erfinden auf diesem Gebiete überhaupt eine misliche Sache. Hat doch selbst ein so gewaltiger Meister der Form wie Platen trotz aller Versuche in dieser Beziehung nichts Bleibendes geleistet! Die plötzlich in Daktylen galopirende Mittelzeile wirkt überraschend und geistreich, wenn sie, wie in dem mitgetheilten Gedicht, gewissermaßen den Brennpunkt des Ganzen bildet. Trotz alledem läßt sich aber die bei der Schöpfung geübte bewußte Willkür des Dichters nicht verleugnen, die, wie alle Willkür, auf die Dauer ermüdend wirkt.

Hiervon abgesehen, hat Friedmann wiederum ein reiches Füllhorn von Poesie über uns ausgeschüttet. Insbesondere möchten wir die Balladen und unter diesen wieder die tiefgreifende: „Murillo", ferner seine Reisegedichte („Auf Reisen") rühmend hervorheben, wie z. B. „Kathedrale zu Sevilla":

Halbdunkel in den mystischen Kapellen! —
Zerknirschte Schönen, die auf Marmor knieen,
Den Rosenkranz durch ros'ge Finger ziehen,
Und trinken an des Glaubens ew'gen Quellen.

Indeß vom Chore Orgeltöne schwellen
Und jenen Stunden in der Beichte fliehen,
Ist auch die Ablaßzeit herangediehen —
Manch mattes Antlitz seh' ich sich erhellen.

Du schwarzes Kind von kaum noch vierzehn Jahren,
Was hast du schon so Sündliches erfahren,
Was hast du schon so Sündliches begangen?

Du fächerst dich, indeß du weinend beichtest,
Und als du nun Absolution erreichtest —
Entschlüpfst du wie die glatteste der Schlangen.

Man sieht, wie fein Friedmann fremdartige Localtöne zu erfassen weiß, ein Talent, welches ihm insbesondere auch bei der Wahl und Verdeutschung der Gedichte aus dem Englischen, Französischen und Italienischen zu statten gekommen ist.

Alexis Aar.

Vermischte Schriften.

1. Reden und Aufsätze. Neue Folge. Von Gustav Rümelin. Freiberg i. Br., Mohr. 1881. 8. 8 M.
2. Tunis. Land und Leute. Geschildert von Ernst von Hesse-Wartegg. Mit 40 Illustrationen und 4 Karten. Wien, Hartleben. 1882. Gr. 8. 5 M.
3. Drei Sommer in Norwegen. Reiseerinnerungen und Culturstudien von L. Passarge. Leipzig, Schlicke. 1881. Gr. 8. 6 M.
4. Vom Zürichberg. Skizzenbuch von Johannes Scherr. Zweite Auflage. Leipzig, O. Wigand. 1881. 8. 5 M.

In diesen „Reden und Aufsätzen" entwickelt Gustav Rümelin (Nr. 1) tiefe und sehr anregende Gedanken über philosophische, staatsrechtliche, kirchlich-politische, wirthschaftliche und Schulfragen. Er nimmt in seinen Ausführungen

eine durchaus eigenthümliche Stellung ein und vertheidigt seinen Standpunkt, unbekümmert darum, ob er Zustimmung oder Widerspruch finde. Auch diejenigen, welche sich mehr zu letzterm hinneigen, werden dem Verfasser nicht absprechen können, daß seine Darlegung eine sehr interessante ist und auf gewichtigen Grundlagen beruht. Am meisten Widerspruch wird derjenige Aufsatz hervorrufen, welcher den „Wahlmodus für den Reichstag" bespricht. Die Ansicht des Verfassers drückt sich gleich in dem ersten Satze aus, worin er davon spricht, welch verzweifelt schwierigen Stand ein Verehrer Bismarck's habe, wenn er den Meister gegen den Vorwurf rechtfertigen solle, daß er durch Einführung des allgemeinen, gleichen, directen, geheimen Wahlrechts in die Reichsverfassung einen gewagten und unheilvollen Schritt gethan habe. Der Gedanke lag ja nahe, durch eine solche Concession nicht blos den Liberalismus, sondern auch die Massen für die neuen Institutionen zu gewinnen und in jenen kräftige Bundesgenossen gegen den etwaigen Particularismus der deutschen Regierungen zu finden. Diese Berechnungen haben sich als Täuschungen erwiesen. Treitschke hat ganz recht, wenn er im vorigen Jahre in den „Preußischen Jahrbüchern" sich dahin aussprach, daß im Reiche jetzt die Dinge auf den Kopf gestellt seien, daß der Reichstag Schildhalter des deutschen Partieularismns geworden sei, während der Bundesrath und die deutschen Fürsten die Beschützer des Einheitsgedankens seien. Der norddeutsche Liberalismus, die süddeutsche Demokratie und der rechts und links vom Main üppig wuchernde Ultramontanismus nahmen die Concession mit Vergnügen an, betrachteten sie aber nur als Waffe gegen, nicht für die Reichsregierung, wofür ja die Wahlen vom 27. October 1881 sehr drastische Beispiele geliefert haben. Die Massen aber geben bei den Wahlen zwar numerisch den Ausschlag, aber nicht als die leitenden, sondern als die geleiteten. Im Vordergrund ihrer Sympathien stehen „die Interessen des Kirchthurms, des Erwerbs, des Standes", für die allgemeinern Zwecke des Staats haben sie nur wenig, für die Interessen des Reichs kaum irgendein Verständniß. Daher ist es für die Reichsregierung unmöglich, die Wahlen zu beherrschen und die Menge von der Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit regierungsfreundlicher Wahlen zu überzeugen. Ob eine Wahl in fortschrittlichem, demokratischem oder in conservativem, deutschnationalem Sinne ausfalle, kann in den meisten Wahlbezirken niemand mit einiger Sicherheit angeben. Vor den letzten Reichstagswahlen hieß es vielfach, es gehe ein conservativerer Zug durch das Reich, und man berief sich auf das Ergebniß der sächsischen, bairischen und badischen Landtagswahlen. Aber der Schluß war unrichtig; von diesen läßt sich nicht auf jene schließen, was theils darauf beruht, daß die Wähler für die Landtagswahlen ein ganz anderes Interesse haben als für die Reichstagswahlen, theils darauf, daß in keinem Partieularstaat (außer in Würtemberg) das allgemeine Wahlrecht eingeführt ist, theils endlich darauf, daß bei kleinern Wahlbezirken die Wähler weit eher in der Lage sind, den Wahlcandidaten richtig zu beurtheilen. Das einzige Schutzmittel, welches die Verfassung gegen die Gefahren dieser Massenwahlen bietet, ist die Diätenlosigkeit, aber sie ist ein wenig ausreichendes Schutzmittel und schadet andererseits durch die Beschränkung in der Wahl der Candidaten, da die Auswahl tüchtiger Kräfte in Deutschland weit kleiner und schwieriger ist als in England und Frankreich. Zum mindesten hätte man, sagt der Verfasser, als Correctiv des allgemeinen Wahlrechts das indirecte Wahlsystem einführen sollen, wodurch es möglich gewesen wäre, operationsfähige Collegien zu bilden, welche mit den Candidaten in persönlichen Verkehr treten und schließlich, wenigstens auf einigermaßen solider Grundlage, den Ausschlag geben würden, während nach dem jetzigen System einer Zahl von 20000 Wählern, die sonst ohne alle Fühlung und Beziehung zueinander leben, zugemuthet wird, sich über einen gemeinsamen Abgeordneten zu verständigen.

Daß die Aufhebung oder auch nur Abänderung des Wahlgesetzes die größten Schwierigkeiten habe, bestreitet der Verfasser nicht. „Wie sollen die Gewählten ihren Wählern das Recht entziehen, auf dem ihr ganzes Mandat beruht?" Aber der Verfasser hält es für möglich, daß die Missstände so unerträglich, der Bankrott des dermaligen Reichstagsinstituts so eclatant, die Einsicht in die Unvernunft des allgemeinen directen Wahlrechts so allgemein verbreitet werde, daß das Volk selbst gern ein Recht aufgebe, das ihm mehr Belästigung als Vortheil gebracht habe. Von einer weitern Möglichkeit, daß im äußersten Fall die Regierungen zur Octroyirung eines andern Wahlgesetzes schreiten könnten, spricht der Verfasser nicht. Sollte es zu einer solchen Krisis kommen, so wäre es gut, wenn die Ansichten über die Wahlgesetzreform sich bereits abgeklärt hätten. Nach der Ansicht des Verfassers stehen hierfür zwei Wege offen. Entweder müsse man an dem Princip des allgemeinen Wahlrechts festhalten und innerhalb desselben durch die Modalitäten der Ausführung die Corrective seiner Gefahren und Uebelstände suchen, oder man müsse das ganze Princip des allgemeinen Wahlrechts beseitigen und zu einem neuen und andern Wahlsystem greifen. Für den ersten Fall macht er folgende Vorschläge: Einführung des indirecten Wahlsystems, und zwar in der Weise, daß für die Wahlen der Wahlmänner in der Gemeinde die geheime Abstimmung, für die Wahl der Abgeordneten Oeffentlichkeit und Mündlichkeit bestände; Verlegung der für die Wahlberechtigung festgesetzten Altersgrenze vom fünfundzwanzigsten auf das dreißigste Lebensjahr; Abschaffung der Diätenlosigkeit, aber auch der Nothwendigkeit einer Neuwahl, falls ein Abgeordneter in ein Reichsamt eintritt oder überhaupt in Rang und Gehalt vorrückt. Daß die Durchführung dieser Reform schon ein großer Gewinn und Fortschritt wäre, davon ist der Verfasser (und viele andere mit ihm) fest überzeugt, nicht weniger aber auch davon, daß die wichtigsten und größten Mängel des allgemeinen Wahlrechts auch so noch nicht zu beseitigen wären; denn diese

bestehen ja darin, daß überhaupt die Entscheidung über die höchsten Staatsangelegenheiten in die Hände der Massen verlegt, daß die numerisch stärksten Gesellschaftsklassen zu den dominirenden erhoben werden, daß die wechselnden und unberechenbaren, meist durch Nebensächliches beeinflußten Volksstimmungen das Staatsleben nicht zu der erforderlichen Constanz und Stetigkeit gelangen lassen. Der Verfasser glaubt daher, daß zu einem ganz andern System und Princip übergegangen werden müsse, und schlägt als solches unter ausdrücklicher Verwerfung des sonst gebräuchlichsten Systems eines Census eine Art Delegationssystem vor, das sich jedoch von dem in Oesterreich-Ungarn üblichen dadurch unterschiede, daß nicht blos die jeweilige Mehrheit einer Kammer, sondern auch die Minderheiten Vertreter zu wählen hätten, und daß die Wählbarkeit nicht auf die Kammermitglieder beschränkt, sondern auf alle deutsche Staatsbürger ausgedehnt würde. Die beiden Kammern jedes Landtags hätten so viele Reichstagsabgeordnete zu wählen, als durch die Reichsverfassung für das Land bestimmt sind, und zwar würde jede Kammer abgesondert, die erste etwa ein Viertel, die zweite etwa drei Viertel der festgesetzten Zahl zu wählen haben. Der Wahlmodus wäre der, daß je zehn Mitglieder einer Kammer in beliebiger Gruppirung und mit völlig freier Auswahl sich über die Nomination eines Reichstagsabgeordneten verständigten. Wenn man bei dieser Gelegenheit die Mitgliederzahl des Reichstags auf etwa zweihundert verminderte, so würde dies dem Verfasser durchaus nicht als ein Nachtheil erscheinen. Daß ein solcher Wahlkörper der intelligenteste, befähigtste und berufenste wäre, sei außer Zweifel. Für den Zusammenhang der Staats- und Reichsinteressen, welcher bisher fast ausschließlich vom Bundesrath gewahrt wird, hätte ein auf diese Weise gewählter Reichstag Verständniß und Interesse. Daß die Landtage der deutschen Bundesstaaten nach verschiedenen Principien und Wahlgesetzen zusammengesetzt sind, hält der Verfasser nicht für einen erheblichen Einwurf.

Bei der Besprechung der Uebervölkerungsfrage stellt sich Rümelin nicht auf die Seite derjenigen, welche die starke Zunahme der Bevölkerung Deutschlands als eine Art Naturereigniß hinnehmen und an den Staat wie den Einzelnen die Aufforderung stellen, durch richtige Lösung der Auswanderungs- und Colonisationsfrage Abhülfe dafür zu schaffen; vielmehr huldigt er dem in Frankreich heimischen Zweikindersystem, und verlangt von der Gesetzgebung, von der Kirche und von den einzelnen Individuen, daß sie auf die Annahme und Durchführung dieses Systems hinarbeiten sollten. Von den Reichsgesetzen, welche an der abnormen Vermehrung der Volkszahl die Mitschuld tragen: Freizügigkeit, Gewerbeordnung, Unterstützungswohnsitz, Verehelichungsfreiheit, bezeichnet er das letztere als das nachtheiligste. Wozu das führen solle, daß jeder junge Mann von einundzwanzig Jahren ohne irgendeinen Nachweis eines Nahrungsstandes eine Familie gründen dürfe? Diese Freiheit, von welcher der Fabrik- und Lohnarbeiter am meisten Gebrauch mache, bringe dem Staate und dem Arbeiterstande selbst in naher Zukunft die äußersten Gefahren. Die Fabrikorte weisen die höchsten von allen Geburtenziffern auf; Bochum habe im Jahre 1879 die unerhörte Zahl von 60—61 Geburten auf 1000 Einwohner gehabt. Es sollte daher gesetzlich bestimmt werden, daß jeder, der vor dem dreißigsten Lebensjahre eine Ehe schließen will, den Nachweis liefere, daß er durch Einlage in die Sparkasse oder Vermögen oder gesicherte Stellung sowie durch ein gutes Leumundszeugniß Bürgschaft dafür leisten könne, daß er im Stande sei, eine Familie zu ernähren. Die nächste Folge der Erschwerung der Eheschließung wäre unstreitbar die Vermehrung der unehelichen Geburten. Als wirksamstes Mittel dagegen empfiehlt der Verfasser, in das neue bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich das Princip des Code civil aufzunehmen: la recherche de paternité est interdite, und begründet dies besonders durch die Wahrnehmung, daß in denjenigen Ländern, wo dieses Princip eingeführt sei, die wenigsten, in denjenigen, wo der unehelichen Mutter namhafte Entschädigungsansprüche gewährt würden, die meisten unehelichen Geburten vorkommen. Auch hält es der Verfasser nicht für zweckmäßig, wenn die Kirche, besonders die evangelische, dem ehelichen Kindersegen „ein gewisses alttestamentlich angehauchtes Wohlgefallen" entgegenbringe; sie könne ja immerhin die Kinder als eine Gabe Gottes für die Aeltern bezeichnen, nur solle sie sich dabei auf die geborenen beschränken und nicht auch die künftigen und möglichen gleich miteinschließen, sowie der Schlußfolgerung sich entschlagen, daß Gott, was er gegeben, auch selbst erhalten müsse und werde. Von dem einzelnen Individuum aber verlangt der Verfasser, daß es die Tugend der Enthaltsamkeit übe und nicht mehr Kinder erzeuge, als es zu unterhalten im Stande sei. Gerade dieser Satz, welcher den Kernpunkt der ganzen Frage bildet, die Lösung des Räthsels in sich schließt, wird zwar überall Zustimmung, aber selten Befolgung finden, am wenigsten in den Kreisen, wo die Calamität am größten ist, und zwar sowol aus moralischen als aus äußern Gründen. Dort findet sich nicht die moralische Kraft, womit der Gewalt der sexuellen Naturtriebe Widerstand geleistet werden soll; da diesen Kreisen in so vielen andern Dingen Enthaltsamkeit auferlegt ist, so wollen sie in der Befriedigung dieser Triebe, welche keine sofortige Ausgabe veranlaßt, eine gewisse Entschädigung suchen; durch die Beschaffenheit ihrer Schlafstellen endlich wird ihre Sinnlichkeit weit mehr aufgereizt, als dies bei den besser situirten Familien der Fall ist. Hier wird stets tauben Ohren gepredigt werden. Die Sache hat aber auch eine andere, höchst bedenkliche Seite. Auch andere Gesellschaftskreise als die der Arbeiter werden sich in Ausübung der Enthaltsamkeit nicht allzu tapfer zeigen, selbst wenn sie wissen, daß ihr Einkommen nicht weiter reicht als für den Unterhalt von zwei bis drei Kindern. Solche fallen, wenn sie dem Zweikindersystem treu bleiben wollen, unerbittlich der französischen Unsitte anheim, welche der Ruin der Familie und der Flor der Prostitution ist.

Mit vollem Recht sagt der Verfasser, daß Deutschland in den Zustand der Uebervölkerung bereits eingetreten sei, daß das Gesammtvermögen und Einkommen in den letzten neun Jahren nicht in gleicher Proportion zugenommen habe wie die Bevölkerung, daß die einheimische Landwirthschaft die für dieses Mehr nöthigen Lebensmittel nicht zu liefern vermöge, daß alle Erwerbsarten an einem Uebermaß von Concurrenz leiden, daß dem Export unserer Industrieproducte ein Rückgang drohe. Aber so richtig alles das ist und so erschreckend die Zahlen sind, wenn der Verfasser nachweist, daß, falls die Zunahme der Bevölkerung in den nächsten Jahren die gleiche wäre, Deutschland im Jahre 1900 56, in hundert Jahren 138, in zweihundert Jahren 420 Millionen Einwohner hätte, so wird sich doch diese Frage, abgesehen davon daß die Gesetzgebung einige Milderung herbeiführen kann, theoretisch nicht lösen lassen, und es wird abzuwarten sein, welche Mittel der Abhülfe die nächsten Jahrzehnte in ihrem Schoße bergen. Möge der Hammer der Zeit nicht allzu hart auf den deutschen Amboß auffallen!

Als sehr interessant und alle Verhältnisse aufs klarste und schärfste darlegend bezeichnen wir den Aufsatz über „Das alte gute Recht des würtembergischen Staats", das bekanntlich auf dem 1514 geschlossenen Tübinger Vertrag beruht. Mit großer Feinheit und richtiger Würdigung aller historischen Momente weist der Verfasser den demokratischen Charakter dieser Verfassung nach, die Gründe, welche dieselbe im 17. und 18. Jahrhundert in ungeschmälertem Bestande erhalten haben, die Nachtheile und Vortheile, welche mit der Existenz der permanenten Ausschüsse verbunden waren, die Einseitigkeit der nur auf Vertheidigung von Standesrechten, auf Abwehr von Eingriffen der Fürstengewalt berechneten Verfassungsziele, die nothwendig damit verbundene Abgeschlossenheit und Stagnation des geistigen Lebens, das für politische und nationale Gesichtspunkte gar keinen Sinn gehabt habe. So kam es, daß fast alle höher begabten Geister, von Kepler bis Schiller und Schelling, der Heimat den Rücken kehrten und für ihren höhern Gedankenflug in andern deutschen Provinzen eine Arena, wenn nicht gar ein Asyl suchten. Von diesem dreihundertjährigen, von Uhland besungenen „alten guten Recht" ist in die Verfassung von 1819 manches übergegangen, was diese zu einem Unicum unter den deutschen Verfassungen macht und der modernen Demokratie ein Dorn im Auge ist. Außerdem bespricht der Verfasser in seinen Aufsätzen die katholische Kirchenfrage, die Definition des Rechts, Nicolai's Reisewerk über Schwaben, den Schulzwang, und gibt Erinnerungen an Robert Mayer. Die in der Aula zu Tübingen gehaltenen „Reden" haben zum Thema: den Zusammenhang der sittlichen und intellectuellen Bildung, einige psychologische Voraussetzungen des Strafrechts, die Arbeitstheilung in der Wissenschaft, die Gesetze der Geschichte, das Wesen der Gewohnheit, die Ideen der Gerechtigkeit.

Das von Ernst von Hesse-Wartegg herausgegebene Buch über „Tunis" (Nr. 2) theilt die eigenen Erlebnisse des Verfassers mit, der im Jahre 1881 eine mehrmonatliche Studienreise in der Regentschaft gemacht hat; auch wurden Konsularberichte und andere Mittheilungen benutzt, welche ihm von den dortigen fremdländischen Vertretern und von der Regierung des Landes gegeben wurden. So entstanden treffliche Schilderungen von Land und Leuten in Tunis, wie wir sie bisher in der deutschen Literatur noch nicht gefunden haben. Die Städte und ihre Bauten, die vielgemischte Bevölkerung, der Hof, die Regierung, das tunesische Frauenleben und die höchst merkwürdigen socialen und sittlichen Zustände erhalten hier eine eingehende Berücksichtigung. Da durch den am 12. Mai 1881 abgeschlossenen Vertrag von Bardo und durch das darauf beruhende französische Protectorat der alte Seeräuberstaat dem europäischen Interesse näher gerückt ist, war uns die Lektüre dieses Buchs besonders werthvoll. Der nächste Gedanke, der sich dem Leser dabei aufdrängte, war der, daß ein aus solchen corrumpirten und corrumpirenden Elementen zusammengesetzter Staat, ein Land ohne Armee und ohne Marine die willen- und wehrlose Beute des nächsten besten Abenteurers sein mußte, dem einige Regimenter zur Verfügung standen; daß es keine Heldenthat der französischen Regierung war, durch den Aufmarsch von 4000 Mann unter General Bréard den hülflosen Bei zur Unterzeichnung jedes Vertrags, er mochte lauten wie er wollte, zu zwingen. Der Verfasser schildert uns den immer mehr um sich greifenden Verfall der Regentschaft, der vom Beginn dieses Jahrhunderts datirt, wo dem Korsarenreich durch die europäischen Großmächte das Handwerk gelegt wurde. Das Land hatte sich stets durch fremde Beute, nie durch eigenen Fleiß und eigene Industrie Reichthümer verschafft; sobald jene Quelle versiegt war, hörte der alte Glanz auf, und die Fürsten des Landes suchten durch Erpressung und durch Beraubung der eigenen Unterthanen sich neue Hülfsquellen zu verschaffen. Die Armee bestand aus 2—3000 Mann mit etwa 100 Generalen und 1000 Offizieren, von denen sehr viele aus dem Harem des Bei hervorgegangen sind. Diese Leute haben sonderbare Begriffe von Ehre. Der Verfasser wurde von einem Major und zwei Kapitäns in einem Palast des Regenten herumgeführt und dann von dem Dragoman darauf aufmerksam gemacht, daß er dem Major zwei Francs dafür geben solle. Er gab ihm drei Francs, und jener grüßte ihn seitdem, so oft er ihm begegnete, aufs freundlichste. Die Adjutanten der höhern Offiziere machen sich zugleich als deren Hausdiener und Stiefelputzer nützlich. Die Offiziere und Mannschaften erhalten von der Regierung Wohnung, Kleidung und Kost und eine nominelle Besoldung; aber der Sold wird jahrelang nicht ausbezahlt, Kleidung und Kost in der schlechtesten Qualität oder gar nicht geliefert. In dem Monturdepot, das die Garderobe für die ganze Armee enthielt, fand der Verfasser etwa so viele Kleidungsstücke und Schuhe, als in dem Monturmagazin einer österreichischen Infanteriecompagnie enthalten sind. Im Hofe hielt ein Artillerist Wache vor

den in Pyramidenform aufgespeicherten Kanonenkugeln; bei näherer Besichtigung stellte es sich heraus, daß er statt des Gewehrs einen Besenstiel trug, auf dem ein Bajonnet aufgepflanzt war. Die ganze Artillerie bestand aus den alten verrosteten Geschützen auf den Wällen der Stadtmauern; was außerdem Brauchbares da war, das waren Geschenke von europäischen Herrschern. Die Kriegsmarine zählte drei theilweise unbrauchbare Dampfer und einige Ruderboote. Die Aushebung der Soldaten ist ganz der Willkür des Kriegsministers und seiner Offiziere überlassen. Die Werbeoffiziere haben eine Liste der dienstfähigen und reichen jungen Leute in den Städten, ziehen dieselben zum Kriegsdienst ein und lassen sie nicht eher frei, bis sie eine große Summe Geldes erlegt haben, die dann zwischen den Werbeoffizieren und dem Kriegsminister getheilt wird. Die Loskaufung erneuert sich übrigens bei den nächsten Werbungen. Die Aermern, welche kein Lösegeld entrichten können, müssen ihr ganzes Leben lang Kriegsdienste leisten, bis Krankheit oder Alter sie davon befreit. Die Landbevölkerung, aus nomadisirenden Beduinen bestehend, liefert das Material zu den irregulären Truppen. Ueber die südlichen Beduinenstämme hat der Bei keine Macht; sie haben seine Beamten verjagt, seine Truppen zurückgeschlagen, zahlen keine Steuern und leben ganz unabhängig. Sie hassen und verachten den Bei, weil er den Koran nicht streng befolgt und keinen Kampf gegen die Franzosen gewagt hat. Eine vornehme Gesellschaft gibt es in Tunis eigentlich nicht; was sich dafür ausgibt, das sind die Mamelucken, frühere Sklaven des Bei oder der Paschas, welche durch ihre Schlauheit sich in die Gunst des Fürsten eingeschlichen hatten. Diese haben die Zügel der Regierung in der Hand, bekleiden die Ministerposten und die andern einflußreichen Stellen, und sind Generale, Kaids, Richter. Mustapha Ben Ismail war seit langer Zeit der erste Tunesier, welcher die Würde eines Großveziers bekleidete; in seiner Jugend war er Barbiergehülfe. Die aus Spanien eingewanderten Mauren bilden den Mittelstand und haben allen Handel in ihren Händen. Einen eigentlichen Kastengeist kann es in einem Lande nicht geben, wo die Gunst des Fürsten mehr vermag als Abstammung und persönliche Tüchtigkeit, wo derjenige, welcher heute Friseur war, in kurzer Zeit zum Minister avanciren kann.

Einen edlern Menschenstamm als den tunesischen hat L. Passarge (Nr. 3) auf seinen Reisen in Norwegen gefunden. Er ist voll Bewunderung für das „edle, uns so nahe verwandte Volk im hohen Norden", das aus eigenster Kraft einen Musterstaat gebildet, eine große Cultur entwickelt und sich dabei den ganzen Enthusiasmus der strebenden Jugend bewahrt hat. Seine Reise führte ihn von Kopenhagen nach Christiania, von da die Westküste entlang in den hohen Norden bis nach Hammerfest, der nördlichsten Stadt der Erde, und bis zum Nordcap. Wir erhalten treffliche Schilderungen von den Städten Christiania und Drontheim, von den Wasserfällen Trollhätta und Sarpsfos, von dem Nordcap und dessen Umgebung. Von Norden aus gesehen, kam ihm das Nordcap vor wie eine breite zerklüftete Felswand, wie ein Medusenantlitz, das der europäische Continent dem Eismeer entgegenhält. Der Anblick war ihm ein unbeschreiblich majestätischer. Während die Passagiere des Schiffs Dorsche angelten und prächtige Exemplare auf das Deck brachten, reichten die Kellner schwarzen Kaffee herum, und das Musikchor spielte die „Wacht am Rhein". „So sieht man heutzutage das Nordcap." Von dem Freiheitsgefühl und Gesetzlichkeitssinn, die bei den Norwegern herrschen, zeugt die Antwort, welche auf des Verfassers Frage ein junger Geistlicher gab. Derselbe ging mit seiner Gattin nach einem unsern von Nordcap gelegenen Kirchspiel, wo die Polarnacht fast drei Monate währt. Es ist Sitte, daß die Regierung alle Geistlichen und Beamten, welche in den Norden verschickt werden, spätestens nach fünf Jahren wieder in den Süden versetzt. „Wenn aber der Minister nach fünf Jahren Sie nicht versetzte?" Die Antwort war: „Da ist keine Noth. Ein solcher Fall würde in der Presse behandelt, im Storthing besprochen werden; kein Minister wäre solchem Angriff gewachsen." Die Polarnacht hoffte der Geistliche mit dem Vortrag Beethoven'scher Sonaten angenehm hinzubringen.

Der Verfasser fand Norwegen in einem Uebergangsproceß aus alten patriarchalischen Verhältnissen zu modernen Zuständen begriffen. Nichts geht dem echten Norweger über sein Heimatland; die Verbindung mit dem Bruderlande Schweden drückt ihn; die einfachste Anrede an den König enthält ihm noch zu viel Servilismus; alles Fremde, wozu er auch Schweden und Dänemark zählt, soll ferngehalten werden; Katholiken bleiben von allen Staatsämtern ausgeschlossen; daß den Juden im Jahre 1851 der Aufenthalt in Norwegen gestattet wurde, ist ihm ein Greuel; er ist weit mehr Republikaner als Royalist und liest auch mit Vorliebe die im Lande erscheinenden, in republikanischem Sinne gehaltenen Zeitungen. Dabei welche Unterschiede im socialen Leben gegenüber dem, was wir in Deutschland und in andern continentalen Staaten täglich sehen und hören! Selbst in Christiania, einer Stadt von 100000 Einwohnern, bleiben fast überall die Hausthüren unverschlossen, während in der Hausflur die Ueberkleider der Familie hängen. Auf dem Lande vollends werden die kostbarsten Pelze in einem offenen Häuschen aufgehängt. An öffentlichen Plätzen, in den Hotels, wo viele Leute beisammen sind, hörte der Verfasser nie laut sprechen; geschah es, so ging es von einem Fremden aus, und alles blickte auf diesen als auf den Urheber einer Unanständigkeit; die norwegische Gesellschaft flüstert nur, sie lacht nicht laut, sondern lächelt blos. Selbst bei einem Feuerlärm ging alles schweigend vor sich. Das Wort „Backfisch" kennen die Norweger nicht, sie heißen diese reizenden Rosenknospen „en rapphöna" (ein Rebhuhn).

Das Skizzenbuch: „Vom Zürichberg", von Johannes Scherr (Nr. 4) bietet mannichfaltige Stoffe aus der Ge-

schichte, der Literatur und dem socialen Leben. Das Wort eines am wiener Hofe beglaubigten Diplomaten: „In funfzig Jahren wird der Stephansdom eine Synagoge sein", veranlaßte ihn, „zum jüdischen Krieg" seine Meinung zu sagen. So sehr auch der Verfasser die Judenhetze misbilligt, so glaubt er doch, daß die Juden gut daran thäten, etwas weniger empfindlich zu sein und nicht den lächerlichen Anspruch zu erheben, man müßte von deutscher Seite alles und jedes Jüdische als ein „gefeites Rührmichnichtan" betrachten und behandeln, während sie selbst das Recht, alles Nichtjüdische zu kritisiren, im weitesten Umfange als selbstverständlich in Anspruch nehmen. Auf die Frage, ob die antijüdische Bewegung in Deutschland, speciell in Preußen und in Berlin eine naturwüchsige und spontane oder eine künstliche und gemachte gewesen sei, gibt der Verfasser die Antwort, daß eine instinctive Antipathie, in Form eines dumpfen Rassegefühls, schon seit Jahren in der deutschen Volksseele geschwelt und gegloftet habe, und daß kirchliche Dunkler und politische Rückwärtser den Funken mit Vergnügen wahrgenommen und zu einem Feuer an- und aufgeblasen hätten. Dazu seien noch verschiedene andere Umstände gekommen: das kühle Verhalten des jüdischen Großkapitals bei der deutschen Kriegsanleihe im Juli 1870, das Sichvordrängen derselben bei Schaffung der Reichsmünze und der Reichsbank, die Zudringlichkeiten jüdischer Parlamentarier, welche an der Einführung mancher durchaus unbrauchbaren und geradezu schädlichen Gesetze schuld seien, der Chauvinismus des Juden Gambetta, der nebst seinem größtentheils jüdischen Gefolge unser Todfeind war und blieb, die Taktlosigkeiten der jüdischen Presse, welche allzu selbstgefällig sehen ließ, daß sie in deutschen Landen eine Macht geworden, und in ihrer Selbstgefälligkeit sogar so weit ging, den Verfasser der „Schwarzwälder Dorfgeschichten" als einen „Poeten höchsten Ranges" auszuposaunen. Da nun in den letzten Jahren infolge der finanziellen und parlamentarischen Zustände großes Unbehagen in Deutschland herrschte, die Unzufriedenheit sich Luft machen und einen Sündenbock haben wollte und mußte, so seien einige Leute so gefällig gewesen, ihr einen solchen zu zeigen.

Die Skizze über den schwäbischen Dichter Hermann Kurz ist eine mit Liebe geschriebene, Licht- und Schattenseiten gehörig abwägende Charakteristik, der wir nichts Wesentliches hinzuzufügen vermöchten. Der Verfasser füllt manche Lücke in der von Paul Heyse verfaßten, pietätvoll gehaltenen Biographie aus. Wenn Kurz kein vom Glück begünstigter Mann gewesen, so lag ein gutes Theil der Schuld an ihm selbst, der sein Lebtag ein Träumer und zu vornehm war, mit der Prosa des Lebens sich auseinanderzusetzen. Der Verfasser schildert ihn als einen schwäbischen Binnenmenschen, als einen Schwaben im Superlativ, einen Reutlinger, der, München ausgenommen, nie in einer großen Stadt gewesen, nie die Hochalpen gesehen, sein Heimatland als seine Welt betrachtet und die Geschichte Würtembergs im 18. Jahrhundert als seine eigentliche Domäne angesehen habe. Daß er trotzdem selbst in seiner Heimat nie sehr populär geworden, rühre theils daher, daß er die Frauen nicht für sich zu gewinnen verstanden, theils daher, daß er in seiner Erzählung nicht bei guter Zeit zu Ende zu kommen und abzuschließen vermocht, woran die Geduld der meisten Leser erlahmte. Dagegen rühmt der Verfasser Kurz' Uebersetzung von Ariost und von Moore, seine „Hauschronik", „Schiller's Heimatjahre" und den „Sonnenwirth", und besonders den von Kurz gedichteten Schluß des von Gottfried von Straßburg unvollendet gelassenen „Tristan".

In der Skizze von Kaiser Joseph II. knüpft der Verfasser an das Wort Friedrich's des Großen an: „Schade nur, daß er immer den zweiten Schritt thut, bevor er den ersten gethan hat!" Damit ist zum Theil erklärt, woran das große Reformwerk des Kaisers scheitern mußte, warum es mit Mismuth hingenommen, mit Undank erwidert wurde. Man könne die Völker, sagt der Verfasser, zur Vernunft und Freiheit so wenig zwingen wie die Menschen zur Liebe; in Oesterreich sei für ein solches Reformwerk nichts und niemand vorbereitet gewesen, daher die Mittel und Werkzeuge versagten; Joseph habe das, wozu es Jahre gebraucht, in Tagen schaffen wollen und habe den Despoten, wenn auch den erleuchteten Despoten nicht verleugnen können. Und doch sei durch Joseph's reformatorische Unternehmungen in den klafterdicken altösterreichischen Zwinger, aufgemauert aus Volksdummheit, Junkerselbstsucht und Pfaffenhochmuth, eine Bresche gelegt worden, so klaffend, daß sie von seinen Nachfolgern auch beim besten Willen nie wieder ganz hätte vermauert werden können. Daß Joseph die Staatseinheit, die denn doch der Grundgedanke seiner politischen Reformen war, auf der Basis deutscher Bildung und Sprache anstrebte, findet der Verfasser sehr begreiflich, da in diesem Gemisch von halb oder ganz barbarischen Völkerschaften eine andere Cultur als die deutsche gar nicht zu finden war. Wenn später der Josephinische Staatseinheitsgedanke aufgegeben und an die Stelle seiner Weiterverwirklichung autonomistische Experimente gesetzt worden seien, so sei es sehr fraglich, ob es, wenn diese Experimente zu ihren Zielen gelangen, dann noch ein Oesterreich geben würde. Als einen weitern Zug in dem Porträt des Kaisers, besonders Friedrich und Katharina gegenüber, hebt der Verfasser hervor, daß jene die Menschen behandelten, wie diese es verdienten und behandelt sein wollten, während Joseph die Menschen liebte und so behandelte, als wären sie alle so idealistisch gestimmt, so wohlmeinend und pflichttreu wie er selbst.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Im Verlage von W. Spemann in Berlin und Stuttgart erscheint, herausgegeben von Joseph Kürschner, eine historisch-kritische Ausgabe deutscher Classiker unter dem Titel: „Deutsche Nationalliteratur". Fast alle deutschen Literarhistoriker von Ruf: Bartsch, Bechstein, Boxberger, Creizenach, Düntzer, Geiger, Lemcke, Freiherr von Lilieneron, Nerrlich, Palm, Pröhle, Schröer, Stern, Zolling und viele andere sind als Mitarbeiter angegeben. Das Unternehmen soll die Gesammtheit deutscher Literaturschätze von den Anfängen deutschen Schriftthums bis zur Neuzeit in einer nach einheitlichen Gesichtspunkten getroffenen Auswahl vorführen. „Die Literatnrgeschichte wird das Bindeglied der neuen Ausgabe sein und auch das ungeübtere Auge auf die feinern Beziehungen hinweisen, die sich oft zwischen dem durchaus Entgegengesetzten geltend machen. Alle Texte sollen die sorgfältigste Revision erfahren." Wie den Werken jedes Autors eine eingehende Biographie und Würdigung seiner Schöpfungen mit Angabe des nöthigen bibliographischen Materials vorausgeschickt ist, so wird auch jedes Werk und jede der großen Perioden, in die der reiche Stoff gegliedert wnrde, jede zusammengehörige Gruppe von Dichtern und Schriftstellern eine Einleitung erhalten, welche in klarer Form das für die Beurtheilung Wichtige bietet. Besondere Berücksichtigung erfährt in den Einleitungen dichterischer Werke die zeitgenössische Kritik, die meist ein treues Bild davon gibt, wie sehr der Dichter seine Zeit zu bewegen verstand oder wie er, in kühnem Flug ihr voraneilend, vergeblich gerechte und verständige Beurtheiler suchte. Das ist ein Gesichtspunkt, dessen durchgängige Berücksichtigung Anerkennung verdienen würde. Ein Grundriß der deutschen Literaturgeschichte, Registerbände, Illustrationen, die sich auf authentisches Material beziehen, Titelblätter erster Ausgaben, Dichterporträts, Nachbildungen von Handschriften, Theaterzetteln, Manuscripten, Originalvignetten u. s. w. sollen dazu beitragen, die Leser auch äußerlich in die Zeit der Entstehung des Werks einzuführen. Es ist dies derselbe Apparat, dem die König'sche „Literaturgeschichte" ihren großen Erfolg verdankte: wir möchten auf dies Brimborium keinen besondern Nachdruck legen. Die „Deutsche Nationalliteratur" erscheint in Lieferungen von 7 Bogen zu 50 Pfennigen. Wöchentlich sollen eine bis zwei Lieferungen erscheinen und in drei bis vier Jahren soll das Werk zum Abschluß kommen. Man kann daraus den äußern Umfang des Unternehmens durch ein Additionsexempel ungefähr schätzen. Die erste Liefernng enthält den Anfang des „Faust" mit kritischer Einleitung und kritischen Bemerkungen von Professor Düntzer.

Das Unternehmen ist, wie es scheint, auf breiter Grundlage entworfen, durchaus umfassend und wird mit tüchtigen Kräften ausgeführt. Wenn auch in der Anlage etwas abweichend, so verfolgt es doch die gleiche Tendenz, wie die im Brockhaus'schen Verlag erscheinenden fünf Serien einer „Deutschen Nationalbibliothek" („Classiker des Mittelalters", „Dichtungen des Mittelalters", „Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts", „Deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts", „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts"), welche mit großem Erfolg das Interesse für unsere ältern und classischen Dichter, namentlich auch für die Dichter des 16. Jahrhunderts, die allein schon in siebzehn Bänden vorliegen, wachgehalten hat.

Gewiß geziemt es jeder Nation, ihrer ältern Literatur warmen Antheil zu bewahren und dem Entwickelungsgange derselben an der Hand tüchtiger Führer zu folgen. Dennoch wird in Deutschland jetzt offenbar die Grenze überschritten, welche auf diesem Gebiete wie auf jedem andern zwischen dem Fachwissen und der allgemeinen Bildung besteht. Für ästhetisch und geistig dürftige Produetionen wird ein lebhaftes Interesse in Anspruch genommen, blos weil sie eine Entwickelungsstufe unserer Literatur bezeichnen, und dies Interesse wird der gegenwärtigen dichterischen Production entzogen. Niemals hat das freie Schaffen der begabten Zeitgenossen, abgesehen von hundertfacher Ungunst anderer Verhältnisse, so dnrch eine alexandrinische Zeitrichtung Einbuße am verdienten Erfolg gelitten wie in unsern Tagen. Poesien, deren ganzer Werth darin besteht, daß sie in alten Jahrhunderten zuerst das Licht der Welt erblickten, werden immer und immer wieder gedruckt.

— Die lyrischen Anthologien sind Lieblinge des Verlagsbuchhandels und, wie es scheint, auch Lieblinge des Publikums. Es ist nicht alles Gold, was glänzt, auch nicht in der Lyrik, sagte sich Ludwig Eichrodt, der bekannte humoristische Dichter, und suchte in einer Sammlung mit der Ueberschrift „Gold" (Leipzig, Thiel) das Ursprüngliche und Geniale in deutscher Lyrik zusammenzustellen. Sie soll ein Brevier sein für diejenigen, welche das Edelste der deutschen Lyrik beisammen haben wollen: es soll hier gewissermaßen ihr eiserner Bestand gegeben werden. „Gold" der Dichtung soll nicht breitgeschlagen werden; es sind einzelne Strophen und Verse, kleine Gedichte, poetische Quintessenz: aber wie das Register beweist, ist die neue deutsche Lyrik ziemlich vollzählig vertreten.

Eine sehr empfehlenswerthe Sammlnng ist die in fünfter Auflage vorliegende Anthologie von Emil Kneschke: „Deutsche Lyriker seit 1850 mit einer literarhistorischen Einleitung" (Leipzig, Lincke). Diese Auflage ist, wie die bisher erschienenen Lieferungen beweisen, vollständig umgearbeitet: jüngere Talente, wie Rudolf Baumbach u. a., sind aufgenommen, von den ältern noch produetiven Poeten neue Gedichte mitgetheilt worden. Die Auswahl ist sehr geschmackvoll: die biographisch-kritischen Notizen zeugen von genauem Studium und richtigem Urtheil. Wir kommen auf die Sammlung noch einmal zurück.

Eine Auswahl von Gedichten, die alle ein bestimmtes Thema behandeln, bietet die Anthologie von Gabriele Hillardt: „Die weibliche Handarbeit in der Poesie", welche der fleißigen Frauenwelt gewidmet ist (Wien, Hartleben). Sie beweist eine genaue Kenntniß der neuen Lyrik; denn die Blumen, die sie pflückt, blühen oft im Verborgenen, oder es sind einzelne Strophen eines größern Gedichts, in welchen diese Handarbeit gelegentlich mit verherrlicht wird. Der fleißigen Frauenwelt wird diese Sammlung gewiß willkommen sein.

Bibliographie.

Klein, Ida, Winzige Sächelchen. Prag, Mercy. 8. 6 M.

Lufft, A., Die Schlachten bei Freiburg (Breisgau) im August 1644, Enghien (Condé) und Turenne gegen Mercy, dargestellt. Mit einem Plan. Freiburg i. Br., Mohr. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Lynar, C., Zwei Frauen. Eine Erzählung aus dem Leben. Gotha, F. A. Perthes. 8. 5 M.

Neumann, C., Bernhard von Clairvaux und die Anfänge des zweiten Kreuzzuges. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Pieler, F. J., Arnsberg. Sitten, Lebensweise und Schicksale unsrer Vorfahren. Geschichtliches und Erdichtetes auf geschichtlicher Grundlage. Mit einer Karte. Werl, Stein. 8. 1 M. 50 Pf.

Schücking, L., Ein Familiendrama. Erzählung. Berlin, Goldschmidt. 12. 1 M.

Sepp, J., Der Jägerwirth und die Sendlingerschlacht. Volksstück, mit einem Vorspiel: „Die Haberfeldtreiber". München, Fritsch. 12. 1 M.

Smiles, S., Georg Moore, ein Kaufmann und ein Menschenfreund. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Auguste Daniel. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 6 M.

Sturm, A., Pereat tristitia! Liederbuch eines Antipessimisten. Rudolstadt, Hofbuchdruckerei. 8. 1 M. 50 Pf.

Weiß, J. G., Das Germanenthum und seine Erben. Heidelberg, C. Winter. 8. 60 Pf.

Anzeigen.

Neuestes für die Frauenwelt!

Richard Wagner
und seine Schöpfungen.

Für die deutsche Frauenwelt dargestellt von
Dr. Hermann Stohn.

Mit Richard Wagners Porträt in Stahlstich.
Preis brosch. Mk. 2,50., hocheleg. geb. 3 M.

Der geistreiche Verfasser, der sich durch seine „Litterarischen Skizzen für die deutsche Frauenwelt", welche in einem halben Jahre zwei Auflagen nötig gemacht haben, überraschend in der Gunst unserer gebildeten Frauenwelt eingebürgert hat, bietet in vorstehendem Werkchen demselben Kreise wiederum eine Gabe, die alle Vorzüge der „Litterarischen Skizzen" (fesselnder Inhalt bei anmutiger, schwungvoller und oft begeisternd hinreißender Form) in sich vereinigt.

Stohn wendet sich darin, absehend von Kampf und Streit, speciell an das sinnige Verständnis unserer Frauen; er entrollt in geistvoller Darstellung das Bild des großen Dichter-Componisten und führt seine Leser durch die gewaltigen Schöpfungen des Meisters.

Verlag von Gebr. Senf in Leipzig.

Binnen 14 Tagen
wurden von diesem Buche
zwei starke Auflagen
abgesetzt!

Die
dritte Auflage
ist soeben erschienen!

Das Werk liegt in allen Buch- und Musikhandlungen zur Ansicht aus!

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Der ***2. Band*** *der neuen (13.) illustrirten Auflage,*
60 Bogen Text mit vielen eingedruckten Holzschnitten,
27 Tafeln Abbildungen und 11 Karten enthaltend,
ist soeben erschienen und geheftet (7 M. 50 Pf.) wie gebunden (in Leinwand 9 M., in Halbfranz 9 M. 50 Pf.) in allen Buchhandlungen zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Historisches Taschenbuch.

Begründet von F. von Raumer.

Herausgegeben von **Wilhelm Maurenbrecher.**

Sechste Folge. Erster Jahrgang. 8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Inhalt:

Die Kassettenbriefe der Königin Maria Stuart, von Prof. Dr. Harry Breßlau in Berlin. — Lord Bolingbroke, von Prof. Dr. Carl von Noorden in Leipzig. — Zur Geschichte der katholischen Reformation im nordwestlichen Deutschland 1530—1534, von Staatsarchivar Dr. Ludwig Keller in Münster. — Ein Inquisitionsproceß aus dem Jahre 1568, von Prof. Dr. Karl Benrath in Bonn. — Die Pack'schen Händel, von Dr. Wilhelm Schomburgk (†). — Der Augsburger Religionsfriede, von Prof. Dr. Moritz Ritter in Bonn. — Der russische Hof unter Kaiserin Elisabeth, von Prof. Dr. Ernst Herrmann in Marburg. — Ueber die Objectivität des Historikers, von Prof. Dr. W. Maurenbrecher in Bonn.

Das „Historische Taschenbuch", von welchem bereits 50 Jahrgänge erschienen, beginnt hiermit eine neue Folge. Die Herausgabe derselben übernahm Professor Wilhelm Maurenbrecher in Bonn, der im Vorwort zu diesem ersten Bande das zeitgemäße Programm entwickelt, dessen Verwirklichung er sich zur Aufgabe gestellt hat. Zugleich ward auch die äußere Ausstattung den Erfordernissen der Gegenwart angepaßt. Das „Historische Taschenbuch" wird deshalb gewiß in weitern Leserkreisen wie unter den Historikern von Fach zahlreiche neue Freunde und Abnehmer finden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Geschichte
der
Kunst im Alterthum.

Von
Georges Perrot und **Charles Chipiez.**

Autorisirte deutsche Ausgabe.

Aegypten.

Mit circa 600 Abbildungen im Text, 4 farbigen und 15 schwarzen Tafeln.

Bearbeitet von **Dr. Richard Pietschmann.**

Mit einem Vorwort von **Georg Ebers.**

In ungefähr 20 Lieferungen à 1 M. 50 Pf.

1.—5. Lieferung.

Ein für die Kunstgeschichte und Alterthumswissenschaft epochemachendes Werk wird hier dem deutschen Publikum in vorzüglicher Bearbeitung zugeführt. Georg Ebers sagt von demselben am Schluss seines einleitenden Vorworts: es werde in der Bücherei jeder Familie, in der man die Kunst hochhält, nicht weniger gut am Platze sein als in der Bibliothek des Gelehrten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Goethe's Faust.

Mit Einleitung und Erläuterungen herausgegeben
von
Moriz Carriere.

Zwei Theile. 8. Jeder Theil geh. 1 M. 20 Pf., geb. 2 M.
In 1 Band gebunden 3 M. 50 Pf.

(Bildet zugleich den 19. und 20. Band von Brockhaus' «Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts».)

Diese vollständige Ausgabe von Goethe's „Faust" empfiehlt sich besonders durch die von dem berühmten Aesthetiker hinzugefügten Erläuterungen, welche dem Gedicht Scene für Scene folgen und namentlich den zweiten Theil in geistvoller und anschaulicher Weise erklären.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lyrische Gedichte
von
Andreas Gryphius.

Herausgegeben von **Julius Tittmann.**

8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

(Deutsche Dichter des siebzehnten Jahrhunderts, 14. Band.)

Andreas Gryphius' lyrische Gedichte (Sonette — Gesänge und Lieder — Epigramme) zeichnen sich nicht minder als seine so hoch gewürdigten dramatischen Dichtungen durch wahre Empfindung vor denen seiner Zeitgenossen aus und verdienen in vollem Maße die zeitgemäße Erneuerung, die ihnen hier zutheil geworden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

GERMANISCHE RESSOURCE Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 38. — 21. September 1882.

Inhalt: Aus und über Amerika. Von Rudolf Doehn. — Zur Geschichte des Humanismus. Von J. Mähly. — Romane, Novellen und Plaudereien. — Albrecht von Haller. Von Robert Boxberger. — Ein provinzielles Wörterbuch. Von Daniel Sanders. — Feuilleton. (Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Aus und über Amerika.

1. Vom Atlantischen zum Stillen Ocean. Von Friedrich Bodenstedt. Leipzig, Brockhaus. 1882. Gr. 8. 8 M. 50 Pf.
2. Aus der transatlantischen Gesellschaft. Nordamerikanische Culturbilder von Karl Knortz. Leipzig, Schlicke. 1882. 8. 5 M.

Die Literatur über die Vereinigten Staaten von Nordamerika ist in der letzten Zeit wesentlich gewachsen, und man darf darin wol ein erfreuliches Zeichen fruchtbringender Wechselwirkung zwischen der Alten und Neuen Welt erblicken. Allerdings können nicht alle Schriften, welche amerikanische Verhältnisse besprechen, darauf Anspruch machen, daß sie ihren Gegenstand überall sachlich und der Wahrheit gemäß behandeln; allein den Verfassern der obengenannten Schriften kann das Verdienst nicht abgesprochen werden, daß sie die von ihnen geschilderten Zustände nicht auf Grund eines trockenen Bücherstudiums und in einseitiger Weise, sondern nach eigener Anschauung, frisch aus dem Leben heraus und meistens den wirklichen Thatsachen entsprechend zur Darstellung brachten.

Obschon eine Reise nach Amerika heutzutage weder zu den großen Seltenheiten noch zu den großen Wagnissen gehört, so zeigen sich doch eigentliche Vergnügungsreisende aus Europa immer noch selten in Amerika, trotzdem daß das Land der großartigsten Naturschauspiele und der bewundernswürdigen Menschenwerke viele bietet, auch durch seine musterhaften Verkehrsmittel und zweckmäßigen Einrichtungen das Reisen leichter macht, als es in den meisten Ländern Europas geschieht. Allein die europäischen Reisenden von Bildung suchen nach wie vor lieber die durch alle Musen verklärten Culturstätten der Alten Welt auf als den noch vergleichsweise geschichtsarmen Boden der Neuen. Dennoch dürfte es ebenso reizvoll wie lehrreich sein, ein großes Volk in seinem Werdeproceß zu beobachten, zu gewahren, wie ein schon mächtig angeschwollener Menschenstrom, gleichen Ursprungs mit uns, aber durch längere Trennung ganz eigenartig entfaltet, täglich neue Zuflüsse in sich aufnimmt, ihnen seine Eigenart mittheilend, diese aber doch durch jene allmählich verändernd. Anglosachsen und Deutsche vereinigen sich mit celtischen, romanischen, slawischen, magyarischen und semitischen Elementen auf Grund gleicher Rechte und gleicher Pflichten in einem gemeinsamen Staatswesen, dem schon in seinen Anfängen der Stempel der Größe aufgedrückt war und das alle Bedingungen eines unabsehbaren Wachsthums in sich schließt. Zu der immer mehr verschmelzenden Masse seiner freien weißen Bürger sind seit der Aufhebung der Negersklaverei etwa 4 Millionen Schwarze hinzugekommen, deren Mehrzahl sich vorzugsweise als Dienstpersonal nützlich macht; dagegen widerstehen dem allgemeinen Verschmelzungsprocesse die chinesische oder mongolische Einwanderung und das mexicanische Element, welches sich zumeist in den im Jahre 1848 von Mexico erworbenen Territorien befindet.

Beachtenswerth ist, was Friedrich Bodenstedt, der Verfasser des Werks „Vom Atlantischen zum Stillen Ocean“ (Nr. 1), bei Gelegenheit eines Vergleichs sagt, den er zwischen der nordamerikanischen Union und dem russischen Reiche anstellt. Nachdem er auf die gewaltige Ausdehnung, die verhältnißmäßig dünne Bevölkerung, den Metallreichthum der Berge, die ergiebigen Kohlenlager und Oelquellen, die Fruchtbarkeit des Bodens u. s. w. in beiden Ländern hingewiesen hat, läßt er sich also vernehmen:

> Rußland war schon sechs Jahrhunderte vor der Entdeckung Amerikas ein großes Reich unter warägischen Fürsten; es hat bereits vor zwanzig Jahren die Feier seines tausendjährigen Bestehens begangen. Allein wenn wir seine europäische Geschichte auch erst mit Peter dem Großen beginnen lassen, so ist sie doch immer noch älter als die der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Werfen wir nun einen Blick auf die innere Entwickelung beider Länder, welch ein Unterschied springt da in die

Augen! Amerika ist durch sein die ödesten Gegenden und fernsten Gebirge des Unionsgebiets belebendes Eisenbahnnetz fast allen andern civilisirten Ländern weit voraus, während man von Rußland sagen kann, es steht ihnen allen nach. Unter den amerikanischen Arbeitern und Ackerbauern kommen Menschen, die weder lesen noch schreiben können, nur als seltene Ausnahmen vor; in Rußland bilden solche Menschen die Regel, weshalb denn auch die große Masse des Volks, obgleich von Natur gutgeartet und wohlbegabt, in ihrer geistigen Entwickelung so weit zurückgeblieben ist, daß sie, geleitet von falschen Propheten und ehrgeizigen Führern, die seinen brutalen Instincten schmeicheln, leicht zu solchen Ausbrüchen von Roheit verführt werden kann, wie sie seit einiger Zeit im Innern des Reichs in Scene gesetzt werden als Vorspiel zu einem Kriege nach außen. In Amerika liest jeder Arbeiter und Farmer täglich aufmerksam seine Zeitung, und die allgemeine lebhafte Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten hat in der Masse des Volks mehr politische Einsicht entwickelt, als in den Köpfen sämmtlicher Panslawisten zu finden. Der Amerikaner sucht die Macht und Größe seines Landes in gedeihlicher Arbeit und friedlichem Fortschritt; sein höchster Ehrgeiz ist auf nützliche Erfindungen und Vervollkommnung der Arbeitsmethoden gerichtet; er kennt keinen andern Wetteifer, als durch Fleiß und Intelligenz es andern Völkern zuvorzuthun; die Wohlfahrt des Staats ist hier auf die Wohlfahrt der Gesammtheit seiner Bürger gegründet. Von alledem findet man in Rußland das Gegentheil, wo dem armen Volk, dem von Natur friedfertigsten, das ich kenne, noch nie lange Zeit gegönnt wurde, sich den Arbeiten des Friedens zu widmen.

In dieser Parallele liegt viel Wahres; auch ist nicht zu vergessen, daß Bodenstedt, wenn er von Rußland spricht, von einem Lande redet, das er ebenfalls aus eigener Anschauung kennt. Während in Amerika das deutsche Element, dem nativistischen Knownothingismus zum Trotz, fortwährend an Einfluß und Ansehen wächst und man dort Deutschlands Söhne als Einwanderer freudig begrüßt, weil durch ihren Fleiß Wüsten in fruchtbares Ackerland verwandelt werden, sucht man in Rußland die Deutschen auf alle mögliche Weise zu unterdrücken und zu schwächen, und sinnt auf Mittel, sie wie die Juden ganz zu vertreiben. Was von europäischer Cultur übertragbar ist, das strebt der Amerikaner sich anzueignen; viele Stimmführer in Rußland aber sind bemüht, ihr Volk ganz von fremder Cultur abzuschließen. Bodenstedt sagt deshalb mit Recht:

> So sehen wir das eine Reich bis an die Zähne bewaffnet mit drohender Geberde seine Grenzen hüten und immer auf dem Sprung, darüber hinauszugreifen, während das andere im Friedenskleide mit Blumen in der Hand den Fremdling heranwinkt, um ihm eine Heimstätte zu bieten.

Der Aufenthalt des Autors in den Vereinigten Staaten umfaßte einen Zeitraum von neun Monaten (von Ende October 1879 bis Ende Juli 1880), wovon die ersten sechs die bewegtesten waren und ihm Gelegenheit boten, besonders das Leben der Deutschen in Amerika nach allen Richtungen und in allen Kreisen kennen zu lernen. Die dabei empfangenen Eindrücke mit Anführung der Umstände, unter welchen sie stattfanden, treu wiederzugeben, ist das Hauptbemühen des Verfassers in diesem Reisewerke gewesen, welches vom Herbst durch den Winter in den Frühling führt.

Das Werk enthält, außer dem Vorwort, zweiundzwanzig Kapitel, von denen das erste die Reise von Hamburg nach Neuyork schildert; die drei folgenden enthalten eine Beschreibung des Hotel-, Straßen-, Club- und Familienlebens der letztgenannten Stadt. Die nächsten funfzehn Kapitel bieten einen Bericht über die Reise nach dem Niagara und von dort über Philadelphia und Baltimore nach dem Staate Neujersey und nach den Städten Washington-City, Pittsburg, Cleveland, Toledo, Detroit, Cincinnati, Columbus, Louisville, Dayton, über Indianapolis und Evansville nach Chicago, Milwaukee, Saint-Louis, Belleville, Saint-Paul und Minneapolis. Das zwanzigste und einundzwanzigste Kapitel schildern die Reise nach San-Francisco und den Aufenthalt daselbst; das Schlußkapitel endlich berichtet über einen Besuch bei den Mormonen. Wir greifen aus dem reichen Inhalt einige besonders anziehende Punkte heraus und berühren zunächst den Ausflug nach Washington-City.

Bodenstedt schildert in anschaulicher Weise die Lage der Hauptstadt der Vereinigten Staaten und die öffentlichen Gebäude, wie z. B. das Capitol, in welchem der Congreß seine Sitzungen hält, das Schatzamt u. s. w. Von besonderm Interesse ist sein Besuch bei Karl Schurz, welcher zu jener Zeit das Ministerium des Innern bekleidete und von dem sich der Dichter dem Präsidenten Hayes vorstellen ließ. Diese Ceremonie ging in der ungezwungensten Weise vor sich; der Präsident machte auf unsern Reisenden den besten Eindruck. In Cincinnati wohnte Bodenstedt bei dem Richter Stallo, der zu den hervorragendsten Repräsentanten des Deutschthums in Amerika zählt und neben seinen vielen und mannichfachen juristischen Arbeiten noch Zeit findet, sich mit gründlichen philosophischen Studien zu beschäftigen und bei wichtigen politischen Fragen zu betheiligen. Durch Stallo lernte er auch den in Cincinnati lebenden Deutschen A. Rattermann aus Osnabrück kennen, einen durch sein schriftstellerisches wie gemeinnütziges Wirken hochverdienten Mann, der mit rastlosem Eifer den Spuren deutscher Einwanderung bis in die ersten Zeiten nachforscht und eine Reihe werthvoller biographischer und culturhistorischer Skizzen, welche den Einfluß des deutschen Elements auf das amerikanische nachweisen, veröffentlicht hat. Ihm verdankt auch die große „Deutsche gegenseitige Versicherungsgesellschaft von Cincinnati" ihr Dasein; sie steht unter seiner Leitung. Seit 1874 gibt derselbe unter dem Titel „Der deutsche Pionnier" eine Monatsschrift heraus, um, durch einen auserlesenen Kreis von Mitarbeitern unterstützt, über Vergangenheit und Gegenwart deutschen Lebens in Amerika nach allen Richtungen hin zuverlässige Kunde zu geben und künftigen Geschichtschreibern ein schon sorgfältig gesichtetes Material zu liefern.

Ueberaus interessant ist, was der Autor über den Einfluß und die Bedeutung des deutschen Gesanges im amerikanischen Leben mittheilt. Auch eine Tochter Stallo's lebte längere Zeit in Deutschland und machte am Conservatorium zu Leipzig gründliche musikalische Studien, die

sie nach ihrer Heimkehr in Amerika eifrig fortsetzte. Mit den Hauptvertretern der englisch-amerikanischen Presse in Cincinnati wurde Bodenstedt durch Friedrich Hassaurek, der längere Zeit einen Gesandtschaftsposten in Südamerika bekleidete, bekannt gemacht. Ein fast noch freundlicherer Empfang als in Cincinnati wurde ihm in Saint-Louis im Staate Missouri zutheil, wo er bei dem damaligen Mayor Henry Overstolz logirte. Saint-Louis ist seit einer Reihe von Jahren immer mehr der Sammelplatz solcher Einwanderer geworden, die von Deutschland eine gediegene Bildung mitbrachten, zum Theil dort schon angesehene Stellungen eingenommen hatten und nur in die Neue Welt zogen, um den früher so unerquicklichen Zuständen der alten Heimat zu entgehen. Zu diesen Männern zählen unter andern Dr. Gottfried Duden, Professor Göbel aus Koburg, Theodor Olshausen, Friedrich Münch und Dr. Engelmann. Auch die deutsche Presse ist in Saint-Louis würdig vertreten, so namentlich durch die „Westliche Post", deren Eigenthümer und Chefredacteur Dr. Emil Preetorius ist, und durch den „Anzeiger des Westens", welcher von dem Badenser Karl Dänzer geleitet wird. Von Saint-Louis machte Bodenstedt einen Ausflug nach der Stadt Belleville im Staate Illinois, wo er gastlich von dem frühern Gouverneur Gustav Körner, der als junger Rechtsgelehrter schon im Jahre 1833 nach Amerika auswanderte, aufgenommen wurde. Wir lassen hier den Verfasser selbst sprechen, er sagt:

Je weiter ich nach Westen kam, desto weniger fühlte ich mich in der Fremde. In Milwaukee und St.-Louis kam es mir heimischer vor als in dem kosmopolitischen Neuyork, und die Fahrt von St.-Louis nach Belleville machte mir ungefähr den Eindruck wie ein Abstecher von Hamburg nach Celle. Ich hätte ebenso gut sagen können: wie ein Abstecher nach Lüneburg, wenn Celle nicht als Sitz eines Oberappellationsgerichts besser zum Vergleich mit Belleville paßte, wo ich fast nur mit Juristen zusammenkam, zu deren Zunft, wenn ich nicht irre, auch General Küffner gehörte, der bei einem großen Banket, welches die Herren mir am Abend vor meiner Abreise gaben, einer meiner Tischnachbarn war und mir den Eindruck eines so angenehmen wie hochgebildeten Mannes machte.

Der Raum verbietet es uns, ausführlicher den Eindruck zu schildern, den die Fälle des Niagara, der Minnehaha und des Mississippi zwischen Minneapolis und St.-Anthony auf den Reisenden machten; doch mag es erlaubt sein, hier die Verse wiederzugeben, in denen er die Minnehaha, zu deutsch „Lachende Wasser", besingt; sie lauten:

Hier stürzt sich kein Bergstrom mit donnernder Wucht
Aus schwindelnden Höhn in die hallende Schlucht;
Hier verhüllt kein hochaufsprühendes wildes Geschäume
In der Tiefe die Felstrümmer, Büsche und Bäume;
Kein Rauschen tönt fern hin — man hört nur ganz nah
Die lachenden Wasser, die Minnehaha.

Doch ihr Lachen ist lieblich wie Kindergelall,
Wer ihn sieht, lächelt mit bei dem lachenden Fall:
Ein silbern zerflatterndes Bächlein wallt munter —
Durchsichtig wie Schleier — die Felswand herunter;
Kein Kind lebt, dem jemals ein Leides geschah
Von den lachenden Wassern, den Minnehaha.

Wir saßen bei brennendem Sonnenschein
Im Rasen und schauten vergnüglich darein,
Und — wären nicht Damen dabei gewesen —
Gern hätt' ich gleich ohne viel Federlesen
Ein Sturzbad genommen, so frisch war es da
In den lachenden Wassern, den Minnehaha.

Den Schluß des allen Lesern, die sich für Amerika interessiren, höchst empfehlenswerthen Buchs bildet die Schilderung der Reise auf der Pacific-Eisenbahn von St.-Paul nach San-Francisco, des Aufenthalts in dieser Stadt, eines Ausflugs in die Sierra Nevada und eines Besuchs bei den Mormonen, die sich dem Verfasser gegenüber gar nicht so abstoßend verhielten. Wiederholt kleidet der Autor die Eindrücke, welche er in den Gegenden am Stillen Meere und auf der Fahrt dahin empfing, in melodievolle Verse. Gewiß ist es reizvoll, auf den verödeten Culturstätten der Alten Welt zu wandeln, aus Trümmern die Herrlichkeit vergangener Jahrtausende im Geiste wieder aufzubauen; allein eine neue Welt im Werden zu sehen, hat ebenfalls einen großen Reiz, der freilich nicht leicht zu ruhiger Sammlung kommen läßt, da das rastlos bewegte Treiben alles mit sich fortreißt, was in seine Strömung hineingeräth, einer vielfach verschleierten Zukunft entgegentreibend.

Nicht unwürdig zur Seite steht dem Bodenstedt'schen Werke die Schrift von Karl Knortz: „Aus der transatlantischen Gesellschaft" (Nr. 2), in welcher uns verschiedene anziehende Culturbilder aus dem nordamerikanischen Leben geboten werden. Der Verfasser, welcher bereits eine Reihe von Jahren in den Vereinigten Staaten lebt und sich durch mehrere Arbeiten über die dortigen socialen Verhältnisse und über amerikanische Literatur einen geachteten Namen erworben hat, stellte in dem genannten Buche funfzehn Aufsätze zusammen, von denen jeder, wenn nicht etwas ganz Neues, so doch manches Lesenswerthe und Interessante enthält. In dem ersten Aufsatz, „Deutsche Sprache und Deutschthum in Amerika" betitelt, sucht der Verfasser darzuthun, daß die deutsche Sprache und deutscher Einfluß von Jahr zu Jahr in den Vereinigten Staaten gewinnen, sobald nur die eingewanderten Deutschen in Haus und Schule ihre Schuldigkeit thun und nicht selbst sich zu sehr amerikanisiren. Von nicht geringerm Interesse ist der zweite Artikel: „Mein erster Besuch bei Longfellow". Knortz hat Longfellow's „Hiawatha" ins Deutsche übertragen und dabei eine Anzahl indianischer Ausdrücke verbessert, die der amerikanische Dichter, einem unzureichenden Wörterbuche folgend, nicht richtig angegeben hatte. Von Longfellow deshalb interpellirt, wies unser Landsmann die betreffenden Irrthümer nach und erhielt auch in den Hauptpunkten Indemnität. Mit besonderer Liebe und Verehrung sprach sich Longfellow über Uhland und Freiligrath aus. In dem dritten Aufsatz, der über die amerikanischen Sonntagsschulen handelt, führt der Autor aus, daß diese Schulen den Religionsunterricht ersetzen, der in den öffentlichen Schulen der Union nicht

ertheilt wird. Die beiden folgenden Aufsätze behandeln die Frauenfrage und das Temperenzwesen in Amerika und sind schon deshalb lesenswerth, weil gerade jetzt diese Fragen in den Vereinigten Staaten lebhaft discutirt werden und selbst eine politische Bedeutung gewonnen haben. Andere Artikel besprechen das amerikanische Sektenwesen und die communistischen Ansiedelungen der Deutschen jenseit des Oceans, ferner die Blindenheilanstalt in Indianapolis und das Arbeitshaus für Sträflinge zu Claremont im Staate Pennsylvanien. Mehr historischer Natur sind die Arbeiten über die vorhistorischen Alterthümer des Ohio- und Mississippithals, über amerikanische Sintflutsagen und über die deutschen Söldlinge im amerikanischen Unabhängigkeitskriege. Nicht zu unterschätzen ist der literarhistorische Beitrag über den schwäbischen Dichter Niklas Müller, geboren 1809 zu Langenau bei Stuttgart, gestorben am 14. August 1876 zu Neuyork. Müller stand zu Gustav Schwab und Ludwig Uhland in freundschaftlicher Beziehung, betrieb in Neuyork die Buchdruckerei und veröffentlichte mehrere Gedichtsammlungen, die auch in verschiedenen deutschen Blättern, z. B. im „Schwäbischen Merkur", im „Stuttgarter Beobachter" und in der frankfurter „Didaskalia", rühmlichst besprochen wurden. Den Schluß des Buchs macht ein Artikel über den Präsidenten James A. Garfield, mit dessen Bildniß die Schrift geziert ist.

Karl Knortz gehört zu den hervorragendsten Vertretern deutscher Bildung in den Vereinigten Staaten, und seine große Vertrautheit mit den dortigen Zuständen macht ihn zu einem geschickten Vermittler amerikanischer und deutscher Geistesarbeit, weshalb er denn auch von dem Allgemeinen deutschen Schriftstellerverbande zu dessen Correspondenten gewählt worden ist.

Rudolf Doehn.

Zur Geschichte des Humanismus.

Die Wiederbelebung des classischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus von G. Voigt. Erster und zweiter Band. Zweite umgearbeitete Auflage. Berlin, G. Reimer. 1880—81. Gr. 8. 16 M.

Eine Geschichte des Humanismus überhaupt, d. h. eine Geschichte der modernen Philologie, ist noch immer nicht geschrieben. Solange diesem nicht von berufener Hand Genüge geleistet wird — man sagt, Bursian in München habe sich dazu entschlossen —, sind Bücher, die auch nur einen Theil des großen Ganzen behandeln, hoch willkommen, besonders wenn sie mit solcher Sachkenntniß und so feinem Gefühl für die Eigenart der Zeiten und der Persönlichkeiten geschrieben sind wie G. Voigt's in zweiter Auflage erschienene „Wiederbelebung des classischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus". Man kann im Hinblick auf den äußern Zuwachs sowol als auf die gediegene reifere Ausgestaltung des Gebotenen wohl sagen, es liegt ein neues Werk vor, bei welchem blos der Gang der Darstellung im ganzen der alte geblieben ist. Dieser Gang vollzieht sich in folgenden größern Abschnitten: Einleitung (Italien, Kirche und Klöster, das Individuum, Dante und einzelne humanistische Vorläufer); Erstes Buch: „Francesco Petrarca, die Genialität und ihre zündende Kraft"; Zweites Buch: „Der Gründer der florentinischen Musenrepublik", „Die Wanderlehrer", „Die Erweckung der classischen Autoren aus den Klostergräbern"; Drittes Buch: „Das erste mediceische Zeitalter", „Der Humanismus in den Republiken Italiens"; Viertes Buch: „Der Humanismus an den Höfen Italiens." Und es vollzieht sich in der anmuthigsten, graziösesten Form, in einem meist tadellosen Deutsch, dem man vom Formgefühl des Humanismus auch etwas anmerkt. Der Verfasser hat seine eindringlichen Studien nicht gemacht, ohne an seinem eigenen Wesen eine Art geistiger Verjüngung zu erfahren. Es sollte sich zwar von selbst verstehen, daß wer über Dinge schreibt, die sich im Cultus des Formschönen bewegen, selber von einem Hauch dieses Wesens angeflogen sei — aber wie oft trifft denn diese Forderung in Wirklichkeit zu? So selten, daß man seinem Frohgefühl immer noch lauten Ausdruck geben darf, wenn es geschieht. Wollte indeß eine Besprechung des Voigt'schen Werks es sich zur Aufgabe machen, die gelungenen Partien oder alle interessanten an diese oder jene Thatsache anknüpfenden Betrachtungen hervorzuheben, so würde sie zu einem unverhältnißmäßigen Umfange anschwellen; ja wir mußten selbst da, wo wir von dem Urtheil des Verfassers abweichen, es uns leider versagen, jedesmal unsern Standpunkt zu verfechten.

Den Rahmen des ersten Buchs füllt allein Petrarca. In wie ganz anderer Beleuchtung zeigt derselbe sich hier, als man ihn etwa in einer Literaturgeschichte Italiens gezeichnet findet! Voigt's Auffassung von der Mission und Bedeutung dieses ersten Menschen der Neuzeit, dieser ersten auf sich selbst stehenden Individualität, welche bewußt an dem Bau einer neuen Welt arbeitet, ist zwar nicht neu, die tüchtigen unter unsern Geschichtsforschern haben es schon längst gewußt und ausgesprochen, daß Petrarca's Größe für die Menschheit, der Schwerpunkt seines Wirkens nicht in seinen Sonetten an Laura liege; aber diese seine Weltstellung ist kaum noch von einem andern so klar und allseitig beleuchtet worden wie von Voigt. Der Genius des Mannes ruht in der von ihm erschlossenen Welt des Humanismus. Nicht nur in der Literaturgeschichte Italiens, sondern in der der ganzen civilisirten Welt, und nicht nur in dieser, sondern in der Geistesgeschichte der Menschheit überhaupt glänzt Petrarca's Name als ein Stern erster Größe, und er würde nicht geringer erscheinen, hätte er auch nie einen Vers in der Sprache Tusciens gedichtet. Und eben dieser Petracco (so hieß er ursprünglich) war

eigentlich Jurist, dem man mit ungewöhnlicher Strenge das Brotstudium octroyirt hatte und für den die Schriften Cicero's und Virgil's eine verbotene Frucht waren. Er mußte Begriff und Namen der Poesie erst wieder zu Ehren bringen und führte den Kampf gegen ihre Verächter sein Leben lang, wenn er schon, einseitig genug in dieser Anschauung, ihr Wesen in die Allegorie und ihren Endzweck in die Moral setzte. Hat doch, was jene betrifft, schon einer seiner Freunde die Meinung aufgestellt, daß unter Madonna Laura der Lorber, und unter diesem die Sehnsucht nach dem Dichterruhme zu verstehen sei. Petrarca ist der erste Schriftsteller, welcher wieder bewußt einen Stil schreibt. Der Brennpunkt, von dem alle seine Bestrebungen, Neuerungen, Tugenden und Schöpfungen ausgingen, war der Ruhm, der heiße Durst nach dem Lobe der Nachwelt, den er aus den Schriften der Alten in seine eigene Seele aufnahm. In der That, dieses Motiv ist echt antik, die Christenlehre will nichts von ihm wissen; doch geht Voigt gewiß zu weit, wenn er den Nachruhm „die folgenreichste Entdeckung" nennt, „welche Petrarca der Menschheit hinterlassen habe". Das ist zu geistreich, um wahr zu sein. So sehr war denn doch dieses nicht blos antike, sondern überhaupt menschliche Gefühl von der christlichen Ascetik und Selbstverleugnung nicht überwuchert worden, daß es während des ganzen Mittelalters sich nicht geregt hätte. Oder wer will uns glauben machen, daß ein Karl der Große, daß die erlauchten Heldengestalten der Hohenstaufen, daß selbst die gewaltigen „Knechte der Knechte Gottes" ihre Kräfte blos und allein zur Ehre Gottes und seiner Kirche eingesetzt, nicht auch an den Nachruhm gedacht hätten? So viel ist allerdings richtig, daß die Ruhmliebe bei Petrarca die Hebamme war, welche seine großartige Individualität zur Welt beförderte, und daß man mit Recht sagen kann, „seine bei weitem größte, mühevollste und verdienstlichste Leistung war sein Selbst". Aber war es nicht auch wieder dieses Selbst, welches ihn begeisterte zur Pflege der classischen Wissenschaft und zum Sturz des Scholasticismus? War es nicht auch eben dieses Selbst, das ihn den Menschen als Mittelpunkt der Welt herausfühlen ließ, das ihn bestimmte, nichts für groß und erstrebenswerth zu halten, als was unmittelbar Bezug hat auf den Menschen? Dieses Selbst hat freilich auch seine Schattenseiten, es ist auch die Geburtsstätte der negativen Eigenschaften dieses großen Menschen, seiner grenzenlosen Eitelkeit, seiner maßlosen Selbstsucht. Von werkthätiger, opferfreudiger Vaterlandsliebe findet sich in seiner groß angelegten, stark ausgeprägten Individualität keine Spur, sie hat keine That mitfühlender Menschenliebe aufzuweisen. Unermüdlich im Jagen nach fetten und fettesten Pfründen, hat Petrarca nach der Gunst von weltlichen und geistlichen Fürsten seine Angel ausgeworfen, und die geistige Lockspeise, womit er sie köderte, war nicht immer das Präparat seiner Ueberzeugung.

Niemand ist heutzutage so gutmüthig, zu glauben, daß seine Laura allein den „schwärmerischen Dichter" an die Nähe von Papst-Babel und an die idyllische Einsamkeit von Vaucluse fesselte — der Hofhalt des Papstes zu Avignon war es zunächst, der ihn anzog und festhielt. Freilich, alle diese Schwächen und Sünden verschwinden im Licht seiner Verdienste. Er glaubte der Curie zu bedürfen, um sich eine behagliche Existenz zu schaffen; groß geworden ist er ohne sie, und wenn er auch bisweilen in ihren Gleisen zu wandeln scheint und den Theologen herauskehrt — den er übrigens neben dem Philosophen und dem Dichter als ein constituirendes Glied der Trias des Gelehrten ansieht —, so findet er gleichwol seinen Weg zu Gott auch ohne das Leitseil der Kirche. Gelehrter zu sein ist für ihn die Krone des Menschthums, ist also auch sein größter Ehrgeiz. Und hier sind es besonders drei Seiten, die seinem Wirken das leuchtende Gepräge eines Wohlthäters der Menschheit aufdrücken: 1) sein begeisterter Hinweis auf den Werth der classischen Literatur und damit in Verbindung stehend sein Sammeln von Handschriften (Cicero's Reden und Briefe, Livius u. s. w., und es ist vielleicht trotz Voigt's Zweifel kein Wahn, sondern er hat wirklich als Jüngling die Epigramme und Briefe des Kaisers Augustus in einer Handschrift gesehen), dann auch seine mächtige Anregung zum Studium der Griechen; 2) sein Kampf gegen Astrologie, Alchymie und Charlatanerie; 3) seine Opposition gegen die Vergötterung des Aristoteles, den er zwar als großen Geist anerkannte, aber darum von seinem Piedestal stürzen wollte, weil in seinen Büchern sich „keine Spur von Wohlredenheit" finde. „Ein solches Wort", meint Voigt mit Recht, „macht in der Geschichte der Wissenschaft Epoche, wie eine Völkerschlacht in der Geschichte der Staaten." Unter Petrarca's literarischen Werken ist nach Voigt das bedeutendste die Schrift „De secreto conflictu curarum suarum", ein Denkmal ersten Ranges in der Geschichte des menschlichen Geistes, den Confessionen eines Augustin und Rousseau an die Seite zu stellen.

Das zweite, in drei Abtheilungen zerfallende Buch bespricht zuerst die Jünger Petrarca's: Giovanni Boccaccio mit seinem stillen, aber nüchternen, pedantischen Gelehrtenfleiß, den Sklaven des Kleinigkeitskrams, den ersten Vergleicher und Verbesserer der Handschriften, den Vertheidiger der allegorischen Auffassung antiker Poesie, dessen Fiametta nichts ist als ein allegorisches Dichtergebilde; Luigi Marsigli, den Gründer des ersten außerkirchlichen Vereins, des von San-Spirito; Coluccio Salutato, den unbescholtenen Staatskanzler, der den ersten Griechen als Lehrer nach Florenz berief und dadurch dem Humanismus das Bürgerrecht im Staatsleben verschaffte, dessen Spürsinn die Wiederauffindung von Cicero's Briefen verdankt wird. Dann folgt die Generation der „Wanderlehrer", als deren erster Giovanni Malpaghini da Ravenna zu bezeichnen ist, der Typus eines Geschlechts des Sturms und Drangs, wie solche immer entstehen, wenn geniale Meister der Wissenschaft oder Kunst ein neues Land entdeckten, voll unendlichen Eifers zu lernen und nach dem höchsten Ziel muthig zu

ringen, aber auch voll unklarer Triebe und jugendlicher Ueberschätzung der Kraft; mit und nach ihm seine Schüler Vittorino da Feltre, Guarino u. a.; mit ihm ferner der Grieche Manuel Chrysoloras, der erste der aus Konstantinopel herübergekommenen literarischen Apostel größern Stils, und dessen Schüler Lionardo Bruni, Carlo Marsuppini und (wahrscheinlich) Ambrogio Traversari. Der dritte Abschnitt gilt den literarischen Funden (Tacitus, Plautus, Plinius u. s. w.), den Fundstätten (St.-Gallen, Fulda, Corvey u. s. w.) und den Männern, an deren Namen sich die bedeutendsten literarischen Erwerbungen knüpfen, vor allen Poggio und Giovanni Aurispa, jener epochemachend und bahnbrechend für die lateinische, dieser in großartigem Maßstab für die griechische Literatur, die er, aus Konstantinopel heimkehrend, um mehr als 300 Bände bereichert haben soll, neben ihnen Francesco Filelfo. Den Reigen schließt der besonders als Sammler von Antiquitäten und Inschriften berühmt gewordene, vielgereiste Ciriaco von Ancona.

Wie der Humanismus sodann aufblüht in den italienischen Republiken Florenz, Venedig, Verona, Padua, Genua, schildert das dritte Buch. Im Vordergrunde steht die Stadt der Mediceer, Florenz, mit ihrem Cosimo de' Medici, dem eigentlichen Gründer des Mäcenatenthums jener Periode, dem Typus des florentinischen Edelmanns als Kaufherr, als Staatsmann, als fürstlicher Gönner der Wissenschaft und Kunst. In dem literarischen Kreise, der sich um ihn bildet, trägt eine der interessanteste Physiognomien der Staatskanzler Niccolo de Niccoli, einer der fleißigsten und glücklichsten Sammler, der Besitzer der umfangreichsten Privatbibliothek damaliger Zeit, „das Börsenblatt für alle Notizen über Bücher und Bibliotheken", stark epikuräisch angehaucht, der bestgehaßte Mann seiner Zeit; neben ihm die beiden spätern Staatskanzler Bruni und Marsupini, der notorische Heide; ferner der Ordensgeneral der Camaldulenser, Ambrogio Traversari, der eingefleischte Papist, bei welchem zum ersten mal der Schöngeist mit dem Heiligen Geist im Kampfe lag; Poggio Bracciolini, der gewandte Lebemann, der spürsinnige Handschriftenfinder, der schlagfertige und stilkundige Staatskanzler, an dessen Namen sich allerdings auch der zweifelhafte Ruhm knüpft, einer der ersten in seinen literarischen Fehden mit Valla, Filelfo u. a. einen Ton angeschlagen zu haben, der sich mit dem Anstand, der Sittlichkeit und der Humanität nie und nimmer reimt, den Ton der maßlosen persönlichen Satire, in welchen die Verbitterung und Verleumdung widerlich hineingellen. Es ist der literarische Gassenbubenton, der leider jetzt noch, vorab unter den Philologen, als Erbstück jener Zeiten seine Rolle spielt, mit dem Unterschied blos, daß ihn jetzt auch die Nichtse und Nullen mit und ohne Initialen glauben anschlagen zu dürfen, und daß er derjenigen Zuthat entbehrt, die ihm allein noch einiges Interesse verleiht, des Witzes. Poggio Bracciolini steht einzig da in der „vorsichtigen Speculation seiner Widmungen: er war systematisch bedacht, seine Perlen nicht wegzuwerfen". Merkwürdig ist, daß von dem damals wehenden Geist und Hauch die Hochschulen so wenig verspürten, namentlich Florenz. Jene Philologen, wie Chrysoloras, Argyrophylos, der talentvollste aller Griechen, die nach Italien übersiedelten, bildeten keine fest in das Corpus der Hochschullehrer eingefügten Glieder, sie gaben mehr nur Gastrollen; so auch Filelfo, eine aus Geist, Witz, Gelehrsamkeit, Eitelkeit, Gift und Galle zusammengebraute Menschengestalt, der gelegentlich auch vom Dolch des Banditen und Bravo Gebrauch machte. Nicht von der Hochschule, von Cosimo ging der Gedanke einer öffentlichen Bibliothek aus, wie er solche in der Marciana, als der ersten, stiftete; nicht die Hochschule war es, es war der Humanismus, welcher den ersten Buchhändler in großem Stil schuf: Vespasiano da Bisticci zu Florenz. Mit Florenz und dem, was dort geschah, kann sich keine andere der italienischen Republiken, Siena, Genua, nicht einmal Venedig, geschweige denn seine Unterthanenstädte Padua und Verona auch nur annähernd messen.

Das vierte Buch endlich schildert den Humanismus an den Höfen: zu Neapel, wo unter der Aegide König Alfonso's die Literaten ihr Wesen so rücksichtslos treiben durften wie selbst nicht in den Republiken, wo ein Laurentio della Valle wirkte und glänzte, einer der geistig unabhängigsten, d. h. vorurtheilsfreiesten Humanisten, der mit klarem Bewußtsein sich seine gelehrten Ziele steckte und seine Kräfte zu concentriren wußte, insofern der bedeutendste seiner Zeitgenossen, der kühnste Kämpe gegen Orthodoxie, Scholastik, Mönchs- und Papstthum, der unerschrockene Vertheidiger antiker Sinnlichkeit, strotzend von Selbstgefühl, und neben ihm Antonio degli Beccadelli, Antonius Panormitanus, dessen in blankem Latein sich präsentirender „Hermaphroditus" mit dem Gluthauch der geilen Wollust das unverhüllte Laster predigte und in den Orgien der Unzucht schwelgte; zu Mailand, wo wir unter andern Gestalten auch den Abenteurer Filelfo wieder treffen, zwar auch hier nicht seßhaft, noch weniger zufrieden, mit Noth und Sorgen im Kampfe; zu Mantua, wo der große Schulmeister Vittorino da Feltre lebte, der einzige unter den Humanisten, der nie einen Feind gehabt, schon dadurch phänomenal; zu Ferrara, wo Guarino zahlreiche Schüler heranzog, und Aurispa, „die Bücherharpyie", seine literarischen Schätze aufhäufte und begrub; zu Urbino und Rimini.

Voigt's Buch ist, wenn die reichlichen Anmerkungen einen Zweck haben sollen, für Philologen bestimmt, daher vielleicht auch der Wegfall mancher Züge des biographischen Details, die ihm zum wissenschaftlichen Vollbilde nicht unumgänglich nöthig erschienen. Vielleicht wäre indeß gerade für Philologen eine übersichtlichere Gruppirung des Stoffs wünschenswerth und wol auch möglich gewesen. Das vom Verfasser gewählte Schema reißt denn doch gar oft, abgesehen von der Nothwendigkeit von Wiederholungen, gerade die bedeutendsten Persönlichkeiten auseinander, wie bei Poggio, Filelfo u. a., sodaß wir uns die Glieder zu ihrem Körper recht eigentlich zusammenlesen

müssen. Dies hat sein Misliches und sollte möglichst vermieden werden in der Schilderung einer weltgeschichtlichen Periode, welche gerade darin ihr Gepräge hat, daß sie die machtvolle Individualität, die Person wieder auf den Thron setzte.

Der zweite Band enthält die Abschnitte: 1) „Der Humanismus an der päpstlichen Curie", „Das Zeitalter Nikolaus' V.", „Die hellenistischen Studien"; 2) „Propaganda des Humanismus jenseit der Alpen"; 3) „Tendenzen und Leistungen des Humanismus", mit den entsprechenden Unterabtheilungen. Bekanntlich ist alle Eintheilung schwer und kaum eine unantastbar; am gerathensten wird immer eine möglichst durchgeführte Combination der eidographischen und der synchronistischen Bearbeitung sein, obwol sich auch so Wiederholungen und andere Unzuträglichkeiten schwerlich vermeiden lassen. Auch Voigt hat diese Klippen nicht ganz zu umgehen vermocht: so wenn Laurentius Valla, den man mit dem ersten Bande abgethan glaubte, wenn ferner Poggio in seinen bekannten Eigenschaften plötzlich wieder aus dem Todtenreiche zurückkehren und mit ihnen eine Anzahl anderer im ersten Bande mehr oder weniger ausführlich behandelter Zeitgenossen, oder wenn die erbitterte Polemik der Humanisten in den oft geradezu grauenhaften Invectiven derselben dem Leser von neuem vorgeführt wird. Ein gutes Register am Ende des Bandes hilft allerdings diese vereinzelten oder verdoppelten Strahlen wieder zusammenzufassen und zu einem Bilde zu vereinigen, und die Hauptsache bleibt doch, daß keine Seite der humanistischen Wirksamkeit vergessen und jenes Jahrhundert in seiner literarischen Physiognomie sicher und voll gezeichnet ist. Letzteres Lob unterliegt allerdings einer Beschränkung, und es fehlt uns der Schlüssel zu der Erklärung, warum der kundige Verfasser (doch augenscheinlich mit Absicht) sich diese Resignation auferlegt hat, die zu dem Titel seines Werks, „das erste Jahrhundert" des Humanismus, streng genommen allerdings paßt, aber nicht recht stimmen will zu der factischen Ausdehnung, welche die Aufgabe im Verlauf der Arbeit genommen hat. Wir meinen nämlich, da hier Existenzen vorgeführt werden, die weit über das erste Jahrhundert des Humanismus hinausreichen, so wäre auch eine oder die andere Gestalt aus dem Musenhof des Lorenzo magnifico zu Florenz, speciell wäre der größte der dortigen Humanisten, Angelo Poliziano, herbeizuziehen gewesen, dessen Leben ja nicht bis an die Schwelle des 16. Jahrhunderts reicht. Filelfo ist, allerdings als alter Mann, nur dreizehn Jahre vor ihm gestorben, und Filelfo nimmt einen mächtigen Raum in dem Werke ein.

Im einzelnen beschränken wir uns auf folgende Bemerkungen. Mit Recht hebt der Verfasser in seiner Darstellung des Hellenismus die Thatsache hervor, daß der Einfluß, den die neu entdeckte Griechenwelt während des ersten Jahrhunderts auf das Abendland übte, äußerst gering war. Die landläufige Vorstellung von dieser Wirkung ist gewaltig übertrieben, und darum war die Negation derselben vollkommen berechtigt. Freilich — und auch das ist dem Verfasser nicht entgangen — fehlt es uns noch gänzlich an einer quellenmäßigen Untersuchung, inwieweit und in welcher Würdigung die alte hellenische Literatur im byzantinischen Reiche fortgelebt, auch an einer Geschichte des Fortlebens der griechischen Literatur im lateinischen Mittelalter. Zu den spärlichen Daten, welche der Verfasser beigebracht hat als Beweise, oder wenn man lieber will, als Spuren einer ebenso spärlichen Beschäftigung der damaligen Gelehrten mit dem Griechischen, erlauben wir uns noch einige — viele gibt es eben dermalen nicht — beizufügen. „Salutant te Hellenici fratres", heißt es in einem Schreiben des bekannten Notker Labeo aus St.-Gallen. Schon Ludwig der Fromme verstand Griechisch, und von den Gelehrten, die Karl der Große an seinen Hof zog, hat sicherlich nicht blos Paul Warnefrid (Diaconus), der an der Schola Palatina Karl's des Großen Griechisch lehrte, diese Sprache verstanden, sondern auch Alcuin, Rhabanus Maurus, Haymo und andere in Corvey und Hersfeld. Kaiser Otto III. wurde von Gerbert, dem spätern Papst Sylvester II., im Griechischen unterrichtet; später finden wir, daß Wibald du Pré, Abt zu Corvey, (gest. 1174) von Friedrich I. als Gesandter an den griechischen Kaiser Manuel geschickt wurde; auch Siegebert aus Brabant (gest. 1112) verstand Griechisch; zu Anfang des 13. Jahrhunderts wurden Thomas' von Aquino Schriften ins Griechische übersetzt, und Trithemius belehrt uns in seiner „Hirschauer Chronik", daß eine Menge Mönche unter anderm auch des Griechischen „peritissimi" gewesen seien. Diese ebenso bescheidene als bunte Zugabe möge in der Seltenheit der einschlägigen Notizen ihre Entschuldigung finden. Für die Humanisten Italiens, die trotz aller so sehr auseinandergehenden Bestrebungen des Gemeinsamen so vieles haben, daß eben dieses Gemeinsame ihren entschiedenen Charakter ausmacht, könnte das Griechische ein wenigstens äußerliches Eintheilungsprincip abgeben, indem man sie gruppirte in die Gattung der Hellenisten, der halben Hellenisten und der Latinisten, und innerhalb der erstgenannten wieder unterschiede diejenigen, die von Haus aus die griechische Sprache als Landessprache redeten, wie Argyropulos, Chrysoloras, Trapezuntios, Bessarion, und solche, die durch Reisen und Aufenthalt im Osten sich die Sprache wie eine lebendige angeeignet haben, wie Guarino und Aurispa u. a. Es würde sich dann die Merkwürdigkeit herausstellen, daß gerade die ausgezeichnetsten und vielgenanntesten Vertreter des Humanismus, so Valla und Poggio, nur die mittlere Gattung anzusprechen hätten. Noch merkwürdiger erscheint freilich der Umstand, daß mancher dieser Humanisten trotz seiner unbedeutenden schriftstellerischen Leistungen und trotz eines weniger als nur problematischen Menschenwerthes es zu so großer Celebrität gebracht hat.

Was sittlichen Werth betrifft, so finden wir ja bei vielen derselben so ziemlich das Gegentheil dessen, was nach heutigen Begriffen die Manneswürde ausmacht, ja sogar

Laster von der schlimmsten Sorte in deutlichster Form ausgeprägt: nicht blos das Gift der Zunge (von dem leider den heutigen Humanisten (!) eine Dosis als Erbstück geblieben zu sein scheint), sondern das wirkliche und wirksame Meuchelgift und der Mordstahl spielen in ihrem Privatleben eine grauenhafte Rolle. Und was ihre Gelehrsamkeit und schriftstellerischen Leistungen betrifft, so können selbst die erlauchten Namen eines Gemistos Plethon, eines Theodoros Gaza sich nicht entfernt messen mit denen, welchen unser Jahrhundert die Palme auf den genannten Gebieten reicht. Der Geist, den sie predigten und vertraten, die neue Welt, die sie verkündigten und schaffen halfen, die neuen Ideen, die sie ans Licht brachten und hineinwarfen theils in den Sumpf, theils in die Gärung der Zeit, das Apostelthum hat sie groß und berühmt gemacht. Homer und Plato haben weder durch die Erklärungen noch durch die Uebersetzungen, noch weniger durch die Kritik der Humanisten viel profitirt; aber mehr werth, die Hauptsache war, daß auf diese frischen und ewigen Quellen der Verjüngung hingewiesen wurde. Die Idee des wiedererwachten Alterthums und seines dauernden Werthes war eine kosmopolitische, darum mußte der Humanismus vom Mutterlande, von Italien aus Eingang in das übrige Europa finden. Es ist nun schwer, seine erste Uebersiedelung in die transalpinischen Länder zu verfolgen; sicher ist (und natürlich), daß er bei den übrigen Romanen ein freundliches, wenn auch allmähliches Entgegenkommen fand, daß dagegen die Germanen ihm wie allem, was von jenseit der Alpen kam, Mistrauen entgegenbrachten. Am schwersten hielt es bei den englischen „Dickköpfen", denen man kein Feuer für die neuen Ideen zutrauen durfte; Poggio, der England einen längern Besuch abstattete, war in der That von dem Leben und dem Naturell der Briten nicht erbaut — und doch fehlte bei einzelnen höhergestellten Persönlichkeiten das Entgegenkommen nicht, sogar in Italien fanden sich Briten ein, um an Ort und Stelle die neue Wissenschaft in Augenschein zu nehmen.

Bei den Deutschen war — wenn man von den Beziehungen Petrarca's zu Kaiser Karl IV., dem gebildetsten Fürsten seines Jahrhunderts, und zu dessen Kanzler Johann von Neumarkt absieht — Aeneas Sylvius Piccolomini der eigentliche Apostel des Humanismus und Kaiser Maximilian der erste deutsche Fürst, in dessen Bildung der Hauch des Alterthums sich bemerkbar machte (dem langjährigen Aufenthalt des genannten italienischen Sendlings am Kaiserhofe muß jedenfalls ein Einfluß auf diese Richtung zugeschrieben werden). Es war dem neuen Geist, der von jenseit der Alpen herwehte, gelungen, trotz der Unbeliebtheit der Italiener (welche ihrerseits den Lohn dafür mit gründlicher Verachtung des deutschen „Bärenhäuterthums" zurückgaben) und trotz der lebhaften Opposition von kernhaften und gelehrten Deutschen, wie Georg Heimburg, hier siegreichen Einzug zu halten, und am Schluß des Jahrhunderts — allerdings nicht früher — schoß die Saat des Humanismus in vollen Aehren empor; ja nicht lange mehr, so stehen die Deutschen als Humanisten bereits auf eigenen Füßen (Wimpfeling und der schlettstädter Kreis, ferner Agricola, Reuchlin und Celtis).

Ein großer Differenzpunkt blieb allerdings zwischen dem Humanismus jenseit und diesseit der Alpen bestehen. Dort war die Frucht der classischen Studien ein religiöser Indifferentismus, ja ein heimlicher Krieg des Unglaubens gegen Glauben und Kirche; in Deutschland dagegen erweckten die Humanisten gerade eine neue Regsamkeit auf dem Gebiete der Theologie und des kirchlichen Lebens. Die Anregungen aber, welche von Italien kamen, hat Deutschland durch die Erfindung des Bücherdrucks mehr als voll heimgezahlt. Aus dem ganz besonders lehrreichen und gediegenen Kapitel, welches von den Tendenzen und Leistungen des Humanismus handelt, erlauben wir uns nur einen Punkt hervorzuheben, in welchem wir nicht ganz einverstanden sind, nämlich die, wie uns scheinen will, über Gebühr betonte Ruhmsucht der Humanisten, als ob damit wunder was Neues und früher nicht Dagewesenes in die Welt gekommen wäre. Der Verfasser hat diese Idee eines neuern Forschers zu der seinigen gemacht und sie womöglich noch sublimirt. Mag es nun auch geistreich sein, neue Ideen zu entdecken, wahr ist jene kaum, gegenüber dem Alterthum erst recht nicht, und niemand wird uns überzeugen, daß der Mensch des Mittelalters das Ruhmesbedürfniß nicht auch lebhaft empfunden habe noch lange vor Petrarca, ja noch lange vor Dante. So lange überhaupt der Mensch sich als Individuum fühlt — was doch bekanntlich im Occident schon seit Jahrtausenden der Fall ist —, ist auch der Ruhm eine treibende Kraft gewesen. Einen besonders den italienischen Humanisten eigenen Charakterzug bildete aber vorwiegend formale Bildung, und es war dies um so natürlicher, als auch das Alterthum, dessen Apostel sie waren, die formale Bildung mächtig in den Vorgrund stellte. Man kann und darf sie auch die rhetorische nennen. Daher die Gleichgültigkeit gegen die Philosophie, weil diese mit der Materie zu thun hat, daher der Neuaufbau der Grammatik, daher die Pflege der Stilistik, daher die eigene Production im lateinischen, prosaischen und poetischen Ausdruck. Kein Humanist, der nicht auch auf dem letztgenannten Gebiet seine Kraft versucht hätte, und wäre es auch (wie bei Beccadelli und Poggio) an Gegenständen der zweideutigsten und mislichsten Art, ja der Unnatur und Widernatur. Dieses Formgefühl schwelgte auch in der Handhabung der Conjecturalkritik und hatte hier einen um so freiern Spielraum, als die strenge Methode der Kunst noch nicht entdeckt war und dem conjecturalen Gelüste noch keine Fesseln anlegte. Auffinden, Abschreiben, Uebersetzen neuer Texte, womöglich mit Widmungen an einflußreiche und zahlungsfähige Persönlichkeiten: das war das oft sehr goldene und klangreiche Ideal jener Humanisten, sodann auch formelle Leistungen, welche hinter denen jener Classiker nicht zurückstehen sollten. Hat sich doch ihrer einer erkühnt, sogar mit dem vergöttertsten aller antiken Dichter, Virgil, in die Schranken zu treten, nämlich

seine „Aeneide" fortzusetzen! Realcommentare lagen nicht im Bedürfniß, auch nicht im Können jener Zeit, Perotti's großartiges „Cornu copiae" gehört zu den seltenen Ausnahmen; und gerade Perotti ist es doch auch wieder, der die beste Metrik — also eine rein formale Leistung — zusammengestellt hat. Die Kritik, gleichfalls eine formale Operation, nimmt bereits einen höhern Flug, sie emancipirt sich vom Buchstaben, faßt den Text als Ganzes und vindicirt ihn von diesem Standpunkt aus (daher „höhere" Kritik, wenn auch vielleicht mit Unrecht so genannt) einem andern Urheber, als es der Ueberlieferung gefällt. So bereits Laurentius Valla, wenn auch zunächst nur zu dem praktischen Zweck, die Kirche zu ärgern. Dieses formelle Streben und Leisten war damals ein wahres Glück. Nur so konnten die Humanisten die Aufklärer des Jahrhunderts werden, und sie haben diese Aufgabe glänzend erfüllt. Hätten sie sich sofort kopfüber in den weiten Ocean der Realien gestürzt, jene Wiedergeburt, wenn es überhaupt eine solche gewesen wäre, hätte nicht die weiten und bewegten Kreise gezogen und den folgenden Jahrhunderten ihre geistige Bahn gewiesen. Auch jetzt noch, in unserm Jahrhundert ist für die Geisteswissenschaften, ja auch für die historischen, die schöne Form das einzige Mittel, den ungeheuern, ins Grauenhafte angeschwollenen Stoff zu bemeistern.

J. Mähly.

Romane, Novellen und Plaudereien.

An die Spitze unserer heutigen kritischen Uebersicht stellen wir eine Sammlung von Novellen einer in der Leserwelt mit Recht beliebten, auch in d. Bl. anerkannten, durch ihr vorzeitiges Ende traurig-berühmten Verfasserin:

1. Im Sturme des Lebens und andere Erzählungen von Elise Linhart. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1882. 8. 6 M.

Die sieben ansprechenden Novellen tragen eine theils ernste, theils heitere Färbung. Am meisten zugesagt hat uns die erste Novelle, die der Sammlung den Titel gegeben: „Im Sturme des Lebens", wo in feiner psychologischer Entwickelung der Kampf einer groß angelegten, tiefinnerlichen Frauennatur, Vera von Stetten, die alle Probleme der Liebe und des Wissens lösen will, geschildert wird; nach hartem Kampfe siegt das Ideal über die gemeine Wirklichkeit, und Glück und Freude ziehen in ein Herz ein, das im Feuer der Trübsal erprobt worden. Die ernste Stimmung dieser ersten Novelle steigert sich in der dritten Erzählung „Pia" zu wahrhaft dämonischer Glut. Pia, die heißempfindende, naive, bigote Italienerin, geht an ihrer verbotenen Liebe zu einem vornehmen deutschen Manne zu Grunde, der gebrochen an Leib und Seele in die Heimat zurückkehrt, um die Zaubernächte auf dem Campo-santo zu Florenz als ewige Erinnerung in einem zerstörten Herzen zu bewahren, als Trümmer einer unglücklichen Liebe. Weniger glutvoll und berauschend, aber tüchtiger in der Gesinnung und befriedigender in der Lösung ist die fünfte Erzählung: „Vetter Titus", ein Genrebild voll reizender Detailmalerei, während die humoristisch angeflogenen Novellen „En profil", „Fatale Judicien", „Fritz und Fritze", „Signore Ettore" als heitere Gaben einer amusanten Muse anzusehen sind, die es mit Menschen und Dingen nicht allzu genau nimmt, aber sieghaft die Situation beherrscht und alle Paare, welche Laune und Schicksalstücke trennen will, vor dem Altar vereinigt. Die Charakterzeichnung ist gewandt und flott, der Stil nicht durchweg tadellos, aber frisch und lebendig.

Ebenfalls nicht ohne einen gewissen poetischen Werth und tiefern Gehalt ist der Familienroman:

2. Die Livergnas. Roman von H. Willfried. Breslau, Schottländer. 1882. 8. 3 M. 50 Pf.

In gemüthvoller Sprache schildert uns die begabte Verfasserin, wie ein junger Arzt, Dr. Morton, aus der nordischen Heimat auf das Schloß Livergna, wo ein stolzes italienisches Geschlecht herrscht, versetzt wird und kräftig in das Geschick der gräflichen Familie und ihrer Untergebenen eingreift, ebenso wol ein Arzt der Seele wie des Leibes. Doch auch ihn ereilt sein Geschick: er entbrennt in Liebe zu der schönen stolzen Margarita, die einem verkörperten Noli me tangere gleicht, bis ein furchtbares Geheimniß ihr enthüllt und jene Wandlung ihres Charakters herbeigeführt wird, welche sie in den schützenden Armen des theuern Mannes ihr Heil suchen und finden läßt. Das Oberhaupt der Familie ist die stolze, in allem Leid ungebeugte, charakterfeste Gräfin Livergna, die ähnlich der Fürstin von Messina in ihren Söhnen zwei feindliche Brüder erzieht. Nur der Allbesieger Tod endet zuletzt den unversöhnlichen Streit, worauf ein freundliches Geschick dem überlebenden, dem edlern von beiden Brüdern, dem unschönen, aber liebenswerthen Stephan, den Lohn seiner Treue bringt. Von den Hausgenossen und Untergebenen der Gräfin sind der biderbe Verwalter Erasmus, welcher im Verein mit der alten Französin Mademoiselle Daschka und seiner geschiedenen Hausehre, dem „Pflichtsatan" Ellreich-Brillmayer, den Humor des Lebens vertritt, in echter, wirklich gesunder Farbe dargestellt. Scenerie, Familien- und Landleben, sowie die Charaktere der sich lebhaft steigernden und zu einem befriedigenden Ende führenden Handlung sind ansprechend und treffend geschildert, und bei allem tiefen Gefühl in den pathetischen Stellen liegt über einzelnen Dialogen ein angenehmer, satirisch-humoristischer, belebender Hauch. Der Stil ist ebenfalls der über das Niveau des Hergebrachten und Alltäglichen

sich erhebenden, gediegenen Novelle angemessen, die wir unsern Lesern empfehlen.

Aehnlich gehalten, wenn auch an künstlerischem Werth geringer, einfacher in der Anlage der Handlung und Charaktere, breiter in Stil und Darstellung, dazu etwas larmoyant im Ton, ist der Roman:

3. Die Königswaldes. Roman von Angelika von Marquardt (M. Angely). Breslau, Schottländer. 1882. 8. 3 M.

Der Majoratsherr Graf Hugo von Königswalde, ein edler, aber von Krankheit niedergebeugter Mann, führt mit seiner schönen Schwester Tony, mit einer königlich in Haltung und Gesinnung waltenden Cousine Namens Esther und einer andern, kindlich-jugendlichen Cousine, Elvira, auf seinem schönen Schlosse ein beschauliches Einsiedlerleben, bis sein Bruder Ulrich, ein mehr als lebenslustiger Offizier, Funken in die Asche schleudert, welche die Gefühle des Schloßherrn und seiner Gefährtinnen verbirgt, und eine Katastrophe herbeiführt, die zuerst als Unglück betrachtet werden muß, zuletzt aber sich als eine Quelle neuen Segens erweist. Denn von diesem Moment an — Streit der Brüder und Kampf in der Schlucht, ganz ähnlich einer Scene in dem eben besprochenen Roman „Die Livergnas" — ändert sich der Charakter des leichtsinnigen Grafen, findet der edle Bruder die Sprache des Herzens wieder, und werden die liebenswerthen duldenden und handelnden Frauen seiner Umgebung den Männern zugeführt, die über ihre trotzigen und ihre verzagten Herzen herrschen sollen: und so ist eitel Lust und Sonnenschein, was ehedem Kummer und Finsterniß schien. Leser, welche eine gewisse Monotonie in Ton und Charakterzeichnung nicht stört, werden die Bekanntschaft mit den „Königswaldes" besonders um des reinen sittlichen Gehaltes willen, der das Buch als geeignete Lektüre für Frauen erscheinen läßt, nicht bereuen.

In einer dem realen Leben mehr abgewandten, aber echt poetischen Sphäre bewegen sich die Phantasiegestalten des folgenden Märchens, das als Erstlingsgabe eines jungen, vielversprechenden Talents Beachtung verdient:

4. Um eine Menschenseele. Phantasie von Helene Nievert. Gotha, F. A. Perthes. 1881. 8. 1 M. 40 Pf.

Wir haben es in der fein empfundenen, in klangvoller, edler Sprache geschriebenen Dichtung in Prosa mit einem jener verführerischen Fabelwesen zu thun, die als Sirenen, Undinen, Melusinen in zahllosen Gestalten die Welt der Sage beleben und ins menschliche Dasein meist unheilvoll eingreifen. Ganz im Gegensatz zu diesen herzlosen, sinnbestrickenden Nixen zeigt sich in der vorliegenden „Phantasie" eine Meerjungfrau, welche den kalten Glanz ihres feuchten unsterblichen Glücks hingibt, um dafür die Wonne und das Weh menschlichen Empfindens, eine Menschenseele, einzutauschen; auf das höchste Glück des Weibes, gewährende Liebe, verzichtend, rettet sie eine Braut vor Verzweiflung und zuletzt als Samariterin einen Uebelthäter vor den Qualen eines trostlosen Todes. Das menschliche Leid in seiner ethischen Bedeutung gilt ihr mehr als die farbenschillernde, aber liebeleere Existenz der Sirene. Trotz dieser ernsten Tendenz hält sich die Verfasserin in ihrem Märchen frei von Weitschweifigkeit und aufdringlicher Belehrung; sie verbindet mit dem Zauber des Phantastischen tief sittliche Erbauung, recht im angenehmen Widerspruch zu der sogenannten Frauen- und Salonlektüre, welche nur zu oft leicht und seicht befunden wird.

Ebenfalls in die Kategorie der edleren Unterhaltung gehört das nicht ohne poetische Gestaltungsgabe verfaßte kleine Buch, das als letztes unserer Besprechung hier lobend genannt sein möge:

5. Aug' in Auge. Eine Plauderei von Helene Stökl. Leipzig, C. A. Koch. 1881. 8. 2 M. 40 Pf.

Die Verfasserin, eine Schwester der obengenannten Elise Linhart, stellt in der viel mit Dichterworten geschmückten Plauderei interessante, gemüth- und geistanregende Betrachtungen über das menschliche Auge an, sowol nach seiner physischen Beschaffenheit wie nach seiner seelischen Bedeutung und seinem Ausdruck im Leben des Kindes, des Mädchens, der Geliebten, der Braut, der Frau, der Mutter, des Leidenden, des Bereuenden und des Sterbenden, und weiß sich dabei ebenso vor trivialer Eintönigkeit wie vor sentimentaler Ueberschwenglichkeit zu hüten. Als Festgeschenk, worauf auch die Ausstattung hinweist, ist das Büchlein „nicht uneben", um mit einem Lessing'schen Epitheton zu schließen.

Albrecht von Haller.

Albrecht von Haller's Gedichte. Herausgegeben und eingeleitet von Ludwig Hirzel. Frauenfeld, Huber. 1882. Gr. 8. 10 M.

Von den drei Vorläufern unserer classischen Literaturperiode: Haller, Hagedorn und Klopstock, hat jedenfalls der erste eine ebenso sorgfältige Behandlung bei der Herausgabe verdient als der letzte, und doch wird sie diesem in der jüngsten Zeit fast im Uebermaß zutheil, während man von Bemühungen um Haller bisher wenig vernommen hat. Um so mehr müssen wir uns über eine Ausgabe freuen, die allen Anforderungen, auch den höchsten, die man an eine kritische Ausgabe stellen kann, in Bezug auf Biographie, Bibliographie, Kritik und Erklärung des Textes in vollem Maße gerecht wird. Auch merkt man es dem ganzen Buche an, daß sein trefflicher Herausgeber, ein Landsmann des Dichters, nicht blos mit der Liebe und dem Stolze des Gelehrten daran gearbeitet hat, sondern auch mit der Lust des patriotischen Schweizers, der seinem großen Landsmann ein Denkmal der Pietät setzen will und nicht abläßt, bis er dieses in würdigster Weise

ausgeführt hat. Viele Jahre ernsten und mühsamen Studiums müssen dem Erscheinen der Ausgabe vorhergegangen sein; dafür ist sie aber auch in jeder Hinsicht vollendet und eine Zierde der deutschen Wissenschaft.

Das Buch bildet den dritten Band der „Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz und ihres Grenzgebietes", und dieser Umstand zeigt, daß es den äußern Anlaß zu seiner Entstehung einem patriotischen Unternehmen der deutschen Schweiz verdankt, dergleichen in letzter Zeit mehrere in verschiedenen Gegenden des deutsch redenden Theils von Europa aufgetaucht sind, parallel mit den schon länger bestehenden provinzialen und localen Geschichtsvereinen. Wenn es nun auch nicht fehlen kann, daß durch solche Unternehmungen manches an das Licht gezogen wird, was nur im engsten Kreise Aufmerksamkeit erregt und zu erregen verdient, so müssen wir uns freuen, daß dies hier einmal nicht der Fall ist, daß vielmehr dieses Werk weit über die Grenzen der deutschen Schweiz hinaus Beachtung finden wird.

Haller ist als Dichter ein echter Sohn der Schweiz; wie Schiller's „Tell" weist er stets nach den Bergen seiner Heimat hin: „das Haus der Freiheit hat uns Gott gegründet". Und zwar thut er das nicht blos in dem bekanntesten seiner Gedichte, welches von diesen Bergen seinen Namen trägt, sondern auch in allen seinen Lehrgedichten sieht man die ewigen Berge hereinragen in das vergängliche und nichtige Treiben der Gegenwart. Jenen Ernst, ja Tiefsinn, jene Wucht der Gedanken, jene Gedrungenheit und Körnigkeit des Ausdrucks, welche die Mitwelt an Haller so hoch zu schätzen wußte, und die ihn, auch wenn man ihn nicht als Dichter gelten lassen wollte, doch immer als Denker hoch stellen würden, verdankt er dem heimischen Boden. Er nannte die Sammlung seiner Lieder „Versuch Schweizerischer Gedichten" (sic), um schon auf dem Titel sich wegen nicht schriftmäßiger Wortformen, Worte und Wendungen zu entschuldigen; sie verdienten diesen Namen im vollsten Sinne auch durch ihren Inhalt. Auch hat er, wie überhaupt dichterische Productivität nicht seine starke Seite war, außerhalb der Schweiz wenig mehr gedichtet; abgesehen von einigen Liedern, die ihm kurz nach seiner Ankunft in Göttingen die Krankheit und der Tod seiner geliebten Gattin Mariane, geborenen Wyß, entlockte, sind die später entstandenen Dichtungen nur unbedeutende Gelegenheitspoesie; alle seine Lehrdichtungen, auf denen überhaupt sein Werth als Dichter beruht, sind auf schweizerischem Boden entstanden. Und wie wohlthätig haben nicht diese auf die poetische Entwickelung der jüngern deutschen Dichter eingewirkt! Man denke sich den sittlichen Ernst hinweg, der aus ihnen spricht und der kräftigend auf eine jüngere Generation von Dichtern wirken mußte, und frage sich, ob wol ein Lessing, ein Schiller (denn diese beiden verdankten Haller's Geiste besonders viel) sich in ähnlicher Weise an Hagedorn oder Klopstock hätten heranbilden können, aus dessen spätern Dichtungen sie nur zu bald die Unnatur eines schwülstigen Pathos herausempfanden.

Auch war sich Haller dieser seiner Stellung recht wohl bewußt; wir haben von ihm ein höchst interessantes Selbstbekenntniß über sein Verhältniß zu Hagedorn, bei dem es ihm, wie wir erst jetzt aus einem von Hirzel mitgetheilten Briefe desselben an Gemmingen erfahren, darum zu thun war, seine (Haller's) Stellung zur Anakreontik auszusprechen:

> Der Herr von Hagedorn ist in eben dem Jahre, aber sechs Monate früher als ich, geboren. Beide kamen wir in eine Zeit, da die Dichtkunst aus Deutschland sich verloren hatte. . . . Beide dichteten früh, und ich schrieb eine Unendlichkeit von Versen von allen Arten, ehe ich funfzehnjährig wurde; meine Begier war unersättlich: ich ahmte bald Brockes, bald Lohenstein und bald andere niedersächsische Dichter nach. — Der Herr von Hagedorn besuchte England, ich auch, und noch etwas früher. Diese Reise hatte auf beide einen wichtigen Einfluß: wir fühlten, daß man in wenigen Wörtern weit mehr sagen konnte, als man in Deutschland bis hierher gesagt hatte; wir sahen, daß philosophische Begriffe und Anmerkungen sich reimen ließen, und strebten beide nach einer Stärke, dazu wir noch keine Vorbilder gehabt hatten. Bei allen diesen Aehnlichkeiten blieb zwischen uns eine große Ungleichheit. Eine der Ursachen bestand in der Lebensart. Unser Herr von Hagedorn war von einem fröhlichen Gemüthe, er trank ein Glas Wein und genoß der freundschaftlichen Freuden des Lebens. Ich hingegen sagte im neunzehnten Jahre meines Alters dem Wein ab, ob mir wohl Horazens Fluch nicht unbekannt war; aber es schien mir erträglicher, keine zur Nachwelt durchdringende Verse zu machen, als einem unaufhörlichen Kopfwehe unterworfen zu sein. Hieraus folgte, daß ich mich den lustigen Gesellschaften entzog und mein Vergnügen bei einem stillen Theetische oder bei den Büchern suchte. . . . Ich wurde früh von andern Berufsarbeiten gedrückt und erlag fast völlig unter der geehrten Bürde, da des würdigsten Ministers Zutrauen mehr auf meine Achseln legte, als sie tragen konnten. Anatomie, Botanik, ernsthafte Geschäfte gaben keinen Stoff her, der sich in die Poesie einweben ließ, sie brachten vielmehr die Gedanken in eine Strenge und in eine Trockenheit, die der Einbildung Flügel dämpfte. Vielleicht kommt eben von der Gewohnheit, in weniger Zeit viele Arbeit zu thun, das allzu sehr gedrungene Wesen, das man hin und wieder an meinen Versen getadelt hat. Die Verse wurden mir schwer, ich unternahm nicht leicht in einem Tage über zehn Zeilen aufzusetzen; auch diese veränderte ich, ohne ein Ende an meinen eigenen Kritiken zu finden. Auch hörte ich sehr frühe auf, einiges Vergnügen an der Poesie zu fühlen. Bis ins Jahr 1736 nahm ich nur dann und wann vor, einen Begriff auszuarbeiten; nach dieser Zeit aber griff ich niemals zur Feder, als wenn entweder ein dringender Affect ein Vergnügen fand, sich abzumalen, oder eine Pflicht ein Gedicht von mir forderte. . . . Jetzt, da das Alter mich ernsthafter gemacht hat, jetzt sehe ich nicht mehr als ein Nachtheil an, daß ich das Vergnügen freundschaftlicher Ergötzungen nicht genossen, nicht empfunden, nicht gewählt habe. Nicht daß Hagedorn sich jemals von dem Wohlstande entfernt habe, den die Ehrerbietung gegen die Tugend erfordert. Er hat auch von Gott würdig und empfindsam gesprochen. Nein, weil seit seinem Tode die unzählbare Menge deutscher Dichter sich mehr als jemals mit dem Thyrsus und den Grazien beschäftigt. Ich bin nicht ohne Gefühl für die leichten Schwünge des lächelnden Anakreon's, ich habe Gleim's glückliche Nachahmungen mit Lust gelesen und mit Vergnügen angepriesen. Nun aber, da diese fröhliche Sekte alle ernsthafte Dichterei verdringen will, da sie, mit der Duldung nicht zufrieden, zur Verfolgerin wird, nun sehe ich lieber, daß ich nicht zu derselben gehöre. . . . So angenehm, so reizend diese Dichtung sein mag, so

kann ich mir den Schaden nicht verhehlen, den sie thut. Ist es also jetzt die Zeit, die fröhliche Welt mit reizenden Poesien zu noch größern Begriffen aufzufordern, die sie sich von der echten Glückseligkeit machen soll, welche man ihr im Wein, in der Liebe, in Buhlschaften, in Lustbarkeiten verspricht? Gibt man dem erhitzten Kranken im Fieber erhitzende Weine? Ist also der Gebrauch zu rühmen, den so viele muntere und fähige Köpfe von ihren Gaben machen, die nichts als ein ätherisches Oel sind, womit man das Feuer der herrschenden Leidenschaft zur heftigsten Lohe bringt? Ist es also das Murren eines Sauertopfes, wenn ich gewünscht habe, wenn ich wünsche, daß so vieler Witz, daß eine so rosichte Einbildung, daß die glühenden Farben der hellsten Malerei nicht zum allgemeinen Schaden angewendet würden; und sind die lustigen, die schalkhaften, die flüchtigen Dichter, sind ihre Bewunderer gerecht, wenn sie nicht nur frei sein wollen, zum Schaden der Sitten, zur Unterdrückung nöthigerer Pflichten reizend und verführerisch zu dichten; wenn sie sogar diejenigen verfolgen, die noch einigen Ernst bei der Poesie beibehalten und dieselbe zu ihrer großen Bestimmung, zur Aufmunterung zurückführen wollen, zum Glücke der Welt durch die Tugend zu arbeiten?

Die Einleitung des Buchs bildet eine musterhafte, auch schon von der augsburger „Allgemeinen Zeitung" als die beste von allen bisherigen anerkannte Biographie des Dichters auf 536 Seiten. Freilich wäre das Buch handlicher geworden, wenn diese Biographie als besonderer Band erschienen wäre. Wir lernen aus ihr, daß Haller gewiß sein Leben lang die Schweiz nicht verlassen haben würde, hätte man dem großen Mann eine seinen Verdiensten und seinen Kenntnissen entsprechende Stellung gegeben. Aber auch von Göttingen aus, wohin er 1836 an die neuerrichtete Universität übersiedelte, behielt er eine ehrenvolle Stellung in seiner Vaterstadt immer als wünschenswertheftes Ziel im Auge, und nachdem er 1745 in den Großen Rath zu Bern aufgenommen worden war, siedelte er 1753 wieder dahin über; alle Versuche, ihn nach Göttingen zurückzuholen, scheiterten an den Vorstellungen seiner Verwandten, daß das berner Bürgerrecht ihm selbst und seinen Kindern Vortheile gewähre, die keine Stelle im Auslande biete. Aber seine Hoffnung, daß ihm einmal durch das Los eins der großen und einträglichen Aemter der berner Republik zutheil werden würde, scheiterte an der eigensinnigen Laune der Fortuna. Seine letzten Lebensjahre wurden durch körperliche und durch Seelenleiden getrübt. Haller gehörte zu den nicht Wenigen, welche die beschränkte Theologie des vorigen Jahrhunderts um ihren Seelenfrieden gebracht hat. Einen Wendepunkt in dieser Hinsicht bildete der Tod seiner geliebten Mariane (30. October 1736), kurz nach seiner Ankunft in Göttingen. Von da an schrieb er ein Tagebuch voll selbstquälerischer Gedanken. Es beginnt im December 1736:

Durch den Tod meiner geliebten Frau Mariane wurde ich in eine große Traurigkeit versetzt, und es wachte insonderheit mein Gewissen auf, als ich bedachte, wie man im Todeskampfe so sehnlich seufzet über die Sünden, die man ohne Bedenken täglich thut. Ich erschrecke über die Folgen eines unheiligen Lebens und trachte mich zu bessern.

Aber dieses Trachten nach Besserung, sagt Hirzel, ist nichts als eine fortlaufende Reihe von Selbstanklage, Selbstpeinigung, Selbstvernichtung:

Wo ist jetzt die Seele meiner verewigten Frau? Ach, welch ein Unterschied! Entweder leidet sie unaussprechliche Verzweiflung in einer schrecklichen Einöde oder in der Gesellschaft böser Geister. Oder sie preiset Gott mit unsäglicher Entzückung in Gemeinschaft der auserwählten Seelen und der guten Engel. Thut sie es nicht, so ist es großentheils meine Schuld. Und das sollte mich nicht rühren, ich sollte nicht weinen?

In diesem Tone geht es fort. Erst als die Vorboten des Todes sich bei ihm einstellen, gewinnt er etwas mehr Vertrauen zu dem Allerbarmer. Und doch verbreitete sich nach seinem Tode das Gerücht, er habe in seinen letzten Lebenstagen geäußert: er glaube nichts, und es sei ihm unmöglich etwas zu glauben, so gern er es auch thäte. Auch das ist sehr begreiflich bei dieser selbstquälerischen Stimmung.

Es folgt dann die Ausgabe der Gedichte selbst, natürlich möglichst vollständig mit verschiedenen Anhängen von Jugenddichtungen, Briefen u. dgl., vollständiger Bibliographie, Variantensammlung, Wort- und Sacherklärungen. In den letztern sind besonders die Personalien vortrefflich. Zu S. 144, Z. 24 möchte ich bemerken, daß zwar S. 299 Alexander der Große wirklich Ammon's Sohn genannt wird, daß es mir aber doch, wie Hirzel selbst, bedenklich erscheint, wenn er hier Ammon selbst und neben Augustus als Förderer der Künste und Wissenschaften genannt werden sollte; ich glaube, es ist damit der berühmte Khalif Almamun gemeint. Zu S. 364, Z. 4: „Hingegen ist der Bauernsohn nunmehr glücklich geworden", hätte erwähnt werden müssen, daß damit der Dichter Gottlieb Fuchs gemeint ist, dessen „Gedichte eines Bauernsohnes" 1752 erschienen; er hatte damals ein liebenswürdiges Mädchen geheirathet.

Ich habe mich bei dieser Besprechung nur auf kurze Andeutungen beschränken können und bin mir sehr wohl bewußt, daß dieselben weit hinter dem Werthe des Buchs zurückgeblieben sind. Robert Borberger.

Ein provinzielles Wörterbuch.

Preußisches Wörterbuch. Ost- und westpreußische Provinzialismen in alphabetischer Folge. Von H. Frischbier. Erste Lieferung. A—bibbern. Berlin, Enslin. 1882. Gr. 8. 2 M.

In dem der vorliegenden ersten Lieferung beigefügten Prospect wird hervorgehoben, daß dies Buch bestimmt sei, eine nachweisliche Lücke auszufüllen; das vor nahe hundert Jahren (Königsberg 1785) in kleiner Auflage gedruckte „Preußische Wörterbuch" von G. E. S. Hennig sei jetzt eine antiquarische Seltenheit.

Wie sehr dies der Fall ist, erhellt vielleicht am besten

daraus, daß schon 1820 der durch fleißige Nachforschung und emsigen Spüreifer wohlbekannte Dr. Chr. Sam. Theodor Bernd (von dem auch das gewöhnlich nach dem Veranstalter und Herausgeber benannte Campe'sche „Wörterbuch der deutschen Sprache" herrührt) in der Einleitung zu seinem Werke „Die deutsche Sprache in dem Großherzogthum Posen und einem Theil des angrenzenden Königreichs Polen" sich zu dem Geständniß veranlaßt sah: „Hennig's preußisches Idiotikon konnte ich aller Mühe ungeachtet nirgendsher erhalten."

H. Frischbier, der sich auf dem einschlägigen Gebiete durch manche rühmlich anerkannte Vorarbeiten bekannt gemacht, hat für sein jetzt erscheinendes Werk nicht nur das für die Gesammtheit so gut wie verschwundene Hennig'sche Buch und die in Provinzialzeitschriften erschienenen Nachträge dazu, sondern auch mannichfache und verschiedenartige handschriftliche Sammlungen ost- und westpreußischer Mundart benutzen können und außerdem seit länger als einem Vierteljahrhundert den Stoff zu seinem Werke mit unverdrossenem Fleiß und unterstützt durch zahlreiche Beiträge von Gelehrten, Lehrern, Geistlichen, Gutsbesitzern u. s. w. zusammengetragen und verarbeitet. In dem Prospect heißt es weiter:

Der Verfasser hat es sich angelegen sein lassen, in seinen Erklärungen und Nachweisen kurz und bündig, bestimmt und klar zu sein und Belege, vorzugsweise aus dem Volksmunde, in ausreichender Zahl zu geben. ... Das Buch, aus dem Volke hervorgegangen, möchte sich nicht ausschließlich in die Kreise der Fachliteratur weisen lassen, sondern auch in die Hände der Gebildeten des Volks gelangen. Sind die literarischen Nachweise bedingt durch den Ernst wissenschaftlichen Strebens, so sollen sie den wahrhaft Gebildeten nicht zurückschrecken. ... Das Werk erscheint in zwei Bänden von je fünf bis sechs Lieferungen zum Subscriptionspreise von je 2 M. Das Erscheinen binnen Jahresfrist kann zugesichert werden, da das Manuscript vollständig vorliegt und nur der Ueberarbeitung bedarf.

Mit den vorstehenden Mittheilungen aus dem Prospect möchte ich die Leser d. Bl. auf das sehr empfehlenswerthe Unternehmen aufmerksam machen. Eine eingehende Besprechung und ein abschließendes Urtheil über die Arbeit bleibt füglich einer spätern Zeit vorbehalten, wenn erst eine größere Anzahl von Lieferungen vorliegt; doch möchte ich schon jetzt, und zwar nicht etwa als Redner für das eigene Haus, sondern zum Nutzen und Frommen des soeben begonnenen Werks dem Verfasser die Benutzung sowol meines „Wörterbuchs der deutschen Sprache" wie meines „Ergänzungswörterbuchs" empfehlen, in welchen Werken er wol auch manches für seinen Behuf zu Benutzende finden würde. Ich will dies durch einige Beispiele verdeutlichen.

S. 10a findet sich der kurze Artikel „abquästen, sw., durch anhaltendes Bitten erpressen. In Livland: mit Ruthen geißeln. Hupel 3."

Es hat mich befremdet, hier nicht wenigstens einen Hinweis auf das S. 49b fg. behandelte „Badequast" m. zu finden, wo wiederum auch der Hinweis auf jenes „abquästen" fehlt.

Aus meinem „Wörterbuch" II, 615b fg., war leicht das beide Begriffe Verbindende und Vermittelnde zu entnehmen. Ich entlehne von dort nur kurz das Nothwendigste:

Quast m. (veraltet), Büschel von Zweigen zur Verhüllung der Scham, auch Badequast, mit Belegen aus der Bibel von 1520, Steinhöwel, Luther, Keisersberg, Seb. Franck (vgl. dazu namentlich auch „Zeitschrift für deutsche Philologie", XII, 227 fg.); ferner quästen, (gemäß der Urbedeutung) einen mit Zweigen, Ruthen schlagen, und verallgemeint (z. B. in Mecklenburg) ihm scharf zu Leibe gehen, ihn quälen, drängen; vgl. wortspielend: Habt ihr gebadet, so muß ich quästen. Sastrow = die Badequaste gebrauchen, auch durchprügeln.

Ferner wird z. B. nach S. 17b ein Zeitwort ähnen = ähneln aufgeführt, das, wie in den ältern deutschen Wörterbüchern, so z. B. auch in dem Grimm'schen fehlt. Wohl aber hatte ich es in meinem „Wörterbuch", I, 18, mit drei Belegen aus Zacharias Werner aufgeführt und dazu in meinem „Ergänzungswörterbuch", S. 6a, noch weitere Belege aus einer Schrift des Verfassers, aus Gregorovius (auch für den reflexiven Gebrauch) und aus einem nicht der Provinz Preußen angehörigen Schriftsteller, Putlitz, gebracht, wie auch aus der Zimmerischen Chronik die Form ohne Umlaut: „Man weiß wohl, wem das Kind ahnet."

Es kann fraglich sein, ob überhaupt in einem solchen mundartlichen Wörterbuch die Hinweise auf andere Wörterbücher nöthig sind: der nicht zu den Sprachforschern gehörende Benutzer wird in den seltensten Fällen die angezogenen Werke zum Vergleiche nachschlagen, der eigentliche Sprachforscher aber auch ohne den Nachweis die betreffenden Stellen aufzufinden wissen; aber wenn einmal literarische Nachweise gegeben werden sollen, so muß dies jedenfalls in möglichster Vollständigkeit geschehen, und nur von diesem Gesichtspunkte aus habe ich auch auf meine Wörterbücher als zu benutzende Quellen hingewiesen.

Auch mögen hier noch einige Einzelheiten, die mir bei der Durchsicht der ersten Lieferung aufgefallen sind, ihre Stelle finden. S. 47b gegen den Schluß des Buchstaben A liest man den Artikel: „ä-wo, i-wo, interj.", während in den Beispielen richtig getrennt gesetzt ist: „Ä wo! I wo! (wofür sich auch die Formen a wo! und ei wo! finden)".

Richtiger hätten wol die an ihrer alphabetischen Stelle fehlenden Interjectionen a! (oder ah!) und ä! aufgeführt werden sollen (vgl. in meinem „Wörterbuch", I, 1b und 16b fg.) mit den Bemerkungen, daß sie namentlich auch in Verbindung mit dem (plattdeutsch auch dem wie entsprechenden) fragenden und ausrufenden Adverbium wo vorkommen, im Sinne des hochdeutschen ach (oder i) warum nicht gar? Auch wäre, namentlich bei der Schreibweise mit dem Bindestrich, eine die iambische (nicht trochäische) Betonung hervorhebende Bezeichnung wol an der Stelle gewesen.

Bei dem auf S. 2a aufgeführten Aalhölger, kurzweg Hölger, hätte wol auf die Formen Helger und Elger (s. beide an ihrer alphabetischen Stelle in meinem „Wörterbuch" wie in meinem „Ergänzungswörterbuch") hinge-

wiesen werden müssen mit der Bemerkung, daß Elger aus dem zusammengesetzten Aal-Gehr hervorgegangen ist (s. Gehr a. a. O.), sodaß also in Aal-Hölger das Bestimmungswort Aal doppelt steckt.

Doch hiermit genug der Einzelheiten, und zum Schluß nur noch die wiederholte Empfehlung des Werks, auf das wir wol später eingehender zurückzukommen Gelegenheit finden werden. Daniel Sanders.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Unter den neu erschienenen Dichtungen gebührt unstreitig dem neuen Werke von Algernon Charles Swinburne: „Tristram of Lyonesse, and other Poems", der Vorrang. Das „Athenaeum" bezeichnet es als das mannichfaltigste und bedeutendste, das Swinburne bisjetzt veröffentlicht hat, und aller Wahrscheinlichkeit nach werde es auch das populärste werden. Es sei dessen Inhalt romantischer und anziehender als irgendeine seiner frühern Leistungen und bewähre dabei jene rhythmische Meisterschaft und prophetische Leidenschaft, die bisher die hervoragendsten Kennzeichen seiner Schöpfungen gewesen seien. „Tristram" bildet ein Epos; die übrigen Gedichte sind Kindern gewidmet, oder haben Kinder zum Thema, und sollen an Intensität denen Victor Hugo's, an Zartheit denen Miß Christine Rossetti's über dieselben Stoffe gleichkommen. Es folgen dann noch Sonette an Freunde des Dichters, die neues Zeugniß von seiner Hochherzigkeit und seinem Edelmuth ablegen. Den Schluß bilden 21 Sonette an die englischen Dramatiker von 1590 bis 1650, die, wie die genannte Wochenschrift meint, kein anderer Dichter hätte schreiben können. Die an Webster und Decker gerichteten sollen die schönsten unter der schönen Gruppe sein.

Nächst diesen haben wir noch „Animi Figura", einen Strauß tiefsinniger und feingedachter Sonette von John Addington Symonds zu erwähnen, denen ein kurzer kritischer Essay über das Sonett vorangeschickt ist.

— Wie sehr man sich jetzt drüben mit dem Altvater Kant beschäftigt, war schon aus der von F. Max Müller neu unternommenen Uebersetzung: „Kant's Critique of Pure Reason", die zur hundertjährigen Feier dieser Schrift erschien, zu entnehmen. Daß sie nicht mit besonderm Beifall aufgenommen wurde, haben wir bereits früher erwähnt. Jetzt sind noch folgende neue Erscheinungen auf diesem Gebiete zu verzeichnen: „Text-Book to Kant"! von J. H. Stirling, der seine Kenntniß deutscher Philosophie vor Jahren durch sein umfangreiches Werk „The Secret of Hegel" (von D. Asher seinerzeit eingehend in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" besprochen) bekundet hat. Ferner „Kant and his English Critics" von J. Watson, „Kantian Ethics and the Ethics of Evolution" von J. G. Schurman, „Kant" von W. Wallace und „From Kant to Hegel" von A. Seth. Watson vertheidigt Kant's kritischen Standpunkt gegenüber den constructiven Darwinisten. Schurman schließt sich viel mehr Kant als den Evolutionisten an, die seiner Ansicht nach es gar nicht zu einer Ethik gebracht haben. Wallace will den Leser in die Kant'sche Philosophie einführen, erzählt dessen Lebensgang und verbreitet sich dann über seine Lehre; allein er thut dies letztere in unbefriedigender Weise und ohne Kant seine wirkliche Stellung in der Geschichte des menschlichen Denkens anzuweisen. Seine Schrift ist nur von geringem Umfange und daher von zu knapper Darstellung, um verständlich zu sein. Der werthvollste Theil darin ist der, welcher die Religionsphilosophie sowol Kant's wie Hegel's behandelt.

Anknüpfend an diese Werke seien „The Science of Ethics" von Leslie Stephen und „Essays in Jurisprudence and Ethics" von F. Pollock erwähnt. Beide gehören der evolutionistischen Schule an, beide sind geistreich zu nennen, aber auch zugleich ungenügend nach ihrer wissenschaftlichen Seite hin.

— J. A. Froude hat als literarischer Testamentsvollstrecker Thomas Carlyle's bisher ungedruckte „Reminiscences of my Irish Journey in 1849" veröffentlicht, von welchen Erinnerungen, von einzelnen Lichtpunkten abgesehen, nichts Besseres zu sagen ist, als von den von demselben Herausgeber unmittelbar nach Carlyle's Tode veröffentlichten Reminiscenzen aus dessen Leben. Ja, das „Athenaeum" meint, Froude's den Verlegern gegenüber ausgesprochener Ansicht entgegentretend, es sei nicht so gewiß, daß das Buch nicht nachtheilig sein könne, wenigstens dem Rufe Carlyle's, da diese Berichte über Irland die härtesten und am wenigsten sympathischen seien, die je erschienen sind.

— Viel Aufsehen erregt in England sowie in Amerika das anonym erschienene Buch: „Democracy, an American Novel", welches in drastischer Weise die politische Corruption in Washington schildert, ohne dabei die künstlerische Darstellung, welche der Roman erheischt, zu beeinträchtigen. Sind die Zustände dort wirklich so, wie sie hier geschildert werden — und an der Wahrheit des Gemäldes ist kaum zu zweifeln —, so wäre die Sympathie der Vereinigten Staaten für Rußland sehr erklärlich. Wahrlich, die Gegensätze berühren sich, kann man da sagen: Republik und Absolutismus führen zu gleicher Feilheit und Fäulniß.

Nicht mindern Beifall findet ein Scherz, den F. Anstey, ein bisher unbekannter Schriftsteller, dem englischen Publikum in seinem „Vice versâ; or a Lesson to Fathers" bietet. Es ist dies eine Art Ovid'scher Metamorphose, indem der Vater hier in den Sohn und Schulknaben, und der Sohn seinerseits in den Vater verwandelt wird.

— Von George Henry Lewes' „The Life of Goethe" ist soeben die dritte nach den neuesten Unterlagen durchgesehene Auflage (Leipzig, F. A. Brockhaus) erschienen. Als „Anhang" ist ihr ein der „Pall Mall Gazette" vom 4. October 1869 entnommener Artikel „Goethe exploded" beigegeben, der sich sehr ungehalten über Hermann Grimm's Versuch ausspricht, Goethe zum Plagiator stempeln zu wollen. Es ergeht der Lewes'schen Biographie unsers großen Dichters in Deutschland ähnlich wie Macaulay in England. Nachdem sie anfangs mit größter und gerechter Bewunderung aufgenommen worden, hat man ihre Vorzüge später zu verkleinern gesucht und allerlei Mängel daran finden wollen. Wir gestehen gern zu, daß seit ihrem ersten Erscheinen manche tüchtige Leistung ähnlicher Art auch in Deutschland ans Licht getreten ist; gleichwol wird sich Lewes' Biographie, ihrer schriftstellerischen Vorzüge wegen, stets behaupten und von keiner noch so fleißig gearbeiteten deutschen gänzlich verdrängt werden. Deutsche Leistungen dieser Art suchen eben in der Regel ihren Stolz in der minutiösen Genauigkeit und Gründlichkeit, mit der jeder Punkt behandelt ist; die Anforderungen der Kunst indessen kommen dabei in der Regel zu kurz oder werden ganz aus den Augen gelassen. Gerade diesen genügt zu haben, bildet den Reiz der Lewes'schen Arbeit und macht sie dem Leser so anziehend.

Ebenfalls im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist als neuester (einundvierzigster) Band der „Coleccion de Autores Españoles" eine von Eduardo Brinckmeier besorgte „Floresta de Sátiras, Fábulas, Fabulas Literarias, Letrillas, Sonetos Burlescos, Villancicos, Décimas, Epígramas y otras Rimas Festivas, elegida de las obras de célebres Poetas Españoles" erschienen.

Man denkt sich den Spanier gewöhnlich stolz und ernst, wenngleich Spanien einen „Don Quixote" hervorgebracht hat. Hier lernt man ihn auch in seinen Dichtungen als heiter, launig und witzig kennen, und zwar sind in den in diesem Bande enthaltenen über 300 größern und kleinern Gedichten fast sämmtliche dichterische Größen Spaniens älterer und neuerer Zeit vertreten. Der Herausgeber hat sich durch die von gutem Geschmack zeugende Auswahl ein Verdienst um unsere bessere Kenntniß der so reichhaltigen spanischen Literatur erworben.

— Die bedeutendste Erscheinung der neuesten französischen Literatur ist das Drama „Torquemada" von Victor Hugo. Auch diese neueste Schöpfung des genialsten lebenden Dichters trägt noch alle Frische seiner jugendlichen Tage und keinerlei Spuren von Greisenthum an sich. Man könnte das Stück als eine der sogenannten „Rettungen" bezeichnen, denn der Held desselben wird nach der Auffassung R. St.-Hilaire's, welcher Hugo gefolgt ist, nicht als grausamer, sondern als ein durchaus ehrlicher Fanatiker gezeichnet, der Tausende nur um ihrer ewigen Seligkeit willen, die er ihnen dadurch zu verschaffen glaubt, hinopferte. Im übrigen befindet sich der Dichter der „Misérables" vollkommen in seinem Elemente da, wo er die Schrecken der Opfer schildert, wozu noch die alte Meisterschaft in der Hervorbringung scenischer Wirkungen und natürlich in der Sprache und dem Verse sich gesellt. Ist auch der Eindruck, den dieses Drama zurückläßt, selbstverständlich kein wohlthuender, so ist er doch ein gewaltiger.

— Von „George Sand, Correspondance 1812—1876" ist zunächst der erste Band erschienen, der bis 1835 hinabreicht; von „Mes Mémoires" von A. de Pontmartin und von „Les deux masques" von Paul de St.-Victor je der zweite Band, von dem der letztere sich mit Sophokles, Euripides, Aristophanes und mit Kalidasa beschäftigt.

— Von E. Scherer's „Études sur la littérature contemporaine" ist der siebente Band erschienen. Er enthält des Verfassers Essay über Wordsworth, einen kurzen Artikel über Carlyle, nach dessen Tode geschrieben, zwei längere über Daudet und Zola und einige über akademische Empfangsreden. Die „Saturday Review" findet Scherer's Stil überall trocken, sein Urtheil über Carlyle aber sogar lächerlich.

Als bessere, ja ausgezeichnete unter den jüngsten französischen Romanen erwähnen wir: „Rose Rozier" von Henry Gréville und „Défroqué" von E. Daudet.

Bibliographie.

Aus bewegten Tagen. Lieder eines Einjährig-Freiwilligen. Troppau, Volprecht. 8. 90 Pf.

Ballestrem, Eufemia Gräfin, Violet. Roman. Breslau, Schottländer. 1883. 8. 3 M.

Bestmann, H. J., Geschichte der christlichen Sitte. 2ter Thl.: Die katholische Sitte. 1ste Lfg. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Beutemachen und Plündern in ihrer historischen Entwickelung und der Rechtsstand beider in der Gegenwart. Potsdam, Gropius. Gr. 8. 1 M.

Bayreuther Briefe. Augenblicksbilder aus den Tagen der Patronatsaufführungen des „Parsifal". Leipzig, Schloemp. 8. 1 M.

Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge, herausgegeben von P. Hassner. 3ter Bd. 11tes Hft.: Reformation und Revolution. Von K. Zimmerle. Frankfurt a. M., Foesser Nachf. Gr. 8. 40 Pf.

Dreher, E., Der Darwinismus und seine Consequenzen in wissenschaftlicher und socialer Beziehung. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.

Dürauer, F. J., Da oldi Psoara. Ländliches Gedicht in niederösterreichischer Mundart. Wien, Gerold's Sohn. 8. 1 M.

Eichmann, J., Der Städtekrieg von 1449—1450, besonders die Fehde Herzog Albrechts von Oesterreich mit den schwäbischen Reichsstädten, welche die Herrschaft Hohenberg in Pfand hatten. Berlin, Mayer u. Müller. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Godin, A., Gräfin Lenore. Roman. Leipzig, Schulze u. Comp. 8. 4 M.

Gonzenbach, A. v., Der General Hans Ludwig von Erlach von Castelen. Ein Lebens- und Charakterbild aus den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs. Bearbeitet nach zeitgemäßen Quellen. 3ter Thl. Mit einer Ansicht von Breisach und einem zeitgenössischen Plan der Schlacht bei Lens und beigedruckten Urkunden. Bern, Wyß. Gr. 8. 9 M. 40 Pf.

Guttzeit, H., Unsinn und Unmoral in biblischen Geschichten. Ein Bruchstück freier Kritik. Berlin, Mrose. Gr. 8. 60 Pf.

Hart, H., und J. Hart, Kritische Waffengänge. 4tes Hft.: Das „Deutsche Theater" des Herrn L'Arronge. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 M.

Hart, H., Sedan. Eine Tragödie. Mit einem Prolog. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 M.

Haupt, H., Die religiösen Sekten in Franken vor der Reformation. Würzburg, Stuber. Gr. 8. 2 M.

Hermann, Wilhelmina v., Klopf' an! Dichtungen, Denksprüche, Handzeichnungen und Liederweisen menschenfreundlicher Zeitgenossen. Zu Gunsten der Armen gesammelt und herausgegeben. München, Kellerer. Gr. 8. 3 M.

Deutsche Humoristen aus alter und neuer Zeit. In einer Auswahl und mit litterarischen Einleitungen herausgegeben von J. Rieffert. 3ter Bd.: Carl Weisflog. Altenburg, Bonde. 8. 50 Pf.

Kirchhammer, A., Priuz Eugen von Savoyen und John Churchill Herzog von Marlborough. Fragmente einer Parallele. 2 Vorträge. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 80 Pf.

Kittel, A., Beiträge zur Geschichte der Freiherren Echter von Mespelbrunn. Bei der III. Säkularfeier der durch Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn gestifteten Universität Würzburg veröffentlicht. Würzburg, Stuber. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Kittel, J., Vertellfels. Emden, Haynel. Gr. 8. 75 Pf.

Krück, M., Zur Geschichte der bayerischen Realgymnasien und zum Schutze derselben. Würzburg, Stuber. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Kühn, R., Der Octavius des Minucius Felix. Eine heidnisch-philosophische Auffassung vom Christenthum. Leipzig, Rossberg. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Lindau, R., Wintertage. Drei Erzählungen aus Frankreich. (Im Park von Villers. Hans, der Träumer. „Souvenir".) Breslau, Schottländer. 1883. 8. 3 M.

Löffler, Pauline, Frauen-Leben, Liebe und Leiden. Gedichte. 1ster Bd. Berlin, Le Contre. 1881. 12. 1 M. 20 Pf.

Neumann-Strela, C., Theater-Novellen. Berlin, Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Pernwerth von Bärnstein, A., Beiträge zur Geschichte und Literatur des deutschen Studententhumes von Gründung der ältesten deutschen Universitäten bis auf die unmittelbare Gegenwart, mit besonderer Berücksichtigung des XIX. Jahrhunderts. Würzburg, Stuber. 8. 3 M.

Pieper, W., Briefe aus Italien. Hannover. Gr. 8. 3 M.

Raeowitza, Helene v., Gräfin Vera. Roman in 3 Thln. 2 Bde. München, Pollner. 8. 5 M.

Rehberg, H., Die Prinzipien der monistischen Naturreligion. Moderne Anschauungen über Religionsreformeu. Jena, Deistung. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Rest, A., Zeit in Liedern! Gedichte. München, L. Finsterlin. 8. 1 M.

Schleinitz, A. v., Das Bayreuther Bühnenweihfestspiel. Erläuterungen zur Parzivalsage und zum Gralmythus. Berlin, Stuhr. 8. 2 M.

Schlepper, H., Aus der Geschichte der Stadt Lauenburg a. d. Elbe. Der Bürgerschaft Lauenburgs zur Erinnerung an die vor 700 Jahren 1181 geschehene Erbauung der „Lowenborch" gewidmet. Lauenburg. 1881. Gr. 8. 50 Pf.

Schmidt, M., Beschreibung und Chronik der Stadt Ratzeburg, mit einer Stadtansicht in Lichtdruck nach einem Bilde vom Jahre 1588. Ratzeburg, Schmidt. Gr. 8. 1 M.

Schulte, F. X., Geschichte des „Kulturkampfes" in Preußen. In Aktenstücken dargestellt. Essen, Fredebeul u. Koenen. Gr. 8. 6 M.

Schwab, G., Kleine prosaische Schriften. Ausgewählt und herausgegeben von K. Klüpfel. Freiburg i. Br., Mohr. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Seelhorst, G., Australien in seinen Weltausstellungsjahren 1879—81. Nebst einem Anhang: Eine Reise in's Innere vou Sumatra. Augsburg, Reichel. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Spielberg, O., Der neue Philosoph für die Welt. Neuwied, Heuser. 16. 1 M. 50 Pf.

Springer, J., Beiträge zur Geschichte des Wormser Reichstages 1544 und 1545. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 1 M.

Stohn, H., Richard Wagner und seine Schöpfungen. Für die deutsche Frauenwelt dargestellt. Mit R. Wagners Bildnis in Stahlstich. Leipzig, Gebr. Senf. 8. 2 M. 50 Pf.

Sylva, Carmen (Elisabeth, Königin von Rumänien), Leidens Erdengang. Ein Märchenkreis. Berlin, A. Duncker. 8. 4 M.

Szilágyi, A., Gabriel Bethlen und die schwedische Diplomatie. Aus dem ungarischen Original. Budapest, Kilian. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Tibus, A., Zur Geschichte der Stadt Emmerich. Eine bedeutsame alte Urkunde, herausgegeben und erklärt. Münster, Regensberg. Gr. 8. 50 Pf.

Tittmann, C., Weibliche Unabhängigkeit. Breslau, Schottländer. 1883. 8. 3 M.

Vor den Coulissen. Original-Blätter von Celebritäten des Theaters und der Musik. Mit 40 Porträts und Faesimiles. Herausgegeben von J. Lewinsky. 2ter Bd. Berlin, Hofmann u. Comp. 8. 6 M.

Voß, R., Frauengestalten. Edlen Frauen erzählt. Breslau, Schottländer. 1879. 8. 5 M.

Weinitz, F., Der Zug des Herzogs von Feria nach Deutschland im Jahre 1633. Ein Beitrag zur Geschichte des 30jährigen Krieges. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Wertheimer, J. Ritter v., Zur Emancipation unserer Glaubensgenossen. Wien, Hölder. Gr. 8. 60 Pf.

Wickenhauser, F. A., Molda oder Beiträge zur Geschichte der Moldau und Bukowina. 1ster Bd. — A. u. d. T.: Geschichte der Klöster Homor, Set. Onufri, Horodnik und Petrauz. Czernowitz, Pardini. 8. 5 M. 50 Pf.

Wildenbruch, E. v., Väter und Söhne. Schauspiel. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Winterer, Der Socialismus in den letzten drei Jahren. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von P. Sch. Köln, Bachem. Gr. 8. 75 Pf.

Winterfeld, A. v., Schnurren. VIII. Berlin, Behr. 12. 1 M. 50 Pf.

Zitzlaff, Luther auf der Koburg. Ein Lebens- und Charakterbild, nach Luthers eigenen Briefen gezeichnet. Wittenberg, Herrosé. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Anzeigen.

Neuestes für die Frauenwelt!

Richard Wagner
und seine Schöpfungen.

Für die deutsche Frauenwelt dargestellt von
Dr. Hermann Stohn.

Mit Richard Wagners Porträt in Stahlstich.
Preis drosch. Mk. 2,50., hocheleg. geb. 3 M.

Der geistreiche Verfasser, der sich durch seine „Litterarischen Skizzen für die deutsche Frauenwelt", welche in einem halben Jahre zwei Auflagen nötig gemacht haben, überraschend in der Gunst unserer gebildeten Frauenwelt eingebürgert hat, bietet in vorstehendem Werkchen demselben Kreise wiederum eine Gabe, die alle Vorzüge der „Litterarischen Skizzen" (fesselnder Inhalt bei anmutiger, schwungvoller und oft begeisternd hinreißender Form) in sich vereinigt.

Stohn wendet sich darin, absehend von Kampf und Streit, speciell an das sinnige Verständnis unserer Frauen; er entrollt in geistvoller Darstellung das Bild des großen Dichter-Componisten und führt seine Leser durch die gewaltigen Schöpfungen des Meisters.

Verlag von Gebr. Senf in Leipzig.

Binnen 14 Tagen
wurden von diesem Buche
zwei starke Auflagen
abgesetzt!

Die
dritte Auflage
ist soeben erschienen!

Das Werk liegt in allen Buch- und Musikhandlungen zur Ansicht aus!

Bodenstedt's Reise in Amerika.

Soeben erschien
im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig:

Vom Atlantischen zum Stillen Ocean.

Von
Friedrich Bodenstedt.

8. Geh. 8 M. 50 Pf. Geb. 10 M.

Dieses mit Spannung erwartete neue Werk des berühmten Verfassers wird gewiß überall willkommen geheißen werden. Der Dichter des „Mirza Schaffy" schildert darin seine Eindrücke, Beobachtungen und Erlebnisse während eines neunmonatlichen Aufenthalts in den Vereinigten Staaten. Er hatte besonders günstige Gelegenheit, das Leben der Deutschen in Amerika nach allen Richtungen und in allen Kreisen kennen zu lernen, und macht darüber wie über die dortigen gesellschaftlichen Zustände überhaupt höchst anziehende Mittheilungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Wisbyfahrt.

Reisebriefe von den deutschen, dänischen und schwedischen Ostseegestaden
von
Karl Braun-Wiesbaden.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Dr. Karl Braun schildert hier seine Eindrücke und Erlebnisse während einer durch den Hansischen Geschichtsverein veranstalteten Dampferfahrt von Lübeck bis Wisby auf der Insel Gotland, das in der Geschichte der deutschen Hansa eine so hervorragende Rolle gespielt. Die lebendige Schilderung von Land und Leuten, verbunden mit geistreichen humoristischen Excursen in das Gebiet der Politik, Volkswirthschaft und Culturgeschichte, gewährt eine sehr anregende und unterhaltende Lektüre.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben wurde vollständig:

Heinsius'
Allgemeines Bücher-Lexikon.

Sechzehnter Band,
die von 1875 bis Ende 1879 erschienenen Bücher enthaltend.

Herausgegeben von **Otto Kistner.**

4. Geh. 63 M. 60 Pf., auf Schreibpapier 84 M. 80 Pf.

Dieses im Jahre 1793 von Wilhelm Heinsius begründete, für Bibliotheken, Buchhändler und Bücherfreunde unentbehrliche Katalogwerk bietet ein vollständiges alphabetisches Verzeichniß aller seit 1700 in Deutschland und in den sprachlich damit verwandten Ländern erschienenen Bücher, nebst Angabe der Druckorte, der Verleger, des Erscheinungsjahres, der Seitenzahl, des Formats, des Preises, und andern bibliographischen Nachweisen. Mit dem soeben vollendeten 16. Bande ist die Bibliographie der deutschen Literatur bis Ende des Jahres 1879 fortgeführt.

Bei Abnahme eines vollständigen Exemplars oder einzelner älterer Bände des Werks werden wesentlich ermäßigte Preise gestellt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

The Life of Goethe
by
George Henry Lewes.

Third Edition revised according to the latest documents.

2 Vol. 8. Geh. 9 M. Geb. 11 M.

Die berühmte Goethe-Biographie von Lewes hat sich im englischen Original auch in Deutschland heimisch gemacht und liegt nun in dritter, vom Verfasser noch selbst verbesserter und vermehrter Auflage vor. Ihre Lektüre gewährt, abgesehen von dem fesselnden Inhalt, ein treffliches Mittel zur Ausbildung in der englischen Sprache.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Magnetismus
mit seinen mystischen Verirrungen.

Culturhistorischer Beitrag zur Geschichte des deutschen Gaunerthums.

Von
F. Ch. Benedict Avé-Lallemant.

8. Geh. 4 M.

Eine quellenmäßige Geschichte des sogenannten thierischen Magnetismus oder Hypnotismus und der im Namen desselben verübten Täuschungen und Schwindeleien von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, dargestellt von dem Verfasser des berühmten Werks „Das deutsche Gaunerthum in seiner socialpolitischen, literarischen und linguistischen Ausbildung" (4 Bde. Preis 30 M.).

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger,** Nr. 10.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAUFMÄNNISCHE RESSOURCE Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 39. — 28. September 1882.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Ueber die Zukunft der deutschen Lyrik. Von Erwin Mansbach. — Neue Humore in Reimen. Von Richard Schmidt-Cabanis. — Pädagogische Schriften. Von A. Sulzbach. — Burchard Waldis' „Esopus". Von Robert Boxberger. — Die Rhetorik des Tacitus. Von L. Mezger. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Ueber die Zukunft der deutschen Lyrik.

Es ist im Bereich der modernen Journalistik eine oft gehörte und stets wiederkehrende Phrase, daß die echten Lyriker immer mehr aussterben. Freilich geht diese Phrase in den meisten Fällen von solchen aus, welchen an dem Vorhandensein echter Lyriker blutwenig gelegen ist und welche, auch wo sich dergleichen finden möchten, am wenigsten geneigt wären, denselben liebevolle Aufmerksamkeit zuzuwenden, und aus diesem Grunde dünkt uns jene Phrase, von *ihnen* gesprochen, weniger gewichtig als etwa im Munde wahrhafter Literaturfreunde. Und in der That dürften die letztern auch noch nicht geneigt sein, jener Phrase bedingungslos zuzustimmen. Denn bis auf weiteres herrscht in Deutschland auf lyrischem Gebiete immer noch ein nicht zu unterschätzendes Leben, und auch die unmittelbare Gegenwart vermag eine Reihe von Talenten aufzuweisen, bezüglich deren es vorläufig immerhin fraglich sein mag, welchen Ranges sie sind, die sich aber auf alle Fälle sehr wohl sehen lassen können und durchaus geeignet sind, den Vorwurf der Verödung auf lyrischem Gebiete zu entkräften. Nichtsdestoweniger wird man sich allerlei Befürchtungen in Betreff der Zukunft der deutschen Lyrik nicht enthalten können, und wenn die Lyrik auch schwerlich jemals ganz ausstirbt, so wäre doch eine allmähliche Verkümmerung kein Ding der Unmöglichkeit.

Wenn eine solche aber in näherer oder fernerer Zukunft eintreten sollte, worin würde man die Gründe für dieselbe zu suchen haben?

Wird man sich ernstlich entschließen wollen zu glauben, daß die Natur jemals aufhören könnte, Talente ins Leben zu rufen, die zum Höchsten berufen sind? Ein derartiger Glaube wäre nicht stichhaltig, die Natur ist unerschöpflich, das Talent ist an keine Zeit gebunden, und eine genügende Anzahl dichterisch begabter Geister werden keiner Zeit fehlen.

Oder glaubt man, daß es denselben je an poetischem Stoff fehlen könnte? Auch diese Ansicht würden wir nicht theilen. Denn gewisse Stoffe sind ewig, nie ausgesungen und stets neuer Wendungen fähig. Und weiterhin sorgt der stets fortschreitende Geist der Zeit dafür, immer neue Stoffe aus unergründlichem Schacht emporzufördern und den Dichtern zur Verwerthung zu unterbreiten.

Oder will man annehmen, daß die möglicherweise immer mehr überhand nehmende Theilnahmlosigkeit des Publikums die Dichter ganz und gar entmuthigen und schließlich allen lyrischen Sang im Keime ersticken könnte? Auch dieses fürchten wir nicht. Denn der echte Lyriker singt zunächst ohne alle Rücksicht auf das Publikum, lediglich um sich selbst zu genügen, einem Drange folgend, von dem er sich selbst kaum Rechenschaft zu geben vermag. Und außerdem wird nach unserm festen Dafürhalten auch in den schlimmsten Zeiten immer noch eine der Zahl nach genügende poetische Gemeinde vorhanden sein, um den Verlegern die Herausgabe neuer Lyrik nicht pecuniär zur Unmöglichkeit zu machen.

Wenn also in all den erwähnten Punkten wenigstens ausschlaggebende Gründe für einen möglichen Verfall der Lyrik nicht zu finden sind, worin sollen wir sie denn suchen?

Vor allem in der Unvereinbarkeit des modernen Berufs mit der Ausübung der lyrischen Dichterthätigkeit. Die schönen Zeiten des Mittelalters sind längst vorüber, wo der lyrische Sänger als unsteter Wandervogel von Burg zu Burg zog, heute hier, morgen dort seine Weisen erschallen ließ und überall des Beifalls und realen Lohns sicher war. Unsere modernen Lyriker sind höchst seßhafte Leute und bis auf weiteres darauf angewiesen, als Pastoren, Juristen, Mediciner, Gymnasiallehrer, Ingenieure, Kaufleute u. s. w. den Pflichten eines anderweiten Berufs

Genüge zu thun und für des Lebens Nahrung und Nothdurft zu sorgen.

Denn daß letzteres vermittels der Erträgnisse der Lyrik in Deutschland auch dem gefeiertsten Lyriker schwer möglich sein würde, das darf als ausgemacht und allgemein bekannt gelten.

Dieses Gebundensein aber an einen anderweiten Beruf erzeugt nothwendig eine auf Schritt und Tritt fühlbare Abhängigkeit, und zwar sowol eine innere wie eine äußere.

Reden wir zunächst von der erstern.

Es ist eine längst feststehende Thatsache, daß der Beamte jeder Art, welcher in die große Staatsmaschine eingespannt ist und zugleich dichterischer Thätigkeit huldigt, von den hohen und höchsten Vorgesetzten oft mit sehr schelen Blicken angesehen wird. Der Dichter gilt in den Augen der Durchschnittsmenschen immer noch als das Kind des Himmels, welches auf der Erde nichts zu suchen hat, sich auf derselben gewöhnlich höchst ungeschickt bewegt und für die exacte Erfüllung prosaischer irdischer Pflichten nicht geboren ist. Unter diesem Vorurtheil hat natürlich auch der Epiker und Dramatiker zu leiden. Doch sind diese beiden immer noch in der glücklichen Lage, nicht direct in eigener Person zum Publikum zu reden und, wenn sie eigene Gedanken aussprechen, sich hinter den vorgeführten Personen verstecken zu können. Da sie somit durch diesen, wenn auch oft sehr durchsichtigen Mantel größerer oder geringerer Objectivität gedeckt sind, so wird man ihnen nicht so leicht und nicht ohne weiteres etwas am Zeuge flicken können. Viel schlimmer aber ist der Lyriker daran. Er trägt sozusagen recht eigentlich seine eigene poetische Haut zu Markt, und da wir unter einem bedeutenden Lyriker noch immer einen solchen verstehen, welcher nicht etwa blos Feld-, Wald- und Wiesenlyrik cultivirt, sondern sein tiefstes Innen-Gedanken- und Gefühlsleben, ohne etwas zurückzubehalten, mit allen Entzückungen und Verzweiflungen in Verse gießt, so läßt sich leicht ermessen, daß Conflicte unausbleiblich sind. Man nehme nur einmal den alleralltäglichsten und harmlosesten Fall an, daß beispielsweise in der lyrischen Sammlung eines Dichters, der zugleich Gymnasiallehrer ist, sich Liebesgedichte befinden. Natürlich kann man den Herren Jungen den Kauf der Gedichte nicht verwehren, das Gaudium über den verliebten Schulmeister ist selbstverständlich groß, möglicherweise kommt der Betreffende in die Lage, in der Klasse seine eigenen Gedichte confisciren zu müssen, und die schiefe Stellung zu Directorium und Schulvorstand ist vorhanden. Und wenn nun in einem solchen Gymnasiallehrer oder auch Juristen (von Pastoren gar nicht zu reden) gar etwas Byron'scher Geist wohnte, wenn er politisch freisinnig oder religiös skeptisch, oder unter Umständen auch etwas weltschmerzlich sänge, wie sehr müßte das höhern Orts verschnupfen und verdrießen, und möchte ein solches Dichten immerhin Anwartschaft auf die poetische Unsterblichkeit haben, in bürgerlicher und socialer Beziehung würde er von seiner Poesie schwerlich Förderung, vielmehr das Gegentheil zu erwarten haben; er würde, wenn er letzteres vermeiden wollte, seine Poesie immer nur in einer zahmen editio castigata in die Welt senden können, wenn er es nicht lieber vorziehen möchte, ganz zu verstummen.

Aber nicht blos diese innere Abhängigkeit, welche jedes Gedicht nur unter einer geheimen Censur zur Welt kommen läßt, ist der Entwickelung des dichterischen Talents in hohem Maße hinderlich, sondern in gleicher Weise auch die mit jedem Berufe verbundene äußere Abhängigkeit. Es ist allerdings richtig, daß die Conception eines lyrischen Gedankens die Sache eines Moments ist, und daß auch der von einem andern Beruf in Anspruch Genommene allenfalls immer noch die nöthige Zeit findet, um diesem Gedanken künstlerische Form zu geben. Nichtsdestoweniger bleibt es ebenso wahr, daß niemand zwei Herren dienen kann, die Kunst läßt sich nicht blos nebenbei betreiben, sie beansprucht den ganzen Geist und die ganze Zeit, und das gilt nicht blos vom Epiker und Dramatiker, es gilt auch vom Lyriker. Denn auch dieser hat doch nicht blos hin und wieder ein Lied zu trällern, sondern er hat ebensowol wie jene die Kunst und Literatur aller Zeiten zu studiren und seine eigene Production an ihr zu prüfen, und das läßt sich durchaus nicht blos so en passant besorgen, wie man ja doch auch vom Maler und Bildhauer nicht verlangt, daß er nebenbei noch ein anderes Metier betreibe, um für die Bedürfnisse des Lebens zu sorgen.

Wollte man aber einwenden, heutzutage hätten der Journalismus und das Feuilleton einen so ausgedehnten Spielraum gewonnen, daß auch der Dichter nur in diese Kreise hinüberzuspringen brauche, um all den obengenannten Scherereien enthoben zu sein (bekanntlich sah Dingelstedt hierin die Panacee für alle künftige Dichternoth), so würde ihm damit allerdings wol die innere Unabhängigkeit, keineswegs aber die äußere gewährt sein. Der echte und eigentliche Dichter, beziehungsweise Lyriker, kann nicht journalistisch arbeiten. Das hat schon Hölderlin bewiesen, der, obwol ihm Schiller die „Horen" zur Verfügung stellte, nur einen einzigen philosophischen Aufsatz dafür zu Stande brachte (nebenbei bemerkt, sind wir überhaupt der Ansicht, daß Hölderlin weniger aus Liebe toll geworden, als weil er auf der ganzen weiten Welt auch nicht ein einziges passendes Plätzchen für sich offen sah). Und was daraus wird, wenn die Noth des Lebens einen wahren Dichter zwingt, von der Journalisterei zu leben, das ist durch das traurige Schicksal Heinrich Leuthold's vollauf bewiesen.

Wir kämen also zu dem Resultat, daß die volle Entfaltung eines Lyrikers im höchsten Sinne nur dann möglich ist, wenn er durch die eigenen Vermögensverhältnisse oder durch einen Act fürstlicher Munificenz gegen die Uebernahme eines anderweiten Berufs gesichert und vor äußerer und innerer Abhängigkeit bewahrt ist.

Dieses Resultat darf als bewiesen gelten durch die bisherige Geschichte der deutschen Lyrik, und consequenterweise wird es wol auch in Zukunft dabei sein Bewenden haben.

Die Unabhängigkeit auf Grund eigenen Vermögens ist

aber immer ein Glücksfall, von einem solchen würde also zum einen Theil das Schicksal der Lyrik abhängen, und wir hätten nur zu wünschen, daß möglichst häufig Wohlhabenheit und Talent zusammenfielen, um möglichst vielen Begabten eine Entwickelung ohne Verkümmerung zu ermöglichen.

Wir müssen das um so mehr wünschen, als es mit dem zweiten obengenannten Factor in Zukunft vermuthlich immer bedenklicher aussehen wird. Deutschland hat zu keiner Zeit für die Jünger der Musen so viel Sinecuren gehabt wie beispielsweise Frankreich und England. Bei dem spartanischen Charakter aber, den unser gesammtes Leben immer mehr annimmt, dürfte es hiermit in Zukunft eher schlechter als besser werden; innerhalb des Deutschen Reichs sind — soviel wir wissen — Geibel und Lingg augenblicklich die einzigen noch einen fürstlichen Jahrgehalt genießenden Dichter, und vielleicht gilt in der Zukunft nur von allzu vielen das Wort des Theognis:

„Πολλοὶ πλοῦτον ἔχουσιν ἀΐδριες, οἳ δὲ τὰ καλά
ζητοῦσιν χαλεπῇ τειρόμενοι πενίῃ."

Erwin Mansbach.

Neue Humore in Reimen.

1. Sommersprossen oder Gesichtspunkte von ? Leipzig, Barth. 1881. 12. 2 M. 50 Pf.
2. Odysseus bei den Rescriptophagen. Οδυσσεως προς ρεσκριπτοφαγοις αφιξις. Neu aufgefundenes Bruchstück eines Gesanges der Odyssee, übersetzt von Nonymnos. Marienwerder, Kanter. 1880. 16. 50 Pf.
3. Unhold der Höhlenmensch und Anderes. Von Max Haushofer. München, Th. Ackermann. 1880. 12. 2 M. 70 Pf.
4. Beim Kukuk. Launige zoopoetische Waldgesänge von H. Adler. Frankfurt a. M., Erras. 1882. 8. 2 M. 50 Pf.
5. Was sich mit einem Menschenmagen bei Nacht und Tage zugetragen. Nicht nur den Magenkranken, sondern der ganzen Schar von Hypochondern zu medicinischem Genuß erzählt von Dr. Medicus. Zweite Auflage. Hamburg, Grädener. 1881. 12. 2 M. 40 Pf.
6. Der Fuchs. Die Drachen. Zwei lustige Sachen. Von Wilhelm Busch. Colorirte Ausgabe. München, Bassermann. 1881. 8. 2 M. 50 Pf.

Eine „sommersprossige Muse" —! Und warum nicht?! Es gibt eben mancherlei Sommersprossen! Da sind zunächst jene unverschämten markgroßen Sepiaproben, die der Epidermis das Ansehen eines regel- und stillos tätowirten Indianerfells geben, und zwischen denen die weißen Hautstellen nur wie reichsfreiherrliche und duodezfürstliche Enclaven auf einer Karte von Deutschland in der Epoche seiner größten Zerrissenheit auftauchen; ferner gibt es da völlig schwarze Punkturen, welche das damit behaftete Haupt in einen längere Zeit hindurch auf fliegenreichem Küchentisch gelagerten Kürbis zu verwandeln scheinen; dann existiren wiederum die ganz vereinzelten lichtbraunen Fleckchen von wahrhaft künstlerischer Feinheit, Schatten eines Schattens, und nur dazu angethan, dem schneeweißen, sammtweichen Nacken, dem Hals und den Wangen einer zarten Blondine während der kurzen Sommerzeit pikantern Reiz zu verleihen — und mit solchen „Venus-Wärzchen" geziert, kann ich mir die Göttin der heitern Dichtung gar trefflich denken! Diese frisch-fröhliche sommersprossige zehnte Schwester der neun pierischen nun hat das ihr gewidmete Werk unsers ?-Poeten mit freundlichem Auge angeblickt; manch frisches, von echtem Humor getragenes Gedicht birgt das Büchlein, das sicher weit mehr hält, als die ulksüchtige Widmung:

Dich zu laben,
Dich zu loben,
Dich zu lieben,
Will ich leben
Und den Raben
Diese Proben,
Schlecht geschrieben,
Uebergeben —

verspricht. Wenigstens zwei Proben wirklich drastisch wirksamer Zechpoesie — und sie ist unter den fünf „Gesichtspunkten", vulgo Sommersprossen des Büchleins: „Durst", „Liebe", „Ernst", „Tutti frutti" und „Reimspielereien" die qualitativ bestvertretene — mögen hier ihre Stelle finden:

Ein inhaltschweres Wort.

Mit der Braut, die jung und unerfahren,
Ging in einer milden Sommernacht
Philoctet, der, reifer schon an Jahren,
Vorsicht stets zur Regel sich gemacht.

„Sieh", sprach sie, „die röthliche Laterne,
Die so freundlich winkt in jenes Haus!
Was da los ist, wissen möcht' ich's gerne;
Viele Menschen gehen ein und aus." —

„Theure Chloë", sprach er, „lenke nimmer
Deinen Schritt in jenes Haus hinein!
Dieser Lampe dunkelrother Schimmer
Winkt den Männern in den — Büßerhain.

„Die vom Erdenstaub gedrückt sich fühlen,
Die entbrannt von heißer Leidenschaft,
Suchen dort ihr Inneres zu kühlen,
Suchen dort zum Guten neue Kraft.

„Nicht das Weib, die Kinder nicht, die süßen,
Nimmt der Büßer mit in diesen Hain;
Völlig ungestört die Schuld zu büßen,
Sitzt er dort mit seinem Schmerz allein.

„Dunkle Wolken streichen durch die Hallen,
Höhlen gähnen in der Felsenwand,
Schwarze Priester durch die Menge wallen
Mit den Opferschalen in der Hand.

„Jeder muß zur Strafe seiner Sünden,
Wenn er auf sein inn'res Wohl bedacht,
Was ihm fehlt, dem Priester laut verkünden,
Dann wird ihm der Opfertrank gebracht.

„Denn vor allem soll er in sich gehen,
Soll sich läutern in geweihter Flut;
Immer nur nach unten darf er sehen,
Weil die Wahrheit in der Tiefe ruht.

„Wenn er dann vom Erdenstaub gereinigt,
Wenn sein Geist sich auf zum Himmel schwingt,
Wird er von dem Priester noch gepeinigt,
Der den langen Ablaßzettel bringt." —

Scheu blickt Chloë nach dem Büßerhaine, —
Sieh! da öffnet sich das breite Thor,
Und es tritt im fahlen Mondenscheine
Eine männliche Gestalt hervor;

Schreitet mit bedeutungsvollem Schwanken
Langsam auf dem Straßenpflaster her,
Gleich als ob von mächtigen Gedanken
Seel' und Leib ihr schwer belastet wär'. —

„Dieser Büßer hat wol viel geduldet?"
Tiefbewegt das junge Mädchen spricht;
„Schwer hat er gebüßt, was er verschuldet,
Roth vom Weinen scheint mir sein Gesicht." —

„Ja", spricht Philoctet, „es ist von Weinen
Stark geröthet dieses Angesicht,
Und der Arme hat, so will mir's scheinen,
Seine Buße noch beendet nicht.

„Weil er heut' sich nicht genug gereinigt,
Von den Büßern sich zu früh getrennt,
Wird er morgen noch durch das gepeinigt,
Was Hippokrates den Κατερ nennt." —

„Wissen möcht' ich, was dies Wort bedeute",
Sagt sie, „stille meines Wissens Drang!
Denn zum ersten male hör' ich heute
Dieser Silben wunderbaren Klang." —

„Theure Braut, begehre nie zu wissen,
Was ein «Kater» ist", spricht Philoctet;
„Denn aus seinen Himmeln schon gerissen
Ist der Mensch, der dieses Wort versteht."

Ist in dem vorstehenden Gedicht das Trinkermartyrium in düstern Farben geschildert, der potatorische Sang in Moll angestimmt, so wendet sich dafür das folgende vom Pessimismus ab und der praktischen oder Weltphilosophie zu; es betitelt sich „Vinosophie" und gibt wohlerwogene Winke, welchen „Stücken" aus Gott Bacchus Repertoire der Sterbliche in den diversen Lagen des Lebens sich rückhaltlos anvertrauen dürfe, welchen Marken er huldigen möge für „besondere Zeiten und Verhältnisse" (wie es bei gewissen Liedern des alten Porst'schen Gesangbuchs hieß):

Bin ich krank, bringt meine Rosel
Mir ein Gläschen alten Mosel;
Hilft dies nicht und wird es ärger,
Trink' ich Schloß Johannisberger;
Werd' ich dann gesund und froh,
Trink' ich gern Chateau-Margaux. —
Bin ich müde wie ein Lastvieh,
So erquickt mich Vino d'Asti;
Doch wenn ich mit Mädchen kose,
Wähl' ich mir Chateau-Larose;
Auch ein richtiger Burgunder
Thut in solchen Fällen Wunder.

Gleiche Dienste leistet ferner
Mir der feurige Falerner
Und vom Land Hispania
Feiner alter Malaga.
Greif' ich schüchtern nach der Leier,
Dann begeistert mich Tokayer,
Und wenn Schwermuth mich bedrohet,
Trink' ich meine Flasche Moët.
Aber erst wenn alles pleite —
Grüneberger Schattenseite!

Schon vor längerer Zeit erwähnte ich an dieser Stelle eines Heftchens, das, schlank und unscheinbar, unter dem seltsamen Titel „Deichbeschauliche Epistel von der Weichsel" erschienen, um seines frischen Humors nicht minder als um der vollendeten Form seiner antiken Verse willen wohl verdient, auch über jene engen Kreise hinaus bekannt zu werden, für welche das kleine Gelegenheitsopus ursprünglich berechnet war. Zweifellos demselben Autor wie jene Humoreske — dem Regierungsrath Wilhelm Ehrenthal, der sich diesmal in den Mantel der „Nonymnität" zu hüllen sucht —, entstammt das „neuaufgefundene Bruchstück" eines bisher selbst den maßgebendsten Homer-Forschern verborgen gebliebenen Gesanges der „Odyssee" (Nr. 2); schon die melodisch ins Ostmeer sich ergießenden Hexameter, mehr aber noch der jenem „deichbeschaulichen" engstens verbrüderte heitere Geist, welcher das Büchlein durchweht, sprechen laut für einen gemeinsamen Ursprung. Ueber die Auffindung dieser Homer-Apokryphe geben die folgenden Strophen Aufschluß:

Russische Krieger
Fanden die Pergamente, die rauchgeschwärzten, im Brandschutt
Eines bulgarischen Klosters, und ließen sie griechischen Juden
Leichten Tausches um Wutki; die Juden aber verkauften
Was noch leserlich war, an Schliemann, der von Athen mir
Saubere Photographien der Handschrift sandte. Sie scheint mir
Echt zu sein, doch bescheid' ich mich gern, daß dieses zu prüfen
Andern gebührt, die es besser verstehn.

Nun, was mich betrifft, so darf sich Nonymnos beruhigen: ich schließe mich dem geschätzten „Vorfinder" von Herzen an, und wenn irgendein Zweifel bestehen sollte: die nachstehende Schilderung der Begegnung des „göttlichen Dulders" Odysseus und seiner Gefährten mit dem Kurierzug der Ostbahn (wahrscheinlich in der Nähe der dirschauer Brücke) ist dazu angethan, auch einen Thomas von der Authenticität des Bruchstücks zu überzeugen:

Aber wir selber
Stiegen ans Land und legten im dichtverwachsenen Weidicht
Uns zur Ruh und versanken sofort in unerquicklichen Schlummer.
Als zwei Drittel der Nacht entflohn und die Sterne sich neigten,
Weckt' uns dumpfes Getöse, von fern herrollend wie schwerer
Donner des Zeus. Auf sprangen wir schnell und sahn mit
Entsetzen
Ueber das Feld hinschießen ein grausiges Ungeheuer,
Unabsehlich an Länge und Dick', vielgliederig und hundert
Räderfüße bewegend, mit feurig funkelnden Augen
Wie Mühlsteine so groß, auf dem Haupt ein mächtiges Einhorn,
Dem mit Schwefelgestank pechdunkle Wolken des Rauches
Himmelempor entsprühten. Mit angstvoll bebenden Knien

Sahn wir es nahn pfeilschnell, und das Herz ward starr vor Verzweiflung.
Aber ich faßte mich doch, und die langhinschattende Lanze
Griff ich geschwind und schoß und traf, wohlzielend, das rechte
Auge des Ungethüms. Aufkreischt' es vor Schmerz wie von tausend
Adlern scholl das Gekreisch, und entfliehend über die Brücke
Donnernden Laufs hinraste das Ungethüm nach dem andern
Ufer des Stroms. Bald sahn wir es nicht mehr, aber noch lange
Hörten wir durch die ambrosische Nacht sein schreckliches Kreischen.

Wem nicht schon hier aus jeder Strophe der alte Vater Homer entgegenblinzelt — wenn auch vielleicht unmittelbar nach absolvirtem Mittagsschläfchen —, der verdient den Rest dieses Rescriptophagenabenteuers gar nicht kennen zu lernen; und es ist der Bekanntschaft schon werth!

„Unhold, der Höhlenmensch und Anderes" betitelt sich Max Haushofen's Buch (Nr. 3), aber es hätte sich meiner Meinung nach betiteln sollen „Anderes — und Unhold der Höhlenmensch"; denn so frisch und überwiegend formgewandt dies kleine Culturjagdepos im ganzen erscheint und so humorvoll grotesk sich Einzelnes aus demselben darbietet: es ist „nur Blüte eines frühern Keims" und kann seinen Victor von Scheffel'schen Stammbaum unmöglich verleugnen, während unter dem „Anderen", das übrigens auch räumlich überwiegt, manch wirklich eigenartig poesievolle Gabe sich findet. Mir vor die kritische Feder hat wol freilich vorzugsweise der „Unhold" das Büchlein geführt, und um nicht undankbar zu sein, will ich dem Leser wenigstens zwei Gesänge — wol mit die drastischsten — als Probe geben; die Leserin mag aus ihnen zugleich Belehrung über das Minnewerben in der Pfahlbauperiode schöpfen.

Unhold's Heldenthat.

Seht doch, dort in der Culturschicht
Sitzen sie, die lieben Kleinen,
Spielend mit kleinwinz'gen Pfählchen
Und mit hübschen Feuersteinen.

Und die ält'ste kluge Schwester
Sitzt als Hüterin bei ihnen,
Und beschaut der Kleinen Spielwerk
Sinnend mit vergnügten Mienen.

„Kinder", spricht sie, „gute Kinder!
Glaubt ihr, daß vor vielen Jahren
Unsrer Väter Vatersväter
Gänzlich ungebildet waren?

„Ohne schöne Feuersteine,
Ohne Pfahl und ohne Scherben
Mußten sie auf plattem Lande
Elend leben und verderben.

„Mit den Zähnen aus dem Boden
Bissen sie die Wurzelnahrung,
Hausten wie die wilden Thiere
Ohne Würde und Erfahrung.

„Denkt euch solch ein Höhlenleben
Zwischen Fels und Bärenknochen;
Denkt euch" — — durch der Kinder Schreien
Wird sie plötzlich unterbrochen.

Und mit Schaudern sieht sie einen
Urfrosch aus dem Schilfe schlüpfen
Und in riesenhaften Sprüngen
Ueber die Culturschicht hüpfen.

„Kinder", schreit sie, „arme Kinder!
Rettet euch, geliebte Kleinen!" —
Ach, zu spät! Schon hat das Unthier
Fest den Kleinsten bei den Beinen.

Horch, da prasselt was im Dickicht,
Und ein Keulenschlag saust nieder;
Mit zerspaltnem Schädelknochen
Streckt der Lurch die plumpen Glieder.

Unhold ist's; er reicht der Jungfrau
Zart den Kleinen am Genicke;
Aber weil er unbekleidet,
Senkt sie mädchenhaft die Blicke.

Und mit leichtem Gruß entflieht sie
Nach dem Pfahlbau; doch am Strande
Steht der Höhlenmensch; sein Auge
Folgt dem flatternden Gewande.

Von des Frosches Leichnam streift er
Dann die Haut, die grüngefleckte,
Kleidet sich darein und freut sich
Daß ihn die Cultur beleckte.

Und waldeinwärts wandelnd spricht er:
„Scheint es nicht, daß ich im Fache
Der Cultur und der Gesittung
Ganz entschieden Fortschritt mache?!"

Pfahljungfrau und Höhlenmensch.

Pfahljungfrau, was wandelst du über den Steg?
Wohin denn schweifst du verborgenen Weg?
Was läßt du das schlummernde Vaterhaus
Und wandelst verliebt an das Ufer hinaus?

Die Jungfrau, sie springt von Pfahl zu Pfahle;
Es flattert ihr Hemdchen im Mondenstrahle;
Eine Schüssel trägt sie in ihrer Hand,
Vorsichtig tritt sie heraus auf den Strand.

Da naht in der Froschhaut Unhold schon, den Schritt*)
Beflügelt ihm Liebe, doch auch Appetit.
„Ja, grüß' dich Gott, Schätzchen! Du kommst aber spät!" —
„Ich konnte nicht anders! Du weißt ja, wie's geht!"

Sie küßt ihn: „Ach, Unhold, wie lind ist dein Bart!" —
Dann reicht sie ihm aber die Schüssel zart. —
„Für das Warten hab' ich den Lachs hier gebracht;
Ich stahl ihn der Mutter heute Nacht."

Jach fällt er über die Schüssel her;
Bald sieht man vom schimmernden Lachs nichts mehr;
Die Stücke verschwinden, die Gräten krachen;
Da schaut er sie an mit hungrigem Lachen.

„Lachsspenderin, süße, geliebteste, sprich:
Zum Weib an den Herd — wie gewinn' ich dich?
Für immer entsag' ich der Höhlennatur
Und folge nur dir und der Spur der Cultur!" —

Und die Jungfrau, sie haucht und senkt ihre Augen:
„So sprich mit dem Vater; du wirst ihm wol taugen!" —
Dann reißt sie sich los und ruft im Verschwinden:
„Im Wirthshaus zum Urochs ist grad er zu finden!"

---

*) So grausam verrenkte Versfüße wie dieser, finden sich glücklicherweise selten im „Unhold"!

Unter dem „Anderen", das sich aus den Abtheilungen „Malerlieder", „Buntes", „Liebchen Höllenbrut", „Bergreise", „Jost Wülfling", „Aus der Präexistenz" und „Der Brunnen der Vergessenheit" zusammensetzt, finden sich freilich auch manche höchst lebhafte Reminiscenzen an Scheffel, Lingg u. s. w. „Der Asphalt" und „Gesang der Atome im Urschleim" seien vor allem als solch gedankliche Echos erwähnt; aber es sind gleichzeitig zahlreiche Gedichte von frischer Originalität vertreten — als besonders charakteristisch verdienen die Betrachtungen über die „Präexistenz" hervorgehoben zu werden —, und um dieser willen sei das Büchlein freundlichst willkommen geheißen und aufs wärmste empfohlen.

Räthsel in Stärke von circa 13 Bogen Großoctav bei compressem Satz sind immerhin eine Seltenheit und werth, daß man ihnen die öffentliche Aufmerksamkeit zuzulenken versucht: ein solch schwerwiegendes Buch mit sieben Siegeln aber liegt in den launigen zoopoetischen Waldgesängen „Beim Kukuk" von H. Adler (Nr. 4) vor mir. Ich darf offen bekennen, daß mir seit der Verbesserung der Schiller'schen „Glocke" aus der Feder des leider zu früh seinem Dichtermetier entrissenen Schneidergesellen Reicks ein ähnlich „fascinirendes" oder, uns deutsch auszudrücken, verblüffendes Werk nicht vor Augen gekommen. Mein Erstgefühl nach der Lektüre des Buchs, das übrigens kein für die Mystik des „Ewig-Bodenlosen" auch nur einigermaßen empfänglicher Leser aus der Hand legen kann, bevor er es bis auf die Neige genossen — mein Erstgefühl, sage ich, war, diese poetische Schöpfung verdanke ihre Existenz einer Studentenwette, dahin zielend: ein Werk in die Welt zu setzen, dessen Titel und Inhalt so vollkommen harmonisch sind, daß jedermann, der sich mit diesem vertraut gemacht, jenen unwillkürlich als Herz und Seele befreienden Ausruf in die Lüfte senden müsse. In der That nämlich konnte ich nicht umhin, am Schluß jeder der 196 Seiten des Buchs nicht nur dieses selbst, sondern mich und die ganze übrige Menschheit kräftigst zu dem „Kukuk" zu wünschen, der da oben auf dem grasgrünen Umschlag so schön fett und breit gedruckt ist. Aber jene Annahme betreffs Entstehung der „zoopoetischen Waldgesänge" würde dieselben als eine Art Kunstproduct erscheinen lassen, und der Gedanke daran ist unter allen Umständen ausgeschlossen: wer auch nur eins dieser Kukukslieder mit Andacht gelesen, den wird unter heiligen Schauern die Ueberzeugung ergreifen, daß so etwas nur durch die Natur hervorgebracht werden kann, sei es auch auf dem seltsamen Wege der generatio aequivoca.

Doch weshalb den Leser durch solche trockene Erzeugungstheorien um den Genuß der poetischen Kukukseier bringen; frisch gelegt sind sie, ein ganzes „Adler"-Nest voll; also nur zugegriffen!

Da haben wir gleich eins, das die Räthselhaftigkeit des ganzen „Geleges" trefflich charakterisirt:

Das Räthsel der Sphinx.

„Da sitzen ägyptische Sphinxen im Gras!" —
Ich sah nur Ligusterraupen, —
„Bring' morgen nur mit ein Vergrößerungsglas",
Sprach Kukuk, „dann wirst du mir's glau—ben!"

„Die fräß ich nicht, wär' mir's im Magen auch leer,
Aegyptische Zauberfrauen!
Die geben dem Magen ein Räthsel auf, schwer,
Das kann er ja nimmer verdauen!"

„Sieh", sagte der Kukuk, „sie horcht uns schon auf *),
Da kommt sie!" — Er lieh mir die Brille;
Da richtete sie den Oberleib auf,
Und zeigte des Busens Fülle.

Der Isis ähnlich war ihr Gesicht,
Sie zeigte die Löwenpratzen;
„Sie öffnet den Mund, noch redet sie nicht",
Sprach Kukuk — „sie hasset das Schwatzen!"

„So eine sich immer besinnen erst muß;
Gar oft schon mit Räthseln mir drohten, (sic!)
Sei still nur, beim Zauberwort Oedipus —
Leis sprach er's — gleich fällt sie zu Boden!"

„Schweig', Kukuk, und halte dein Schnäbelein,
Und laß sie ihr Räthsel erst sagen!
Wir können ja immer noch «Oedipus» schrein,
Will sie um die Antwort uns plagen."

Da nickte sie ernst mit dem Horne und schrieb
Im Sand ein paar Hieroglyphen,
Und sprach: „Was kam? Was ging? Was blieb?
Und wachten sie — oder sie schliefen?"

Man wird zugeben, daß die Offenbarung Johannis gegenüber diesem Raupenorakel klar ist wie das kleine Einmaleins!

Und weiter schrieb sie: „Wie groß und wie spät,
Und wie hat es angefangen?" —
Und wieder: „Es kommt, es geht und steht
Im Kreise gerundet zur Schlangen."

Vernichtende Mystik!

Zum dritten mal hebt sie nun an und spricht:
„Wozu?" — und aufsperrt den Rachen, —
„Ich fresse dich, räthst du mein Räthsel nicht,
Und kannst du mir's deutlich nicht machen!"

Da konnt' sich der Kukuk halten nicht mehr **)
Schrie: „Oedipus, hilf uns, du Alter!"
Die Sphinx war verschwunden — nur hin kroch und her
Die Raup' vom Ligusterfalter.

Er starrte noch immer mit ängstlichem Blick,
Und betend kreuzte die Flügel;
„Da schau, was ließ sie im Grase zurück?
Ein altes ägyptisches Siegel!"

Daß übrigens der Kukuk selber betreffs der Veröffentlichung dieser ihm geweihten Poesien seine Bedenken hat, geht aus der ersten Strophe eines „Vorschlags zur Güte" hervor; es heißt daselbst:

Ich schrieb im Wald ein Liedlein nieder,
Wie's mir im Kopfe spukt,

*) „Sie horcht uns auf" ist jedenfalls eine der bedeutendsten sprachbildnerischen Leistungen des letztverflossenen Jahrtausends, neben der sich selbst die berühmte Version jenes israelitischen Handelsmannes aus der nähern Umgebung von Tirschtiegel verstecken muß; der glückliche Vater theilte seiner Ehehälfte die Brautwerbung ihres gemeinsamen Sprößlings in den wohltönenden Worten mit: „Und was soll ich der sagen? die Hand hat er um dem reichen Mädchen angehalten!"

**) Der Leser hoffentlich auch nicht!

Da kam der alte Kukuk wieder,
Und hat mir hereingeguckt —
(in den Kopf natürlich!)
Und putzt dabei sich das Gefieder
Und fragt: „Wird das gedruckt?"

Aber der Autor überhört den in dieser Frage angedeuteten gut gemeinten Zweifel geflissentlich; ja, er läßt auch die auf S. 6 („Kukuksfragen") gemachten deutlichern Anspielungen des Waldvogels unbeachtet:

„Und warum bist du ein Dichter denn,
Ein Mensch, und ein Kukuk nicht?"
— — — — — — — — — — —
„Und was ist denn mehr werth und wird mehr geehrt,
Ein Verslein oder ein Ei?
Und was wird einem denn leichter bescheert,
Und was geht schneller entzwei?" —

sondern er geht unweigerlich unter die räthselhaften Naturdichter und bringt demgemäß Reime wie die folgenden zur Welt:

Und einen großen Aufruhr gab's:
„Wer solches hat gewaget",
So schallt der Richterspruch des Rab's,
„Den Ketzer gleich erschlaget!" —

Der Sammlung kostbarer Demant vielleicht, aber allerdings auch „unlöslich" wie ein solcher ist das „Waldabenteuer", betitelt „Die Riesensäule", auf dessen Reproduction an dieser Stelle ich leider seiner räumlichen Ausdehnung halber verzichten muß. Nur einzelne der bedeutendsten poetischen und sprachlichen Momente kann ich dem Leser unmöglich vorenthalten.

Nachdem der Dichter einen Pfad eingeschlagen, der:

— — Durch neue Wälder führt ins Felsgebirge —

begegnet ihm

Nur ein Jäger — fragend nach dem weißen Hirsche, —

welcher weiße „Hirsch" selbstverständlich die schwierige Aufgabe hat, sich auf die obigen „Felsgebirge" zu reimen.

Diesem neugierigen Weidmann gesellen sich dann noch einige andere Creaturen von nicht minderm Interesse:

Auch ein Kukuk rief, doch klang sein Ruf mir fremd und wunderlich,
Nicht, wie meiner pflegt, — auch floh er scheu vor mir in das Gebüsch.

Item:

Auch ein kleines schwarzes Häslein furchtlos kam herbeigesprungen,
Setzt sich traulich auf den Schos mir, Pfötchen mir um Hals geschlungen,
Schmiegt mit schwarzem Haar an meine Wange gar so zärtlich sich,
Aufdringlich war das, es floh erst, als ich hatt' erhoben mich.

Nachdem der Autor so seinen lästigen Hasen losgeworden, schlägt er einen andern wanderswerthen Weg ein, wo

— aus Blöcken sich phantast'sche Ungeheu'r zusammenballen,
So wie Kinder Klötzlein bauen, immer schiefer, bis sie fallen.

Wie anmuthig und poetisch das! Aber weiter; denn wir kommen jetzt zu einer der sehenswürdigsten grammatikalischen Stellen dieser Felspartie:

Mühsam über steile, glatte Felsen pfadlos hin ich — klamm,
Nein, war nur ein Block gebogen wie ein Riesenscheitelkamm.

Für fernere Auflagen des Kukuksbuchs ließen sich hier vielleicht noch folgende Varianten zu der genialen Form „klamm" anbringen:

Mühsam über steile, glatte Felsen pfadlos hin ich klemm
Es war nur ein Block, gestaltet wie 'ne Riesenbutterbemm' —

oder:

Mühsam über steile, glatte Felsen pfadlos hin ich klimm
Es war nur ein Block, gestaltet wie ein Riesenisegrimm —

oder endlich:

Mühsam über steile, glatte Felsen pfadlos hin ich klumm —
Es war nur ein Block, gestaltet wie ein Rieseneichentrumm.

Doch wir müssen eilen, damit es uns nicht wie dem Dichter geht, welcher plötzlich zu seiner unangenehmen Ueberraschung in folgender sinniger Weise erfährt, daß er sich in dem „erklamm'nen" (oder heißt es hier „erklammten?!") Felslabyrinth verspätet hat:

Und ich zieh' die Uhr: Wie späte? — zwischen acht und neune mitten!
Rathlos steh' ich, irr' im Bergwald, und schon kommt die Nacht geschritten!

Hier nun kommt es zur Katastrophe: der Sänger meint plötzlich dem Bewohner dieser einsamen Geklüfte gegenüberzustehen, einem ungeschlachten Riesen mit flammendem Haar und Bart, an dem sein Weg unmittelbar vorüberführt. Ich muß offen bekennen, es wäre mir augenblicklich unmöglich, anzugeben, wie ich mich aus einer so unerquicklichen Lage gerissen haben würde, und ich glaube, es dürfte noch manchem ähnlich gehen; Adler aber bringt nichts so leicht in Verlegenheit, er ist kurz entschlossen:

Furcht hilft nichts bei Geistern, dacht' ich, und nur eines kann bemeistern:
Großem Leib ein groß Bewußtsein zeig', — und Geist zeig' du den Geistern!

Wenn hier der Autor nur die Schwierigkeiten nicht unterschätzt!

Und ich trat hinzu, als wär' gefeit ich, oder so vielmehr,
Als ob ich ihn gar nicht sähe, folglich er auch da nicht wär'!

Das Mittel hilft in der That, Adler kommt glücklich an dem Gespenst vorüber und beeilt sich nun natürlich, den Heimweg zu gewinnen, wobei es allerdings noch gewisse technische und poetische Hindernisse zu überwinden gibt; denn:

Wie ein Tintfaß lag die Erde, nichts war als der Himmel hell,
— — — — — — — — — — — —
Tappend rutsch' ich, sink' ich, wieder mache ich mich auf das Bein
Bald bin ich verirrt; o Himmel! „Nächte hier!" die Grillchen schrein.

Indessen es kommt nicht so schlimm; der Autor braucht der grillenhaften Einladung, „hier zu nächten", nicht Folge zu leisten, denn ein plötzlich aufflammendes Licht im Dorfe drunten hilft ihm den Rückweg aus dem Felsenchaos finden:

Als die Heimat ich erreichte glücklich — grad' that's zwölfe schlagen!

Herr Adler kann lachen! Wer aber hilft uns aus dem „zoopoetischen" Chaos seiner Waldgesänge heraus, in denen

uns auch nicht der geringste Schimmer auf den Pfad des Verständnisses führt und wo wir schließlich in einem „Kritischen Anhang" stecken bleiben und versinken, dem unter andern die folgende wunderliche Sumpfblume entkeimt:

Du sei nicht bang, wie unser Spruch
Werd' von der Welt befunden,
Sie werden sagen: „Ein schönes Buch —
Besonders schön gebunden!"

Weil grün auch gut dem Auge thut,
Wird's mancher an wol sehen,
Dann schicket er's zurück: Nicht gut
Es thät' zum Möbel stehen.

Und nur die Recensenten blos,
Die werden recht wol schelten:
Denn wenn ein Büchlein makellos,
Das lassen sie nicht gelten.

Wenden wir uns zu Nr. 5:

„Was sich mit einem Menschenmagen
Bei Nacht und Tage zugetragen.
Nicht nur den Magenkranken, sondern
Der ganzen Schar von Hypochondern
Zu medicinischem Genuß
Erzählt von
Dr. Mediens."

Ein langathmiger Titel aber ein kurzweiliges Buch, das das Horazische „ridendo dicere verum" mit vollem Recht als Motto führen dürfte. Der Autor — er hätte sich auf dem Umschlag nicht erst als Arzt zu bezeichnen brauchen: die Praxis spricht aus jeder Zeile — führt in epischer Form und in lustigen Knittelreimen die Leidensgeschichte eines Unterleibskranken vor, der theils aus Sparsamkeitsrücksichten, theils weil ihm die Heilmethode seines bewährten Hausarztes zu „gedehnt" erscheint, nach und nach in die Hände der ganzen Schar von „Familienmedicinern, Quacksalbern und Geheimmittlern" fällt, die den ihr zur Disposition gestellten menschlichen Körper als eine sanitäre Versuchsstation ansieht und deren Grausamkeit selbst die der laienhaftest verübten Vivisection noch in bedeutendem Maße übertrifft. Die verschiedenen Leidensstationen des tragikomischen Helden sind mit außerordentlicher Sachkenntniß geschildert, seine unterschiedlichen medicinischen Quälgeister gleich witzig wie scharf gezeichnet. Eine Indigestion um des lieben häuslichen Friedens willen bildet das Vorspiel des Dramas; es folgt die Scene mit dem unvermeidlichen „Barbier" und die Einführung in den neuen „Naturheilverein". Aus dem Rathschlag des „guten Freundes", alle Mittel beiseite zu werfen und es allein mit Bier und Bewegung zu versuchen, entwickelt sich naturgemäß der „Kater" und ein vermehrter Druck in den leidenden Theilen. Dritter Act: Consultation der „alten Näherin", Bandwurmverdachts-Erregung und demgemäße Cur bei einer kryptischen Wurmvertilgerin — mit untergeschobenem Curerfolg. Fortdauer des Magenschmerzes. Vierter Act: „Krabbelspieß'sches Privatheilverfahren", das in nachfolgenden Musteratteften

Gleich unterm Strich an bester Statt
Beilage 1 vom Morgenblatt —

brillant charakterisirt wird:

1. Ich litt seit einem Säculum
An Schmerz im Hypochondrium
Und wurde dabei matt und schlapp,
Nahm an Gewicht des Körpers ab
(Im Durchschnitt wöchentlich acht Pfund).
Ich war schon auf dem kleinsten Hund,
Als mich ein Zufall finden ließ
Herrn Friedrich Adolf Krabbelspieß.
Der sah mich an; und seiner Cur
Verdanke ich nächst Gott es nur,
Daß heute ich zwei Centner wiege,
Ich Peter Arnold Aetherfliege.

2. Ein dumpfer Druck im Leibe quälte
Mich so, daß er mich fast entseelte.
Berühmte Aerzte ging ich an
Und blieb dabei ein kranker Mann.
Zehn Jahre trieb ich dieses Leben,
Schon hatt' ich mich dem Trunk ergeben,
Als plötzlich in mein Burgverließ
Trat Friedrich Adolf Krabbelspieß.
Der hat mich dann in einer Nacht
Beim Kartenspiel gesund gemacht.
Und das bezeugt von Herzen gern
Der Reichsgraf Borge-Sorgenfern.

3. Herrn Friedrich Adolf Krabbelspieß
Bekund' ich auf Verlangen dies:
Die Mittel, die mir zugesandt
Von ihm, und die er angewandt
Bei Kranken, sind durchaus bekannt
Und werden „äußere" genannt.
Man reibt sie ein und trinkt sie nicht
Erfolgreich wider Rheuma, Gicht,
Hämorrhoiden, Magenweh,
Verdauungsschwäche, Diarrhöe,
Verstopfung, Gelbsucht, Trunkenheit,
Blutarmuth, Kinderlosigkeit.
Auch sind sie vortheilhaft versucht
Bei Bläh-, Fett-, Schwind- und Wassersucht.
Pflichtschuldigst gibt dies Attestat
Der Doctor Lump, Geheimerath.

In der folgenden Leidensstation sind wir bereits bei der Berathung mit der Gemüsefrau und dem unfehlbar damit verknüpften Landwunderdoctor angelangt; während der Begegnung mit dem „Magnetiseur" und der „Elektrisatrice" erfolgt alsdann die Peripetie und im Schlußact die Rückkehr zum alten Hausdoctor und nach einer strammen karlsbader Cur die fröhliche Genesungsfeier. Der Autor zeigt sicher eine starke Neigung pro domo seines Standes zu sprechen; aber die oben beregten Vorzüge seines Büchleins lassen diese Schwäche in milderm Lichte erscheinen und machen es zu einer erfrischenden Kost auch für den Nichtmediciner.

Das Beste zuletzt. Das Erscheinen eines neuen Opus Wilhelm Busch's, des humoristischen Dichters unter den Malern und des malerischsten Humoristen unter den Dichtern, pflegt stets ein heiteres Ereigniß für Jung und Alt zu sein; und wenn die Ereignisse in allerneuester Zeit etwas seltener geworden sind, so haben sie darum doch keineswegs von ihrer Tragweite eingebüßt. „Der Fuchs.

Die Drachen. Zwei lustige Sachen" (Nr. 6) wenden sich nun freilich vorzugsweise an das glückliche Publikum unter siebzehn Jahren, wenigstens was die Texte betrifft, von denen der eine neue Episode aus dem Dasein des schlauen Reineke behandelnde mir ein wenig trockener und hausbackener erscheinen will, als man es sonst von Busch's Dichtungen gewöhnt ist. Ganz der Alte, d. h. der Jugendfrische, ist der Autor dagegen wieder in der lustigen Drachengeschichte, die in Wort und Bild zu dem Besten gehört, was unserer Kinderwelt dem „beidlebigen" Humoristen zu verdanken hat. Freilich existirt eine nicht geringe Anzahl von Pädagogen, Jugendfreunden und Erziehern, welche behaupten, hier läge überhaupt gar kein Grund zur Dankbarkeit vor, und — zugleich mit der sogenannten Struwwelpeter-Literatur — die Richtung Busch's, oder um es allgemeiner zu fassen: die Richtung der „Fliegenden Blätter", welche neuerdings in hervorragender und durchaus origineller Weise durch den reichbegabten münchener Maler Lothar Meggendorffer vertreten wird, gänzlich verdammen. Ich kann mich dieser rigorosen Auffassung nicht im mindesten anschließen. Thatsache ist es ja, daß Kindern im allgemeinen ein gewisser Hang zum Carikiren, eine Vorliebe für die Carikatur schon von Haus aus innewohnt; diesem — sit venia verbo — künstlerischen Naturtrieb aber dadurch unterdrücken zu wollen, daß man ihm jegliche Nahrung entzieht, halte ich für ein falsches Prineip, vielmehr bin ich der Meinung, derselbe sei weit eher durch eine vernunftgemäße Anwendung des homöopathischen Satzes „similia similibus curantur" wenn nicht ganz zu beseitigen, so doch in bescheidenen Schranken zu halten. Als indirecte Beweise für diese Behauptung können immerhin verschiedene von mir selbst beobachtete Fälle gelten, in denen man wohlerzogene Kinder, die in strenger Richter-Pletsch-Thumann'scher Bilderbuch-Diät gehalten wurden, über schlimmsten Zerrbilder-Entwürfen der in diesem Sinne exponirtesten Lehrer: des Ordinarius, des Schreib-, des Zeichen- und Gesanglehrers, überraschte. Doppelt pedantisch aber will mir solche vollständige Carikaturensperre in größern Städten erscheinen, wo es — leider! — zur unabweislichen Gewohnheit geworden ist, Kinder aller Altersklassen in öffentliche Locale: Concertsäle, Theater, Tingeltangel zu importiren und ihnen dort Gelegenheit zum Anblick lebender Zerrbilder zu geben, denen gegenüber selbst die bösartigsten Struwwelpeter-Epigonen noch für ästhetische Musterexemplare gelten dürfen!

Richard Schmidt-Cabanis.

Pädagogische Schriften.

1. Betrachtungen über unser classisches Schulwesen. Eine Entgegnung von Steinmeyer. Kreuzburg, Thielmann. 1882. Gr. 8. 1 M.
2. Human- und Realgymnasium. Ein Wort zur Aufklärung an alle Gebildeten. Von F. W. Pflüger. Chemnitz, Focke. 1882. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.
3. Die Pädagogik des John Locke. Historisch und psychologisch beleuchtet von Wilhelm Gitschmann. Köthen, Schettler. 1881. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.
4. Friedrich Fröbel. Festschrift zur hundertjährigen Geburtstagsfeier von Lina Morgenstern. Berlin, Walther und Apolant. 1882. Gr. 8. 1 M.

Es wäre ein Wunder, wenn zwei Schriften, welche das höhere Schulwesen behandeln, die uns zu gleicher Zeit auf den Büchertisch gelegt werden, in einem Sinne die Frage zu lösen suchten, wenn sie nicht vielmehr eine gegnerische Stellung zueinander einnähmen. So sind auch unter den obenbezeichneten Schriften Nr. 1 und Nr. 2 diejenigen, welche von den höhern Schulen sprechen, aber was die eine will, verneint die andere. Die Gegnerschaft der erstern ist nur insofern eine weit heftigere, als sie ein Entgegenkommen der Regierung gegen die Realschule deshalb begrüßt, weil sie als dessen unausbleibliche Folge die endliche Auflösung der Realschule erkennt, während Nr. 2 dem Gymnasium weder das Recht der Existenz abspricht noch überhaupt dessen Untergang erhofft.

In seinen „Betrachtungen über unser classisches Schulwesen" (Nr. 1) wendet sich Steinmeyer gegen eine unter gleichem Namen voriges Jahr bei Abel in Leipzig erschienene Schrift eines Anonymus, welche wir in Nr. 8 d. Bl. f. 1882 besprochen haben. Der Verfasser dieser Schrift zählt die Schäden des Gymnasiums auf, namentlich bemängelt er den ungeheuern Zeitaufwand, den die „zwecklosen lateinischen und griechischen Stunden" erfordern; ein frischeres und thätigeres Leben findet er in der Realschule, aber auch diese genüge den Zwecken einer allgemeinen höhern Bildung nicht, nur die Einheitsschule sei eine solche, die den Ansprüchen einer wahren Bildung genügen könne. Diesem tritt nun Steinmeyer entgegen. So sehr wir uns nun auch im Gegensatz zu dem Verfasser befinden, so müssen wir doch gestehen, daß wir dessen Schrift mit großem Vergnügen gelesen haben und sie einen wohlthuenden Eindruck bei uns hinterlassen hat, und zwar um ihrer würdigen, edeln Haltung willen und wegen der Fülle guter Gedanken und wohl zu beherzigender pädagogischer Winke, die uns den tüchtigen und bewährten Schulmann erkennen lassen. Mit warmer Ueberzeugung tritt der Verfasser für sein Princip ein, ohne die Schäden bemänteln, oder das, wofür er eintritt, als ein über jede Kritik Erhabenes hinstellen zu wollen, und bei solch redlichem Vorgehen schätzt auch der Gegner den Muth der Ueberzeugung und versagt die Anerkennung nicht, wenn er auch die Argumente, die ins Treffen geführt werden, nicht als richtige ansehen kann.

So sehr man dem Verfasser in allem beistimmen muß,

was er über die methodische Behandlung des Lateinischen in der Schule sagt, daß der Unterricht in der Formenlehre zu Gunsten des in der Syntax beschränkt, daß von den ersten Anfängen an nicht allein übersetzt, sondern gut übersetzt werden müsse, daß die Uebersetzung vom Lateinischen ins Deutsche zur Uebung im deutschen Stil zu dienen habe, daß weniger präparirt, daß der Schwerpunkt des Unterrichts in die Lehrstunde und nicht in die häusliche Arbeitszeit gelegt werde, daß nämlich die Schulstunde zum Lernen und nicht nur zum Ueberhören diene — so sehr muß man sich aber gegen den Satz aussprechen, „daß das Lateinische, richtig betrieben, vorzugsweise geeignet sei, erstens die Schüler zu logischem Denken zu bilden, und zweitens bei ihnen die Fähigkeit zu entwickeln, sich im Deutschen correct und gewandt auszudrücken". Von diesem Gesichtspunkt aus muß der Verfasser für den lateinischen Aufsatz eintreten, und er thut es mit einem Aufwand von Argumenten, die uns wohl den erfahrenen Pädagogen und den geschickten Schulmeister erkennen lassen, mit einer Wärme, welche dafür zeugt, daß die Meinung, die er vertritt, ihm Herzenssache ist — doch kann alles dies uns nicht zurückhalten, immer wieder auf jene erfahrenen Pädagogen hinzuweisen, die den lateinischen Aufsatz geradezu als eine Gefahr für den deutschen Stil erklärten. Unbeholfenheit in der Form, hervorgebracht durch die aus dem Lateinischen in das Deutsche importirten langen Perioden mit ihren vielen, durch die Participialconstructionen und Ablativanwendungen begünstigten Nebensätzen, Phrasenreichthum, um die Gedankenlosigkeit oder die wahre Absicht zu verhüllen, waren die schädlichen Folgen des lateinischen Stils. Daß besonders begabte Menschen dieser Gefahr entgehen können und trotz des lateinischen Aufsatzes es zu einem musterhaften deutschen Stil bringen können und gebracht haben, kann hier nicht maßgebend sein; der Durchschnittsmensch — und diesen muß die Schule doch vornehmlich im Auge haben — wird immer fremd in seinem deutschen Ausdruck bleiben, die lateinische Form wird aus allen Enden seines Stils hervorgucken. Wir glauben, für die Bildung im deutschen Stil ist die fleißige Lektüre unserer deutschen Classiker und bessern Schriftsteller das beste Mittel.

Ist nun das Lateinische die Sprache, die einzig und allein, so wie der Verfasser es meint, geeignet ist, das Denken zu üben, den Geist formal zu bilden, so sollte man doch glauben, daß nun auch der Realschule mit Latein das Recht eingeräumt werden müßte, ihre Abiturienten, wenigstens für einige Fächer, zur Universität zu entlassen; aber nein —

> Jeder Stand, der Anspruch darauf macht, sich an der geistigen Führung seines Volks zu betheiligen, hat seine Vorbildung auf dem Gymnasium zu suchen; denn das Gymnasium allein gewährt die humanistische, das ist die höhere Menschenbildung. . . . Ich spreche es deshalb offen aus, daß die Realschule erster Ordnung, wie sie ist, keine Existenzberechtigung hat. . . . Die höhere Menschenbildung kann nur auf dem Gymnasium, der einzigen Vermittlerin der Cultur des Alterthums, nicht auf der Realschule gewonnen werden.

Nach diesen Sätzen ist es ganz begreiflich, daß die zur Zeit des Erscheinens der Broschüre nur noch geplante, jetzt durch Reglement bestimmte Verlegung des Anfangsunterrichts im Griechischen von Quarta nach Tertia dem Verfasser nicht genehm ist, wie er wol auch den Erläuterungen zu den unterdeß erschienenen Lehrplänen für die höhern Schulen, nach denen die Existenzberechtigung der Realschulen in einem noch höhern Maße als früher zuerkannt wird, keinen Beifall zollen mag. Und doch ist ihm die Vermehrung des lateinischen Unterrichts an den Realschulen erfreulich, wie auch die gleiche Organisation der beiden höhern Unterrichtsanstalten auf den drei untern Stufen, aber — aus einer sehr eigenthümlichen Auffassung der Sachlage. Der Verfasser trägt sich nämlich mit der Hoffnung, daß dies der erste Schritt zu einer allmählichen Auflösung der Realschule erster Ordnung und zu einer Verschmelzung derselben mit dem Gymnasium zu einer einheitlichen Vorschule für höhere Menschenbildung sei. Ob sich der Verfasser wol nicht in seiner Hoffnung getäuscht sehen wird?

Nicht für die Einheitsschule, aber für die Gleichberechtigung der Realschule mit dem Gymnasium tritt F. W. Pflüger in seiner Schrift „Human- und Realgymnasium" (Nr. 2) ein und befindet sich also in Gegnerschaft gegen Steinmeyer. Drei Fragen sind es, die er zu beantworten sucht: Ist die Realschule neben dem Gymnasium nothwendig? Hat die Realschule mit dem Gymnasium gleichen Werth? Gebühren der Realschule mit dem Gymnasium gleiche Rechte? Nach sorgfältiger Prüfung fällt die Beantwortung aller drei Fragen bejahend aus; namentlich ist die Kritik interessant, mit welcher der Verfasser die Gutachten beleuchtet, die sich über die Zulassung der Realschulabiturienten zum Studium der Medicin abfällig äußerten. Der Lehrplan, den der Verfasser vorschlägt, stellt für beide Schulen das Deutsche in den Mittelpunkt des Unterrichts, das Gymnasium unterscheidet sich in den Lehrfächern nur dadurch von der Realschule, daß in dieser das Englische, in jenem dagegen das Griechische in den Lehrplan aufgenommen ist. Wenn nun auch neu aufgestellte Lehrpläne fürs erste nur akademische Bedeutung haben und gegenwärtig nicht einmal auf eine Erwägung in den maßgebenden Kreisen rechnen können, da jetzt erst eine neue Organisation in Kraft treten wird, so verdient diese Schrift doch wegen der allgemeinen Gesichtspunkte, die in derselben lichtvoll erörtert werden, eine allgemeine Beachtung.

Den Betrachtungen über die Schrift, welche die Interessen der Realschule vertritt, lassen wir die Besprechung über das Werk Wilhelm Gitschmann's: „Die Pädagogik des John Locke" (Nr. 3), folgen. Nicht allein daß in unserer Pädagogik ein großer Theil Locke'scher Theorien steckt, auch die Geltung, zu welcher der berechtigte Realismus gelangt ist, und die Pflege, die er in unsern Realschulen findet, ist theilweise dem Anstoße Locke's zu verdanken. Trotz der Mängel der Pädagogik jenes englischen Philo-

sophen, die eigentlich und nach dem Sinne ihres Meisters nur für die obern Zehntausend gelten könnte, hat sich der wahre Kern derselben und das Bessere bis auf uns erhalten, und wenn beispielsweise der Schulmeister und Erzieher sich nicht mehr damit begnügt, seinem Zögling Wissen und Kenntnisse beizubringen, sondern sich auch darum kümmert, wie dieser sich bewegt, wie er geht und steht, wie er athmet, wie Luft und Licht im Schulzimmer beschaffen sind, wie viel Raum ihm zugemessen ist; wenn in der Kinderstube Gesetze der Gesundheitspflege sich jetzt von selbst verstehen: so ist dem Einflusse Locke's diese Wandlung zum Bessern auch nicht wenig zu verdanken. Es ist darum ein verdienstvolles Unternehmen des Verfassers vorliegenden Werks, der Gegenwart Locke ins Gedächtniß zu rufen und die Pädagogik dieses Philosophen auf ihren objectiven Werth und Gehalt zu prüfen. Der Verfasser will einen Beitrag liefern, „Locke's Stellung in der Pädagogik und in der Geschichte genauer, als es bisher geschehen, fixiren zu können". Deshalb ist es ihm aber auch daran gelegen, besondere originelle Gedanken im Programm Locke's hervorzuheben und sie einer künftigen Beachtung der Pädagogik zu empfehlen. Denn die Stellung, die eine Persönlichkeit in der Geschichte einnimmt, hängt ja ganz besonders von dem ab, was er für die Dauer geschaffen, was entweder Grundstein für spätere Schöpfungen geworden ist oder sich lebendig bis in die Gegenwart hinein erhalten hat. Um den Fortschritt einleuchtend zu machen, den Locke schon für seine Zeit bedeutet, schickt der Verfasser der Behandlung der Pädagogik Locke's eine Darstellung der vor-Locke'schen Pädagogik voran. Den größern Theil der Schrift macht natürlich „Die pädagogische Methodologie" aus. Das Buch verdient von jedem Freunde der Pädagogik und ihrer Geschichte gelesen zu werden.

Mit ganz' besonderm Rechte verdient der Mann, dessen Gedächtniß am 4. April d. J. gefeiert wurde, Friedrich Fröbel, ein Schüler Locke's genannt zu werden; war ja dieser einer der ersten, welcher jene Gedanken in die Pädagogik warf, „welche für die frühen Altersstufen in den Fröbel'schen Kindergärten lebendig sind". Die um den Kindergarten so verdiente Frau Lina Morgenstern hat jenem Gedenktage eine Festgabe „Friedrich Fröbel" (Nr. 4) geweiht, welche das Wirken und Streben, das Leiden und Dulden des Kinder- und Menschenfreundes Fröbel mit beredten und tiefgefühlten Worten schildert. Nicht oft genug kann es dem gegenwärtigen Geschlechte zum Bewußtsein gebracht werden, was alle die Männer, die für die Nachwelt arbeiteten, dulden mußten, bis das Gute geschaffen war, das wir jetzt so mühelos genießen. Dankbarkeit gegen die Wohlthäter der Menschheit, Achtung vor ihren Bestrebungen, Werthschätzung dessen, was durch sie geschaffen wurde, sind die edeln Erziehungsfrüchte, welche Schriften, wie die vorliegende, zur Reife bringen. Die kleine Schrift enthält: 1) „Vorbereitungen zur hundertjährigen Geburtstagsfeier", 2) „Fröbel's Leben und Wirken", 3) „Die pädagogische Bedeutung des Kindergartens", 4) „Die sociale Bedeutung des Kindergartens". Die Ansicht des erneuten Denkmals Fröbel's zu Schweina ist dem Schriftchen beigegeben.

A. Sulzbach.

Burchard Waldis' „Esopus".

Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Tittmann. Sechzehnter und siebzehnter Band: Esopus. Von Burchard Waldis. Herausgegeben von Julius Tittmann. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1882. 8. 7 M.

Es ist ein eigener Genuß, einen für das Volk schreibenden oder dichtenden deutschen Schriftsteller des 16. Jahrhunderts zu lesen; der Freund der deutschen Sprache muß sich angezogen fühlen durch die kernige und körnige Sprache, die diese Schriftsteller noch in ihrer Gewalt haben und die uns durch die Beschäftigung mit der Wissenschaft oder durch die Arbeiten für das Feuilleton immer mehr abhanden kommt. Ohne Derbheiten geht es dabei freilich nicht ab, sie fallen aber eben weniger dem Einzelnen als dem Geist des Jahrhunderts zur Last. So findet sich die starke Stelle am Schluß von I, 69:

Man sagt: wer tut von drauen sterben,
Des leib sol nicht der kirchhof erben,
Den sol man bleuten und besingen
Mit glocken, die in hosen klingen —

bei Luther, jenaer Ausgabe, II, 50 in der Fassung: „Ich aber sage auffs Bapsts, und dieser Bullen drawen also viel, Wer für drawen stirbt, dem sol man mit F... zu Grab leuten." Auch geschlechtliche Verhältnisse werden weder gesucht noch gemieden, sondern mit naivem Humor, wo sie sich ungesucht bieten, ohne Prüderie behandelt. Ein wahrer Classiker in dieser Beziehung ist Burchard Waldis, der ja auch nicht gerade durch eine gelehrte Beschäftigung dem Volksleben entfremdet wurde, sondern sich an eine ziemliche Reihe von Jahren auf einem unsteten Wanderleben umhertrieb, welches ihn mit fast allen Schichten des niedern Volks in Verbindung brachte. Eine sorgfältige Ausgabe seines Hauptwerks, des „Esopus", von Heinrich Kurz, mit welcher dieser seine „Deutsche Bibliothek" eröffnete, ist nun wohl vergriffen und wird nicht wieder aufgelegt; es war daher zeitgemäß, daß eine neue, in der Brockhaus'schen Sammlung deutscher Dichter des 16. Jahrhunderts nach den bewährten Grundsätzen dieser Sammlung von dem ebenso bewährten Mitarbeiter Goedeke's, Julius Tittmann, veranstaltet wurde.

Derselbe war in der glücklichen Lage, in der das Leben des Verfassers behandelnden Einleitung mehrere durch

günstige Funde herbeigeführten Entdeckungen, die besonders Waldis' Aufenthalt in Livland betreffen, verwerthen zu können. Das Studium des Dichters von neuem angeregt und selbst wesentlich gefördert zu haben, ist ein Verdienst Karl Goedeke's, dem die deutsche Literaturgeschichte mehrere ähnliche „Rettungen" verdankt; vor ihm hatte sich besonders der Dichter des „Renommisten", F. W. Zachariä, mit Waldis beschäftigt, der auch der zweiten Auflage seiner Fabeln eine reichhaltige Auswahl aus dem „Esopus" mit kurzen Worterklärungen beifügte. „Daß Lessing", fährt dann der Herausgeber fort, „keine Notiz von Waldis nahm, den er doch kennen mußte, liegt in seiner Auffassung des Vortrags der Fabel überhaupt begründet." Die Bemerkung ist vollkommen richtig: die heitere, naive, in Humor getränkte Geschwätzigkeit, die die Fabeln eines Waldis, Lafontaine, Gellert ziert, schloß Lessing grundsätzlich von seinen Fabeln aus und behielt blos den trockensten Niederschlag derselben bei, verleitet durch eine falsche Auffassung der Entstehungsgeschichte dieser Dichtungsgattung. Daß er Waldis allerdings kannte, ersehen wir aus seiner Sammlung „Beiträge zu einem deutschen Glossarium" (Hempel's Ausgabe, XII, 734 und 736), wo er die beiden Ausdrücke im „Esopus": „Rülzen" und „Sibilit", die nun durch Tittmann ihre Erklärung gefunden haben, für ihm unverständlich erklärt. Aber er scheint sich erst später, weniger zum Behuf seiner Fabeltheorie als seines deutschen Wörterbuchs — und für ein solches ist der „Esopus" allerdings eine herrliche Fundgrube — mit ihm bekannt gemacht zu haben. Den gewichtigen Wortschatz dieser Fabelsammlung suchte denn auch ein anderer bekannter deutscher Dichter für ein deutsches Wörterbuch auszubeuten, und vielleicht hätte Tittmann auch auf diesen hinweisen können, da er uns einmal eine Geschichte des Studiums Waldis' geben wollte: Goethe schreibt an Schiller, Jena, den 5. December 1803: „Voß habe ich erst einmal gesehen, da ich wegen der Nässe mich kaum bis in die Bachgasse getraue. Er hat nun Burkhardt Waldis an die Reihe genommen, um dessen Worte und Redensarten ins Wörterbuch zu notieren."

Burchard Waldis wurde zu Allendorf an der Werra in Hessen und zwar, nach Goedeke und Tittmann, im letzten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts geboren. Im Jahre 1524 war er Klostergeistlicher und mit einer wichtigen Sendung betraut; wahrscheinlich war er Franziskaner des Minoritenordens, da er sich mit den Ordenseinrichtungen der „grauen Mönche", namentlich mit ihren Schwächen, besonders vertraut zeigt. Als Ordensgeistlichen also finden wir ihn in Riga, welches 1522 von der reformatorischen Bewegung ergriffen war; auch Waldis wurde von ihr erfaßt; er trat aus dem Orden und der katholischen Kirche aus, deren eifriger Gegner, besonders ihrer unwürdigen Geistlichen und Mönche, er von nun an wurde und ergriff das Gewerbe eines „Kannegeters", Zinngießers.

Er zog als wandernder Krämer mit seinen Waaren umher; seine Handelsreisen führten ihn nicht allein durch größere und kleinere Handelsplätze der Ostseeprovinzen und Preußens, sondern auch nach Deutschland und in das Ausland.

Die kirchliche Bewegung ging nun immer mehr in eine politische über. So wurde geplant, Markgraf Wilhelm, der Coadjutor des Erzstifts Riga, sollte nach dem Tode des Erzbischofs, von Plettenberg, an dessen Stelle treten, sich vermählen und zum alleinigen Landesfürsten erklärt werden. Zwar scheiterte dieser Plan zunächst, aber die Verschwörung wühlte im Stillen weiter, entwarf hochverrätherische Pläne, und Waldis ließ sich, als unverdächtiger Geschäftsreisender, zu deren Agenten gebrauchen. Hermann von Brüggenei, der Heermeister des Deutschen Ordens, der auf der Seite des neugewählten Erzbischofs stand, ließ Waldis 1536 im Bauskeschen, wo er Verwandte seiner Frau besuchte, ergreifen und gefangen setzen. In dieser Noth bewährte sich die brüderliche Liebe. Seine zwei im Hessischen zurückgebliebenen Brüder, als sie Nachricht von seinem Unglück erhalten hatten, wandten sich im Mai 1540 an den Landgrafen Philipp von Hessen mit der Bitte um Fürsprache bei dem Heermeister und machten sich mit einem Schreiben Philipps selbst auf die Reise nach Riga. Ihre Verwendung hatte Erfolg: den 21. Juli 1540 ward Waldis gegen Urfehde freigelassen und kehrte nun mit den Brüdern in die deutsche Heimat zurück, um zunächst in Wittenberg 1541 protestantische Theologie zu studieren. Im Jahre 1544 erhielt er dann die erste evangelische Pfarrstelle der Propstei Abterode in Hessen und vermählte sich zum zweiten male, nachdem er in seiner ersten Ehe es nicht zum besten getroffen hatte. Auch die Zeit seines Todes ist nicht genau zu bestimmen, doch wird er kurz nach 1557 gestorben sein. In der Stille des ländlichen Pfarrlebens hatte er auch seinen „Esopus" verfaßt, dessen erste Ausgabe zu Frankfurt a. M. 1548 erschien.

Ein besonderes Verdienst unsers Herausgebers ist es, daß er die Quelle für Waldis' Fabeln, die sich bis III, 84 mit Einschiebung nur einer einzigen bekannten äsopischen Fabel (III, 61) „Vom Diebe und der Sonne" erstreckt, ausfindig gemacht hat. „Es ist eine 1516 und 1519 dreimal gedruckte Sammlung, die später, seit 1532, durch Aufnahme von Paraphrasen anderer neuerer Latinisten ansehnlich vermehrt worden ist", herausgegeben von Martinus Dorpius in Löwen. „Daß dieses Buch, und zwar in der ältern Ausgabe sowol wie in der neuen vermehrten, Waldis vorgelegen habe, ist außer Zweifel. Er fand hier alles beisammen, was er sonst aus einer Reihe von Büchern hätte zusammensuchen müssen." Von III, 84 an bis zum Schluß nimmt dann Tittmann meist mündliche Ueberlieferung oder eigene Erfindung an.

Sind wir demnach dem Herausgeber schon für die interessante und lehrreiche Einleitung zu Danke verpflichtet, so hat er auch als Hersteller und Erklärer des Textes seine Schuldigkeit in vollem Maße gethan. Daß er seine Erklärungen in knappster Form gibt, ist gewiß ein Vorzug, nur muß ich mich auch H. Kurz, den Tittmann bis-

weilen mit einem Seitenhiebe trifft, für seinen ausführlichern Commentar, besonders zu der Geschichte der einzelnen Fabeln zu Danke verpflichtet bekennen. Zu folgenden Stellen hätte ich noch kleine Berichtigungen zu geben. Die Fabel III, 17, wird auch durch Tittmann's Citat aus Abstemius noch nicht recht verständlich; er hätte müssen an den Spruch erinnern, der einem alten Schriftsteller (Büchmann läßt mich im Stich) zugeschrieben wird, und den auch Cagliostro dem Lavater auf seine Frage, worin denn die Kraft seines Zaubers besonders bestehe, zur Antwort schrieb: in verbis, herbis et lapidibus. Jene Fabel erzählt nämlich, daß ein alter Mann einen Jüngling, der seinen Obstbaum bestahl, erst mit Worten, dann mit Kräutern, die er nach ihm wirft, zu verscheuchen sucht, woraus sich aber dieser nichts macht:

Wenn wort und kraut nicht helfen wöllen,
Muß ich mich warlich anderst stellen.
„Hab oft gehört", sprach er zum knaben,
„Daß auch die steine kraft solln haben".
Und facht in hart mit steinen an;
(Der Knabe) Verließ den baum und lief davon.

IV, 52, Z. 33 ist der „Simon, so Troja zerstört", wol nicht der von Tittmann mit anerkennenswerther Gelehrsamkeit beigebrachte, sondern der Sinon im 2. Gesänge der Aeneïde. Und endlich IV, 57, Z. 71 ist „bereuen" gewiß kein Druckfehler, sondern eine Nebenform für „beruen", die, da sie auf „treuen" reimt, hätte stehen bleiben müssen. Der Herausgeber hat übersehen, daß er II, 80, Z. 32 selbst „reu" als Nebenform für „Ruhe" erklärt hat.

Robert Borberger.

Die Rhetorik des Tacitus.

Des C. Cornelius Tacitus Dialog über die Redner, übersetzt und mit den nöthigsten Anmerkungen versehen von C. H. Krauß. Nebst einem Anhang für philologische Leser. Stuttgart, Metzler. 1882. Gr. 8. 2 M.

Unsere sachkundigen Leser werden es immerhin aller Ehren werth finden, daß ein geistlicher Herr, nachdem er von einem arbeitsvollen Amte geschieden, seine Mußezeit einem nicht eben leichten Schriftstück des römischen Alterthums zuwendet und uns mit dem obengenannten Büchlein beschenkt hat, das schon bei flüchtigem Einblick eine gewandte Handhabung unserer Muttersprache und ein scharfes Eindringen in den gedankenreichen Inhalt des alten Classikers bekundet. Merkt man es ja dieser Verdeutschung alsbald an, daß von ihr mit nichten das Wort gilt, das Lessing einem schlechten Uebersetzer nachgesagt hat: „Was ich nicht verstehe, übersetze ich eben wörtlich." Vielmehr liest sich dieser geist- und lebensvolle Dialog hier so schön und glatt, daß nicht leicht eine Stelle schon beim ersten Lesen ein volles und klares Verständniß vermissen läßt.

Dagegen wird die Versicherung, daß mit dieser Schrift etwas gerade unserer Zeit Erwünschtes, Wünschens- und Lesenswerthes geboten sei, manchem Bedenken begegnen. Denn für Fachmänner, Meister und Schüler, scheint durch die bereits vorhandenen Commentare und Uebersetzungen genügend gesorgt zu sein; den sonstwie in Amt und Würden Stehenden aber, oder den mit Wissenschaft, Kunst und Industrie Beschäftigten läßt Kanzlei, Bureau und Fachstudium für Dinge aus dem classischen Alterthum so wenig die nöthige Zeit und Stimmung übrig. Und was vollends nach Theorie und Schule schmeckt, darf, wie es scheint, zum voraus kühlster Theilnahme und des kleinsten Leserkreises gewärtig sein.

Dessenungeachtet halten wir die eben gegebene Versicherung aufrecht, daß dieses Erzeugniß eines Veteranen der heimatlichen Gelehrtenrepublik eine willkommene Erscheinung und geeignet sei, eine sei es gefühlte oder nicht gefühlte Lücke in unserm Schriftthum auszufüllen, schon wegen des eigenthümlichen Gepräges, wegen der mit klarem Bewußtsein befolgten Grundsätze dieser Uebersetzung. Diese Eigenthümlichkeit kann hier nur in Kürze gekennzeichnet werden. Es ist eine in geflissentlichem Gegensatze zu der in ihrer Art trefflichen Verdeutschung des Tacitus von Roth stehende Uebersetzungsweise, wie sie in älterer Zeit Wieland an Lucian, Horaz und Cicero, neuestens Holzer an Sallust, Geibel an griechischen und römischen Dichtern bewährt hat, wie die Franzosen durchweg Fremdsprachiges behandeln, oder sagen wir lieber, wie Luther die Bibel verdeutscht hat. Das Absehen ist dabei darauf gerichtet, bei aller gewissenhaften Treue in Wiedergabe dessen, was der erkennbare Sinn des fremden Schriftstellers ist, alles pedantische Nachbilden, wobei der deutsche Leser durch ungewohnte Redeweisen sich durchzuarbeiten hat und mit seiner eigenen Sprache in einen Kampf kommt, zu vermeiden und demselben eine klare und bestimmte Auffassung des Schriftstellers möglichst zu erleichtern. Die Uebersetzung soll sich in ein deutsches, nach den besten Mustern unserer jetzigen Schreibart gestaltetes Original und so lesen lassen, daß die Lektüre einen sachlich und sprachlich unverkümmerten Genuß gewährt. Sie ist eine freie nur in zwei Beziehungen: sofern sie bei einzelnen Wörtern und im Satzbau theils alles meidet und beseitigt, was ein deutsches Sprachgewissen verletzt, theils alles aus dem Wege räumt, was ein durchsichtiges und vollständiges Verständniß erschwert oder unmöglich macht. Demgemäß sucht sie bald die einzelnen Begriffe, welche bei den Alten, zumal bei Tacitus, durch Kürze oder andere Umstände für die moderne Vorstellung etwas Fremdartiges, Dunkles und Unbestimmtes haben, durch passende Ersatzmittel oder Erweiterung in helleres Licht zu stellen, bald den Bau der Sätze und den Zusammenhang nicht

blos geschmeidiger zu machen, sondern vor allem logisch klarer heraustreten zu lassen. Gerade diese letztgenannte Eigenthümlichkeit macht es wahrscheinlich, daß in erster Linie selbst Philologen vom Fach, lehrende wie lernende, dieser neuen Uebersetzung der Erstlingsschrift von Tacitus einen nicht unerheblichen Gewinn und Genuß entnehmen können.

Allein nicht nur diesen, sondern und noch mehr allen, denen es durch ihre Bildungslaufbahn vergönnt war, einen Eindruck von der Größe und Schönheit der altclassischen Culturwelt und Literatur zu gewinnen und die vollberechtigte Werthschätzung derselben in die Berufswelt hinüberzuretten, dürfte das Schriftchen keineswegs blos als Uebersetzung, sondern auch wegen des nach Form und Inhalt eigenartigen und vortrefflichen Originals willkommen sein. Ist ja doch dieser Dialog, schon ästhetisch betrachtet, höchst genußreich, als der weitaus würdigste Vertreter platonischer Darstellungsform auf römischem Boden, wie als Muster feiner Charakteristik und kunstvoll abgerundeter Entwickelung von gesunden und tief eindringenden Gedanken. Nicht minder muß es Philologen und philologische Laien in gleich hohem Grade ansprechen und fesseln, einen Gegenstand gerade der Redekunst von einem der hervorragendsten Geister des römischen Volks behandelt zu sehen. Denn während bekanntlich Philosophie und Poesie auf römischem Felde immer eine exotische Pflanze geblieben ist, hat es dort die Beredsamkeit in Praxis und Theorie mehr als jede andere Kunst zu selbständiger Blüte und Frucht gebracht. Darum wird es niemand gereuen, in der einen und andern, für außerberufliche Lektüre verfügbaren Mußestunde, an dieser reinen und tiefgründigen Quelle antiker Wissenschaft Geist und Gemüth zu erquicken, zu läutern und zu stärken. Auch wer diese große Vergangenheit nur geschichtlich kennen gelernt hat, ohne aus den ursprünglichen Schriftdenkmalen schöpfen zu dürfen, findet an solchen mundgerechten Uebertragungen erwünschte Handreichung und ausgiebigen Ersatz für die Lücken seines Wissens und seiner Anschauungen. Und hier insbesondere vermag er von einer stattlichen Höhe aus in das gelobte Land zu blicken.

Schließlich möge noch eines weitern Gesichtspunkts gedacht werden, der diese Schrift auch als besonders zeitgemäß erscheinen läßt. In Anbetracht der großen Bedeutung, welche bei dem nunmehr erwachten öffentlichen Leben in deutschen Landen die Beredsamkeit gewonnen hat, dürfte es doch mehr als früher manchen gelüsten, selbst in die theoretische Seite der Redekunst und in deren Geschichte, Blüte und Verfall im römischen Staat einen Einblick zu gewinnen, wie ihn dieser Dialog von Tacitus in so anmuthender Form gewährt. Es würde dies gewiß nicht blos den Kanzeln und Kathedern, sondern auch den Gerichtssälen und Tribünen unserer Reichs- und Landtage erfreuliche Früchte eintragen, wenn die goldenen Worte des alten Meisters über alte und neue, echte und unechte Beredsamkeit, wie auch die feine, zugleich farbige und streng dialektische Behandlung eines trockenen Stoffs recht viele willige Leser und Thäter fänden.

Lassen wir — um zugleich eine Probe der fließenden und in der That genußreichen Uebersetzung zu geben — den Vertreter der Beredsamkeit mit seinen eigenen Worten den Werth derselben verkündigen, wie er sich im fünften Kapitel des Gesprächs vernehmen läßt:

Der praktische Nutzen ist ja doch am Ende das Maßgebende für alle unsere Entschließungen und Handlungen. Wie läßt sich aber dieser Zweck sicherer erreichen, als wenn man diejenige Kunst übt, die einem stets Waffen in die Hand gibt, Freunde zu schützen, Fremden Hülfe, Bedrängten Rettung zu bringen, Feinden und Neidern aber (sogar) Furcht und Schrecken einzujagen, während man selbst vor Angriffen sicher sein kann, weil man wie von einer unsichtbaren (?) Macht und Gewalt unablässig geschützt ist? Ihr Werth und Nutzen gibt sich, so lange es einem selber nach Wunsch geht, darin zu erkennen, daß man im Stande ist, andern Schutz und Hülfe zu gewähren; wenn aber eigene Gefahr sich anmeldet, so kann wahrlich nicht Panzer noch Schild zu besserm Schutze dienen, als ihn der Beklagte und Angefochtene an seiner Beredsamkeit hat.

Denen freilich, die fort und fort sich selbst und andern einreden möchten, man könne auch in unserm Jahrhundert noch ein allseitig gebildeter Mann werden und sein, ohne die Culturelemente und den unerschöpflichen Gehalt des classischen Alterthums, und zwar womöglich aus erster Hand, je nach Kräften und Umständen in sich aufgenommen zu haben, ist unsere ganze Betrachtung verlorene Liebesmühe. Ihnen muß eben nur immer wieder gesagt werden: „Das Sprichwort immerdar noch gilt, daß, wer die Kunst nicht hat, sie schilt." L. Mezger.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die „Fach-Lexika", welche das Bibliographische Institut herausgibt, sind durch einen neuen Band vermehrt worden, durch ein „Lexikon der classischen Alterthumskunde" von Oskar Seyffert. Die Culturgeschichte der Griechen und Römer, Mythologie und Religion, Literatur, Kunst und Alterthümer des Staats- und Privatlebens bilden den Inhalt dieses Bandes, der mit 343 Abbildungen und einem Plan der Ausgrabungen von Olympia ausgestattet ist. „Das vorliegende «Lexikon»", heißt es in dem Vorwort, „erhebt keinen weitern Anspruch, als dem gebildeten Publikum ein bequemes Hülfsmittel zur leichten Orientirung über aufstoßende Fragen der classischen Alterthumskunde innerhalb der auf dem Titel angegebenen Grenzen durch zusammenfassende und Einzelartikel in gemeinverständlicher Form und zweckmäßiger Ausführlichkeit zu bieten. Sollte sich hin und wieder ein Zuviel oder Zuwenig in dem gebotenen Material herausstellen, so wird dies billige Einsicht mit den nicht unerheblichen Schwierigkeiten entschuldigen, wie sie mit einer derartigen Arbeit, zumal wenn sie zum ersten mal unternommen wird, verknüpft sind." Der Zweck eines Nachschlagebuchs ist jedenfalls vollständig erreicht. Größere selbständige Abhandlungen und Essays liegen außerhalb desselben und finden sich nur selten in dem vorliegenden Bande.

— Die neuesten Werke unsers hochbegabten Historikers, Essayisten und Touristen, Ferdinand Gregorovius, sind wie seine frühern ins Italienische übersetzt worden. Die Uebersetzung der „Athenaïs" ist im Frühjahr ausgegeben worden unter dem Titel: „Atenaide, storia di una imperatrice byzantina, versione dal Tedesco da Rafaele Mariano" (Turin, Löscher). Es ist dies eine sehr stattliche Edition. Im Monat Juni wurde der fünfte Band der „Wanderjahre in Italien" in italienischer Uebersetzung ausgegeben unter dem Titel: „Nelle Paglie, versione dal Tedesco da Rafaele Mariano. Con notevelle di viaggio dal Traduttore" (Florenz, Borbiva). Diese Edition ist versehen mit einer Einleitung Mariano's über die Zustände Apuliens im allgemeinen und mit dem Porträt von Gregorovius. Hauptsächlich wegen der scharfen Auslassungen Mariano's über das Papstthum ist das Buch auf den Index gesetzt worden; ein Schicksal, das auch der „Athenaïs" nicht erspart blieb.

Wir erwähnen bei diesem Anlaß, daß die zunächst vom „Schriftstellerlexikon" Bornmüller's gemachte Behauptung, Victor Emanuel habe die Kosten für den Druck der italienischen Uebersetzung der „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter", von Gregorovius herausgegeben, getragen, vollkommen unrichtig ist. Vielmehr ist es das Municipium Roms, dem einzig und allein diese Ehre und der Dank dafür gebührt.

— Ueber „Die Flügelgestalten der ältesten griechischen Kunst" hat uns Julius Langbehn eine sehr gelehrte Abhandlung gegeben (München, Th. Ackermann). Der Autor unterscheidet in der griechischen Mythologie ethische (die Hauptgötter) und phantastische Gestalten; zu letztern (Mischbildungen) zählt er die Flügelwesen. Die bisherige mangelhafte Behandlung dieses Themas ließ eine erneuerte Untersuchung als geboten erscheinen; Langbehn hat sich hier derselben mit großem Geschick unterzogen. Er kommt zu dem Resultate, daß die frühesten nach Griechenland importirten Flügelgestalten (Sphinx, Greif, Harpyien u. s. w.) nur als tektonisch verwendete Formeln, nicht aber als flexionsfähige Worte der Kunstsprache anzusehen seien. Hingegen sei die asiatische Artemis ein menschlicher Typus von ursprünglich mythischem Charakter; darum wird ihr eine erschöpfende Behandlung in monumentaler und historischer Hinsicht zutheil. Ebenso liege der Gorgo ein asiatischer, allerdings nicht geflügelter Urtypus zu Grunde; dennoch seien die Gorgonen als die frühesten Flügelgestalten von einheimisch griechischer Erfindung anzusehen. Die spätern Figuren des Eros, der Nike u. s. w. seien einer freien künstlerischen Schöpfungskraft entsprungen. Rein begrifflichen Ursprungs seien endlich Flügelwesen wie Deimos, Phobos, Eris u. s. w. Die Flügel seien eine ideale Zuthat von rein äußerlicher Natur. Wir empfehlen diese mit voller Beherrschung des einschlagenden Materials geschriebene Abhandlung allen Fachmännern als eine ausgezeichnete.

— „Aphoristische Beiträge zum Kampfe der Lebensanschauungen" nennt sich ein bei Rosner in Wien erschienenes, sehr schön ausgestattetes Büchlein. Der Standpunkt desselben ist charakterisirt durch folgende Aeußerungen: „Wir bringen gewöhnlich die erste Thesis der Bergpredigt nur mit ironischem Lächeln über die Lippen. — Zwischen dem Wahren, Schönen und Guten gibt es keine Freundschaft. — Auf Schopenhauer und Leopardi haben wir vor allen hinzuhören. — Leben und Nichtigkeit sind identische Begriffe. — Das Höchste, wozu es der Mensch bringen kann, ist eine grenzenlose Skepsis; der haß- und neidlose Hohn ist die ihm würdigste Sprache." Das Ganze enthält eine Blumenlese pessimistischer Aussprüche, allerdings ohne die Schopenhauer'schen Cynismen. Wer aller Ideale bar und ledig ist, mag sich in solchem Opium berauschen oder sich einbilden, lauter Geistreichigkeiten einzuschlürfen; wir unsererseits danken für dieses Zerrbild eines relativ allerdings berechtigten Pessimismus.

— Als Abdruck aus „Nord und Süd" liegt uns vor ein Vortrag von Professor M. Lazarus, betitelt „Erziehung und Geschichte". Die Verlagshandlung von Schottländer in Breslau hat dieser Broschüre einen etwas zu überschwenglichen Panegyrikus mitgegeben. „Der Inhalt ist Satz für Satz Meistergedanken voll reicher Originalität; er wird eine große, zum Theil wahrhaft reformatorische Wirkung ausüben." Lazarus kämpft mit Recht dagegen an, die geschichtlichen Kenntnisse nur als examinirbares Wissen zu handhaben. Die Menschheit schreite nur darum so langsam fort, weil die Erziehung nicht schnell besser wird. Aus dem Leben der Kinder sprießen die edelsten Keime des Menschenthums in jeder Generation von neuem hervor. In jedem Menschenkinde wiederholt sich die Werdekraft und die Schöpfungslust des Menschengeschlechts. Bei den meisten Kenntnissen, die wir erwerben, ist die Thätigkeit im Erwerben selbst höhern Werthes als der Besitz. Wir müssen den allgemeinen Wettstreit aller Kräfte herbeiführen. Nicht unser Sein und unsern Besitz, sondern unser Werden und Erwerben haben wir der Jugend zu überliefern. Der Unterricht soll erziehend sein.

— Der fleißige bekannte Philosoph J. H. von Kirchmann hat bei J. J. Weber in Leipzig „Zeitfragen und Abenteuer" veröffentlicht, welche ebenso den welterfahrenen durchgebildeten Beobachter als den scharfen Denker erkennen lassen. Die Lektüre einzelner Aufsätze ist eine wirklich genußreiche und belehrende. Wie treffend und gerecht wird im ersten Essay: „Die moderne Cultur", geschildert! Wie anheimelnd tritt uns das Bild eines Frühlingsaufenthalts zu Beatenberg in der Schweiz entgegen. Wie geistvoll und tief ist die Abhandlung „Ueber öffentliches Recht". Ueberall zeigt sich Kirchmann als einen ausgezeichneten Beobachter der Zeiten und Menschen; überall dringt er bis auf die letzten Gründe vor. Dann begleiten wir den reichen Philosophen auf einem Winterausfluge nach der Insel Sylt, zu einer Privataudienz bei Pio Nono, zu einer Besteigung des Olymp. Dazwischen finden sich gediegene Aphorismen über „Natur und Geist", „Die Frauen im Alterthum und in der Zukunft", „Die Sittenlehre der Pessimisten", von denen wir besonders den ersten und den dritten empfehlen. Die Kritik, welche J. H. von Kirchmann an E. von Hartmann übt, ist eine meisterhafte.

Bibliographie.

Bröcker, L. O., Moderne Quellenforscher und antike Geschichtsschreiber. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Francke, Die Stadt Lüneburg vor und in dem dreissigjährigen Kriege. Lüneburg, Herold u. Wahlstab. Gr. 8. 1 M.

Gansen, Entwickelungsstufen aus der Geschichte der Menschheit. Düsseldorf, Schwann. 8. 2 M. 50 Pf.

Berchtesgadner Geschichtsbilder von R. G. Glogau, Flemming. 12. 1 M.

Grimm, H., Fünfzehn Essays. 3te Folge. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 8 M.

Herder, J. G., Denkmal Johann Winckelmann's. Eine ungekrönte Preisschrift aus dem Jahre 1778. Nach der Kasseler Handschrift zum ersten Male herausgegeben und mit literarhistorischer Einleitung versehen von A. Duncker. Kassel, Kay. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Hoefer's, E., Ausgewählte Schriften. 1ster Bd. Jena, Costenoble. 8. 1 M.

Hoffmann, Franziska, Die Traumdeutung in den Asklepien. Ein Beitrag zur Geschichte der Medicin. Zürich, Schröter. Gr. 8. 1 M.

Jolly, Der Kirchenstreit in Preußen. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 80 Pf.

Kanteletar, Die Volkslyrik der Finnen. Ins Deutsche übertragen von H. Paul. Helsingfors, Edlund. Gr. 8. 4 M.

Kreisel, R., Gedichte. Merseburg, Stollberg. 8. 1 M.

Noiré, L., Die Lehre Kants und der Ursprung der Vernunft. Mainz, Diemer. Gr. 8. 9 M.

Petersen, H., Ueber den Gottesdienst und den Götterglauben des Nordens während der Heidenzeit. Eine antiquarische Untersuchung. Autorisirte Uebersetzung von Minna Riess. Gardelegen, Manger. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Schrader, H., Das Geheimniß und die innere Einheit der drey Göthe'schen Balladen: der Fischer, der Erlkönig und der Todtentanz. Berlin, Dolfuß. 1881. 12. 50 Pf.

Anzeigen.

Von der Verfasserin des mit ungetheiltem Beifall aufgenommenen „Weinalbum" erschien soeben im Metzler'schen Verlage (Stuttgart):

Eine Hochzeitsreise
und
Gedichte vermischten Inhalts
von
Helene von Engelhardt.

In elegantem Einband 3 M. 20 Pf.

Ein nach Inhalt und Ausstattung gleich vorzügliches Buch, welches sich als sinniges Geschenk für Freunde echter Poesie trefflich eignet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Esopus.

Von **Burchard Waldis.**

Herausgegeben von J. Tittmann.

Zwei Theile. 8. Geh. 7 M. Geb. 9 M.

(Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts, 16. und 17. Bd.)

Durch diese neue, correcte, mit einem Essay über des Dichters Leben und Schriften und mit sprachlichen Anmerkungen versehene Ausgabe wird Burchard Waldis' „Esopus", das berühmte Fabelbuch des 16. Jahrhunderts, allen Literaturfreunden zu billigem Preise zugänglich gemacht.

Herr Hofprediger Stöcker
der
Socialpolitiker.

Eine Streitschrift
von
Franz Mehring.

Preis: Elegant geheftet 2 Mark.

Bremen.
C. Schünemann's Verlag.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hypatia,
oder Neue Feinde mit altem Gesicht.

Von
Charles Kingsley.

Ins Deutsche übertragen von Sophie von Gilsa.

Mit einem Vorwort von Christian Karl Josias Bunsen.

Dritte Auflage. Zwei Theile. 8. Geh. 9 M. Geb. 11 M.

Kingsley's berühmter Roman „Hypatia", ein meisterhaftes Lebens- und Sittengemälde aus dem fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung, wurde durch Bunsen, der ihn als ein Kunstwerk von seltenem Werth empfiehlt, bei der deutschen Lesewelt eingeführt und erfreut sich auch hier so allgemeiner und dauernder Beliebtheit, daß bereits eine dritte Auflage nöthig geworden ist.

WESER-ZEITUNG
(Bremen)
Täglich 3 Ausgaben.

Bei allen Postanstalten
pr. Quartal 7 Mark.
Inserate pr. Zeile 25 Pf.
Probenummern versendet gratis
Die Expedition der „Weser-Zeitung", Bremen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Sprichwörter-Lexikon.

Ein Hausschatz für das deutsche Volk.

Herausgegeben von **K. F. W. Wander.**

Fünf Bände.

4. Preis jedes Bandes geh. 30 M., geb. 32 M.

(Auch in 75 Lieferungen à 2 M. zu beziehen.)

Dieses nun vollständig vorliegende Werk wird mit Recht als ein ebenso für die deutsche Sprache wie für die deutsche Culturgeschichte überaus wichtiges Nationalwerk bezeichnet, das in jeder öffentlichen wie in jeder grössern Privatbibliothek seinen Platz zu beanspruchen habe. Ein Prospect ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Die
Deutsche Socialdemokratie.

Ihre Geschichte und ihre Lehre.

Eine historisch-kritische Darstellung
von
Franz Mehring.

Dritte vermehrte Auflage.

Preis: Elegant geheftet 4 M. 50 Pf.

Bremen.
C. Schünemann's Verlag.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die beiden Grundprobleme der Ethik,

behandelt in zwei akademischen Preisschriften
von
Arthur Schopenhauer.

Dritte Auflage.

8. Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 5 M. 50 Pf.

I. **Ueber die Freiheit des menschlichen Willens,** gekrönt von der Königl. Norwegischen Societät der Wissenschaften, zu Drontheim, am 26. Januar 1839.
II. **Ueber das Fundament der Moral, nicht** gekrönt von der Königl. Dänischen Societät der Wissenschaften, zu Kopenhagen, den 30. Januar 1840.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAUFMANNISCHE LES... Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 40. — 1. October 1882.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Ein neuer tragischer Dichter. Von Rudolf von Gottschall. — Ein russischer Roman. Von Eugen Zabel. — Aus dem Mittelalter. Von Hans Prutz. — Hermann Dunger's Verdeutschungswörterbuch. Von Daniel Sanders. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Ein neuer tragischer Dichter.

1. Die Karolinger. Trauerspiel in vier Acten von Ernst von Wildenbruch. Zweite Auflage. Berlin, Freund u. Jeckel. 1882. 8. 2 M.
2. Harold. Trauerspiel in fünf Acten von Ernst von Wildenbruch. Zweite Auflage. Berlin, Freund u. Jeckel. 1882. 8. 2 M.
3. Der Menonit. Trauerspiel in vier Acten von Ernst von Wildenbruch. Berlin, Freund u. Jeckel. 1882. 8. 2 M.
4. Väter und Söhne. Schauspiel in fünf Acten von Ernst von Wildenbruch. Berlin, Freund u. Jeckel. 1882. 8. 2 M.

Fast gleichzeitig mit vier ernsten Dramen erscheint ein jüngerer Poet auf dem Büchermarkte: und warum sollte er nicht vier lange Zeit im Pult verschlossene Tauben gleichzeitig ausflattern lassen, in der Hoffnung, daß eine derselben ihm den Lorberzweig bringe? Die selbstgenügsame Productivität eines Buchdramatikers indeß würde durchaus noch keine phänomenale Bedeutung haben. Doch wenn vier Dramen desselben Dichters in einer dem Trauerspiele abgeneigten Zeit in Einem Theaterjahr auf den ersten Bühnen erscheinen, so ist dies allerdings ein ungewöhnliches Ereigniß der Theaterwelt, welches die allgemeine Aufmerksamkeit auf diesen vom Glück so begünstigten Dramatiker lenken muß. Die Theaterchronik berichtet, daß „Die Karolinger" zuerst am berliner Victoria-Theater in Scene gingen, dann auch am wiener Burgtheater und am dresdener Hoftheater, daß „Harold" in Hannover und am berliner Schauspielhause einen schönen Erfolg errangen, daß „Der Menonit" zunächst in Frankfurt a. M., „Väter und Söhne" am breslauer Lobe-Theater gegeben und noch von vielen andern Bühnen zur Aufführung angenommen worden sind, letzteres Stück, obschon preußische Offiziere seine Helden sind, auch an der Wiener Burg.

„Die Karolinger" brachen zuerst das Eis, und nach diesem auch durch die Presse getragenen Erfolg beeilten sich die Theater, die wahrscheinlich früher von ihnen zurückgewiesenen Stücke des Dichters nachträglich doch noch anzunehmen und aufzuführen: ein in Deutschland glücklicherweise sehr häufiger Vorgang; denn unsere Intendanzen halten sich keineswegs für unfehlbar, und man kann, wenn man sich auf den Erfolg an einer größern Bühne berufen darf, bei den andern a rege male informato ad regem melius informandum appelliren.

Der Dichter, der die schon halb betrauerten Schmerzenskinder seiner Muse auf einmal zu so fröhlichem Leben erstehen sah, Ernst von Wildenbruch, hatte sich vorher nur durch einige schwunghafte poetische Bataillenbilder bekannt gemacht. Er hatte als Sohn eines preußischen Consuls in Beirut von Hause aus die preußische Beamtencarrière eingeschlagen, den deutsch-französischen Krieg mitgemacht, das Staatsexamen absolvirt und ist gegenwärtig beim Auswärtigen Amte in Berlin angestellt.

Von seinen vier vorliegenden Dramen sind zwei: „Die Karolinger" und „Harold", der mittelalterlichen Geschichte entnommen; die beiden andern spielen in der Neuzeit, zur Zeit der französischen Kriege im ersten und zweiten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts. Was die Stoffwahl betrifft, so geben wir unbedingt den beiden letztern den Vorzug: sie sind volksthümlicher, sie liegen unserm modernen Leben näher; sie haben einen nationalen und patriotischen Zug. Die Kämpfe zwischen Franzosen und Deutschen fesseln unser Publikum in ganz anderer Weise als diejenigen zwischen Normannen und Angelsachsen. Das sind nicht blos stoffartige Wirkungen: die Männer des 19. Jahrhunderts denken

in unserm Sinne und sprechen eine Sprache, die uns geläufig ist, und eine nationale Begeisterung zu erwecken haben große Dichter wie Aeschylos und Shakspeare nicht verschmäht. Unsere idealclassischen Poeten freilich sehen darüber hinweg und ebenso das Publikum; nach den Befreiungskriegen wurde an patriotischen Festtagen mit Vorliebe „Die Jungfrau von Orleans" aufgeführt, obgleich die Helden dieses Stücks doch Franzosen sind.

Ernst von Wildenbruch's „Karolinger" führen uns in die im ganzen trübselige Epoche, in welcher die Nachfolger Karl's des Großen sein Reich zersplitterten. Ludwig der Fromme, der Kaiser der Franken, hatte dasselbe zu Aachen zwischen seine drei Söhne Lothar, Ludwig und Pipin getheilt; nun hat er sich wieder vermählt mit Judith, der Tochter Welf's, und aus dieser Ehe ist ein Sohn, Karl, entsprossen, für welchen Judith das gleiche Recht wie für die Brüder, ein Königreich in Anspruch nimmt. Gegen die weitere Theilung des Reichs protestiren nicht nur wohlwollende Große, wie Wala der Abt von Corvey, sondern auch vor allen die Brüder. Mit Waffengewalt steht Pipin bereit, den Reichstag zu Worms zu sprengen, wenn er solchen Beschluß fassen sollte, und den Kaiser zur Zurücknahme desselben zu zwingen.

So ist die geschichtliche Situation, als Bernhard, Graf von Barcelona, in die Handlung eingreift. Er kommt aus Spanien zurück, wo er die Saracenen geschlagen hat, und wird sogleich vom Kaiser zum Kämmerer ernannt. Er liebt Judith, die Kaiserin; er hat sie schon geliebt, ehe Ludwig sie auf den Thron erhob: er erklärt ihr seine leidenschaftliche Liebe und zugleich, daß er bereit sei, für ihren Sohn und für sie selbst zu kämpfen. Das ist der wirksame Schluß des ersten Acts:

Nein, unsern Feinden bleibe Angst und Zittern!
Für uns Triumph! Mag dieses Frankenreich
Zerkrachen unter unserm Schritt; das ist
Gesetz der Welt: was morsch ist, das zerbricht.
Stellt Wächter auf die Zinnen eures Hauses,
Ihr Karolinger! In den Pyrenäen
Hebt sich ein Wetter — langsam stieg's herauf;
Schnell wird es wandeln — Schicksal heißt sein Lauf.

Hier schließt die Exposition in spannender Weise: es ist ein Conflict geschaffen, der in die Zukunft hinausweist.

Im zweiten Aufzug erscheint Bernhard als Kämmerer, als Leiter des Reichstags. Durch saracenische Sendlinge, denen er um diesen Preis das Zugeständniß macht, ein maurisches Mädchen, das ihm in Liebe gefolgt ist, zurückzusenden, erfährt er, daß Pipin, der Aquitanerkönig, vor Worms mit einem Heere erscheinen wird; ja sie sollen an den Bruder Lothar selbst den Auftrag ausrichten:

Ich bin vor Worms zum festgesetzten Tag
Und halte euch das Netz — schafft ihr die Fische.

Bernhard fordert von ihnen, daß sie diese Botschaft vor dem Reichstag bestellen, und verlangt bei Eröffnung desselben von allen Anwesenden die Erklärung, daß sie ohne Waffen kommen, ohne den bösen Willen, freies Wort zu hindern durch eigene Macht oder die Macht von andern: eine Erklärung, die sie alle abgeben. Der Kaiser, besonders durch Wala's patriotische Reden bestürmt, hält den Beschluß von Aachen aufrecht, die Theilung des Reichs unter die drei Brüder. Karl soll nicht König sein. Da protestirt Bernhard gegen die Beendigung des Reichstags, beschuldigt die Könige des Meineids, ruft die Saracenen als Zeugen herbei, läßt sie ihren Auftrag ausrichten, und der bewiesene Verrath der Fürsten bestimmt den Kaiser, Karl als König zu krönen. Die Franken protestiren, die Deutschen nehmen des Kaisers Partei.

Im dritten Acte macht die Haupt- und Staatsaction bis zum Schluß keine Fortschritte: in desto grellerer Beleuchtung stehen Bernhard's Herzensangelegenheiten. Der schönen Judith gibt er ein Rendezvous im Garten. Das erspäht das maurische Mädchen Hamatelliwa, das er zurückschicken will und das ihm wie ein Käthchen von Heilbronn folgt. Sie verräth das Abenteuer, und zum Dank dafür durchbohrt sie Bernhard mit seinem Dolche. Seine Absicht, den Kaiser zu tödten, hat er der Kaiserin verständlich genug angedeutet: bei dem Mauren Abdallah bestellt er sich ein tödliches Gift, um den alten Ludwig damit umzubringen. Dem jungen König Karl aber verspricht er, ihn zum Kaiser zu machen. Seine eigenen Plane gehen indeß noch weiter, wie er uns in einem seiner Monologe verräth:

Bernhard (betrachtet seine Hand).

Betracht' ich's recht, so gleicht die Hand des Menschen,
Wenn sie die Finger ausreckt, einer Spinne:
Ein Griff — sie hält — und läßt nicht wieder los.
Doch solche Kunst gehört in die Paläste. —
Im Blachfeld nun, ihr Söhne Irmengard's,
Zeig' ich die Künste euch, die ich mir lernte
In hundert Kämpfen wider's krumme Schwert.
Ja, Tod sei mein Genoß; du Bluterfrischer
In dieses Lebens schalem Einerlei,
Tragöde du im Possenspiel der Welt!
Ludwig, du mußt hinweg, du bist zuviel —
Und diese Welt ist dann für Karl und mich.
Für Karl? Jawohl, so lang' in Judith's Herzen
Auf gleichen Schalen Karl und Bernhard ruhn —
Doch du, armsel'ger Knabe, bist zu leicht;
Nein — kommen soll die Stunde, da ihr Herz
Nur noch den Namen Bernhard kennt — und dann —
Dann, Karolinger, Bernhard über euch!

Am Schluß fordern ihn die Frankenkönige zum Kampfe.

Der vierte, der letzte Act ist vom Dichter mehrfach umgegossen worden seit dem ersten Erscheinen des Stücks auf der Bühne der Meininger: es erscheint jetzt im Druck mit einem nicht unerheblich veränderten Schluß. Wildenbruch vertheidigt sich im Vorwort gegen die Einwendungen derer, die geneigt sein würden, dem Dichter das unaufhörliche Ringen mit seinem Stoffe als Schwäche auszulegen. „Diejenigen, die so urtheilen", sagt er, „befinden sich im Irrthum; es ist nicht Schwäche; denn nur derjenige, der das Feuer des Prometheus in seiner Hand empfindet, darf es wagen, die eigenen Gestalten zu vernichten, um neue

bessere an ihre Stelle zu setzen." Wer das Feuer des Prometheus in seiner Hand empfindet, wird sich offenbar, selbst wenn er ein Halbgott wäre, zunächst die Finger verbrennen. Doch abgesehen von dem schiefen Bilde, darf man auch entgegnen, daß der Dichter, der einen Schlußact umarbeitet, nicht seine eigenen Gestalten vernichtet, nicht neue bessere an die Stelle setzt, sondern denselben Charakteren, die sich bereits in einer Zahl von Acten vor unsern Augen entwickelt haben, im letzten eine entgegengesetzte Wendung, eine von der frühern abweichende Willensbestimmung gibt. Nun sollte man allerdings glauben, daß ein mit dichterischer Intuition geschaffener Charakter sich nicht wie ein Handschuh umdrehen läßt, nicht bald so, bald anders sich entscheiden kann, ohne sich aufzugeben, und daß selbst die von einem Prometheus geformten Menschen, sobald sie einmal auf den eigenen Beinen stehen, auch ihren Schwerpunkt in sich selbst tragen. Diese innere Consequenz der Charaktere sollte eine Bearbeitung also nicht antasten. Soviel uns noch aus dem Bühnenmanuscript erinnerlich ist, das wir nicht mehr zur Hand haben, sind indeß die Veränderungen nicht so wesentlich, daß der Dichter, wie man nach dem Vorwort glauben sollte, ganz neue Gestalten geschaffen hat. Offenbar gelang ihm aber der Abschluß des Dramas nicht auf den ersten Wurf; schon die den letzten Act zertheilende Verwandlung bleibt mislich. Der letzte Aufzug sollte gerade vor den andern die stärkere Concentration voraushaben . . . und nun ist's umgekehrt. Im Lager der Frankenkönige verräth der tückische Maure Bernhard's Schandthat. Auch Karl, der hinter dem Rücken desselben zu den Brüdern gekommen ist, erfährt sie und zugleich die Untreue der Mutter. Dann werden wir ins kaiserliche Zelt geführt: Karl stellt die Mutter zur Rede; der Kaiser stirbt; Bernhard, der auf Karl's Haupt die Krone setzen will, wird von den Söhnen und dem Führer der Deutschen getödtet.

Dieser Graf von Barcelona ist vom Holze, aus dem man die Major domus schnitzte, der tragische Held. Hochstrebend, ein ganzer Mann in einer erschlafften Zeit, voll von Ehrgeiz und glühender Leidenschaft und, wie wir erfahren, ein Held auf dem Schlachtfelde, trachtet er danach, die Hand der Kaiserin und die Krone zu erringen, nur auf einem kleinen Umwege, indem er vorher Judith's Sohn zum Kaiser gekrönt hat. Ein solcher eiserner Mann schreitet in der That auf dem Kothurn. Judith, als sie ihn kommen hört, sagt mit jener überschwenglichen Leidenschaft, die eine unangemessene Hyperbel entschuldigen mag:

> Horch — wessen Gang? Geräuschlos wie der Wille,
> Und jeder Schritt das Denkmal einer That.

Nur eins unterscheidet Bernhard von den eisernen Helden Shakspeare's, die auch vor keinem Verbrechen zurückschrecken: er hat kein Gewissen, er ist über alle Scrupel hinaus; er ist, wenn man es trivial bezeichnen will, ein hartgesottener Sünder. Hören wir den Kaisermörder:

> Wißt ihr's, wem diese Krankheit Vortheil bringt?
> Ah — wie sich Stufe mächtig baut an Stufe,
> Wie Ring in Ring sich fügt — und diese Hände,
> Gleich zwei Titanen voll allmächt'ger Kraft,
> Zu Füßen mir zu ketten diese Welt!
> Nun könnt' ich wie ein König der Aegypter
> Anbetend knien vor meinem Genius.
> Wohl weiß ich, unterm Grundstein meines Baus
> Liegt ein begrabener Kaiser; aus der Tiefe
> Sieht Ludwig mich mit todten Augen an
> Und murrt mit fahlen Lippen: „Du". Ja, ich denn!
> Mit meiner Mutter rechtet, der Natur.
> Auch sie trägt Blutschuld; eine jede Stunde
> Sieht tausendfält'gen Tod dem Schwächern
> Vom Stärkeren verhängt. — Und dies Wort „Schuld"
> Ist nur der Seufzer der Ertrinkenden,
> Die in dem Lebensocean der Kräfte
> Zu schwach zum Schwimmen. — Du sei meine Göttin,
> Die du den Abgrund zwischen Recht und Unrecht
> Im Löwensprunge überwältigst: That!

Zu einer weitern Einkehr in das Innere läßt ihm der Dichter nicht Zeit: denn kurz nachdem der Kaiser gestorben ist, ereilt auch ihn sein Verhängniß. Wie ganz anders die dämonischen Charaktere Shakspeare's: man denke an Macbeth, selbst an den eingeteufelten Richard III.! Die grandiosesten Scenen dieser Stücke sind diejenigen, in denen die Helden von ihren Gewissensbissen zerfleischt werden. Und selbst Franz Moor wird geschüttelt durch die entsetzliche Furcht vor dem innern Gericht. Gleichgültig sticht Bernhard die Maurin Hamatelliwa nieder, die doch lange Zeit seine Geliebte gewesen . . . nicht ein Wort des Bedauerns, der Reue!

Mit einem Wort, Bernhard ist ein thatkräftiger Held; doch sein Thun ist meistens theatralisch äußerlich, es fehlt die innere Vertiefung. Nur durch die Scene mit Judith geht ein leidenschaftlicher Zug, der ihn bedeutend erscheinen läßt. Wenn zum Genie der That indeß der glückliche Griff gehört, der mit instinctiver Sicherheit für die rechten Zwecke die rechten Mittel wählt, so darf man bezweifeln, ob Bernhard dies Genie besitzt. An und für sich ist es gewiß wenig wahrscheinlich, daß Pipin die beiden zufällig durchreisenden Saracenen dazu wählen wird, um seinen Brüdern eine so wichtige und gefährliche Botschaft zu überbringen. Doch wenn wir dies zugeben, so bleibt immer noch das Vorgehen Bernhard's waghalsig genug; er mußte sich doch vorher wenigstens der Deutschen versichern. Was nützt es ihm, daß er die Söhne vor dem Reichstag entlarvt, wenn diese die bewaffnete Macht in Händen haben, die den Ausschlag gibt? Er selbst fragt: „Ist keiner, der für seinen Kaiser steht?" Da erklären sich die Deutschen für ihn. Doch konnte er das vorher wissen? Hatte er vorher irgendeine Sicherheit für seine kühnen Plane? Ohne den guten Rudthardt, dessen Herz empört wird von der Niedertracht Ludwig's und Lothar's, würde das ganze theatralisch so wirksame Auftreten Bernhard's nur auf einen nutzlosen Theatercoup hinauslaufen und nicht „das Denkmal einer That" sein.

Einer der interessantesten Charaktere des Stücks ist der junge Prinz und König, Karl. In diesen ist ein spannen-

der Conflict gelegt: er liebt seine Mutter, der er seine Achtung verweigern muß. Die Scenen, in denen dieser Conflict sich ausspricht, haben Mark und Kraft und manchen psychologisch feinen Zug. Nur etwas haben wir an dem Prinzen auszusetzen; doch dieser Einwand trifft nur das Personenverzeichniß. Dort ist er als sechzehnjährig bezeichnet; um aber das, was er spricht und wie er's spricht, glaubwürdig erscheinen zu lassen, müßte er mindestens noch zwei Jahre älter sein.

Die Auftritte, in welchen die Saracenen: Abdallah, die Hamatelliwa, die Abgesandten Satilatlas und Temin, eine Rolle spielen, geben dem Stück eine gewisse Bühnenromantik, die bei den Aufführungen nicht versagt: doch liegen gerade in diesen Turbanscenen die Hauptschwächen der dramatischen Motivirung.

Das Trauerspiel „Harold" (Nr. 2) hat zum Helden den Sachsenkönig, der auf dem Schlachtfelde von Hastings dem Normannenherzog Wilhelm erlag: es behandelt also eine historisch bedeutsame Katastrophe, einen wichtigen Wendepunkt in der Geschichte Englands. Harold ist schon öfters zum Helden dramatischer Werke gemacht worden, namentlich von Tennyson. Der Kampf der Sachsen und Normannen als solcher wäre nur das Thema für eine epische Dichtung; aber die Geschichte gibt auch ein dramatisches Motiv dem Dichter an die Hand: das ist der Eid, den Harold in der Normandie schwört, die Ansprüche Wilhelm's auf die Krone Englands zu unterstützen, ein Eid, den er bricht, nachdem das englische Volk ihn selbst zum König gewählt hat. Nach Ranke's Darstellung soll Harold, an seine Zusage gemahnt, sehr im Sinne angelsächsischer Unabhängigkeit geantwortet haben, er würde zu einer solchen ohne Zustimmung der Großen und des Volks der Angelsachsen nicht berechtigt gewesen sein. In den Dramen von Tennyson ist Harold der Gefangene des Normannenherzogs. Dieser verlangt ausdrücklich von ihm, er solle seine Ansprüche auf die Thronfolge in England unterstützen. Wulfnoth, der als Geisel festgehaltene Bruder Harold's, und ein mit diesem befreundeter Normanne dringen in ihn, eine par force majeure abgedrungene Zusage zu ertheilen mit dem stillen Hintergedanken, sie nicht zu halten. Er ertheilt sie denn, in der Hoffnung, daß sein Wort genügen werde, wird aber von den Normannen dadurch überlistet, daß Hof und Klerisei hinter einem Vorhang dies Versprechen belauschen und er nun in ihrer Gegenwart den feierlichen Eid darauf leisten muß. Tennyson kommt indeß auf diesen Eidschwur im Verlaufe der sich vielfach zersplitternden Handlung nur noch einmal zurück; Wildenbruch macht den Eid zum Mittelpunkte der ganzen Handlung mit weit größerer dramatischer Consequenz als der englische Lyriker; doch gerade die Fassung des dramatischen Problems erscheint uns bei Wildenbruch nicht als eine glückliche.

Der schwache König Eduard hat dem Normannenherzog das Versprechen ertheilt, ihn zum Nachfolger auf dem englischen Thron zu ernennen. Harold kommt zu Wilhelm, nicht als Gefangener, sondern um seinen Bruder Wulfnoth auszulösen, den König Eduard als Geisel mit sich genommen und dem Normannenherzog in Verwahrung gegeben hatte. Harold entgeht kaum einem Mordanschlag der normannischen Barone: des Herzogs Tochter, Adele, wird sein Schutzengel. Die beiden empfinden eine rasch wachsende Neigung füreinander: der Normannenherzog sieht hierin einen glücklichen Zwischenfall, der seine Plane unterstützen kann. Sein wichtigster Berather, Erzbischof Robert, schmiedet mit dem Herzog den Plan, den Angelsachsen zu überlisten:

Wilhelm.

Ihr kennt den Sachsen, Bischof —
Ich weiß, Ihr liebt ihn nicht; mir geht es anders,
Mich reißt das Herz zu diesem Manne hin —
Weiß ich doch kaum warum. — Ich will ihm sagen,
Was Eduard mir versprach.

Robert.

Gut — und was weiter?

Wilhelm.

Der Preis, nach dem sein brünstig Herz verlangt,
Adele, meine Tochter, geb' ich ihm,
Und mir zum Dank verspricht er Englands Krone —
Bischof, ob er bereit sich findet?

Robert.

Nein.

Wilhelm.

Ah, Fluch und Tod!

Robert.

Wenn ich Euch schmeicheln wollte,
So könnt' ich sagen ja; weil ich Euch Freund bin,
So sag' ich, was ich weiß: er thut es nie.

Wilhelm.

Verloren und zerschlagen meine Hoffnung
Mit einem Wort.

Robert.

Nichts ist verloren, Herzog,
Wenn Ihr nur richtiger die Frage stellt:
Heischt, daß er Euch zu alledem verhelfe,
Was Eduard Euch versprach — sprecht allgemein,
Und sagt ihm von der Krone Englands nichts.

Wilhelm.

Der weise Rath! Und wenn er mich befragt,
Was Eduard mir versprach?

Robert.

So laßt ihn denken,
Es handle sich um die Belehnung nur
Mit Eduard's Gütern in der Normandie,
Von der ihm Eduard sprach.

Wilhelm.

Das soll ich thun?

Robert.

Ja, wenn Ihr klug seid! Gebt ihm Eure Tochter,
Laßt seines Herzens keusche Sprödigkeit
Zerschmelzen an Adelens holder Sonne,
Und wenn er, von Gewöhnung eingewiegt,
In Sohnesliebe ganz mit Euch verwuchs,
Dann sagt ihm alles, laßt ihn dann erfahren,
Was er mit heil'gem Eide Euch versprach.

Wilhelm.

Eid? welcher Eid?

Robert.

Ja, ich vergaß zu sagen —
Daß Ihr ihn sicher habt, verlangt von ihm,
Daß er Euch leiste feierlichen Eid
Vor den Baronen, Euch zu dem zu helfen,
Was Eduard Euch versprach. — Und wär' es denkbar,
Daß später sein Versprechen ihn gereute,
So hält auf Tod und Leben ihn sein Eid.

In diese Falle geht nun Harold mit großer Bereitwilligkeit und Liebenswürdigkeit gegen den Normannen und den Dichter. Harold hält um Adelens Hand an. Wilhelm weigert sich anfangs aus Rücksicht auf das Volk, das diesen Ehebund ihm nie vergeben werde, weil es in Harold seinen Feind sehe:

Harold.

So will ich Euch im Angesicht des Volkes
Beweisen, daß ich nicht mehr Feind Euch bin:
Stellt eine Fordrung für Adelens Hand.

Wilhelm (nach einer augenblicklichen Pause).

Ihr wißt den Grund, der mich nach England führte,
Und was in England Eduard mir versprach?

Harold.

Er sagte, daß er Euch sein Wort verpfändet
Für eine Erbschaft in der Normandie —
Sprecht Ihr von dem, was mir der König sagte?

Wilhelm.

Von Eduard's Erbschaft — ja — kommt denn, gelobt mir,
Daß Ihr mir helfen wollt, das zu erlangen,
Was Eduard, Englands König, mir versprach —
(Hält ihm die Hand hin.)
Dünkt's Euch zu viel? Ihr zaudert?

Harold.

Sei's darum —
Die Gegengabe, die ich Euch verschulde
Für Euer königliches Gastgeschenk,
Will ich nicht wie ein Wucherer beschneiden —
(schlägt ein)
Was Eduard, Englands König, Euch versprach,
Hilft Harold Euch erlangen.

Dann beschwört Harold dies noch auf das Crucifix. Kaum hat er den Schwur gethan, so erfährt er, um was es sich handelt:

Zerreiße, Erde! Sonnenglanz, lösch' aus!
Verrath, Verrath am Allerheiligsten —

und taumelnd stürzt er fort. Dann nimmt er noch Abschied, einen Abschied für immer von Adele, der er seinen Bruder Wulfnoth ans Herz legt.

Das ist der Inhalt des dritten Acts. Im vierten finden wir Harold wieder in England; er hat mit dem todkranken König Eduard eine geheime Unterredung und erklärt, daß er dem Normanen wehren werde, die Krone Englands zu tragen:

Hier lieg' ich nun vor dir, allmächt'ger Gott,
Schöpfer des Menschen und der Menschenschwäche,
Und thue ab von mir, frei, mit Bewußtsein,
Was meine stolze Mannheit einst geschmückt!
Doch eh' du dich von meiner sünd'gen Blöße
Mit Abscheu wendest, höre mich, o Gott:
Du selber pflanztest es in unsre Brust
Des Vaterlandes heiliges Gefühl;
Du gabst dem Mann den Arm voll Mark und Kraft,
Gabst ihm das Haupt voll Raths und klugen Sinns,
Daß er das Land, das seine Wiege trug,
Das ihm der Menschheit wundervolles Erbtheil,
Die Sprache, übermittelte, bewahre!
Vertilge mich von deinem Angesicht;
Doch mit dem Blitz, der mich zur Tiefe schleudert,
Zermalme auch das Haupt der Schändlichen!

Dann erhält er von dem sterbenden Eduard die Krone. Bald darauf verkündet ihm zur Nachtzeit der junge Priester Wilfried den Bannfluch der Kirche in Gegenwart des sich herandrängenden Volks. Es wendet sich ab von dem Verfluchten. Wilfried wird auf Harold's Geheiß von den Trabanten niedergestoßen. Da bringt ein Zug von zwölf Mönchen aus dem Kloster Hyde die Nachricht von der Ankunft der Normannen. Mit der kriegerischen Wendung Harold's schließt der Act:

Und sterben wir, so soll der Ocean
Das Grablied donnern über unserm Hügel,
Und rollend soll er durch Jahrhunderte
Von Land zu Land die stolze Botschaft tragen:
Voran der König ging es in den Tod,
Herrlich und hoch, das Volk der Angelsachsen!

Im fünften Act sehen wir des Normannenherzogs Töchterlein Adele, wie sie ins Gefängniß des jungen Wulfnoth bringt, der todt auf seinem Bette liegt: in einer visionären Anwandlung erblickt sie den getödteten Harold auf dem Schlachtfelde und bricht selbst zusammen. Die Schlußscene führt uns auf das Schlachtfeld zu Hastings. Die Schlacht ist entschieden, Harold besiegt und getödtet. Seine Mutter Gytha sucht seine Leiche: als sie dieselbe entdeckt hat, erscheint Wilhelm und weigert sich, sie auszuliefern. Da erfährt er die Kunde von Adelens Tod, die mit dem Namen Harold auf den Lippen gestorben sei, und sagt dann die Schlußworte des Dramas: „Gebt dieser Frau die Leiche ihres Sohnes!"

Noch haben wir nicht die beiden ersten Acte erwähnt, die wir für die besten halten. Die Exposition ist von ausnehmender Lebendigkeit: das Erscheinen König Edward's auf Harold's Burg in Dover, der Uebermuth seiner normannischen Begleiter, die sich über freche Gewaltthat beklagenden Bürger, Harold's von der Mutter unterstützter Trotz gegenüber dem König, seine Verbannung, das Zurückbehalten des Bruders als Geisel: das ist eine Reihe von Vorgängen, die sich lebendig und glaubwürdig auseinander entwickeln und den Gegensatz zwischen den Normannen und Angelsachsen kräftig grundiren. Im zweiten Act tritt der schwankende König Edward in die Mitte der Handlung: er gibt Befehl zur Hinrichtung der Bürger von Dover, die sich gegen die Normannen gewehrt haben, widerruft diesen Befehl, als er von ihrer Schuldlosigkeit hört. Harold dringt in die Stadt, verjagt die Normannen, befreit die Bürger von Dover und söhnt sich mit König Eduard aus. Gytha, Harold's Mutter, frägt nach ihrem andern Sohn Wulfnoth, und der König muß beschämt bekennen,

daß er ihn dem Normannenherzog in Gewahrsam gegeben hat. Doch Harold beschließt, ihn dort selbst abzuholen, und der König gibt ihm das Bild der Tochter des Herzogs:

Und er versprach mir, daß wer jemals käme,
Von mir gesandt, gefeit mit diesem Bilde,
Der sollte heilig wie der Freund ihm sein.

So wird die Reise Harold's nach der Normandie motivirt.

Die Schwäche des Stücks liegt im dritten Act. Die ganze Motivirung erscheint uns erkünstelt. Harold konnte die Netze Wilhelm's leicht zerreißen, wenn er den Schwur ausdrücklich nur für das leistete, was ihm als Grund angegeben wurde: die verpfändete Erbschaft in der Normandie; ja er brauchte sich nur etwas näher zu erkundigen; denn es mußte ihm doch auffallen, daß für ein solches nebensächliches Object ein solcher Aufwand von kirchlichen Ceremonien in Scene gesetzt wurde. Er that es nicht ... er ließ sich in ziemlich plumper Weise überlisten; das ist für einen dramatischen Helden die ungünstigste Lage, und wir sympathisiren durchaus nicht mit seinem Jammer, welcher verlangt, daß sich die Erde öffne und die Sonne verlösche, weil er so unbedachtsam ins Garn gerannt ist! Schon in Brachvogel's „Adalbert vom Babenberge" wirkte das gleiche Motiv der Uebertölpelung des Helden so störend und abschwächend, daß das Stück deshalb nicht zur Geltung kam. Wir möchten wünschen, daß Wildenbruch, bei seinen „prometheischen" Neigungen, sich entschließen könnte, den dritten Act umzuarbeiten; das Frühere und das meiste Spätere könnte deshalb doch stehen bleiben, und es ist so viel Schönes in dieser Dichtung, daß wir die Achse, um welche sie rotirt, gern fester eingefügt wünschten. König Eduard erinnert an einige Könige der Shakspeare'schen Historien: es ist eine treffliche Charakterzeichnung. Harold selbst spricht die Sprache eines dramatischen Helden voll Kraft und Feuer. Ein „Klosterbruder" im höhern Stil ist Wilfried, der kirchliche Sklave, der gegen seines Herzens Stimme, gegen seine Ueberzeugung dem Gebote der Kirche folgt und Opfer dieser Pflicht wird. Dieses Charakterbild hat sanfte poetische Züge: es erinnert an die frommen Mönche mittelalterlicher Miniaturen. Auch bei dem Herzog der Normandie ist die Liebe zu seiner Tochter, die er im Herzen trägt, ein echt poetischer Zug, welcher in der Schlußwendung des letzten Acts in dem Stimmungsbilde des Schlachtfeldes dramatisch wirksam ausklingt.

Das Trauerspiel „Der Menonit" (Nr. 3) hat nach unserer Ansicht vor den mittelalterlichen Tragödien nicht nur den Vorzug, daß es im 19. Jahrhundert spielt und unsere Gedanken- und Empfindungswelt sich in ihm widerspiegelt: es hat auch eine bedeutsame Grundidee: es ist die Tragödie des männlichen Muthes und eine poetische Verherrlichung desselben. Die Sekte der Menoniten verwirft den Krieg und war auch in Preußen längere Zeit hindurch von der Militärpflicht entbunden. Der Dichter versetzt uns in die Zeit der französischen Unterdrückung, als gegen dieselbe zuerst die freiere Regung des Volks sich wandte und Schill zu den Waffen für seine Freicorps aufrief. In einem westpreußischen Dorfe, zur Zeit als Danzig von den Franzosen besetzt war, spielt die Handlung. Der Pflegesohn des Aeltesten der Gemeinde, Reinhold, liebt Maria, die Tochter desselben; er kehrt von einer längern Reise nach dem Süden zurück. Kurz vorher hat ein älteres Gemeindemitglied, Mathias, um Maria's Hand angehalten, des Vaters Zustimmung gewonnen, und auch Maria hat ihrem Vater zu Liebe eingewilligt, obschon „Gleichgültigkeit endlos zwischen ihnen liegt". Reinhold ist mit Marien aufgewachsen: in der Rinde eines Baumes stehen die Anfangsbuchstaben ihrer Namen, jeder in ein Herz eingezeichnet. Er liebt Marien und erfährt zu seinem Schreck, daß sie mit Mathias sich verlobt hat. Verlobt ... noch nicht in aller Form; es geschah noch nicht vor der Gemeinde. Da kamen französische Offiziere ins Dorf, um bekannt zu machen, daß ein Schill'scher Werber hier herumziehe; wer den Aufruf, den er verbreitet, annimmt, soll in Danzig vor das Kriegsgericht gestellt werden. Einer der Offiziere, Tissot, schäkert mit Maria und will sie zwingen, ihn zu küssen. Mathias kommt ihr nicht zu Hülfe, wohl aber Reinhold, der den Bedränger fortstößt, und als dieser ihn einen Feigling nennt, bereit ist, sich mit ihm zu schlagen. Da er keine Waffe hat, gibt ihm der andere Offizier eine Pistole. Triumphirend ruft Reinhold am Schlusse des Acts, indem er Maria umarmt:

Ah — nun bist du mein!
Mein, wie die Schönheit, die dem Muth gehört!
Mein diese Lippen und die süße Frucht
Von deinen Lippen, dieser trunkne Kuß,
Den so ich pflücke — nun, o Ewigkeit,
Magst du die schweren Fittiche des Todes
Ums Haupt mir rollen: Tod und Leben beugen
Vor einem mächt'gen Gotte sich: dem Muth!

Aus diesen Voraussetzungen entwickelt sich die Handlung folgerichtig in den nächsten Acten. Reinhold's Absicht erfahren die Menoniten, auch sein Pflegevater: er sucht ihn davon abzubringen, seiner Tochter Maria wenigstens verspricht er, wenn Reinhold sich nicht schlage, solle sie ihm gehören. Dieser glaubt die beseligende Kunde und steht vom Duell ab. Doch er ist von den Heiligen betrogen worden: Waldemar, der Alte, nimmt sein Wort zurück; die Tochter soll den Mathias heirathen und die Gemeinde stimmt zu. Inzwischen warten die französischen Offiziere vergebens auf Reinhold und senden ihm einen Zettel, auf dem sie ihn für einen Feigling erklären. Reinhold entreißt dem Mathias das Blatt, außer sich über den Verlust seiner Ehre. Das ist der zweite Actschluß. Der Hauptinhalt des dritten Acts ist Reinhold's Begegnung mit dem Abgesandten Schill's: dieser will zur Nachtzeit wiederkehren und Reinhold, der bereit ist, ihm zu folgen, mit sich nehmen. Auch Maria willigt ein; doch Mathias hat alles belauscht, ruft die Gemeinde zu Gericht und hat gleichzeitig die Franzosen von der Sendung Schill's unterrichtet und von der Zeit, wann sein Bote hier zu finden sei. Als Reinhold dies erfährt, bricht er aus in glühenden Zorn:

Ihr allesammt, ihr Schurken,
Hier vor der Sonne heil'ger Majestät
Werf' ich das Schandwort von mir, Menonit.
Verflucht der Tag, der mich in eurer Mitte
Zum Licht gebar! Fluch allen spätern Tagen,
Die mich an eure Sippe fesselten!
Falle der Blitz auf eure Häuser nieder
Und raffe euch hinweg vom deutschen Boden,
Den ihr beschmuzt; und wenn der Blitz sich weigert,
Lebt und verkommt in eurem eignen Dunst!

Doch er wird gefesselt, um den Franzosen ausgeliefert zu werden. Im letzten Act hält sein Pflegevater unten die Wache: Maria kommt und befreit Reinhold. Die Menoniten lauern inzwischen dem Boten Schill's auf. Reinhold droht Mathias, ihn mit der Pistole niederzuschießen, sobald er auffordere, den Boten zu ergreifen. Und er hält Wort. Mathias fällt von seiner Kugel. Die Franzosen sind inzwischen eingetroffen und schleppen Reinhold nach Danzig vor das Kriegsgericht; Maria, die ihm folgen will, bricht sterbend zusammen.

Die Handlung dieses Stücks ist durchsichtig und verständlich. Wohl kann man an einzelne Motive kleine Fragezeichen heften: der blinde Gehorsam Maria's gleich in der ersten Scene befremdet; ihr Herz muß ihr doch sagen, daß sie Reinhold liebt. Das Motiv, auf dem sich eine Handlung von großem tragischen Ernst aufbaut, ist etwas leichter Art: die Liebeständeleien eines Offiziers mit einer Bauerndirne; ein ähnliches Motiv findet sich in der letzten Erzählung der Freytag'schen „Ahnen". Daß der Bote Schill's in der Dämmerung im nächsten Dorfe bleiben muß, um zur Nachtzeit wiederzukehren, ist ebenfalls ein Motiv, dem man anmerkt, daß es um des folgenden Acts wegen eingefügt ist. Ueberhaupt sieht man nicht ein, was ein Sendling Schill's bei den Menoniten zu suchen hat, welche ja keine Waffe in die Hand nehmen dürfen; auch die Lauschscenen als entscheidend für die Entwickelung der Handlung müssen in der Tragödie Bedenken erregen. Doch von diesen kleinern Kunstgriffen der theatralischen Technik abgesehen, die nicht ganz stichhaltig erscheinen, baut sich das Stück gleichsam auf schlanken Säulen zu tragischer Höhe auf. Vorzüglich ist das fromme Philisterthum engherziger Gesinnung geschildert, das in dieser Gemeinde herrscht. Nach Anlage und Plan wol das beste der Wildenbruch'schen Stücke, hat die Ausführung nicht durchweg den schönen Schwung wie etwa „Harold", sondern verläuft vielfach ins Genrebildliche.

Das fünfactige Schauspiel „Väter und Söhne" (Nr. 4) beginnt in der schmachvollsten Epoche Preußens, zur Zeit, als die stärksten Festungen an die Franzosen übergeben wurden und auch Küstrin, wo Oberst von Ingersleben befehligte, sich an ein einziges Regiment Franzosen ergab. Ein Schullehrer, Valentin, dem ein Sohn als Deserteur ergriffen und beim Spießruthenlaufen durch die Strenge des Obersten getödtet worden, hat diesem Rache geschworen. Der Sohn des alten Ingersleben ist aus der Festung entwichen, um das Heer des Fürsten Hohenlohe zum Entsatz herbeizurufen: der Schullehrer und sein anderer Sohn Heinrich wissen, daß Hohenlohe bereits capitulirt hat, aber sie sagen es dem patriotischen Deserteur nicht. Valentin triumphirt: der Sohn des verhaßten Feindes stürzt in dasselbe Verderben wie einst sein eigener Sohn. Wohl aber bringen sie nach der Festung die Kunde: hier spielen sich Scenen der tiefsten militärischen Zerrüttung ab; der bis zur Meuterei gehende Unwille der Offiziere protestirt vergeblich gegen die Schmach der Capitulation. Der alte Ingersleben, als er noch dazu von der Desertion seines Sohnes hört, schießt sich eine Kugel vor den Kopf.

Das ist der Inhalt der beiden ersten Acte. Die drei letzten spielen sieben Jahre später in Berlin. Der alte Valentin ist Spion der Franzosen geworden und hat mit dem Gelde, das er dafür erhielt, seinen Sohn studiren lassen. Heinrich ist außer sich, als er es erfährt. Der junge Ingersleben, von den Franzosen gefangen und zum Tode verurtheilt, soll durch Valentin und Heinrich recognoscirt werden: in einer großen Scene, in der Vater und Sohn sich mit äußerster Schroffheit gegenübertreten, hat der letztere den erstern weicher und milder gestimmt: so retten sie dem Gefangenen das Leben, indem sie ihn verleugnen. Inzwischen rückt York mit den preußischen Truppen in Berlin ein, und dem jungen Ingersleben droht jetzt der Tod des Erschießens von der andern Seite: das preußische Commando will ihn als Deserteur verurtheilen; abermals rettet ihn Heinrich, der wahrheitsgemäß den Hergang erzählt, wie Ingersleben damals aus Küstrin geflohen sei, um nach Prenzlau zu gelangen und die Hülfe des Fürsten Hohenlohe herbeizurufen. Der letzte Act spielt in Berlin während des Kanonendonners der Schlacht von Großbeeren: Heinrich wird schwer verwundet hereingebracht und stirbt auf der Bühne. Seine Liebe zu Adelheid, der Tochter des Generals von Ingersleben, ist mit geringer Kunst und Wirkung in diese militärischen Tableaux verwebt.

In der That ist die Composition dieses Stücks am wenigsten streng gegliedert: es zerfällt in zwei durch längere Jahre getrennte Abtheilungen und löst sich in eine Reihe von Tableaux auf, die zum Theil grell genug beleuchtet sind, zum Theil aber auch matt austönen, wie der letzte Act, oder durch Genrebilder in derbkomischer Weise illustrirt werden, wie der dritte. Von Wildenbruch's Dramen ist dies offenbar das zerfahrenste.

Das Gesammturtheil über den Dichter muß in ihm ein hoffnungsreiches Talent anerkennen. Ist auch die Motivirung in seinen Dramen oft ungenügend: die Situationen selbst, die er uns auf der Bühne darstellt, sind mit markiger Kraft ausgeführt. Charakteristisch für ihn ist die Vorliebe für das Schneidige und Herbe: in den Ausbrüchen des Affects und der Leidenschaft zeigt er bisweilen durchgreifende Kraft; aber auch über den lakonischen Ausdruck der verhaltenen Empfindung gebietet er mit großer Wirkung. Vor allem besitzt er ein theatralisches Talent ... und hierin ist er mit Wilbrandt vergleichbar, an den er auch in anderer Hinsicht erinnert. Er weiß alle Vorgänge

auf der Bühne mit effectvoller Steigerung zu arrangiren: wir erinnern besonders an den Schluß des ersten, zweiten und vierten Acts in „Harold", an die Reichstagsscene in den „Karolingern", an die Scene im letzten Act der „Menoniten", an den zweiten Actschluß in „Väter und Söhne". Seine Phantasie hat eine sehr lebhafte theatralische Intuition; freilich liegt einer solchen auch die Gefahr nahe, um die ihr vorschwebenden Wirkungen auf der Bühne erreichen zu können, hier und dort schwächere dramatische Motive einzuschieben. Ueberhaupt leidet darunter leicht die dramatische Vertiefung . . . und das muß man in der That den bisherigen Dramen Wildenbruch's zum Vorwurf machen. Sein Graf von Barcelona ist ein etwas brutaler Mann der That, der seine Gewaltthaten und Frevel vollführt, ohne daß ihn jemals eine innere Stimme stört; Harold zeigt etwas mehr Innerlichkeit, obgleich hier das Zurückkommen auf eine geistesbeschränkte Unbedachtsamkeit nicht dramatisch lohnend ist. Der vortreffliche Stoff des „Menoniten" hätte durch dramatische Vertiefung in der Ausführung wesentlich gewonnen: namentlich der letzte Act ist Reliefarbeit. Und dasselbe gilt mehr oder weniger von „Väter und Söhne", einer Compilation theatralischer Tableaux.

Man hat Wildenbruch öfters für einen Jünger Schiller's erklärt: mit Unrecht. Nichts liegt ihm ferner als die ausgiebige schöne Beredsamkeit unsers großen Dramatikers, die freilich bei seinen Nachahmern sich oft in bloße Phrasenhaftigkeit verwandelt, die aber gerade durch ihre hinreißenden Ergüsse von dichterischem Zauber noch jetzt auf der Bühne so siegreich sich bewährt. Wildenbruch gehört mehr der an Shakspeare anknüpfenden kraftgenialischen Schule an; er liebt im Stil den Lakonismus und die kühne Bildlichkeit; es gelingt ihm oft, in einem epigrammatischen Wort eine Situation zusammenzufassen. Doch sind seine Bilder keineswegs immer correct. Zu den dichterisch schönsten Scenen, in denen schlagende Bilder dem Dichter zuströmten, gehört die Schlußscene des ersten Acts der „Karolinger", die Scene zwischen Judith und Bernhard. Treffende Bilder enthält auch der folgende kurze Monolog Bernhard's:

Mit seinem Heerbann rückt Pipin auf Worms. —
Haupt, werde fruchtbar, zeuge mir Gedanken!
Verdoppelt, Thaten, euren Sturmesschritt!
Er hält das Netz — ah wart', in deine Netze
Spring' ich hinein, daß euch die Maschen reißen!
Nun soll's ein Krachen geben durch die Welt, (?)
Wenn ich dies Band der Karolinger-Freundschaft,
Dies klägliche, mit meinen Händen fasse
Und so und so in die vier Winde reiße.
Lothar — Pipin, ei seht, ihr muth'gen Füllen
Im wurmzerfressenen Karolinger-Stall,
Schlagt ihr so muthig aus? Seid auf der Hut,
Der Pyrenäenwolf steht vor der Thüre.

Sehr schön sind auch die folgenden Wendungen:

Die Zeit, in der wir leben, hat das Fieber,
Die Stunden rollen wie empörtes Blut,
Und fern am dunkelnächt'gen Firmamente
Zuckt die Gefahr.

Ueberhaupt ist in den „Karolingern" frische Ursprünglichkeit und echte Inspiration unverkennbar; warmen Gefühlsausdruck athmet z. B. auch die Klage des jungen Karl um den hinsterbenden Vater im vierten Act. Freilich fehlt es auch nicht an Schiefheiten und Ueberschwenglichkeiten, wie:

Geht nicht, Lothar; die heilige Natur
Wirft jammernd sich zu euern Füßen nieder,
Und flieht auch den, laßt ab von diesem Streit *) —

oder:

Das schweigende Entsetzen
Sitzt auf den Trümmern und gebiert das Nichts —

ein dem Anschein nach grandioses Bild, bei dem sich aber nichts denken läßt.

Man hat bei diesen Bildern das Gefühl der Unangemessenheit, wie ich schon in der „Poetik" an ähnlichen Beispielen nachwies.

Maßvoller und correcter sind die Bilder in „Der Menonit", obschon diesem Stück oft der schöne Guß und Fluß der „Karolinger" fehlt und manches mehr aus Röhren in die Höhe gepumpt erscheint. In „Väter und Söhne" finden sich manche Katachresen, auch geschmacklose Hyperbeln, wie wenn es von Napoleon heißt:

Sein Wille
Verschlingt den Raum wie ein gefräß'ger Wolf.

Unsere Bemerkungen sind nicht müßige Kritteleien; sie sollen den begabten Dichter hinweisen auf einige poetische Neigungen, welche der Correctur bedürfen.

Die Werke eines berufenen Talents verlangen eine schärfere Kritik als Erzeugnisse des alltäglichen Literaturmarktes. Dramatisches Mark, scharf ausgeprägte Situationen, theatralisches Geschick, eine Diction von oft schlagender Bildlichkeit machen diese Werke ganz geeignet, ihnen gerade die Bühne zu erobern, indem die oft nicht haltbare Motivirung und ein gewisser Mangel an psychologischer Vertiefung bei der Aufführung weniger störend hervortreten. Das Licht der Prosceniumslampen läßt die Vorzüge dieser Dichtungen glänzender hervortreten; aber auch die Literatur hat einen berufenen tragischen Dichter gewonnen.

Rudolf von Gottschall.

*) Aehnlich im „Menonit":

Ihre Seele
Liegt ihm zu Füßen seit dem Augenblick.

Ein russischer Roman.

Lorin. Roman von Graf P. A. Walujew. Vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1882. 8. 18 M.

Das Interesse, welches die politische und sociale Entwickelung des Zarenreichs für das Ausland in Anspruch nimmt, hat dazu beigetragen, daß man sich in den letzten Jahren auch der schönen Literatur Rußlands mit größerer Theilnahme näherte, als es bisher der Fall war. Die so gehaltvollen Schilderungen „Aus der petersburger Gesellschaft", welche in Deutschland maßgebend geworden sind für die Kritik russischer Zustände, gehen mit großem Verständniß und Fleiß auf die geistigen und literarischen Strömungen unsers östlichen Nachbarvolks ein und haben der Beurtheilung derselben jene Verschwommenheit genommen, an welcher dieselbe so lange litt. Das beste Mittel hierzu bildet natürlich die Lektüre der einschlägigen Schriften, wie sie uns durch gute deutsche Uebersetzungen vermittelt wird. Neben Iwan Turgenjew, dessen internationale Bedeutung als Analytiker seines heimatlichen Lebens durch jede neue Phase der Geschichte in das hellste Licht gerückt wird, findet gegenwärtig namentlich Nikolaus Gogol, der unglückliche Verfasser des Romans „Todte Seelen" und des Lustspiels „Der Revisor", aufmerksame Leser. Aber auch die Romane von Pisanski, Dostojewski u. a. dürfen sich einer Theilnahme rühmen, die den unwiderleglichen Beweis liefert, daß Rußlands Literatur einen vollberechtigten Theil der Weltliteratur bildet.

In die Reihe der Sittenschilderer und Erzähler des Ostens tritt mit dem Verfasser des Romans „Lorin" ein neues Talent, das aus mancherlei Gründen im Stande ist, unsere Aufmerksamkeit zu erregen und zu fesseln. Graf Walujew zählt zu den sympathischsten Persönlichkeiten, welche in den letzten Jahrzehnten im russischen Staatsdienst eine Rolle gespielt haben. Nachdem er im Jahre 1855 vom Kaiser Alexander zum Gouverneur von Kurland ernannt worden war, lenkte er sofort in die moderne Reformbewegung ein, indem er die Mängel des bestehenden Verwaltungssystems aufdeckte und in seinen Forderungen, die sich unter anderm auf die Aufhebung der Branntweinpacht und Leibeigenschaft bezogen, ebenso viel geistige Ueberlegenheit wie formelle Gewandtheit bekundete. Als Minister des Innern 1867—68 gelang es Walujew, nicht nur in einer social erregten Zeit seine Popularität zu wahren, sondern auch für die ihm unterstellten Posten die geeignetsten Männer ausfindig zu machen. Erst der zähen Gegnerschaft der altrussischen Partei, welche von unversöhnlichem Haß gegen die abendländische Cultur erfüllt ist und ihre Versuche zur Entfachung des nationalen Chauvinismus durch das humane Wesen Walujew's gehemmt sah, gelang es, letztern zu Fall zu bringen. Doch schon im Jahre 1872 sehen wir den ausgezeichneten Mann im Besitz einer der einflußreichsten Stellen, als Domänenminister, als welcher er bis 1880 im Amte blieb, um diese Würde mit derjenigen eines Vorsitzenden des Ministercomité zu vertauschen. Nach der Thronbesteigung Alexander's III., der schon als Großfürst dem Minister seines Vaters ein zweifelhaftes Wohlwollen entgegengebracht hatte, gelang es der panslawistischen Partei, aufs neue ihr Haupt zu erheben und ihre Gegner mit erlaubten und unerlaubten Mitteln zu bekämpfen. Daß der europäisch gebildete Walujew ihnen besonders ein Dorn im Auge war, ließ sich leicht denken. Man griff zu einer niedern Verleumdung, indem man den Grafen auf Grund eines angeblich zu wohlfeilen Verkaufs von Staatsländereien der Unterschlagung anklagte. Die Wiederherstellung seiner Ehre wurde ihm indeß ebenso leicht, wie das Verbleiben in einem Amt unmöglich, das mit so empfindlichen persönlichen Kränkungen verbunden war.

Der Muße, welcher sich Graf Walujew nach Zurückweisung dieses boshaften Angriffs zu erfreuen hatte, verdanken wir zwar nicht die Vollendung, wohl aber die Herausgabe des Romans, der jetzt in einer wortgetreuen und fleißigen Uebersetzung vorliegt. Dem kurzen Vorwort zufolge ist „Lorin" zum größten Theil im Jahre 1876 geschrieben und 1878 beendigt worden, aber erst im November 1881 erhielt der Verleger die Erlaubniß zur Veröffentlichung des Werks. Schon ein flüchtiger Blick auf die Ueberschriften der Kapitel und die ihnen vorgesetzten Citate gibt uns den deutlichen Beweis, daß der Verfasser ein Mann ist, der die ganze Summe der modernen Bildung in sich aufgenommen und sie menschlich schön in sich verarbeitet habe. Nur einmal ist uns ein falsches Citat begegnet, insofern der Vers: „Das Warum wird offenbar, wenn die Todten auferstehen", nicht, wie im Kapitel 35, Band 3 angegeben ist, von Honwald stammt, sondern Müllner's „Schuld" entlehnt ist. Die Handlung breitet sich über ein sehr weites Gebiet aus. Zunächst ist es Petersburg und seine nächste Umgebung, die überaus lebenswahr und anschaulich geschildert werden. Hier hat der Autor aus einer scharfen und unmittelbaren Beobachtung herausgeschaffen. Das Leben in der Zarenresidenz am Newaufer, wie es sich auf den Straßen und Plätzen, in den Verkaufsläden und Galerien, auf dem Theater und bei der Maiparade auf dem Marsfelde, im Salon und während des Sommeraufenthalts auf den kleinen, mit Landhäusern übersäeten Inseln der Newa abspielt, tritt in anziehenden Bildern vor den Leser und erfüllt ihn mit Behagen infolge der Wärme und Frische, mit welcher diese Dinge geschildert sind. Neben Petersburg wird namentlich das Innere Rußlands in dem Heimatsdorf unsers Helden, Dubrowino, und dem benachbarten Krasnoffersk dargestellt. Aber auch Deutschland ist reich bedacht, wir werden nach Homburg, Innsbruck und München geführt, um endlich nach Italien zu kommen, das von den Alpen bis

Palermo in einem gefälligen Panorama an uns vorüberzieht.

Sehen wir uns nun die Menschen und die Situationen näher an, denen wir auf diesem Boden begegnen, so gelangen wir zum Verständniß der Natur ihres Schöpfers. In der russischen Romanliteratur hat sich seit Gogol ein Realismus ausgebildet, wie er schärfer gar nicht gedacht werden kann. In den bessern Werken dieser Richtung hat die Beobachtung und Analyse der Charaktere eine Feinheit erreicht, daß man glauben möchte, die Autoren seien mit dem Mikroskop in der Hand an die Untersuchung des Seelenlebens ihrer Personen gegangen. Auch Turgenjew, für dessen Hang zum Romantischen sich mancherlei Beweise anführen lassen, ist zuerst immer doch Realist, der nur wirklich Geschehenes malt und als subtiler Beobachter des Einzelnen erscheint. In diese Gattung läßt sich der Roman des Grafen Walujew indessen nicht bringen. Letzterer geht von der romantischen Grundstimmung seines innern Menschen aus und sucht von ihr in die Realität der Dinge einzudringen. Nicht sowol was die Situationen und Personen an sich sind, erregt sein Interesse, als vielmehr dasjenige, was sich bei ihnen denken und empfinden läßt. Ueberhaupt ist der Autor eine subjective Natur und ein mehr sinniger und sinnender als leidenschaftlicher Mensch, denn die vornehme Kühle, die durch seinen Roman geht, ist nur zur einen Hälfte die Folge seiner hohen Stellung, zur andern dagegen der natürliche Ausfluß seiner ruhigen, geistig überlegenen Art. Es ist für die Würdigung des Werks absolut nothwendig, daß den Leser in ein sympathisches Verhältniß zu dem Erzähler selbst, nicht nur zu den Dingen tritt, von denen die Rede ist, denn nicht das bunte Durcheinander der Vorkommnisse, sondern ihre Beleuchtung durch geist- und gemüthvolle Beziehungen bildet den eigentlichen Reiz des Werks.

Nun ist es allerdings nicht schwer, sich der Führung des Verfassers gern und willig zu überlassen. Er hat in einem bestimmten Kreise viel gesehen und erlebt und weiß seine Eindrücke trefflich wiederzugeben. Dieser Kreis umschließt dasjenige, was man die gute Gesellschaft nennt, den Verkehr zwischen den besitzenden und gebildeten Klassen. „Lorin" ist mit einem Wort ein Salonroman und sucht seine Stärke in der Schilderung aristokratischer Gewohnheiten und der sich aus denselben ergebenden seelischen Beziehungen. Graf Walujew hat als kluger Mann den Vorwurf der Einseitigkeit, der sich gegen diese Gattung erheben läßt, vorweggenommen, indem er einige Herren sich über die neuesten Erscheinungen der Literatur unterhalten läßt, wobei dieses Thema aufgeworfen und von verschiedenen Seiten behandelt wird. Es heißt an dieser Stelle:

Alles kann kritisirt, verurtheilt, ja lächerlich gemacht werden. Es kommt da auf die Art und Weise des Angriffs an, auf verschiedene Voraussetzungen, Auswahl, Zusammenstellung u. s. w. Ebenso leicht ist es aber auch, mit Stillschweigen zu übergehen, was man nicht bespötteln kann. So hat man es z. B. nicht für nöthig befunden, auch nur zu erwähnen, daß sich in diesem Roman wenigstens nichts von jenen cynischen Details findet, noch jene systematische Beschönigung des Schlechten, noch auch jene sorgfältige Darstellung des tiefsten Schmuzes, wie wir das selbst bei unsern besten Schriftstellern finden. Alles das sind freilich nur negative Vorzüge, aber ich glaube, daß in unserer Zeit auch diese ihren Werth haben. ... In meinen Augen ist diejenige Klasse von Menschen, die bei uns zu Lande meist die Bücher schreibt und sich in ihnen reflectirt, krank, und je weniger sich ein Kranker in den Büchern für einen Gesunden ausgibt, desto besser ist es. Krankheiten aber zu zeichnen, ist nicht jeder verpflichtet.

Hören wir nun auch die Antwort des Gegners:

Diese Vorzüge bestreite ich nicht; aber ich muß doch bemerken, daß sie bei der Enge des Rahmens, innerhalb dessen der Roman spielt, kaum ein besonderes Verdienst bilden können. Eine Zeitung hat ihn mit Recht einen Bel-Etage-Roman genannt. Alles geht in einer engen und begrenzten Sphäre, in der sogenannten hocharistokratischen Welt vor sich. Die handelnden Personen sind zum größten Theil Fürsten und Gräfinnen. Außer der Sprache findet sich darin nichts eigentlich Russisches. Der Held, die Heldin, sowie fast alle ihre Gefährten könnten ebenso gut Deutsche, Engländer, Franzosen sein als Russen. Es fehlt jener Anklang an die Ideen und Tendenzen der Zeit, von denen ich schon vorher gesprochen habe. Die brennenden Fragen des Tags bleiben ganz außer Betracht; kein einziges von den specifischen Elementen des russischen Lebens wird berührt; nirgends treten Personen aus den Volksschichten, die echten Repräsentanten jenes Lebens auf. Mit einem Wort, das ganze, wahre, unverfälschte Rußland wird gleichsam von dem Publikum der petersburger und pariser Salons verdeckt und in den Hintergrund gedrängt.

Graf Walujew will nun gleichsam mit seinem Roman zeigen, daß jener Kritiker recht und dieser unrecht habe; sein „Lorin" ist ein mit voller Absichtlichkeit ausgesprochener Protest gegen den in Rußland herrschenden Naturalismus und Realismus. Des Autors Meinung ist, daß man Schäden des öffentlichen Lebens durch gesunde Praxis heilen, aber nicht in novellistischer Form zum Gegenstande allgemeiner Darstellung machen soll, wodurch die Unzufriedenheit bis zum Unerträglichen gesteigert werde. Seine Absicht ist, das Publikum durch die Vorführung der Ideen des Schönen und Guten zu erwärmen und zu begeistern. Dadurch nimmt er dem Roman allerdings jene große eulturhistorische Bedeutung, welche die Hauptwerke der russischen Literatur besitzen. Was über die socialistische Bewegung, die Verhandlungen des Semstwo und Aehnliches gesprochen wird, ist zu allgemein gehalten, um von tieferm Belang zu sein. Das eigentliche Object der Erzählung ist das Familienleben in den vornehmen Ständen mit besonderer Beziehung auf die Geschichte des Helden. Dabei läßt es sich allerdings nicht leugnen, daß die Farben, die der Erzähler aufzutragen liebt, mehr der allgemeinen westeuropäischen Cultur als den Besonderheiten des russischen Lebens entnommen sind.

Was die Entwickelung des Titelhelden angeht, so ist dieselbe, äußerlich betrachtet, eine sehr einfache. Lorin erleidet im Verlauf der Erzählung keine weitere Durchbildung des Charakters; sowie er anfänglich vor uns steht, so verabschiedet er sich auch am Schluß des Romans von uns, als eine weiche gemüthvolle Natur mit einem Herzen, das sich nicht recht zu entscheiden wagt. Lorin ist ein

Mann, der mehr durch die äußern Umstände bestimmt wird, als daß er letztere zu bestimmen vermöchte, und gleicht darin den Helden der ersten Gutzkow'schen Dramen: „Werner", „Ein weißes Blatt", „Ottfried", daß er zwischen zwei Frauen hin- und herschwankt. Mit der Gräfin Iskritzky, die von ihrem in Paris lebenden Mann vernachlässigt wird, verbindet ihn ein älteres Liebesverhältniß, dessen Bestand indessen bedroht wird, seitdem Lorin die Tochter des Kanzleidirectors Ssobotin, Olga, eine zarte Mädchenblume, kennen gelernt hat. Ein zufälliger ritterlicher Schutz, den sich die letztere von dem Helden des Romans, einem Offizier, gefallen läßt, erregt die Eifersucht der Gräfin; auf einem Ball kommt es zwischen ihr und Lorin zu einer so heftigen Scene, daß an eine Fortsetzung ihrer Beziehungen vor den Augen der Gesellschaft nicht mehr zu denken ist. Sie zieht es vor, nach Homburg zu reisen, er, seinen Abschied zu nehmen und der Gräfin zu folgen, doch bevor er diesen Plan ausführt, empfängt er noch den Beweis von Olga's stiller, doch nicht minder tief empfundener Liebe. Ihre Begegnung mit ihm in der Kasanschen Kathedrale, ihr Benehmen bei der Parade auf dem Marsfelde, wo er mit dem Pferde zusammenstürzt, mußten ihre Neigung unzweifelhaft erscheinen lassen. Während Lorin und die Gräfin von Deutschland aus ihre Schritte nach Italien lenken, fügt es der Zufall, daß sie in Rom mit Olga, der wegen eines Brustleidens der Aufenthalt im Süden ärztlich verordnet war, zusammentreffen, sodaß der Liebesroman seinen Fortgang nimmt. Um so mehr, als sich diese Begegnung auch in Bellaggio wiederholt und die Folge hat, daß sich Lorin immer enger an Olga anschließt, während ein Stiefbruder der letztern, der Graf Rakitin, der Gräfin Iskritzky den Hof macht. Ein Duell zwischen Lorin und Rakitin macht beiden Theilen das Unhaltbare ihrer Lage klar, und es gelingt einem Freunde des erstern, die Gräfin dazu zu bestimmen, daß sie Lorin freigibt und plötzlich abreist.

An diesem Wendepunkt in der Geschichte seines Helden hat es der Autor verstanden, eine Vertiefung und Sammlung in der Seele Lorin's dadurch eintreten zu lassen, daß sich die dunkeln Bilder seiner Kindheit plötzlich vor ihm aufhellen und er zugleich den Anschluß an sein heimatliches Leben wiederfindet. Der Besuch in Dubrowino, die Begegnung mit dem Dorfgeistlichen Plato, der seine früheste Jugend behütet hatte, die Erinnerung an die früh verstorbene Mutter, das alles ist trefflich ausgemalt und in hohem Maße charakteristisch für die infolge eines zu reichen Seelenlebens früh ermüdete Natur Lorin's. Wir führen die folgende Stelle an, weil sie ein sprechendes Zeugniß für das Naturgefühl des Autors und sein Talent, ein Stimmungsbild in zarten Farbentönen auszuführen, bildet:

Es war in der ersten Hälfte des August. Heitere und warme Tage hielten schon längere Zeit an, und nur das sich stellenweise gelblich färbende Grün der Bäume und der reichlich fallende Thau erinnerten daran, daß der Herbst sich zu nähern beginnt. Die Sonne stieg über den waldbegrenzten Horizont empor. Anfangs war sie strahlenlos und die zugespitzten Wipfel der Tannen traten in dem rothgoldenen Kreise scharf hervor. Bald aber verschwand dieser röthliche Schein, und helle Lichtwellen ergossen sich über den östlichen Theil des Himmels und die vor demselben sich ausbreitenden Felder. Weiße, dünne Nebelstreifen erhoben sich über diesen Feldern und wurden immer durchsichtiger. Die Schatten der nachbarlichen Hügel traten zurück bis zum Fuß derselben; alle Gegenstände bekamen schärfere Umrisse und neue Farben, auf allen Blättern und Stengeln blitzten Thautropfen, und weiter nach vorn, hinter einem andern Waldstriche erglänzten die goldenen Kuppeln des unweit Dubrowino liegenden Michailowschen Klosters. Alles athmete tiefe Stille. Man hörte nur das gleichförmige Rollen der Räder und den gedämpften Hufschlag der Pferde über dem ebenen, ab und zu mit Gras bewachsenen Boden des Wegs. Zu diesem Geräusch gesellte sich zuweilen der Ruf der Wachtel, der aus der benachbarten sumpfigen Niederung herüberschallte. Hin und wieder flog eine Schar Drosseln erschreckt von den am Wege stehenden Bäumen auf und setzte sich rasch auf einen fernstehenden Baum, in dessen Zweigen sie alsbald verschwand. Auf einer weiten Wiese, rechts vom Wege, weideten einige Pferde mit gekoppelten Füßen; der sie hütende Bauernbursche war, an einem abgehauenen Baumstamm sitzend, eingenickt; sein Kopf, über welchen er seinen grauen Kittel gezogen hatte, lehnte sich an den Stamm; weißschnäbelige Saatkrähen aber, die sich weder durch die Pferde noch durch den Jungen stören ließen, hüpften auf der Wiese umher oder flatterten hart am Boden hin von einer Stelle zur andern. Es gibt Augenblicke, in denen der Mensch besonders eindrucksfähig und geneigt ist, seinen Gefühlen freien Lauf zu lassen. Das Herz scheint sich zu öffnen. Es herrschen weiche, warme und fast immer mit Wehmuth vermischte Gefühle und Erinnerungen vor. Längst verschollene Gestalten tauchen wieder vor uns auf, und in solchen Augenblicken treten die Erinnerungen an die Tage unserer Kindheit deutlicher vor unsere Augen als die spätern Jahre aufbrausender Jugend, oder selbst nur als der gestrige Tag. Wir sind noch von diesem Tage müde, wenden uns gern von gestern und heute ab und wissen überdies, daß das „Heute" schon an sich selbst erinnern wird und das „Gestern" uns Kummer und Sorge brachte, die wir nicht vergessen können. Alles, was uns in andere Regionen versetzt, bringt uns Trost und Erlösung. Alles ringsum erweckt in uns das Längstvergangene und läßt es auferstehen. Das weiße Gewölk am sommerlichen blauen Himmel, ein einsam stehender Baum auf dem Felde, das ferne Geläute von Kirchenglocken, ja selbst das Säuseln der Blätter in den Büschen unter unserm Fenster, alles erinnert uns an andere Zeiten, andere Gegenden, andere Gesichter, Gefühle, Wünsche, Hoffnungen. Eine solche Stimmung ist nicht eine ausschließliche Eigenschaft des spätern Lebensalters; sie ist auch den jungen Jahren eigen; das Vergangene und Zukünftige sind relative Begriffe. Unser ganzes Leben fließt zwischen dem, was war, und dem, was sein wird, hin. Sind wir jung, so ist die Vergangenheit noch weniger voll, dafür liegt sie uns aber auch näher und alle ihre Züge stellen sich unserm Blicke noch deutlicher dar; die Zukunft dagegen ist weiter, aber wie das Meer, die Steppe, die Ebene, von Berggipfeln aus betrachtet, stets von der Dämmerung einer im Nebel verschwindenden Ferne bedeckt. Im spätern Lebensalter liegt vieles hinter uns, in diesem Vielen aber hat so manches seine frühere Gestalt und seine frühern Farben verloren; vor uns bleibt wenig, dafür aber hat die Zukunft fester ausgeprägter Züge, in denen indeß nicht wir allein die wichtigste Stelle einnehmen. ... Alles ringsum war Lorin bekannt. Alles erinnerte ihn an die Zeit seiner sorglosen Kindheit, an seine frohen Jünglingsjahre. Alle Einzelheiten des Lebens in Dubrowino während seiner glücklichen Zeit traten vor seine Seele, und die Gestalt seiner seligen Mutter beleuchtete klar und milde wie ein früher Morgen die ersten Glieder in der

Kette dieser Erinnerungen. Seines Vaters, den er früh verloren hatte, erinnerte er sich weniger; aber die Erinnerung an die zärtliche Sorge seiner Mutter um ihn, die ihm ausschließlich ihre letzten Lebensjahre gewidmet hatte, war unverändert und unauslöschlich in seinem Gedächtniß geblieben; die Züge ihres Antlitzes, der Ton ihrer Stimme, ihr Gang, ihr sinniger Blick, wenn sie mit dem Sohn redete oder ihn schweigend ansah und ihn beobachtete, standen immer vor seinen Augen bei der Erinnerung an Dubrowino, und jetzt, wo er sich demselben näherte, drängten diese Erinnerungen alle andern in den Hintergrund zurück.

Der Aufenthalt beim Gouverneur von Krasnossersk, dem Fürsten Pronsky, bringt Lorin noch einmal von dem Weg, der ihn an das Ziel führen soll, ab, indem er in der Stadt und bei den Nachbarn in ein zerstreutes geselliges Leben ohne tiefern Inhalt hineingeräth. Die Fürstin gibt ihm nicht undeutlich zu verstehen, daß sie ihm eine Herzenssympathie entgegenbringt; aber alle diese Beziehungen bleiben ohne eigentlichen Einfluß auf unsern Helden. Uns will es dünken, als ob hier die Erzählung zu sehr in die Breite gegangen sei, zumal der Schluß des Romans vor der Thür steht und das Resultat, daß Lorin wieder in die Armee tritt und die Hand Olga's erhält, während die Gräfin Iskritzky sich innerlich verzehrt und schließlich stirbt, von dem aufmerksamen Leser nicht schwer zu ahnen war.

Wir haben aus dem Roman dasjenige herausgehoben, was den fortlaufenden Faden der Handlung bildet, ohne daß es uns möglich war, auf die breiten Schilderungen der einzelnen Gruppen näher einzugehen. Es findet sich indessen gerade hier so viel des Anziehenden, daß wir wenigstens mit schnellen Schritten auch an diesen Theilen der Dichtung vorbeigehen müssen. Gegenüber dem schwankenden Wesen Lorin's macht sich die Familie des Kanzleidirectors Ssobolin durch den Zug zum Ernst und zur Pflichttreue bemerkbar; aus der Charaktermischung eines gewissenhaften, etwas pedantischen Vaters und einer weichen, fast allzu empfindlichen Mutter ist Olga als eine überaus poetische und anmuthige Mädchenerscheinung hervorgegangen. Die Art, wie sie an Lorin hängt, ob sie ihn auch von der Gräfin gefesselt sieht, wie sie für ihn betet und ihm in keuscher Naivetät fortwährend ihre Neigung zu verstehen gibt, hat etwas überaus Rührendes und Herzgewinnendes. Im Gegensatz hierzu tritt wieder die Gräfin Iskritzky in die Rechte einer leidenschaftlichen Seele, einer Vollnatur, der es nicht gelingen will, sich sinnlich zu beschränken, und die wie eine üppige Blume, die vom Beete abgerissen worden ist, allmählich zerblättert. Die Mittheilungen aus ihrem Tagebuch rücken uns den Charakter noch näher und stimmen uns zu innigem Mitleiden mit dem feinsinnigen, ewig unbefriedigten Wesen dieser Frau, die ihr Herz nicht strengen Lebenspflichten unterthänig zu machen weiß.

Die ganze Diction des Romans athmet Formgewandtheit und jenen vornehmen ritterlichen Sinn, den die meisten russischen Autoren in ihren Schriften an den Tag legen. Graf Walujew's „Lorin" ist kein Sensationsroman für stoffhungerige Leser, sondern eine Gabe, die ein geistig hochstehender Mann im Anschauen unsers modernen Culturlebens seinem Gemüth und seiner Phantasie für ähnlich denkende Leser abgewonnen hat. Während wir aus den meisten russischen Romanen Aufschlüsse über die socialistischen Bewegungen Rußlands erhalten, lernen wir in diesem die feinsinnige Natur eines Mannes kennen, der die Wirklichkeit vielfach und nicht immer in der erfreulichsten Gestalt kennen gelernt hat, ohne darüber von seiner Idealität etwas einzubüßen.

Eugen Zabel.

Aus dem Mittelalter.

1. Jahrbücher des Deutschen Reichs unter Heinrich III. Von Ernst Steindorff. Zweiter Band. Auf Veranlassung Sr. Majestät des Königs von Baiern herausgegeben durch die Historische Commission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1881. Gr. 8. 12 M.

Nach einer sehr langen Pause ist dem 1874 erschienenen ersten Bande von Steindorff's „Heinrich III." der das Werk fortsetzende und abschließende zweite Band gefolgt, welcher die Zeit von 1047—56 behandelt. Die Ordnung des Stoffs wird bedingt durch die für die „Jahrbücher der deutschen Geschichte" einmal maßgebenden Bestimmung: der Autor muß ihn nach der Reihenfolge der Jahre ordnen und darf nur in einzelnen Fällen im Interesse der bessern sachlichen Gliederung davon abweichen. Ohne Frage hat diese beim Beginn des Unternehmens getroffene Bestimmung insofern ihre Berechtigung, als es sich darum handelte, zwischen Arbeiten, die von verschiedenen Autoren herrühren, eine gewisse Gleichmäßigkeit und Uebereinstimmung herzustellen, wie sie schon im Interesse der Benutzung eines solchen Sammelwerks als geboten erscheinen. Die vielen und gewichtigen Bedenken, die gegen die Jahrbücherform sprechen, wollen wir hier nicht von neuem erörtern: sicher ist, daß sie auch den zu einer künstlerischen Gliederung seines Stoffs befähigten Historiker an der Durchführung derselben hindert und damit nicht selten das geschichtliche Verständniß geradezu erschwert. Auch der Geschichtschreiber Heinrich's III. hat sich dem nicht ganz entziehen können und wird es wol selbst empfunden haben, wie sehr ihn die vorgeschriebene annalistische Ordnung in einer allein durch sachliche Gesichtspunkte bedingten künstlerischen Behandlung seines Stoffs behindert hat. Um so mehr ist er der bei den „Jahrbüchern" im Vordergrunde stehenden gelehrten Forschung gerecht geworden: davon geben schon äußerlich die umfangreichen Excurse mit Specialuntersuchungen Zeugniß, welche den vierten Theil des vorliegenden Bandes füllen.

Mit Heinrich III. hat das mittelalterliche Kaiserthum seinen Höhepunkt erreicht: aber noch unter Heinrich's Regierung beginnt auch schon der Rückgang, und die spätern Jahre derselben tragen einen wesentlich andern Charakter als die ersten. So große Erfolge, auch als Feldherr und Eroberer, Heinrich namentlich zu Beginn seiner Regierung gewonnen, so ging doch sein eigentlicher Ehrgeiz von jeher dahin, ein friedebringender Staatenlenker zu sein; das entsprach seiner geistlichen Erziehung und seiner literarischen Bildung ebenso sehr wie den in seinem Naturell begründeten Sympathien. Mehr als irgendeiner von den Kaisern des Mittelalters ist Heinrich III. nahe daran gewesen, das Ideal einer christlichen Universalmonarchie zu verwirklichen. Aber schon mit den schweren innern und auswärtigen Conflicten des Jahres 1047 beginnt ein verhängnißvoller Umschwung, es erfolgt ein Rückgang der Kaisermacht und der Reichseinheit, der schon an die wirren Zeiten Heinrich's IV. gemahnt und die nahende Katastrophe des deutschen Kaiserthums als unmittelbar bevorstehend erscheinen läßt.

2. Heinrich der Löwe. Sein Leben, seine Thaten und seine Verdienste um Braunschweig. Ein vaterländisches Gedenkbuch. Von O. Hohnstein. Braunschweig, Wreden. 1881. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Eine Gelegenheitsschrift, veranlaßt durch das funfzigjährige Regierungsjubiläum des gegenwärtigen Herzogs von Braunschweig, die auf den mächtigen Welfen, als den Ahnherrn des Gefeierten, und auf seine Verdienste speciell um Braunschweig hinweisen will, ohne einen wissenschaftlichen oder hohen literarischen Werth zu beanspruchen. Im Anschluß an die bekannten neuern Arbeiten über die Geschichte Friedrich's I. und Heinrich's des Löwen wird des letztern Geschichte in ihren Hauptmomenten klar und übersichtlich und in einer ansprechend volksthümlichen Form erzählt. Daß dabei etwas viel in Localpatriotismus gemacht wird und Braunschweig in einem unverhältnißmäßig glänzenden Licht erscheint, wird man in Rücksicht der besondern Veranlassung seiner Arbeit dem Verfasser billig zugute halten.

3. Die römische Frage unter Pippin und Karl dem Großen. Eine geschichtliche Monographie von Wilhelm Martens. Stuttgart, Cotta. 1881. Gr. 8. 6 M.

Der Name des Verfassers dieser historisch-kritischen Studie wurde seinerzeit mehrfach genannt, weil derselbe, obgleich er die Infallibilitätslehre anerkannte, doch der Meinung war, daß die katholische Kirche allen Grund habe, denjenigen von den preußischen Kirchengesetzen nachzukommen, welche die Bildung der künftigen katholischen Geistlichen auf eine höhere Stufe zu heben bestimmt waren, und infolge dessen seine Stellung als Regens des bischöflichen Klerikalseminars zu Culm (in Westpreußen) niederlegte. Dann hat er sich durch eine vortreffliche Schrift über die Beziehungen zwischen Kirche und Staat bekannt gemacht, welche sich durch ihre Vorurtheilslosigkeit und die unbefangene, rein sachliche Prüfung der damals so heiß umstrittenen Frage auszeichnete und zur Klärung der Meinungen und zur Milderung der Gegensätze nicht unwesentlich beigetragen hat. Im Anschluß an einen Abschnitt jener Schrift untersucht er in der vorliegenden die Frage nach der Entstehung des Kirchenstaats, insbesondere die nach den dafür so wichtigen und doch so unerwiesenen Schenkungen Pippin's und Karl's des Großen. Unabhängig von der früher auch in d. Bl. erwähnten Arbeit von Sybel's über denselben Gegenstand kommt er im wesentlichen zu denselben Resultaten, ergänzt dieselben aber nach einer Seite hin. Denn das Hauptergebniß seiner Arbeit ist der Nachweis, daß ein vielfach als Autorität angezogener Abschnitt in der Biographie Papst Hadrian's I. völlig erdichtet und unhistorisch sei: alles Weitere ergibt sich als eine nothwendige Consequenz daraus. Hans Prutz.

Hermann Dunger's Verdeutschungswörterbuch.

Wörterbuch von Verdeutschungen entbehrlicher Fremdwörter mit besonderer Berücksichtigung der von dem Großen Generalstabe, im Postwesen und in der Reichsgesetzgebung angenommenen Verdeutschungen. Mit einer einleitenden Abhandlung über Fremdwörter und Sprachreinigung von Hermann Dunger. Leipzig, Teubner. 1882. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Der Verfasser sagt in seinem Vorwort:

Das Verdeutschungswörterbuch will kein Fremdwörterbuch sein. Schon mit Rücksicht auf die Handlichkeit der Form geht es nicht ein auf Ableitung, Erklärung, Betonung, Aussprache der Fremdwörter; selbst die Geschlechtsbezeichnung ist weggelassen; es ist eben nur bestimmt für solche, die die Fremdwörter bereits kennen, die aber in ihrem eigenen Sprachvorrath nicht sogleich einen entsprechenden heimischen Ausdruck für die fremdländische Bezeichnung zu ihrer Verfügung haben. Es enthält daher auch nur entbehrliche Fremdwörter.

Hieraus wird man zur Genüge den Zweck des Büchleins erkennen, welches nach dem Wunsch des Verfassers da als Helfer und Berather eintreten soll, wo sich dem Schreibenden gegen seinen Willen das ihm näher liegende Fremdwort zuerst in die Feder drängt, ohne daß er dafür sofort den deutschen Ersatz zu finden im Stande ist. In solchem Fall soll das Büchlein zugleich durch Nebeneinanderstellung möglichst vieler sinnverwandten *) Wörter dem Streben nach Abwechselung und Mannichfaltigkeit des Ausdrucks entgegenkommen.

Und gewiß wird in derartigen Fällen das Büchlein für diejenigen, die nicht in der Lage sind, ein genügendes

*) Der Verfasser schreibt minder richtig: „sinnverwandter", wie er sogar S. 18 (Anm.) in dem Titel einer Schrift von K. W. Kolbe: „Beleuchtung einiger öffentlich ausgesprochenen Urtheile über und gegen Sprachreinheit" (1818) die durch Sperrdruck hervorgehobene richtige Form in die minder richtige „ausgesprochener" stillschweigend verschlimmbessern zu müssen glaubt. Vgl. hierüber in meinem „Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache", große Ausgabe, 13. Anflage, S. 96b, 125a, 323.

vollständiges Fremdwörterbuch zu Rathe zu ziehen, oftmals — natürlich nicht überall und immer — eine willkommene Aushülfe gewähren. Besonders willkommen sein wird dabei die Aufnahme der neuen deutschen Postausdrücke aus dem Amtsblatt der deutschen Reichs-Postverwaltung und der in dem Generalstabswerk über den Deutsch-Französischen Krieg enthaltenen Verdeutschungen von Kriegsausdrücken (nach dem „Militär-Wochenblatt"), wie der von Rechtsausdrücken in den Reichsgesetzen und in dem sächsischen bürgerlichen Gesetzbuch. Aber der Kreis guter deutscher Wörter für entbehrliche Fremdwörter läßt sich glücklicherweise noch viel weiter ausdehnen und ausfüllen, und wir wünschen und hoffen, daß in spätern Auflagen dies in weiterm Umfange geschehen möge, als es begreiflich in dieser ersten dem Verfasser möglich gewesen. Wir billigen es vollständig, daß bei dieser Erneuerung und Fortsetzung des Campe'schen „Verdeutschungswörterbuchs" den Fremdwörtern nur die entsprechenden Verdeutschungen beigefügt sind, ohne die langathmigen Begründungen oder Begründungsversuche des Warum in jedem einzelnen Falle. Nur dadurch war eben ein handliches Nachschlagebuch erreichbar; aber für ein solches ist die einleitende Abhandlung (der wir damit ihren Werth an und für sich durchaus nicht absprechen wollen) unverhältnißmäßig umfangreich: sie nimmt mehr als ein Viertel des Büchleins für sich in Anspruch. Wir würden dem Verfasser rathen, sie für eine folgende Auflage aus dem Buche auszuscheiden und den so gewonnenen Raum für die Erweiterung und Ergänzung des eigentlichen Verdeutschungswörterbuchs zu verwerthen. An Stoff hierfür kann es ihm durchaus nicht fehlen, wenn er sich nur der allerdings nicht geringen Mühwaltung unterziehen will, aus guten Schriften einigermaßen vollständig die deutschen Ausdrücke zusammenzutragen, die hier und da mit Glück und Geschick bereits an Stelle entbehrlicher Fremdwörter gebraucht sind und in entsprechenden Fällen nachgebraucht zu werden verdienen.

Einige Beispiele greife ich aus der Fülle des sich mir aufdrängenden Stoffs mehr heraus, als daß ich sie auswähle.

Der Verfasser führt Eclaireurs auf mit der Verdeutschung Vortruppen, Plänkler. Das Zeitwort eclairiren fehlt bei ihm, und doch heißt es z. B. (vgl. mein „Ergänzungswörterbuch", S. 306a) in dem von ihm benutzten Generalstabswerk: „Bis zur Grenze aufzuklären" u. s. w., „die Aufklärung des Terrains" u. s. w., wie auch in der „National-Zeitung": „wie die preußische Armee das Terrain vor sich klärt", vgl. ebendaselbst (s. mein „Ergänzungswörterbuch", S. 148b): Aufklärungsdienst (Gegensatz: Verschleierungsdienst).

Zu Parabel setzt der Verfasser als Verdeutschung: Gleichniß, Gleichnißdichtung, Kegelschnitt. Ich will hier kein Gewicht darauf legen, daß z. B. für die erste Bedeutung noch Gleichnißrede hätte hinzugefügt werden können oder sollen, und daß „Kegelschnitt" eben keine Verdeutschung für Parabel ist — was soll sich der Nachschlagende dabei denken, wenn er unter Ellipse als Verdeutschung „Kegelschnittlinie" und unter Hyperbel „Querkegelschnitt" findet? Da waren Wurf- oder Hufeisenlinie doch jedenfalls als Verdeutschungen empfehlenswerther; aber die Frage können wir nicht unterdrücken: warum ist parabolisch nur verdeutscht durch gleichnißweise, vergleichungsweise (das dahinterstehende „gleichmäßig" ist, wenn nicht geradezu falsch, doch jedenfalls irreleitend und vielleicht nur ein Druckfehler für „gleichnißmäßig"), und warum fehlt ein Ausdruck für die zweite Bedeutung „wurflinigt", vgl.: „Hufeisenförmig ist das gut deutsche Wort für parabolisch." (M. Jähn's „Das Roß", 1, 24.)

Vgl. ferner z. B.: Eine Buncombe-Rede halten, und: Seine Reden sind fast immer zum Fenster hinaus gehalten, für die katholischen Wähler da draußen („Unsere Zeit", Neue Folge, 11, 1, 442); Eklektiker ... ein solcher Blumenlesler (Lindau's „Gegenwart", 2, 72a); Epitheton ornans, vgl. der Haß jedes Schmuckworts (ebendaselbst, S. 204a); Lock-out, vgl. einen partiellen Streik mit einer allgemeinen Arbeitssperre erwidern („Volks-Zeitung", 21, 138).

Diese wenigen aufs Gerathewohl herausgegriffenen Beispiele werden wol genügen, zu zeigen, welche Wünsche ich in Betreff der Erweiterung und Vervollständigung des Buchs hege, das schon in seiner jetzigen Gestalt nützlich wirken kann und wird, aber doch erst durch eine Vervollkommnung in der angedeuteten Weise ganz seinen Zweck erfüllen würde.

Daniel Sanders.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber „Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen" von W. Buchner sagt die „Saturday Review": „Wenn diese Biographie für viel zu lang erklärt werden muß, so geschieht es nicht, weil das Leben ihres Helden etwa uninteressant gewesen wäre oder er nicht einen bedeutenden Platz in der Geschichte der neuern deutschen Dichtung einnähme. Freiligrath war ein ausgezeichneter Dichter, der es verstand, eine Sphäre für sich zu finden und zu behaupten, in welcher er nicht viele nennenswerthe Mitbewerber haben dürfte. Er ist vorzugsweise der Dichter der Reise, des wilden Ereignisses und der ausländischen Scenerie; ebenso vertraut mit Jägern, Prairies, Typhoons und wilden Thieren, wie Wordsworth es mit Cumberlandbettlern und Hochlandsmädchen war. Die Diction und Form seiner Gedichte dieser Gattung passen vollkommen zum Inhalt, indem jene wohltönend und glänzend malerisch, diese hinreißend und üppig ist. Eine andere Gattung seiner Dichtungen — die wenigen, aber schönen Gedichte, die er den häuslichen Zuneigungen gewidmet hat — zeichnet sich durch Aufrichtigkeit und Pathos aus, und seine politischen Verse gehören zu den wirksamsten ihrer Zeit. Als Uebersetzer, besonders aus dem Englischen, ist er unübertroffen, selbst in Deutschland. Ein solcher Mann hat wol eine Biographie verdient, und sein Leben war auch nicht ereignißleer,

da nahezu ein Drittel desselben in der Verbannung hingebracht worden, die er sich durch den freien Ausdruck seiner politischen Gesinnungen zugezogen. Buchner's Biographie ist nichtsdestoweniger kein hochinteressantes Buch. Sie stützt sich hauptsächlich auf Freiligrath's Briefe, die größtentheils weder an und für sich noch wegen der Personen, an die sie gerichtet, bemerkenswerth sind. Einige Ausnahmen wird man finden: Briefe an Immermann, an Auerbach über seine spätern Romane, an Geibel, die sehr angenehm sind wegen ihrer ungeheuchelten Herzlichkeit. . . . Im ganzen jedoch würde seinem Gedächtniß ein besserer Dienst geleistet worden sein und der Leser mehr Befriedigung erlangt haben, hätte der Verfasser seine Biographie weit mehr gekürzt und drei Viertel des Briefwechsels weggelassen."

Das „Athenaeum" dagegen schließt eine längere Recension desselben Werks mit folgenden Worten: „Wer mit diesem freundlichen Geiste nähere Bekanntschaft zu machen wünscht, der sollte diese Briefe lesen, die seinen Charakter offenbaren."

— „«Troubadour-Novellen» von Paul Heyse", sagt die „Saturday Review", „zeichnen sich durch alle Eigenschaften des Talents ihres Verfassers aus, besonders durch den Schliff des Stils und die Vollkommenheit der Form, welche lange Pflege so vollendet hat, daß sie fast mechanisch erscheint. Dieser künstliche Anstrich ist die einzige Schattenseite der Novellen, die ebenso bewundernswerth wegen der Erfindung als wegen des Vortrags sind: ob tragisch oder angenehm scherzhaft und zart humoristisch, in allen wird den Anforderungen der Kunst genügt."

Nr. 1381 derselben Wochenschrift bespricht „Russische Wandlungen. Neue Beiträge zur russischen Geschichte von Nikolaus I. zu Alexander III." und hält dafür, daß sie von derselben Feder ausgehen wie die berühmten Skizzen „Aus der Petersburger Gesellschaft", und daß sie großes Aufsehen erregen werden, wenngleich nicht in dem Grade wie die letztern. Sie seien blos deshalb von geringerer Bedeutung, weil sie mehr historisch sind und weniger Bezug auf den gegenwärtigen Stand der Politik haben. Sie vertreten so ziemlich die Ansichten derjenigen deutschen Unterthanen des Zaren, die wesentlich Deutsche bleiben wollen, die den Interessen des Reichs durchaus nicht feindselig gesinnt oder gleichgültig gegen dieselben, doch immerhin wesentlich deutsch in ihrem Nationalgefühl sind.

Theodor Fontane's „Ellernklipp" wird als „einfach, hübsch und rührend" bezeichnet.

— Die „Rivista Europea" vom 16. Februar d. J. bespricht: „Deutsche Lyrik der Gegenwart seit 1850" von Ferdinand Avenarius, die „Deutsche Hand- und Hausbibliothek", und Brockhaus' „Conversations-Lexikon", 13. Auflage, in sehr anerkennender Weise.

Das Heft derselben Zeitschrift vom 1. März sagt in der Besprechung von „Zeitgenossen und Zeitgenössisches" von Karl Hillebrand unter anderm: Was den Verfasser auszeichne, sei eine umfassende literarische, historische und philosophische Bildung; dann feste Ueberzeugungen, fern jedoch von jeder Clique in der Literatur und vom Chauvinismus in der Politik; endlich jene reife Erwägung sowol der Ideen wie des Stoffs, auf welche sie sich beziehen. „Kurz, er weiß, was er will, und versteht es zu sagen, sei es mittels einer klaren Auffassung der Kunst und der Entwickelung des Lebens, sei es mittels einer allgemeinen und besondern Kenntniß des Gegenstandes, den er behandelt; dann wagt er zu sagen, was er will, weil die Wahrheit wol übel aufgenommen werden kann, nichtsdestoweniger aber der edeln und starken Seele, die sie ausspricht, theuer ist. . . . Man kann anderer Meinung sein als er, und wir sind es auch oft; dennoch hören wir ihm gern zu, weil seine klare Darstellung uns die Ideen der Gegner besser verstehen läßt und uns ihre relative Billigkeit zeigt."

Viel Rühmliches folgt dann über „Neue Judengeschichten" von Sacher-Masoch und nicht minder über „Damen im Pelz" von Wanda von Dunajew (seiner Gattin), wenn auch freilich in letzterm Falle mit manchen leisen Modificationen.

Auch das Heft derselben „Rivista" vom 16. März beschäftigt sich mit L. von Sacher-Masoch und zwar mit dessen zuerst in „Auf der Höhe" veröffentlichten Novellen „Der Juden-Rafael" und „Das Volksgericht". Es heißt in der Besprechung: „Er erfaßt das Leben so wie es ist in seinem mannichfaltigen Ausdruck; die andern sehen nur einen vorwiegenden Instinct, den sie noch übertreiben, oder sie wählen irgendein zufälliges Gemälde, welches gut oder schlecht, breit oder eng sein mag — immer aber blos eine Episode, nicht das Leben; es betrifft die Einzelnen oder einen Theil der Gesellschaft, nicht aber die Gattung, nicht die Menschheit mit ihrer unmenschlichen Arbeit." Es wird dann kurz nachzuweisen versucht, wie das Gegentheil in den beiden genannten Gemälden der Fall sei.

Bibliographie.

Avé-Lallemaut, R. C. B., Yn Gudes Nameu. Das Lebeu des Dr. med. Joachim Jungius aus Lübeck (1587—1657). Breslau, F. Hirt. Gr. 8. 4 M.

Barach, Rosa, Gefesselt. Gedichte. Wien, Leutgeb. 8. 1 M.

Bock, J. C., Hauno, Fürst in Norden. Ein Schauspiel in drey Aufzügen. Mit einer Einleitung von E. Mentzel. Festgabe zur Saecularfeier des Frankfurter Schauspielhauses, gedruckt nach einer Ausgabe von 1781. Leipzig, bey Christian Gottlob Hilscher. Frankfurt a. M., Koenitzer. 8. 1 M.

Bölte, Amely, Die Gefalleue. Eine Geschichte. Leipzig, Bergmann. 8. 1 M. 25 Pf.

Bonnet, J., Erzählungen aus alten deutschen Städten. 1ster Bd.: Der Geisterbanner von Rothenburg ob der Tauber. Eine Erzählung aus den Jahren 1407 und 1408. Wiesbaden, Niedner. 1883. 8. 2 M.

Brill, F. F. L., Der Singschwan. Lyrisch-epische Dichtung. Münster, Nasse. 16. 2 M. 60 Pf.

Dombrowski, J., Ivo, Bischof von Chartres. Sein Leben uud Wirken. (1ster Thl.) Breslau, Köhler. 1881. Gr. 8. 1 M.

Dressler, G., Friedrich II. und Hertzberg in ihrer Stellung zu den holländischen Wirren in den Jahreu 1783—1786. Breslau, Köhler. Gr. 8. 1 M.

Friedmann, A., Eine medicäische Hochzeitsnacht. Trauerspiel. Leipzig, Friedrich. 8. 2 M.

Friedrich, F., Die Schloßfrau. Roman. 3 Bde. Leipzig, Friedrich. 1883. 8. 12 M.

Glaß, L., „O lieb, so lang du lieben kannst". Zwei Erzählungen. Leipzig, Abel. 8. 3 M.

Goldschmidt, W., Russische Märchen. Leipzig, Friedrich. 1883. 8. 3 M.

Goldstein, M., Richard Wagner's Parsifal. Briefe aus Bayreuth. Berlin, Freund u. Jeckel. Gr. 8. 1 M.

Hoffmeister, H., Der Glaube unserer Väter als der Germaneu ureigenes altes Testament und Grundlage einer kräftigeren nationalen Volkserziehung allen Vaterlands-Freunden „so weit die deutsche Zunge klingt". 1ste Lfg. Berlin, Kogge u. Fritze. Gr. 8. 50 Pf.

Hohenbühel, L. Freih. v., gen. Heufler zu Rasen, Die Flüsse Tirols. Sinngedichte. Innsbruck, Wagner. 16. 40 Pf.

— — Hall am Inn. Epigramme. Innsbruck, Wagner. 16. 20 Pf.

Jensen, W., Ueber die Wolken. Roman. Leipzig, Bergmann. 8. 6 M.

Köhler, G., Die Kinder des Hauses. Ein Trauerspiel. Straßburg, Astmann. Gr. 8. 2 M.

Lindau, P., Toggenburg und andere Geschichten. Breslau, Schottländer. 1883. 8. 3 M.

Die Zweite Deutsche Nordpolarfahrt in den Jahren 1869 und 1870 unter Führung des Kapitän Karl Koldewey. Volksausgabe. Im Auftrage des Vereins für die Deutsche Nordpolarfahrt in Bremen bearbeitet von M. Lindeman und O. Finsch. Neue Ausgabe. Mit 54 Illustrationen in Holzschnitt und 4 lithographirten Karten. Leipzig, Brockhaus. 1883. 8. 5 M.

Maurer, C. F., Entscheidungsschlachten der Weltgeschichte. Leipzig, Weber. Gr. 8. 7 M.

Polko, Elise, Getreunt. Roman. 2 Thle. in 1 Bde. Breslau, Schottländer. 8. 3 M.

— — Unsere Mama. Novelle. Leipzig, Schulze u. Comp. 16. 2 M.

Reißmann, A., Christoph Willibald von Gluck. Sein Leben und seine Werke, dargestellt. Mit Porträt in Stahlstich und Notenbeilagen. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Roeder, E., Junges Leben. Gedichte. St. Johann-Saarbrücken, Bock u. Seip. 16. 1 M. 60 Pf.

Schreckenberger, W., Denkschrift über die Stellung der deutschen Militär-Kapellmeister. München. Gr. 4. 1 M.

Tischner, A., Größe, Entfernung und Masse der Sonne. Leipzig, Fock. Gr. 8. 1 M.

Voigt, G., Die Briefsammlungen Petrarca's und der venetianische Staatskauzler Beniutendi. Müucheu, Franz. Gr. 4. 3 M.

Anzeigen.

Soeben erschienen:

Aperçus sur la Littérature Française du XIXe siècle

depuis le premier empire jusqu'à nos jours

par

Paul Antoine

Licencié ès-lettres.

19½ Bogen. In 8. Brosch. 2 M. 40 Pf.

Das Werk kann als Ergänzung zu allen französischen Literaturgeschichten dienen. In eindringenden geistvollen Urtheilen werden die hervorragenden französischen Schriftsteller der neuesten Zeit charakterisirt. Knappe präcise Form, übersichtliche Darstellung und guter Stil sind Hauptvorzüge des Buchs. Ein poetischer Anhang enthält in geschmackvoller Auswahl eine Anzahl der besten Gedichte der neuern französischen Lyrik.

Verlag von Ls. Ehlermann in Dresden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lorin.

Roman in drei Theilen

von

Graf P. A. Walujew.

Drei Theile. 8. Geh. 18 M. Geb. 21 M.

Dieser von dem bekannten russischen Staatsmann Graf Walujew verfaßte Roman hat in der petersburger Gesellschaft enthusiastische Aufnahme gefunden und wird durch vorliegende vom Verfasser autorisirte Ausgabe der deutschen Lesewelt zugeführt. Als ein frappantes Lebens- und Sittenbild aus der Hauptstadt des russischen Reichs darf er auch in Deutschland das lebhafteste Interesse in Anspruch nehmen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben wurde vollständig:

Heinsius' Allgemeines Bücher-Lexikon.

Sechzehnter Band,

die von 1875 bis Ende 1879 erschienenen Bücher enthaltend.

Herausgegeben von **Otto Kistner.**

4. Geh. 63 M. 60 Pf., auf Schreibpapier 84 M. 80 Pf.

Dieses im Jahre 1793 von Wilhelm Heinsius begründete, für Bibliotheken, Buchhändler und Bücherfreunde unentbehrliche Katalogwerk bietet ein vollständiges alphabetisches Verzeichniß aller seit 1700 in Deutschland und in den sprachlich damit verwandten Ländern erschienenen Bücher, nebst Angabe der Druckorte, der Verleger, des Erscheinungsjahres, der Seitenzahl, des Formats, des Preises, und andern bibliographischen Nachweisen. Mit dem soeben vollendeten 16. Bande ist die Bibliographie der deutschen Literatur bis Ende des Jahres 1879 fortgeführt.

Bei Abnahme eines vollständigen Exemplars oder einzelner älterer Bände des Werks werden wesentlich ermäßigte Preise gestellt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kufra.

Reise von Tripolis nach der Oase Kufra.

Ausgeführt im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland

von

Gerhard Rohlfs.

Nebst Beiträgen von

P. Ascherson, J. Hann, F. Karsch, W. Peters, A. Stecker.

Mit 11 Abbildungen und 3 Karten.

8. Geh. 16 M. Geb. 18 M.

Die von Rohlfs 1878—79 unternommene Expedition ins Innere Afrikas war reich an merkwürdigen Reisebegegnissen wie an wissenschaftlicher Ausbeute. Im vorliegenden Werke ist der Verlauf der Expedition von dem Reisenden selbst mit frischen Farben geschildert, während die wissenschaftlichen Resultate in systematischer Bearbeitung durch Gelehrte der verschiedenen Fächer vorgeführt werden. Dasselbe bietet demnach vielseitige, höchst werthvolle Beiträge zur Kenntniss des afrikanischen Continents und reiht sich den frühern Reisewerken des Verfassers wie denen von Livingstone, Barth, Schweinfurth, Stanley, Cameron, Soyaux, Nachtigal u. s. w. ergänzend an.

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

*Der **2. Band** der neuen (13.) illustrirten Auflage,*

60 Bogen Text mit vielen eingedruckten Holzschnitten, 27 Tafeln Abbildungen und 11 Karten enthaltend,

ist soeben erschienen und geheftet (7 M. 50 Pf.) wie gebunden (in Leinwand 9 M., in Halbfranz 9 M. 50 Pf.) in allen Buchhandlungen zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vollständiges Wörterbuch der italienischen und deutschen Sprache

von

H. Michaelis.

Zweite Auflage.

Erster Theil: Italienisch-Deutsch. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.
Zweiter Theil: Deutsch-Italienisch. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.
Complet in Einen Band gebunden 14 M.

Michaelis' neues Italienisch-Deutsches und Deutsch-Italienisches Wörterbuch kommt einem lebhaft empfundenen Bedürfniß der beiden Nationen entgegen, indem es auch die Sprache des modernen Lebens in bisher nicht vorhandener Vollständigkeit und zwar sowol die Phrasen des höhern literarischen Stils wie die Ausdrücke der gewöhnlichen Umgangssprache enthält. Dasselbe hat sich binnen kurzer Zeit eingebürgert und liegt bereits in zweiter Auflage vor.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAUFMÄNNISCHE RESSOURCE Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 41. — 12. October 1882.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Dichter und Componist. Von Reinhard Mosen. — Paul Heyse's neue Novellen. Von Otto Sieroka. — Zur Physiologie der Polizei. Von Eduard Reich. — Eine italienische Dichterin. Von Otto Speyer. — Feuilleton. (Theater und Musik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Dichter und Componist.

Ein schönes Gedicht in meisterlicher Composition gut vorgetragen gewährt ohne Zweifel einen der reinsten und vollkommensten Kunstgenüsse, und es wird wol keinen Dichter geben, der nicht mit freudigem Stolze seine Lieder von einem Meister der Tonkunst in Musik gesetzt und so erst recht der viva vox anheimgegeben sähe. Je mehr aber die Composition zur Verbreitung des Gedichts und somit zum Ruhme des Dichters beiträgt, desto mehr muß diesem selbst und allen wahren Freunden der Poesie daran liegen, daß der Text des Liedes unentstellt und unverändert so, wie ihn der Dichter gefaßt hat, im Publikum verbreitet werde und nicht unter Aenderungen, die aus Willkür oder Flüchtigkeit des Componisten entstanden sind, zu leiden habe. Denn ist einmal ein Lied durch die Composition populär geworden, so schützen nicht hundert Auflagen der Gedichte mit reinem Text davor, daß nicht die Entstellungen und Aenderungen des Componisten beim Publikum sich als der Originaltext verbreiten und festsetzen. Und hier sieht es oft böse aus! Wie ist z. B. selbst der größten einer, Mendelssohn, manchmal mit Heine's und Eichendorff's herrlichsten Liedern umgesprungen! Wenn Heine singt:

Ich wollt', meine Schmerzen ergössen
Sich in einzig Wort —

so macht Mendelssohn aus den „Schmerzen" die „Lieb'", und wenn Eichendorff in seinem waldfrischen Liede „Des Jägers Abschied" das kühne, aber imposante Bild gebraucht: „Deutsch Panier, das rauschend wallt", so verdünnt das der Componist in: „bis das letzte Lied verhallt" und streicht die dritte Strophe ganz. Es wäre wol wünschenswerth, daß in den neuern Ausgaben der Compositionen dieses Meisters auf eine Wiederherstellung der richtigen Texte gesehen würde, soweit diese möglich ist, ohne der Composition Eintrag zu thun. Wo letzteres nicht geschehen kann, wird sich der Genius Heine's und Eichendorff's weiter in Geduld fügen müssen; uns kommt es hier namentlich darauf an, den lebenden Componisten in freundliche Erinnerung zu bringen, daß sie den Intentionen des Dichters, wie er sie im eigentlichen Wortlaut seiner Gedichte ausspricht, gerecht zu werden sich befleißigen mögen, und sonst vielleicht noch einen und den andern beherzigenswerthen Wink zu geben.

Es ist da nämlich vor allem auf die Frage Gewicht zu legen: ist der Componist berechtigt, ohne Vorwissen des Dichters an dessen Texte Aenderungen vorzunehmen und dann diesen umgestalteten Text unter dem Namen des Dichters ohne weiteres seiner Composition im Druck beizufügen? Wird da nicht oft dem Dichter etwas Schiefes und Queres in die Schuhe geschoben werden, was zu schreiben ihm gar nicht beigekommen ist? Ich glaube nicht, daß der „Andreas Hofer" von Julius Mosen durch die Aenderungen Richard Genée's an poetischer Schönheit gewonnen hat:

Der Tod, den er so manches mal
Vom Iselberg geschickt ins Thal
Im heil'gen Land Tirol —

heißt es im Original. Wenn nun Genée's „Bearbeitung" daraus den Il-se-berg macht, so wollen wir diese Ungeheuerlichkeit dem Druckfehlerteufel zuschreiben, müssen aber die folgende Aenderung: „ins Thal: ins heil'ge Land Tirol", doch wol Herrn Genée auf Rechnung setzen wie auch die folgende sinnentstellende Variante:

Andreas noch in Banden frei,
So stand er einst auf der Bastei —

statt der Fassung des Originals: „dort stand er fest...". Außerdem sind noch einige kleine Aenderungen erfolgt, von denen für einen Musiker wol die merkwürdigste ist:

„Leb' wohl" statt „Ade, mein Land Tirol!" Fast noch Schlimmeres hat sich Franz Abt mit dem innigen Abschiedsliede Jung Werner's erlaubt, in welchem uns Meister Scheffel eine der lieblichsten Blüten nicht nur seiner Dichtung, sondern der deutschen Lyrik überhaupt geschenkt hat. Gleich der Anfang ist grund- und sinnlos geändert in: „Das ist ein (statt im) Leben häßlich eingerichtet"; in der zweiten Strophe ist gleichfalls ohne allen ersichtlichen Grund gesetzt: Leid, Neid und Haß „auch habe ich gefunden", statt „auch ich hab' sie empfunden". Und so finden sich noch eine Reihe Umstellungen in diesem beliebten Salonstück, deren tollste und pietätsloseste die ist, den berühmten Refrain „Behüt' dich Gott! es wär' zu schön gewesen" in — „es wär' so schön gewesen" zu ändern. Unmöglich kann der Dichter zu dieser Verwässerung seines Gedichts zugestimmt haben, und doch steht sein Name auf Franz Abt's Op. 213, Nr. 2.

Diese beiden Beispiele neuern Datums mögen genügen, um zu zeigen, wie auch noch heute manche Componisten mit den Liedern deutscher Dichter umgehen, und die oben aufgeworfene Frage nach der Berechtigung der Tondichter zu solchem Verfahren des Weitern anzuregen. Man muß annehmen, daß diese Frage seitens der Componisten bisjetzt noch nicht in ernsthafte Erwägung gezogen ist; vielmehr haben sie meines Erachtens eine alte, wenn auch wenig zu lobende Licenz sich ruhig weiter zu Nutze gemacht und in der Minderschätzung, mit welcher die auf so hohen Gipfel emporgehobene Tonkunst heutzutage auf die Schwesterkünste herabblicken zu dürfen glaubt, gar nicht einmal daran gedacht, daß sie sich unrechtmäßige Eingriffe auf fremdem Gebiet erlaubt haben. Nun kann es ja, wie schon oben angedeutet, wol vorkommen, daß dem Componisten um seiner Auffassung und Behandlung des in einem Gedicht ausgesprochenen und erweckten Gefühls willen eine leichte Aenderung des Wortlauts, etwa eine Synkope oder Apokope, durchaus nothwendig erscheint, und gewiß wird man ihm, wenn er sonst ein tüchtiger Meister in seiner Kunst ist, hier ein Recht der Aenderung zugestehen müssen; doch sollte er auch eine solche im Grunde nicht vornehmen, ohne sich die Einwilligung des Mannes zu sichern, dessen guten Dichternamen er nachher doch mit auf seine Composition setzen muß. Ueberhaupt sollte es stillschweigende Vereinbarung und ein Zeichen schwesterlicher Achtung der hier in Rede kommenden beiden Künste sein, daß einerseits der Componist keinerlei Aenderung am vorliegenden Texte ohne ausdrückliche Genehmigung des Dichters vornehmen dürfe, und andererseits der Dichter auch nicht eigensinnig vielleicht an etwas Unwesentlichem festhalte, was dem Componisten als unüberwindlich-unbequem erscheint. Vor allem aber hüte sich der Componist vor solchen nutz- und grundlosen Aenderungen, wie sie die obenangeführten Stellen enthalten; lieber setze er das Vertrauen in den Dichter, daß dieser keine Silbe ohne bestimmten Grund an ihre Stelle gesetzt habe, und meint er, ein Gedicht so durchaus „nicht brauchen" zu können, so lasse er es entweder liegen oder verständige sich über die Aenderung mit dem Dichter, die dieser immer besser selbst machen wird, als der Componist es vermöchte. Das erst gibt das richtige, ehrliche Verhältniß, wie es sein soll und muß zwischen deutschen Männern und Künstlern. Und um schließlich auch das noch zu betonen: sollte es nicht eigentlich Pflicht des Componisten, resp. des Verlegers sein, dem Dichter ein Exemplar der Composition, mag der Text nun Aenderungen erfahren haben oder nicht, zu übersenden?! Hand auf's Herz! Ich glaube, dies ist eigentlich so selbstverständlich, daß, wo es bisher nicht geschehen ist, es eben auch nur — vergessen worden sein kann.

Reinhard Mosen.

Paul Heyse's neue Novellen.

Troubadour-Novellen von Paul Heyse. Vierzehnte Sammlung der Novellen. Berlin, Hertz. 1882. 8. 6 M.

Die sechs Novellen, welche Paul Heyse in der vierzehnten Sammlung seiner Novellen vereint hat: „Der lahme Engel", „Die Rache der Vizgräfin", „Die Dichterin von Carcassonne", „Der Mönch von Montaudon", „Ehre über alles", „Der verkaufte Gesang", sind Liebesgeschichten aus dem Leben der Troubadours. Sie spielen um das Ende des 12. und den Anfang des 13. Jahrhunderts. In eben jene Zeit und auf denselben landschaftlichen Boden versetzte Heyse uns schon früher einmal mit der 1871 gedichteten Novelle „Geoffroy und Garcinde". Während diese aber frei erfunden war, behandeln die Troubadour-Novellen in ausgedehnterm Maße als irgendeine frühere Novellensammlung des Dichters historisch überlieferte Stoffe. Quellen sind die alten provenzalischen Lebensnachrichten über die Troubadours, aus welchen schon Uhland den Stoff zu seinen Romanzen „Rudello" und „Bertran de Born" schöpfte. Man findet jene Nachrichten gesammelt in dem fünften Bande von Raynouard's „Choix des poésies originales des troubadours". Dort liegt noch ein wahrer Schatz von poetischen Stoffen; ihn zu heben, dazu gehört nur — ein Dichter.

Sehr merkwürdig ist unter anderm die Liebesgeschichte Guillem's von Saint-Didier und der Gemahlin des Vizgrafen Heraclius von Polignac. Die Vizgräfin widerstand lange den leidenschaftlichen Liebeswerbungen Guillem's. „Wenn der Vizgraf, mein Gemahl", sagte sie, „mir's nicht selbst befiehlt und mich nicht selbst darum bittet, werde ich Euch niemals annehmen per cavalier e per servidor." Guillem dichtete nun das Lied („Parnasse occitanien", 283):

Dona, ieu vos soi messatgiers
Del vers, et entendres de cui.
Als Bote, Frau, bin ich gesandt;
Von wem, verräth Euch wohl mein Lied. (Heyse.)

Dann erzählte er dem Vizgrafen, daß er es gedichtet, weil eine Dame sich verschworen habe, ihm nicht eher ihre Liebe zu schenken, als bis er ihren Ehemann selbst zum Fürbitter gewänne. Der Vizgraf fand das sehr spaßig und sang seiner Gemahlin das Lied vor. Nun nahm die Gräfin Guillem als ihren Liebhaber an. Als sie aber später Verdacht schöpfte, er sei um der Gräfin von Roussillon willen ihr untreu geworden, rächte sie sich an ihm dadurch, daß sie auf Guillem's eigenem Schloß, wo sie unter dem Vorwande einer Wallfahrt eingekehrt war, sich dem Zwischenträger ihrer Liebe Uc Mareſcalc preisgab. Nach dieser Ueberlieferung erzählte Heyse „Die Rache der Vizgräfin".

Der Troubadour Raimon von Miraval, berichtet die Chronik, wurde von mancher Dame betrogen, am schändlichſten von Esmengarda de Castras. Als er sie in vielen Liedern gefeiert hatte und um ihre Liebesgunst warb, sagte sie, sie wolle sich ihm in unlöslicher Liebe verbinden und ihn zum Ehegemahl nehmen; aber er solle seiner Frau den Abschied geben. Sie hieß Gaudairenca und verstand auch zu dichten (trobar); sie ist Heyse's „Dichterin von Carcassonne". Raimon eilte nach seinem Schloß und sagte zu Gaudairenca, daß er nicht eine Frau wolle, die zu dichten verstände und daß in einem Hause genug an einem Troubadour sei. Sie solle zu ihrem Vater zurückkehren; er werde sie nicht mehr als sein Weib betrachten. Gaudairenca aber, so berichtet die Chronik weiter, liebte einen Ritter Guillem Bremon, an den sie auch ihre Tanzlieder (dansas) richtete. Diesen forderte sie nun auf, er solle kommen und sie zum Weibe nehmen. Raimon war froh und sie noch mehr. Er gab sie jenem zum Weibe. Esmengarda nahm aber hinterher einen andern, den Baron Olivier von Saissac, zum Gemahl. Darüber verlor Raimon alle Freude und Munterkeit, sodaß er aufhörte zu singen und zu dichten.

Der Novelle „Ehre über alles" liegt die Geschichte des Aubert von Puicibot zu Grunde. Während er als fahrender Sänger in Spanien herumzog, gewann ein Cavalier die Liebe seines Weibes, das er daheim in der Auvergne gelassen hatte, hielt sie eine Zeit lang als seine Geliebte und ließ sie dann gehen. Als Aubert aus Spanien zurückkehrte, rastete er in einem Städtchen, wo sie jetzt lebte. Abends auf Abenteuer ausgehend, findet er in der ärmlichen Hütte einer Kupplerin sein Weib wieder. Andern Tags führt er sie in ein Kloster. Aus Betrübniß ließ er von da ab das Singen und Dichten.

Eine sehr kurze aber sonderbare Notiz gab die Idee zu dem Geschichtchen vom „Verkauften Gesang". Austorc und Peire de Maensac, beide Troubadours von ritterlicher Herkunft, aber wenig begütert, wurden einig, daß der eine von ihnen, Austorc, das väterliche Schloß, der andere, Peire, den Gesang allein für sich haben sollte.

Eine historische Persönlichkeit ist auch der Troubadour in der Mönchskutte, der Prior von Montaudon, der mit Erlaubniß seines Abts zeitweise das Gewerbe eines fahrenden Sängers übte, um dann immer wieder mit den reichen Geschenken seiner fürstlichen Gönner in sein Kloster zurückzukehren. Historisch ist ferner wenigstens der Name des Troubadours Uc Brunet, der in der Novelle „Der lahme Engel" eine sehr wichtige Rolle spielt.

Den Stoff zu seinen Troubadour-Novellen verdankt Heyse also mehr oder minder ausführlichen Ueberlieferungen. Aber von diesen gilt ziemlich dasselbe, was er seiner Zeit in der „Stickerin von Treviso" den fingirten Erzähler von den italienischen Chroniken sagen läßt: „Dort ist alles noch Rohstoff, selten die Blöcke nothdürftig behauen, die Fugen klaffend, das Material bunt übereinandergeschichtet, daß nur der Kenner oder Liebhaber sich das Seinige daraus zusammensuchen mag." Daß aus den Chroniknotizen Novellen wurden, das verdanken wir eben der Phantasie des Dichters. Sie gestaltete und gruppirte das Ueberlieferte, stieß Untaugliches und Störendes aus, that aus ihrem reichen Schatze ergänzend und schmückend hinzu und gab den Thatsachen und Namen Leben und Charakter.

Die ganze Jugendgeschichte Uc Brunet's, die Liebe zu seiner hohen Herrin und damit zugleich das Erwachen seines dichterischen Geistes, die Herzensgeschichte jener hohen Herrin, der ebenso weisen als schönen, aber lahmen Gräfin Beatrix von Beziers: alles das ist des Dichters eigene, von der überlieferten Lebensgeschichte und dem Inhalt der sieben erhaltenen Gedichte Uc Brunet's unabhängige Erfindung für die Novelle „Der lahme Engel". Heyse's eigene Idee ist es, den Mönch von Montaudon, den Dichter boshafter Tenzonen gegen das Schminken, in eine schöne und listige Dame so verliebt zu machen, daß auch er ein sein Gesicht entstellendes Mal mit Schminke verdeckt.

Für die Geschichte vom „Verkauften Gesang" konnte der Dichter die Ueberlieferung von der Liebe Peire's zu einer hohen Dame und von ihrer Entführung nicht brauchen; er erfand dafür die Liebe zu einer Schäferin mit leiser Anlehnung an die Pastorellen Guiraut Riquier's. Die Idee von dem verkauften Gesang wurde dadurch erst recht fruchtbar gemacht, daß durch das Los Schloß und Gesang anfänglich in verkehrter Weise vertheilt werden, dann später durch die Liebe diese Güter und auch die beiden Bräute jedes an den Rechten gelangen. Für „Die Dichterin von Carcassonne" waren die der Trennung von ihrem Manne voraufgehenden Zeiten der Liebe und des Glücks und später alles, was nach der Verstoßung Gaudairenca's und der bittern Enttäuschung Raimon's folgte: die schwere und ernste Sühne des Frevels, die unverdiente Rettung Raimon's durch sein früheres Weib und die endliche Wiedervereinigung der beiden Gatten, durch Heyse's dichterische Phantasie zum Theil in entschiedenem Gegensatz zur Ueberlieferung zu ergänzen.

In viel höherm Maße noch als das Stoffliche sind die Charaktere in den „Troubadour-Novellen" erst das Werk dichterischer Gestaltung.

Der historische Charakter Gaudairenca's, die, als ihr Gatte sie verstieß, sich gleich ihren Liebhaber kommen ließ, war völlig unbrauchbar. Es mochte wohl dem Chronisten ganz in der Ordnung vorgekommen sein, daß Gaudairenca sich nichts aus dem untreuen Gatten machte und ihn über einer neuen Liebe vergaß, während Raimon des gehofften Lohnes für seine Untreue verlustig ging; nicht so uns. Wir verlangen, was uns eben der Dichter bietet, daß dies Weib an dem sie vernachlässigenden Gatten innig und treu hängt, daß, nachdem sie unschuldig verstoßen ist, sie sich zwar streng gegen die Annäherungsversuche des Reuigen verschließt, daß sie dennoch aber, als er nach todverachtendem Kampfe in Gefangenschaft und Todesnoth geräth, ihn rettet, ohne seinen Dank zu begehren, daß sie endlich nach seiner ernsten Sühne und gänzlichen Sinnesänderung mit ihm sich wieder vereinigt. Wir verlangen, daß die Dichterin in ihr bedeutsam zur Geltung komme, daß aus den Liedern der Jungfrau ein liebenswürdig heiterer Sinn, aus den Liedern der Frau ein tief inniges und ernstes Gemüth, aus dem Liede, womit die Verstoßene den Gatten aus der Gefangenschaft lossingt, die herzbezwingende Gewalt eines weiblichen Bertran de Born spreche. Ja sie soll nicht nur an Charakter, sondern trotz ihrer Anspruchslosigkeit auch an dichterischem Vermögen ihrem wegen seiner Sangeskunst hochgefeierten, aber eiteln Gatten überlegen sein.

Die Geschichte von Aubert von Puicibot erhält charakteristische Stimmung und ein edleres, allerdings immer noch nicht herzbefriedigendes Interesse dadurch, daß in seinem Herzen die an Wahnsinn streifende leidenschaftliche Liebe zu seinem untreuen Weibe mit dem ritterlichen Grundsatze „Ehre über alles", den ihm der König von Aragon eingeprägt hat, in Widerstreit gesetzt wird, während in dem Charakter der ungetreuen Audiart Reue und schauspielerische Verschmitztheit in seltsamer Mischung erscheinen.

Für „Die Rache der Vizgräfin", wo der Stoff mehr als für die andern Erzählungen vorbereitet scheinen mag, kam, um die Fabel nach unserer Empfindungsweise uns glaubhaft und tragisch wirksam zu machen, alles erst auf die Gestaltung der Charaktere an. Dazu bedurfte es des unwiderstehlichen, selbstgefälligen, wankelmüthigen und doch ernsterer Liebesneigung nicht unfähigen Guillem, dazu des ehedem waffengewaltigen, aber nach seiner Verwundung der „fröhlichen Kunst" thöricht ergebenen Vizgrafen, dazu des still und hoffnungslos liebenden Sangesboten Hugo Marschall, dazu endlich der mit ihrer Liebe es so furchtbar ernst meinenden Assalide. (Der Name für die Vizgräfin ist beiläufig gesagt von ihrer Schwester, die Heyse ganz verleugnet, entlehnt.) Furcht und Mitleid erregt es, diese majestätische und dabei doch einfache, diese in sich verschlossene und doch redliche, diese herzlicher Liebeshuldigung unkundige, über alle Verführungskünste erhabene Frau der Liebe zu Guillem wie einem Verhängniß verfallen zu sehen; Furcht und Mitleid ergreift uns, wenn sie sich anschickt, in den Liebesbund mit Guillem einzutreten; „ach", sagt sie, in „keinen vom Himmel eingesetzten, und doch voll überschwenglicher Wonne, stark wie der Tod und unüberwindlich wie die Pforten der Hölle"; Furcht und Mitleid, wenn das unselige Weib auch nach der schauderhaften Rache noch, die sie an Guillem genommen, vor ihm und vor größerer Schmach sich nur im Kloster schützen zu können glaubt und dem letzten Boten an ihn aufträgt: „Und grüßet ihn und sagt ihm, daß ich erst wisse, wie sehr ich ihn geliebt, seit ich ihm diese bittere Schmach angethan, die er nie verwinden wird."

Im Grunde drehen sich diese Troubadour-Novellen, entsprechend dem Charakter jener Zeit des Minnesangs und des Frauencultus, alle um das Verhältniß zwischen Dichter und Frau. Wir müssen aber sagen, daß wir durch Heyse's Darstellung von den Frauen eine ungleich höhere Meinung gewinnen als von den Dichtern. Die Frauen sind die tiefern, edlern, wahrhaftigern Naturen. Und zwar sind, unbeschadet der Schäferin Viernetta, die gelungensten Charaktere die der Frauen in reifern Jahren, Gaudairenca's, Assalidens und besonders des Lahmen Engels. Die Schriftsteller der Emigrantenliteratur führten die Frau von dreißig Jahren in die Literatur ein. In dem „Lahmen Engel" hat Heyse sich an dem Problem der Frau von vierzig Jahren versucht. Das Rechenexempel zur Vergleichung ihrer Jahre und der Ue Brunet's wird von Beatrix selbst mit großer Kaltblütigkeit ausgeführt. Dieses Problem hat sich der Dichter noch durch die Lahmheit und den jungfräulichen, man möchte fast sagen altjüngferlichen Stand der Liebhaberin erschwert, es aber doch höchst ansprechend gelöst, wie wir denn unter den Charakteren und Novellen dieses Bandes dem „Lahmen Engel" den ersten Preis geben möchten.

Unter den Dichtern, die in den Troubadour-Novellen auftreten, sind liebenswürdige Naturen nur diejenigen, welche ihres Werthes sich selbst noch nicht einmal recht bewußt sind: der uneigennützige Peire de Maensac und besonders der in seiner Entwickelung vom Knaben zum Jüngling so reizvolle Ue Brunet. Dagegen ist den Troubadours von Ruf der häßliche Zug der Selbstgefälligkeit eigen. Die Eitelkeit ist bei Raimon von Miraval sogar der alles erklärende Grundzug. Die größten und berühmtesten Troubadours, von denen die Geschichte weiß, treten übrigens hier nicht selbst auf, sondern werden nur genannt; z. B. sagt Beatrix:

Sie denke nicht gering von der fröhlichen Kunst der Poesie. Es habe zu allen Zeiten große und erlauchte Dichter gegeben, die einen gerechten Ruhm geerntet und noch lange nach ihrem Tode wie Sternbilder den spätern Geschlechtern geleuchtet hätten. So werde jetzt auch in der Provence der Name manches Troubadours gleich dem eines mächtigen Fürsten oder siegreichen Kriegshelden mit hohen Ehren genannt, und sie selbst würde nicht minder gern als einen der weisen Meister, die von den Geheimnissen der Natur geschrieben, einen Dichter wie Bertran

von Born, oder Bernhard von Ventadour, oder Arnaut Daniel von Angesicht kennen lernen. Diese aber seien zu ihrem Ruhm nicht ohne Mühe und eifriges Nachdenken über die Kunst gelangt, wie denn nichts Vortreffliches nur so im Fluge zu erreichen sei, etwa gleich einem Vogel, den ein guter Schütz mit seinem Pfeil aus den Wolken hole.

Bertran de Born wird charakterisirt als ein Dichter, in dessen streitbaren Sirventesen „es von Schwerthieben auf blanken Schilden klirrt und von hochgeschwungenen Bannern rauscht". In scheinbar absichtslos verstreuten gelegentlichen Bemerkungen werden wir bekannt gemacht mit Inhalt und Form, Charakter und Vortragsweise der Canzonen, Tenzonen, Albas, Serenaden, Coblas, Retroensas, mit der Aufgabe der Jongleurs, mit dem Treiben des poetischen Hausgesindes, mit den poetischen Turnieren, mit den „ausbündig schweren und gewichtigen Streitfragen, um welche die Kämpfenden ihr Flügelroß tummelten, als zum Exempel, was vorzuziehen sei: von der Geliebten die Erlaubniß zu erhalten, ihr das Haar statt eines Kammerfräuleins zu flechten und aufzustecken, oder ihr die Schuhe anzuziehen; oder wer von den dreien beglückter sei: der, dem eine Frau einen Liebesblick schenke, der, dem sie verstohlen die Hand drücke, oder der, auf dessen Fuß sie den ihren stelle". Solche Streitfragen, deren mäßig schwärmende Witzfunken in dem nicht allzu klaren Haupt des Vizgrafen Heraclius von Polignac allerdings eine angenehme Vorstellung von etwas ungemein Feinem und Erhabenem hervorbrachten, bezeichnet Heyse als Scholastik des Minnegesangs. Ueberhaupt urtheilt er über die Minnepoesie der Troubadours zuweilen etwas kühl und nicht ohne einige Ironie. Er spricht von sausenden Meteoren und flackernden Irrwischen. Assalide achtete die meisten dieser Gesänge für nicht mehr „als tönendes Erz und klingende Schellen, denen es, so viel sie von Liebe läuteten, an der wahren und treuen Herzensminne gebreche". Heyse urtheilt besonders scharf über die grundsätzliche Verleugnung und Nichtachtung ehelicher Liebe und Treue in den Liebesliedern und über die sittliche Verkehrtheit des Brauchs, wonach eine poetische Verherrlichung des eigenen Eheweibes für etwas Unziemliches und Unerhörtes galt.

Am anschaulichsten wird die Poesie der Troubadours charakterisirt durch die den Novellen zwanglos eingefügten Proben aus Liedern verschiedener Gattungen, deren Uebersetzung die an Paul Heyse schon oft bewunderte Meisterschaft aufs neue bewährt. Unter diesen Poesien sind die angeblich von Peire de Maensac gedichteten Pastorellen, sowie Uc Brunet's Liebeslieder für diese von andern Dichtern entlehnt worden. Ja das Tanzlied Gaudairenca's und das Schelmenliedchen, welches Peire für Viernetta dichtet, möchte ich für Originaldichtungen Heyse's halten. Diese beiden reizenden Lieder, die hier mitzutheilen wir uns nicht enthalten mögen, tragen schon in sich den Charakter des Sangbaren und verdienten es, in Musik gesetzt zu werden.

Das Tanzliedchen Gaudairenca's lautet so:

Hört den Kukuk schreien,
Höret das Schalmeien
Der Vögelein im Wald!
Kommt und schlingt den Reihen,
Singt und springt im Freien,
Die Jugend schwindet bald!
Hei trallalei!
Mein Herz ist frei —
Lieblich tanzt es sich im Maien.

Eine geht alleine,
Ach, die Süße, Feine,
Führt keiner sie zum Tanz?
Geht im Sternenscheine
Still einher am Raine —
Wem windet sie den Kranz?
Hei trallalei!
Mein Herz ist frei —
Lieblich träumt es sich im Maien.

Wie im Bach, dem hellen,
Munter gehn die Wellen,
So rieselt junges Blut.
Wem von all den schnellen,
Schmucken Junggesellen
Ist wol das Mägdlein gut?
Hei trallalei!
Mein Herz ist frei —
Lieblich liebt es sich im Maien.

Damit Viernetta ihre Kunst zeigen könne, hatte Peire ein paar Gesätzlein gedichtet, bei denen sie die zweite Stimme sang und den Refrain dazwischen, der in nichts anderm als Vogelstimmen bestand, die sie täuschend nachzuahmen wußte. Das klang nun folgendermaßen:

Wenn Busch und Hain von Liedern klingt,
Tiriwitt! Kuku! Tirili!
Die Nachtigall im Flieder singt,
Tjo tjo! Ziküh! Ziküh!
Wer da noch hockt und Grillen fängt,
Sein Hütlein nicht ins Blaue schwenkt,
Der ist ein Narr, daß Gott erbarm'!
Die Drossel spottet: Narr! wie arm!
Der Häher höhnt ihn spät und früh:
Hehe! Tiriwitt! Ziküh!

Ich ging des Morgens durch den Hain,
Tiriwitt! Kuku! Tirili!
Da saß und sang ein Mägdelein,
Tjo tjo! Ziküh! Ziküh!
Ich frug sie: Holde Schäferin,
Bist du mir gut, wie ich dir bin? —
Und sie: Du Narr, daß Gott erbarm'!
Bist mir zu schlecht, bist mir zu arm,
Die Drossel spottet spät und früh —
Hoho! Tiriwitt! Ziküh!

Da rief ich einen Priester an:
Tiriwitt! Kuku! Tirili!
O hilf mir, heil'ger Gottesmann!
Tjo tjo! Ziküh! Ziküh!
Er sprach: Du Narr, daß Gott erbarm'!
Nimm flugs das Mägdlein in den Arm,
Mein Segen macht aus euch ein Paar.
Und niemand spottet mehr: Du Narr!
Nun herze sie so spät wie früh!
Hehe! Tiriwitt! Ziküh! —

Es ist kein geschmeicheltes Bild, das Heyse von den Troubadours und ihrer Zeit entwirft. Er ist kein schwärmerischer Bewunderer der Romantik. Aber das Bild macht den Eindruck treuer Wiedergabe, eben weil neben den Zügen der Kraft, des Adels, der Schönheit und Anmuth auch die Zeichen von Schwächen, Thorheiten, Verirrungen und Schauerlichkeiten nicht fehlen. Je unvollkommener und blasser aber die alten Skizzen waren, nach denen der Meister diesen und jenen Theil ausführen mußte, um so mehr Bewunderung und Dank verdient das lebensvolle Gemälde bei Liebhabern und Kennern.

Otto Sieroka.

Zur Physiologie der Polizei.

Mit den bewußten Wesen beginnt die Polizei; dieselbe macht einen integrirenden Bestandtheil der gesellschaftlichen Natur aller lebenden, ortverändernden Geschöpfe aus; sie ist abhängig von der Besonderheit der Organisation dieser letztern überhaupt, von deren Leibes- und Seelenbeschaffenheit und von den äußern Verhältnissen, unter denen diese Geschöpfe ihres Daseins Zeiträume durchwandern. Wenn also, fassen wir an diesem Ort nur den Menschen in das Auge, die Polizei abhängt von unserer Natur und von den Momenten, die unsere Natur beeinflussen, so wird dieselbe nichts von uns Losgelöstes, sondern etwas mit uns Verbundenes sein, und es wird nothwendig erscheinen, diese Institution aus dem Gesichtspunkte der Naturlehre zu betrachten.

Es geschah dies bisher kaum oder gar nicht; darum wurde aus der Polizei etwas der Menschennatur vielfach Widersprechendes, die Entwickelung der Civilisation Hemmendes, unserer Wesenheit Fremdes; sie war schließlich nicht mehr des Menschen wegen da, sondern es konnte dem unparteiischen Beobachter scheinen, der Mensch sei extra wegen der Polizei geschaffen worden.

Im naturgemäßen Staate muß und kann die Polizei nur ein Organ sein; in dem von den Pfaden der Natur abgewichenen Gemeinwesen vergrößerte sich dieses Organ auf Kosten der andern, beanspruchte die Hauptmasse der Säfte und Kräfte aus dem socialen Körper und beherrschte diesen zuletzt ganz und gar. Auf solche Weise entstand der Polizeistaat — ein Zerrbild, eine Creatur, eine Schädlichkeit! Der Polizeistaat ist ein Gemeinwesen der Willkür einzelner; es wird da nicht die allgemeine Sicherheit gepflegt und die öffentliche Ordnung, sondern der Bürger zum Spielball der Laune der Polizei gemacht, aus sicherm Fahrwasser nach Untiefen gejagt und gegen Klippen, kurz, der natürlichen Ordnung der Dinge entrückt.

Eine solche Polizei entwickelt sich in dem Maße, als die bürgerlichen Verhältnisse entarten und das Gleichgewicht der Kräfte des socialen Organismus gestört und aufgehoben wird. Die bürgerlichen Verhältnisse entarten, wenn die Sitten verderben. Die Sitten verderben, wenn die Leiber gebrechlich werden. Die Leiber werden gebrechlich, wenn die Beziehungen des Daseins sich verschlechtern. Damit also der Staat kein Polizeistaat werde und die Polizei naturgemäß und in Uebereinstimmung mit der Natur des Menschen als das sich entwickele, was sie eigentlich ist und sein soll, müssen die Beziehungen des Daseins normal erhalten werden; unter dieser Voraussetzung erst ist umfassende Gesundheitspflege, und unter dieser Voraussetzung vollkommene Pflege der Sitten möglich, Erhaltung der bürgerlichen Verhältnisse in ihrer Naturgemäßheit.

Nun aber läßt eine mächtig gewordene entartete Polizei Bestrebungen gar nicht aufkommen, die darauf hinauslaufen, die Lebensmedien des Erdensohnes gründlich zu reinigen, die Gesundheit des Leibes und der Seele, des Einzelnen und der Bevölkerung herzustellen, das moralische Dasein frisch und kräftig zu erhalten, um so den Anlaß alles Uebels aus der Welt zu schaffen. Aus diesem Grunde muß eine solche Polizei bekämpft werden.

In der vorliegenden classischen Schrift:

Physiologie der deutschen Polizei von F. Ch. B. Avé-Lallemant. Leipzig, Brockhaus. 1882. 8. 6 M.

macht der hochverdiente und wahrhaft berufene, gelehrte Verfasser hierzu gründlich und vielseitig Anstalten, und jeder sachkundige, herzenswarme Mensch wird ihm Beifall zurufen.

In diesem inhaltreichen Buche kommt zweierlei in Betracht: der Kampf gegen die Fehler und Irrthümer der Schriftsteller auf dem Gebiete der Polizeiwissenschaft und gegen die Praxis der misrathenen Polizei, wie andererseits das Bestreben, die wahren Grundlagen eines natur- und gesundheitsgemäßen sittlichen Lebens herzustellen.

Avé-Lallemant schlägt den allein richtigen Weg der Wissenschaft ein; er stellt sich auf den Standpunkt der Naturlehre des Menschen. Mit dem Schlüssel der Anthropologie schließt er das Reich der Geschichte sich auf, und diese wird für ihn und den Leser die hohe Warte der Erkenntniß. Sicherer Erkenntniß folgt bei energischem Wollen wahre Reform, und humane Reform ist der Geist, den das Buch athmet von der ersten Seite bis zur letzten.

In der Vorrede bemerkt der Autor unter anderm:

Begreiflicherweise konnte der unglaublich mächtige Reichthum des vorliegenden Stoffs nur skizzenhaft dargestellt werden. Die Hoffnung gereichte jedoch dem Verfasser zur Beruhigung, daß er mindestens die Anregung zu weitern Forschungen gegeben habe. Er strebte nur nach rückhaltloser Wahrheit, zu welcher die Gerechtigkeit den Culturhistoriker strenge verpflichtet. Dieselbe Gerechtigkeit warnte ihn auch mit gleich hohem Ernst vor dem Optimismus wie vor dem Pessimismus als gleich flacher und unberechtigter Anmaßung und Ausschreitung von der Wahrheit

der Geschichte und Thatsachen. Es hat niemals eine absolute „gute alte Zeit" gegeben, so wenig wie wir in der Gegenwart hochmüthig über die Vergangenheit hinweggehen dürfen mit der eiteln Phrase unserer „Cultur", in der „wir es so herrlich weit gebracht" haben. Der Mensch aller Zeiten soll in den Spiegel der Geschichte blicken, um die leichte Möglichkeit des Rückgangs in und mit der Verbleichnng von Sitte, Recht und Cultur zu begreifen, sich ferner als Kind seiner Zeit mit seinem Antheil an der Sünde der Zeit kennen zu lernen und dann mit tiefer Rene und Buße als schlimmstes Uebel der Zeiten und Zeitencultur zu erkennen: die pharisäische, selbstgerechte, hochmüthige und unkluge Negation der Sünde mit der blinden und erbarmungslosen Abkehr von der Sünde, die ja unser aller Sünde ist, die riesenhaft hinter unserm Rücken emporwuchert und die in ihrer Uuersättlichkeit tagaus tagein ihre zahllosen Opfer verschlingt.

Wahrheit ohne Rückhalt und ohne Umweg! Beständiger Einblick in die Natur des Menschen und in das echte Buch seiner Geschichte! Bekämpfung der Sünde, zunächst bei sich selbst und sodann bei andern! Dies schreibe jeder, der für der Menschheit höchste Güter arbeitet und streitet, mit Flammenschrift sich in sein Herz. Ich that dies bereits, als ich ein Jüngling war, und ich thne es immerfort; ich habe dafür den Kelch der bittersten Leiden vielmal bis zur Neige leeren müssen; ich bin gelästert worden und verfolgt, gequält und gepeinigt von denen, welche die Wahrheit fürchteten. Und ich frene mich vom Grunde meines Herzens, wenn andere desgleichen thun; und ich drücke Avé-Lallemant, dem tapfern jugendfrischen Greis, die Hand: er ist es, der hochverdiente und von seiner Vaterstadt Lübeck so wenig verstandene und noch weniger gewürdigte Mann, welcher der Polizei den Weg der Erkenntniß wies, indem er zunächst die doctrinäre Polizei in dem Vitriolöl der Kritik lege artis auflöste und den Rückstand unbarmherzig den Flammen der Entrüstung überantwortete. An der Hand einer überaus reichen Erfahrung und mit großartigen Kräften des Geistes und des Herzens bekämpft Avé-Lallemant die Negation der Sünde, welche so unermeßlichen Schaden verursachte im Leben der gesitteten Staaten und Völker, Einzelne vergiftete und Familien vernichtete, jeden Versuch zur Besserung und heilsamen Umgestaltung lähmte. Und dieser Kampf führt schließlich zu genauer Aufklärung über den eigentlichen Inhalt und die wahre Bestimmung der Polizei als Humanitätsanstalt.

Der Verfasser richtet seinen ersten wuchtigen Angriff gegen das Doctrinäre in der Polizeiwissenschaft, welches so unendlich viel Schaden stiftete im Leben der Vergangenheit und Gegenwart, so sehr förderlich war der Ungesundheit, Unsittlichkeit, Verzerrung und Verkrümmung. Er mußte, sagt er,

zunächst die doctrinäre Polizei in ihrer Bodenlosigkeit und schweren Verantwortlichkeit einer gründlichen Kritik unterziehen, sodann das Wesen des aus der deutsch-nationalen Eigenthümlichkeit und Sitte entsprungenen Rechtslebens mit seiner Alteration durch fremdartige Zuthaten in kurzen Zügen darstellen und den innerlichen Widerspruch des deutschen Wesens mit den nach vorherrschender Geltung strebenden exotischen Elementen darthun und mit zahlreichen Urkunden belegen.

Das erste Buch ist überschrieben „Die deutsche Polizei der Gegenwart", das zweite „Die historische deutsche Polizei", das dritte „Die Sittenpolizei". Im ersten Buche werden die Schriftsteller über das Fach der Polizei vorgenommen und kritisirt. Hierbei kommt heraus, daß aus den Ersten die Letzten werden und aus den Letzten die Ersten; es widerfährt dem Grafen Julius von Soden jene Gerechtigkeit, nach welcher dieser Edle und Ehrenfeste vergebens suchte, so lange er unter den Athmenden weilte; es wird Robert Mohl ein wenig auf die Fußzehen getreten, um denselben an seine Oberflächlichkeit und Leichfertigkeit zu erinnern, und es werden verschiedene Perrücken heruntergerissen und Kahlköpfe entdeckt. Dies ist ebenso nothwendig und interessant, wie kurzweilig und amusant, und den Kritikern eine gute Lehre. Es wird das eigentliche Gebiet der Polizei bestimmt und ihre Beziehung zu dem gesellschaftlichen Leben klar gestellt.

Mit dem unverdorbenen Charakter des deutschen Volks steht die Polizei des Despotismus und die geheime Polizei, deren Arbeit Nationen entsittlicht und Familien vergiftet, im grellsten Widerspruch. Gilt dies aber vielleicht nur vom deutschen Charakter in seiner Reinheit und nicht auch vom französischen und jedem andern? Ist die despotische Geheimpolizei, die Polizei des Schreiberthums u. s. w. mit ihrem Ausforscher- und Angeberwesen dem gesunden Volksorganismus der romanischen und slawischen Rassen nicht ebenso fremdartig und gemeinschädlich wie dem der germanischen Rassen? Ich hörte überall in Europa die entartete Polizei verwünschen und sah überall deren Drachensaat aufkeimen, wo Verhältnisse bestanden, welche man als Ungesundheit, Sittenlosigkeit, Elend bezeichnet. In Gegenden mit normalen Lebensbeziehungen und gesunden Rassen findet diese schlechte Polizei nicht so leicht, ja kaum ausnahmsweise Eingang, möge der Namen des betreffenden Volks dieser sein oder jener. Ich möchte auf diese meine Ueberzeugung Gewicht legen und das Bisherige behufs Verständigung ausgesprochen haben.

Im zweiten Buche behandelt Avé-Lallemant die deutsche Rechts-, Reichs- und Polizeigeschichte, den deutschen Nationalitätsgedanken, den deutschen Rechtsgeist, die Reichs-Polizeigesetzgebung, die Territorial-Polizeigesetzgebung, die Versetzung der deutschen Polizei mit der französischen, die Polizei nach den Grundsätzen des Rechtsstaats und der Nationalökonomie, den Grundriß des Soden'schen Polizeisystems, die Polizei des Rechtsstaats und der Nationalökonomie, die Gesellschaft und die Geselligkeit. Zunächst zeigt da der Autor, „daß die seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts construirte doctrinäre Polizei eine inhaltslose lebensbare Form und die bloße erstarrte Schlacke aus der heißen Friction des Absolutismus mit der unaufhaltsam fortschreitenden Cultur ist", und kommt nach einer langen Reihe ebenso interessanter wie geistvoller geschichtlicher Untersuchungen zu folgender Erkenntniß:

Sobald nun aber die Polizei berechtigt ist, für die Förderung der Vortheile und für die Verhinderung der Nachtheile der

Geselligkeit thätig zu sein, muß sie ihre Aufgabe vor allem von dem anthropologischen Standpunkt aus zu lösen suchen und daher eine genaue Kenntniß der physischen und psychischen Anthropologie besitzen, um die für die Geselligkeit zusammenlebende Gesellschaft richtig auffassen und fördern zu können, dazu aber noch, mit der größten Gewissenhaftigkeit und Strenge gegen sich selbst, sich ihrer eigenen Mängel bewußt werden, die als unselige Folgen einer falschen Auffassung ihres Wesens und ihrer Aufgabe mit immer zunehmender gefährlicher Bedrohung seit Jahrhunderten hervorgetreten sind, und die je länger desto vergeblicher von dem mit ihnen zugleich inveterirten Absolutismus negirt und von dem im schlimmen Gewissen mahnenden schiefen Humanismus, an Stelle der Abhülfe von der Wurzel aus, mit dem durchsichtigen Schleier des Mitleids und Erbarmens vergeblich verhüllt werden.

Wenn die Polizei den an sie gestellten Forderungen gerecht werden soll, ist es nöthig, daß die der Polizeiwissenschaft Ergebenen und Beflissenen einen andern Gang der Entwickelung nehmen als bisher; daß die Praktiker der Polizei aus dem gemeinen Schreiberthum heraustreten; daß die Beziehungen, welche zwischen Staat und Polizei bestehen, naturgemäß sich gestalten und dabei die Staatsmoral gleichbedeutend werde mit der Privatmoral.

Gehe einer zu den Professoren der sogenannten Polizei-Wissenschaft, ebenso wie zu den Praktikern der Sicherheitspflege, einerlei ob dieselben Polizeiräthe oder Commissare oder Actuare heißen, und prüfe diese Erdensöhne auf ihre Kenntnisse in der Anthropologie! Es gab und gibt Professoren der Staatswissenschaft — und ich kannte deren einige —, welche wirklich mit Anthropologie sich beschäftigten; aber zunächst verabsäumten sie es, die naturkundigen, medicinischen und geschichtsphilosophischen Grundlagen dieser Wissenschaft sich anzueignen, und andererseits kamen sie über das Dogmatische und Doctrinäre nicht hinaus, und der Mensch in seiner Gesammtheit, in seinem Leben blieb ihnen ein verschlossenes Buch, das sie nicht zu ergründen vermochten.

Und die Praktiker der Polizei! Paragraphen von Gesetzen, Verordnungen, Befehle, Rescripte, Protokolle, Schreiberei ohne Ende und ohne Ziel, Jagd nach Erscheinungen, absolute Unkenntniß der eigentlichen Ursache, Tappen im Dunkeln, Vexirung, Verbrechenriecherei, absolutes Mistrauen, Auffassung des Menschen als Zerrbild, als Arbeitsmaschine, als Werthbesitzer, nur nicht als Menschen!

Den Weg zu heilsamer Reformirung der Wissenschaft und Praxis der Polizei sucht Avé-Lallemant zu zeigen, in der vorliegenden Schrift sowol, wie wahrscheinlich noch mehr in der versprochenen, zu welcher die gegenwärtige den Eingang bilden soll.

In der dritten Abtheilung des vorliegenden Werks: „Die Sittenpolizei", behandelt der Verfasser folgende Themata: „Die concurrirende Polizei", „Der Mensch und die Sitte", „Das Geschlecht", „Die Geselligkeit des Geschlechts", „Die deutsche Ehe und Familie", „Die Prostitution", „Die geschlechtliche Ausartung", „Die Bordelle", „Die fahrenden Frauen", „Der französische König der Ribauds", „Der deutsche Hurnwaibl", „Die Hexenprostitution", „Die Paralyse". Um es kurz auszusprechen, bemerke ich, daß Avé-Lallemant mit dem Inhalt dieses dritten Theils seines Buchs die Achillesferse der heutigen Gesellschaft trifft. Wenn ich auch in Bezug auf das große Heilmittel in einigen Punkten nicht mit ihm übereinstimme, sondern glaube, daß dies und jenes tiefer und naturgemäßer gefaßt werden müsse und nur so gefaßt werden könne, so bin ich doch mit dem Autor im großen und ganzen einverstanden und empfehle seine „Sittenpolizei" der allgemeinsten Aufmerksamkeit dringend und wahrhaftig. Es kann aus den Kapiteln derselben ein Auszug nicht gemacht werden; wir müßten das ganze Buch abdrucken, um den Leser über die Angelegenheit genau zu unterrichten. Außerdem wären d. Bl. zu solchem Behufe nicht der angemessene Ort. Darum möge ein jeder das Buch selbst studiren.

Nicht blos vom Standpunkte der Polizei, sondern in demselben Maße aus dem Gesichtspunkte der Hygieine, pathologischen Anthropologie und Culturwissenschaft kommt Avé-Lallemant's „Sittenpolizei" als höchst bedeutungsvolle und reformatorische Arbeit in Betrachtung; sie reißt alle Verhüllungen und Masken von der Kehrseite der Gesellschaft ab, bringt das entsetzliche Geschwür mit kaltem Wasser und Sonnenlicht in Berührung und versucht Heilung von innen heraus. Glück auf! Eduard Reich.

Eine italienische Dichterin.

Vittoria Colonna. Leben, Dichten und Glauben im 16. Jahrhundert von Alfred von Reumont. Freiburg i. Br., Herder. 1881. 8. 4 M.

Nur Eine wähl' ich aus dem ganzen Kreise,
Doch die schon längst dem Neide so entrann,
Daß keine Frau, wenn ich nur diese preise,
Und niemand sonst es mir verargen kann.
Denn nicht genug, daß ihre süße Weise
Ihr für sich selbst Unsterblichkeit gewann:
Sie macht, daß Todte selbst dem Grab entschweben,
Und wen sie nennt, der lebt unsterblich Leben.

Wie Phöbus ja die reine Schwester gerne
Mit mehrerm Lichte stets zu schmücken schien
Als Venus, Maja und die andern Sterne,
Die mit dem Himmel oder einsam ziehn:
So hat er ihr, der keine naht von ferne,
Beredsamkeit und Kraft zumeist verliehn
Und ihrem Wort so großer Anmuth Wonne,
Daß sie uns strahlt wie eine zweite Sonne.

Victoria heißt sie; ihr, die unter Siegen
Geboren ward, die immer um sich her
Victorien sieht mit Siegeskränzen fliegen,
Ziemt trefflich dieser Name hoch und hehr.
Ist Artemisiens Ruhm so hoch gestiegen,
Weil sie den Mann geliebt; um wie viel mehr
Muß sie empfahn? Denn schöner ist's, den Gatten
Der Grabesnacht entziehn, als ihn bestatten. *)

Ariost's begeisterte Strophen machen jedes weitere Zeugniß dafür überflüssig, in welch hellem Glanze Vittoria Colonna's Dichterruhm unter ihren Zeitgenossen strahlte. Aber nicht nur die Dichterin genoß solcher hohen Schätzung: die Frau erfreute sich nicht geringerer und nicht minder allgemeiner Verehrung. Ihre schöne hoheitsvolle Erscheinung, ihre mit Anmuth gepaarte Würde, ihre keusche Reinheit, ihre edle Menschenfreundlichkeit, ihre tiefe Frömmigkeit ohne Bigoterie und Intoleranz, ihr lebhaftes Interesse an allem Schönen und Guten, ihr reichbegabter, vielseitig gebildeter Geist, ihre fesselnde Rede treten uns aus den begeisterten Lobsprüchen aller, die sie kannten, ebenso klar entgegen, wie aus ihren eigenen Worten und Werken.

Auch der Nachwelt ist Vittoria Colonna unvergessen und ihr Name weckt ein sympatisches Echo in den Herzen aller Gebildeten. Und doch: wie viele wissen mehr von ihr, als daß sie die größte Dichterin der italienischen Renaissance und die Freundin Michel Angelo's gewesen ist, oder doch höchstens, daß sie durch ihre Lieder den Ruhm ihres früh verstorbenen Gemahls, um den sie bis zum Tode den keuschen Witwenschleier trug, verewigt hat? Wohl sind ihre Gedichte auch in der neuesten Zeit vielfach herausgegeben, erläutert und übersetzt worden: von ihrem Leben aber sind in weitern Kreisen kaum die wichtigsten äußern Thatsachen bekannt; ihre innere Wesenheit und zumal der Zusammenhang, in dem ihre eigene Geistes- und Gemüthsentwickelung mit der großen geistigen, besonders der religiösen Bewegung des 16. Jahrhunderts in Italien steht, ist selbst in ihrem eigenen Vaterland, ja auch von ihren Biographen bisher wenig beachtet worden.

Alfred von Reumont hat sich in dem vorliegenden Buche vor allem die Aufgabe gestellt, diesen Zusammenhang möglichst hell zu beleuchten. Mit der umfassenden und tief eindringenden Kenntniß der italienischen Geschichte, in der wenige Lebende ihm zur Seite gestellt werden können, und mit der bei ihm selbstverständlichen wissenschaftlichen Gründlichkeit hat er nicht nur alle vorhandenen Lebensbeschreibungen — von der ältesten, etwa zwanzig Jahre nach Vittoria's Tode geschriebenen des pseudonymen Filonico Alicarnassio **), bis zu der von Pietro Ercole Visconti als Einleitung zu der von dem Fürsten Torlonia veranstalteten Ausgabe von Vittoria's Gedichten verfaßten, welche auch Reumont's eigenem Berichte über das Leben der Marchesa von Pescara im ersten Bande seiner „Beiträge zur italienischen Geschichte" zu Grunde liegt — sorgfältig benutzt, die zahlreichen, an den verschiedensten Orten zerstreuten, zum Theil erst neuerdings ans Licht getretenen Briefe und vor allem die Gedichte, die, wenn sie auch keineswegs eine poetische Autobiographie bilden, doch für die Erkenntniß der innern Lebensentwickelung der Dichterin von höchster Wichtigkeit sind, gründlich studirt, sondern auch die ganze Zeit, zumal die Lebensgeschichte der zahlreichen bedeutenden Persönlichkeiten, die zu Vittoria in irgendeine Beziehung getreten sind, genau durchforscht, um den Einfluß zu erkennen, den sie auf das äußere und innere Leben seiner Heldin geübt haben. So erweitert sich ihm das Lebens- und Charakterbild Vittoria Colonna's zum „Leben, Dichten und Glauben im 16. Jahrhundert" — in Italien natürlich, welche Beschränkung der Verfasser wol als selbstverständlich hinzuzufügen unterlassen hat, in ähnlicher, aber noch umfassenderer Weise, als das in dem Cecchi'schen Leben Tasso's *) oder, in Bezug auf das 19. Jahrhundert, in Reumont's Biographie Gino Capponi's der Fall ist.

Aber dies scheinbar so reiche Material ist dennoch in Bezug auf Vittoria selbst äußerst lückenhaft. Von ihren Kinder- und Mädchenjahren wissen wir so gut wie nichts; jahrelang entschwindet sie auch später noch fast ganz unsern Blicken. Auch die Vorgänge in ihrem Innern, zumal der Wechsel, der sich in den letzten Lebensjahren in ihren religiösen Anschauungen und ihrer Stellung zu der italienischen Reformbewegung vollzog, sind wir aus den vorhandenen Documenten nicht immer mit der wünschenswerthen Klarheit zu erfassen im Stande. Der Verfasser ist zu vorsichtig und gewissenhaft, um die großen Lücken durch Hypothesen und Combinationen auszufüllen oder zu verdecken. Dagegen hat er sich durch allzu große Gründlichkeit verleiten lassen, sein Werk auf engem Raume (249 Seiten Text und 30 Seiten Anmerkungen) mit historischem Beiwerk geradezu zu überladen. Eine wahrhaft verwirrende Flut von Namen mit einer Unzahl fast mehr für ein Conversations-Lexikon als für eine Biographie geeigneter kurzer Lebensabrisse der meisten erwähnten Personen und ähnliche Abschweifungen rauben dem Buche zwar nichts von seinem materiellen Werthe, machen dasselbe aber zu einer im ganzen wenig anmuthenden, an das Gedächtniß, das Interesse und die Geduld des Lesers fast unbillige Ansprüche stellenden Lektüre. Wer es in die Hand nimmt in der Hoffnung, eine fortlaufende Erzählung zu finden, in der sich die Nebenpersonen einfach und natürlich um den Hauptcharakter gruppiren und die Biographie gleichsam als ein Lebensroman erscheint, wird sich bitter getäuscht sehen. Fortwährend reißt der Faden ab, und seine Enden sind oft nicht leicht wiederzufinden und zusammenzuknüpfen. Der Verfasser hat hier in seinem Bestreben, ein Bild des ganzen Lebens der Zeit in Italien

*) Der „Rasende Roland", XXXVII, 16—18, Uebersetzung von Gries.

**) Nach Volpicelli ein gewisser Costantino Castriota, epirotischer Abkunft und stammverwandt mit dem berühmten albanesischen Nationalhelden Skanderbeg.

*) „Torquato Tasso und italienisches Leben im 16. Jahrhundert. Von Pier Leopoldo Cecchi, übersetzt von Freiherrn von Lebzeltern" (Leipzig, Brockhaus, 1880).

in allen seinen bedeutendern Repräsentanten zu entrollen, des Guten viel zu viel gethan — weniger wäre mehr gewesen. Schon in dem erwähnten Lebensbilde Capponi's*) war eine ähnliche Tendenz bemerkbar; aber hier, wo ihm der Stoff lückenlos vorlag, wo die auftretenden Personen alle der Gegenwart oder jüngsten Vergangenheit angehörten, tritt die störende Zersplitterung des Interesses weit weniger stark hervor: die bekannten Gestalten bedurften keines genauen äußern Signalements; der Verfasser brauchte uns nicht mit stets wiederkehrenden Genealogien zu behelligen, und der rothe Faden des Lebens der Hauptperson zog sich ohne Unterbrechung deutlich sichtbar durch das ganze Gewebe. Wenn wir dagegen in der vorliegenden Schrift die äußern Raumverhältnisse zum Maßstabe nehmen, so können wir der Bemerkung des Verfassers, daß er das Hauptgewicht auf das innere Leben Vittoria's gelegt habe, kaum beipflichten.

Was den Verfasser offenbar in sehr hohem, ja vielleicht in noch höherm Grade als die Person seiner Heldin selbst innerlich beschäftigt hat, ist die Geschichte der religiösen und kirchlichen Reformbewegung in Italien. Nicht mit Unrecht sagt er, daß dieselbe noch immer einer gründlichen und unparteiischen Behandlung harre. In einem Buche wie das vorliegende konnte von einer erschöpfenden Darstellung natürlich keine Rede sein; die ganze Bewegung konnte nur episodisch behandelt werden. Daß Reumont überhaupt der rechte Mann sei, die Geschichte derselben zu schreiben, möchten wir wenigstens nicht unbedingt bejahen. Erscheint er durch seine genaue und gründliche Kenntniß der italienischen Renaissance dazu besonders befähigt, so würde dagegen seine Unparteilichkeit in der Behandlung und Beurtheilung der Verhältnisse und Personen, stets nur eine subjective sein, wenn wir uns dieses scheinbaren Paradoxons bedienen dürfen. Daß er das ernste Bestreben hat, den Gang der Ereignisse objectiv zu betrachten, den handelnden Personen gerecht zu werden und sie ohne Voreingenommenheit zu beurtheilen, bezweifeln wir nicht; aber sein entschieden römisch-katholischer Standpunkt macht eine wirkliche Objectivität von vornherein unmöglich. Wenn man von der Nothwendigkeit der äußern Kircheneinheit, des Bestehens des Papstthums, der unbedingten Unterwerfung unter die Vorschriften der Kirche als etwas Feststehendem ausgeht, ergibt sich das Verdammungsurtheil über jede Person und jede Bewegung, die über diese festgezogenen Grenzen hinausstrebt, von selbst. So finden wir es in der That in unserm Buche, so gemäßigt und frei von allem Fanatismus, so urban im Ausdruck, so anerkennend für den subjectiv guten Willen des Irrenden der Verfasser sich auch zeigen mag. Auch der mit Beifall citirte Ausspruch, daß der Verlauf der Reformbewegung in Italien dem Lande zur Ehre gereiche, gehört hierher. „Das Gute hat endlich immer obgesiegt über die feindlichen Gewalten" — so lautet sein Endurtheil über den Ausgang. Wer auf protestantischem Standpunkte steht, möchte leicht mit gleichem Recht oder Unrecht zu dem entgegengesetzten Ergebniß gelangen.

Die Reformbewegung in Italien im 16. Jahrhundert tritt uns zunächst wesentlich als fremder Importartikel aus Spanien, Frankreich und Deutschland entgegen. Durch den seit langer Zeit in allen gebildeten Kreisen weit verbreiteten und tief eingewurzelten Humanismus war der Boden zu einer Opposition gegen das Papstthum wie gegen die herrschende Kirchenlehre längst vorbereitet. Im ganzen aber herrschte in diesen Kreisen, wie in den entsprechenden Deutschlands, viel mehr der Indifferentismus gegen die Kirche, ja vielfach gegen die Religion selbst, als das lebendige Verlangen nach einer gründlichen Reform der erstern wie einer Läuterung und Verinnerlichung der letztern. Das bildungslose Volk dagegen, im alten Aberglauben befangen, den kirchlichen Führern willen- und gedankenlos folgend, ohne wahres religiöses Eigenleben, verhielt sich im ganzen vollkommen theilnahmlos. So war das Häuflein derer, die aus tiefem innern Bedürfniß eine Reform der Kirche und ihrer Lehre anstrebten, naturgemäß ein kleines, und es zerfiel wieder in eine größere Zahl solcher, welche diese Umgestaltung nur durch die geordneten Mächte der Kirche selbst, und eine kleinere, welche, die religiöse Selbstbestimmung des Menschen zu Grunde legend, sie erforderlichenfalls auch gegen diese Mächte bewirken wollten. Zu Anfang traten freilich diese beiden Richtungen nicht schroff auseinander. Um den begeisterten Spanier Juan Valdez in Neapel sammelte sich eine stille Gemeinde von Männern und Frauen, die, ohne mit der Kirche zu brechen, ihrem religiösen Bedürfniß durch einen engen Zusammenschluß zu innerm geistigen Christenthum genügen zu können meinten. Hochgestellte Kleriker, wie die Kardinäle Contarini und Fregoso, die Bischöfe Morone von Modena und San-Felicio von Cava, waren mehr oder weniger der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben zugeneigt und hofften zugleich auf eine Reform an Haupt und Gliedern nicht blos in äußerlicher Beziehung. Die Päpste selbst gestanden der Bewegung eine gewisse Berechtigung zu und übersahen oder unterschätzten anfangs die Gefahr, mit der dieselbe in ihrem weitern Verlauf ihre eigene Machtstellung bedrohen mußte. Selbst so entschiedene Reformprediger wie Bernardino Ochino, Peter Marthr Vermiglio und Carnesecchi durften längere Zeit offen für die neue Lehre und gegen die Verderbtheit der herrschenden Kirche auftreten. Viele edle Männer und Frauen schlossen sich ihnen an. Zu dem Valdez'schen Kreise wie zu den begeistertsten Verehrerinnen des Kapuzinermönchs Ochino gehörte neben Julia Gonzaga auch Vittoria Colonna. Als aber Paul III., die überhandnehmende Gefahr erkennend, seit 1542 mit den energischen Mitteln der Inquisition gegen die wachsende Bewegung der Geister einschritt, als nur die Wahl blieb, den Ketzernamen mit allen seinen Consequenzen auf sich zu nehmen oder sich der unbedingten Autorität der Hierarchie

*) Vgl. O. Speyer: „Ein italienischer Gelehrter" in Nr. 15 d. Bl. f. 1881.

zu fügen, da gaben die hohen Kleriker die Reform preis, um das Schisma zu vermeiden, und der größte Theil der übrigen Reformfreunde fügte sich, theils aus Mangel an moralischem Muth, theils aus gewohntem Gehorsam gegen die Kirche, sei es aus wirklicher Ehrfurcht vor dem heiligen Stuhle, oder aus Anhänglichkeit an die nationale Institution des Papstthums, oder aus Abscheu gegen den Ketzernamen. Die Entschiedenen, wie Ochino, Peter Martyr, Graf Caraccioli, Bischof Vergerius, flohen in protestantische Länder; mit den Zurückbleibenden wurden die Inquisition und die Jesuiten bald fertig.

Seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts tritt uns, nach Umfang und Lage seiner Besitzungen wie nach der Größe seines Einflusses als Erbe der ausgestorbenen Grafen von Tusculum erscheinend, das Geschlecht der Colonna entgegen, schon zu Anfang des folgenden Säculums neben den Orsini die mächtigste der großen römischen Baronetfamilien, von ghibellinischer Gesinnung, häufig in wilder Fehde mit den Päpsten, denen gegenüber sie stolz und meist mit Erfolg ihre Hoheitsrechte behaupteten. Ihre großen Dominien lagen hauptsächlich an den Abhängen der Albaner- und Sabinerberge. Am Nordabhange der erstern, unterhalb des schönen Kratersees von Albano wurde in dem jetzt in Trümmern liegenden Schlosse des Städtchens Marino im Jahre 1490 Vittoria Colonna geboren. Ihr Vater, Fabrizio Fürst von Tagliacozzo und Großconnetable von Neapel, von Machiavelli als einer der tüchtigsten Kenner des Kriegswesens gefeiert, stand, wie es scheint, auch humanistischer Bildung nicht fern, so wenig wie seine Gattin, Agnes von Montefeltro, die Tochter Herzog Friedrich's von Urbino. Vittoria's Erziehung muß, nach ihrem spätern Auftreten zu schließen, eine sehr sorgfältige gewesen sein. Sie wird uns als frühreif, schon in der Jugend zu ernsten Beschäftigungen geneigt, von ungewöhnlichem Reichthum der Bildung und feinem Geschmacke geschildert. Ihre Züge sollen eine strenge Schönheit gezeigt haben; damit stimmen auch die von Visconti abgebildeten Medaillen, von denen die eine sie in jugendlichem, die andere im reifen Alter darstellt. Sonstige unbestrittene Bildnisse von ihr sind nicht mehr vorhanden.

Nähere Nachrichten über Vittoria's Kindheit und Jugend sind uns, wie erwähnt, leider nicht überliefert. Im Alter von 19 Jahren wurde sie mit Ferrante Francesco d'Avalos, Marchese von Pescara, aus einem edeln nach Neapel ausgewanderten spanischen Geschlechte, vermählt. Die glänzende Hochzeit wurde auf der Insel Ischia gefeiert; bald nachher zog das junge Paar nach Neapel. Aber Ferrante d'Avalos war mit Leib und Seele dem Kriegshandwerk ergeben. Mit seinem Schwiegervater zog er als hoher Offizier des spanisch-italienischen Heeres in den Krieg der von Papst Julius II. gebildeten Liga gegen die Franzosen. Beide fielen bei der furchtbaren Niederlage von Ravenna im Jahre 1512, die freilich auch dem ritterlichen jungen Sieger Gaston de Foix das Leben kostete, in die Hände der Feinde. Vittoria's erstes uns erhaltenes Gedicht ist an den Gefangenen gerichtet. Voll tiefer Empfindung und warmer Liebe stellt dasselbe doch zugleich das Geschick der Männer dem der Frauen nicht ohne Bitterkeit entgegen:

Euch frommt es wol, Gefahren aufzusuchen,
Doch wir, die bange harren und in Trauer,
Wir sind zugleich von Furcht bestimmt und Zweifeln.

Von Muth entflammt, nach nichts als Ruhm begehrend,
Stürzt ihr entgegen euch dem Kriegsgetümmel
Und fordert keck das Schicksal in die Schranken.

Gepreßten Herzens, thränenschwer die Wimper,
Harr'n wir auf euch; die Heimkehr unsrer Lieben
Erflehn wir täglich von der Gottheit Güte.

. . . . . .

Des Gatten Pfad soll auch die Gattin wandeln,
Wenn Leid *ihn* drückt, soll es auch *sie* bedrücken;
In Glück und Noth sein Los, es sei das ihre!

Was einer wagt, das soll der andere wagen,
Im Leben gleich, sei'n gleich sie auch im Tode;
So lasset beide *ein* Geschick verbinden!

Kaum war d'Avalos ausgelöst, als er von neuem in den Krieg eilte, um fortan, zu immer höhern Posten aufsteigend, nur selten noch längere Zeit bei der Gattin zu verweilen. Sie empfand es schmerzlich, daß er den Krieg und den Ruhm mehr liebte als sie, zumal ihr der Himmel die Mutterfreude versagt hatte:

Du lebest froh, durch das Geschick gestählt,
Und wenn du deines frischen Lorbers denkst,
Erwägst du nicht, daß deine Lieb' mir fehlt.

Wie innig und tief sie selbst liebte, geben nicht nur ihre stets wiederkehrenden poetischen Sehnsuchtsseufzer nach „ihrer lichten Sonne" kund, sondern mehr noch die unwandelbare Treue, die sie ihm auch nach seinem frühen Tode bis an ihr Ende bewahrte.

Während der Marchese von Pescara als kaiserlicher Feldherr gegen Franz I. kämpfte, verkehrte Vittoria, bald in Rom, bald in Neapel oder auf Ischia weilend, mit den bedeutendsten Literaten und Staatsmännern ihrer Zeit und ihres Landes, wie mit Matteo Giberti und Francesco Berni, leider auch mit dem berüchtigten schmuzigen Pietro Aretino, diesem „Cäsar Borgia der italienischen Literatur". An den Zeitereignissen nahm sie den lebhaftesten Antheil. Die Wahl Clemens' VII. begrüßte sie mit heller Freude, sich in dem Manne, dessen Regierung für Italien so verderblich werden sollte, schwer täuschend gleich so vielen andern ihrer Zeitgenossen. Eine große Menschenkennerin scheint Vittoria überhaupt nicht gewesen zu sein: dafür spricht, außer dem Verhältniß zu Pietro Aretino, auch die Hochschätzung, die sie für den berüchtigten Cardinal Hippolyt von Este hegte. Selbst ohne Falsch, traute sie auch andern allzu leicht jene Reinheit des Wollens und Strebens zu, die sie selbst beseelte.

Nach Kaiser Karl's V. eigenen Worten in einem Briefe an die Marchesa von Pescara, „seine theure Anverwandte", verdankte er den entscheidenden Sieg bei Pavia zum nicht

geringen Theile der Tapferkeit, Kriegserfahrung und trefflichen Führung ihres Gatten. Dennoch kargte er sehr mit dem Lohne und schenkte so wenig ihm wie seinen übrigen italienischen Feldherren volles Vertrauen, wie er es seinen spanischen und niederländischen Dienern zuwandte. Pescara, gekränkt und unzufrieden, wurde von den Feinden des Kaisers in schwere Versuchung geführt, selbst nach der Krone Neapels zu streben. Aber Vittoria mahnte dringend ab. Sie sehne sich nicht danach, Gemahlin eines Königs zu werden, wohl aber sei sie stolz darauf, die Gattin eines großen Feldherrn zu sein, der im Kriege durch Tapferkeit, im Frieden durch Hochsinn die größten Könige besiegt habe. Vielleicht einen Augenblick schwankend, blieb Pescara doch, von ihr bestärkt, ein treuer Diener des Kaisers, starb aber schon gegen Ende des Jahres 1525 in der Blüte seiner Jahre an den Folgen einer bei Pavia erhaltenen Wunde und geistiger wie körperlicher Ueberanstrengung.

Aufs tiefste erschüttert durch den Tod des heißgeliebten Gatten, zog sich Vittoria in das Kloster San-Silvestro in Rom zurück, fortan der irdischen Liebe abgestorben:

Ein einz'ger Pfeil durchbohrte mir die Brust,
Sodaß unsterblich sie die Wunde trägt,
Schutz gegen jede neue Liebesglut. *)

Vor der Erstürmung Roms durch die Truppen des Connetable von Bourbon 1527 brachte sie ihr Bruder Ascanio nach Marino; bald nach derselben zurückgekehrt, that sie alles Mögliche, um das Elend der unglücklichen Bewohner der Hauptstadt zu mildern. Bisher hatte sie nur vereinzelte Gedichte verfaßt: der Schmerz öffnete die reiche Quelle der Poesie in ihrem Innern, und in vollem Strome quollen die meist der Trauer um den Geschiedenen und seinem Ruhme geweihten Lieder hervor. Erst wenige Jahrzehnte vorher hatten es die Florentinerinnen Antonia de' Pulci und Lucrezia Tornabuoni, die Mutter Lorenzo's de' Medici, gewagt, als die ersten Dichterinnen Italiens mit ihren Werken an die Oeffentlichkeit zu treten. Andere waren ihnen seither gefolgt **), aber nur Veronica Gambara aus Verona vermochte mit Vittoria Colonna um den Kranz zu ringen. Die Blüte des Humanismus mit ihrer Loslösung von dem hergebrachten Autoritätsglauben und ihrem Streben nach allgemeiner Geistesfreiheit hatte auch eine Emancipation der Frauen in den höhern Ständen im Gefolge, die, in lebhaftem Contraste zu der vorhergehenden Periode, vielfach an unsere Zeit und ihre Aspirationen erinnert. Läßt doch Balthasar Castiglione, lange Zeit der ergebene Freund Vittoria's, in seinem berühmten „Cortegiano" Julian von Medicis sagen: „Es ist unbegründet, daß das Weib von Natur dem Manne nachstehe." Wenn diese größere Freiheit in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu mancherlei sittlichen Ausartungen führte, so brachte später der Sieg der orthodoxen Partei eine heftige Reaction mit sich, welche das öffentliche Auftreten, ja die wissenschaftlichen und literarischen Bestrebungen des Weibes überhaupt verdammte und dasselbe in die engen Schranken des Hauses zurückwies.

An jenen Ausartungen hat Vittoria weder im Leben noch in der Poesie theilgenommen. Keusch und rein hier wie dort, war sie den begabtesten Zeitgenossen, mit denen sie in lebhaftem geistigen Verkehr stand, ein gefeiertes, hochverehrtes Vorbild. Wie Ariost sie über alle Frauen der Zeit erhob, wissen wir; Bembo sagt von ihr: „Sie kleidet heilige Gedanken in himmlische Worte", und Hannibal Caro ruft aus: „Sie hat die Welt, sich selbst dann überwunden." Freilich sind auch ihre schönen und rührenden Verse keineswegs immer frei von dem allgemeinen Fehler der italienischen Lyrik seit Petrarca's Zeiten: den ewigen Wiederholungen desselben Gedankens in tausend Bildern und Wendungen, wie von den künstlich zugespitzten Concetti. Mehr und mehr wandten sich ihre Gedichte der Erde ab und dem Himmel zu. Mit dem frommen Juan Valdez in Neapel vielfach verkehrend, mit Ochino und Peter Martyr befreundet, scheint auch sie sich damals der Lehre von der alleinigen Rechtfertigung durch den Glauben zugewandt zu haben, jedoch ohne die Absicht und das Bewußtsein, sich dadurch von der römischen Kirche zu trennen. Im Frühling 1537 begab sie sich mit sechs andern Frauen nach Oberitalien, um von Venedig aus das Heilige Grab zu besuchen; aber Krankheit hielt sie im Vaterlande zurück. In Ferrara lernte sie Renata von Anjou, die unglückliche Gemahlin des Herzogs Alfons von Este, die standhafte Vertreterin des protestantischen Princips, kennen; wie weit sie mit derselben harmonirte, und ob sie dort auch mit Calvin, der um diese Zeit die Herzogin besuchte, zusammengetroffen sei, läßt sich nicht ermitteln. Auch mit Margarethe von Valois, der Königin von Navarra und Verfasserin des „Heptameron", die bekanntlich dem Protestantismus sehr zugeneigt war, stand sie in freundschaftlichem Verkehr und sandte ihr ein Exemplar ihrer Sonette zu. Von den Predigten Ochino's entzückt, hatte sie keine Ahnung davon, daß sie einem Ketzer zuhöre; es ging ihr wie der kirchlichen Opposition von 1870: sie betrachtete vielmehr die Andersgläubigen als die Häretiker. War es doch die Zeit, wo Papst Paul III. selbst eine Reformcongregation zusammenrief, „um den von den Völkern und Klerikern vergessenen Namen Christi wiederzubeleben in den Herzen wie in den Werken".

Mit Michel Angelo trat Vittoria wol erst seit 1538 zu Rom in nähere Beziehung, wenn sie den Künstler auch schon vier Jahre zuvor kennen gelernt hatte. Außer ihren eigenen Briefen und Buonarotti's an sie gerichteten Sonetten verdanken wir die genaue Kenntniß dieses Verhältnisses und zumal der Zusammenkünfte im Klostergarten von San-Silvestro den Berichten des Portugiesen Francesco de Hollanda an den König Joaõ III. über seinen Aufenthalt in Rom. Dasselbe gestaltete sich

*) Un sol dardo pungente il petto offese,
Si ch'ei riserba la piaga immortale,
Per schermo contro ogni amoroso impaccio.
„Rime", nach der bergamasker Ausgabe von 1760, S. 10.

**) Schon 1559 veröffentlichte Domenichi eine Sammlung unter dem Titel: „Rime diverse di alcune nobilissime donne."

zu einer platonischen Liebe, beruhend auf gegenseitiger Verehrung und Erkenntniß ihrer Geistesverwandtschaft. Condivi, der Schüler des großen Florentiners, sagt in seiner Biographie Michel Angelo's: „Vor allem liebte er die Marchesa von Pescara, deren göttlicher Geist ihn lebendig anzog und die auch für ihn die wärmste Zuneigung hegte. Von ihr besitzt er noch viele Briefe, voll der reinsten und süßesten Liebe, wie sie aus solchen Herzen zu kommen pflegen, während er eine Anzahl Sonette an sie gerichtet hatte, voll Geist und warmer Sehnsucht." Wie er in ihr das Urbild geistiger und leiblicher Schönheit erkannte, wie sie nicht nur auf den Menschen, sondern auch auf den Künstler, der damals das Weltgericht in der Sixtina schuf, veredelnd eingewirkt, davon geben zwei Sonette Zeugniß, die unser Verfasser mittheilt:

Zum reinen Ursprung mich zurückzubringen,
Will mich das Höchste, wonach alles strebt
Und das dir stets im heil'gen Busen lebt,
Selbst aus mir treiben und mit sich durchdringen.

Zu ihm gehn meiner kühnen Liebe Schwingen,
Nicht nach der Schönheit, die nur außen schwebt;
Denn eine tugendhafte Lieb' erhebt
Sich hoffend nur zu unsterblichen Dingen.

Doch wollt' ein Geist von so erhabnem Preise
Vom Ursprung sich gemäßen Leib bereiten,
So ziemte solchem Herrn ein solch Gemach.

Mir scheint, daß Gott nie herrlicher sich weise;
Denn in dir sieht Natur man mit sich streiten:
An Schönheit steht der Leib dem Geist kaum nach.

Hat erst die Kunst, die gottgeborne, reine,
Ein Menschenbild erfaßt, so formt gemach
In niederm Thon sie den Gedanken nach,
Daß ihre Erstgeburt dem Aug' erscheine.

Doch in der zweiten erst, im harten Steine,
Erfüllt der Hammer das, was er versprach;
Verklärt und neugeboren kennt hernach
Begrenzung seines Ruhms das Kunstwerk keine.

So kam ich als Entwurf von mir zur Erde,
Bestimmt, daß ich durch Euch, o Frau voll Hoheit,
Als ein vollkommnes Werk geboren werde.

Es braucht die Feile, es ergänzt die Lücken
Eu'r Mitleid. Doch verscherzt' ich das in Roheit,
So wendete mir alles Heil den Rücken.

Die immer strenger und einseitiger auf religiöse Aseese gerichtete Gemüthsstimmung Vittoria's entfernte sie endlich auch von dem verehrten Freunde. Traurige Familienereignisse mochten dazu beigetragen haben, diese Richtung, zu der die Keime vielleicht von jeher in ihrem Wesen lagen, zu fördern, dann der Krieg ihres Bruders Aseanio und seiner Anhänger mit dem Papste, der die Macht der Colonnesen brach und ihnen fast den vollständigen Untergang bereitet hätte, eine Reihe vorzeitiger Todesfälle in ihrer Familie, endlich eine lange und schwere Krankheit, welche sie, zum Theil wol die Folge geistiger Ueberspannung, im Jahre 1543 befiel. Von Viterbo aus, wo sie drei Jahre verlebte, sandte sie Michel Angelo noch ihre Dichtungen zu, kündigte ihm aber bald darauf den bisher unterhaltenen Briefwechsel, der ihr zu weltlich erschien, auf, und hat ihn wol kaum wiedergesehen, obgleich sie später noch gleichzeitig mit dem schwer leidenden siebzigjährigen Manne in Rom weilte.

Kein anderer Mann hat in ihren letzten Lebensjahren auf Vittoria einen größern Einfluß geübt als der Cardinal Reginald Pole, dessen Name — passiv wie activ — in der Geschichte Englands mit blutigen Lettern verzeichnet steht. Von Heinrich VIII. wegen seines unbeugsamen Widerstrebens gegen die Scheidung des Königs von Katharina von Aragon mit wüthendem Hasse verfolgt, lebte er in Italien, während seine Angehörigen, selbst seine greise Mutter, in England das Schaffot bestiegen. Als er Cardinallegat von Viterbo ward, knüpften sich nahe Beziehungen zwischen ihm und Vittoria, „in der Gott den Geist seiner verstorbenen Mutter erweckt hatte". Vittoria schreibt, sie verdanke ihm ihr Heil, denn er habe ihr Einhalt gethan und sie von vielen Truggedanken zurückgebracht. Sie sagte sich von Ochino los, der, nachdem er als Generalvicar der Kapuziner 1537—41 den Gipfel seines Ruhms und Einflusses erklommen hatte, 1542 zur Verantwortung vor das neue Inquisitionstribunal in Rom geladen, in sicherer Voraussicht dessen, was ihn erwartete, aus Italien entflohen war. „Er stürze sich", schreibt Vittoria, „in den Strudel, da er sich außerhalb der Arche befinde, welche rette und sichere." Sie selbst kehrte reuig in den Schafstall Petri zurück, den sie nie zu verlassen gemeint hatte. Als das Wesen ihrer religiösen Denkart erscheint jetzt ein orthodoxer Mysticismus: eine tiefe Sehnsucht nach überirdischer Erleuchtung erfüllte ihre Seele. Unerschütterlich fester Glaube, Demuth des Geistes und Aufwärtsstreben des Gemüths charakterisiren die geistlichen Poesien ihrer letzten Lebensperiode, die nebst denen auf den Tod ihres Gatten vor allem ihren Ruhm begründet haben. Wenn sie auch nicht, wie Reumont meint, als die Schöpferin dieser Gattung betrachtet werden kann, so ist sie doch von keinem katholischen geistlichen Dichter des 16. Jahrhunderts übertroffen oder auch nur erreicht worden.

Mit der freudig begeisterten Hoffnung auf das reine und vollkommene Schauen der himmlischen Herrlichkeit wechselt in ihren Gedichten der tiefe Schmerz über die Ohnmacht des in den irdischen Schranken befangenen und gefesselten Geistes, der sich nicht bis zum vollen Erfassen des reinen Ideals zu erheben vermag.

Bei hohem Flug erlahmen ird'sche Schwingen,
Kommt ihnen Hülfe nicht von Himmelshauch;
Des Menschen Blick hemmt dichter Nebelrauch,
Ist Himmelslicht nicht da, ihn zu durchdringen.
Vergeblich ist, was Menschensinnen schafft:
Christus allein verleiht die rechte Kraft.

Den Blick zwar halt' ich fest aufs Ziel gerichtet
Der Wandrung; doch nicht frei und leicht zu fliegen
Vermag ich aufwärts auf dem rechten Pfade.

Wenn flücht'ger Ton, geschaffen zu durchdringen
Die schwanke Luft, die ihn empfängt mit Beben,
Verschmelzend Geist und Sinn mit raschem Leben,
Aus schwacher Brust hervor so süß kann klingen,

Mit solchem Zauber kann das Herz bezwingen,
Von Sorgen frei es himmelwärts zu heben,
Dem Menschengeist ein Sporn zu kühnem Streben,
Um leichten Fluges sich emporzuschwingen:

Was wird die reine Seele dann gewahren,
Wenn sie vernimmt die Harmonie der Sphären,
Mit innerm Ohre lauscht dem ewig Wahren

Im Gnadenhimmel, in des Höchsten Glanze,
Wo Ton und Maß nach ew'ger Regel währen
Und voller Einklang stets beherrscht das Ganze!

Nachdem sie fast alle ihre Lieben, zuletzt noch ihren Neffen, den sie nach des Gemahls Tode als das Haupt des Hauses betrachtete, den kaiserlichen Feldherrn Marchese del Vasto, mit schwerem Verdachte der Untreue beladen, vor sich hatte ins Grab sinken sehen, starb Vittoria Colonna, 57 Jahre alt, nach langen Leiden am 25. Februar 1547 in Rom und wurde ohne Denkmal und Leichenstein auf dem gemeinsamen Begräbnißplatze der Benedictinernonnen von Sant' Anna de' Funari auf der alten Trümmerstätte des Flaminischen Circus begraben. Ihr Hinscheiden bewegte tief alle gebildeten Kreise ihres Vaterlandes; manche Thräne tiefer Theilnahme ward ihr nachgeweint. Der große Michel Angelo, der 17 Jahre älter, sie doch noch lange überleben sollte, ging hin, einen letzten Kuß auf die Hand der Todten zu drücken, und war, nach seines Biographen Zeugniß, „eine Zeit lang ganz betäubt von Schmerz und wie von Sinnen". Die Nachwelt aber hat das Urtheil der Mitlebenden bestätigt, daß Vittoria Colonna unter den edeln Frauen wie unter den hochbegabten Dichterinnen aller Zeiten und Länder eine der höchsten Stellen eingenommen hat und für alle Zukunft behaupten wird.

Otto Speyer.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Einer der beiden Collaborateurs, welche das so erfolgreiche Lustspiel „Krieg im Frieden" in gemeinsamer Arbeit schufen, Franz von Schönthan, hat sich jetzt auf den Isolirschemel gesetzt und ein Lustspiel: „Der Schwabenstreich", verfaßt, welches jüngst am leipziger Stadttheater, wie vorher in Hamburg und Wien, zur Aufführung gekommen ist. Das Stück gehört dem Genre an, welches jetzt das beliebteste ist, der Lustspielposse, das heißt einem durch einige Lustspielscenen aufgeschminkten Schwank. Jedenfalls hat der Autor mehr Talent für die komischen Motive derber Art, für possenhafte Bühnenwirkungen als für einen wahrhaft espritvollen Dialog, obschon es anerkennenswerth ist, daß er sich in einzelnen Auftritten eines Conversationstons befleißigt, der über das Niveau der Possenunterhaltung hinausgreift. Das Grundmotiv, daß jeder in seinem Leben einen Schwabenstreich begeht, ist gewiß ganz geeignet, die Grundlage eines Lustspiels zu bilden; doch seine Verwerthung will uns nicht besonders glücklich erscheinen. Ein älterer Gutsbesitzer, der in unbewachten Augenblicken Gedichte macht, wird plötzlich von seiner Frau als literarischer star entdeckt und zwar sehr spät, nachdem ihre Ehe schon mit zwei erwachsenen Töchtern beglückt ist. Sie facht in ihm den literarischen Ehrgeiz an, den ein Winkelliterat nährt, welcher eine Zeitschrift mit Gedichten ihrer Abonnenten herausgibt und die werdende Berühmtheit verleitet, mit der ganzen Familie nach Berlin zu ziehen, um sie dort besser ausbeuten zu können. Er verführt den alten Herrn zu nächtigen Abenteuern, ja selbst dazu, auf der Opernbühne als Statist mitzuwirken. Natürlich endet das mit einem ehelichen Krach und der Rückkehr auf die heimatlichen Gefilde. Das Töchterchen erobert sich indessen einen Bräutigam in einigen komischen effectvollen, aber sehr unwahrscheinlichen Scenen. Ein anderes komisches Motiv hängt mit einer wiener Gemäldeausstellung zusammen; dort hat ein Sportsman, ein russischer Fürst, ein Bild gesehen, das ihn ausnehmend interessirt, und er schickt seinen Secretär, einen frühern Tanzmeister, auf die Jagd nach dem Original: athemlos eilt dieser von einer Adresse zur andern, bis er erfährt, daß die Tochter des dichtenden Gutsbesitzers dies Original ist. Die Mutter baut darauf kühne Hoffnungen; sie sieht ihre Tochter schon als Fürstin und weigert ihre Zustimmung zu einer Heirath derselben mit dem Geliebten. Da erscheint als Schlußeffect ein Telegramm des Fürsten, worin er sich nach dem Preis des Hundes erkundigt, der auf dem Bilde angebracht ist: der Hund also und nicht die schöne Dame hatte sein Interesse hervorgerufen. Schönthan ist nicht verlegen um komische Motive; er greift keck zu und hat ganz gute Einfälle; aber ein heiteres Drama von gleichmäßigem Ton und Aufbau kommt bei seiner Productionsweise nicht zu Tage; es sind Anläufe zum Lustspiel, die aber nicht weit über den Schwank hinauskommen.

— Auf dem leipziger Stadttheater kam nun auch Hugo Bürger's „Fourfix" zur Aufführung: ein Stück, welches mehr deutsch lustspielartig ist, sodaß Bürger damit etwas die Bahnen der französischen comédie verlassen hat. Doch sind in dem Stücke die satirischen Schilderungen des Fourfix nur Beiwerk, und wenn auch die größere Vereinfachung der Handlung, gegenüber dem aufgesammelten Wust von durcheinandergewirrten Motiven in Bürger's andern Stücken, wohlthuend berührt, so fehlt doch die innere Einheit der Composition, welche den Fourfix selbst zum Mittelpunkte der dramatischen Handlung und satirischen Studie macht. Hugo Bürger hat inzwischen eine wenig wohlwollende Beleuchtung gefunden in den „Kritischen Waffengängen", welche ein paar junge literarische Dioskuren Heinrich Hart und Julius Hart herausgeben (drittes Heft, Leipzig, O. Wigand). Gewiß geht die Tendenz dieser „Waffengänge" darauf hinaus, unserer Literatur wieder echten Gehalt zu sichern, und sie ist insofern durchaus lobenswerth. Doch die Gebrüder Hart sind etwas schnell fertig mit dem Wort und allzu geneigt, das Kind mit dem Bade auszuschütten; die guten Seiten Hugo Bürger's verdienten doch mehr hervorgehoben zu werden. Der Verfasser aber will sich nicht scheuen, „die literarische Krankheit «Hugo Bürger» in derbster Weise zu kennzeichnen; eine Krankheit, welche, auch weiterhin das Theater inficirend, den Marasmus desselben zur Folge haben würde, kann nur mit dem Brenneisen behandelt werden". Er macht Hugo Bürger wie Paul Lindau die Ueberschätzung der französischen Theaterschriftsteller und die kurzsichtige Nachahmung derselben zum Vorwurf, das Haschen nach augenblicklicher Bühnenwirkung. „Ich werde nachzuweisen suchen", sagt Hart, „daß diese Theaterliteratur himmelweit entfernt ist von allem wahrhaft dramatischen Wesen und Sein, daß das

Drama mit diesen lose zusammengeklebten Stücken auch nicht das Mindeste gemein hat. Allerdings beherrscht gegenwärtig diese seichte Undramatik die Bühne, doch nur deshalb, weil seit dem Anfang unsers Jahrhunderts dramatische Literatur und Theater ganz getrennte Wege gegangen sind, weil die Dichter (die Keime dieses Uebels säeten die Romantiker) zum großen Theil nur Buchdramen schufen, und Kritik, Directoren und Publikum dem bloßen Amusementsbestreben verfielen. Im vorigen Jahrhundert war das anders, und das schönste Ziel einer Literaturentwickelung besteht daher in der Versöhnung von Theater und Literatur (echter dramatischer Poesie), in der Wiedereroberung der Dichter für jenes, und der Kritiker, des Publikums, der Direetoren für diese." Dies ist gewiß vollkommen begründet; auch in der Analyse der einzelnen Dramen, namentlich von „Gabriele" und „Gold und Eisen" findet sich viel Zutreffendes, und die „faustdicken Unglaublichkeiten" der Motivirung werden bisweilen schlagend nachgewiesen; doch das zusammenfassende Urtheil erscheint uns zu schroff: der Bürger'sche Dialog ist nicht so nichtssagend und geistlos, wie der Verfasser meint, und einzelne Seenen sind dem Autor nicht blos in Bezug auf äußern theatralischen Effeet wohlgelungen. Wie aber diese jüngsten Kritiker das dramatische „Brenneisen" handhaben, um unsere Bühnenliteratur hippokratisch zu euriren, das mögen noch die beiden folgenden Stellen über Hugo Bürger beweisen: „Alles flach und glatt, was der Dialog, der nirgendwo eine geistreiche Bemerkung emportreibt, eine tiefere, nicht an der Heerstraße liegende Wahrheit, eine originelle Wendung, der vielmehr alles in einer grauen Wasserflut des gewöhnlichsten Alltagsgeschwätzes einhüllt. Was bringt uns denn nun das ganze Drama? Effeetvolle Seenen, pathetische Tiraden, die bei der leisesten Berührung in ein Nichts zerplatzen, . . . schillernde Seifenblasen! Das, was ein Intriguendrama allein interessant macht, Witz und Schärfe des Verstandes, eine gewisse Unentrinnbarkeit der Intriguen, festeste Verknotung der Thatsachen, glaubhafte Motivirung . . . von alledem nichts. Eine Unwahrscheinlichkeit verdrängt eine Unwahrscheinlichkeit, eine Unmöglichkeit die andere!" — „Denn mit der Trivialität, welche in der Erfindung der einzelnen, nichtssagenden Handlungen zum Vorschein kommt, mit der absoluten Compositionslosigkeit geht die Schwäche der Charakteristik Hand in Hand. Sieben Dramen eilen dem vieractigen Schauspiel «Gold und Eisen» voraus, die ersten Bühnen Deutschlands geben diesem achten durch ihre Darstellung sogar ein bedeutsames Relief, — und in dieser ganzen Reihe von Jahren nichts gelernt und nichts vergessen; überall dieselbe thörichte Verneinung und Zerstörung alles dessen, was ein Lessing aufbaute, eine Verspottung aller Arbeit unserer großen Dramatiker, — man steht an einem Abgrund und fragt sich bang, wohin es mit unserer Bühne kommen soll, wenn die jüngere Generation diese Wege nicht verläßt?" Bühnenschriftsteller wie Hugo Bürger hat es zu allen Zeiten, auch zur Zeit unserer Classiker gegeben: deshalb weil derartige Stücke viel gegeben werden, wird unsere ganze Literatur nicht gleich in einen Abgrund versinken.

— Franz Nissel's Schauspiel „Die Zauberin am Stein" ist am wiener Burgtheater zur Aufführung gekommen. Die Kritik macht dem Stück zu vornehme Wendungen, den Mangel an dorfgeschichtlicher Einfachheit und Wahrheit zum Vorwurf. Die Heldin hat aus Eitelkeit die Zauberin gespielt: sie liebt den Sohn eines Müllers; doch der Vater gibt seine Einwilligung nicht. Verdächtig einer Brandstiftung, wird sie verfolgt, flieht mit dem Geliebten und gibt sich selbst den Tod. Ein Hinundher schwankender Entschlüsse, eine flackernde dramatische Beleuchtung wird an dem Stück gerügt. Frau Wolter spielte die Titelrolle: einige glänzende Momente sind ihrem Spiel nachzurühmen; doch es war keine Figur aus Einem Guß.

— Da unser deutsches Repertoire von Paris aus gespeist wird, so wird ein rechtzeitiger Hinweis auf die dortigen Bühnennovitäten nur von Interesse sein. Wir sahen zwei Stücke, von denen das eine an der wiener Burg, das andere am wiener Stadttheater zur Aufführung angenommen ist. Das erstere: „Les corbeaux" von Becque, ist vom Publikum der Comédie française abgelehnt worden, und mit vollem Recht — es ist ein Lebensbild ohne jede künstlerische Composition, ein Fetzen Leben nach Zola's ästhetischer Theorie, mit einem verletzenden Abschluß. Die guten Freunde des verstorbenen Gatten, welche über die Witwe herfallen, sind „die Raben"; diese häßlichen Charaktere sind nicht ohne satirische Schärfe geschildert; aber für unser ästhetisches Gefühl fehlt das Gegengewicht. Der Edelmuth der Töchter, von denen die eine ihre Familie durch die Heirath mit einem dieser Raben rettet, führt gerade den unbefriedigenden und peinigenden Schluß herbei. Das heitere Stück des Vaudeville: „La tête de Linotte" von Barrère, ist zwar echt französisch, nicht blos was den im ganzen harmlosen Liebeshandel der jungen Frau mit dem Secretär ihres Gatten betrifft, sondern noch mehr durch die Extratouren der Ehemänner: man mag daher nicht wünschen, daß es sich auf deutschen Bühnen einbürgert; doch es ist amusant in hohem Maße; die Schilderung der zerstreuten Heldin ist ein Cabinetsstück der Lustspielmuse; das seenische Arrangement des zweiten Acts: das Zimmer auf der einen, die Treppe auf der andern Seite, ist sehr originell, und das tumultuarische Durcheinander dieser Seenen wirkt so ergötzlich, daß das Publikum kaum zur Besinnung kommt, um über die Motivirung nachzudenken, die indeß bei aller anscheinenden Ueberstürzung noch stichhaltiger ist als in den deutschen Lustspielen von Rosen, Schönthan u. a.

Bibliographie.

Goethe's Briefe an Frau von Stein. Herausgegeben von A. Schöll. 2te vervollständigte Auflage, bearbeitet von W. Fielitz. 1ster Bd. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 8. 8 M. 40 Pf.

Honegger, J. J., Allgemeine Kulturgeschichte. 1ster Bd.: Vorgeschichtliche Zeit. Leipzig, Weber. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Kalbeck, M., Richard Wagner's Parsifal. Erste Aufführung am 26. Juli 1882 zu Bayreuth, besprochen. Breslau, Schletter. 1883. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Kielland, A. L., Schiffer Worse. Roman. Uebersetzung aus dem Norwegischen von Mary Ottesen. Berlin, Auerbach. 8. 3 M.

Klein, M., Die Genesis der Kategorien im Processe des Selbstbewusstwerdens. Ein Beitrag zur Systematisirung der günther'schen Philosophie. Breslau, Köhler. 1881. Gr. 8. 1 M.

Lichterfeld, L., Entwickelungs-Geschichte der deutschen Schauspielkunst. Erfurt, Bartholomäus. 8. 4 M.

Schücking, L., Alte Ketten. Roman. 2 Bde. Breslau, Schottländer. 1883. 8. 6 M.

Der Schutzgeist. Novelle. Vom Verfasser der „Memoiren eines Theekessels". Leipzig, Barth. 8. 2 M.

Schvarcz, J., Elemente der Politik. Staatstypen und Staatsformationen. 1ste bis 3te Lfg. Budapest, Lauffer. 1880. Gr. 8. à 60 Pf.

Schwicker, Julius Schvarcz und seine Schriften. Budapest, Lauffer. Gr. 8. 60 Pf.

Johann Gabriel Seidl, seine Sagen und Geschichten aus Steiermark. Eingeleitet und herausgegeben von A. Schlossar. Graz, Cieslar. 1881. 8. 2 M.

Sonntag, W., Praktisches Christenthum. Vier Vorträge über religiöse Fragen. Halle, Heudel. 8. 2 M.

Spitzer, D., Wiener Spaziergänge. 5te Sammlung. Wien, Klinkhardt. 8. 4 M. 50 Pf.

Voß, R., Luigia Sanfelice. Trauerspiel. Mit dem „Räuberjubiläumspreis" am Schillertage zu Mannheim gekrönt. Frankfurt a. M., Koenitzer. 8. 2 M.

Waenker von Dankenschweil, Die Geschichte des 6. badischen Infanterie-Regiments Nr. 114, im Rahmen der vaterländischen Geschichte und der Spezial-Geschichte von Konstanz populär dargestellt. Auf Befehl des königlichen Regiments verfaßt. Mit Skizzen im Text und 2 lithographirten Karten. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 5 M.

Winterfeld, A. v., Das Manöver bei Alt-Klücken. Komischer Soldaten-Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 13 M. 50 Pf.

Wohlauer, A., Stein und Schoen in der Provinz Preussen zu Anfang des Jahres 1813. Breslau, Köhler. Gr. 8. 1 M.

Zenker, J. O., Der Gustav Adolf-Verein in Haupt und Gliedern. Actenblätter, gesammelt für die XXXVI. Gustav Adolf-Hauptversammlung zu Leipzig 12. bis 14. September 1882. Leipzig, F. C. W. Vogel. Lex.-8. 3 M.

Anzeigen.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Geschichte
der
deutschen Homerübersetzung
im 18. Jahrhundert.
Von
Dr. Adalbert Schröter.
Ein starker Band. 8. Preis 7 Mark.

Das vorstehende Buch bildet ein ***so nothwendiges,*** *wie* ***zeitgemässes*** *Supplement zu den literarhistorischen Universalwerken. Der durch seine als* ***vorzüglich*** *beurtheilte* ***Nachdichtung*** *der* ***Gedichte Walthers von der Vogelweide*** *und des* ***Nibelungenliedes*** *bewährte Verfasser löst seine Aufgabe in obigem Werke glänzend.*

Soeben erschienen:

Aperçus sur la Littérature Française du XIXe siècle
depuis le premier empire jusqu'à nos jours
par
Paul Antoine
Licencié ès-lettres.
19½ Bogen. In 8. Brosch. 2 M. 40 Pf.

Das Werk kann als Ergänzung zu allen französischen Literaturgeschichten dienen. In eindringenden geistvollen Urtheilen werden die hervorragenden französischen Schriftsteller der neuesten Zeit charakterisirt. Knappe präcise Form, übersichtliche Darstellung und guter Stil sind Hauptvorzüge des Buchs. Ein poetischer Anhang enthält in geschmackvoller Auswahl eine Anzahl der besten Gedichte der neuern französischen Lyrik.

Verlag von Ls. Ehlermann in Dresden.

NORDENSKIÖLD'S Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega
liegt jetzt vollständig vor und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.
2 Bände. 60 Bogen. Geh. 22 M. (Auch in 22 Lieferungen à 1 M.) Geb. 26 M.
Mit 2 Porträts in Stahlstich, 500 Abbildungen in Holzschnitt und 19 Karten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

La Gerusalemme liberata
di
Torquato Tasso.
Riveduta nel testo e corredata di note critiche ed illustrative, e di varianti e riscontri colla conquistata
per cura di
G. A. Scartazzini.
Seconda edizione intieramente rifatta.
8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Verlag von **G. Reimer** in Berlin, zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Shakespeare's dramatische Werke
nach der Uebersetzung von
Aug. Wilh. Schlegel und **Lud. Tieck,**
sorgfältig revidirt und theilweise neu bearbeitet, mit Einleitungen und Noten versehen, unter Redaction von **H. Ulrici,** herausgegeben durch die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft.
Zwölf Bände groß Octav.
Zweite Auflage 15 Mark.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Physiologie der deutschen Polizei.
Von
F. Ch. B. Avé-Lallemant.
8. Geh. 6 M.

In dieser neuen Schrift von dem Verfasser des berühmten Werks „Das Deutsche Gaunerthum" wird namentlich auf die schädlichen Wirkungen der alten, zum Theil gegenwärtig noch üblichen Praxis im Bereiche der Sittenpolizei hingewiesen und dagegen die Nothwendigkeit einer nationalen deutschen Polizei betont. Die Ausführungen des Verfassers, auf ein außerordentlich reiches Quellenmaterial gestützt, werden das allgemeinste Interesse erregen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Torquato Tasso
und
Italienisches Leben im 16. Jahrhundert.
Von
Pier Leopoldo Cecchi.
Aus dem Italienischen übersetzt von
H. Freiherrn von Lebzeltern.
Autorisirte Ausgabe.
8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 20 Pf.

Das Werk über Tasso und seine Zeit von Professor Cecchi zu Palermo ist in Italien mit lebhaftestem Beifall aufgenommen worden, und erfreut sich auch in Deutschland, durch die vorliegende Uebersetzung zugänglich gemacht, der Beachtung aller Literaturfreunde.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Deutsche Universität Dorpat
im Lichte der Geschichte und der Gegenwart.
Eine historische Studie auf dem Gebiete östlicher Culturkämpfe.
Zweite Auflage. 8. Geh. 2 M. 50 Pf.

Ein energischer Protest gegen die Vergewaltigungen, mit welchen das Deutschthum in Livland und besonders die deutsche Universität Dorpat von den russischen Slawophilen bedroht wird. Noch vor Erscheinen war die erste Auflage der interessanten und wichtigen Schrift durch Vorausbestellungen erschöpft, weshalb sie bereits in zweiter Auflage vorliegt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

LITERARISCHE GESELLSCHAFT BERLIN

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 42. — 19. October 1882.

Inhalt: Zur neuesten Shakspeare-Literatur. Von David Asher. — Neue Dichtungen und Gedichte. Von Reinhard Mosen. — Botanische Vorträge. Von Moritz Willkomm. — Ein neugriechisches Drama. Von Daniel Sanders. — Feuilleton. (Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur neuesten Shakspeare-Literatur.

Bei der Durchlesung der diesjährigen Leistungen unserer Shakspeare-Forscher wurde ich wieder einmal an die Unterscheidung erinnert, welche der verstorbene Erzbischof Whately zwischen Rednern machte. Er verglich die eine Klasse mit der Sonne, die andere mit dem Monde. Bei dem Lichte dieses, erklärte er, sehen wir die Gegenstände nur schwach beleuchtet und bewundern weniger sie als den Mond, während jene die Gegenstände so hell beleuchtet, daß wir darüber die Sonne vergessen und nur das, worauf ihre Strahlen fallen, erblicken und in aller Deutlichkeit erkennen. Bei der Untersuchung dunkler Shakspeare-Fragen und bei allen Forschungen auf diesem Gebiete überhaupt können wir ebenfalls zwei verschiedene Behandlungsarten wahrnehmen. Es gibt Leistungen, die eine starke subjective Färbung haben; andere, die rein objectiv gehalten sind. Bei jenen werden wir fortwährend an den Forscher erinnert, der allen Scharfsinn aufbietet, um seine Hypothese zu stützen, ohne daß es ihm jedoch gelänge, uns zu überzeugen. Wir bewundern ihn vielleicht; die Sache aber, die er beleuchten wollte und beleuchtet zu haben glaubt, bleibt so dunkel wie zuvor. Bei den letztern wird der Gegenstand der Untersuchung ohne überflüssigen Aufwand von Scharfsinn in helles Licht gesetzt, sodaß wir überzeugt werden, ohne des Führers dabei besonders gewahr worden zu sein, jedenfalls ohne daß er sich uns fortwährend aufgedrängt oder nur bemerklich gemacht hätte. Er läßt eben die Gegenstände für sich reden und belehrt uns durch sie selbst, wie der echte Dramatiker seine Charaktere durch ihre Handlungen sich vor unsern Augen entwickeln läßt, nicht aber durch seine Beschreibung.

Doch indem ich so in Theorieen mich ergehe, dürfte meine Besprechung der neuesten Shakspeare-Literatur selbst eine subjective Färbung annehmen. Ich gehe daher sofort zum Thatsächlichen, d. h. zur Berichterstattung über das, was vorliegt, über. Es ist auch diesmal wieder nur äußerst wenig, was, wie meinen Lesern bekannt, ich meinestheils nicht beklage. Gehe ich auch nicht so weit wie Swinburne in seiner glänzenden Shakspeare-Studie, der die Shakspeare-Forscher, d. h. die, welche ihn pedantisch behandeln und über der minutiösen Knauperei, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, zum ästhetischen Genuß nicht kommen oder kommen lassen, Shakspeare-Parasiten nennt, so ziehe ich es doch vor, mich in ihn selbst zu vertiefen, anstatt den Scharfsinn eines dritten zu bewundern, der mich schließlich zu keinem sichern Resultat führt oder doch, wenn dem wirklich so ist, nur äußerliche Dinge feststellt, an denen im ganzen wenig liegt, oder die das Verständniß dessen, was Shakspeare geschrieben hat, nicht fördern. Freilich muß eben dieses erst festgestellt werden, muß der Text sprachlich erläutert und von etwaiger Verunstaltung gesäubert werden, ehe an ein Verständniß überhaupt gedacht werden kann. Solche philologische Forschung ist ja unumgängliche Vorbedingung bei der Lektüre jedes ältern Schriftwerks. Allein, wenn es sich um Herstellung des so oft corrumpirten Textes handelt, wer bürgt für die Richtigkeit dieser oder jener Lesart? Auch hier könnte man das ceterum censeo anwenden und mit Gewißheit prophezeien, daß das delenda est wie des alten Karthago so auch das Schicksal jeder neu vorgeschlagenen Lesart sein wird. Wer, der die Shakspeare-Forschung der letzten dreißig Jahre oder auch der letzten zwei Jahrhunderte verfolgt hat, würde sich nicht erinnern, wie er auf diese oder jene neu vorgeschlagene Lesart einer dunkeln Stelle hätte schwören mögen, wie er fast dafür geschwärmt und Propaganda für deren Annahme gemacht hat, und wie er dann nach weiterer Forschung, entweder eigener oder fremder, eines Bessern belehrt worden und von seinem

Irrthum zurückgekommen ist! Also vor allem Besonnenheit, Vorsicht und keine Ueberstürzung ist hier, wie ja im Leben überhaupt, anzuempfehlen. Doch zur Sache.

1. Jahrbuch der deutschen Shakspeare-Gesellschaft im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch F. A. Leo. Siebzehnter Jahrgang. Weimar, Huschke. 1882. Gr. 8. 9 M.

Reinhold Sigismund bietet in diesem Bande die zweite Abtheilung seiner Untersuchung, „Die medicinische Kenntniß Shakspeare's. Nach seinen Dramen historisch-kritisch bearbeitet", und ich muß ihr dasselbe Lob spenden wie im vorigen Jahre der ersten. Man empfindet es auch als Laie, daß man hier das allerdings nicht gerade erquickende Gebiet an der Hand eines sichern und zuverlässigen Führers durchwandert und es nicht mit bloßen Vermuthungen zu thun hat. Diesmal jedoch sind es nicht die Krankheiten des Körpers oder des Geistes, die behandelt werden, sondern „Apotheker- und Heilmittelkundige", „Arzneimittel", „Schlafmachende, narkotische, giftige Mittel", „Blutlauf, Herz, Leber", „Ernährung und Verdauung" und „Das Auge". Das sind doch schon anziehendere, jedenfalls weniger abstoßende und gewiß allgemein belehrende Themata, und wenn dieselben, wie hier geschieht, mit Shakspeare's Poesie, oder umgekehrt diese mit der Belehrung des Arztes aus dem Gebiete der Therapie, beleuchtet werden, so wird sich gewiß jeder Leser für sie interessiren. Hier wird ihm wirklich so mancher bisher dunkle Ausdruck aufgeklärt. So z. B. das Wort potatoes in den „Lustigen Weibern von Windsor", welches hier nicht Kartoffeln bedeutet, sondern die „Knollen der Convolvulus Batatas, die Brotfrucht der wärmern Länder"; oder das berühmte Henbane in „Hamlet", nicht Bilsenkraut oder Ebenholz, wie Delius (und A. Schmidt füge ich hinzu) es erklären, sondern „Eibenbaum, taxus baccata, der seit uralten Zeiten als Baum des Todes galt und besonders zur Zauberei verwendet wurde".

Der in der Shakspeare-Forschung unermüdliche und als das lumen Germaniae glänzende Nikolaus Delius — sein Text wurde sogar der neuesten englischen Ausgabe, dem nach dem Prinzen Leopold benannten Leopold-Shakspeare, zu Grunde gelegt — hat „Shakspeare's «Julius Cäsar» und seine Quellen im Plutarch" untersucht; er faßt das Ergebniß dahin zusammen, daß der Dichter im ganzen und großen nur den Verlauf der historischen Handlung aus dem Biographen entnommen habe, alles Uebrige aber Shakspeare's freieste und eigenste Schöpfung sei. Er stehe also seiner Quelle in diesem Römerdrama viel unabhängiger gegenüber als im „Coriolan", wo sich die Verbindung zwischen Plutarch und Shakspeare als die denkbar innigste herausstelle. Auch diesem Forscher folgt man gern, und seine Darlegungen wirken so überzeugend, weil er stets rein objectiv verfährt und seine Arbeiten sachlich gehalten und nüchtern sind. Schon seine frühesten Schriften, namentlich die zweite: „Der Mythus von William Shakspere" (Bonn 1851), waren bezeichnend für diese seine praktische Richtung. Er zerstörte mit der ebengenannten das Gewebe von Sagen, das sich um den Dichter gelagert hatte und sein Bild verschleierte. So hat er erst den Dichter, dann seine Werke in ihrer Reinheit und Lauterkeit, soweit es irgend möglich, wiederhergestellt.

Nach einem Beitrag „Zur Geschichte der deutschen Shakspeare-Bearbeitung" von Gisbert Freiherrn Vincke, in welchem die Vorzüge und Mängel der verschiedenen Bearbeitungen von Dingelstedt, Oechelhäuser, Eduard und Otto Devrient, Feodor Wehl und den Meiningern gegeneinander abgewogen werden und als Gesammtresultat die Thatsache constatirt wird, daß in Deutschland während der hundert Jahre seit Schröder's Hamlet bis zur Gegenwart von den 36 Shakspeare-Stücken überhaupt 32 aufgeführt worden, folgt ein Wiederabdruck des bereits 1844 in d. Bl. veröffentlichten Aufsatzes „Ueber Shakspeare's Sommernachtstraum" von Adolf Schöll. Unter diesen Umständen wäre es überflüssig, die Verdienste des Aufsatzes hier hervorheben zu wollen.

Wilhelm Bolin behandelt „Antonius und Kleopatra in deutscher Bühnenbearbeitung". Zu den obengenannten Dingelstedt, Oechelhäuser und Wehl gesellen sich hier noch Julius Pabst (1852), Laube (1854), F. A. Leo (1870) und G. Vincke (1876). Mit feinem Verständniß vergleicht der Verfasser des Artikels den Werth dieser verschiedenen Bearbeitungen und macht Vorschläge zu einer solchen, dahin gehend, daß dabei die Rücksicht auf die heutige Bühne mit wahrer Pietät gegen den Dichter zu verbinden wäre.

Der fleißige und gründliche Forscher Hermann Isaac behandelt diesmal die Frage: „Wie weit geht die Abhängigkeit Shakspeare's von Daniel als Lyriker? Eine Studie zur englischen Renaissance-Lyrik", und gelangt nach einer sorgfältigen Vergleichung der Sonette beider zu dem Schluß, daß Shakspeare ebenso wie die ganze Lyrik seiner Zeit, wol auch Daniel seinem wahren Werthe nach zu würdigen gewußt habe. Wenn er von ihm Anregungen empfangen habe, so habe er nur dessen allerbesten Erzeugnisse auf sich einwirken lassen. Bedeutend seien diese Anregungen jedenfalls nicht; wir müssen vielmehr anerkennen, meint Isaac, daß der Einfluß der besten Muster, eines Petrarca, Tasso, eines Surrey, Sidney, größer gewesen sei. Man sei übrigens überhaupt nicht berechtigt, von einem Muster zu sprechen bei einem Dichter, der in seiner reifern Freundschafts- und Gedankenlyrik ein Schöpfer auf einsamer Höhe stehe.

D. Honigmann's sehr verständige Untersuchung „Ueber den Charakter des Shylock" verfolgt den Zweck, die historischen Beweise, daß Shakspeare den Shylock nach einem wirklichen Vorbilde und in einer bestimmten tendenziösen Absicht gezeichnet, zu entkräften und demnächst den Charakter Shylock's unmittelbar aus der Dichtung selbst und der ihr zu Grunde liegenden Idee unabhängig von diesem kritischen Ergebniß zu entwickeln. Was den ersten Punkt betrifft, wird der erst kürzlich von Leo ver-

suchte Nachweis, daß der jüdische Arzt der Königin Elisabeth, Dr. Lopez, das Vorbild zu Shylock gewesen sei, als nicht stichhaltig verworfen und in Bezug auf denselben aus dem Drama heraus in geschickter Weise dargethan, daß Shakspeare „auch in dieser Dichtung (dem «Kaufmann von Venedig» natürlich) nur dem höhern Kunstgesetz und keiner gehässigen Tendenz gefolgt sei", oder, in der heutigen Sprache ausgedrückt, kein „Antisemit" war, fügen wir hinzu. Und Honigmann umschreibt diese knappe Bezeichnung nur, wenn er sagt:

Diese Ueberzeugung ehrt den Dichter, wie sie den reinen Genuß an seiner bewundernswerthen Schöpfung erhöht. Sie ist aber auch trostreich in einer Zeit, wo dem Gedanken vorurtheilsloser Humanität so viele neue Feinde mit altem und alte Feinde mit neuem Gesicht erstanden sind, denen man nicht den Triumph gönnen sollte, einen Genius wie William Shakspeare zu ihren Gesinnungsgenossen zählen zu dürfen.

Möchten nur alle Schauspieler, welche die Rolle des Shylock zur Darstellung bringen, sich künftig dabei von dieser Ansicht leiten lassen, damit nicht bei der entgegengesetzten fernerhin durch schiefe Auffassung des Charakters und der Tendenz des Dichters bei den Aufführungen des Stücks dem alten Vorurtheil immer neue Nahrung gegeben werde und niemand sich auf eine so gewichtige Stütze wie die des größten Menschenkenners berufen könne.

Die Reihe der Abhandlungen, die diesmal in der Mehrzahl, oder sagen wir sämmtlich, zur beffern, eingangs von mir als objectiv bezeichneten Gattung gehören und sich nicht in nebebelhaften Conjecturen bewegen, beschließt der erste einer Reihe von geistreichen Briefen: „Ueber einige von Shakspeare's Frauencharakteren von Helene Faucit Martin. Mit Genehmigung der Verfasserin übersetzt von Karl Lentzner." Der Redacteur bemerkt in einer Anmerkung:

Es muß unsere Leser interessiren, verfolgen zu können, wie sich in der Seele einer der hervorragendsten englischen Bühnenkünstlerinnen die Auffassung eines von ihr darzustellenden Charakters vom embryonischen Empfinden an bis zur Vollklarheit der Darstellungsfähigkeit entwickelt hat. Lady Helene Martin, die Gattin des Biographen Prinz Albert's, hat diese Aufzeichnungen für den engsten Kreis der Freunde geschrieben und drucken lassen und ausnahmsweise die Genehmigung zur Uebersetzung ertheilt.

Ich führe diese Anmerkung hier an, damit der Leser gleich erfahre, welcher Genuß ihm hier geboten wird und wer die Verfasserin sei. Hinzuzufügen habe ich nur noch, daß dieser erste Brief „Ophelia" behandelt. Den Schluß des Bandes bilden: „Literarische Uebersicht", „Miscellen" und ein „Statistischer Ueberblick über die Aufführungen Shakspeare'scher Werke auf den deutschen und einigen ausländischen Theatern vom 1. Januar bis 31. December 1881" von Armin Wechsung.

Dem diesem Bande beigegebenen Generalregister für den ersten bis sechzehnten Band kann ich nicht genug erschöpfende Sorgfalt und Genauigkeit nachrühmen. Es ist fast zu genau in seiner Rubricirung, sodaß ein und derselbe Artikel, und sei er auch noch so klein und unbedeutend, zu wiederholten malen aufgeführt wird; doch ist das immerhin ein Fehler nach der guten Seite hin, da er das Nachschlagen außerordentlich erleichert, mit welchem Stichwort man auch die Probe mache. Weniger läßt sich absehen, weshalb ein solches Register schon jetzt wieder nöthig war, nachdem erst der zwölfte Band ein, wenn auch nicht gleich sorgfältiges, doch immerhin genügendes Gesammtregister gebracht hat.

2. Ophelia, ein poetisches Lebensbild von Shakspeare, zum ersten mal im Lichte ärztlicher Wissenschaft, zugleich als Beitrag zur ästhetischen Kritik der Tragödie „Hamlet". Eine Monographie für gebildete Leser aller Stände von Hirschfeld. Danzig, Gruihn. 1881. 12. 1 M. 50 Pf.

Ein langer Titel für ein Duodezschriftchen von 61 Seiten; doch darf man bekanntlich eine Schrift nicht nach dem Quantum, sondern nur nach der Qualität beurtheilen, und in dieser letztern Hinsicht darf sich das Büchelchen wol mit manchem dickleibigern Werke messen. Der Verfasser geht von Herder's Auffassung des „Hamlet" aus, der auch ich mich angeschlossen, und meint, Hamlet's Fehler sei auch der Ausgangspunkt, die Gelegenheitsursache für das tragische Geschick Ophelia's, für ihren Wahn, ihren Tod gewesen. „Ihrem Herzen die Hefe des Jammers zu ersparen, umnachtet er erst ihren Geist und läßt sie dann fühllos den Tod finden, ohne ihn zu suchen; uns aber, den mitfühlenden Theilnehmern, dämpft er so mit lindernder Hand den größten Theil der Erschütterung über Ophelia's Wahn." Es handelt sich indeffen in der Schrift weniger um die ästhetische Kritik, als vielmehr, wie ja aus dem Titel zu entnehmen, um die Analyse des Charakterbildes der Ophelia, wie es von Shakspeare dargestellt worden, im Lichte ärztlicher Wissenschaft, und so zerfällt denn der „Ausführung" überschriebene Theil in zwei Untersuchungen, und zwar erstens der Ursachen der Seelenstörung (Aetiologie) und zweitens der Seelenstörung (Symptomatologie). An der Hand Griesinger's und seines Werks „Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten" erweist der Verfasser die Richtigkeit der Shakspeare'schen Schilderung des Wahnsinns der vielleicht liebenswürdigsten unter allen seinen Frauengestalten, Stufe für Stufe, und trägt so zu unserm bessern Verständniß derselben bei, während er uns von neuem mit Bewunderung des Dichters erfüllt, dessen Intuition stets das Richtige traf und in allem, was er schuf und schilderte, der Natur so treu zu bleiben verstand. Freilich ist auch dieses Thema von Engländern und Deutschen bereits vielfach behandelt worden; zuletzt ja eben von Sigismund in seiner vorjährigen Abhandlung im „Shakspeare-Jahrbuch". Doch von Fachleuten kann der Laie immer wieder etwas Neues lernen: wenn nur Unberufene von solchen Fragen fern bleiben und uns mit ihren jedenfalls nicht durch ausreichende Sachkenntniß unterstützten Untersuchungen verschonen wollten. Wäre es nicht vielleicht zweckmäßig, statt der vielen Schreiberei über manche sogenannte Shak-

speare-Frage auch bei uns nach Art der praktischen Landsleute des Dichters zu verfahren und, wie neulich in der New Shakespeare Society in London geschah, als ein Mitglied die alte Frage nach dem wirklichen oder fingirten Wahnsinn Hamlet's von neuem aufwarf und behandelte, einfach darüber abstimmen zu lassen?

3. Vorträge über Shakspeare-Charaktere von Julius Thümmel. Halle, Niemeyer. 1881. 8. 4 M.

Dies ist zum größern Theil ein Wiederabdruck aus dem „Shakspeare-Jahrbuch" und besteht, außer aus den von uns bereits früher rühmend besprochenen Vorträgen über „Shakspeare's Kindergestalten", „die Geistlichkeit, die Narren, die Clowns und den Miles gloriosus bei Shakspeare, aus dem neu hinzugekommenen „Die Frauencharaktere", welche der Verfasser nach den „herrischen", „dämonischen", „erotischen" und „humoristischen" gruppirt. Auch diese Gestaltungen des Dichters hat Thümmel mit Geist und Scharfblick behandelt, wenn auch freilich nur skizzenhaft. Sehr zutreffend ist die Bemerkung, daß bei Shakspeare die Frauencharaktere bis auf wenige Ausnahmen fast durchweg um eine Stufe, ja zuweilen um deren mehrere, höher gestellt seien als das männliche Geschlecht. Und Thümmel glaubt dies dem ritterlichen Geiste zuschreiben zu dürfen, der als Nachklang des Mittelalters durch die Aera der Königin Elisabeth noch hindurchzieht. Ich kann diese geistvollen, Karl Elze zugeeigneten Vorträge, wie schon früher, nur von neuem als anziehend und belehrend, als feinsinnig und fesselnd empfehlen.

4. Shakspeare's Selbstbekenntnisse, nach zum Theil noch unbenutzten Quellen von Fritz Krauß. Weimar, Huschke. 1882. Gr. 8. 7 M.

Dieses nachgelassene Werk des allzu früh verstorbenen Forschers — er starb, wie wir aus dem „Shakspeare-Jahrbuch" erfahren, am 23. Juni 1881 in Zürich, noch nicht 40 Jahre alt, an den Folgen eines Nervenfiebers und war dort im Kaufmannshause seines Vaters thätig und stets leidend gewesen — enthält eine Erweiterung des von mir im vorigen Jahre in meiner Besprechung des „Shakspeare-Jahrbuchs" in d. Bl. erwähnten Aufsatzes desselben Verfassers: „Die schwarze Schöne der Shakspeare-Sonette", in welchem er, wie unsere Leser sich erinnern werden, in die Fußstapfen Gerald Massey's trat und dessen Ansicht verfocht, nach welcher „die schwarze Schöne" keine andere als Lady Rich, das Ideal Sidney's, gewesen sei. Dieser, der Verfasser der „Areadia", der Held von Zutphen, hat sie in seiner Sonettensammlung „Astrophel and Stella" besungen, und nachdem ihre Reize Shakspeare's zweiten Freund Herbert Lord Pembroke bestrickt hätten, sollte nach einem zwischen Shakspeare und Herbert abgekarteten Plane des letztern Leidenschaft versifieirt und zugleich Sidney's Verhimmelung der Lady verspottet werden. Beides bilde den Inhalt der letzten 28 Sonette Shakspeare's, während, wie ebenfalls bereits in meiner vorjährigen Besprechung erwähnt, die ersten 126 an den Grafen Southampton, den ältern Freund und Gönner des Dichters, gerichtet wären. Das vorliegende Werk zerfällt nun in die entsprechenden drei Hauptabschnitte: „Shakspeare's Freundschaft zu Southampton", „Die schwarze Schöne der Sonette", „Shakspeare als Mensch".

Auch die erste Abtheilung ist, wie der Verfasser selbst sagt, eigentlich nur eine Ergänzung seines Buchs über die Southampton-Sonette, das die Geschichte von Southampton's Liebe und die Erklärung der ihr gewidmeten Sonette enthält. Einen Auszug aus dieser Abtheilung, welche nun die Shakspeare-Southampton-Freundschaft, und was sich daran knüpft, neu beleuchten und begründen soll, hat der Verfasser früher in „Nord und Süd" (Februar 1879) veröffentlicht. Als Hauptabschnitt des Werks bezeichnet er jedoch den zweiten; denn, meint er, könnte die berüchtigte schwarze Schöne der Sonette identificirt werden, oder wäre es wenigstens möglich, zu beweisen, daß sich darunter nicht eine Maitresse des Dichters verberge, so eröffnete sich eine ganze Reihe von neuen Perspectiven auf Shakspeare's Bild. Darauf folgt dann der dritte Abschnitt, welcher das eigentliche Ziel des Verfassers enthält, nämlich den Nachweis zu liefern, daß des Dichters Ehe keine unglückliche gewesen zu sein brauche oder gewesen sei, und daß auch die Unzufriedenheit mit seinem Stande eine Mythe sei, die ebenfalls hauptsächlich auf einer irrigen Auslegung gewisser Sonette beruhe und in nichts zerfalle.

Hier sei gleich bemerkt, daß, abgesehen von andern Indicien, die Annahme, daß seine Ehe keine glückliche gewesen, hauptsächlich auf sein Testament sich stützt, in welchem er seiner Gattin bekanntlich blos das zweitbeste Bett vermacht, und auf die Thatsache, daß er sie schon wenige Jahre nach seiner Vermählung verließ. Beides führt auch Krauß als Gründe für seine Ansicht an; neben diesen beiden sichern Thatsachen scheinen mir Auslegungen von Sonetten wenig Bedeutung zu haben. Unter den angeführten Stellen aus den Dramen zur Unterstützung der gedachten Annahme bedauere ich, gerade die wichtigste zu vermissen, auf die ich in „Notes and Queries" vor Jahren (1859) hingewiesen. Sie befindet sich in „Tempest" IV, 1, 14 fg. Auch was ich in d. Bl. über die Antieipirung der Hertzberg-Friese'schen Entdeckung der Quelle der Sonette 153 und 154 seitens Regis' beigebracht habe, hat Krauß entweder vergessen oder unberücksichtigt gelassen.

Zur Zurückweisung der Annahme eines schlechten Verhältnisses zwischen dem Dichter und seiner Frau bringt Krauß nun allerdings ziemlich plausible Gründe vor. Es sei dies durch nichts bewiesen (be- oder erwiesen ist ja überhaupt weniges in Shakspeare's Biographie). Daß er seine Familie in Stratford zurückgelassen habe, sei eine bloße Vermuthung; man könne ebenso gut annehmen, er habe sie nach London kommen lassen, sobald er es im Stande war. Er wäre ja nach einer neuern Entdeckung Hausbesitzer in London gewesen. Die natürlichste Folgerung sei also, daß er sich ein Haus kaufte, nicht um allein

zu leben, sondern um seine Familie unterzubringen. Die Thatsache, daß er in London Hauseigenthümer gewesen, stehe der Erwähnung gegenüber, daß Shakspeare jedes Jahr Stratford besuchte. Ohne hier in die Ausführungen unsers Verfassers weiter einzugehen, bleibe ich trotz derselben bei der auch von Elze gehegten Ansicht stehen. Dieser Forscher, der es gewiß nicht hat an Fleiß und Umsicht fehlen lassen, alles nur bekannt Gewordene über Shakspeare zu sammeln und kritisch zu sichten, sagt nämlich in seinem „William Shakspeare": „Trotz der erwähnten Bemühungen verschiedener englischer Biographen, in frommer Glaubenseinfalt Shakspeare's Ehe als eine glückliche und in gemeinsamer Häuslichkeit zu London fortgeführte auszumalen, kann diese Frage doch nicht anders als mit einem entschiedenen Nein beantwortet werden." Und Elze steht dem jüngern Forscher Krauß an Verehrung des Dichters gewiß nicht nach. Daß es letzterm gelungen sei, mich in dieser Frage zu überzeugen, könnte ich also nicht sagen. Die Entscheidung der andern Frage, ob Shakspeare unzufrieden mit seinem Stande war, hängt davon ab, ob man die Massey-Krauß'sche Erklärung der Sonette gelten läßt oder nicht. Es handelt sich hier besonders um die Nummern 29 und 111. Daß Krauß, wie vor ihm Massey, ziemlich gewichtige Beweisgründe für die Richtigkeit seiner Auslegung derselben ins Feld führt, will ich nicht leugnen. Die beiden Sonette bezögen sich nämlich auf Southampton und passen wol auch auf seine Geschicke. Doch läßt sich immerhin die persönliche Anwendung auch festhalten, denn a fellow feeling, d. h. eine gleiche Unzufriedenheit, kann dem Dichter als Schauspieler und Theaterdirector, ja selbst als dramatischem Schriftsteller bei allem äußern Erfolge innegewohnt und ihn zu den Sonetten inspirirt haben. Daß er sich von seinem Stande, seiner Thätigkeit und deren Erfolgen nicht befriedigt gefühlt haben mag, geht ja deutlich daraus hervor, daß er, sobald er in der Lage dazu war, London, der Bühne und der dichterischen Schöpfung Lebewohl sagte. Also auch in dieser Frage stehe ich auf seiten Elze's *) und der meisten Vorgänger desselben und kann mich nicht durch Krauß-Massey für überzeugt erklären. Trotz alledem ist das Werk immerhin lesenswerth. Es wirft so manches Streiflicht auf die Dramen Shakspeare's und erklärt manche dunkle Stelle darin, wenn es auch die Sonette nach wie vor als ein ungelöstes Räthsel stehen läßt und Ueberzeugungskraft gegenüber dem Bilde, das man sich gewöhnlich von Shakspeare entwirft, durchaus nicht besitzt.

5. Shakspeare in Amerika. Eine literarhistorische Studie von Karl Knortz. Berlin, Th. Hofmann. 1882. 8. 1 M. 20 Pf.

Gott sei Dank! ruft man unwillkürlich bei der Lektüre dieses Schriftchens aus. Hier kommt einmal ein deutsches Buch über Shakspeare, das nur Thatsächliches bringt. Hier hat man einmal festen Boden unter den Füßen und wird nicht, wie so oft, von einem Luftsegler im Ballon in die Wolken hinaufgetragen. Knortz bescheidet sich damit, uns eine literarhistorische Studie zu bieten, die uns berichtet, was Amerika auf dem Gebiete der Shakspeare-Forschung geleistet hat. Bei vielem Tüchtigen manches Phantastische freilich. Allbekannt sind ja wol jedem, der sich eingehender für die Shakspeare-Literatur interessirt, die verdienstvollen Ausgaben eines Richard Grandwhite und ganz besonders die „variorum Edition" von Horace Howard Furer in Philadelphia, dessen Gattin Mrs. Cowden Clarke's Werk durch eine „Concordance to Shakespeare's Poems" ergänzt hat. Auch Henry Norman Hudson, der sich selbst „Professor of Shakespeare" nennt, ist als Shakspeare-Forscher rühmlich zu erwähnen und hat viel, vielleicht drüben am meisten zur Verbreitung der Werke des Dichters beigetragen. Neben diesen Arbeiten dürfte wol die von Miß Delia Bacon im Jahre 1856 zuerst aufgestellte Behauptung, nicht Shakspeare, sondern Lord Baco habe die jenem zugeschriebenen Dramen verfaßt, das Originellste sein, was Amerika auf dem Gebiete geleistet hat. Ihr schlossen sich mehrere ihrer Landsleute an, namentlich der Advocat Appleton Morgan in Neuyork in seiner Schrift „The Shakespearean Myth" (Cincinnati 1881), und schon vor ihm ebenfalls ein Jurist, Nathaniel Holmes, von dessen Werk (Knortz hat es sonderbarerweise vergessen oder unterlassen, den Titel anzugeben) im Jahre 1876, wie Knortz berichtet, die dritte verbesserte Auflage erschien. Ich füge hinzu, der Titel des Buchs, das übrigens in keinem Jahrgange des „Shakspeare-Jahrbuchs" erwähnt ist, lautet: „The Authorship of Shakespeare by Nathaniel Holmes, one of the Judges of the Supreme Court of Missouri" (Neuyork, 1866). Ein geriebener Geschäftsmann, Wucherer und unmoralischer Mensch, wie es Shakspeare nachweislich gewesen, sagt dieser Baconist, könne kein Dichter sein. Und Baco, ein der Bestechung zugänglicher Richter, wäre es gewesen? So viel Einleuchtendes auch dessen Autorschaft der Shakspeare'schen Dramen hat, so durfte ein Verfechter dieser Theorie gerade ein solches Argument nicht vorbringen. Da hat er sich selbst widersprochen. Von Morgan's Werk indessen sagt selbst Knortz, der sonst der Baco-Hypothese abhold ist, es wäre „das gediegenste, welches die Controverse hervorgebracht", und sollte von keinem Shakspeare-Forscher ungelesen bleiben. Shakspeare der Theaterunternehmer, und Shakspeare der Philosoph, Dichter und Kenner der römisch-griechischen und nordischen Literaturen und Sagen, der Staatsmann, Hofmann und Weltmann, müßten unbedingt zwei ganz verschiedene Personen gewesen sein, ist Morgan's feststehende Ueberzeugung. Als Theaterdirector mag er die Dramen seiner lockern Freunde für den Gebrauch auf der Bühne eingerichtet und hin und wieder mit einigen den Zeitverhältnissen entsprechenden Zusätzen bereichert haben; zur alleinigen Abfassung derselben aber hatte er weder die Zeit noch die vielseitigen Kenntnisse, denkt Morgan und gewiß viele mit ihm. Oder sollte der Instinct, fragen wir,

*) Daß dessen wahrhaft monumentales Werk noch nach sechs Jahren keine zweite Auflage erlebt hat, ist um so mehr zu beklagen, als dann der einzige, aber große Mangel, der ihm anhaftet — der eines Registers — gewiß ergänzt worden wäre.

auch medicinische, juristische und was noch alles für Kenntnisse beibringen können? Ein Räthsel ist und bleibt Shakspeare ebenso wie seine Sonette.

Außer dieser immerhin nicht zu verachtenden Theorie oder Conjectur haben Amerikaner den Shakspeare auch zum Apostel der Temperanz, zum Anhänger des Spiritismus und zum Katholiken gemacht. Mit Recht hat Albert Lindner in seiner Besprechung des Krauß'schen Buchs in der „National-Zeitung" gesagt, jeder findet eben in Shakspeare was er sucht, und so lange die Menschheit an diese Sphinx herantreten und sich mit ihr beschäftigen wird, was wol so lange der Fall sein wird, als die Cultur überhaupt besteht und nicht von barbarischen Horden vernichtet ist, wird die Conjecturen- und Hypothesenjagd kein Ende erreichen und ihr kein Ziel gesetzt werden können. Glaubt einer, er habe seine Sache noch so geschickt geführt, mit noch so triftigen Gründen gestützt und bis zur Ueberzeugung erhoben, gleich kommt ein anderer und stürzt alles wieder wie ein Kartenhaus um, und wir halten wieder da, wo wir gewesen sind.

Was nun schließlich die deutsche Shakspeare-Kritik im ganzen und großen betrifft, so habe ich schon oben angedeutet, wie Swinburne über sie denkt. Ich benutze diese Gelegenheit, aus seinem in Deutschland noch wenig bekannten Werke „A Study of Shakespeare" (London 1880) die besonders einschlagende Stelle hier anzuführen, um deutschen Forschern etwas mehr Besonnenheit, mehr Zurückhaltung zu empfehlen. Seine Bemerkung über das historische Schauspiel „König Edward III." beginnt mit folgenden Worten: „Die Grabschrift der deutschen Kritik über Shakspeare ist längst von der unbewußten Hand verfaßt worden, welche den folgenden Satz niedergeschrieben hat, eine Inschrift, die würdig ist, in die Gotham'schen Register oder in das Tagebuch des noch nicht gestrandeten Narrenschiffes für alle Zeiten eingetragen zu werden: «Thomas Lord Cromwell; Sir John Oldcastle; A yorkshire Tragedy» — die drei letzten Stücke sind nicht nur unstreitig Shakspeare's, sondern verdienen meiner Meinung nach zu seinen besten und reifsten Werken gezählt zu werden.» (Der deutsche Urtext liegt mir nicht vor und muß ich daher den Leser höflichst bitten, mit meiner Uebersetzung nach Swinburne fürlieb zu nehmen.) „Diese denkwürdige Meinung ist das Urtheil des bescheidenen und einsichtsvollen Herrn von Schlegel, der ebenfalls seiner Zeit sich herabließ, unsere Unwissenheit mit der traurigen, von den Zeitgenossen Christopher Marlowe's so seltsam übersehenen Thatsache zu belehren, daß «seine Verse zwar fließend, aber kraftlos seien». Seltsam, aber wahr; zu seltsam, können wir billigerweise schließen, um nicht wahr zu sein. Nur deutschen Augen hat das Schatzhaus englischer Poesie je ein Geheimniß dieser Art enthüllt; nur deutschen Ohren ist solcher Misklang oder Fehler in ihren Harmonien je wahrnehmbar gewesen."

Swinburne ergeht sich zwar allerdings nur zu sehr in Superlativen und Uebertreibungen aller Art; daß er aber ein Ohr für Rhythmus und Gefühl für Poesie im allgemeinen und für englische natürlich ganz besonders hat, wird ihm niemand absprechen wollen oder können. Wo es sich also darum handelt, festzustellen, was Shakspeare wirklich angehöre oder nicht, da wird seine Stimme immerhin stark ins Gewicht fallen. Und dies wird doch stets die Grundfrage bei aller Textkritik bilden. Sonst ist sie eitel Silbenstecherei ohne allen Grund und Boden.

David Asher.

Neue Dichtungen und Gedichte.

1. Stürme. Von Carmen Sylva (Königin von Rumänien). Bonn, Strauß. 1882. 8. 4 M.
2. Der Burgunderzug. Eine Idylle aus St.-Gallens Vergangenheit von Maria vom Berg. Frauenfeld, Huber. 1880. 12. 4 M.
3. Messalina. Eine Satire. Vom Verf. der „Scherben". Zürich, Schmidt. 1881. 8. 4 M.
4. Der Torso. Eine Künstlergeschichte in Versen. Von Emil Taubert. Leipzig, A. Krüger. 1881. 12. 1 M. 60 Pf.
5. Vivamus. Gedenkblätter von Theodor Vulpinus. Leipzig, Eckstein. 1881. 8. 1 M. 20 Pf.
6. Gedichte von Friedrich Eck. Stuttgart, Cotta. 1881. 12. 3 M.
7. Stunden der Einsamkeit. Gedichte und Lieder von Hugo Koester. Marburg, Elwert. 1881. 8. 1 M. 50 Pf.
8. Trutznachtigall. Lieder aus der Heimat von Friedrich Baltzer. Chemnitz, Friese. 1881. 8. 3 M.
9. Mußestunden im Blumenthale. Gedichte eines Alt-Elsässers. Von G. Gäyelin. Erste Sammlung. Gebweiler, Boltze. 1882. 8. 3 M.
10. Reime eines Unbekannten. Köln, Du Mont-Schauberg. 1881. Gr. 8. 3 M.
11. Dissonanzen, Sentenzen, Aphorismen, Epigramme und Verwandtes. Von E. Marcus. Berlin, Bickhardt. 1881. 8. 4 M. 50 Pf.
12. Rauch und Schlacken. Von Edmund Grün. Prag. 1881. Gr. 8.
13. Gedichte von Mathilde Walker. Stuttgart, Greiner. 1882. 16. 3 M.
14. Herbstblüten. Gedichte von H. Schneider. Prag, Dominicus. 1880. 16. 2 M. 40 Pf.
15. Klänge aus vergangenen Zeiten. Von Ph. Wagner. Leipzig, Hartmann. 1881. 12. 2 M.
16. Joseph II. Poetische Festgabe des deutsch-österreichischen Lesevereins der Wiener Hochschulen. Wien, Konegen. 1880. Gr. 8. 2 M.

Carmen Sylva (Nr. 1) widmet ihre vier kleinern epischen Dichtungen: „Sappho", „Hammerstein", „Ueber den Wassern" und „Schiffbruch", unter dem gemeinsamen Titel „Stürme" in einem kurzen Gedicht den Frauen, zu deren Preis die Dichterin viel zu sagen weiß, leider nicht immer in ganz correcter Form. Solche Constructionen wie:

Euch, die zum Dulden habt Muth und Kraft —

oder gar:

Euch, die als athmender Sonnenstrahl
Nur Helle und Wärme versendet —

und ähnliche, die mindestens einmal in jeder der fünf Strophen vorkommen, sind wegen Auslassung des persönlichen Fürworts im Relativsatz entschieden unrichtig und unzulässig und schmecken so stark nach dilettantenhafter Willkür, daß man nicht ohne Bedenken an die Lektüre des Buches geht. Nun weiß man aber, daß jedes Werk dieser Dichterin sein ganz besonderes Interesse in sich trägt, und so wird wol jeder, der sich in diese „Stürme" trotz grammatikalischer Riffe und metrischer Klippen hineinwagt, am Schlusse nicht ungern des Gesammteindrucks denken.

Die bedeutendste der vorliegenden Dichtungen ist ohne Zweifel die auch umfangreichste, „Sappho". Die Dichterin hat der Sappho-Sage hier in den äußern Umrissen eine meines Wissens ganz originale Fassung gegeben, indem sie den Liebeskampf, diese tragische Bataille des dames, zwischen Sappho als Mutter und Laïs als deren Tochter um der erstern langentschwundenen ersten Jugendgeliebten darstellt. Die ganze Geschichte hat in ihrer Anordnung — wie Sappho als Tochter des Königs von Eresos erst durch ihren tückischen Stiefvater Gunäus jenem geliebten Jüngling entfremdet wird, dann dem nächsten, ungeliebten Freier die Hand reicht, nach seinem Untergang in einer von Gunäus angezettelten Empörung flieht und in Sicilien im Besitz ihrer Tochter Glück und Frieden findet, bis ihr dies alles durch des Geliebten Wiedererscheinen und Laïs' jähen Tod wieder geraubt wird — etwas sehr Willkürliches und Beklemmendes und tritt bei aller Lebhaftigkeit doch hinter Grillparzer's schlichter Erfindung, die sich allerdings episch nicht verwerthen ließ, sehr zurück. In der Form ist dies Gedicht höchst eigenthümlich, indem es etwas wol noch nicht Dagewesenes wagt und im ganzen mit glücklichem Erfolge durchführt. Es ist nämlich in alliterirenden Hexametern geschrieben, die dann und wann an passender Stelle durch lyrische Ergüsse in andern Versmaßen unterbrochen werden. Zur Probe sei hier der Beginn des ersten Gesanges mitgetheilt:

Frühester Frühling erfüllte mit Düften im Fluge
Säuselnd und singend und summend Siciliens Auen;
Lachende Lust, die ließ er der lieblichen Insel.
Blühend aus blendendem Blau hell blinkenden Meeres,
Heiteren Himmels erhob sie das herrliche Haupt. Da
Freute sich's Firmament, und es flüsterten fließend
Wonnig die Wellen und wogten mit Winken vorüber.

Tief im Rosengesträuche, da schimmerte schneeig
Weiße Gewandung, von wallender Wolle gewirket,
Zärtlich die zarteste Mädchengestalt umschlagend.
Selbst eine keimende Knospe, so kniete die Kleine
Hoch auf der Rasenbank; eine der Rosen erreichte
Eben das Händchen, und zärtlich die schwellenden Lippen
Tief in die Blüte gedrückt, in langsamen Zügen
Trinkend thauigen Duft, so sank sie im Traume im
Rasen zurück, von dem Rieseln und Summen gewieget.
Goldenem Scheine gleich breitete schmeichelnd das Haar sich
Rings um die ruhende Rose. Der reizende Arm hing,
Achtloser Anmuth voll, tief in den Rasen herab. Wie
Blüten im Garten erschienen die zierlichen Finger. . . .

Nicht zu loben sind die häufigen Enjambements.

Die Vorliebe für die Alliteration tritt auch in der zweiten Dichtung: „Hammerstein", hervor, indem wir hier alliterirende Trochäen vor uns haben, die wie in „Sappho" durch lyrische Intermezzi belebt werden. Die Handlung bewegt sich um den Grafen Hammerstein, der den flüchtigen König Heinrich zu retten sucht, und um die Liebe seiner mit Anmuth und Kraft gezeichneten Töchter Else und Agnes zu den beiden politischen Antagonisten Bodo von Braunsberg, dem Anhänger des greisen Kaisers, und Wolf von Neuerberg, dem Partisanen des thronräuberischen Sohnes. Die Geschichte ist stark romantisch und zerstört am Schlusse, wo sich das Scheitern alles Liebesglücks nur als Folge eines Misverständnisses herausstellt, fast allen Effect selbst. Sehr schön und bedeutend ist die Klage Kaiser Heinrich's, und anmuthsvoll sind die eingestreuten Lieder, von denen Else's Lied zur Harfe hier mitgetheilt und insbesondere den Componisten empfohlen sei:

Durch den Wald, durch den Wald kam ein fröhlich Lied
Auf luftigen Schwingen gezogen,
Wie der Westwind säuselnd durch Buchwald zieht,
Ist's um die Harfe geflogen;
Die singt es weiter dem grünen Rhein,
Drum wissen's die Bäume, die Vögelein,
Die ewig flüsternden Wogen.

Durch den Wald, durch den Wald zog die Liebe hin,
Das war ein Knospen, ein Schwellen,
Es weckte die Vöglein die Sängerin,
Sie küßte die Blumen, die Quellen;
Die sangen und sagten's dem grünen Rhein,
Drum wissen's die Bäume, der Sonnenschein,
Die heimlich flüsternden Wellen.

Durch den Wald, durch den Wald kam der Sturm daher,
Hat Lied und Liebe gefangen,
Er trug sie fort auf das weite Meer,
Im Hain ist's Blühen vergangen;
Nun wartet träumend der tiefe Rhein,
Es harren die Harfe, die Vögelein
Und flüstern von Sehnen, Verlangen.

Die beiden andern Dichtungen stehen nicht ganz auf der Höhe der ersten. Die erste ist zu düster gehalten und hätte wol freundlicher ausklingen dürfen. Wenigstens ist der erneute Schmerz nach der scheinbaren Versöhnung mit dem Geschick nicht gut und künstlerisch benutzt, da solche unnöthige Grausamkeit des Schicksals, wie sie das gewöhnliche Leben zuweilen allerdings mit sich bringt, in der Dichtung über das beabsichtigte Ziel hinausschießt und eher abstumpft als tragisch wirkt. Ebenso sind die Effecte im „Schiffbruch" zu sehr gehäuft und aufgetragen, sodaß die Geschichte zur Unmöglichkeit wird und das Grausige aller poetischen Verklärung entbehrt.

Man wird jedoch auch nach der Lektüre dieser Dichtungen dem kräftigen und eigenartigen Talente Carmen Sylva's seine Hochachtung und Verehrung nicht versagen können und kann nur wünschen, es möge sich so voll entfalten und klären, daß auch die strengste Kritik der hohen edeln Dichterin den vollen und unbestreitbaren Lorber reichen dürfe.

Ein viel bescheideneres, aber anmuthiges Talent offenbart Maria vom Berg in ihrem „Burgunderzug" (Nr. 2). Hier wird uns erzählt, wie der Freiherr sein holdes Töchterlein Else von der einsamen Burg in das Haus seines Freundes, eines Kaufherrn in St.-Gallen, bringt, und wie die mutterlose Waise sich hier bald häuslich einrichtet:

— — Und nur Else
Ging zum Hof und schaute müßig
Auf die Tauben, die im Stroh noch
Die verlornen Körner suchten,
Die der Drescher übrig ließ.
Fröhlich sah sie auf das Treiben
Und gewahrt' es kaum, daß schüchtern
Ihre ersten Stadtbekannten
Sich an sie herangedrängt.
Nachbarkinder waren's, frische
Wilde Knaben, scheue Mädchen,
Die im Hof zusammen spielten
Und es bald herausgefunden,
Daß die Jungfrau ihnen gut sei.
Deshalb kamen sie auch heute,
Und der Hans, der alten Gertraud
Einz'ger Enkel, grub verlegen
In die dicken blonden Locken
Seine Hand und bat vertraulich:
„Komm, erzähl' uns wieder eines,
Wie der Siegfried schlug den Drachen,
Und vom Ritter mit dem Schwan." —
„Nein, erzähle uns doch lieber
Von der schönen Königstochter,
Die im Wald so lang geschlafen!"
Rief des Bäckers kleine Grete,
Und bestürmt von diesen Bitten
Setzt sich Elsa auf die Stufen
Vor das Haus, um sie gescharet
Hört das kleine Volk ihr zu.
Nur der Hans stand wehrhaft vor ihr
Und verscheuchte mit dem Fuße
Jede Taube, die vertraulich
Sich der Else nähern wollte.
Wer genoß wol mehr, die Kinder,
Die den Wunderdingen lauschten
Still im Kreis, mit offnem Munde,
Oder Elsa, welche träumend,
In die Kindheit sich versetzend,
Alte Sagen neu belebte?
Wer war reicher, sie, die Kleinen,
Die vom Wunderquelle tranken,
Oder Elsa, die den Kindern
Mit den lieblichen Geschichten
Auch ein Herz voll Liebe bot?
Ueber ihnen blaut' der Himmel,
Schwalben zwitscherten vom Dache,
Und es schwand in raschem Fluge
Stund' um Stund' der frohen Schar.

Wir lernen dann die Tochter des Hauses, Irmgart, kennen sowie ihren Bruder Rudolf, der, von langer Reise zurückgekehrt, das ganze Haus mit seinen Geschenken überrascht, seinen Vater aber durch seine Unlust am Kaufmannsberuf schwere Besorgniß verursacht. Nun wird vom hohen Rathe gerade beschlossen, ein Fähnlein St.-Galler Mannschaft den Bundesbrüdern gen „Grandson" (sic) zu Hülfe zu senden, wo sie vom Burgunderherzog hart bedrängt werden. Unter den Ausgehobenen befindet sich auch Rudolf's Jugendgenosse Johannes; auf die Klagen der Mutter Johannes', die ihren Sohn nicht in Haus und Schlosserwerkstatt entbehren kann, beschließt Rudolf, an dessen Stelle mitzuziehen. Daß nun Else den Rudolf, der so schön und ritterlich in den Kampf zieht, liebt, ist für den Leser ebenso natürlich wie Johannes' Liebe zur gestrengen und herben Irmgart, die gegen den Bruder auf des Vaters Seite steht. Während aber Else und der ruhmreich aus dem Feldzug heimgekehrte Rudolf, der sich bald mit dem Vater aussöhnt, ein glückliches Paar werden, muß der arme Johannes leidvoll ansehen, wie Irmgart in weltentsagender Herzenskälte ins Kloster geht.

Das Gewebe der Geschichte ist also sehr dünn und durchsichtig, und es ist nicht recht erfindlich, warum der stolze Titel „Der Burgunderzug" darauf gestickt ist, da er wenig mit der eigentlichen Sache zu thun hat. Je schwächer es aber mit dieser Seite der Dichtung bestellt ist, desto hübscher und besser sind die Schilderungen vom Leben und Treiben in Haus und Burg, in Kirche und Gasse, und über dem ganzen Gedicht liegt ein freundlicher Rosenschimmer schlichter, sinniger Herzensgüte und mädchenhafter Herzenseinfalt. Unter den eingestreuten Liedern sind manche ganz hübsch, wenn auch nicht gerade neu in Ton und Inhalt.

Den crassesten Gegensatz zu dieser eben besprochenen Dichtung bildet Nr. 3: „Messalina. Eine Satire vom Verfasser der «Scherben» (Richard Voß)". Es ist schlechterdings ein Räthsel, was der Dichter, vor dessen sonst so schön bewährtem Talente Referent allen schuldigen Respect hat, mit diesem tollen, seltsamen Gedicht will. Nach dem langen einleitenden Gedicht und dem kurzen Schlußwort ist wol die Absicht des Autors, den Geschmack unserer Zeit zu geißeln, die sich in Wilbrandt's „Arria und Messalina" eine Glorificirung dieser Hetäre auf dem Theater gefallen lasse, und nun erst zu zeigen, was Messalina eigentlich gewesen sei. Letzteres wissen wir aber schon längst, und wer es noch nicht gewußt hat, der konnte es aus jenem Schauspiel Wilbrandt's lernen. Die Anerkennung zwar soll Voß nicht versagt sein, daß seine Schilderungen farbenreich und höchst drastisch sind; irgendwelche Freude kann man aber an keiner Seite dieses Buchs haben, und so sei es mit bedauerndem Kopfschütteln, daß ein großes Talent so mit sich selbst Versteckens spielen mag, still beiseite gelegt.

Emil Taubert's Künstlergeschichte in Versen „Der Torso" (Nr. 4) ist im ganzen eine zierliche und geistvoll ausgeführte Novelle, die freilich der Ottave rime wol hätte entbehren können. Denn die Reime sind oft recht

gesucht, wie z. B. „ästhetisch — Fetisch — magnetisch", und die Scandirung bisweilen etwas gewagt, wie z. B. wenn auf „Venedig" und „ledig" „ruhmredig" reimen soll. Im Aufbau der Handlung ist uns besonders aufgefallen, daß der deutsche Künstler, der Filippa gemalt hat, sich selbst nicht regt, dies theuere Werk, aus dem Brande zu retten, sondern zusieht, wie das schöne Original sich in den unsinnigen Kampf gegen das rasende Element stürzt. Wäre er wirklich ein schöpferischer Genius und ein tüchtiger Mann gewesen, so hätte ihm das lebende Modell seines ersten Meisterstücks mehr sein müssen als sein Bild, das immerhin ersetzbar blieb. Dieser Punkt der Geschichte ist wund und fällt um so mehr in die Augen, als ja Filippa's Lahmheit in der Dichtung ein so ungemein wichtiges Motiv bildet. Möge dies bei gelegentlicher Ueberarbeitung des „Torso", der sich gewiß sonst, namentlich im Kreise von Künstlern und andern Glücklichen, die aus der Fontana Trevi getrunken haben, viele Freunde erwerben wird, geglättet werden, und möge manche kleine Härte oder seltsame Wendung, wie vor allem die Worte verschwinden, mit denen hier der Künstler seinen Marmorblock anredet: „O schwangrer Stein!" Das wirkt wahrlich nicht so, wie der Dichter doch sicher gewollt hat.

Von den lyrischen Gedichten, die wir hier zu besprechen haben, sind vor allen die „Gedenkblätter" von Theodor Vulpinus (Nr. 5) zu nennen. Der pseudonyme Autor, der es zu lieben scheint, seinen wirklichen Namen in durchsichtige Verkleidung zu hüllen, ist schon durch die „Zeitgedichte für Volk und Heer" (Stuttgart 1871) und sein „Baßledang" (1877; „Passe-temps" nach Mehlbrüej's Worten in Arnold's trefflichem „Pfingstmontag" benannt) rühmlichst bekannt geworden. Derselbe frische, innige und kernige Ton, mit dem er schon in seinem ersten Bändchen Gedichte ex ungue leonem erkennen ließ, und derselbe liebenswürdige gemüthstiefe Humor, den er im zweiten zeigte bei dem edeln Bestreben, durch Erwecken historischer Erinnerungen und Beziehungen das schöne Elsaß auch im Sinne des Dichters wieder an deutsche Weise und deutschen Sinn zu knüpfen, grüßt uns auch gar freundlich aus dem „Vivamus". Es steckt in dem kleinen Hefte von acht Bogen ein reiches Stück äußerer und innerer Lebensgeschichte eines klaren, freien Gemüths, und es ist für prüfende Leser erfreulich mit anzusehen, wie sich aus dem „Docens candidatus" (I), der noch einen ziemlich starken Beigeschmack des Brandfuchses hat, im „Amatarus amatus" (II) allmählich der ernste, kräftige und lebensvolle Mann entwickelt, der im „Domi beatus" (III) so wuchtige Hiebe gegen den Pessimismus unserer Tage zu führen weiß. Wenn wir uns in solche Entwickelung zum vollen Mann und erhebungsvollen Dichter vertiefen, so verzeihen wir Vulpinus gern seine nicht ganz neuen Verse über das Hauslehrerthum, das wol nicht blos bei dem Obotritenstamme dem alten Burschen nach Commersgesang und Sporenklang schlecht schmecken mag, und wollen ihm auch nicht nachtragen, daß er das gute liebe Oldenburg sehr langweilig gefunden hat, als er hier nach den frischen Bewegungen von 1866 in einem Mädcheninstitut mit drei aufsteigenden Klassen als Lehrer fungiren mußte. Auch das kann sehr langweilig sein, wie „Frack und weiße Weste" es auch werden; Theodor Vulpinus würde sich aber „in Herrn Herbart's Stadt" gewiß nicht so gelangweilt und einsam gefühlt haben, wie es einst der Candidat Re—halt! Achten wir das Incognito und wenden wir uns zum Dichter des „Vivamus". Und der singt dann in eigenen Weisen und allerhand Uebersetzungen so schön, daß wir uns seiner meisterlichen Kunst freuen müssen und selbst Victor Hugo, dessen „Vatersegen" Vulpinus herrlich nachsingt, ihm seine berühmten „alten Arme" entgegenstrecken würde, wenn Hugo solche Uebertragungen zu würdigen wüßte. Gar gern theilten wir nun hier eine Probe aus den Gedichten mit, aber wir können vor lauter Schätzen nicht zur Wahl kommen, und so geben wir nur eine ganz kleine Kostprobe:

Vivo.

Ich müßt' an dieser Welt verzagen
Und bitten, daß man todt mich schlüge,
Wenn ich nicht Leben in mir trüge,
Für das ich todt mich ließe schlagen.

Und dieser mannhaften, lebenswahren Dichterstimme rufen wir von Herzen und aus bester Ueberzeugung und ernsthaftester Meinung zu: „Vivas, crescas, floreas!"

Wenn Friedrich Eck in der Widmung seiner „Gedichte" (Nr. 6) von denselben sagt:

Im Herbarium aufgehoben,
Schlummern sie wie welke Blüten,
Ob sie andre tadeln — loben —
Du allein sollst sie mir hüten!

so könnte man nichts dagegen haben, falls er dieselben wirklich der Dame seines Herzens still anvertraut und nicht auf den Büchermarkt gebracht hätte. So aber muß er sich schon gefallen lassen, daß „sie andre tadeln — loben". Und so gern wir letzteres thäten, geht es doch bei der Mehrzahl derselben leider nicht an. Der Autor erscheint überall als der vielgereiste und vielerfahrene geistvolle Mann; er hätte aber bis auf einige Liebeslieder und ein paar Romanzen alles, was er zu sagen hatte, in Prosa gewiß so schön und gut sagen können, daß man sich daran mehr und wirklich hätte freuen können. Aus dem ziemlich starken Heft citiren wir als beste und zarteste Blüte:

Der Myrtenbaum.

Vor ihrem Myrtenbaume,
Die Augen thränennaß,
Im Sanct-Marienkloster
Die greise Nonne saß:

„Nichts als ein Myrtenreislein
Trug ich in meiner Hand,
Als sie vor langen Jahren
Mich in dies Haus verbannt.

„Das Reislein wuchs zum Baume,
Die Zelle wird ihm zu klein,
Wann, Liebster, wann wird endlich,
Wann unsre Hochzeit sein?"

Vom Myrtenkränzlein träumend,
Mildlächelnd, schmerzenlos,
Sank sie in ihre Kniee,
Die Händ' ihr in den Schos.

Vergebens mahnt die Hora:
Das junge Morgenroth
Fand noch auf ihren Knieen
Die greise Nonne todt.

Sie schlummert nun schon lange,
Die Grabschrift liest man kaum,
Doch grünend neigt sich darüber
Ein alter Myrtenbaum.

Sonst bleibt im Grunde kaum mehr übrig als die Wahl, entweder an vielen Beispielen aus Eck's Gedichten zu zeigen, wie schöne Gedanken unter matter oder schiefer Fassung leiden können, oder ganz verfehlte Wendungen mit billigem Spotte zu — überschütten. Für das erstere reicht hier nicht der zugemessene Raum, für das andere ist in d. Bl. zur Freude der Mitarbeiter und Leser derselben nicht die geeignete Stelle.

Aehnlich ist es mit den „Stunden der Einsamkeit" von Hugo Koester (Nr. 7). Auch diese Gedichte sind nicht ohne tiefe Empfindung entstanden und zeigen meistens Gewandtheit in Benutzung und Nachbildung alter Meisterlieder. Aber sie sind so wenig originell und so reich an ungeschickten Bildern, daß sich fast jedes einzelne derselben mit neckisch illustrirenden Randglossen begleiten ließe. So wird z. B. der Verfasser, der im „Schlußaccord" der gefeierten Anna bereits „den Kranz der Zukunft und Lorbereis" als Preis zu Füßen legt, mit der Geliebten wol noch lange darauf warten müssen, ehe ihm eine ernst- und wohlgemeinte Kritik dieses Vergnügen gestatten darf.

Anders ist es, wenn ein alter Mann — und das muß nach dem Inhalt der „Trutznachtigall" (Nr. 8) der Verfasser dieser „Lieder aus der Heimat", Friedrich Baltzer, sein — in seinen Dichtungen gewissermaßen ein Glaubensbekenntniß und Testament niederlegt. Hier ist ein Stück deutscher Geschichte unsers Jahrhunderts dargestellt, wie sich dieselbe in einem treuen, doch manchmal sehr schwärmerischen Gemüthe gespiegelt hat, in einer nach Klärung ernsthaft ringenden Seele, der das große Geheimniß der Resignation aber nicht aufgegangen ist. Jedoch volles Empfinden alles dessen, was in Wissenschaft und Kunst wie in Politik die Gemüther seit lange bewegt hat, findet hier seinen Nachklang, und so oft wir uns auch mit den Ansichten des Autors über politische Dinge im starken Widerspruch befinden, so können wir doch dem ehrlichen Mannessinne, der diese „Trutznachtigall" am späten Lebensabend muthig schmettern läßt, ehrliche Achtung nicht versagen. Das letzte Lied des Buchs, mit dem er es entläßt, faßt die Lebensanschauung des Verfassers so zusammen:

Abschied.

Mit falben Blättern, die vom Baume fielen,
Sah ich den Wind in Herbstes Tagen spielen;
Noch einmal trug er leuchtend sie empor,
Bis in der Ferne sich die Spur verlor.

So mag der Wind auch diese Blätter treiben,
Nichts ist bestimmt im Wechselnden zu bleiben,
Der Lichtstrahl nur, in dem du es gesehn,
Er bleibt und zeigt das Kommen und Vergehn.

Drum suche nicht der Bilder dunkle Schatten,
Schau' auf zum Licht, wo sie den Ursprung hatten;
Auch in dem Spiel, das ziellos oft erscheint,
War doch das Licht, das ewige, gemeint.

Du selbst auch sonnest dich in seinem Glanze;
Doch von des Lebens reichstem Blütenkranze
Fällt auf das Grab, als kärglicher Gewinn,
Zuletzt nur eine blasse Rose hin.

Ich denke, dereinst legt man auf das Grab dieses treumeinenden deutschen Mannes nicht eine blasse Rose, sondern einen vollen Eichenkranz.

Die „Gedichte eines Alt-Elsässers", G. Gäyelin (Nr. 9), nahmen wir mit Freude in die Hand und würden sie herzlich begrüßt haben, wenn uns nicht schon in der Vorrede die Klage des Autors, „der unselige Krieg von 1870" habe sein und seines Freundes, des verstorbenen J. B. Jung, damals Buchdruckers in Gebweiler, Vorhaben, autoris zwei Singspiele in elsässer Mundart zur Aufführung zu bringen, vereitelt, sehr verstimmt hätte. Trotzdem haben wir uns durch diese „Mußestunden im Blumenthale" hindurchgewunden, doch keine Blume, sondern höchstens nur Heu gefunden.*) Selbst in den Dichtungen, die im heimischen Dialekt des Autors verfaßt sind, ist keine Spur echter, tiefer Empfindung, wie sie sich im Dialektgedicht vor allem innig ans Herz schmiegend zeigen muß. Abgesehen von der unglücklichen Schreibweise, wie sie auch z. B. Spach in der neuesten Ausgabe vom „Pfingstmontag" benutzt hat (wer soll sich denn aus „bliähie" einen Trochäus scandiren?!), hat Gäyelin seinen Dialekt auch in die Form des Sonetts hineingequält, während doch jeder Dialekt nur in singbaren Weisen (mit allem Respect vor Hebel und Voß sei es gesagt) erträglich zu machen ist, es sei denn, daß man seinem Idiom ein so adäquates Metrum schafft, wie es Klaus Groth und nach ihm manche andere mit dem Senar gethan haben. Der sogenannte Knittelvers, das natürlichste Maß der deutschen Verskunst, wäre freilich der beste, aber Fritz Reuter ist todt und seine Leier zerbrochen. Warum hat sie keiner der plattdeutschen Dichter wieder aufgenommen und mit neuen Saiten gesträngt? Warum singen und sagen so viele Leute, die es doch gut und ernstlich meinen, nicht so wie ihnen der Schnabel gewachsen ist? Aber das muß gleich ins Große und aufs Höchste gehen. Reicht es nicht zu einem Sonett, so reicht es doch vielleicht zu einem Epigramm oder zu einem Spruch.

Wie schwer gerade der Spruch aber zu bemeistern ist, das sieht man mit Schrecken aus den „Reimen eines Unbekannten" (Nr. 10), aus denen auch nur eine Probe anzuführen wir uns aus den oben dargelegten Gründen

*) Von den in den „Mußestunden im Blumenthale" enthaltenen Uebersetzungen wird in einem spätern Artikel die Rede sein.

ebenso gern enthalten, wie wir auch an den gemeinplätzlichen „Dissonanzen" von E. Marcus (Nr. 11) und Edmund Grün's „Rauch und Schlacken" (Nr. 12) nach Lektüre dieser unbedeutenden und, was das Schlimmste ist, sich selbst überhebenden Producte der Gedankenblässe mit schuldiger Rücksicht auf die Geduld unserer Leser stumm vorübergehen.

Ebenso können wir hier der „Gedichte" von Mathilde Walker (Nr. 13) nur vorübergehend gedenken. Die Verfasserin hat das Glück, ihre wol warm empfundenen, aber sich jeder Besprechung und Anerkennung außer dem Freundeskreise entziehenden Gedichte gedruckt und hübsch gebunden zu sehen. Gönnen wir ihr dasselbe! H. Schneider's „Herbstblüten" (Nr. 14) und Ph. Wagner's „Klänge aus vergangenen Zeiten" (Nr. 15) sind auch Gedichte, an denen ihre Freunde Freude gehabt haben mögen und die gewiß in deren Bücherschrank fröhlich neben, vielleicht auch über unsern Classikern stehen, aber die Kritik legt vor ihnen die Waffen und das spiegelnde Schild beiseite. Solches geziemt sich schließlich auch von „Joseph II. Poetische Festgabe des deutsch-österreichischen Lesevereins der Wiener Hochschulen" (Nr. 16), aber in ganz anderm Sinne. Volle Anerkennung sei allen, den Großen wie den Kleinen, welche dem Angedenken Joseph's II. schuldige Ehrfurcht zollen und danach streben, in unserer Zeit das zu verwirklichen, was Joseph zu vollbringen nicht beschieden war.

Reinhard Mosen.

Botanische Vorträge.

Die Pflanze. Vorträge aus dem Gebiete der Botanik von Ferdinand Cohn. Breslau, Kern. 1882. Lex.-8. 11 M.

Eine der bemerkenswerthesten Erscheinungen auf dem Gebiete des geistigen Lebens unserer Zeit ist die Popularisirung der Naturwissenschaften. Während diese noch in den ersten Decennien unsers Jahrhunderts ein fast ausschließliches Besitzthum der betreffenden Fachgelehrten bildeten, sehen wir jetzt und schon seit geraumer Zeit naturwissenschaftliche Kenntnisse mehr und mehr in alle Schichten der menschlichen Gesellschaft eindringen, indem sowol wirkliche Naturforscher als auch Lehrer der Naturwissenschaften bestrebt sind, die Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschung durch gemeinverständliche Schriften zu einem Gemeingut aller zu machen. Gewiß ist dieses Streben ein sehr löbliches und verdienstliches, denn kein anderes Wissen vermag die Intelligenz des Volks rascher und kräftiger zu fördern und den Menschengeist von den Schlacken des Aberglaubens, der Vorurtheile und des Hochmuths gründlicher zu befreien, als naturwissenschaftliches; nur wäre zu wünschen, daß man bei Abfassung populär-naturwissenschaftlicher Schriften sich einer größern Gewissenhaftigkeit und Wahrheitsliebe befleißigte, als leider viele solche Erzeugnisse des Buchhandels erkennen lassen. Denn wie oft werden noch ungelöste Probleme als gelöste, noch unerwiesene Hypothesen als ausgemachte Thatsachen zur Kenntniß des Publikums gebracht, und wie wenig entspricht oft die populäre Darstellung naturwissenschaftlicher Forschungsresultate und Methoden der Wahrheit und Gründlichkeit! Durch dergleichen Schriften werden aber nicht nur Vorurtheile geweckt, welche sich schwer wieder ausrotten lassen, sondern auch ein Halbwissen verbreitet, was meist schlimmer ist als Nichtwissen. Je weniger Perlen aber und je mehr werthlose Sandkörner der Strom der populär-naturwissenschaftlichen Schriften, welcher alljährlich den Büchermarkt überflutet, mit sich führt, desto mehr verdient das lesende Publikum auf erstere aufmerksam gemacht zu werden. Eine solche Perle ist das in der Ueberschrift genannte Buch, indem dessen Inhalt und Darstellungsweise den obigen von uns gestellten Anforderungen vollkommen entspricht.

Im allgemeinen lassen sich in der populär-naturwissenschaftlichen Literatur unserer Tage zwei Richtungen unterscheiden, von denen die eine bemüht ist, naturwissenschaftliches Wissen in den nur mittelmäßige, nur Elementar- und Bürgerschulbildung besitzenden Schichten des Volks zu verbreiten, die andere sich bestrebt, in den verwöhnten Kreisen der sogenannten „bessern" Gesellschaft oder des „gebildeten" Publikums auch für die Naturwissenschaften dasselbe Interesse zu erregen, welches diese Kreise schon längst, sei es oft auch nur weil es zum guten Ton gehört, für Geschichte, Literatur und Kunst gehegt haben und zu hegen pflegen. Als eigentlicher Urheber der ersten Richtung muß Roßmäßler bezeichnet werden, als derjenige der zweiten Alexander von Humboldt, der durch seine unübertroffenen „Ansichten der Natur" überhaupt den ersten Anstoß zu einer Popularisirung naturwissenschaftlicher Probleme und Erfahrungen gegeben und folglich, wie auf fast allen Gebieten der Naturerkenntniß, so auch in dieser Beziehung bahnbrechend gewirkt hat. Das Bestreben, die gebildeten Kreise der Gesellschaft für die Natur zu interessiren, ist also viel älter als das durch Roßmäßler angebahnte; fragen wir aber nach den Resultaten beider Bestrebungen, so müssen wir mit Beschämung constatiren, daß Roßmäßler's Tendenz viel mehr Erfolge aufzuweisen hat als die Humboldt's, indem naturwissenschaftliches Wissen in die mittlern und niedern Schichten des Volks viel tiefer eingedrungen ist als in höhere, wo den Naturwissenschaften ein viel geringeres Interesse und viel weniger Empfänglichkeit entgegengebracht zu werden pflegt als in jenen so oft mit Geringschätzung betrachteten Ständen. Während z. B. in Handwerkerkreisen populär-naturwissenschaftliche Schriften sozusagen verschlungen werden, gönnt man in der vornehmen Gesellschaft dergleichen Büchern nur dann ein bescheidenes Plätzchen neben den

Prachtwerken über Literatur, Kunst, Poesie auf dem eleganten Salontisch, wenn sie — schön eingebunden und vorzüglich illustrirt sind, und begnügt sich meist damit, gelegentlich, als Unterhaltungsmittel sich die Bilder anzusehen! Ganz besonders trifft dieser Vorwurf die aus den modernen Töchterschulen hervorgegangenen „fein- und hochgebildeten" jungen Damen, welche wol gern einen in schöne Form gekleideten geistreichen und witzvollen Vortrag über irgendein naturwissenschaftliches Thema mit anhören und beklatschen, denen es aber kaum jemals einfällt, ein naturwissenschaftliches Buch zu lesen, um sich naturwissenschaftliche Kenntnisse anzueignen.

Der auf dem Gebiete der Pflanzenkunde als geistvoller und scharfsinniger, ja bahnbrechender Forscher schon seit Jahrzehnten rühmlichst bekannte Verfasser des vorliegenden Buchs, Ferdinand Cohn, hat sich zur Aufgabe gestellt, „denjenigen als Führer zu dienen, welche den Wunsch hegen, an dem geistigen Leben, das die Botanik der Gegenwart durchweht, Antheil zu nehmen". Das Buch ist also an die Adresse des „gebildeten" Publikums gerichtet; denn nur dieses dürfte wegen der allgemeinen Bildung, die es besitzt oder besitzen soll, im Stande sein, „das geistige Leben der Botanik der Gegenwart" zu verstehen. In der That setzen die Schilderungen und Erörterungen des Verfassers Kenntnisse der Mythologie, Kunstgeschichte und Literatur voraus, welche den Kreisen des „Volks" fremd sein müssen. Außer der obigen in der Vorrede klar ausgesprochenen Tendenz hegt der Verfasser offenbar den Wunsch, die gebildeten Kreise aus dem Indifferentismus aufzurütteln, den dieselben den Naturwissenschaften, beziehentlich der Botanik gegenüber documentiren, und ihnen zu Gemüthe zu führen, welch hohe und reine Genüsse sie ohne naturwissenschaftliche Bildung entbehren müssen. So sagt er in seiner Studie „Vom Meeresspiegel zum ewigen Schnee" sehr richtig:

Wer vermöchte den sinnlichen Eindruck einer fremden Natur sich zu klarem Bewußtsein zu bringen, wenn das Auge nicht durch eine allgemeine naturwissenschaftliche Bildung gelernt hat, die charakteristischen Formen des Gebirgsbaues und der Pflanzenwelt aufzufassen und auf die bald leisen bald plötzlichen Wandelungen, welche die Vegetation bei Uebergang von einer Zone oder Höhenstufe zur andern durchläuft, auf das Verschwinden der alten, das Auftreten neuer Pflanzenformen zu achten. Wer, wie die meisten aus unsern Gesellschaftskreisen, ohne naturwissenschaftliche, insbesondere ohne botanische Kenntnisse fremde Landschaften durchstreift, geht mit stumpfem Sinn an den größten Schönheiten vorüber; er begnügt sich mit unklaren Sinneseindrücken und hat kaum mehr Gewinn davon als derjenige, der als Theilnehmer einer „Gesellschaftsreise" ohne kunstgeschichtliche Vorbildung durch die Säle der Uffizien oder des Vatican gejagt wird.

Ferdinand Cohn gibt in seinem Buche nicht etwa wie Schleiden in dem ähnlich betitelten („Die Pflanze und ihr Leben") eine populäre Darstellung von der Gestaltung und dem Leben der Pflanze; dasselbe ist vielmehr eine Sammlung von öffentlichen Vorträgen, welche er in verschiedenen Städten Deutschlands innerhalb der Jahre 1852 bis 1881 vor einem gebildeten Publikum gehalten hat, Vorträge, welche großentheils in keinem Zusammenhange miteinander stehen, wie dies aus deren Titeln erhellt: 1) „Botanische Probleme", 2) „Goethe als Botaniker", 3) „Der Zellenstaat", 4) „Licht und Leben", 5) „Der Pflanzenkalender", 6) „Vom Pol zum Aequator", 7) „Vom Meeresspiegel zum ewigen Schnee", 8) „Was sich der Wald erzählt", 9) „Weinstock und Wein", 10) „Die Rose", 11) „Insektenfressende Pflanzen", 12) „Botanische Studien am Meeresstrande", 13) „Die Welt im Wassertropfen", 14) „Die Bakterien", 15) „Unsichtbare Feinde der Luft", 16) „Die Gärten der alten und neuen Zeit". Aus diesen Titeln ist ersichtlich, daß der Verfasser in seinen Vorträgen fast das ganze Gebiet der Botanik behandelt hat. Die einzelnen Vorträge sind zwar von ungleichem Werth, zeichnen sich aber alle durch elegante Stilisirung, edle Diction und klare, dabei geistvolle und poetische, oft auch witzige Darstellung aus. Jeder bildet für sich einen abgeschlossenen Essay und gewährt eine ebenso fesselnde und anmuthige als belehrende Lektüre. Damit die Leser d. Bl. selbst im Stande seien, sich über die Schreib- und Darstellungsweise des Verfassers ein Urtheil zu bilden, lassen wir einige Bruchstücke folgen:

Undurchdringliches Geheimniß verhüllt noch immer die beiden Pole der Erde, an denen eine sechs Monate lange Nacht mit einem sechsmonatlichen Tage abwechselt; aber eine Reihe von Entdeckungsreisen hat vom 82° ab die Natur der polaren Inselwelt erforscht, welche den Nordküsten der Alten und Neuen Welt vorgelagert ist. Längs der Küsten mit ihren tief einschneidenden Buchten entfaltet sich hier zur Sommerzeit ein reiches Pflanzenleben, das an die blumigsten Alpenmatten oder an einen von kunstreicher Hand in der Eisregion angelegten Garten erinnert. Hier ist die Heimat der Polarblumen, die den Alpenpflanzen an Schönheit gleichen, mit denen sie zum großen Theil auch der Art nach übereinstimmen; ihr holziger langlebiger Stamm kriecht verborgen unter spärlicher Humusdecke; an den Zweigen, die sich kaum zollhoch über den Boden erheben, sitzen Rosetten zierlicher Blätter, aus deren Mitte, vereinzelt oder in Trauben gestellt, große lebhaft gefärbte Blumen hervorsprießen. Sie sind wunderbar angepaßt für das Klima, in dem sie zu leben bestimmt sind; das Sonnenlicht, das monatelang mit gleicher Intensität, ohne Unterbrechung in ihren Blättern arbeitet, bereitet eine Menge von Lebensstoffen, die zur Ausbildung der Winterknospen verwendet oder in den unterirdischen Vorrathskammern der Wurzelstöcke aufgespeichert werden; aber die geringe Wärme reicht nur aus, um die das Jahr vorher angelegten Laub- und Blütenanlagen in wenig Tagen zum Austreiben zu bringen, nicht aber um die Stengel über den Boden emporzuheben; aber gerade durch diesen niedrigen Wuchs genießen sie den Schutz der Schneedecke, der vor der fürchterlichen Kälte der Winternacht das schlummernde Leben behütet. Am Meeresufer wachsen Strandpflanzen und Alpenblumen unmittelbar nebeneinander; salziger Meersenf, weißblütiges Löffelkraut, deren Laub dem Polarfahrer als blutreinigendes Gemüse dient, stehen neben gelbem Polarmohn, achtblätteriger Dryas, dunkelblauem Enzian, krautigen Azaleen und Zwergweiden, deren Blüten kaum über den Boden hervorragen. In feuchten Mulden entwickelt sich eine üppige Grasart, welche Heerden von Moschusochsen und Renthieren zur Weide dient. Jedoch finden unter den ungünstigen Lebensbedingungen die einfacher gebauten Pflanzen geringere Schwierigkeiten der Erhaltung als die höhern; die blütenlosen Kryptogamen überwiegen daher an Zahl und Mannich-

faltigkeit die Blütenpflanzen. Wo immer nacktes Felsgestein zu Tage tritt, ist es mit schwarzen, grauen, gelben Steinflechten überzogen. Selbst der nie aufthauende Schnee, der die über 300 Meter hohen Berge bedeckt, ernährt noch mikroskopisches Leben: er wird meilenweit von den karminrothen Kugelzellen der Schneealge (Haematococcus nivalis) geröthet. Noch reicher an niederm Pflanzenleben als das Festland ist das Meer der Polarzone: goldbraune mikroskopische Diatomeen und riesige Seetange bewohnen dasselbe und mästen zahllose kleine Krebse und Seemollusken, die den Zügen der Walfische, der Walrosse und dem Seegevögel unerschöpfliche Speise bieten. Für den Menschen aber ist hier noch nicht zu hausen; nur arktische Jägervölker durchschweifen von Zeit zu Zeit die unwirthlichen Einöden, um den Heerden der Robben und Polarfüchse nachzustellen; nur Walfischfänger schlagen hier vorübergehend ihre Hütten auf, und allein Naturforscher wagten es im Dienste der Wissenschaft unter einem Klima zu überwintern, wo das Quecksilberthermometer unbrauchbar ist, weil seine flüssige Säule monatelang zu hammerhartem Metall erstarrt. Was die Natur selbst dem höchsten Norden erspart hat, ein Land, das der Hauch des Lebens gar nicht berührt hat, zeigt sie auf der südlichen Hemisphäre. Die Küsten von Victorialand starren von ewigem Eis; die nackten Felsen tragen kein Gras, nicht einmal Moos und Flechten; ungeheure submarine Bänke von 100 Meilen Ausdehnung, die ausschließlich aus mikroskopischen Diatomeen bestehen, sind in den Tiefen des Meeres die äußersten Vorposten des Pflanzenlebens, das vor einem Klima zurückweicht, wo selbst der lange Tag durch ewigen Nebel verdüstert und die furchtbare Polarnacht nur durch die Feuersäulen 5000 Meter hoher, bis zum Fuß in Eis gehüllter Vulkane erhellt wird.

Erinnert dieser Stil, diese Darstellungsweise nicht vollkommen an Humboldt's „Ansichten der Natur"?

Nach der alten Mythe schuf der Gott des Lichts die Welt des Lebens, die Menschen, Thiere und Pflanzen, damit sie im Angesicht der Sonne sich ihres Daseins freuen; aber der böse Feind, der Gott der Finsterniß, erschuf seine Dämonen, welche unablässig bestrebt sind, alles, was da lebt, zu bekämpfen und zu vernichten. Seit einer Reihe von Jahren haben wir diese unsichtbaren Zerstörer genauer kennen gelernt; sie bilden das Reich der Pilze; die gefährlichsten unter ihnen sind jene Kügelchen, Stäbchen, Fäden von außerordentlicher Kleinheit, die mit solch unglaublicher Geschwindigkeit sich vermehren, daß, wenn sie allein auf der Welt existirten, sie in kurzer Zeit den ganzen Weltraum ausfüllen könnten. Wo immer aus einem Thier oder einer Pflanze das Leben entwichen, da nehmen sie Besitz von dem ihnen anheimgefallenen Leib, um ihn durch Verwesung zu zerstören. Sie verderben die Speisen durch Fäulniß, sie machen die Milch, das Bier und den Wein sauer, sie verderben das Trinkwasser, sie erfüllen die Luft mit schädlichen Miasmen. Selbst in den Körper lebender Menschen und Thiere suchen sie einzudringen, sie beginnen den Kampf mit dem Leben, das sein Dasein zu vertheidigen sucht. Nur zu oft tragen sie den Sieg davon: sie vergiften den Kuß der Liebe; nichts ahnend überträgt in zärtlicher Umarmung das Kind den Todeskeim auf die Mutter; die kleinste Wunde, die eine Nadel geritzt, ist für sie das Thor, durch welches sie vergiftend in die Bahn des Blutes gelangen, und wenn gewisse Bedingungen ihre üppige Vermehrung begünstigen, dann fliegen sie wie die apokolyptischen Reiter von Land zu Land, Pest, Hungersnoth, Thier- und Völkersterben in ihrem Gefolge.

Wir sollten meinen, daß, wenn unsere ästhetisch gebildeten Gesellschaftskreise überhaupt noch empfänglich sind für etwas anderes als Literatur, Kunst und Poesie, das Cohn'sche Buch wie kein anderes im Stande sein müßte, dieselben auch für die Natur, beziehentlich für die Pflanzenwelt zu interessiren und bei ihnen Lust und Liebe zu botanischen Studien zu erwecken. Auch ist das Buch wegen seiner eleganten Ausstattung vollkommen salonfähig: es muß nur gelesen werden! Moritz Willkomm.

Ein neugriechisches Drama.

Der Vorabend. Dramatisches Gedicht von Alexander Rizo Rangabé. Aus dem Griechischen übersetzt von O. A. Ellisen. Breslau, Schottländer. 1882. 12. 3 M.

Der ebenso als Gelehrter wie als Dichter ausgezeichnete griechische Gesandte in Berlin, A. R. Rangabé, auch auf dem Gebiete der Uebersetzungskunst, namentlich durch seine meisterhaften Uebertragungen von Lessing's „Nathan", Schiller's „Tell" und Goethe's „Iphigenia", bewährt, verdient es vor vielen, in Deutschland recht gekannt und gewürdigt zu werden.

Ich freue mich, dazu als einer der ersten an meinem bescheidenen Theile mit beigetragen zu haben durch meine zuerst 1848 und dann in einer zweiten Ausgabe erschienene, auch in dem Vorwort des vorliegenden Buchs erwähnte Uebersetzung von Rangabé's Aristophanischem Lustspiel „Die Hochzeit des Kutrulis", nachdem ich schon vorher in meinem 1844 erschienenen „Volksleben der Neugriechen" eine kurze Besprechung und Proben aus seinen 1837 veröffentlichten „Διάφορα ποιήματα" gegeben hatte.

Auch Adolf Ellisen, der Vater von O. A. Ellisen, hat in seinem „Versuch einer Polyglotte der europäischen Poesie" (Leipzig 1846) die Aufmerksamkeit der Deutschen auf Rangabé hingelenkt und Proben aus dessen dramatischem Gedicht „Der Vorabend" mit gegenüberstehender Uebersetzung mitgetheilt. Der Sohn hat dann in der neuesten Zeit das Drama „Dukas" verdeutscht, welches in diesem Jahre mit Erfolg, zunächst in Hamburg, auf die deutsche Bühne gelangt ist.

Jetzt hat er, die Arbeit seines Vaters aufnehmend und vollendend, uns auch eine sehr gelungene vollständige Uebersetzung des Dramas („Ἡ Παραμονή") „Der Vorabend" geliefert, die zur weitaus größern Hälfte seine Arbeit ist.

So liegt denn auch dieses Stück zur allgemeinen Beurtheilung vor, und ich wünsche und hoffe, daß es ebenfalls seinen Weg auf die deutsche Bühne finden möge und werde.

Das griechische Drama ist noch in den — etwa den französischen Alexandrinern entsprechenden — gereimten

politischen Versen geschrieben, die der Dichter erst (mit auf meine Anregung) in der „Hochzeit des Kutrulis" mit dem für das Drama viel geeignetern Trimeter vertauscht hat. In der Uebersetzung ist mit Recht für die Reimverse der Blankvers gewählt, doch sagt der Uebersetzer am Schluß seines Vorworts: „Der Reim hat eine expansive Kraft, die, da sie natürlich für die reimlose Uebersetzung keine Geltung hat, hier manche Stelle wol ein wenig gedehnt erscheinen läßt."

So findet sich denn am Schluß ein „Verzeichniß der Verse, die bei einer Aufführung ausgelassen werden können", wie schon der Dichter selbst in der Ausgabe seiner „Sämmtlichen Werke" („Απαντα") ähnliche Verkürzungsvorschläge gemacht.

Daß die Uebertragung eine sehr gelungene ist, habe ich bereits gesagt; doch will ich einige beim Lesen gemachte Bemerkungen nicht zurückhalten, die dem Uebersetzer zeigen mögen und sollen, welchen Antheil und welche Aufmerksamkeit ich seiner schönen Arbeit zugewendet.

Zuerst hebe ich hervor, daß wol nur durch ein Druckversehen der in der Urschrift in zwölf Seenen getheilte fünfte Act durchgehend die Ueberschrift „Fünfter Act. Erste Scene" führt. Auch wol nur auf einem Druckfehler beruht der ohne die in Klammern eingeschaltete Silbe lahmende Vers: „Die Pnyx versammle neu Athen(en)s Demos"; dagegen fällt wol die ungewöhnliche und nicht zu rechtfertigende Betonung auf der zweiten (statt auf der ersten) Silbe von Bosporus dem Uebersetzer zur Last: „Und des Bosporus vielgepriesne Ufer".

Hier sei auch gleich auf den mehrfach wiederkehrenden harten Versschluß ⏑ – ⏑ statt ⏑ ⏑ ⏑ hingewiesen, so in Mitbürger (V. 201), angreifen (S. 206, V. 726, und S. 259, 310), Trugbildern (S. 255, V. 610); S. 121, V. 72 hieße es wol richtiger „herab" statt hinab.

Auf S. 220 erscheint als eine Härte im Deutschen ein „nicht", durch welches ein vorangehendes „nicht" verneint und aufgehoben werden soll. Die Stelle lautet:

Wer weiß, ob sie nicht durch die traur'ge Trennung
Den Vater rettete aus Noth und Tod,
Und ob nicht für ihr Opfer ihr gebührt
Der Kranz der Märtyrer und nicht ein Vorwurf.

Ich würde vorschlagen, statt der letzten vier Worte etwa zu setzen: „statt eines Vorwurfs".

Nicht ganz klar erscheinen die Verse:

So Vieler Ehrgeiz, die sich feindlich kreuzen,
Zerstört, besiegt, herrscht als Tyrann im Siege —

wofür es in der Urschrift lautet:

Καὶ παραγκωνι ζόμεναι φιλο δόξίαι τόσαι,
Συντρίβονται νικώμεναι καὶ τυραννοῦν νικῶσαι.

Schließlich setze ich noch — zugleich als Probe für die Uebertragung der lyrischen Theile — aus der zweiten Seene des vierten Acts von dem „Chor junger Krieger" die Anfangsstrophe in der Urschrift und in der Uebersetzung her:

Τί κλωνεῖται ἥ γῆ, τί γογγύζουν τὰ ὄρη,
Τί σκυρτοῦν τῆς Ἑλλάδος οἱ τάφοι;
Ἀπὸ νεφοι φωτὸς ἀργυρόπτερος κόρη
Εἴς τ' ἀρχαῖα κατέρχετ' ἐδάφη
Φέρει δόρυ πυρὸς καὶ ἡχοῦσαν φαρέτραν
Καὶ τὸ δεῖον της ἴχνης εἰς πᾶσάν μας πέτραν
Τὴν ἀρχαῖαν μας δόξαν ἐγγράφει.

Was erzittert die Erde, die Hügel erbeben
Und die Gräber in Hellas zerspringen?
Hell leuchtendern Aether wohl seh' ich entschweben
Eine Jungfrau mit silbernen Schwingen.
Sie trägt einen Köcher und feurige Lanze.
Wird ihr göttlicher Gang uns im strahlenden Glanze
Verlorenen Lorber uns bringen?

Man wird nicht umhin können, der Leichtigkeit und Gewandtheit der Uebersetzung vollen Beifall zu zollen; nur an dem doppelten „uns" (im vorletzten und im letzten Verse) wird man einen Anstoß nehmen können, den zu beseitigen dem versgewandten Uebertrager nicht schwer fallen kann.

Und somit sei denn sowol des Dichters wie des Uebersetzers Arbeit der verdienten Beachtung angelegentlich empfohlen.

Daniel Sanders.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Interessant sind die Bemerkungen der „Saturday Review" bei Besprechung des als Broschüre veröffentlichten Vortrags von Ernest Renan: „Qu'est-ce qu'une nation?" Sie sagt: „Die auffallenden Aehnlichkeiten zwischen Renan und Matthew Arnold werden durch diesen vor einigen Wochen in der Sorbonne gehaltenen Vortrag von neuem veranschanlicht, und mutatis mutandis könnte man ohne große Anstrengung der Phantasie wähnen, Arnold habe ihn in der Albemarlestraße gehalten. Wie es das politische Lieblingssteckenpferd des einen ist, die Gleichheit zu verbreiten und das Philisterthum abzuschaffen, so ist es das des andern, die Lehre abzuschaffen, welche nationale Zusammengehörigkeit auf Rasse und Sprache stützt. Renan versetzt Professor Baloonatics und seinem Anhang einige schlagkräftige Hiebe; allein sein Vortrag leidet an derselben Unausführbarkeit, welche gewöhnlich seine politischen Aeußerungen kennzeichnet. Wenn wir gefragt würden: Qu'est-ce qu'une nation?, so fürchten wir, wir könnten blos die Philisterantwort geben, daß eine Nation eine Verbindung von Menschen sei, die nicht miteinander, aber mit jedem andern sich zanken und glücklich sind, wenn sie immer Köpfe und Hände besitzen, die stark genug sind, den Zank siegreich fortzusetzen."

Nicht minder dürfte folgendes Urtheil derselben Wochenschrift über „Littérature et mœurs étrangères" von Th. Bentzon interessiren: „Es geht eine Sage, welche von der Bescheidenheit englischer Kritiker ohne Murren anerkannt wird, des Inhalts, daß die englische Kritik der französischen sehr nachstehe. Nun möchten wir gern wissen, was man wol von einem englischen Kritiker halten würde, der einen französischen Vater seinen Sohn enterben oder einen französischen Sohn eine gültige heimliche Ehe schließen ließe. Doch würden dies geringfügige Schnitzer sein, verglichen mit der Angabe in einem Artikel über «Daniel De-

ronda», dahin gehend, daß, da Graudcourt der Neffe von Sir Hugo Mallinger sei, der nur Töchter habe, er (Grandcourt) «die Pairschaft erbe». So viel für Th. Bentzon's Kenntniß der Thatsachen, mit denen englische Romandichtung sich befaßt. Doch dürfte man sagen, daß Genauigkeit in Sachen dieser Art von geringerer Bedeutung sei als kritische Genauigkeit in literarischen Dingen. Sei dem so. Was sollen wir aber von einem Kritiker halten, der sich einbildet, daß es möglich sei, durch freie Umschreibungen in classischem Französisch französischen Lesern eine Vorstellung von den Eigenthümlichkeiten solcher Werke zu geben, wie die eines Leland und Mark Twain? In der That, diese Artikel gehören durchweg einer auffallend niedern Literaturgattung an und bestehen aus fast nichts als langweiligen und ungenauen comptes-rendus, untermengt mit einigen Gemeinplätzen allgemeiner Kritik."

— Aus der neuesten französischen Literatur heben wir hervor: „Les deux masques" von Paul de St.-Victor, zweiter Theil; „La jeunesse de Madame d'Epinay" von L. Perey und G. Maugras; „Études sur la littérature contemporaine" von E. Scherer, siebenter Theil, und ganz besonders „Rose Rozier" von der scheinbar unerschöpflichen, jedenfalls unermüdlich schaffenden und äußerst fruchtbaren Schriftstellerin, die unter dem Pseudonym Henry Greville schreibt. Dieser ihr letzter zweibändiger Roman gehört zu den besten ihrer Leistungen.

Auch „Défroqué" von E. Daudet verdient volle Anerkennung. Nicht so günstig lautet das Urtheil der Kritik über „Monstres Parisiennes" von Catulle Mendes. Empfehlenswerth hingegen ist „Thérèse Monique" von F. Lemonnier, welches eine treffliche Schilderung des studentischen Lebens in Löwen enthält.

— Von „Correspondance de George Sand" ist der zweite Theil erschienen, der an Interesse den ersten noch übertrifft und einen noch tiefern Einblick in den Charakter der berühmten Schriftstellerin gewährt.

— Auguste Couat, der Verfasser eines guten Essay über Catull, hat soeben ein Werk über „La Poésie alexandrine" veröffentlicht, welches die Periode von 324 bis 222 v. Chr. umfaßt und seinen Gegenstand mit Gelehrsamkeit und Geschmack behandelt.

— In „Rosa Valentin" von H. Cauvain findet der ganze, im Herzen wol der meisten Franzosen noch immer tief wurzelnde Deutschenhaß seinen stärksten Ausdruck, und dürfte dieser Roman leicht dazu beitragen, ihn noch zu vermehren, so sehr er auch die Wahrheit entstellt und ein Zerrbild von dem Benehmen der Deutschen in Paris gibt. Das Buch ist ein Seitenstück zu dem bekannten Tissot'schen, das seiner Zeit so viel von sich reden machte. Es sind dies beklagenswerthe, wiewol leicht erklärliche Erscheinungen in der Literatur.

Bibliographie.

Bader, J., Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau. Nach den Quellen bearbeitet. 1ster Bd. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 5 M.

Bastian, H. C., Das Gehirn als Organ des Geistes. 2 Thle. Autorisirte Ausgabe. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 52. u. 53. Bd.) Leipzig, Brockhaus. 8. 12 M.

Baumbach, R., Von der Landstrasse. Lieder. Leipzig, Liebeskind. 12. 2 M.

Baumgartner, A., S. J., Göthe's Lehr- und Wanderjahre in Weimar und Italien. (1775—1790.) Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Boese, K., Gezwungene Reise nach Afrika, in lustigen Versen erzählt. Mit Illustrationen von F. Weiß. Straßburg, Noiriel. 8. 1 M. 60 Pf.

— — D' Westhöffler Vakanzreis unn d' Neis iwwer de Scharrachberrh. Ynladungsepischdel zuem Akkerbaufescht von Alsche. Im April 1881. Straßburg, Noiriel. 8. 40 Pf.

Capraez, F., Griffologische Blätter. Gemeinfassliches über das philosophische Ur- oder Grund-Princip der Welt. 1stes Blatt. Bern, Selbstverlag. Gr. 8. 16 Pf.

Dahn, F., Bausteine. Gesammelte kleine Schriften. 4te Reihe: 1ste Schicht. — A. u. d. T.: Rechtsphilosophische Studien. Berlin, Janke. 1883. Gr. 8. 5 M.

Delff, H., Ueber den Weg, zum Wissen und zur Gewißheit zu gelangen. Eine Confession. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 2 M.

Elfeld, C. J., Die Religion und der Darwinismus. Eine Studie. Leipzig, E. Günther. Gr. 8. 2 M.

Engelhardt, Helene v., Eine Hochzeitsreise und Gedichte vermischten Inhalts. Stuttgart, Metzler. 8. 3 M. 20 Pf.

Erler, J., Vom Bodensee zum Arlberg. Ein poetischer Spaziergang durch Vorarlberg. Bregenz, Wagner. 1883. 16. 60 Pf.

Fetzer, C. A., Melusine. Episches Gedicht. Stuttgart, Metzler. 8. 3 M. 60 Pf.

Flach, Josephine, Gabriele. Novelle. Köln, Bachem. 8. 2 M. 70 Pf.

Ganghofer, L., Wege des Herzens. Schauspiel. Augsburg, Schmid. 8. 1 M. 60 Pf.

Gerstner, P., Sparka. (Spatzen.) Gedichte in unterfränkischer Mundart. Würzburg, Stahel. 16. 60 Pf.

Grotthuß, Elisabeth Baronin v., Mit und ohne Vokation. Socialer Roman aus der Zeit Joseph II. Augsburg, Schmid. 8. 3 M.

Haase, R., Die Bedeutung der Musik als Bildungsmittel und ihre Beziehung zur Poesie. Köthen, Schettler. Gr. 8. 40 Pf.

Hamilton, A., Rheinsberg, Friedrich der Grosse und Prinz Heinrich von Preussen. Mit Bewilligung des Verfassers aus dem Englischen übersetzt von R. Dielitz. 1ster Bd. Berlin, v. Decker. 8. 6 M.

Hammeran, A., Urgeschichte von Frankfurt a. M. und der Taunusgegend. Mit einer archäologischen Fundkarte. Frankfurt a. M., Mahlau u. Waldschmidt. Gr. 4. 4 M. 50 Pf.

Jacoby, W., Frauenlob. Operndichtung. Wiesbaden, Kunze's Nachf. Gr. 8. 1 M.

Karsten, J., Der Prinzenraub. Schauspiel. Stuttgart, Metzler. 8. 2 M. 40 Pf.

Kettnaker, R., Eberhard der Erlauchte von Württemberg. Vaterländisches Schauspiel aus dem 13. Jahrhundert, nebst einem Vorspiel: Des Minnesängers Flucht. Nördlingen, Reischle. 16. 2 M.

Lindendorf, H., Gravenhorst. Novelle. Leipzig, Lehmann. 8. 2 M. 40 Pf.

Lingau, O., Am Meeresstrande. Deutsche Seegedichte, gesammelt und ausgewählt. Paderborn, F. Schöningh. 16. 1 M. 50 Pf.

Müller-Amorbach, W., Der Dürrbacher Mostgeist. Ein Würzburger Weinmärchen. Würzburg, Stahel. 16. 50 Pf.

Deutsche National-Litteratur. Historisch kritische Ausgabe. Unter Mitwirkung von Arnold, G. Balke, K. Bartsch ꝛc. herausgegeben von J. Kürschner. 1ste Lfg. Stuttgart, Spemann. 8. 50 Pf.

Neuert, H., Der Schlagring. Volksstück aus den bayerischen Bergen mit Gesang nach der gleichnamigen Erzählung von T. Messerer für die Bühne bearbeitet. Augsburg, Schmid. 8. 1 M.

Der Neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Begründet von J. E. Hitzig und W. Häring (W. Alexis). Fortgesetzt von A. Vollert. Vierte Folge. 1ster Thl. 2te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 1883. 8. 3 M.

Der Neue Plutarch. Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von R. von Gottschall. 9ter Thl. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Reißmann, A., Carl Maria von Weber. Sein Leben und seine Werke, dargestellt. Mit Portraits, Illustrationen und Notenbeilagen. Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 6 M.

Samarow, G., Um den Halbmond. Roman. 4 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1883. 8. 15 M.

Sammlung musikalischer Vorträge. Nr. 43: Pauline Viardot-Garcia von La Mara. — Nr. 44. 45: Nicolo Paganini. Von A. Niggli. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. à 75 Pf.

Sarsena, oder der vollkommene Baumeister. Enthaltend die Geschichte und Entstehung des Freimaurerordens und die verschiedenen Meinungen darüber, was er in unsern Zeiten sein könnte; was eine Loge ist; die Oeffnung und Schließung derselben; die Art der Aufnahme in den ersten und die Beförderung in den zweiten und dritten der St.-Johannisgrade, sowie in die höhern Schottengrade und zum Andreasritter. Treu und wahr niedergeschrieben von einem wahren und vollkommenen Bruder Freimaurer. 10te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 M.

Schmid, A., Jagd auf reißende Thiere in Britisch-Indien. Mit 12 Abbildungen in Lichtdruck nach Zeichnungen von F. Schlegel. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 M. 50 Pf.

Schmidt, M., Die Knappenlisl vom Rauschenberg. Erzählung aus dem bayerischen Hochgebirge. Stuttgart, Krabbe. 8. 3 M.

Schrammen, J., Alldeutschland. Bilder aus der Götter- und Heldensage, aus der Geschichte und der Kulturentwickelung des deutschen Volkes. 1ste Lfg. Köln, Mayer. Gr. 8. 80 Pf.

Teichmüller, G., Die wirkliche und die scheinbare Welt. Neue Grundlegung der Metaphysik. Breslau, Koebner. Gr. 8. 9 M.

Universal-Bibliothek. Nr. 1650: Schloß Kattenheim. Novelle von A. Glaser. Leipzig, Ph. Reclam jun. Gr. 16. 20 Pf.

Vámbéry, H., Der Ursprung der Magyaren. Eine ethnologische Studie. Leipzig, Brockhaus. 8. 15 M.

Veit, K., Hildemunt. Eine Erzählung. Leipzig, Lehmann. 12. 1 M. 50 Pf.

Wachenhusen, H., Der Schweden-Schatz. Roman. 3 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1883. 8. 12 M.

Wegele, F. X. v., Geschichte der Universität Wirzburg. Im Auftrage des königl. akademischen Senates verfasst. 2 Thle. Wirzburg, Stahel. Gr. 8. 16 M.

Wereschagin, Herr und Frau, Reiseskizzen aus Indien. 1stes Bdchn.: Ost-Himalaya. Mit Illustrationen. Leipzig, Teubner. 8. 2 M. 50 Pf.

Wolff, E., Der Hochmeister. Trauerspiel. Kiel, Lipsius u. Tischer. 8. 2 M

Zimmermann, A., Die kirchlichen Verfassungskämpfe im XV. Jahrhundert. Eine Studie. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 3 M.

Anzeigen.

Soeben erschienen:

Aperçus sur la Littérature Française du XIXe siècle

depuis le premier empire jusqu'à nos jours

par

Paul Antoine

Licencié ès-lettres.

19½ Bogen. In 8. Brosch. 2 M. 40 Pf.

Das Werk kann als Ergänzung zu allen französischen Literaturgeschichten dienen. In eindringenden geistvollen Urtheilen werden die hervorragenden französischen Schriftsteller der neuesten Zeit charakterisirt. Knappe präcise Form, übersichtliche Darstellung und guter Stil sind Hauptvorzüge des Buchs. Ein poetischer Anhang enthält in geschmackvoller Auswahl eine Anzahl der besten Gedichte der neuern französischen Lyrik.

Verlag von Ls. Ehlermann in Dresden.

Die

Deutsche Socialdemokratie.

Ihre Geschichte und ihre Lehre.

Eine historisch-kritische Darstellung

von

Franz Mehring.

Dritte vermehrte Auflage.

Preis: Elegant geheftet 4 M. 50 Pf.

Bremen.

C. Schünemann's Verlag.

R. Damköhler's Antiquariat. Berlin N.

versendet Cat. III: Curiosa, Elzevire, ältere französische Litteratur u. s. w.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unter Tungusen und Jakuten.

Erlebnisse und Ergebnisse der Olenék-Expedition.

Von

Ferdinand Müller.

Mit 4 Abbildungen und 1 Karte.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Vorliegendes Reisewerk schildert den Verlauf der von der kaiserl. russischen Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg ausgerüsteten Expedition zur Erforschung des Flusses Olenék, welcher, nachdem er einen grossen Theil von Ostsibirien durchströmt, in das nördliche Eismeer mündet. Da die polaren Binnenländer Asiens noch eine *terra incognita* für Europa sind, füllt das Werk eine wesentliche Lücke der populärwissenschaftlichen Reiseliteratur aus, sowie es auch eine willkommene Ergänzung zu Nordenskiöld's Entdeckungsfahrten bietet.

Schönste Dichtung

der neueren Zeit.

Hartwig und Else.

Von

Joh. v. Wildenradt.

Elegant gebunden 6 Mark.

Zweite Auflage.

Verlag von **Otto Meissner** in **Hamburg.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Shakespeare's Sonette.

Uebersetzt, eingeleitet und erläutert

von

Otto Gildemeister.

Zweite Auflage. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Die Uebersetzung der Shakespeare-Sonette von Otto Gildemeister, dem berühmten Shakespeare- und Byron-Uebersetzer, zeichnet sich durch treueste Wiedergabe des Originals aus und ist mit allen wünschenswerthen Erläuterungen versehen. Das Buch wird hier bereits in zweiter Auflage dargeboten.

Herr Hofprediger Stöcker

der

Socialpolitiker.

Eine Streitschrift

von

Franz Mehring.

Preis: Elegant geheftet 2 Mark.

Bremen.

C. Schünemann's Verlag.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Commentar

zum

Oesterreichischen Allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuche

mit vorzüglicher Berücksichtigung des gemeinen deutschen Privatrechts.

Von

Ludwig Ritter von Kirchstetter.

Vierte durchgesehene und verbesserte Auflage.

Gr. 8. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.

Die vierte Auflage dieses rühmlichst bekannten Werks ist von dem Herausgeber derselben, Hof- und Gerichtsadvocaten Dr. Ferdinand Maitisch in Wien, wieder in durchgreifender Weise umgearbeitet und bis auf die Gegenwart vervollständigt worden. Das Werk darf nun als ein durchaus zuverlässiges, für praktische Beamte wie für Lehrer und Studirende des Oesterreichischen Rechts unentbehrliches Handbuch bezeichnet werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. **Brockhaus** in Leipzig.

LITERARISCHE ANSTALT

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 43. — 26. October 1882.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Dramatische Tragelaphen. Von Rudolf von Gottschall. — Aus dem Kreise der Romantik. Von Wilhelm Buchner. — Ein neuer Dichter. Von Konrad von Prittwitz-Gaffron. — Vermischte historische Literatur. Von Hans Prutz. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Dramatische Tragelaphen.

Goethe hat bekanntlich seine Faustdichtung als einen „Tragelaphen" bezeichnet; diese Bezeichnung ist von dem Bockhirsch, einem wunderbaren, nicht existirenden Thiere hergenommen. Auf poetischem Gebiete werden damit Schöpfungen charakterisirt, die sich in eine bestimmte ästhetische Rubrik wegen ihrer widerspruchsvollen Eigenschaften nicht recht unterbringen lassen, „incommensurable" Dichtungswerke. Und zwar sind es meistens Dichtungen von einem großartigen und übergreifenden Gedankeninhalt, welche den Rahmen, in den die Aesthetik sie aus äußern Gründen einfugen will, sprengen. Wir möchten sagen, es sind zu viele metaphysische Gase in ihnen enthalten, welche eine explosive Kraft ausüben.

In der Regel ist es die dramatische oder vielmehr die dialogische Form, welche der Dichter für seine Schöpfung gewählt hat. Doch diese Form bleibt insofern eine zufällige, als die Regeln des dramatischen Kanons weiter nicht beobachtet werden. Eine divina commedia oder tragedia hat nichts gemein mit den irdischen Lust- und Trauerspielen. Offenbar ist die Bezeichnung, welche Goethe für seinen „Faust" gewählt hat, gerade für diese Dichtung eine besonders zutreffende; man hat, und zwar erst kurz vor des Dichters Tode, den ersten Versuch mit der Aneignung des ersten Theils für die Bühne gemacht: und das bleibt immerhin der Prüfstein für die eigentlich dramatische Bedeutung. Schließen wir nach dem Erfolge, so ist der Versuch wohl gelungen: denn der erste Theil des „Faust" hat sich auf dem Repertoire der deutschen Bühnen erhalten, und Mephistopheles und Gretchen sind Gastrollen für reisende Künstler und Künstlerinnen geworden. Die scenische und musikalische Illustration, einige wirksame derbkomische Scenen und das rührende Gretchendrama haben sich als bühnenwirksam bewiesen: daß die Dichtung als solche bei der Aufführung zu ihrem Rechte kommt, müssen wir bezweifeln; solche große Gedankendramen werden auf den Bretern in ein Prokrustesbette gespannt; solchen „Tragelaphen" werden bald die Bockshörner, bald die Hirschgeweihe abgesägt. Welcher Darsteller wird die Aufgabe des Mephistopheles decken? Vor der Phantasie des Lesers steht dieser immerhin als ein großartiger Höllengeist, als ein verkörpertes Princip, und auch wenn er als Schalksnarr auf Erden wandelt, vergißt man über der vorübergehenden Maskerade nicht seine metaphysische Herkunft! Sehen wir aber auf der Bühne den fahrenden Scholasten, so meinen wir, daß er über gut und böse, über das Nichts und das negative Princip disputirt wie einer, der den Doctorhut erlangen will: dann aber verwandelt sich Mephisto als Junker Satan oft in einen Possenreißer, in einen schnurrigen und schnurrenden, wenn nicht gar zotigen Volks- und Jahrmarktsteufel. Die äußere Erscheinung ist auf der Bühne so entscheidend, daß das innere Wesen, wenn es weit über dieselbe hinausgreift, ihr gegenüber diese Bedeutung einbüßt. Und Faust selbst ist keine Rolle: es geht ein für den Darsteller unheilbarer Riß durch dieselbe. Der tiefsinnige, in seinem Talar herumagirende alte Gelehrte und der durch die Hexenküche neugeborene jugendliche Liebhaber decken sich für den Schauspieler durchaus nicht; keiner der Darsteller von Ruf wird den Faust auf seinem Repertoire haben.

Und nun gar der zweite Theil! Auch er ist ja für die Bühne eingerichtet und aufgeführt worden: die Genialität der Intendanten und Oberregisseure wetteifert in immer neuen Erfindungen, das scenische Faustproblem zu lösen. Dies geschieht bald an zwei, bald an drei Abenden, bald auf der profanen Bühne, bald auf einer dreigetheilten, mit dem Fachwerk der Passionsschauspiele.

Gegenüber allen diesen ehrenwerthen Bestrebungen, welche auch Pietätserfolge für sich haben, erklären wir den zweiten Theil des „Faust" im Sinne des Dichters für einen Tragelaphen, ein Fabelwild, das nicht in das Jagdgehege unserer praktischen Dramaturgen gehört. Da man nicht auch die Faustcommentare mit in Scene setzen kann, so wird der zweite Theil des „Faust", wenn er mit Zuhülfenahme aller scenischen Decorations- und Beleuchtungseffecte, mit Musik und Tanz in opernhafter Manier gegeben wird, als ein Conglomerat bunter Bilder vielleicht die Schaulust reizen, doch für das große Publikum ein durchaus unverständliches dramatisches Kauderwelsch bleiben. Ein Held, der sich plötzlich in eine kunsthistorische allegorische Figur verwandelt, schließt wol jede Gestaltung durch den Darsteller aus. Abgesehen von der Baccalaureusscene und den Schlußscenen der irdischen Handlung ist alles andere mehr oder weniger Decorationsaufputz wie in einer Zauberposse; auch die dichterischen Schönheiten kommen, wie das immer bei übergroßem scenischen Aufwande der Fall ist, wenig zur Geltung; die geistige Bedeutung des Werks, die auch an und für sich von dem alternden Dichter keineswegs immer mit glücklicher Prägnanz ausgeprägt ist, geht bei den Aufführungen fast ganz verloren: kurz, wir hegen die ketzerische Ansicht, daß es weder für die Dichtung noch für die Bühne ersprießlich ist, einen solchen Tragelaphen bei den Hörnern zu packen und auf die weltbedeutenden Breter zu schleppen.

Aehnliches gilt von Byron's „Manfred", der ja jetzt oft mit der Schumann'schen Musik in Scene geht. Dies Gedankenpoem leidet zwar nicht an gleicher Unverständlichkeit und Commentarbedürftigkeit für das große Publikum; die großartige Scenerie der Alpenwelt und das Auftreten ihrer Elementargeister gibt einen glänzenden decorativen Hintergrund; aber die Voraussetzungen der Handlung sind in ein Dunkel gehüllt, das keine Spannung aufkommen läßt, und so bleibt das Schauspiel der marternden Gewissensbisse des Helden ein unerquickliches, dem wir keine rechte Theilnahme entgegenbringen: und der hochpoetische geistvolle Monolog des Helden ermüdet zuletzt. Wir sagen Monolog: denn die Dichtung ist nur ein solcher von Anfang bis zu Ende; die Elementar- und Höllengeister sind nur gleichsam inscenirte innere Stimmen. So ist „Manfred" fast durchweg lyrische Reflexionspoesie in dramatischer Form und gehört also auch in das ästhetische Fabelbuch der Tragelaphen.

Wie der große deutsche und der große englische Dichter, hat auch der größte französische der Neuzeit, Victor Hugo, seiner Nation einen Tragelaphen geschenkt in seinem Drama „Torquemada", von dem jetzt die sechste Auflage vorliegt (Paris, Calman Lévy): wir glauben nicht, daß die sehr praktischen französischen Bühnendirectoren sich entschließen werden, das Stück zu geben, selbst wenn Gounod oder Thomas die Musik dazu schaffen wollten: nicht einmal die Porte Saint-Martin, für welche keinerlei decorative Wunder in den Bereich der Unmöglichkeit gehören. „Torquemada" hat weder mit „Faust" die Commentarbedürftigkeit, noch mit „Manfred" die endlosen lyrischen Ergüsse gemein; das Drama hat sogar einzelne Scenen, die sich auf der Bühne als effectvoll bewähren dürften; doch die ganze Composition desselben ist undramatisch; es sind Acte darin, wie der zweite, die durchaus nur dialogisirte Gedankendichtung sind, theologisch-philosophische Disputationen. Der Charakter des Helden selbst hat etwas Mumienhaftes; es ist keine Spur von Entwickelung in ihm; er ist nur eine personifizirte fixe Idee.

Im übrigen macht das Drama dem greisen Dichter alle Ehre und erinnert an die Productivität und geistige Frische eines Sophokles. Auch ist die Form des achtzigjährigen Poeten weniger verknorpelt und versteift, als das bei Goethe der Fall war: eine zur Marotte gewordene Manier tritt nicht allzu störend hervor, bei weitem nicht so störend wie in den letzten lyrischen Gedichten des greisen Sängers, in denen die Häufungen und Contraste bisweilen in eine unerlaubte stilistische Ueberschwenglichkeit ausarten und das welthistorische Curiositätencabinet, das neben Victor Hugo's dichterischem Atelier sich befindet, oft zur Unzeit abgestaubt wird, sodaß uns der Staub auf die Brust fliegt.

Originell und von großer dramatischer Wirkung ist der umfassende scenische Prolog, welcher dem „Torquemada" vorausgeschickt wird oder eigentlich der erste Act des Ganzen ist und eine sehr gelungene Exposition bildet. Sehr reizend ist der Contrast zwischen dem um die Gräber gaukelnden jugendlichen Liebespaar, Don Sancho und Donna Rosa, und dem ganzen düstern Klosterwesen, vor allem dem halb irrsinnigen Mönch, der in klösterlicher Ueberwachung stumm und einsam, die Kreuze grüßend, zwischen den Grüften dahinwandelt. Die dynastischen Intriguen des Königs gegenüber den Liebenden sowie die Entdeckung des Marquis, daß er der Großvater des Don Sancho ist, flößen geringeres Interesse ein: bedeutsam aber ist der Monolog des Torquemada, in welchem er die ihn beherrschende fixe Idee ausspricht: durch das Feuer der Scheiterhaufen das Feuer der Hölle zu besiegen und die Sünder durch die irdischen Flammen vor den ewigen zu retten. Diese Idee ist indeß eine Ketzerei: das sich versammelnde Ketzergericht verurtheilt Torquemada zur Strafe des Lebendigbegrabenwerdens: und da er hartnäckig den Widerruf weigert, so muß er in die Todtengruft hinabsteigen, deren Deckel sich über ihm schließt. Das begibt sich auf der Bühne. Die jungen Liebenden hören seine Stimme unten, und Don Sancho befreit ihn, indem er mit Hülfe eines eisernen Grabkreuzes den Deckel abhebt.

Im ersten Act des Stücks selbst will sich der König Donna Rosa's, die er liebt, bemächtigen und Don Sancho tödten; doch begnügt er sich damit, beide in ein Kloster zu stecken. Der zweite Act zeigt uns den frommen sanften Einsiedler Francesco de Paula in Italien im Gespräch mit Torquemada, dem Ketzerverbrenner aus Erbarmen; zu ihnen tritt als dritter ein Jäger, ein sie auslachender

frivoler Epikuräer, der kein Geringerer ist als der Papst Alexander Borgia, der übrigens Torquemada autorisirt, in Spanien nach seinem Gutdünken zu verfahren. Diese Scenen haben den Schwung großer Gedankendichtung und geistvoller Dialektik. Im dritten Act wollen der König und die Königin die große Goldsumme annehmen, mit der die Juden sich von den Schrecken der Inquisition loszukaufen wünschen: da tritt Torquemada dazwischen, wirft sein Kreuz auf das Sündengold, demüthigt den König und die Königin, daß sie ihm blindlings gehorchen, und zeigt im Hintergrund der Bühne den von ihm selbst bereiteten Scheiterhaufen mit seinen von Flammen überschütteten, schreienden Opfern.

Der vierte Act bringt den grellen Abschluß: Torquemada will die Liebenden vor den Intriguen des Königs in Sicherheit bringen: da erfährt er, daß Don Sancho ihn damals gerettet hat, indem er den Grabdeckel mit einem Kreuz forthob: jetzt sieht er, daß er sie nicht vor dem König, sondern vor der Hölle retten muß, der sie verfallen sind ... und überliefert sie der Inquisition. Die scheußliche Consequenz einer fixen Idee! Und gerade dieser Schluß macht das ganze Stück zu einem Tragelaphen.

Rudolf von Gottschall.

Aus dem Kreise der Romantik.

Dorothea von Schlegel, geborene Mendelssohn, und deren Söhne Johannes und Philipp Veit. Briefwechsel, im Auftrage der Familie Veit herausgegeben von J. M. Raich. Zwei Bände. Mit den Bildnissen von Dorothea und Friedrich von Schlegel, Johannes und Philipp Veit. Mainz, Kirchheim. 1881. Gr. 8. 15 M.

Die literargeschichtliche Forschung hat sich neuerdings wiederholt mit dem Zeitalter der Romantik beschäftigt, die Hauptvertreter derselben beleuchtet und diese theilweise etwas verblichenen Gestalten unserer Kenntniß wieder näher zu bringen gesucht. Hin und wieder sind solche Veröffentlichungen von einem gewissen Parteistandpunkte ausgegangen; manche der Romantiker hatten, obwol durchweg Norddeutsche und ursprünglich protestantischen Bekenntnisses, eine sichtliche Hinneigung zum Katholicismus, welche bei mehrern schließlich zum Uebertritt in die römische Kirche führte; daß die Zeit der Restauration nach den Freiheitskriegen, die Zeit des Aufkeimens einer neuen deutschen Kunst auf dem Boden von Rom zahlreiche solcher Uebertritte im Kreise der jüngern Künstler zeigt, ist bekannt genug. Diese Convertiten der Romantik, Vor- und Nachromantik, Graf Friedrich Leopold zu Stolberg, Zacharias Werner, Ida Gräfin Hahn-Hahn u. a., sind mit derselben Geflissentlichkeit hervorgehoben worden, mit welcher unsere classische Literatur, die Dichtungen eines Lessing, Goethe u. s. w., als verderbliche Producte protestantischen Fühlens und Denkens verurtheilt werden.

Es muß gleich vorausgeschickt werden, daß das vorliegende Buch eine derartige polemische Haltung nicht besitzt, sondern sich im wesentlichen auf die Mittheilung der zwischen Dorothea Schlegel, ihrer Familie und ihren Freunden gewechselten Briefe beschränkt. Aber ehe wir näher auf das Buch eingehen, wird es nöthig sein, das Leben der merkwürdigen Frau übersichtlich darzustellen.

Veronica, oder wie sie sich später wahrscheinlich im Hinblick auf ein Gedicht ihres Freundes Friedrich Schlegel nannte, Dorothea Mendelssohn war die älteste Tochter des berühmten berliner Philosophen Moses Mendelssohn, des Freundes von Lessing und Nicolai; sie war geboren am 24. October 1763. Das reichbegabte Mädchen erhielt eine sorgfältige Erziehung und wuchs auf in dem Gedankenkreise des aufgeklärten Berlin aus den letzten Jahrzehnten Friedrich's des Großen, jenes Berlin, wo sich der protestantische Rationalismus und der philosophische Drang aus den engen Schranken des damaligen Judenthums zu einer aufgeklärten humanen Popularphilosophie verbanden; ähnliche Erscheinungen aus jener Zeit wie Dorothea Schlegel sind Rahel Levin-Varnhagen und Henriette Herz, die Freundin Schleiermacher's.

Erst funfzehn Jahre alt, heirathete Veronica Mendelssohn nach dem Willen ihres Vaters den Bankier Simon Veit; ihre eigene Neigung war bei dieser Wahl nicht zu Rathe gezogen worden. Die Ehe war nicht glücklich; wie die geschichtliche Einleitung unsers Buchs sich ausspricht, „vermochte Veit die Tochter des Philosophen weder durch seine äußere Erscheinung noch durch den Grad seiner Bildung zu fesseln"; in den mitgetheilten Briefen dagegen erscheint Simon Veit als eine höchst verehrungswürdige Persönlichkeit, als ein Mann, welcher sein nachmaliges bitteres Geschick mit wahrer Seelengröße, mit unerschöpflicher Treue und rührender Herzensgüte erträgt, dabei durchaus gebildet und des schriftlichen Wortes sehr wohl mächtig ist. Neun Jahre lang blieb die Ehe kinderlos; dann entsproßten ihr vier Söhne, von welchen zwei zu reifen Jahren erwuchsen, der 1790 geborene Jonas oder, wie er später hieß, Johannes, und der 1793 geborene Philipp, welcher in der Folge als Maler Bedeutendes leistete. In Berlin respectirte man zu jener Zeit das Band der Ehe nicht sonderlich: ward doch sogar Schleiermacher damals in tiefste Herzensstürme verstrickt, aus welchen er nur durch die Gewissenhaftigkeit seiner Freundin Eleonore Grunow gerettet ward. Veronica Veit machte gegen Ausgang des Jahrhunderts, bereits in der Mitte der Dreißiger stehend, die Bekanntschaft des neun Jahre jüngern Friedrich Schlegel, dessen sprühender Geist ihr um so mehr imponirte, als sie sich in der Ehe nicht beglückt fühlte. Um sich mit Schlegel verbinden zu können, betrieb sie die Scheidung von dem

wackern Simon Veit trotz der vielen Hindernisse, die ihr als Jüdin im Wege standen, und erreichte endlich ihr Ziel. Die beiden Ehegatten setzten sich friedlich auseinander: Jonas blieb in Berlin bei dem Vater, den kleinen Philipp behielt die Mutter bei sich, und ohne den Bund der Herzen durch die Ehe zu heiligen, folgte Dorothea ihrem geliebten Friedrich Schlegel auf seinen weitern vielverwirrten Lebenspfad. Schleiermacher und die andern Freunde drangen auf die Trauung; das ganze Verhältniß war um so anstößiger, weil Schlegel gerade damals, 1799, seinen berüchtigen Roman „Lucinde" erscheinen ließ, dieses Evangelium der mystischen Sinnlichkeit. Jene Zeit hatte aber stärkere Nerven in solchen Dingen als gottlob die unsere. Aelter geworden, schreibt Dorothea 1816 an Schlegel:

Ich finde mich so überhäuft mit unverdienter Gnade, zugleich so beschämt über meine eigene Nichtigkeit, besonders wenn ich die Fehler und Sünden meiner Jugend bedenke, und wie ich schon im reifern Alter mit Heftigkeit alles von mir stieß, was mir misfiel, alles an mich riß, was mein leidenschaftliches Herz begehrte — und nun am Rande des Abgrundes, wo Tausende, Bessere als ich, verloren gehen, ich so mit Liebe überhäuft, an der Hand der treuesten Liebe gerettet!

Im Herbst 1799 begab sich also Dorothea Veit nach Jena, wo Schlegel fortan einige Jahre als Docent und Schriftsteller lebte; Ende 1802 siedelte das wunderliche Paar nach Paris über, wo Schlegel seine Sanskritstudien betrieb und Vorlesungen hielt. Dorothea schreibt im November 1802 an Schleiermacher:

Uebrigens lese ich hier in Paris als ein Gegengift viel in der Bibel — Luther's Uebersetzung. Man ist wol nicht gescheit, wenn man jemals glaubt, die Bibel hinlänglich gelesen zu haben. Ich lese mit Aufmerksamkeit beide Testamente und finde nach meinem Gefühl selbst das protestantische Christenthum doch reiner und dem katholischen weit vorzuziehen. Dieses hat mir zu viel Aehnlichkeit mit dem alten Judenthum, das ich sehr verabscheue. Der Protestantismus dünkt mich aber ganz die Religion Jesu zu sein und die Religion der Bildung; im Herzen bin ich ganz, soviel ich aus der Bibel ersehen kann, Protestantin; das öffentliche Bekenntniß davon halte ich nach meinem Glauben gar nicht für nöthig; denn sogar in diesem öffentlichen Bekenntniß liegt mir eine katholische Ostentation, Herrschsucht und Eitelkeit. Genug, daß ich es weiß und es glaube.

So darf es uns nicht wundernehmen, wenn Dorothea im April 1804 die Taufe empfing, und zwar als Protestantin. Noch in demselben Jahre zogen die beiden nach Köln, wo Schlegel sich um eine höhere Lehrstelle bemühte; der Plan zerschlug sich, und nicht selten mögen die Verhältnisse des geistreichen Paares ziemlich knapp geworden sein. Das Leben in dem „deutschen Rom", der Verkehr in durchaus katholischer Umgebung, wol auch Dorothea's noch immer ruheloses Gemüth gaben den Anstoß, daß sie hier, gleich so zahlreichen andern in jener Zeit, im Katholicismus den Frieden suchte, den sie bisher nicht gefunden; am 16. April 1808 trat sie im kölner Dom mit Friedrich Schlegel zur römischen Kirche über; zwei Tage später ward sie mit ihm getraut.

Alsbald danach machte sich Schlegel, des erfolglosen Harrens müde, auf zur Reise nach Wien; Dorothea folgte im Sommer nach. Es gelang Schlegel, durch seine Vorlesungen über Geschichte und Literatur sich bei der vornehmen Welt zu empfehlen; seine gewandte Feder ließ ihn geeignet erscheinen, bei dem im Frühling 1809 aufs neue ausbrechenden Kriege gegen Frankreich als politischer Schriftsteller im Hauptquartier des Erzherzogs Karl zu verweilen; nach dem raschen und unglücklichen Ende des Kriegs erhielt er eine Anstellung als Hofsecretär, dann nach Beendigung der Freiheitskriege eine solche als Legationsrath beim Frankfurter Bundestage. Seit 1818 lebte er literarischer Thätigkeit meist in Wien, wo er 1829 starb. Dorothea überlebte den erheblich jüngern Gatten um zehn Jahre. Der ältere der Söhne, Johannes, verweilte von jungen Jahren bis zu seinem Tode 1854 als Maler in Italien und vornehmlich in Rom, ohne es in seiner Kunst zu sonderlicher Bedeutung gebracht zu haben. Philipp hatte allem Anschein nach ungleich glänzendere Gaben; ein erstaunlich frühreifes Kind, begleitete er die Mutter auf ihren Wanderzügen, machte in Berlin, dann in Dresden seine Studien der Malerei und trat mit dem Bruder im Sommer 1810 in Wien zur katholischen Kirche über. Der Aufruf Preußens zum Freiheitskrieg rief den thatkräftigen Jüngling ins Feld, während der träumerische Johannes in Rom und Florenz seinen Studien des Quattrocento nachhing. Philipp Veit trat als Freiwilliger zuerst unter die Lützower, wobei ihm Joseph von Eichendorff ein treuer Geselle war, dann in ein brandenburgisches reitendes Jägerregiment; in dieser Stellung trat ihm der Dichter de la Motte Fouqué als Vorgesetzter und Freund herzlich nahe. In der leipziger Schlacht focht Philipp im Kleist'schen Corps; eine Granate riß ihm bei Wachau den Mantel von der Schulter, ohne weitern Schaden anzurichten. Er ward Offizier und fortan dem Blücher'schen Corps zugetheilt, mit welchem er bis Paris zog. Mit ehrenvollem Abschied kehrte er nach Berlin zum Vater zurück, dann nach Wien zur Mutter. Im Sommer 1815 trat er seine Fahrt nach Rom an; hier schloß er sich, wie schon früher der Bruder, aber mit glänzenderm Erfolge als dieser, an den Kreis der jungen deutschen Maler an, welche eine Erneuerung der Kunst durch größere Vertiefung, durch die Rückkehr zu der Empfindungsweise und Formenbildung der großen Meister der Frührenaissance erstrebten, an Overbeck, Schadow, Führich, Schnorr und vornehmlich an den bedeutendsten von allen, Peter Cornelius. Während die meisten derselben um das Jahr 1820 heimkehrten, verweilte Philipp Veit in Rom bis Herbst 1830. Da empfing er einen Ruf nach Frankfurt als Director des Städel'schen Kunstinstituts und nahm ihn an; Dorothea Schlegel war ein Jahr zuvor Witwe geworden und lebte fortan bei dem Sohne; bei ihm starb sie hochbetagt am 3. August 1839; Simon Veit war bereits im October 1819 aus dem Leben geschieden, nachdem er bis an sein Ende mit Dorothea und den Söhnen in freundschaftlichstem Briefwechsel geblieben war, ja sogar Friedrich Schlegel seine Grüße geschickt hatte. Philipp

legte 1843 sein Amt nieder, weil trotz seiner Einsprache Lessing's Huß für die Städel'sche Sammlung angekauft wurde, und wanderte über den Main hinüber nach dem Deutschordenshause in Sachsenhausen. Im Jahre 1853 ward er, 60 Jahre alt, Director der städtischen Bildergalerie in Mainz, wo es ihm noch vergönnt war, die Herstellung des mainzer Doms zu erleben und die Ausmalung desselben zu leiten. Er starb, 84 Jahre alt, gegen Ende des Jahres 1877.

Wir haben im Vorstehenden das Leben derjenigen, welche in diesen zwei Bänden unsere Aufmerksamkeit hauptsächlich festhalten, mit kurzen Zügen dargestellt. Es wird aus diesen flüchtigen Mittheilungen jedenfalls erhellen, daß wir hier mit einer Reihe bedeutender Persönlichkeiten zusammentreffen, von denen manche in der Literatur- und Kunstgeschichte ihrer Zeit eine sehr geachtete Stelle einnehmen. Vornab August Wilhelm und Friedrich Schlegel, Schleiermacher, Tieck, Fouqué, Clemens Brentano, Helmina von Chézy, Rahel Levin und Varnhagen, G. H. von Schubert, Joseph von Eichendorff, Henriette Herz, dann Sulpiz Boisserée, Overbeck, Schinkel, die beiden Brüder Veit. Und in der Mitte dieses reichen Kranzes bedeutender Menschen steht Dorothea, die Tochter des jüdischen Popularphilosophen Moses Mendelssohn, die Gattin des Romantikers Friedrich Schlegel, die Frau mit dem geistreichen Kopf und dem warmen Herzen, die sich nach harten Seelenstürmen aus einem höchst unklaren Seelenbunde zur Ehe emporrafft, vom Judenthum zum Protestantismus und schließlich, einem zahlreiche Gemüther in jener Zeit bewältigenden Drange folgend, zum römischen Bekenntniß übergeht, in welchem sie fortan ihre volle Befriedigung findet.

Auch die Quellen dieser 359 Nummern umfassenden Briefsammlung bedürfen eines kurzen Blicks. Die Reihenfolge der Briefe zeigt von Zeit zu Zeit erhebliche Lücken, ohne daß ersichtlich wäre, ob dieselben dadurch entstanden, daß überhaupt keine Briefe vorhanden sind, oder ob der Herausgeber nur das Wichtigste herausheben wollte. Der weitaus größte Theil der Briefe kommt aus dem handschriftlichen Nachlaß des Directors Veit, dessen Familie den Dr. Raich zur Herausgabe ermächtigte. Die an A. W. von Schlegel und seine Frau gerichteten Briefe wurden von der dresdener Bibliothek, welche Schlegel's ausgedehnten Briefwechsel erworben hat, zur Verfügung gestellt, wie die an Varnhagen und Rahel gerichteten von der berliner Bibliothek. Außerdem sind einige Schreiben bereits früher erschienenen Werken über Karoline Schlegel, Sulpiz Boisserée, Schleiermacher, Paulus, Fouqué u. a. entnommen. Abgesehen von vier früher geschriebenen beginnt die einigermaßen stetige Reihenfolge der Briefe im März 1799 und führt uns im ersten Bande bis Ausgang des Jahres 1810, im zweiten weiter bis Ende 1817. Der erste Theil zeigt uns das Bildniß Dorothea's, ein scharfgeschnittenes Gesicht mit großen durchdringenden Augen, Adlernase, sinnlichem Munde; in den mächtigen Backenknochen und dem Kinn ist ein unbeugsamer Wille ausgesprochen; das Gesicht ist durchaus nicht schön, aber geistreich, weit mehr dasjenige eines strengen, nachdenkenden, gebietenden Mannes als einer Frau; der wohlgenährte Schlegel mit den schwammigen Zügen und den träumerischen Augen bildet einen völligen Gegensatz; beide Bildnisse sind von Pilipp Veit gezeichnet. Der zweite Band enthält die selbstgezeichneten Jugendbildnisse der beiden Brüder Veit, Johannes ziemlich unbedeutend, Philipp in der etwas gezierten Darstellung eines hinter sich auf den Messias deutenden Johannes des Täufers; alle vier Blätter sind in einer ohne Zweifel der anspruchslosen Technik der Zeichnung entsprechenden Weise von Eisenhardt radirt.

Es ist nicht leicht, aus dem ungemein reichen Inhalt der beiden Bände Einzelnes auszuwählen. Der erste Abschnitt führt uns nach Jena, wo A. W. Schlegel mit seiner Frau, der aus Waitz' Buche bekannten Karoline, und Friedrich Schlegel mit Frau Dorothea Veit um 1800 ein paar Jahre wohnten. So haben wir Gelegenheit, in die Wiege der Romantik zu schauen; manches freilich in den Bestrebungen jener Zeit liegt uns jetzt endlos weit ab; zwischen unserm Zeitalter und demjenigen der Romantik hat sich ein tiefer Abgrund aufgethan, ausgefüllt durch ungeheuere Kämpfe auf dem Schlachtfelde und in den Parlamenten; wir haben kein Verständniß mehr für diese rein literarische, ästhetisch-philosophische Existenz, dieses unbeschränkte Walten des subjectiven Empfindens und Wollens, wie es im Zeitraum der Romantik als selbstverständlich betrachtet ward. Was sind uns Schlegel's „Lucinde" mitsammt Schleiermacher's Vorrede, was Dorothea's unvollendeter Roman — das Begonnene nicht fertig zu machen, gehört fast zu der Eigenart der Romantik — „Florentin"? Hardenberg-Novalis erscheint und wird nicht gerade vortheilhaft charakterisirt; bei alledem werden diese Briefe für eine dereinstige Gesammtdarstellung der romantischen Periode von Werth sein. Eine Schilderung Goethe's aus dem November 1799 mag hier mitgetheilt werden:

Und nun zuletzt: Ein heller Punkt in meinem Lebenslauf. Goethe habe ich gesehen! und nicht blos gesehen; er ist mit mir und den beiden Schlegels wol eine gute halbe Stunde spazieren gegangen; hat mich mit einem ausgezeichneten Blick geprüft, als mein Name genannt wurde, und sich freundlich und ungezwungen mit mir unterhalten. Er hat einen großen und unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht; diesen Gott so sichtbar und in Menschengestalt neben mir, mit mir unmittelbar beschäftigt zu wissen, es war für mich ein großer, ein ewig dauernder Moment! Von dem zurückschreckenden Wesen, das man so allenthalben von ihm sich erzählt, habe ich wenig gemerkt; im Gegentheil, obgleich meine Schüchternheit und Angst groß war, so nahm sie doch sehr bald ab und ich gewann vielmehr ein gewisses schwesterliches Vertrauen in ihn. Ewig schade ist es, daß er so corpulent wird; das verdirbt einem ein wenig die Imagination! Wie er so neben mir her ging und freundlich redete, da verglich ich seine Person mit allen seinen Werken, die mir von ihm in der Eile einfielen, und da habe ich gefunden, daß er dem „Meister" und dem „Hermann" am meisten ähnlich sieht. Am allerwenigsten konnte ich aber den Faust in ihm finden, alles andere aber ganz deutlich, die vermischten Gedichte, Tasso,

Egmont, Werther, Götz, Elegien, überhaupt alles, alles! Auch der väterliche Ton in seinen letzten Sachen ward mir klar.

Dorothea's Briefe in dieser Zeit sind fast ausschließlich an Schleiermacher, Rahel Levin und A. W. Schlegel gerichtet und betreffen im wesentlichen literarische Angelegenheiten. Jedem einzelnen Abschnitt des Briefwechsels sind Auszüge aus Dorothea's Tagebuche beigefügt, welche noch besser als die Briefe selbst das eigenartige Wesen der bedeutenden Frau aussprechen; hier einige dieser lose aneinandergereihten Gedanken:

Nur ein Mensch, der nach einem Freunde sich ebenso wie nach einer Freundin sehnt, verdient beide. Aber es gibt Menschen, die von der Erde gehen, ohne je darüber betrübt oder besorgt gewesen zu sein, daß sie niemand darin geliebt haben. —

Daß in einem solchen Leben, wo uns nicht blos Thorheiten, sondern auch Schmerzen umzingeln, daß da der Mensch ein nasses Auge bewahren muß für rothe, ein beklommenes Herz für ein blutendes und eine leise Hand, die den schweren Leidenskelch dem Armen, der ihn leeren muß, trauernd hält und langsam nachhebt! — Und wenn du so bist, so rede und lache wie du willst; denn die Menschen soll niemand belehren als einer, der sie recht herzlich liebt. —

Fange deine Herzenscultur nicht mit dem Anbau der edeln Triebe, sondern mit dem Ausscheiden der schlechten an. Ist einmal das Unkraut verwelkt oder ausgezogen, dann richtet sich der edlere Blumenflor von selbst kräftiger in die Höhe. Das tugendhafte Herz wird wie der Körper mehr durch Arbeit als durch gute Nahrung gesund und stark. —

Ich kann mich mit allen Schwachheiten aussöhnen, nur zwei ausgenommen; die erste die: keine Schwachheit haben zu wollen, die zweite: keine andere zu dulden. Es sind die Schwachheiten der Despotie und darum die unleidlichsten für einen freien Menschen. —

In einer schönen Ehe ist es nothwendig, daß die Frau gerade so viel Verstand besitze, um den des Mannes zu verstehen; was darüber ist, ist vom Uebel. —

Zweierlei Strahlen hat die Sonne: leuchtende und wärmende. Die letztern theilen sich allen mit, erwecken und beleben, und ihre Wirkung bleibt lange zurück. Die erstern lassen keine Spur zurück, sobald sie selbst verschwunden sind, aber von ihnen kommt Farbe und Licht. Die wärmenden Strahlen sind die Liebe, die leuchtenden die Phantasie der Natur. —

Wenn eitle Frauen nicht länger mit Jugend kokettiren können, so geschieht's mit Alter. Wenn sie lange sich zehn Jahre jünger angegeben haben, so machen sie plötzlich einen Sprung und geben sich zehn Jahre älter an. —

Viele Stücke werden nicht ausgepfiffen, weil die Leute vor vielem Gähnen den Mund nicht spitzig machen können. —

Kirnberger gab einer Dame Unterricht im Klavierspielen und ward oft abgewiesen, weil die Dame ihr Zimmer scheuern ließ. Kirnberger ward ungeduldig. Aber auch ewig scheuern! rief er, wann ist es denn endlich einmal bei ihr rein? Man könnte dies auf manche Leute anwenden, die so entsetzlich viel lernen. Wann werden sie denn etwas wissen? Am Ende sind diese doch immer noch golden gegen die andern, die alles wissen wollen, ohne es zu lernen. Das wäre dann wieder ein Unterscheidungszeichen zwischen Dummen und Narren. —

Die pariser Jahre sind nur durch wenige Briefe an Schleiermacher und Simon Veit vertreten. Auch aus diesem Abschnitt mögen einige Tagebuchblätter folgen:

Einige wollen, man solle die Kenntniß aller Dinge damit anfangen, daß man sich selber recht kenne; ich denke aber, man thäte besser, damit aufzuhören; denn es ist sicher das Allerschwierigste, es gehört kein geringer Grad von Kenntnissen dazu, wenn man sich selber kennen lernen soll, sonst entsteht ein Irrthum, das ist die falsche Meinung von sich selbst oder die Einbildung. —

Es wird viel zu viel gesprochen in der Welt. —

Je größer der Einfluß ist, den eine Frau auf das Urtheil ihres Mannes hat, desto vorsichtiger sei sie, ihn zu bestimmen, desto gewissenhafter muß sie sein; denn nun hat sie für zwei Rechenschaft abzulegen. —

Es ist doch kein Mann so gescheit, der sich nicht von Schmeicheleien, und kämen sie auch von einer alten Frau, einnehmen ließe! —

Man muß alle Menschen ein ganz klein wenig besser behandeln, als sie verdienen; so entwaffnet man sie am leichtesten! —

Je öfter ich den Apollo von Belvedere ansehe, je weniger kann ich mich mit der Idee der Antiquare befreunden, daß seine Handlung die Erlegung des Python darstellen soll. Es liegt in der ganzen Figur und in dem ganzen göttlichen Ausdruck des Zorns, der Macht — ohne Anstrengung der Kraft — viel mehr, als zu jenem Endzweck gehören würde. Sollte er nicht zur Gruppe der Niobe und auch die Diana offenbar zum Apollo gehören?

Die geistreiche Frau hat recht gesehen, wenn auch die Vermuthung bezüglich der Angehörigkeit zur Niobegruppe nicht richtig ist; bekanntlich hält man neuerdings die beiden berühmten Kunstwerke für Nachbildungen einer Erzgruppe von Gottheiten, welche den Angriff der Gallier auf das delphische Heiligthum abwehren.

In der Zeit des Aufenthalts zu Köln hört der Briefwechsel mit Schleiermacher auf; dafür tritt ein derjenige mit Karoline, der Gattin des Professors Paulus, und mit dem häufig abwesenden Friedrich Schlegel. Dorothea ist viel einsam und tröstet sich mit Briefschreiben:

Wenn Du sehen könntest, in welcher Einsamkeit und Einförmigkeit ich lebe! ... Es ist nichts, was so stärkt, so erhebt und eigentlich erfrischt als Einsamkeit, wenn man einsam zu sein versteht, und sie kann ordentlich zur Leidenschaft werden wie die Liebe zur Gesellschaft. ... Je einsamer ich lebe, desto mehr sehne ich mich danach. ... Ich kann es wohl sagen, daß ich auf dem Wege bin, im Herzen recht glücklich, überschwenglich glücklich zu werden. ...

Philipp, welcher bisher bei der Mutter gewesen und in seiner kindlichen Weise allerliebste Briefe geschrieben, kehrt zu weiterer Ausbildung nach Berlin zurück; so gehen auch dorthin zahlreiche Briefe an den vormaligen Gatten und an die Söhne. Der jenaer Schlag und Preußens Demüthigung geben der klugen Frau Anlaß zu manchen treffenden und zornigen politischen Bemerkungen; mehr und mehr tritt die Neigung zum Katholicismus hervor. Ein paar Tagebuchblätter lauten:

Das Gute thun oder das Rechte, um der Welt ein gutes Beispiel zu geben, kann zwar in der Welt recht nützlich sein und ist als Maxime zu empfehlen, aber an sich ist es doch nicht mehr werth, als Talente zu üben, um der Gesellschaft eine angenehme Unterhaltung zu verschaffen. —

Es ist sehr klug von den Frauen, wenn sie den Einfluß, den sie auf ihre Männer haben, nicht allein diesen, sondern auch allen übrigen Menschen verbergen; noch klüger ist es, wenn sie selber ihn nicht zu kennen scheinen; aber wahrhaft edel und gottgefällig ist es, wenn sie ihn wirklich selber nicht kennen. —

Ob ich glaube? Das wage ich noch nicht zu behaupten: aber ich weiß, daß ich wahrhaftig an den Glauben glaube. —

Der folgende Abschnitt führt uns für geraume Zeit nach Wien. Dorothea hatte in Köln Sulpiz Boisserée's Bekanntschaft gemacht, sodaß fortan eine Reihe von Briefen an diesen erscheint, welche wieder andere Interessen als die bisherigen berühren und von Zeit zu Zeit ihre Sehnsucht nach dem Rhein aussprechen. Die Söhne beginnen ihre Kunststudien in Dresden; Friedrich Schlegel zieht als Proclamationenschreiber mit Erzherzog Karl ins Feld, folgt dem geschlagenen Heere nach Pesth; da gibt es nach Westen, Nord und Ost Briefe zu schreiben. Dazwischen kommen die Verhandlungen über den Glaubenswechsel der Söhne. Geben wir zur Abwechselung auch einmal dem trefflichen Simon Veit hierüber das Wort; er schreibt im October 1810 an seinen Sohn Philipp:

Uebrigens, mein lieber Sohn, will ich dasjenige, was ich an Deinen Bruder in meinem letzten Brief geschrieben, zwar mit andern Worten, aber dem Inhalt nach wiederholen. Ueber das Vorgefallene zwischen uns wollen wir einen Schleier ziehen und es der Vergessenheit übergeben. Ich werde euch beide nicht aufhören zu lieben und das Mögliche thun, wenn wir auch in Rücksicht der Religion nicht einerlei Meinung sind. Moral und Religion, bürgerliche Rechte und bürgerliche Pflichten sollten zwar immer Hand in Hand gehen, allein mit dem Unterschied, daß die Moral und alle bürgerliche Pflicht für alle Menschen nur eine und die nämliche ist; ihr Wesen ist in der Natur des Menschen gegründet, abgesondert von allem Ewigen und Göttlichen. Die Moral ist für den Menschen im praktischen Leben, was die Logik für den Verstand ist. Die Moral ist der Wegzeiger, durch ihre Grundsätze werden wir sanft und glücklich durch die Welt geführt, ihre Grundsätze sind einfach und allgemein. Es gibt nur eine Moral für alle Nationen, für alle Menschen von Anbeginn der Welt bis zum Jüngsten Tag, und diese kann mit den Worten ausgedrückt werden: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst." Religionen hat es aber von Beginn der Welt bisjetzt viele gegeben, und werden wahrscheinlich noch viele, zwar nur anders modificirt, folgen. Wenn indessen die Religion von der Toleranz beleuchtet wird, wenn sie mit der Moral Hand in Hand gehen darf und gehen kann, so thun sie sich untereinander nicht nur keinen Schaden, sondern sie nähern sich so lange gegeneinander, bis sie fast nebeneinander fortlaufen. Also, mein lieber Sohn, so lange wir nur verschieden in der Religion, in unsern moralischen Grundsätzen eins sind, so wird nie eine Trennung zwischen uns vorfallen. Glaube nur nicht, wenn Du zu einer andern Religion übergegangen, daß die Millionen Menschen, die andere religiöse Grundsätze haben, arme Sünder und Gott verhaßte Menschen sind, die an der ewigen Seligkeit nicht theil haben können. Dieser Glaube hat schon öfter den Freund vom Freunde, den Vater vom Kinde, den glücklichen Gatten von seiner geliebten Frau getrennt und hat nichts wie Unheil angerichtet. Ich muß meinen Brief schließen und will nur die wenigen Worte noch hinzufügen, daß wir von nun an weder über Religion noch über Politik in unserm Briefwechsel eine Erwähnung thun wollen. Lebe wohl.

Im Frühling 1811 zieht Johannes nach Italien, dem gelobten Lande der Kunst, während Philipp seine Studien in Dresden fortsetzt; so bewegt sich einige Jahre lang der Briefwechsel zwischen Aeltern und Kindern vornehmlich auf dem Gebiete der Kunst. Eingang 1812 kommt Rauch auf der Rückreise aus Italien nach Wien, und Dorothea schreibt:

Herr Rauch hat an Humboldts einen Abguß der Büste mitgebracht der Königin von Preußen, nämlich so wie sie in Lebensgröße auf einem Grabmal wird in Marmor abgebildet werden. Der Moment scheint in dem Augenblick nach dem Hinscheiden aufgefaßt zu sein. Ich rechne es mir als eine glückliche Begebenheit an, daß ich dieses herrliche Kunstwerk gesehen habe, und erlebe ich es, daß es in Marmor fertig wird, so biete ich alles Mögliche und Unmögliche auf, um es zu sehen, sollte ich auch eine Reise nach Berlin darum machen müssen. Lieber Johann, wenn Rauch in Rom daran arbeitet, so bitte ich Dich, ja von Zeit zu Zeit mir über dieses Werk, sowie es vorrückt, einige Nachricht zu geben, wenn es Dir anders erlaubt ist, es so oft zu sehen, als Du willst. Du weißt, ich habe von Natur mehr Sinn für Farben und Malerei als für die Antike und den Marmor überhaupt; das muß ich aber bekennen, einen rührendern und zugleich erhebendern Eindruck haben mir wenige Kunstwerke gemacht als dieses erhabene Bild der Königin. Nie sah ich Größe und Anmuth, Leben und Tod, Schmerz und Ruhe in einem so köstlichen Verein. Das Ganze hat den vollendetsten Ausdruck der irdischen Schönheit, die sich vom Schmerz losgerungen, nun zur Seligkeit eingeht. Doch Du wirst es ja selber sehen. Hätte der Mensch auch weiter nichts von seinem Schöpfer zur Mitgift in das Leben erhalten als diese Fähigkeit zur Kunst, müßte er nicht unaufhörlich dankbar sein und jedes andere, was ihm nicht gelegen ist, für nichtig achten? Und wie viel, wie reich sind außer dieser noch seine Gaben! O wie oft, täglich und stündlich hat der reichbegabte Mensch Ursache, ein „Herr dich loben wir!" von ganzem Herzen anzustimmen, anstatt daß er es aufspart, bis er sich seiner gelungenen Entwürfe erfreut, wo es oft nur ein Frevel genannt werden muß.

Gar schön schreibt sie im Sommer 1812 an den von einem Plane zum andern schwankenden Johannes:

Daß Du Porträts malst, ist gut; vor allen Dingen aber bitte ich Dich, Dir anzugewöhnen, daß Du die angefangenen Bilder, so gut Du kannst, wirklich vollendest und nichts unfertig stehen lässest oder auf eine zu lange Bank schiebst, als was Du gleich von Anfang an als Skizze nur betrachtetest. Das Unvollendetlassen ist ein Geist der Unordnung, der meines Erachtens jedem Geschäft in der Welt und also auch der Kunst Schaden thut, insofern die Kunst doch auch ein Geschäft ist und bleibt. Ich glaube überhaupt, je mehr ich die Werke unserer Vorfahren überdenke und anschaue, desto mehr werde ich davon überzeugt, daß diese alten Meister, in welcher Kunst es auch sein möge, ganz und gar nicht so von der augenblicklichen Lust und Laune sich haben regieren und begeistern lassen, wie die jungen Künstler jetzt von dem Genie glauben. Keineswegs! Die erste Idee, der Plan, gleichsam die Poesie eines jeden Werks, das ist wie ein Blitz und dann wie ein Traum der Begeisterung; ohne diesen Blitz kann überhaupt von gar keinem Kunstwerk die Rede sein. Aber die erste Idee ist ganz etwas anderes noch als die Ausführung, die Vollendung; an dieser muß ununterbrochen gearbeitet werden, mit Anstrengung, mit Selbstverleugnung; und hier gibt es gar kein Werk, gar keins, von der Staffelei bis zum Actentisch, vom erhabensten Werk der Poesie bis zu irgendeinem Handwerksgewerb, das nicht mühselig in der Ausführung wäre, sowie es erhebend in der ersten Anlage und Idee ist und eben dadurch auch segenbringend für den Geist des Menschen; denn von diesen Regeln der Eingebung und der Ausführung ist kein Werk der Menschen ausgeschlossen als nur die maschinengleichen Gewerbe, die ohne Freiheit, ohne freie Anstrengung und Selbstüberwindung sowie ohne Blitz der Eingebung so anfangen, wie sie enden und immer wieder denselben Gang in der Mühle treten müssen, daher auch diese maschinenmäßigen Fabrikarbeiten die einzigen sind, die den Geist des Menschen herabwürdigen, indem sie ihm

den Gedanken der freien Vollendung unmöglich machen. Gewiß nicht dieses Treiben also meine ich, wenn ich von einem gleichmäßigen Arbeiten, einer Vollendung durch Stetigkeit und selbstüberwindenden Fleiß rede, sondern nur den Irrthum, den wir jetzt an vielen, auch sehr hoffnungsvollen jungen Geistern wahrnehmen, wenn sie meinen, die Anstrengung schade dem freien Genius, daß sie zur Ausführung, zur mühevollen Vollendung immerwährend jenen Blitz und den halb unbewußten Traum erwarten, den sie beim Empfangen ihrer ersten Idee zu einem Werke der Kunst empfanden und ohne diesen nicht arbeiten wollen, was sie dann nennen „nicht bei Stimmung sein"! Daher einzig und allein, daher sehen wir jetzt so viele Werke, deren erste Idee gut, deren Anlage vortrefflich ist, die aber ohne Vollendung blieben und also keine Werke sind.

Dann kommt das Jahr 1813 und mit ihm der Befreiungskrieg. Während der wackere Philipp auf den Schlachtfeldern von Breslau bis Paris mitschlägt, dazwischen nur ab und zu der bangen Mutter und dem Vater frische Soldatenbriefe schreibt, briefwechselt Johannes, in die alten florentinischen und umbrischen Meister vertieft, von Florenz aus träumerischen Sinnes mit den Aeltern und Friedrich Overbeck über die Kunst; der gewaltige Pulsschlag der Zeit reißt uns aus dem schöngeistigen wiener Stilleben heraus; diese Briefe mit ihren wechselnden Stimmungen, mit ihren großen Sorgen statt der kleinen literarischen Interessen des Schriftstellerpaares wirken besonders erfreulich; Dorothea erscheint uns nicht mehr so ausschließlich als die geistreiche Frau, sondern stets mehr und mehr als die treue tief empfindende Mutter, als eine Frau von ernstester, herzlichster Frömmigkeit. Mag dieselbe ein etwas ausschließliches katholisches Gepräge tragen, so stört uns das nicht; denn es ist ein weitherziger duldsamer Katholicismus, geboren wol aus dem schwärmerischen Geiste der Romantik, aber nicht streitfertig, sondern reich an Liebe. Auch was die starkdenkende Frau über Politik spricht, das ist, etwa abgesehen von der Zeit des Wiener Congresses, wo sie trotz aller Klugheit durch Schlegel's Brille sieht und auf Preußens Begehrlichkeit schilt, durchaus treffend.

Dazwischen sind eingestreut einzelne Gedichte aus Philipp's Feldbriefstasche, welche zwar, gleich denen der Mutter, theilweise auf den Pfaden der Romantik wandeln, aber auch recht Schönes bieten. Könnte z. B. das nachfolgende Lied: „Vor der Schlacht bei Leipzig", nicht ebenso gut von Schenkendorf gedichtet sein?

Die Sonne steigt am Morgen
Mit blut'gem Scheine auf;
Wir stehn in großen Sorgen
Um dieses Tages Lauf.
Der Kampf soll nun beginnen,
Es naht des Feindes Macht,
Und wer da soll gewinnen,
Wird heute ausgemacht
Im Streite.

Ach, reicher Gott im Himmel,
Hör' an das heiße Flehn,
Daß in dem Schlachtgetümmel
Wir rechter Art bestehn.
Laß deine Engelscharen
Zu unserm Schutze nahn,
Vor Schmach uns zu bewahren
Und uns auf blut'ger Bahn
Zu leiten.

Zu deines Thrones Stufen
Dringt innig das Gebet;
Du hast uns ja berufen,
So bleib auch bei uns stet.
Das Kreuz sei unser Zeichen,
Das Kreuz sei unser Schild,
Wir wollen nicht mehr weichen,
Bis mit dem Blut entquillt
Das Leben.

Die folgenden Jahre bringen Dorothea's Uebersiedelung nach Frankfurt, Philipp's Romfahrt, seine Mitarbeit an den Fresken der Casa Bartholdy, seine Gewissenszweifel, ob er nicht lieber Priester werden solle, und damit neuen bedeutenden und anziehenden Briefstoff. Mit Ausgang des Jahres 1817 schließt der zweite Band und damit das Werk.

Es wird wol aus dieser Mittheilung des Hauptinhalts erhellen, daß das Buch über das Zeitalter der Romantik, der Befreiungskriege und der Neugeburt unserer Kunst eine Menge der anziehendsten Anschauungen darbietet; bewegen wir uns doch fortgesetzt im Kreise hochbedeutender Männer und Frauen, Dichter und Künstler, in einer an sich literarisch und künstlerisch äußerst triebkräftigen Zeit. Und nicht blos diejenigen, die hier redend auftreten, sind von Bedeutung, auch diejenigen, über welche ihre Briefe handeln. Napoleon und Josephine, Goethe, Schiller und Frau von Staël, Bernadotte und Erzherzog Karl, Zacharias Werner und Theodor Körner, Cornelius und Rauch und zahlreiche andere gehen durch den Gesichtskreis der Personen, die sich brieflich unterhalten, sodaß es an Abwechselung und bedeutenden Ausblicken nicht fehlt. Und der Mittelpunkt dieses aufs lebendigste angeregten Kreises ist die geistreiche, gemüthvolle Dorothea, die, auch wenn ihre Mittheilungen sich nur auf die kleine Welt des Hauses, auf die Studien ihrer Söhne, auf ihre eigene innere Arbeit beschränken, uns allezeit anzieht; natürlich muß man vorurtheilsfrei genug sein, sich nicht durch die bisweilen stark ausgesprochene besondere Richtung ihrer Frömmigkeit stören zu lassen; es ist jedenfalls eine wirkliche ehrliche Frömmigkeit.

Der Herausgeber entledigt sich seiner Aufgabe bei Abfassung des Buchs mit einer meines Erachtens nicht ganz zweckmäßigen Kürze. Das Buch ist eigentlich nur für den Wissenden geschrieben; es setzt eine Kenntniß von Personen und Thatsachen voraus, die nicht jeder Leser besitzen möchte. Wenn Raich uns über die Lebensverhältnisse Dorothea's mit zehn Seiten der Einleitung unterrichtet, so macht diese Kürze ohne Zweifel gegenüber dem Verfahren anderer Herausgeber von Briefwechseln, die mehr sich selbst als ihrem Helden eine Ehrenpforte bauen, einen wohlthuenden Eindruck; aber etwas mehr Ausführ-

lichkeit des ersten Vorworts, sowie vor jedem Abschnitt eine zusammenfassende Einführung würden jedenfalls demjenigen, der nicht in der Geschichte jenes Zeitraums, in den Lebensverhältnissen der Familien Schlegel und Veit bereits Bescheid weiß, die Ueberschau erleichtert haben, vornehmlich für die Frauen, welche das Buch lesen werden. Auch ein Namensverzeichniß der im Buche auftretenden Persönlichkeiten am Schlusse würde das Wiederaufsuchen des früher Gelesenen erleichtert haben. Trotz dieser kleinen Anstände müssen wir anerkennen, daß das Buch in vieler Beziehung anziehend und anregend ist und die Worte bestätigt, welche Dorow vor vierzig Jahren schrieb:

Dorothea von Schlegel gehört in jedem Betracht zu den ausgezeichneten Frauen unsers Zeitalters. Wer Geistesbildung, Herzensgüte und Frömmigkeit zu würdigen weiß, wer die Eigenthümlichkeiten eines Lebensganges aufzufassen versteht, in welchem das Zeitalter mächtig widerstrahlt und doch die Vorsehung auch die Irrwege wieder zu dem rechten Ziel einlenkt — der wird unserm Ausdrucke mit vollem Herzen beipflichten und der Hingeschiedenen seine warme Theilnahme nicht versagen.

Wilhelm Buchner.

Ein neuer Dichter.

Dichtungen von Rudolf Otto Consentius. Vier Bände. Karlsruhe, Reuther. 1881. 8. 9 M. 60 Pf.

In vier Bänden veröffentlicht der Verfasser seine lyrischen, epischen und dramatischen Leistungen und beschenkt uns zuletzt noch mit einer Abhandlung, welche den Titel führt: „Die Rückläufigkeit des Raumes ein Irrthum und Ursache weiterer Irrthümer.“ Die Besprechung der letztern überlassen wir billig einer berufenern Feder als die unsrige.

Was die „Dichtungen“ anbetrifft, so führt sie Otfried Mylius (Karl Müller in Stuttgart) mit einem Vorworte ein, das Großes erwarten läßt; auch die Vorrede des Verfassers scheint andeuten zu wollen, daß er seine Studien, resp. die Resultate derselben unter jene rechnet, von denen Cicero rühmt: „Adolescentiam alunt, senectutem oblectant, secundas res ornant, adversis perfugium ac solacium praebent, delectant domi, non impediunt foris, pernoctant nobiscum, peregrinantur, rusticantur.“ Von dem lyrischen Theile sagt Mylius wörtlich: „Wie viel des Schönen, Guten und Wahren, des Sinnigen und Zarten, aber auch des Mannhaften, Kraftvollen und Energischen enthalten die lyrischen Gedichte!“

Wie verhält sich hierzu der Befund? Wir greifen aus dem Versuchsfelde jedes Lyrikers, aus dem „Buche der Liebe“ einige Proben zur Orientirung des Lesers heraus. In dem Gedicht „Göttlich und dämonisch“, welches das Wesen und die Eigenschaften der Liebe schildern will, heißt es unter anderm:

Die Liebe ist der holde Mai,
Der Rosen viel entfaltet,
Sie ist die ew'ge Zauberei,
Die alles jung gestaltet.

Die Liebe wird zum Kampf sogleich,
Da glühn der Kämpfer Wangen,
Doch der Bezwungne, stark und reich,
Darf nach dem Scepter langen.

Sie ist der Mensch, nicht Mann noch Weib
Allein kann stolz sie nennen;
Aufwachen in des Andern Leib
Lehrt erst den Menschen kennen.

„Die Werbung“ lautet:

Er.
Ich lieb' dich.

Sie.
Ich lieb' dich nicht minder.

Er.
Dann wär's Heirathen gesünder.

Sie.
Ach nein, wir wollen's noch lassen,
Wer weiß denn, ob wir auch passen.

Er.
Ei! können wir uns nicht leiden,
Wir lassen uns wieder scheiden.
Schnell endet so Lied und Spiel.

Sie.
Nein, nein! Das kostet zu viel.

Er.
Ich übernehm' die Gebühren.

Sie.
Gewiß?

Er.
Ich lass' mich nicht lumpen
Und müßt' ich das Geld mir pumpen.

Sie.
Da können wir's 'mal probiren.

In dem Liede „Das böse Geld“ singt der Dichter:

Ach das Geld, dies böse Geld,
Dieser liebe, holde Teufel,
Mich regiert er, alle Welt,
Und mein Lieb' auch ohne Zweifel.

Ach mein Lieb', dies böse Lieb',
Diese kleine holde Hexe,
Hätt' ich sie im Sack, ich schrieb'
Kein Gedicht, wie jetzt ich's klexe (sic).

Teufel, schaffest du mir nicht
Dieser holden Hexe Seele,
Drechsl' ich ein Moralgedicht,
Schraub' dir zu damit die Kehle!

Seite 49 finden wir ein Zwiegespräch eines liebenden Paares unter dem Titel „Gefressen“ nachstehenden Inhalts:

Er.

Barmherzigkeit! Feuer! o Himmel, mein Haar!
Ich glaube, du willst mich zerreißen.

Sie.

Ich muß dich zerzausen und macht' ich dich gar,
An möcht' ich dich nagen und beißen.

Er.

Ei! soll ich zur Mahlzeit dir dienen zuletzt?
Süß Närrchen, du bist wol besessen!
Erst werd' ich von Eifersucht müde gehetzt,
Gespießt dann und endlich gefressen?

Sie.

Zuerst deine Augen! Da spart man das Salz,
Heraus die bösen gerissen!
Sei ruhig! Ich lasse dir Kragen und Hals,
An dir ist kein guter Bissen,
Vielleicht noch das Herz!

Er.

Da räthst du gar schlecht,
Das würde dir übel bekommen,
Kämst um den Verstand, doch geschäh' es dir recht,
Hast oft ihm die Ruhe genommen.

Sie.

Heut' sah ich den Blonden.

Er.

So nimm ihn dir doch!
Du wirst ihn doch nimmer vergessen.
Und Liebchen, wahrhaftig! ich helfe dir noch.

Sie.

Du wolltest? Jetzt muß ich dich fressen.

In dem Gedicht „Komm" wird die Liebste neben der Bezeichnung Turteltäubchen, was wir gern passiren lassen, auch „Liederamme" genannt.

Es kann von uns nicht verlangt werden, daß wir dem Vorstehenden irgendwelche kritische Bemerkung hinzufügen. Zudem hat das schon Otfried Mylius gethan, wenn er die lyrischen Gedichte von Consentius summarisch „mannhaft, kraftvoll und energisch" nennt.

Wir wollen nicht verschweigen, daß Lieder wie „Das beste Haus", „Echte Liebe" von den angeführten vortheilhaft abstechen. Als gelungen bezeichnen wir das nachstehende:

Der Hochzeitstag.

Ich wünscht', ich hätt' ein Vögelein,
Das mir zu Willen wollte sein,
Das singen könnte gar lieb und traut
Und fromm und lustig für dich, die Braut.

Ans Fenster dein mit frohem Sinn,
Vor Tag aufflatternd, flög' es hin
Und schmetterte mit der Nachtigall Schlag:
„Wach' auf! Heut' ist dein Hochzeitstag."

Und wären wir dann am heiligen Ort
Und sprächen das eine gewichtige Wort,
Wenn jauchzend die Liebe vor Freude weint,
Dann sollte es jubeln: „Vereint! Vereint!"

Und wenn bei der Lampe und Liebe Schein
Wir traut da säßen zu Zweit allein,
Entzückt nicht achtend den Schritt der Zeit,
Dann sollte es schmettern: „Ewig wie heut'."

Unreine Reime, besonders auch in den Sonetten, und Druckfehler sind häufig. Manche Verse werden geradezu unverständlich, so:

Wer pflückte wol das zarte Wort,
Wie's wächst im plumpen Fort! (?)

Erfreulicher ist der epische Theil der „Dichtungen". Das Fragment „Hermann" leidet nur allzu sehr an bedenklicher Breite, um einen wirklich wohlthuenden Eindruck zu machen. Einzelne Stellen haben indeß in der That poetischen Werth. So z. B. wenn es von den germanischen Fürsten und Frauen heißt:

Wer nennet die Namen der Fürsten alle?
Wer kündet ihre Macht und Pracht?
Und rings dazwischen mit schlanken Gestalten,
Mit Blicken, sinnend fromm und keusch,
Mit klug verständigen, sittigen Reden
Erglänzte hold der Frauen Kranz.
Doch wie der Abendstern vor den andern
Erglänzte Thusnelda vor allen Frau'n.
Tuiskon's Söhne waren die Helden,
Tuiskon's Töchter die Weiber im Saal.
Wie waren sie alle so hoch gewachsen!
Wol sieben Schuh jedwedes Bild.
Blond hingen die Locken von aller Häupten,
Hell war der Blitz des blauen Augs —

und wenn Hermann dem Varus zuruft:

Verächtlich ist es, wenn man die Feinde
In ihrer Gesittung vernichten will.
Und das war stets der Römer Streben,
Deß klag' ich an das stolze Rom.
Was waren vor Cäsar die deutschen Gauen?
Ein Göttergarten, wo Wodan selbst
Mit seinem goldenstrahlenden Speere
Einherschritt, wo seine Gemahlin Frigg
In ihrem künstlichen Falkengewande
Am Rocken goldene Fäden spann.
Nächst ihr saß Balder, und mächtig durcheilte,
Den donnernden Hammer in der Hand,
Des Wodan Sohn, der Riesenbezwinger,
Der göttliche Thor die heimische Flur.
Da blühten wunderliebliche Blüten:
Die treue Liebe, das Manneswort,
Der Keuschheit unversehrte Lauben,
Der Götter unantastbar Recht,
Der Helden herrliche Gestalten,
Der Freiheit wundervolles Glück.
Und mächtige Gesänge klangen.

Als Grund, weshalb die Dichtung Fragment geblieben sei, führt Consentius an, „daß die besondere Geschmacksrichtung unserer Zeit die Vollendung verhindert habe". Wir sind der Meinung, daß das Epos „Hermann" der Geschmacksrichtung der Gegenwart denn doch mehr entsprechen dürfte als die oben angeführten zahlreichen lyrischen Leistungen des Verfassers. So beklagenswerth die Irrwege sind, welche ein Theil unserer Literaten einschlägt, die sich durch auswärtige Einflüsse bestimmen lassen: so groß ist doch immer noch die Zahl derer, welche an der dichterischen Schilderung der Großthaten

nationaler Helden — mögen sie uralten oder neuesten Datums sein — ihre herzliche Freude haben.

Ein wahres Studium erfordert die aus vier Büchern bestehende epische Dichtung „Nostradamus". Das Epos gipfelt in der bekannten Prophezeiung dieses eigentlich Michel Notre-Dame sich nennenden jüdischen Convertiten und Leibarztes Karl's IX. von Frankreich:

Du plus profont de l'Occident d'Europe
De pauvres gens un jeune enfant naistra,
Qui par sa langue séduira grande trouppe,
Son bruit au regne d'Orient plus croistra —

welche Consentius folgendermaßen wiedergibt:

Tief im Westen von Europa
Wird ein Kind von armen Leuten
Durch sein Wort viel Volk bezaubern,
Fliegen wird sein Ruf gen Osten.

Dies Vaticinium des berühmten Astrologen (gest. am 2. Juli 1566 zu Salon) wartet noch ebenso der Erfüllung wie — Gott sei Dank — auch das des Verfassers:

Jesu Christi Name wird
Auch dereinst vergessen werden,
Doch das Wort, das er gesprochen, ...
Ewiglich wird es bestehn.

Der Nachsatz mildert wol die kühne Behauptung des Vordersatzes, erklärt aber durchaus nicht, aus welchem Grunde der Name des göttlichen Trägers dieses Wortes der Vergessenheit anheimfallen soll. Es hat damit auch gute Wege. Was das Epos sonst enthält, sagt uns Nostradamus selbst:

„Herr!" sprach endlich Nostradamus,
In der Lampe Flamme schauend,
„Herr, Herr, laß mein Werk gedeihn."
Und er schrieb voll Eifer jetzt,
Wie er in der Schrift geforscht,
Wie der Teufel zu ihm trat,
Wie der Hirt ihn fromm verwarnte,
Wie er durch den Wald geschritten
In das singende Gefilde,
Wie die Hölle er geschaut
Und auf Wolken Jesus Christus,
Wie er Gottmund hab' getreten
Und gepredigt, wie er dann
Den Betrug des lichten Strahles
Aufgedecket vor dem Volke,
Was im Kerker er erfahren,
Wie er in den Baum gedrungen,
Hundert Jahre drin geblieben,
Wie sein einfach, lichtes Wort
Sich in Dunkelheit gewandelt,
Daß man ihn zum Gotte machte;
Wie den Baum er dann verlassen,
Wie man wieder ihn verfolgte;
Schrieb es, wie der Satan ihn
Auf dem Hügel noch versuchte
Und entwichen, wie er dann
Jenes Land verlassen habe,
Nach Salon zurückgekehrt sei
Und im Grab dies Buch geschrieben.

Man wird hieraus ersehen, daß nach Consentius Michel Notre-Dame ein ziemlich bewegtes Leben geführt hat.

So tadelfrei die Trochäen der Dichtung fließen und so hoch der Kothurn ist, auf dem der Verfasser zuweilen einherschreitet, so dunkel ist oft der Rede Sinn. Wir müssen gestehen, daß wir die Tendenz des Dichters öfters nicht zu enträthseln vermochten.

Der à la Faust dargestellte Verkehr des Astrologen mit dem Teufel läßt allzu sehr die tiefere Auffassung Goethe's vermissen, um noch interessant zu sein. Vor der Gottähnlichkeit des Nostradamus braucht uns, und wir glauben auch ihm selbst nicht, bange zu werden; von dem „Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum" ist er denn doch noch allzu fern.

Trotz der, wie oben gesagt, nicht ungeschickten Form und trotz einzelner geistreicher Episoden hinterläßt uns die Dichtung keinen harmonischen Eindruck. Dem suchenden Nostradamus fehlt eben die endliche Versöhnung, ohne die selbst Goethe seinen Faust-Marianus nicht von der Bühne abtreten ließ. Denn wenn der Astrolog am Schlusse seiner Laufbahn zu dem Volke spricht:

Ich befehl' es allen euch,
Meinen Schritten nicht zu folgen.
Ich befehl' es wieder euch,
Meine Ruhe nicht zu stören.
Fluch dem Uebermüthigen,
Allen, allen, selbst dem Priester
Mit dem heil'gen Sacramente,
Der sich wagt auf diese Schwelle,
Sich erkühnt, dies Thor zu öffnen,
Eh' ich heimging durch den Tod,
Eh' ich starb. Weh' allen denen,
Denn mein Fluch wird sie erreichen.
Diesen Ruhestörern nenn' ich,
Den tollkühnen Frevlern künd' ich
Ihren Todestag. Bedenkt es! —

so scheint er vom Leben in nicht gerade friedlicher Stimmung Abschied zu nehmen. Er gibt uns eben auch sterbend noch ein Räthsel auf. Nicht verwunderlich! Heißt es doch von dem historischen Nostradamus: „Seine Räthsel gelten bei vielen noch lange nach seinem Tode als neue Sibyllinische Bücher." Dies Dictum möchten wir als Motto auch dem Epos von Consentius auf seinen weitern Weg mitgeben.

Die Tragödien „Alboin" und „Attila" bekunden ein nicht unbedeutendes Talent. Es scheint uns, als ob der Dichter für das dramatische Gebiet vorzugsweise prädestinirt sei. Hier liegt sein Können. Im „Alboin" ist der Charakter der Rosamund nicht ohne Geschick gezeichnet; schön ist die Stelle, wo Rosamund sich weigert, aus des Vaters Schädel zu trinken. Sie sagt zu Alboin:

Wenn du mich zwingen solltest,
Aus meines Vaters Schädel hier zu trinken:
Nie würde draus der Ehe Glück erblühn.
Aus diesem heil'gen Beine, Alboin,
In dessen Wölbung seines Geistes Thron
Gestellet war, zu welchem schmucke Boten

Von seinem Herzen kamen und von mir,
Dem vielgeliebten Kinde, Botschaft brachten?
O nimmer, nimmer!
Oft küßt' ich diese Stelle, kräuselte
Ihm seine grauen Locken, und die Hände
Darüber faltend, sah ich durch sein Auge,
Was lieblich in der Schale schlummerte,
Die jetzt zum Trunk für mich gefüllet ward.

Im „Attila" sagt Esca:

Denke ich an ihn (Odoaker),
Mir fallen meine deutschen Wälder ein.
Oneges konnte mich zur Christin machen,
Weil er mir nicht die deutschen Feste raubte.
Es hängt der Mensch an Sitten und Gebräuchen,
Die Feste, die das Jahr bringt, sind ihm werth!
O Volkesbrauch in Kinderbrust getaucht,
Wie süß verbleibst du selbst dem höchsten Alter!
Am Julfest preisen wir des Lichtes Sieg,
Ein jeder will erfreun und wird erfreut.
Und warum sollte nicht der Lichterbaum,
Der Gaben spendende, der deutschen Heiden
Zum Christbaum werden und in alter Sitte
Die neuen Menschen froh um sich vereinen,
Des Lichtes Gnade und Geburt zu feiern?
Sechs Wochen währen diese Winterfreuden,
Das Christenthum kommt dann mit seiner Fastnacht.
Und wenn das Frühjahr naht, wenn jubelnd wir
Das Bild des Winters in dem Fluß ersäufen,
Wenn aus dem saft'gen Holz die Palmen quellen,
Dann hebt des Christen Auferstehungsfest
Der Gläub'gen Brust hinauf in alle Himmel,
Und „Auferstehn, ja auferstehn" ruft alles.
Das deutsche Sommerfest hat auch der Christ,
S'ist Pfingsten, reich an wundervollen Gaben,
Und nennt der Heide lieblich dieses Fest,
Und wenn den Wanderstab, die Gastlichkeit
Der Freunde in der Ferne zu genießen,
Er frohen Muths ergreift, so wird der Christ
Zu Pfingsten wanderlustig jubeln auch,
In der Natur den heil'gen Geist begrüßen.
Ja, für den klugen, sinn'gen deutschen Heiden
Hat dies Geschenk der Himmel ausgedacht,
Denn seine Feste, die Gott wohlgefallen,
Durchleuchtet werden sie durch einen Schein,
Von Gott geschmückt und durch des Menschen Sohn
Mit einem Reiz, der deutsche Herzen rührt.

Gewiß nicht übel — freilich geht der Christin Esca das tiefere Verständniß für unsere christliche Festweihe doch noch in bedenklicher Weise ab.

Auch die dramatische Grille „Ein Traum" ist nicht ohne eigenartiges Verdienst. Das oft wiederkehrende Diminutiv „Malvchen" für „Malvina" ist allerdings recht störend. Hätte Otfried Mylius, der ja dem Verfasser so eng befreundet scheint, denselben bewogen, nur mit seinen Epen und Dramen an die Oeffentlichkeit zu treten, so hätte unser Gesammturtheil günstiger ausfallen können. Wir staunen, wie so Ungleichartiges aus einer und derselben Feder fließen konnte. Es ist, als ob der Lyriker Consentius nie dem Epiker und Dramatiker ins Auge gesehen hätte.

Karl Müller wird nicht umhin können, bei näherer Prüfung der vier Bände uns recht zu geben.

Konrad von Prittwitz-Gaffron.

Vermischte historische Literatur.

1. Friedrich Barbarossa, die Glanzzeit des deutschen Kaiserthums im Mittelalter. Von Otto Kallsen. Mit 6 Vollbildern von F. A. Joerdens. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1882. 8. 4 M.

Der vorliegende zweite Band der „Deutschen Zeit- und Charakterschilderungen für Jung und Alt" gibt in engem Anschluß an die während der letzten Jahre erschienenen großen wissenschaftlichen Arbeiten über Kaiser Friedrich I. eine im ganzen übersichtliche und anschauliche Darstellung von der ereignißreichen und für die Entwickelung des mittelalterlichen Deutschland epochemachenden Regierung des großen Staufers. Doch sind die eigentlich entscheidenden Momente in der politischen Lage jener Zeit nicht immer deutlich genug hervorgehoben und ein zu starker Ton auf die Persönlichkeit des Herrschers, das rein biographische Moment gelegt. Es wird z. B. den jüngern und ältern Lesern des Buchs gewiß nicht klar werden, worum es sich in dem großen, zwei Jahrzehnte andauernden Ringen Friedrich's mit den lombardischen Städten eigentlich gehandelt hat, welchen Gegensatz es da auszufechten galt, und es wird das hier zu gewinnende historische Verständniß immer nur ein mangelhaftes sein. Aehnlich ist es, um noch einen Punkt hervorzuheben, mit der Darlegung des Conflicts zwischen Friedrich I. und Heinrich dem Löwen, der in seinen letzten Ursprüngen, in seinem unvermeidlichen Anwachsen und infolge dessen in seiner historischen Nothwendigkeit nach dem hier Gebotenen nicht wohl zu begreifen ist. Andererseits hätte von dem Detail manches fortgelassen werden sollen; auch wäre stellenweise eine etwas planere, weniger zur Rhetorik geneigte Sprache gerade im Interesse jugendlicher Leser zu wünschen.

2. Der erste Bauernaufstand in Oberösterreich 1525. Von Albin Czerny. Linz, Ebenhöch. 1882. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Die Arbeit ist dankenswerth, weil sie für ein eng begrenztes Gebiet auf Grund recht reichlich gewonnenen neuen Materials eine ins einzelne eingehende Darstellung einer von den vielen bäuerlichen Bewegungen gibt, vermöge deren 1525 die Reformation auf das sociale Gebiet hinübergriff und auch da einen für ihren fernern Fortgang verhängnißvoll gewordenen revolutionären Umsturz herbeiführte. Daß der Verfasser als katholischer Geistlicher dem Gegenstande gegenüber seinen besondern, von

uns nicht getheilten Standpunkt einnimmt, braucht wol kaum noch ausdrücklich hervorgehoben zu werden. Schon die häufigen Verweisungen auf Johann Janssen's „Deutsche Geschichte" zeigen das, ein bekanntlich im entschiedensten katholischen Sinne geschriebenes Werk, in welchem der Zustand, in dem sich Deutschland etwa um die Mitte des 15. Jahrhunderts befand, als der der höchsten Blüte in materieller und geistiger Hinsicht dargestellt, alles Folgende aber als eine Epoche fortschreitenden Verfalls und immer ärgerer Entartung beklagt wird. In ähnlicher Weise macht auch Albin Czerny die Reformation allein verantwortlich für die Bauernaufstände und sucht die Beschwerden, welche die Bauern zur Begründung ihres Verfahrens vorbrachten, als mehr oder minder unberechtigt darzustellen. Nach ihm sind die agrarischen Missstände, welche die Bauern beklagten, meistens wohlerworbene Rechte, welche Fürst, Adel und Geistlichkeit als Bodenverleiher besaßen, und zur Begründung dieser fragwürdigen Behauptung wird gar bemerkt, „daß das, was die Bauern als größte Bedrängniß ansahen, Robot und Freigeld, nur hier und da in misbräuchlicher Anwendung war, und daß sie, einige nicht sehr große Abänderungen im Jahre 1597 abgerechnet, unverändert bis zum Jahre 1848 fortbestanden, ohne Empörungen gegen die Grundherrschaften zu veranlassen". Czerny schließt daraus, daß es andere Ursachen gewesen sein müssen, welche den gemeinen Mann 1525 zu den Waffen trieben. Welche das nach seiner Ansicht gewesen, spricht er deutlich aus: „Es war der Uebergang in eine neue Zeit mit einer Menge neuer und großer Anforderungen an ihre Arbeitskraft und ihren Geldbeutel, es waren die neuen Ideen, welche seit einem Menschenalter die Buchdruckerpresse in die Masse des Volks wie einen Sauerteig warf, es war die neue Religion, welche die ganze Lebensanschauung änderte, eine Unzahl verlockender Schlagwörter darbot und im Kampf mit der alten Kirche die bösen Triebe von Stolz, Habgier und Genußsucht entfesselte." Luther und „die schlechte Presse", welche die Bauern „verhetzte", werden für die Greuel des Bauernaufstandes als die allein schuldigen verantwortlich gemacht.

Von dieser höchst anfechtbaren Grundanschauung aus wird dann in dem zweiten umfänglichern Theile der Schrift die Entstehung und der Verlauf des Bauernaufruhrs in dem Attergau eingehend geschildert.

3. Die Araber im Mittelalter und ihr Einfluß auf die Cultur Europas. Von Gustav Diercks. Zweite Auflage. Leipzig, O. Wigand. 1882. Gr. 8. 3 M.

Das Buch ist die zweite, wesentlich erweiterte Auflage eines früher (Annaberg 1875) erschienenen Essay über denselben Gegenstand. Der Grundgedanke desselben ist ohne Frage ein richtiger. Es will ein Bild geben von der culturgeschichtlichen Bedeutung des Volks, „das in den langen Zeiten, während deren der Geist der Christenheit durch den Druck der Orthodoxie in Lethargie versank und unthätig war, die Wissenschaft pflegte, erhielt, was das Alterthum geschaffen, und endlich der europäischen Welt den Impuls zur Befreiung von dem ertödtenden Bann des Kirchenglaubens gab, die Grundlagen für die Wissenschaftlichkeit der Folgezeit gewährte und dem Studium der Naturwissenschaften den Boden schuf". Aber die Art, in welcher dieser richtige Grundgedanke durchgeführt ist, kann nicht unsere Zustimmung finden. Es wird nämlich ein viel zu großer Nachdruck auf die christlich-mohammedanischen Culturbeziehungen gelegt, welche aus der Eroberung Siciliens und namentlich Spaniens durch die Araber entstanden. Der Punkt dagegen, von dem aus, nach unserer auf langjährigen Studien gerade über diesen Gegenstand beruhenden wissenschaftlichen Ueberzeugung, die Frage nach den christlich-mohammedanischen Culturbeziehungen und den Einwirkungen der Araber und ihrer reich erblühten Cultur auf die Entwickelung des Abendlandes allein recht erfaßt und wirklich gelöst werden kann, wird hier nur gestreift — nämlich die Kreuzzüge und der unendlich vielfache und intime Verkehr, der sich infolge derselben zwischen Abendland und Morgenland entwickelte. Von einer eingehenden Darlegung seines abweichenden Standpunktes glaubt der Referent hier um so eher absehen zu können, als er in einem demnächst erscheinenden größern Werke den Gegenstand erschöpfend zu behandeln Gelegenheit hat. Uebrigens sind auch von den Einzelheiten, welche von Diercks zur Begründung seiner Ansicht angeführt werden, manche unrichtig, andere zum mindesten controvers.

4. Geschichte des Kirchenstaats. Von Moritz Brosch. Zweiter Band: Die Jahre 1700—1870. Gotha, F. A. Perthes. 1882. Gr. 8. 8 M. 40 Pf.

Dem seinerzeit auch an dieser Stelle nach Verdienst gewürdigten ersten Bande von Moritz Brosch's „Geschichte des Kirchenstaates", die einen werthvollen Theil der von Wilhelm von Giesebrecht zu neuer Blüte belebten Heeren-Ukert'schen „Europäischen Staatengeschichte" bildet, ist der zweite, abschließende mit erfreulicher Schnelligkeit gefolgt. Er behandelt eine Periode in der Geschichte des Papstthums, mit der man sich gewöhnlich nicht eingehender beschäftigt, die aber für ein volles Verständniß derselben und namentlich für eine rechte Würdigung des Ausgangs, den die weltliche Herrschaft des Papstthums schließlich genommen hat, besonders fruchtbar gemacht werden kann. Das ist hier denn auch reichlich geschehen, und aus den von dem Verfasser benutzten Berichten der venetianischen Gesandten über die Zustände in Rom ist mancher neue und werthvolle Zug beigebracht worden. In dem ersten Kapitel zeigt Brosch die Veränderung, die durch das Aufkommen der Aufklärung und deren Eindringen in Italien in der Stellung des Papstthums zu den italienischen Staaten vor sich ging; hier werden Männer wie Giannone, Vico, Filangieri und Beccaria nach ihrer Bedeutung treffend gewürdigt. Die folgenden Kapitel geben die Geschichte des Papstthums während des 18. Jahrhunderts;

namentlich die innern Zustände des Kirchenstaats finden dabei eingehende Berücksichtigung. Von der unglaublichen Verkommenheit derselben geben actenmäßig erwiesene Beispiele ein furchtbares Bild, das vollständig stimmt mit dem auf den ersten Blick fast unglaublich scheinenden Angaben, welche der französische Präsident de Brosses auf Grund einer Reise durch Italien zu Ende des vorigen Jahrhunderts veröffentlicht hat. Durch die Wirren der Revolutionszeit und der Napoleonischen Gewaltherrschaft schreitet die Darstellung dann fort zur Geschichte der Restauration, der Periode des erneuten Strebens nach nationaler Einheit in Italien und weiter zu der Zeit Pius' IX.; mit der Schilderung der Vorgänge, welche die endliche Auflösung des längst zu einem unerträglichen Anachronismus gewordenen Kirchenstaates herbeiführten, schließt das sehr verdienstliche Werk.

5. Kinsky und Feuquières. Nachtrag zur „Lösung der Wallensteinfrage". Von Edmund Schebek. Berlin, Th. Hofmann. 1882. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Im Gebiete der Wallenstein-Forschung herrscht neuerdings ein ganz besonderer Eifer, der freilich, zum Uebereifer gestaltet, hier und da zu bedenklichen Erscheinungen führt. Zu diesen müssen namentlich die Schebek'schen Arbeiten gerechnet werden, die förmlich darauf angelegt zu sein scheinen, die im Laufe langer Jahre durch mühsame Forschung gewonnene Klarheit durch einige geistreiche Einfälle, geschickt plausibel gemachte Hypothesen und mit advocatorischer Gewandtheit gruppirte Quellenmaterialien wieder zu verneinen und die Leser und Mitforscher förmlich in die Irre zu leiten. In einem frühern Werke „Die Lösung der Wallensteinfrage" hat Schebek den Versuch gemacht, als den eigentlichen und einzigen Urheber des Wahns von Wallenstein's Verrath den kaiserlichen Geheimerath Slawata zu erweisen, der durch eine unermüdliche Agitation und eine fabelhafte Schriftstellerei es aus persönlichem Haß gegen Wallenstein dahin gebracht haben soll, diesen vor Mit- und Nachwelt zum Verräther zu stempeln. Diese mit viel Zuversicht und nicht ohne bestechende Gewandtheit vorgetragene Ansicht ist inzwischen durch eine sorgsame Nachprüfung als völlig haltlos erwiesen worden. Die Actenstücke und Amtsschriften, welche Schebek meist ohne Beweis für Werke Slawata's ausgegeben, sind zweifellos aus sehr verschiedenen Federn geflossen; für einige läßt sich sogar bestimmt darthun, daß sie aus der Umgebung des zu Wallenstein's Nachfolger bestimmten römischen Königs Ferdinand III. herrühren und nur abschriftlich in die Slawata'schen Papiere gerathen sind, wo Schebek sie gefunden hat. Noch viel überraschender aber ist, was Schebek in diesem Nachtrage zur Lösung der Wallenstein-Frage bietet. Er versucht nämlich den Beweis zu führen, daß der bekannte Kinsky, der im Namen Wallenstein's mit dem französischen Bevollmächtigten Feuquières verhandelt, gar nicht existirt habe, d. h. nicht der anderweitig nachweisbare böhmische Edelmann dieses Namens gewesen sei, sondern eine fingirte Persönlichkeit, ein kaiserlicher Agent, der sich für Kinsky und für von Wallenstein bevollmächtigt ausgab, um — natürlich im Auftrage Slawata's — auf diesem Wege Material zum Beweise der Wallenstein angedichteten Verrätherei zu beschaffen! Kein einigermaßen methodisch verfahrender Historiker wird diese künstliche, gezwungene und überall lückenhafte Beweisführung gelten lassen. Hans Prutz.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

„Ueber den Geist der indischen Lyrik" (mit Originalübersetzungen aus der Hymnensammlung des Rigveda, den Spruchdichtern und Hala's Anthologie volksthümlicher Liebeslieder) veröffentlicht Hermann Brunnhofer einen werthvollen Essay (Leipzig, O. Schulze). Wenn auch der Verfasser hier und da wol den Werth der indischen Poesie allzu hoch anschlägt, so geht doch aus den von ihm mitgetheilten Proben unzweifelhaft hervor, daß jener Werth ein außerordentlicher ist. Brunnhofer weist nach, wie die Sanskritpoesie volle vier Jahrtausende umfaßt, und gibt aus dem Rigveda einige Hymnen, in denen sich herrliche Poesie mit tiefstem philosophischen Gehalt durchdringt. Die Inder haben nach ihm in der Spruchpoesie ebenso Erstaunenswürdiges geleistet wie in der Naturschilderung; ihr Reichthum an echter Liebespoesie ist groß. Wir können das auf gründlichen Studien beruhende Schriftchen sowie insbesondere die sehr gelungenen Uebersetzungen indischer Poesien nur empfehlen.

— „Ueber Goethe's Torquato Tasso" hat Heinrich Grans eine Charakterstudie mit Andeutungen für die Bühnenaufführung geschrieben (Leipzig, Webel). Das ehemalige Mitglied der weimarischen Hofbühne und Oberregisseur des leipziger Stadttheaters schildert hier mit tiefeindringender Charakteristik die einzelnen Personen des Goethe'schen Gedichts, um daraus die Art herzuleiten, wie Tasso selbst dargestellt werden müsse. Er fordert den edelsten, feinsten Conversationston, durch den wir uns heimisch fühlen sollen in dem idealen Kreise, in welchen uns das Werk versetzt; Grans verwirft die declamatorische Manier und zeigt, wie der Rolle einige sehr bemerkenswerthe individuelle Züge verliehen werden können. Da Grans selbst zu den beliebtesten Darstellern des Tasso gehört hat, so dürfte seinen jüngern Collegen die kleine Studie von Werth sein.

— Ein gelehrter Hindu zieht eine Parallele zwischen „Buddhismus und Christenthum" (Zürich, Rudolphi u. Kleum). Er verwerthet zu Gunsten des erstern hauptsächlich die Lehre von Karma oder einer unvermeidlichen moralischen Verantwortlichkeit. Weder Gebete noch Sühnopfer oder das stellvertretende Leiden eines Unschuldigen können die Folgen irgendeiner bösen That aufheben. Dasselbe Gewicht lege Jesus auf die Unumgänglichkeit des moralischen Gesetzes, nur habe derselbe insofern geirrt, als er an einen bestimmten Tag des Gerichts glaubte. Im Interesse der göttlichen Gerechtigkeit wird sodann die Lehre von der Seelenwanderung vertheidigt. Das Ganze läuft darauf hinaus, daß der Buddhismus die göttlichste Religion der Welt sei, und daß sein Stifter voll des Höchsten, des Göttlichen gewesen.

— „Das Buch Hiob und Goethe's Faust" hat der hessische

Landrabbiner Julius Landsberger in einem Vortrage verglichen. Goethe habe seinen „Faust" an Hiob angelehnt, ja das Goethe'sche Werk sei eine nothwendige Ergänzung der alttestamentlichen Poesie. Die Grundidee des Hiob bestehe darin, daß mit der göttlichen Gerechtigkeit sich der höhere Zweck der Menschenerziehung verbinden müsse. Dieser Stoff werde in dramatischer Form behandelt. Das Buch Hiob aber bedurfte als Geschichte der Versuchung des Menschen zum Abfall von Gott einer Ergänzung, in welchem der Satan nicht die Leiden, sondern die sinnlichen Genüsse als Werkzeug gebraucht, um den Menschen zur Abtrünnigkeit von Gott zu verführen. Goethe hat nun nicht die förmliche Absicht von vornherein gehabt, in seinem „Faust" eine Ergänzung zum Hiob zu schreiben, wol aber bildete er seinen „Prolog" dem Hiob nach. Im Hiob ist es das Unglück, im „Faust" das Glück, welche Satan als Hebel ansetzt, den Menschen zum Falle zu bringen. Beide Dichtungen stimmen auch darin überein, daß sie an eine vorhandene religiöse Volkssage anknüpfen und daß die Erlösung beider Helden als eine durch die Liebe vollzogene gedacht wird.

— Karl Bartsch veröffentlicht eine Reliquie von Clemens Brentano: „Lied von eines Studenten Ankunft in Heidelberg" (Freiburg i. Br., Mohr). Dieses Lied erschien als Beilage zu Nr. 5 der „Kurfürstlichen privilegirten Wochenschrift für die badischen Lande", Heidelberg, Juli bis December 1806. Es wurde veranlaßt durch das für die badischen Lande angeordnete Dankfest vom 27. Juli 1806 und schildert den Vorabend desselben. Kurfürst Karl Friedrich von Baden hatte, im achtundsiebzigsten Jahre stehend, eine schwere Krankheit durchgemacht, und zwar bald nach der Vermählung des Kurprinzen. Der Doppelfeier der Wiedergenesung des greisen Landesherrn und der Begrüßung der Neuvermählten galt Brentano's Gedicht; im Tone des 16. Jahrhunderts gehalten, gibt es ein lebendiges Bild von dem Festjubel, der damals die Stadt Heidelberg erfüllte. Eine Reihe von Anmerkungen erleichtert in vortrefflicher Weise das Verständniß des Gedichts.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 15. October wurde dem begabtesten Lyriker Ungarns, Alexander Petöfi, ein ehernes Denkmal in Pest errichtet, welches von Adolf Huszar modellirt und von Turbain in Wien gegossen ist. Der Kopf des Dichters ist nach den Porträts des Dichters gestaltet; seine Figur über Lebensgröße: die Rechte ist gegen den Himmel erhoben, während die seitwärts ausgestreckte Linke eine Rolle hält. Der Dichter erscheint in nationaler Tracht, den Mantel um die Schulter geworfen. Moritz Jókai hielt im Festsaale der Akademie der Wissenschaften die Rede auf Petöfi mit vielem Schwung, nicht ohne eigene Lebenserinnerungen einzuflechten: er charakterisirte die Bedeutung Petöfi's für die ungarische Literatur, und wie er aus der Sturm- und Drangperiode des Landes zu dauerndem Ruhm herausgewachsen sei. Die Enthüllung des Denkmals auf dem Petöfi-Platze, zwischen der griechischen Kirche und der Donau, gestaltete sich zu einer Nationalfeier. Eine große Menschenmenge bedeckte den Platz: unter dem Denkmal lagen Kränze in dichter Fülle, ganz oben der Kranz der königlichen Dichterin von Rumänien; die Schleife trug die Worte: „Une adoratrice du grand poète hongrois Petöfi Sandor." Vom Oberbürgermeister von Pest Karl Rath wurde hier die Weiherede gehalten, der sich andere Reden und Declamationen anschlossen. So trug ein Schauspieler des Nationaltheaters die preisgekrönte Ode von Alexander Endrödy vor, die für das Fest gedichtet worden war. Der Feier auf dem Platze folgten zahlreiche Bankette in den verschiedensten Kreisen; bei dem großen Bankett im Redoutensaale brachte der Ministerpräsident Tisza einen Toast auf das Gedeihen der Kunst und Literatur aus; die ganze ungarisch-österreichische Generalität wohnte der Feier bei: das hatte sich gewiß der geniale Dichter nicht träumen lassen, den wie viele andere Lieblinge die Götter in der Jugendzeit hinwegnahmen, als er nach der verlorenen Schlacht bei Schäßburg, die er an Bem's Seite durchgekämpft hatte, einsam den Tod fand.

Bibliographie.

Adelmi, Mario, der Wahnsinnige. Novelle. Bonn, Hauptmann. 8. 3 M.

Amicis, E. de, Marokko. Nach dem Italienischen frei bearbeitet von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. Mit 165 Original-Illustrationen. Wien, Hartleben. 1883. Gr. 4. 13 M. 50 Pf.

Blumenthal, v., Teufeleien. Sammlung von Gedichten meist humoristischen Inhalts von einem Teufel aus Teufelshausen. Halberstadt, Bange. 12. 50 Pf.

Brook, A., Nur eine Tochter. Familien-Roman in 2 Bdn. Berlin, Janke. 1883. 8. 9 M.

Criegern, H. F. v., Der Gustav-Adolf-Verein in den ersten 50 Jahren seines Bestehens. Ein Beitrag zur Geschichte der evangelischen Kirche im 19. Jahrhundert. Im Auftrage des Centralvorstandes verfasst. Leipzig, Selbstverlag des Centralvorstandes. Lex.-8. 1 M. 50 Pf.

Drei Tage in Paris. 1. bis 3. März 1871. Aus dem Tagebuche des E. v. P. und G. Mit einer lithographirten Stizze. Darmstadt, Zernin. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Elster, K., Gefährliche Leute. Ein socialer Roman. Aus dem Norwegischen übersetzt von J. C. Poestion. Mit einer Einleitung von G. Brandes. Berlin, Auerbach. 8. 3 M. 60 Pf.

Fisch, K., Die sociale Frage im alten Rom bis zum Untergang der Republik. Oeffentlicher Vortrag. Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 60 Pf.

Gonzenbach, A. v., Gedenkblatt an den Grafen Carl Friedrich von Pourtalès 1799—1882. Bern, Wyss. Gr. 8. 60 Pf.

Grapengiesser, J. Kant's Kritik der Vernunft und deren Fortbilduug durch J. F. Fries. Mit besonderer Beziehung zu den abweichenden Ansichten des Herrn Prof. Dr. H. Ulrici. Jena, Frommann. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Hagemann, P., Lieutenant von Liebenstein auf Zimmer Nr. 91 oder 30,000 Mark. Original-Lustspiel. Dorpat, Just. 8. 2 M.

Hahn, L., Zwanzig Jahre 1862—1882. Rückblicke auf Fürst Bismarcks Wirksamkeit für das deutsche Volk. Eine politische, aber keine Parteischrift. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Herz, M., Diesseits und jenseits des Weltmeeres. Historischer Roman aus der Neuzeit. 4 Bde. Leipzig, G. Schulze. Gr. 8. 6 M.

In Frankreich 1870/71. Erinnerungen eines königlich preußischen Cavallerie-Offiziers. Darmstadt, Zernin. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Klopp, O., Das Jahr 1683 und der folgende große Türkenkrieg bis zum Frieden von Carlowitz 1699. Graz, Styria. Lex.-8. 12 M.

Knortz, K., Mythologie uud Civilisation der nordamerikanischen Indianer. Zwei Abhandlungen. Leipzig, Frohberg. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Köppen, F. v., Feld- und Federzüge. Erinnerungen aus dem Jahrzehnt vor Einführung der neuen Heeres-Organisation in Preußen 1850—1860. Leipzig, Reißner. 8. 2 M. 50 Pf.

Lingen, E., Ein Wort aus Kindesmund. Roman. Köln, Bachem. 8. 3 M. 60 Pf.

Peters, J. B., Deutsche Lyrik im Liede. Leipzig, Neumann. 8. 6 M.

Philipp, S., Ueber Urspruug und Lebenserscheinungen der tierischen Organismen. Lösung des Problems über das ursprüngliche Entstehen orgauischeu Lebens in unorganisierter Materie. Leipzig, E. Günther. 1883. Gr. 8. 3 M.

Polack, F., Brosamen. Erinnerungen aus dem Leben eines Schulmannes. 1ster Bd.: Jugendleben. Wittenberg, Herrosé. 1883. 8. 2 M.

Riegel, H., Beiträge zur uiederländischeu Kunstgeschichte. 2 Bde. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 20 M.

Ring, M., Berliner Kinder. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 1883. 8. 12 M.

Schwarz, B., Frühlingsfahrten durch die Heilstätten der Riviera, die Insel Korsika, sowie das südliche, westliche uud centrale Frankreich. Leipzig, Frohberg. 1883. 8. 3 M.

— — Montenegro. Schilderung einer Reise durch das Innere, nebst Entwurf einer Geographie des Laudes. Mit Illustrationen nach eigenen Aufnahmen und einer Karte. Leipzig, Frohberg. 1883. Gr. 8. 12 M.

Michael Dmitrejowitsch Skobeleff. Ein Zeitbild, nach autheutischen Quellen bearbeitet von H. M. Grossenhain, Baumert u. Ronge. 8. 2 M.

Steinhausen, H., Zufällige Herzenserleichterungen eines einsamen Kunst- und Literaturfreuudes. II. Leipzig, Böhme. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Undset, J., Das erste Auftreteu des Eisens in Nord-Europa. Eine Studie in der vergleichenden vorhistorischen Archäologie. Deutsche Ausgabe von J. Mestorf. Mit 209 in den Text gedruckten Holzschnitten und 500 Figuren auf 32 Tafeln. Hamburg, O. Meissner. Gr. 8. 15 M.

Wir Juden. Betrachtuugen und Vorschläge von einem Bukowinaer Juden. Zürich, Schmidt. Gr. 8. 60 Pf.

Wollheim Chev. da Fonseca, A. E., Die Fahrt der „Vega" um Asien und Europa; nach Nordenskiöld's schwedischem Werke frei bearbeitet und mit Anmerkungen begleitet. Mit 66 Illustrationen, 2 Reisekarten und den Portraits Nordenskiöld's und Palander's. Berlin, Janke. 1883. Gr. 8. 6 M.

Wyking, A., Die Juden Berlins. Nach historischen Quellen bearbeitet. Berlin, Lorentz. Gr. 8. 60 Pf.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Ursprung der Magyaren.

Eine ethnologische Studie

von

Hermann Vámbéry.

8. Geh. 15 M.

Der berühmte Sprach- und Geschichtsforscher, Professor Vámbéry in Budapest, veröffentlicht in diesem umfassenden Werke die Resultate seiner vieljährigen, durch eigene Reisen in den turko-tatarischen Ländern geförderten Studien über die Herkunft des magyarischen Volksstammes. Nicht blos von seinen Landsleuten, sondern auch bei andern Nationen wird das mit wissenschaftlicher Objectivität gearbeitete Werk als eine bedeutende Erscheinung anerkannt werden, als die bedeutendste, welche die reichhaltige Literatur über die Abstammungsfrage der Magyaren aufzuweisen hat.

Jedes ältere Conversations-Lexikon

wird im Umtausch gegen die im Erscheinen begriffene, mit Abbildungen und Karten reich illustrirte **neue 13. Auflage** von

Brockhaus' Conversations-Lexikon

mit **44 Mark** angenommen.

Ein Prospect, der über die Umtausch-Bedingungen das Nähere mittheilt, ist in jeder Buchhandlung gratis zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

ILIOS
STADT UND LAND DER TROJANER

FORSCHUNGEN UND ENTDECKUNGEN IN DER TROAS
UND BESONDERS AUF DER BAUSTELLE VON TROJA.

VON

DR. **HEINRICH SCHLIEMANN.**

Mit einer Selbstbiographie des Verfassers, einer Vorrede von Rudolf Virchow und Beiträgen von P. Ascherson, H. Brugsch-Bey, E. Burnouf, Frank Calvert, A. J. Duffield, J. P. Mahaffy, Max Müller, A. Postolaccas, A. H. Sayce und R. Virchow.

Mit circa 1800 Abbildungen, Karten und Plänen in Holzschnitt und Lithographie.

Gr. 8. (XXIV und 880 S.) Cartonnirt 42 M. Geb. 45 M.

In diesem umfassenden, reich ausgestatteten Werke gibt Schliemann eine vollständige Darstellung seiner Ausgrabungen in der Landschaft Troas sowie der staunenswerthen Funde, welche dadurch aus jahrtausendelanger Verborgenheit wieder ans Licht gezogen wurden. Von grösster Wichtigkeit für Archäologen und Philologen, wird das Werk, wie Professor Virchow in seiner Vorrede sagt, auch für jeden Gebildeten eine Quelle des Genusses und der Belehrung werden. Ein Prospect ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Gehirn als Organ des Geistes.

Von

H. Charlton Bastian.

2 Theile. Mit 184 Abbildungen in Holzschnitt.

8. Geh. 12 M. Geb. 14 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 52. und 53. Band.)

Der Professor der Anatomie am University-College in London, Charlton Bastian, will im vorliegenden Werke weitere gebildete Kreise mit den Thatsachen und Folgerungen bekannt machen, welche in Bezug auf die Functionen des Gehirns beim Menschen wie bei Thieren bisjetzt von der Wissenschaft erforscht worden sind. Doch auch den Anforderungen des Physiologen, des Anatomen, des praktischen Arztes wird die Darstellung des gelehrten Verfassers entsprechen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Plutarch.

Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst.

Herausgegeben

von

Rudolf von Gottschall.

Neunter Theil.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Der vorliegende neunte Theil des „Neuen Plutarch", dieses beliebten und bereits weit verbreiteten Haus- und Familienbuchs, bietet die Lebensbilder des Kurfürsten Moritz von Sachsen, des heldenmüthigen Vorkämpfers für die nationale Selbständigkeit Deutschlands, von Hans Prutz, des edeln Kaisers Joseph II., von Adolf Beer, und des genialen englischen Staatsmanns Benjamin D'Israeli, Earl of Beaconsfield, von Friedrich Althaus.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Zweite Deutsche Nordpolarfahrt

in den Jahren 1869 und 1870
unter Führung des Kapitän Koldewey.

Volksausgabe.

Bearbeitet von Dr. M. Lindeman und Dr. O. Finsch.

Mit 54 Illustrationen in Holzschnitt und 4 lithogr. Karten.

Neue Ausgabe. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Die neue Ausgabe dieses bei Alt und Jung beliebten Werks ist soeben vollständig geworden und liegt geheftet wie elegant gebunden in Einem Bande vor, kann indeß auch noch in 5 Lieferungen à 1 M. nach und nach bezogen werden. Volks- und Schulbibliotheken sei das lehrreiche Buch in dieser wohlfeilen Ausgabe zur Anschaffung wie zur Prämienvertheilung besonders empfohlen.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger**, Nr. 11.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAISERLICHE KÖNIGLICHE HOF- UND STAATSBIBLIOTHEK

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 44. — 2. November 1882.

Inhalt: Neue Romanliteratur. Von Rudolf Doehn. — Zur historischen Literatur. — Nordenskiöld's Bericht über die Tschuktschen. Von Alfred Kirchhoff. — Dialektliteratur. Von Otto Henne-Am Rhyn. — Feuilleton. (Theater und Musik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Romanliteratur.

1. Die Einsame. Zwei Novellen in einer. Von Hans Hopfen. Zwei Bände. Dresden, Minden. 1882. 8. 8 M.
2. Ein Kind des Meeres. Roman von Hieronymus Lorm. Dresden, Minden. 1882. 8. 4 M.
3. P. K. Rosegger's Ausgewählte Schriften. Wien, Hartleben. 8. In Lieferungen zu 50 Pf. (21.—60. Lieferung.)

Die Roman- und Novellenliteratur steht nach wie vor bei fast allen civilisirten Nationen in reicher Blüte, aber nicht alle Früchte derselben sind des Pflückens werth. Eine nicht geringe Anzahl der jetzt noch lebenden Romandichter in Deutschland wie in andern Ländern sucht ihren dichterischen Productionen dadurch einen besondern Reiz zu verleihen, daß sie Personen und Handlungen schildert, welche dem grauen Alterthum entnommen sind, oder solche, denen die Glut tropischer Gegenden anhaftet. Das Clair-obscur längst verschwundener Zeiten oder exotische Farbenpracht muß die Schwächen und Lücken der eigenen Phantasie und Gedankenwelt zudecken. „Neu" und „pikant", womöglich pessimistisch angehaucht muß das Dichterwerk sein, sonst hat es keinen Werth für das den Hautgoût-geschmack liebende Publikum; auf den ästhetischen, wahrhaft dichterischen Gehalt kommt es den meisten Roman- und Novellenschreibern und auch ihren Lesern nicht besonders an. Diesen pikanten Schriftstellern steht nun jene Sorte von Dichtern gegenüber, die sich darin gefallen, vielleicht weil sie nicht anders können, die alten, breitgetretenen Gleise zu wandeln. Diejenigen, welche um jeden Preis nach dem Neuen, noch nicht Dagewesenen haschen, vergessen, daß es kaum etwas wirklich ganz Neues gibt, während die auf den alten Wegen wandelnden Dichter die Gefahren der Trivialität und Langweiligkeit nicht zu kennen scheinen oder sie doch nicht scheuen. Den echten Weihekuß der Muse hat nur die große Minderzahl der jetzt lebenden Dichter empfangen, und diese wenigen wissen, daß ohne Mühe und Arbeit auch dem Genie nichts gelungen ist; denn auf keinem Gebiet des menschlichen Wirkens und Schaffens, auch nicht auf dem der Poesie, kann ohne mühevolle Arbeit und ernstes Ringen etwas wahrhaft Gutes und Schönes zu Stande gebracht werden. Selbst die Originalität schlägt ohne Sorgsamkeit und Fleiß nur zu leicht in Barockheit um. Nicht jener Tagesschriftsteller oder Dichter, dem die Menge zujauchzt, weil er ein Sklave ihres verdorbenen Geschmacks ist, verdient den Lorberkranz des Ruhms, sondern derjenige, der sich über die Menge erhebt und durch seine Leistungen die Besten zwingt, ihm Beifall zu zollen.

Von einem solchen Streben scheint nun Hans Hopfen beseelt zu sein, wenn er am Schlusse des zweiten Bandes seines Romans „Die Einsame" (Nr. 1) sagt: „Ich gehöre nicht zu denen, welche sich berufen fühlen, an der Menschennatur Schönfärberei zu treiben, und das gerade für Poesie halten. Die Natur lacht solcher Kindereien. Ihr nachahmend nahe kommen, das ist die höchste Kunst!" Und als ihm hierauf sein lebenskluger Freund einwendet: „So werden Sie kein «groß Publikum» haben", erwidert er: „Mag wol sein! Dann werd' ich mich mit den ewigen Worten trösten: Mach' es wenigen recht; vielen gefallen ist schlimm!" Dieser Mahnung Schiller's folgend, ist es denn auch dem Autor in nicht geringem Grade gelungen, die doppelte Klippe zu vermeiden: sentimentale Schönfärberei zu treiben oder entnervendem Pessimismus zu huldigen.

Hans Hopfen hat sein Buch in einem aus neun Versen bestehenden Gedicht, in dem er ehrfurchtsvoll des Altmeisters Goethe gedenkt, dem Großherzog von Sachsen Karl Alexander gewidmet. Gleich im ersten Kapitel lernen wir die Heldin der Dichtung, Clementine von Althahn, geb. Fabian, in einem deutschen Badeorte kennen, wo sich

auch der Dichter, der begreiflicherweise in der Erzählung nur eine Nebenrolle spielt, und sein Freund, ein vielbeschäftigter Justizrath, aufhalten. Langsam, mit einer fast priesterlichen Vornehmheit ging Clementine durch den Speisesaal eines besuchten Hotels, und während aller Augen sich auf sie richteten, alle Köpfe sich nach ihr drehten, vertheilte sie ihre Blicke, die weder gleichgültig noch neugierig waren und „wie Wasser an den Dingen vorübergliten", bald nach rechts, bald nach links. Es waren Blicke wie die einer Königin, freundliche, so allgemein freundliche Blicke, die gar nicht in den Verdacht persönlicher Beziehungen gerathen konnten; sie nahmen die stumme Huldigung der überraschten und der gewohnheitsmäßigen, der kecken und der erstaunten Betrachter wie etwas Erwartetes und etwas Selbstverständliches auf, und um die feinen Lippen schwebte dabei ein erhaben wohlwollender Zug, den man beinahe ein Lächeln hätte nennen können. Doch das wäre zu viel gesagt. Es war nur so ein Zug bewußter, man möchte sagen pflichtmäßiger Freundlichkeit. Nichts mehr. Ihre Stirn umspielte krauses blondes Haar, kurz, aber voll; ihre Toilette war tadellos und trotz der Einfachheit kostbar. So ungefähr wird die äußere Erscheinung unserer Heldin, die niemand recht kennt, weil sie mit niemand näher verkehrt, geschildert. „Die lernt nur kennen, wen sie will", sagt unser Dichter zu seinem Freunde, „diese Augen kamen nicht mit diesen Blicken auf die Welt. Sie haben vieler Menschen Städte gesehen und vieler Männer Sitten kennen gelernt." Und unser Autor und der Justizrath sind gute Damenkenner. Ein Zufall ließ die unbekannte, einsam lebende Dame wider ihren Willen Freundschaft schließen mit einer ältern Russin und deren Töchtern. Die älteste der Töchter, Olga, war verlobt mit einem reichen Kaufmann in Odessa, Feodor Gaspari, der seine Braut durch einen unerwarteten Besuch überraschte. Auf einer gemeinsam unternommenen Landpartie geriethen Feodor und Clementine in eine eigenthümliche, schwer zu beschreibende Situation, die damit endigte, daß beide sich stark zueinander hingezogen fühlten. Es war begreiflich, daß der geistig ziemlich beschränkte, dabei aber über die maßen eitle Feodor seine junge, liebenswürdige, nur leider etwas nervöse Braut über den fesselnden Reizen einer schönen, voll aufgeblühten, durch das Geheimniß, welches sie umgab, nur noch anziehender gewordenen Witwe vergaß; weniger erklärlich dagegen erscheint es, daß die kluge, durch harte Erfahrungen geprüfte Clementine auch nur auf Augenblicke Liebe für den faden, geckenhaften Feodor empfand. Der Dichter scheint dies auch selbst empfunden zu haben; denn er hilft sich damit, zu erklären, daß die „wie mit Naturgewalt Clementinen angeflogene Neigung" zu Feodor „aus Neid" entstanden sei. „Die Liebe lebt von allem", sagt er, „und vom Neide viel öfter, als man glaubt." Es liegt indeß auf flacher Hand, daß eine nur dem Neide entstammte Liebe keine wahre Liebe ist und nicht von Dauer sein kann. So war es denn auch hier. Die verrathene Olga entsagte brieflich ihrem Bräutigam, und die selbstsüchtige Clementine entfloh nach kurzem Liebesrausche dem sich stets selbst überschätzenden Kaufmann aus Odessa, doch nicht ohne ihm vorher die Geschichte ihres Lebens erzählt zu haben. Da nun diese Geschichte den größten Theil des vorliegenden Romans ausfüllt und auch an sich nicht ohne Interesse ist, so sehen wir uns veranlaßt, die Hauptpunkte derselben kurz mitzutheilen, um so mehr, als nur dadurch der Charakter der Hauptheldin vollständig begriffen und richtig beurtheilt werden kann.

Clementine von Althahn hatte ihre erste Jugend in kleinen Verhältnissen auf dem Lande und in einer Landstadt verbracht. Ihr Vater, Kurt Kaspar Fabian, war der Sohn eines wohlhabenden Bauern, der seinem Sohn mit erweitertem Grundbesitz auch die Gier, immer mehr zu erwerben, und die Sucht, immer reicher zu werden, hinterlassen hatte. Eitelkeit und zügellose Großmannssucht waren der Kern seines Wesens. Auch nachdem er längst unter die Städter gegangen war, füllte derber Bauernstolz ihn ganz und gar aus. Seine Bildung war gering, sein Verstand dürftig; aber früh hatte er das Hauptprincip alles Handels begriffen: Billig einkaufen und theuer verkaufen. Was er einmal begriffen hatte, daran hielt er mit seiner ganzen Zähigkeit und Kraft fest, von keinem Zweifel und Bedenken belästigt. Durch jene kräftig-männliche Schönheit ausgezeichnet, die sich bei Nachkommen aus dem Bauernstande nicht selten findet, hatte er ein kleines, zartes Fräulein aus städtischer Patricierfamilie geheirathet, ein feinsinniges Persönchen mit kleinen Füßen und kleinen Händen, schmachtenden Augen, feiner Gestalt, viel Seele und noch etwas mehr Geld. Die ersten Jahre der Ehe waren glücklich; doch später trat der geistige Unterschied zwischen den beiden Gatten zu grell hervor. Die kleine, feinfühlige, nervöse Frau war oft der Verzweiflung nahe; da führte der Hausarzt sie einem eifernden Prediger zu und sie wurde bigot, verbreitete Tractätchen und Erbauungsschriften und störte ihren Ehemann in seinen mehr weltlichen Beschäftigungen nicht. Dieser Ehe entsprossen zwei Kinder, ein Sohn, derb und kräftig wie der Vater, und eine Tochter, Clementine, welche die bessern und schlechtern Eigenschaften beider Aeltern geerbt hatte. Vom Vater hatte sie die schönen Gesichtszüge, aber auch die Lust sich hervorzuthun und die Heftigkeit des Begehrungsvermögens; von der Mutter die Feinheit des Verstandes, den Trieb zur Bildung, die Zierlichkeit des Wesens, aber auch die Blindheit der hoch aufwallenden Liebe und die niedergeschlagenen Augenlider der Heuchlerin. Das Verhältniß der Tochter zur Mutter, die den derben und etwas unbeholfenen Sohn vorzog, war kühl; mit ihrem Vater dagegen stand Clementine meistens auf gutem Fuße: sie gehörte zu jenen Naturen, die mit allen Organen ihrer Seele in die Welt hinausgreifen, nach einem Wesen verlangend, an welchem sie sich mit aller Inbrunst und Verehrung festklammern könnte. Sie hätte vielleicht eine bedeutende Frau werden können, wenn sie bei ihren vielen herrlichen

Eigenschaften Festigkeit des Herzens und lebhaftes Pflichtgefühl in Noth und Gefahr besessen hätte. So, wie sie im Laufe der Zeit wurde, hatte die Welt an ihr nur eine Intriguantin mehr, eine Abenteurerin, die glänzend wie eine Sternschnuppe auftauchte, hinstrich und verschwand.

Die erste ernsthafte Neigung, welche Clementine empfand, gehörte einem braven und talentvollen Amerikaner, Roger Wallcott, der in der Nähe der Fabian'schen Besitzung großartige Bauten ausführte. Schon hier zeigte sich in ihrem Charakter der Zug des Neides; denn zu dem Entschlusse, Wallcott für sich zu gewinnen, trug nicht wenig der Umstand bei, daß eine Jugendfreundin von ihr die Hoffnung nährte, Herz und Hand dieses Mannes zu erhalten. Allein während Familienverhältnisse das Ideal ihrer Jugendliebe veranlaßten, noch einmal wieder über den Ocean zu gehen, wurde sie durch ihren Vater gezwungen, den Freiherrn von Althahn zu heirathen, der sich in ihrer Nachbarschaft angekauft hatte. Der alte Fabian hatte geglaubt, durch diese Ehe seiner Tochter eine ehrenvolle und reiche Partie verschafft zu haben, aber nur zu bald zeigte es sich, daß der Freiherr arg von Gläubigern bedrängt war. Hierzu kam noch, daß Herr von Althahn durch einen unglücklichen Zufall von dem frühern Verhältniß seiner Frau zu Wallcott erfuhr und sich davon überzeugte, daß Clementine das Bild dieses Mannes auch nach ihrer Ehe noch immer im Herzen trug. Dies genügte, das eheliche Glück des jungen Paares zu stören, und obschon Clementine sich alle Mühe gab, die Liebe und das Vertrauen ihres Gatten zu. gewinnen, so wollte es ihr doch nicht gelingen. Da verunglückte der Freiherr eines Tags auf der Jagd und wurde todt vom Platze getragen; man wollte wissen, daß er mit seinem Willen und eigener Hand aus zerrütteten Vermögensverhältnissen und aus einer unglücklichen Ehe geschieden sei. Dies Misgeschick ergriff die junge Wittwe hart. An Leib und Seele krank, zog sie sich von allem Umgange zurück. Auch ihr Vater starb bald, und so lebte sie mit ihrer Mutter in stiller Abgeschlossenheit von der Welt, die ihr kein dauerndes Glück geboten. Das Vermögen, welches ihr geblieben, sicherte ihr bei nicht übertriebenen Ansprüchen ein genügendes Auskommen. Die Menschen wurden ihr ein Gegenstand des Hasses und der Furcht; sie wollte nichts mehr von ihnen erfahren, sondern einsam sein. Das Thun und Treiben in jenen großen Badeorten, die ein kosmopolitisches Völkchen wohlhabender Leute besucht, welche verschiedene Sprachen reden, verschiedenen Sitten ungestört nachhängen und nur Bekanntschaften auf die Dauer der Cur abschließen, paßte zu Clementinens Neigungen vortrefflich. Sie vergnügte sich am Anblick bunt wechselnder Erscheinungen; sie ging durch das Gewühl, ohne sich um eine Menschenseele zu kümmern; sie zog sich zurück, sobald die Laune sie dazu anfocht. Egoismus war die Seele ihres Lebens geworden. So sahen wir Clementine von Althahn in dem oben bezeichneten Badeorte; wohlgelaunt und ungerührt schritt sie mit königlicher Sicherheit durch staunende Menschengruppen hindurch. Allein trotz aller Wehr und Stärke, die ihr die Einsamkeit verliehen, wurde sie doch zu Zeiten vom Feuer der Liebe ergriffen; aber alsbald legte die Vergangenheit eine kalte Hand an ihr Herz, und die Ernüchterung trat nur zu schnell ein. So war es auch mit ihrer schnell aufkeimenden Neigung zu Feodor Gaspari; es war dies, wie der Autor sagt, „nicht die erste, und wahrscheinlich nicht die letzte"; denn sie hatte ihre Geschichte dem guten Feodor nicht allein und überhaupt nicht zum ersten mal vorgetragen, stets aber war dies mit Glück geschehen.

Um den Zudringlichkeiten Feodor's zu entgehen, bat Clementine den Justizrath, sie auf einem Umwege in ihre Heimat zu geleiten; letzterer that dies mit vielem Vergnügen, da er allem Anscheine nach sich selbst für die sich nach der Einsamkeit sehnende Frau interessirte; ob auch diese ein gleiches Interesse für den vielbeschäftigten Rechtsanwalt empfand, bleibt zweifelhaft.

Vorstehendes ist der wesentliche Inhalt der unzweifelhaft spannend und eigenartig geschriebenen Erzählung Hopfen's. Der Autor versteht es, die Charaktere der von ihm geschilderten Personen fein und genau zu zeichnen; er ist ein Meister in der Seelenmalerei und kennt die feinsten Nuancen des Herzens, namentlich des Frauenherzens; ob aber der Totaleindruck seiner Erzählung ein erquicklicher ist, lassen wir dahingestellt sein.

Eine beachtenswerthe Arbeit ist auch der einbändige Roman von Hieronymus Lorm, betitelt „Ein Kind des Meeres" (Nr. 2). Dieser anlockende Titel — und der Titel ist auch bei Büchern, namentlich bei belletristischen, keine Nebensache — ist wenig berechtigt, da nur Nebenpersonen, wie die Mutter Herminens, der Heldin der Geschichte, thatsächlich mit dem Meere in engere Berührung kommen; Hermine schwärmte zwar für das Meer, wie in der Erzählung wiederholt angedeutet wird, brachte aber gleichwol ihr Leben auf dem Festlande zu. Der Hauptinhalt des Romans ist kurz folgender. Görg Ronsen, Herminens Vater, stammte aus einer skandinavischen Familie, die in einem kleinen Fischerdorfe am Strande der Ostsee lebte. Schon in seinem zehnten Lebensjahre eine arme Waise geworden, fiel er der Gemeinde seiner Heimat zur Last. Nach einigen Jahren nahm ihn jedoch ein Bruder seiner Mutter, der katholischer Priester geworden war und in Oesterreich lebte, zu sich, ließ ihn in einer böhmischen Klosterschule erziehen und bestimmte ihn für den geistlichen Stand. Görg hatte bereits die Weihen empfangen: da trieben ihn Heimweh und religiöse Skepsis, die durch naturwissenschaftliche Studien in ihm geweckt war, zur Flucht; er irrte längere Zeit umher, bis er in einer ebenfalls an der Ostsee gelegenen Ortschaft bei einem alten Fischer Unterkunft fand. Nachdem er sich dort eingebürgert hatte und selbst Fischer geworden war, lag er mit Eifer seinem Geschäfte ob, und keiner seiner Standesgenossen merkte ihm an, daß er einen höhern Bildungsgrad besaß als sie. Eine ungewöhnliche Körperkraft, die ihn als „das

leibhaftige Bild eines Nordlandsrecken" erscheinen ließ, verschaffte ihm in seinem neuen Wirkungskreise Achtung und Ansehen, die dadurch nicht verringert wurden, daß er eine entschieden friedliche, ja melancholische Gemüthsart besaß. Allein ein an sich trauriges Ereigniß rief eine wesentliche Umänderung in seinem Leben hervor. Er hatte sich eines aus einem Schiffbruch geretteten Mädchens, einer Engländerin mit Namen Ella Roxlet, angenommen und dieselbe bei einer ihm verpflichteten Familie untergebracht. Ella Roxlet, eine Londonerin, hatte sich mit ihrem Bruder John entzweit und wollte in Danzig, wo ihre Mutter in früherer Zeit als Mädchen gelebt, sich eine Stelle als Erzieherin suchen. Das Schicksal hatte es jedoch anders bestimmt: Görg und Ella wurden ein Paar, und ihre Ehe wurde durch ein Töchterlein, das den Namen Hermine erhielt, gesegnet. Ein glücklicher Zufall fügte es, daß Görg eines Tags am Meeresufer eine Menge Bernstein fand, und bald verband er sich mit dem Krämer und Hausirer Veit Ulmenholz, um eine Strecke des Strandgebiets zum Behuf der Bernsteinfischerei auf sieben Jahre zu pachten. Das Geschäft war sehr lohnend und zwar um so mehr, als es Ella gelungen war, den Ingenieur Victor Ponsereau aus Danzig, der sich längere Zeit in Frankreich aufgehalten, zu bestimmen, sich als Techniker bei der Bernsteinfischerei zu betheiligen. Nach fünf Jahren befand sich Görg Ronsen, der mit Victor das Fischen und Sammeln des Bernsteins betrieb, im Besitze eines Vermögens von 40000 Thalern. Frau Ella, die bei ihrem Vater sich reiche kaufmännische Kenntnisse gesammelt hatte, war im Comptoir äußerst thätig; sie knüpfte sogar Beziehungen mit Indien über England, mit Californien und mit der Türkei an und nahm vorzugsweise in die Correspondenz und Buchführung genaue Einsicht. Dennoch fanden Unterschleife statt, wobei der Verdacht auf Veit Ulmenholz fiel, der am wenigsten bei dem gemeinsamen Geschäfte thätig war. Um diese Zeit hatte Hermine in Ruperta, der Tochter eines russischen Steuermanns, eine Freundin fürs Leben gefunden; dieses junge Mädchen hatte sich durch einen Sturz vom Maste des Schiffs ihres Vaters schwere Verletzungen zugezogen und wurde von letzterm der Ronsen'schen Familie überlassen. Hermine und Ruperta genossen zusammen einen guten Unterricht, doch hatte die junge Russin manche seltsame Neigungen und Gewohnheiten, so unter anderm eine unbezähmbare Vorliebe für gymnastische Uebungen.

Unterdessen hatte Veit Ulmenholz durch einen Berg- und Hüttenmann von Ruf und Ansehen, Namens Jakob Pummerer, constatiren lassen, daß mit der Gewinnung des Bernsteins eine wesentliche Umänderung vorgenommen werden müsse, eine Ansicht, der auch Victor als Sachverständiger beitrat. So wurde denn, obschon Görg längere Zeit widersprochen, schließlich mit einem Bergwerksbau auf dem Strandgebiete vorgegangen. Bevor jedoch dieser Bau, dessen Kosten Ronsen vorläufig allein trug, vollendet war, büßte letzterer sein Leben bei einer Ueberschwemmung ein, die auch das ganze neue Unternehmen zerstörte. Jetzt nun zeigte sich Veit Ulmenholz in seiner wahren Gestalt. Die rechtskräftigen Papiere, welche Ronsen's Auslagen und seine sonstigen Forderungen an dem Geschäfte bewiesen, waren verschwunden und mit ihnen Jakob Pummerer. Nach längern Verhandlungen wurde die Witwe Ella Ronsen mit etwa 3000 Thalern abgefunden; Ulmenholz aber setzte das einträgliche Geschäft fort und ließ sich später in der Hauptstadt des Landes als reicher Bankier nieder. Ella überlebte den Tod ihres Gatten nicht lange, hatte aber doch noch die Freude und den Trost, daß Victor Ponsereau ihre junge und äußerst liebenswürdige Tochter Hermine als Gattin heimführte und sich mit ihr zunächst in Paris, später in Havre niederließ. Die Papiere, welche sich auf das immer noch nicht ganz aufgeklärte Verhältniß zwischen Ronsen und Ulmenholz bezogen, nebst einem Schreiben ihres Bruders John, worin er sich zur Zahlung einer kleinen monatlichen Rente erbot, hatte Ella vor ihrem Tode ihrem Schwiegersohn und ihrer Tochter gegen die bestimmte Zusage anvertraut, daß beide nichts versäumen wollten, um die verletzten Rechte der Erbin Görg Ronsen's zur Geltung zu bringen. Ruperta verschwand nach dem Hinscheiden Ella's, die sie sorgfältig gepflegt, und meldete erst nach Monaten Herminen, daß sie sich einer Kunstreitergesellschaft angeschlossen habe und dort große Triumphe feiere.

Victor und Hermine führten eine zufriedene Ehe, wenn die junge Frau auch gerade ihrem viel ältern Gatten keine besonders warme Liebe entgegenbrachte. Das Kind, welches dieser Ehe entsproß, war ein Mädchen und trug den Namen Isidora. Als letztere vier Jahre alt war, wollte Victor mit seiner Familie nach Deutschland gehen, um den Proceß gegen Ulmenholz energisch zu betreiben; er hatte mit seiner Frau alle Einzelheiten genau besprochen, sodaß sie vollständig eingeweiht war. Bevor jedoch die Reise zur Ausführung kam, erkrankte Victor und starb. Hermine siedelte nun nach Deutschland über und ließ sich in der Residenz nieder, wo Ulmenholz ein großes Haus machte; sie hatte so viel Vermögen, daß sie mit ihrem Kinde ein anständiges Leben führen konnte. Hier beginnt eigentlich der Haupttheil des Romans, über dessen weitere Entwickelung wir uns jedoch nach dem Gesagten kürzer fassen können.

Hermine Ponsereau war eine so anmuthige und liebenswürdige Erscheinung, daß sie selbst in der Residenz kein geringes Aufsehen erregte, wozu übrigens auch das Geheimnißvolle nicht wenig beitragen mochte, womit sie sich zu umgeben verstand. Sie verkehrte in verschiedenen vornehmen Häusern und besuchte auch aus gutem Grunde die Gesellschaften, welche ihr Feind Veit Ulmenholz gab. Dort lernte sie den talentvollen jungen Assessor Bruno Saldinger kennen, und bald folgte dieser Bekanntschaft die Verlobung, die indeß für beide Theile eine verhängnißvolle sein sollte. Der Sohn des Herrn Ulmenholz, James, ein verzogener, leichtsinniger Mensch, der in seiner Art

Herminen ebenfalls liebte, beleidigte Bruno und vereinbarte mit ihm ein sogenanntes amerikanisches Duell, dessen Bestimmungen folgende waren: Wenn Bruno Saldinger, der die Forderungen Herminens als Rechtsanwalt betrieb, den Proceß bis zu einem gewissen Tage, 1. Juli, gewann, so gab sich James freiwillig den Tod, gewann aber der Bankier Ulmenholz, so mußte Bruno sterben. Umstände brachten es so mit sich, daß Hermine für kurze Zeit zu ihrem Oheim nach London reiste; unterdessen gelang es Bruno, den Helfershelfer Veit's, Jakob Pummerer, aufzufinden und von diesem die zur Ueberführung desselben nöthigen Papiere gegen Zahlung von 8000 Thalern zu erhalten. Da der junge Rechtsanwalt diese Summe selbst nicht besaß, so wandte er sich an seinen Bruder Alfred, der bei Ulmenholz als Disponent in Dienst stand und von diesem nach London gesandt war, um eine Forderung von 1162 Pfd. St. einzukassiren. Der sonst so gewissenhafte und zuverlässige Alfred sandte die erhobene Summe an seinen hartbedrängten Bruder, empfand aber bald wegen dieser Veruntreuung solche Gewissensbisse, daß er seinem Principal sein Vergehen telegraphisch mittheilte, und dann einer an Wahnsinn grenzenden Krankheit verfiel. Der Bankier glaubte jedoch nicht an Alfred's Schuld, sondern veranlaßte, daß derselbe als an einer momentanen Geistesverwirrung leidend in einem Hospital und später bei einem alten Freunde seines Vaters, dem Pastor Bakes, untergebracht wurde. Hier wurde er sorgsam gepflegt und genas auch bald von seiner Krankheit. Durch einen geschwätzigen Bureaubeamten hatte inzwischen Hermine von dem unseligen Duell Kunde erhalten, und da sie an eine schnelle und glückliche Beendigung des Processes nicht glaubte, faßte sie den Entschluß, sich selbst zu opfern, um Bruno und Alfred zu retten. Sie suchte in den Wellen des Meeres den Tod, zog sich zwar nur eine starke Erkältung zu, der aber eine mit dem Tode endende Krankheit folgte. Unterdessen hatte Bruno mit Ulmenholz einen Vergleich abgeschlossen und seinem Bruder die unterschlagene Summe zurückgezahlt. Die Geschichte endet damit, daß Alfred seine Jugendgeliebte Elbina, die ihn in seiner Krankheit liebevoll gepflegt hatte, heirathete und Herminen's Tochter, Isidora, adoptirte. Bruno dagegen blieb unvermählt; sein einziger Trost war der Umgang mit seiner edeln Mutter, seine einzige Freude das häusliche Glück seines Bruders. Oft wiederholte er sich die Worte, welche einst seine Mutter über das gewissen Naturen vorbehaltene „Verzichten ohne Verzagen" prophetisch ausgesprochen hatte.

Diese pessimistische Prädestinationstheorie macht den Schluß des Romans, in dem sich wiederum alle Vorzüge und Mängel der Lorm'schen Dichtungsweise offenbaren. Wir haben diese Vorzüge und Mängel schon früher in d. Bl. gelegentlich hervorgehoben und können uns deshalb in dieser Beziehung kurz fassen. Die für einen guten Roman so nothwendige epische Entwickelung, bei der das Subject des Erzählers möglichst zurücktritt, fehlt den meisten Romandichtungen Lorm's; nur zu häufig sind aphoristische Sentenzen und philosophirende Bemerkungen eingestreut, deren Richtigkeit noch überdies nicht selten stark in Frage zu stellen ist. Lorm ist eben mehr ein reflectirender Poet, ein Kunstdichter, dem die natürliche, gleichsam unbewußte Dichtergabe fehlt; die Producte seiner Muse sind die Resultate philosophischer Abstractionen, in vortrefflicher Prosa zum Ausdruck gebracht. Er wird stets sein Lesepublikum finden und verdient dies auch, insofern seine Compositionen nicht ohne Inhalt und in eine schöne Form gekleidet sind.

Zum Schluß noch einige Bemerkungen über P. K. Rosegger's „Ausgewählte Schriften" (Nr. 3), von denen wir die ersten zwanzig Lieferungen bereits (n Nr. 14 d. Bl. f. 1882 besprochen haben. Rosegger ist in mancher Hinsicht das gerade Gegentheil von Lorm; wenn wir letztern als einen Kunst- oder Reflexionsdichter bezeichnen zu müssen glaubten, so erscheint uns ersterer als ein Naturdichter im besten Sinne des Wortes, als ein Dichter „von Gottes Gnaden". Ihm gab ein Gott, zu sagen, was ihn schmerzt und was ihn erfreut; er hat ein tiefes Verständniß für die ihn umgebende Natur und ebenso für die Menschen, mit denen er verkehrt; er ist der Dichter Steiermarks, dessen Alpen, dessen Wälder und dessen Bewohner er in liebevoller Treue poetisch wiedergibt, im Guten wie im Bösen. Die uns jetzt vorliegenden weitern 40 Lieferungen enthalten folgende Schriften: 1) „Die Aelpler in ihren Wald- und Dorftypen"; 2) „Das Volksleben in Steiermark in Charakter- und Sittenbildern"; 3) „Das Buch der Novellen" (von den hier gebotenen Novellen möchten wir als besonders gelungen hervorheben: „Ums Heimatland", „Der Liebste ist mein Glaube" und „Der Wildschütz"); 4) „Waldheimat, Erinnerungen aus der Jugendzeit" (Kinderjahre und Lehrjahre); 5) „Feierabende, lustige und finstere Geschichten"; 6) „Eine Wanderung durch Steiermark"; 7) „In der weiten Welt" (Erlebnisse und Eindrücke von den Reisen durch Deutschland, Holland, die Schweiz und Italien); 8) „Am Wanderstabe meines Lebens, eine Selbstbiographie". Man würde sich sehr irren in der Annahme, daß die verschiedenen Erzählungen Rosegger's nur oder doch zumeist sentimentale, rosige und mit einem guten, d. h. erheiternden, Schlusse endigende Schilderungen enthielten, dies ist durchaus nicht der Fall; der Dichter schreibt niemals weichlich oder süßlich, sondern fast durchweg kräftig und kernig und vertheilt dabei Licht und Schatten in rechter Weise. Er sagt selbst einmal in einer Vorrede:

> Die Darstellung tragischer Schicksale bezweckt nichts weniger, als dem Skepticismus und Pessimismus Vorschub zu leisten; in der Thatsache, daß der Schuld naturgemäß die Strafe folgt, ist der beste Beweis, daß die Welt von einem Principe der Gerechtigkeit beherrscht wird. Die Offenbarung dieses Princips, und ginge sie auch durch Elend und Jammer, muß für uns unter allen Umständen trostreich sein. Wenn wir das Verhängniß anklagen, welches den Menschen in diesem Leben schuldig werden läßt und ihn dann der Pein übergibt, weil sich alle Schuld auf Erden rächt, so geben wir zu, daß dieses Verhängniß einer

größern Macht, der Gerechtigkeit, unterworfen ist. Daraus folgt, daß wir der Zuversicht sein dürfen, die größere Macht werde endlich siegen und uns, indem wir sie erkennen, Kraft verleihen, die Dämonen zu besiegen, bevor sie uns schuldig werden lassen.

Die bisjetzt erschienenen 60 Lieferungen bilden 12 Bände, ihnen sollen noch 20 Lieferungen oder vier Bände folgen unter den Titeln: „Sonntagsruhe", „Dorfsünden", „Meine Ferien" und „Der Gottsucher, ein Roman".

Rudolf Doehn.

Zur historischen Literatur.

1. Erinnerungen aus meinem Leben. Von Arthur Graf Seherr Thosz. Berlin, Gebr. Paetel. 1881. 8. 3 M.
2. Aus der Vergangenheit des welfischen Hauses. Sechs Vorträge von O. von Heinemann. Wolfenbüttel, Zwißler. 1881. 8. 3 M.
3. Lebens- und Charakterbilder. Von Friedrich Koldewey. Wolfenbüttel, Zwißler. 1881. 8. 2 M. 50 Pf.
4. Memoiren des Freiherrn Dubislav Gneomar von Natzmer. Mit specieller Erlaubniß des Besitzers herausgegeben, bearbeitet und mit Erläuterungen versehen von Eufemia Gräfin Ballestrem. Leipzig, Grieben. 1881. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.
5. Berühmte Seeleute. Von Reinhold Werner. 17. Jahrhundert. Jean Bart. Du Quesne. De Ruiter. Mit 3 Porträts. Berlin, Janke. 1882. Gr. 8. 9 M.
6. Geschichte unserer Zeit von den Freiheitskriegen bis zum Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs. Von Arnold Ruge. Leipzig, C. F. Winter. 1881. Gr. 8. 5 M.
7. Illustrirte Weltgeschichte für das Volk. Begründet von O. von Corvin und F. W. Held. Zweite bis zur Gegenwart fortgeführte Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen. 57.—78. Lieferung. Leipzig, Spamer. 1881—82. Gr. 8. Jede Lieferung 50 Pf.
8. Ludwig Kossuth. Meine Schriften aus der Emigration. Autorisirte deutsche Ausgabe. 3.—25. Lieferung. Preßburg, Staupfel. 1880—81. Jede Lieferung 80 Pf.
9. Dreißig Jahre deutscher Geschichte. Von der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm IV. bis zur Aufrichtung des neuen deutschen Kaiserthums. Mit einem Rückblick von 1815 bis 1840. Von Karl Biedermann. Breslau, Schottländer. 1882. 8. 10 M.

Die „Erinnerungen aus meinem Leben" von Arthur Graf Seherr Thosz (Nr. 1) haben Anspruch auf das allgemeinste Interesse, weniger wegen der Betheiligung des Verfassers an dem ungarischen Aufstand von 1848, dem es übrigens an bedeutenden Momenten nicht mangelt, als wegen seiner Berührungen mit dem Fürsten Bismarck. Der Graf gehört ursprünglich zum preußisch-schlesischen Adel, war einige Zeit preußischer Offizier, siedelte aber dann nach Ungarn über und gründete sich dort seinen Hausstand. Beim Ausbruch der Revolution diente er als ungarischer Offizier zuerst unter General Bem, dann unter Görgey, machte einige Treffen gegen Haynau's Truppen mit und erhielt eine diplomatische Mission nach dem russischen Hauptquartier. Görgey hatte, in der Erkenntniß, daß Ungarn der ungeheuern Uebermacht nicht auf die Dauer widerstehen könne, mit Kossuth sich dahin verständigt, die Krone von Ungarn dem Herzog von Leuchtenberg anzutragen unter der Bedingung, daß er den gesetzlichen Eid leiste, die Integrität und die Verfassung des Landes ungeschmälert aufrecht zu erhalten. „Wer auf dem Throne sitzt, kann uns schließlich einerlei sein." Die Mission war natürlich erfolglos, da Kaiser Nikolaus auf einen solchen Antrag nicht eingehen konnte. Während der Unterhandlungen sprachen die russischen Generale über ihre österreichischen Alliirten in Ausdrücken, die „gar nicht schlimmer, beleidigender sein konnten". Der Krieg dauerte fort, aber nicht mehr lange. Die Waffenstreckung bei Világos machte ihm ein Ende.

In Großwardein kam der Verfasser mit dem General Graf Orlow zusammen, der ihn fragte, wo die der ungarischen Armee einverleibte 60000 Mann starke polnische Legion sei; in den Schwarzenberg'schen Berichten an Kaiser Nikolaus sei diese Zahl genannt und die Bedrohung Russisch-Polens als das Ziel der polnisch-ungarischen Armee bezeichnet; diese Mittheilung sei es gewesen, welche den Kaiser zur Uebernahme dieser unglücklichen Intervention bestimmt habe. Der General war sehr erstaunt, als ihm erwidert wurde, daß die Legion nur einige tausend Mann stark sei, und gerieth in den heftigsten Zorn über „diesen Lügner" Schwarzenberg. Nach Hause zurückgekehrt, mußte der Verfasser, da ihm Verhaftung und Hinrichtung bevorstand, fliehen; er entkam glücklich über Pest, Wien, Oderberg nach Schlesien, von wo er nach Berlin eilte. Aber dort waren damals die ungarischen „Rebellen" nicht gern gesehen; daher wandte er sich nach Paris, wo ein großer Theil der ungarischen Emigration sich aufhielt. Hier blieb er mehrere Jahre, brachte indeß auch einige Sommer in Deutschland zu, wo er in Dresden mit reisenden Russen bekannt wurde. Einer derselben sagte zu ihm in echt russischer Manier: „Ihr Ungarn handelt recht thöricht: ihr schlagt euch gegen die Soldaten des Kaisers; wir Russen, wir erdrosseln unsere Monarchen, wenn sie übermüthig werden."

Im October 1862 kam der preußische Ministerpräsident Bismarck auf einige Tage nach Paris, um dem Kaiser Napoleon sein Abberufungsschreiben zu überreichen. Der Verfasser, welcher schon 1850 die Ansicht ausgesprochen hatte, daß Ungarn weder durch Frankreich noch durch Italien, sondern nur durch Preußen, wenn dieses zur Erkenntniß seiner nationalen Aufgabe in Deutschland komme, seine gesetzliche Freiheit wiedererlangen werde, richtete ein Schreiben an Bismarck, von dessen nationalen Planen er gehört hatte, und stellte sich ihm für den Fall, daß er auf Ungarns Mitwirkung rechne, zur Verfügung. Infolge

dessen lud ihn Bismarck zu einer Unterredung ein und erklärte ihm in dieser offen, er beabsichtige, Oesterreich, das Preußen zu seinem Vasallen erniedrigen möchte, niederzuwerfen und Preußen diejenige Stellung in Deutschland zu verschaffen, die ihm als rein deutschem Staate gebühre; wenn Preußen siege, werde Ungarn frei werden. Von Napoleon habe er die Zusage unbedingter Neutralität erhalten; derselbe habe zwar eine kleine Grenzberichtigung, das saarbrückener Kohlenbecken, verlangt, von ihm aber die Antwort bekommen, daß Preußen, und zumal sein König, kein einziges Dorf hergebe. Der Kaiser halte Preußen für schwach und überschätze die Oesterreicher. Beim Abschied habe Bismarck den Grafen gebeten, ihm von Zeit zu Zeit Bericht über die Verhältnisse in Ungarn einzusenden. Er habe dies gethan, sei aber an der Schroffheit, mit der Bismarck in der Conflictsperiode dem widerstrebenden Landtag entgegentrat, stutzig geworden; bald jedoch habe er seine Kurzsichtigkeit eingesehen. Bei einer Vergleichung Bismarck's mit Cavour sagt er sehr richtig, gleich seien sie nur in ihren patriotischen Zielen und in der Genialität der Durchführung ihrer Plane. Hinsichtlich der Schwierigkeiten aber finde keine Gleichheit mehr statt! Denn Cavour sei von der öffentlichen Meinung, von dem unbedingten Vertrauen seines Königs und des Parlaments getragen gewesen; Bismarck aber habe dieser mächtigen Hebel entbehrt und seine hohen Ziele jahrelang tief in der Brust verschließen, seine Kraft im Kampfe mit Unpopularität und Mistrauen aufreiben müssen.

Von dem Entschluß Bismarck's, im Jahre 1866 den großen Schlag zu führen, war die ungarische Emigration schon im Frühjahr unterrichtet. General Klapka wurde nach Berlin berufen und die Errichtung einer ungarischen Legion unter dessen Oberbefehl beschlossen. Am 5. Juli reiste der Verfasser von Paris ab, um in diese Legion einzutreten, mit dem Auftrag des Prinzen Napoleon, Bismarck vor einem voreiligen Frieden oder Waffenstillstand zu warnen, obgleich der Kaiser vermöge seiner Vermittlerrolle officiell zum Frieden rathen müsse. Er traf am 8. Juli im preußischen Hauptquartier zu Pardubitz ein und hatte sofort eine Unterredung mit Bismarck, der sich über die Schwierigkeiten seiner bisherigen Stellung in Berlin erging und, mit der Hand auf den Tisch schlagend, ausrief: „Aber besiegt habe ich alle!" Darauf machte der Verfasser mit der nur 2400 Mann zählenden Legion als Major unter Klapka's Commando von Oesterreichisch-Schlesien aus einen Einfall in Ungarn, obgleich er und die meisten Offiziere diesen Plan nicht billigten. Bei einer Versendung wurde er von österreichischen Ulanen gefangen genommen und nach Krakau geführt. Von der Erschießung rettete ihn nur die Erklärung Bismarck's, er werde sofort zehn trautenauer Bürger erschießen lassen, „wenn man dem Seherr Thosz an den Kragen gehe". Er wurde auf dies hin an Preußen ausgeliefert. In den ersten Tagen des Jahres 1869 hatte er im Auftrag des ungarischen Ministerpräsidenten Grafen Andrassy eine Mission bei Bismarck auszuführen. Jener, welcher den Frieden mit Deutschland aufrichtig halten wollte, wünschte, daß der deutsch-österreichische Zeitungskrieg aufhöre, und daß die preußischen Agenten, welche in Ungarn herumzogen, um das Land gegen Oesterreich aufzureizen, zurückgerufen würden. Der Verfasser solle Bismarck erklären, daß solche Aufreizungen nichts nützten, ferner daß, so lange Andrassy Minister sei, Preußen an der Ueberschreitung der Mainlinie durch Oesterreich-Ungarn nicht gehindert werden solle. Bismarck versicherte, daß diese sogenannten preußischen Agenten von ihm nicht abgeschickt seien. Auf die Frage, wer denn wol diesen Betrug spiele, habe ihm Bismarck eine bestimmte Person genannt. Mit einer Hinweisung Bismarck's auf den bevorstehenden Krieg mit Frankreich und auf die von Rußland her drohende Gefahr nebst einer Mittheilung über den Fürsten Karl von Rumänien schloß diese interessante Unterredung.

Die Vorträge „Aus der Vergangenheit des welfischen Hauses", welche O. von Heinemann (Nr. 2) in dem Braunschweig-Wolfenbütteler Verein für Geschichte und Alterthumskunde gehalten und nachher veröffentlicht hat, haben Personen und Ereignisse des welfischen Hauses zum Gegenstand. Sie betiteln sich: „Heinrich der Löwe im Wendenlande", „Otto der Tarentiner und Johanna von Neapel", „Heinrich Julius und die Anfänge des deutschen Theaters", „Christian von Halberstadt und Elisabeth Stuart", „Die Prinzessin von Wolfenbüttel", „Karl Wilhelm Ferdinand und die Französische Revolution". Sämmtliche Vorträge sind mit großer Sorgfalt behandelt und in anziehender Form ausgearbeitet. In dem vierten vermißten wir unter den „Sonnenblicken des Glücks", der die letzten Lebensjahre der Elisabeth Stuart vergoldet hat, die Anführung der Wiedereinsetzung ihres Hauses in die Kurpfalz. Die Lebensgeschichte der Prinzessin von Wolfenbüttel hat in ihren Anfängen einen ähnlichen Verlauf wie die der kurpfälzischen Prinzessin Elisabeth Charlotte, einer Enkelin der ebengenannten Elisabeth Stuart. Die Vermählung beider Prinzessinnen hatte ihr Motiv nicht in einer Herzensneigung, sondern in der väterlichen oder großväterlichen Eitelkeit, welche durch die verwandtschaftliche Verbindung mit einem der mächtigsten Fürstenhäuser Europas sich geschmeichelt fühlte und dem eigenen Lande große Vortheile dadurch zuzuwenden hoffte. Die Berechnungen Karl Ludwig's von der Pfalz und des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel erwiesen sich jedoch als Täuschungen. „So bin ich denn das politische Lamm, welches für den Staat und dies Land soll geopfert werden", sagte Elisabeth Charlotte beim Abschied von ihrem geliebten Heidelberg. Das Opfer war vergeblich vollbracht. Ludwig XIV., der Schwager der Prinzessin, gab bekanntlich den Befehl, de brûler le Palatinat. Die Prinzessin von Wolfenbüttel, Charlotte Christine, sagte in ähnlicher Weise, die Folgen richtig voraussehend: „Ich bin ein armes Opfer meines Hauses, ohne daß das letztere davon den geringsten Vortheil hat; infolge des Kummers sterbe ich eines lang-

samen Todes." Es war so. Sie hatte Charakterstärke genug, um vor ihrer Vermählung mit dem Thronfolger Alexei, dem Sohne Peter's des Großen, zu erklären, sie wünsche ihr protestantisches Glaubensbekenntniß beizubehalten und einen durchaus deutschen Hofstaat zu haben, aber nicht Entschlossenheit und Lebensgewandtheit genug, um, in ein noch barbarisches Land versetzt, an einen rohen Menschen gekettet, in allen Lebensverhältnissen eingeengt und beschränkt, sich nicht namenlos unglücklich zu fühlen. Der Verfasser hat die im Jahre 1875 veröffentlichten, bis dahin noch nicht gedruckten Briefe der Prinzessin zur Herstellung dieses Lebensbildes benutzt und dadurch dem Leser die Möglichkeit verschafft, in das Seelenleben der mishandelten jungen Frau einen klaren Einblick zu thun. Nach dem frühen Tode der Prinzessin bemächtigte sich ihrer die Sage. Von 1777 an erschienen französische, englische und deutsche Schriften, unter denen die von Heinrich Zschokke am bekanntesten geworden, welche der staunenden Welt erzählten, die Prinzessin sei nicht in Petersburg gestorben, nicht ihre Leiche, sondern ein Holzblock sei in den Sarg gelegt und in die Fürstengruft von Sanct-Peter und Paul gesenkt worden, sie selbst sei aus Petersburg entflohen, über Paris nach Louisiana gereist, habe sich dort mit einem französischen Offizier verheirathet, sei wieder nach Europa zurückgekehrt und nach manchen Wanderungen erst 1770 in Brüssel gestorben.

Die „Lebens- und Charakterbilder" von Friedrich Koldewey (Nr. 3) enthalten folgende Biographien: „Katharina von Bora", „Bernhard von Clairvaux", „Abt Jerusalem, Werther's Urbild", und zwei Episoden aus der braunschweigischen Geschichte: „Herzog Heinrich der Jüngere und die Reformation", „Wie eine braunschweigische Fürstentochter römisch wurde". Diese Fürstentochter ist Elisabeth Christine, die älteste Tochter des Herzogs Ludwig Rudolf, die Enkelin des damals regierenden Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel. Sie war die Schwester der in Nr. 2 angeführten Charlotte Christine und gleichfalls das Opfer der großväterlichen Eitelkeit. Anton Ulrich, das Haupt der ältern welfischen Linie, empfand es schwer, daß die jüngere Linie in Hannover den Kurhut sich erworben und die englische Königskrone fast schon in sicherer Aussicht hatte, und gab sich daher alle Mühe, seinem Hause ähnlichen Glanz zu verschaffen. Dies glaubte er am sichersten erreichen zu können, wenn er eine Verbindung des welfischen Hauses mit dem habsburgischen zu Stande brächte und seine Enkelin Elisabeth Christine mit dem König Karl von Spanien, dem nachmaligen Kaiser Karl VI. vermählte. Daß dies ohne Religionswechsel nicht möglich war, daß von der Enkelin der Uebertritt zur katholischen Religion als unerläßliche Bedingung gefordert wurde, verstand sich bei dem Urenkel eines Ferdinand II. von selbst. Eine Prinzessin von Ansbach hatte um dieser Bedingung willen den Glanz der spanischen Krone verschmäht. Dem Herzog Anton Ulrich aber machte dieselbe nicht das geringste Bedenken, und wenn andere sich dadurch verletzt fühlten, so rief er seine Theologen in die Schranken. Als den charakterlosesten unter diesen bezeichnet der Verfasser den Professor der Theologie zu Helmstedt, Fabricius, welcher es verstand, die Sache von der Seite aufzufassen, daß bei dieser Vermählungsfrage die „Leitung der göttlichen Vorsehung" zu bemerken sei, und daß die Heirath dem Herzogthum und der protestantischen Religion und vielleicht dem hochgewünschten Kirchenfrieden ersprießlich sein könne. Der Verfasser schildert nun mit feiner Charakteristik, wie der Herzog seine „große Affaire" betreibt, die beiden widerspenstigen Hofprediger versetzt, gelehrte Gutachten einfordert, zwei Jesuiten kommen läßt, welche der weinenden Prinzessin nach und nach ein katholisches Bekenntniß abringen, wie aber dieses gemäßigte Bekenntniß von den Päpstlichen einfach beiseitegelegt und verlangt wird, daß die Prinzessin laut und öffentlich das volle Tridentiner Glaubensbekenntniß beschwöre und alle Irrthümer und Ketzereien verdamme, verwerfe und verfluche. Auch das brachten der Herzog und die Jesuiten fertig, und auf der Reise nach Wien fand am 1. Mai 1707 in der Domkirche zu Bamberg der Uebertritt statt. Elisabeth fand sich später mit Leichtigkeit in die Formen der katholischen Kirche, wenn sie auch keine fanatische Convertitin wurde. Der 13. Mai 1717 war für sie und für das habsburgische Haus ein gesegneter Tag. An diesem Tage wurde die Kaiserin Elisabeth die Mutter einer Tochter, welche als Maria Theresia einen welthistorischen Namen hat.

Die „Memoiren des Freiherrn Dubislav Gneomar von Natzmer", herausgegeben von Eufemia Gräfin Ballestrem (Nr. 4), von diesem selbst aufgezeichnet, sind einfach geschrieben und zeugen von einer seltenen Bescheidenheit, welche es verschmäht, die eigenen Verdienste hervorzuheben. Der Feldmarschall, von einem altpommerschen Geschlecht abstammend, zeigte in den vielen Feldzügen, welche er mitmachte, bewundernswürdigen Muth, hohe strategische Begabung, sicheres Urtheil und einen tadellosen Charakter. Seine Offiziersehre wahrte er auf das strengste auch seinen Vorgesetzten gegenüber, falls diese vergaßen, wen sie vor sich hatten. Er diente unter drei Herrschern aus dem Hause Hohenzollern: dem Großen Kurfürsten, König Friedrich I. und König Friedrich Wilhelm I. Nachdem er 1674—76 in holländischen Diensten gegen die Franzosen gekämpft hatte, trat er in brandenburgische Dienste, focht unter dem Großen Kurfürsten in dem Feldzug in Schwedisch-Pommern und in den Jahren 1685 und 1686 gegen die Türken in Ungarn. Unter der Regierung des Kurfürsten Friedrich III., nachherigen Königs Friedrich I., finden wir Natzmer während des sogenannten Pfalz-Simmernschen Kriegs am Rhein und in Belgien und während des Spanischen Erbfolgekriegs sowol in Belgien als in Baiern, hochgeschätzt von den Kriegshelden Prinz Eugen von Savoyen und Herzog von Marlborough, unter denen er als preußischer General an den ruhmvollsten Schlachten dieses Kriegs aufs glänzendste sich betheiligte und von denen er sogar manchmal zu Rathe ge-

zogen wurde. Im Jahre 1728 wurde er zum preußischen Feldmarschall ernannt. Bei jenem unseligen Zerwürfniß, das zwischen dem König Friedrich Wilhelm I. und seinem Sohne Friedrich bestand und 1730 zu einem vulkanartigen Ausbruch kam, leistete er seinem König dadurch einen großen Dienst, daß er nebst dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau und dem Generalmajor von Buddenbrock sich zu ihm begab, um ihm ebenso ehrerbietig als entschieden vorzustellen, daß er ohne öffentlichen Proceß vor Kaiser und Reich kein Recht über das Leben des Kronprinzen habe, und daß dieser nicht als Offizier, sondern als königlicher Prinz und Thronfolger zu behandeln und zu richten sei.

Das unter dem Titel „Berühmte Seeleute" von dem Contreadmiral a. D. Reinhold Werner (Nr. 5) veröffentlichte Buch behandelt das Leben der zwei französischen Seemänner Jean Bart und Du Quesne und das des holländischen Admirals de Ruiter. Das Leben dieser drei Männer fällt in das 17. Jahrhundert, in welchem sich die Kriegsflotten zuerst als selbständige militärische Institutionen herausbildeten und die Geschicke der westlichen Staaten Europas und damit indirect die des ganzen Welttheils entschieden. England, Frankreich, Holland rangen in langen Kämpfen miteinander, jene beiden um die Hegemonie zur See, letzteres um die Anerkennung der Freiheit des Meeres. Das kleine Holland, damals kaum eine Million Einwohner zählend, entwickelte eine Opferwilligkeit und Kraft, der das herrschsüchtige England und das übermüthige Frankreich, ja die vereinigten Flotten beider zusammen nicht gewachsen waren. Es war die Heroenzeit der Generalstaaten, welche sich damals trefflicher Staatslenker erfreuten (Johann de Witt und Wilhelm von Oranien), mitunter aber auch, wie dies auch anderwärts der Fall ist, ihre Parteizwistigkeiten (Orangisten und Nationale) höher stellten als das öffentliche Wohl. Die Leistungen ihrer Seehelden waren unübertrefflich. Waren auch ihre Gegner numerisch ihnen überlegen; an Muth, an Ausdauer, an Strategie kam ihnen keiner gleich.

Unter ihnen ragt keiner so hervor wie de Ruiter, gleich groß als Seeheld wie als Mensch. Alles was er war und leistete, verdankte er sich selbst. Sein Leben und seine Thaten hat der Verfasser mit viel Wärme beschrieben, die großen Seeschlachten mit Klarheit und Anschaulichkeit geschildert, das Charaktervolle dieses Mannes mit markirten Strichen uns vor Augen geführt. Wer hätte hierfür geeigneter sein sollen als Reinhold Werner, dessen entschlossenes Auftreten in den spanischen Gewässern vor Cartagena im Jahre 1873 ganz Deutschland mit Stolz erfüllte? Er erzählt uns, wie Michel de Ruiter im zehnten Lebensjahre Seilerlehrling, im elften Schiffsjunge wird und von da aufsteigt zum Matrosen, zum Unteroffizier, zum Steuermann und endlich als Kapitän eines Kauffahrteischiffs im Jahre 1640 nach Amerika schifft, im folgenden Jahre als Kapitän in der holländischen Kriegsflotte gegen die Spanier kämpft. Was er in seiner Jugend zu lernen versäumt hatte, holte er mit Eifer nach und suchte die großen Lücken seines allgemeinen Wissens und seiner nautischen Kenntnisse auszufüllen. Nachdem er in den nächsten Jahren als Kauffahrteikapitän Reisen nach Westindien und den nordamerikanischen Küsten gemacht und sich ein ansehnliches Vermögen erworben hatte, entschloß er sich, das Seeleben aufzugeben. Als aber 1652 der Krieg zwischen Holland und England ausbrach, konnte das Vaterland der Dienste eines solchen Mannes nicht entbehren. Er erhielt als Vicecommandeur den Befehl über eine Flottenabtheilung, mit welcher er theils Handelsschiffe durch den Kanal geleitete, theils unter den Viceadmiralen de Witt und Tromp an den Seeschlachten bei Ramsgate, bei Folkestone, bei Portland, bei Nieuport, bei Scheveningen theilnahm, von welchen die drei letztern ungünstig ausfielen. Es waren furchtbare Kämpfe. In England herrschte Cromwell mit eiserner Faust und setzte alles daran, die holländische Seemacht zu vernichten. Die englische Flotte war zahlreicher, stärker armirt und bemannt und hatte bessere und größere Schiffe. In Holland dagegen fehlte es eben damals an der Einheit, an einer kräftigen Executive; die Parteien befehdeten sich aufs heftigste und vernachlässigten die Kriegsrüstungen, sodaß die Flottenführer zuletzt sich weigerten, wieder in See zu gehen, wenn ihnen nicht eine besser ausgerüstete Flotte zur Verfügung gestellt würde. Erst der Rathspensionär Johann de Witt vermochte die Generalstaaten, gesteigerte Anstrengungen zu machen.

Nach Abschluß des Friedens von Westminster 1654 wollte de Ruiter aufs neue den Seedienst aufgeben, ließ sich aber durch de Witt, welcher neue Gefahren für die Republik, namentlich von Frankreich, voraussah, zum Bleiben bewegen. Als Viceadmiral kämpfte er mit Glück gegen die afrikanischen Raubstaaten und die schwedische Flotte. Im Jahre 1664 brach ein neuer Krieg mit England aus. Während de Ruiter die holländischen Besitzungen in Westafrika beschützte und in Westindien über zwanzig reichbeladene englische Schiffe wegnahm, erlitt die holländische Flotte am 13. Juni 1665 eine schwere Niederlage. Alles sehnte sich nach der Rückkehr de Ruiter's, und sobald diese erfolgte, wurde er zum Oberbefehlshaber der neu ausgerüsteten Flotte ernannt. Unter seiner Führung konnte Holland auch den schwersten Gefahren ruhig entgegensehen. Er war Meister im Manövriren und bildete seine Untergebenen in dieser Kunst aus. Nach kurzer kräftiger Ansprache an die commandirenden Offiziere griff er am 11. Juni die von General Monk befehligte englische Flotte an und errang nach viertägigem Kampf einen glänzenden Sieg. Mit vollem Recht wurde er „der Schirm und der Schild des Vaterlandes" genannt und als solcher von den Dichtern gepriesen. Zwar mußte er in der Schlacht bei Nordforeland, wo seine Vorhut nach dem Fall ihres Führers floh und seine Nachhut, anstatt als Reserve ihn zu unterstützen, die englische Nachhut verfolgte, den Rückzug antreten, aber diesen führte er so meisterhaft aus, daß er von den Zeitgenossen wie ein Sieg gefeiert wurde. Im Juni 1667 lief er mit einer neuen Flotte aus, forcirte die Einfahrt

in die Themse und verbrannte bei Chatham mehrere Schiffe. Dabei ist ausdrücklich hervorzuheben, daß er immer nur Staatseigenthum vernichtete, nirgends Privateigenthum zerstörte. Infolge dieser Niederlage schlossen die Engländer mit Holland den Frieden von Breda.

Nach vierjähriger Ruhe erfolgte die Kriegserklärung Frankreichs und Englands an die Generalstaaten. Die Gefahr war groß, aber mit ihr wuchsen auch Muth und Kraft. Ludwig's XIV. Heere drangen in Holland ein, seine Flotte vereinigte sich mit der englischen, Holland sollte vernichtet werden. Wohl ergriff Muthlosigkeit die Bevölkerung, die Orangisten erregten einen Aufstand gegen den Rathspensionär; er und sein Bruder wurden ermordet, Wilhelm von Oranien zum Statthalter, Generalkapitän und Admiral ernannt. Während dieser dem Feinde zu Lande Widerstand leistete, erfocht de Ruiter zur See Sieg um Sieg über die englisch-französische Flotte, am 7. Juni 1672, am 7. Juni und 21. August 1673, sodaß England sich genöthigt sah, mit Holland einen Separatfrieden zu schließen. Die französische Allianz hatte den Engländern so wenig genützt, wie Ludwig's Versprechungen im vorigen Kriege den Holländern. Damals reizte dieser die letztern zum Kriege gegen England auf und versprach, sie mit seiner Flotte zu unterstützen; später ließ er seine Flotte zur englischen stoßen. Die Holländer sahen nie etwas von einer Unterstützung durch Frankreich, und die Engländer genossen nicht viel davon, weil der französische Admiral den geheimen Befehl hatte, den Seekrieg so lässig als möglich zu betreiben; denn Ludwig wollte ja in beiden Kriegen nichts anderes, als daß diese beiden Seemächte in gegenseitigem Kampfe sich so schwächten, daß Frankreichs Uebermacht nichts mehr im Wege stände. Es ist dies dieselbe Politik, welche Napoleon III. im Jahre 1866 Preußen und Oesterreich gegenüber befolgen zu können geglaubt hat. Nun ergriffen die Holländer die Offensive gegen Frankreich. De Ruiter segelte 1674 nach Westindien und 1676 zur Unterstützung der Spanier nach Sicilien. In der Schlacht von Mont-Gibel am 22. April 1676 gegen die französische Flotte unter Du Quesne wurde dem holländischen Admiral durch eine Kugel der Fuß zerschmettert, an welcher Verwundung er am 29. April auf seinem Flaggschiff „Die Eintracht" in der Bai von Syrakus starb. Das ganze Land trauerte; sein Tod war ein unersetzlicher Verlust für Holland; der Niedergang der Seemächtigkeit Hollands datirte sich von da ab. Kurz vor seinem Tode hatte ihm der König von Spanien den Herzogstitel gegeben. Sein Leichnam wurde in der Neuen Kirche zu Amsterdam beigesetzt und ein großartiges Grabdenkmal ihm errichtet, dessen Inschrift ihn als den „Schrecken des großen Oceans" bezeichnet.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Nordenskiöld's Bericht über die Tschuktschen.

Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega, mit einem historischen Rückblick auf frühere Reisen längs der Nordküste der Alten Welt. Von A. E. Freiherrn von Nordenskiöld. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit Porträt in Stahlstich, Abbildungen in Holzschnitt und lithographirten Karten. Zweiter Band. Leipzig, Brockhaus. 1881—82. Gr. 8. 11 M.

An der Hand des ersten Bandes seines classischen Reisewerks begleiteten wir den kühnen thatkräftigen Entdecker der nordöstlichen Durchfahrt in Nr. 5 d. Bl. f. 1882 bis zu seinem unbeabsichtigten Winterlager vor dem einsamen Strande des nordöstlichsten Sibirien. Mit dem nun vollständig vorliegenden, wieder mit ausgezeichnet schönen Holzschnitt-Illustrationen und mit der epochemachenden, gründlich berichtigten großen Karte der nordasiatischen Küste versehenen zweiten Band ist das Werk vollendet.

Die Vega hat den unvergänglichen Ruhm, in einem ungeheuern Trapez als erstes Fahrzeug ganz Asien und Europa umfahren zu haben. Die Darstellung des größern Theils dieser weiten Umfahrt bringt dieser zweite Band. Doch sind es nunmehr bekannte Küsten, denen die Schilderung gilt: von der Beringsstraße aus die asiatischen Gestadeländer des Großen und des Indischen Oceans, nach der Durchfahrt durch den Suezkanal die süd- und westeuropäischen Litorale bis zum glanzvollen Empfang, den in der Bucht von Stockholm Schwedens Volk seinem großen, wahrhaft bahnbrechenden Forscher wie seinen wackern Gefährten bereitete.

Außerdem aber führt uns im vorliegenden Bande Nordenskiöld in der gewohnten schlichten und dabei so gehaltreichen Erzählungsform das Leben vor, wie es an Bord seiner Vega während der Eisblokade derselben geführt wurde, was er oder die Seinen für Abstecher tiefer ins Tschuktschenland unternahmen, und was sie aus den verschiedenen Zweigen der Natur-, Völker- und Länderkunde in dieser mehr denn dreivierteljährigen erzwungenen Rast einheimsten. Es war eine vortreffliche Idee Nordenskiöld's, einige für weitere Kreise der Gebildeten interessante Ergebnisse der Vega-Expedition, vor der Veröffentlichung des demnächst auch in deutscher Ausgabe erscheinenden Werks „Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Vega-Expedition", in einer gemeinverständlichen Form den Lesern seines Reisewerks darzubieten.

Greifen wir davon einiges heraus, was sich auf das merkwürdige Polarvolk der Tschuktschen bezieht. Dieses beim Eindringen der Russen nach Sibirien im Verlauf des 17. Jahrhunderts zuerst dem Namen nach bekannt gewordene und damals wegen seiner tapfern Gegenwehr seitens der Russen gefürchtete Volk zeigte sich den Vegaleuten gar hold und nur zu „gewärtig", denn es war den Tschuktschen mehr als Vergnügen, alltäglich über die kurze

Eisstrecke vom Strande aus nach dem schmucken Schiff hinüberzuwandern, um die Neugierde zu befriedigen, auch aus der Schiffsküche noch nie vorher gekostete Dinge, vielleicht sogar einen Schluck des am heißesten ersehnten „Ram" (Rum, Branntwein) zu erhalten, — in Zeiten arger Noth, wenn der Seehundsfang ihnen nicht glückte, der Hunger daher nagte, war für sie die Vega der rettende Engel, den sie sich gewiß für jeden Winter wünschen möchten. Bis am 18. Juli 1879 ein leises Schwanken des Schiffs den gerade beim Mittagsmahl sitzenden Vegamannen anzeigte, daß das umschließende Eis sich löse, und in der That noch desselben Nachmittags die Abfahrt begann, war somit Gelegenheit in Fülle geboten, die Tschuktschen gründlicher zu beobachten, als es je vorher möglich gewesen. Und wie eingehend das benutzt wurde, mögen die nachfolgenden Züge, wenn auch nur fragmentarisch mitgetheilt, beweisen.

Manches deutsche Dorf hat mehr Bewohner als das ganze Tschuktschenland von der Indigirka ostwärts bis nach Asiens fernstem Ostvorsprung, von welchem aus bei klarem Himmel Amerikas westlichstes Cap zu sehen ist. Lieutenant Nordqvist, der insbesondere den ethnologischen Studien auf der Vegafahrt obzuliegen hatte, sammelte fleißig alle Angaben, die er von den nachbarlich hausenden Tschuktschen irgend zu erlangen vermochte über die Zahl ihrer Hütten: er zählte 400 zusammen; und da der Durchschnitt der Kopfzahl in den von ihm besuchten Hütten fünf betrug, so erhält man die geringfügige Summe von 2000 für die sogenannten seßhaften Tschuktschen, d. h. diejenigen, welche an der Ueberwinterungsküste der Vega sich wesentlich von Robbenschlag nähren, daher dicht an der Küste und in festen, wenn auch oft genug von einer Stelle zur andern versetzten Zelten leben. Kaum höher, urtheilt Nordenskiöld, möchte sich die Anzahl der Renthier-Tschuktschen stellen, die weiter westwärts und im Binnenlande nomadisch Renthierzucht treiben.

Gleich der Mehrzahl der Polarvölker gehören heutzutage wol auch die Tschuktschen keiner unvermischten Rasse mehr an. Man wird hiervon sofort überzeugt, wenn man die Einwohner eines größern Zeltdorfs aufmerksam betrachtet. Ein Theil davon besteht aus hünenhaften Gestalten mit rabenschwarzem, glattem und einer Pferdemähne nicht unähnlichem Haar, brauner Haut, hoher gebogener Nase, kurz mit einem an die Beschreibungen der Indianer Nordamerikas erinnernden Aeußern. Andere hinwiederum erinnern durch ihr schwarzes Haar, den geringen Bartwuchs, die eingedrückte Nase oder vielmehr die hervorstehenden Backenknochen und die schiefen Augen deutlich an die mongolische Rasse, und schließlich trifft man unter ihnen auch solche mit vollkommen heller Hautfarbe und mit Gesichtszügen, welche zu der Annahme Veranlassung geben, daß dies Nachkommen von Ueberläufern oder auch von Kriegsgefangenen russischen Ursprungs sind. Der gewöhnliche Typus ist: Mittellänge, steifes, grobes und schwarzes Haar, nach oben schmäler werdende Stirn, fein gebildete Nase mit oft glattem Nasenbeine, horizontalliegende und keineswegs kleine Augen, markirte schwarze Augenbrauen, lange Augenwimpern, hervorstehende, infolge von Frostschäden oft angeschwollene Backenknochen, welche besonders auffällig sind, sobald man das Gesicht von der Seite sieht, und helle, wenig braune Haut, die bei den jungen Weibern nahezu ebenso weiß und roth wie bei den Europäern ist. Der Bartwuchs ist stets unbedeutend. Nahezu alle sind wohlbeleibt und gut gewachsen; Krüppel sahen wir nicht. Die jüngern Weiber machen oft den Eindruck des Anmuthigen, vorausgesetzt, daß man es vermag, sich des widerlichen Eindrucks zu erwehren, den der Schmuz, welcher nie anders als von dem Schneegestöber des Winters abgewaschen wird, und der Thrangestank hervorrufen, welchen sie zur Winterszeit aus der von erstickender Luft erfüllten Zeltkammer mit sich führen. Die Kinder machen zufolge ihres gesunden Aussehens, ihres freundlichen und anständigen Wesens nahezu immer einen angenehmen Eindruck.

Genau wie die Eskimos und aus dem nämlichen Grunde (Holzmangel bei furchtbarer Kälte fast das ganze Jahr hindurch) bewohnen die Tschuktschen einen möglichst kleinen Hausraum, den die Beleuchtungs- und Kochvorrichtung, die Thranlampe, zusammen mit der Körperwärme der eng zusammengedrängten Insassen genügend, ja bis zum Uebermaß zu heizen vermag. „Zelt" ist vielleicht kein ganz passender Ausdruck für die Hütte der Tschuktschen; denn diese gleicht wie die Kirgisen-Jurte in der Form einer Käseglocke, besteht aus einem gegen die heftigen Winterstürme mit Steinen beschwerten, gleichsam festverankerten Stangengerüst aus Treibholz, worüber zusammengenähte Seehunds- und Walroßfelle ausgespannt sind. Außer in der kurzen Sommerzeit, wo man in diesem „äußern Zelt" zu verweilen pflegt, pfercht sich für gewöhnlich die Familie im „innern Zelt" zusammen, d. h. in einem kastenartigen, unter der flachen Kuppelwölbung eingestellten Alkoven, gerade so hoch, daß ein ausgewachsener Mann darin aufrecht stehen kann, und auch in den beiden andern Dimensionen kaum geräumiger. Vorsorglich, wie es kein Physiker zweckmäßiger anrathen könnte, packt man dieses eigentliche „Häuschen im Haus" in lauter treffliche Warmhalter ein: dicke Renthierfelle machen die Wände aus, ja letztere sind sogar nach dem Princip unserer Doppelfenster doppelte, indem innerhalb der Wände noch Fellvorhänge eine Art Vorrathsraum abschränken; über der gleichfalls von Renthierfell gebildeten Decke wird Heu ausgebreitet, und von dem fast bis zur Oberfläche ewig gefrorenen Boden trennt eine Schicht von Reisig und Stroh, dann eine derbe Walroßhaut und bei Nacht noch außerdem eine Renthierfellmatte.

Ebenso den geographischen Bedingungen aufs vollkommenste angepaßt ist die ganz aus Renthier- und Seehundsfell gefertigte Kleidung. Doch was diese wie die vorzüglichen, auch künstlerischen Geschmack verrathenden Geräthe betrifft, so müssen wir auf das Original verweisen, dessen schöne Abbildungen gerade hierbei unentbehrlich erscheinen. Nur vom häuslichen Leben und vom innern Wesen der bepelzten Männlein und Weiblein folge noch einiges:

Die Zubereitung der Speisen ist bei den Tschuktschen, wie bei den meisten wilden Völkern, sehr einfach. Nach einem glücklichen Fange leben die Einwohner des Zeltes schwelgerisch von dem gefangenen Thiere, und es scheint ihnen ein ganz beson-

deres Vergnügen zu machen, ihre Gesichter und Hände soviel wie möglich mit dem Blute desselben beschmieren zu können. Abwechselnd mit dem rohen Fleische werden Stückchen von Speck, Mark und Gedärmen, welche durch Pressung zwischen den Fingern von ihrem Füllsel befreit werden, verzehrt. Die Fische werden nicht allein roh, sondern auch so hart gefroren gegessen, daß sie sich brechen lassen. Sofern sich Gelegenheit bietet, versäumen die Tschuktschen jedoch nicht, ihre Speisen über der Thranlampe zu kochen, oder ihr Fleisch über derselben zu rösten — das Wort rösten dürfte hier jedoch gegen „berußen" auszutauschen sein. Bei einem Besuche, welchen Lieutenant Hovgaard in Najtskaj machte, aß man in dem Zelte, in welchem er Quartier genommen hatte, zu Abend erst Suppe, welche von Seehundsfleisch gekocht worden war, dann gekochte Fische und schließlich gekochtes Seehundsfleisch. Man beobachtete also vollkommen die in Europa eingeführte Speiseordnung.

Hochnordische Länder, in denen weder die Rebe noch das Getreide, nicht einmal die Kartoffel gedeiht, sind naturgemäß der süßen Verlockung des Dionysos nicht ausgesetzt, weil des Getränkes „Geist" nur auf dem chemischen Umsatz von Zucker oder Stärkemehl in Alkohol beruht. So haben denn auch die Tschuktschen ihren Durst von jeher allein mit Wasser gestillt; im harten Winter muß ihnen dazu sogar recht oft Schnee dienen. Den lieben „Ram" lernten sie erst neuerdings durch amerikanische Händler kennen (daher auch der anglisirte Klang des Vocals); sie sprechen dieses Wort oft mit einem dem Räuspern ähnlichen Tone, einer glückseligen Miene und mit einer bezeichnenden Geberde, welche in Führung der rechten, flachen Hand nach dem Magen oder in der Nachahmung des Lallens eines Betrunkenen besteht.

Daß der Rausch und nicht die Befriedigung ihres Geschmacks der Hauptzweck war, geht daraus hervor, daß sie sich oft als den Preis eines von mir gewünschten Gegenstandes so viel Branntwein ausbedangen, daß sie davon vollkommen berauscht werden konnten. Als ich mich einmal geneigt zeigte, einen Feuerbohrer zu erwerben, welcher sich in dem Zelte eines neu verheiratheten Paares fand, übernahm die junge, ganz anmuthige Frau sofort die Unterhandlung mit der Erklärung, daß mir ihr Mann diese Feuerdrille nicht ablassen könne, sofern ich ihm nicht einen ordentlichen Rausch bereiten wolle, wozu ihrer Behauptung zufolge, die durch Geberden verdeutlicht wurde, welche die verschiedenen Grade des Rausches veranschaulichten, acht Schnäpse erforderlich waren.

Diese Erzählung ist nicht allein lustig, sondern auch lehrreich. Sie beweist neben andern Thatsachen die gar nicht wenig einflußreiche Stellung der Ehefrau (die hier über den Verkauf eines so wichtigen Hausgeräths das entscheidende Wort führt), widerlegt folglich den unter uns so beliebten Satz: „je niedriger ein Volk, desto misachteter die Frau"; sodann sehen wir, daß die Frau diese Stellung auch verdient: obwol gleich dem Mann hosenbekleidet, bedingt sie nicht genuß- und eigensüchtig für sich den „Ram", sondern für ihren Gatten, den sie nach seiner höhern Capacität für das Geistige (bei andern Tschuktschen genügen nach Nordenskiöld schon zwei Glas zum gewünschten Rausch) genau kennt und dem sie ernsthaft bestrebt ist, eine recht gründliche Freude zu bereiten. Welcher edle Gegensatz gegen die hocheivilisirten Virtuosinnen in der Gardinenrhetorik!

Aberglaube ist natürlich auch den Tschuktschen eigen — welches Volk wäre frei davon? Etwa das deutsche mit seinen Traumdeuterinnen und Kartenschlägerinnen, seiner Furcht vor „13 am Tisch" und den tausenderlei andern Unsinnsformen des alten, nicht aussterben wollenden Wahns? Unter den Musikinstrumenten findet sich die bei allen Polarvölkern verbreitete Trommel in jeder Tschuktschenhütte, angefertigt aus dem Magensack des Seehundes, der über einen niedrigen, an kurzem Stiel befestigten Holzring gespannt wird, demnach mehr ein Tamburin. Sie wird gewöhnlich von den Männern geschlagen unter Begleitung eines sehr einförmigen Gesanges. Auch mit ihr ist aber irgendein Aberglauben verknüpft — man denke an die Schamanentrommel anderer Stämme —; man gab sie nie gern den Vegamännern in Tausch (zur Bereicherung der ethnologischen Sammlung), spielte in ihrem Beisein nicht gern auf ihr, versteckte sie vielmehr am liebsten bei deren Eintritt in die Hütte.

Die Trommel hat übrigens noch eine andere Anwendung, welche wenig mit ihrer Eigenschaft als Schamanen-Psychograph oder Kirchenglocke übereinzustimmen scheint. Wenn die Damen ihr langes schwarzes Haar ordnen und kämmen, so geschieht dies vorsichtigerweise über der Trommel, auf deren Boden die zahlreichen Wesen, welche der Kamm von dem warmen heimatlichen Herde mit sich in die weite kalte Welt hinausführt, gesammelt und — sofern sie nicht gegessen — geknickt werden. Dieselben zu verzehren, ist nach Ansicht der Tschuktschen nicht allein schmackhaft, sondern auch gesund für die Brust.

Wol schreckt uns die bis zur Unfläterei getriebene Unreinlichkeit aus gutem Grund immer ganz besonders von den sogenannten „Wilden" ab; indessen auch diese minder schöne Eigenschaft, von der wir eben sogar den vorurtheilsfreien Nordenskiöld einräumen hörten, sie „entstelle immer, auch das schönste Frauenzimmer", ist keineswegs ein gemeinsames Attribut der „Wilden", die wir uns so gern pharisäisch als ganz andere, zumal mit uns Halbgöttern gar keinen Vergleich aushaltende Menschen zu denken pflegen; und kann nicht unter allem möglichen äußern Schmutz ein braves Herz schlagen? Wer steht sittlich höher: die Culturvölker mit ihrer entsetzlichen Reihe von Lastern, ihren Brutalitäten, ihren theils schleichenden, theils schamlos offenen Gewaltthaten, oder diese „blinden Heiden" von Tschuktschen, bei denen es keine Verbrecherstatistik gibt in Ermangelung von Verbrechen?

Eintönig, aber harmlos verlebt auch dieses Naturvolk seine lichtarmen Tage. Die Weiber arbeiten tüchtig, denn sie müssen für die Kinder und die Zubereitung der Speisen sorgen, das Zelt rein halten, Schnee oder Eis zum Durststillen und zum Kochen schmelzen, den Fang nach der Jagd der Männer auf Robben und Walrosse entgegennehmen, beim Fischfang helfen, die Kleider nähen, den Zwirn dafür aber erst aus Thiersehnen herstellen, im Schweiß ihres Angesichts die äußerst anstrengende Arbeit des Gerbens (mit Hülfe des Urins als Gerbmittel) leisten, sodaß die Sommerarbeit des Einbringens der „Ernte", d. h. des

Grases der Hüttenumgebung, solcher Mühsal gegenüber als eitel Lustbarkeit erscheint.

Der eigentliche Nahrungserwerb liegt auch hier den Männern ob, die dann in der Behausung um so ausschließlicher dem Nichtsthun fröhnen gleich den germanischen Bärenhäutern, von welchen wir abstammen. Daheim herrscht Friede und Eintracht. Man vernimmt kein Scheltwort. Die Kinder werden nie bestraft und sind die Artigkeit selber, vergnügen sich daheim mit ihren wunderhübschen Pelzpuppen oder draußen mit Bogen und Pfeil, sogar mit Aufstellen kleiner zweiflügeliger Windmühlen und ähnlichen ganz „civilisirten" Spielsachen. Reichte ein Vegamann so einem kleinen lieben Pelzkobold ein Stückchen Zucker, so wanderte die süße Gabe neidlos von Mund zu Mund, da mußte Brüderchen und Schwesterchen, Mama und Papa mit kosten. Das eheliche Leben der Tschuktschen verdient nach den Nordenskiöld'schen Schilderungen alle Achtung; besonders muß man die zarte und liebevolle Behandlung der Frau seitens des Gemahls, wenn sie ihre schwere Stunde herannahen fühlt, hoch anerkennen.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß unser Forscher weit davon entfernt ist, Rousseau'schen Träumereien von der paradiesischen Sittenreinheit der Naturvölker zu verfallen, welche letztere erst in der Treibhausluft der Cultur unausweichlich verloren ginge. Im Gegentheil ist seine wahrheitsvolle Berichterstattung über die Tschuktschen ein bedeutungsvoller Beitrag zur Lehre von der Abhängigkeit des innern so gut wie des äußern Menschenlebens von der jeweiligen Umgebung. Im Kampf ums Dasein — mag auch Heinrich von Treitschke den Appell an dies geflügelte Wort des unsterblichen Darwin für noch so verbraucht und langweilig erklären — entfalten sich die großen und starken wie die kleinlichen und schwachen Seiten unsers Wesens; nicht nach Idealen, sondern nach Nützlichkeitsprincipien regelt sich folglich die menschliche Entwickelung. Der gutmüthigste, biederste Tschuktsche kennt Lug und Trug, ja er befleißigt sich raffinirter Täuschung, aber eben nur auf dem Gebiet, wo ihm das seit alters Nutzen schafft: auf dem des Handels. Mit der unschuldigsten Miene von der Welt sah man mitunter vom braven Natursohn an Bord der Vega denselben Gegenstand von neuem zum Kauf anbieten, den der nämliche Merkurjünger soeben erst im Tauschhandel nach reiflicher Erwägung seines Vortheils angebracht und sodann — escamotirt hatte. Die höchstgebildete Nation Südosteuropas, die griechische, hat seit alters den Nachbarvölkern das ironische Wort von der „griechischen Treue" in den Mund gelegt, während die der Cultur so abholden Osmanen, zäh conservativ an ihrer alten Steppensitte festhaltend, von makelloser Ehrlichkeit im täglichen Verkehr zu sein pflegen; der Grieche ist Händler, der Türke nicht. Der russische Krämer benutzt mit mehr denn semitischer Schlauheit die Vortheile, die sich ihm auf geradem oder auf krummem Wege im Geschäft bieten; der englische Großhändler ist dagegen rechtschaffen; denn nächst der umfassenden Kenntniß seiner Geschäftsbranche ist Solidität die mächtigste, weil dauerhafteste Waffe für ihn im großhändlerischen Concurrenzkampf.

Manches Gute geräth in Verfall, wenn die scharfe Luft des internationalen Wettbewerbs im Gefolge der modernen Cultur die Idylle des Naturlebens der Völker verweht; aber der neue Kampf erzieht neue Tugenden, und nur unter dem belebenden Anhauch unserer Gesittung vermag die edlere Bethätigung der Menschenkraft freudigern Schaffensgenuß, Geistesschulung, Geistesfreiheit und den Bruch mit dem düstern Schatten der Menschheit, dem Aberglauben, zu erwecken. Alfred Kirchhoff.

Dialektliteratur.

Schwizer-Dütsch. Sammlung deutsch-schweizerischer Mundart-Literatur. Gesammelt und herausgegeben von O. Sutermeister. Erstes bis sechstes Heft. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1882. 8. Jedes Heft 50 Pf.

Die Dialekte sind in der Regel die unter dem Volke aufbewahrten ältern Formen der neuern Sprachen, freilich bedeutend modificirt; sie sind natürlicherweise weniger ausgebildet als die Schriftsprache ihres Landes, daher auch ärmer an grammatikalischen Formen, dafür aber wieder in vielen Beziehungen reicher an Ausdrücken. Die deutschen Mundarten der polyglotten Schweiz bilden zwar, was das politische Gebiet der Eidgenossenschaft betrifft, keine Familie für sich, sondern gehören mit Vorarlberg, dem südlichen Baden und dem südlichen und mittlern Elsaß zur alemannischen Familie, welche wol unter allen deutschen Dialekten (mit Ausnahme des plattdeutschen natürlich) dem Neuhochdeutschen am fernsten und dem Mittelhochdeutschen am nächsten steht; da aber die bereits mehrere Jahrhunderte alte Selbständigkeit der Schweiz die Welt daran gewöhnt hat, die Schweizer auch in anderer als politischer Beziehung als eine Nation zu betrachten, so scheint allerdings die politische Grenze mit der Zeit auch eine Art von Dialektgrenze geworden zu sein, obschon wir in Verlegenheit wären, sagen zu sollen, worin sich dieselbe kundgibt, da wir z. B. aus eigener Erfahrung keinen wesentlichen Unterschied kennen zwischen den Dialekten des österreichischen Vorarlberg und des Rheinthals im Canton St.-Gallen, welche Gebiete auch nur durch den Rhein getrennt sind. Sei dem wie ihm wolle, der Begriff „Schweizerdialekt", und zwar ausschließlich mit Bezug auf die deutsche Schweiz, existirt und ist allgemein anerkannt. Freilich muß man nicht in den Irrthum der Norddeutschen verfallen, welche, mit einziger Ausnahme der gelehrten Germanisten, den Accent, mit welchem die deutschen Schweizer

das Schriftdeutsche aussprechen, für den Schweizerdialekt halten, obschon zahlreiche Proben des letztern in Jeremias Gotthelf's Bauernromanen zu lesen waren. In der vorliegenden trefflichen Sammlung nun ist dies in noch reicherer Auswahl der Fall; dieselbe erfüllt den doppelten Zweck, die Ausländer mit den sprachlich so sehr interessanten Schweizerdialekten bekannt zu machen, und die deutschen Schweizer, welche in der Regel nur das Schriftdeutsch lesen und schreiben, so selten sie es auch sprechen, an die Lesung und Schreibung ihrer bei aller Rauheit gemüthlichen und „heimeligen" Mundarten, mehr als dies bisher geschah, zu gewöhnen.

Die Hefte der vorliegenden Sammlung, deren dieselbe etwa zwanzig zählen wird, sind schön ausgestattet und von bequemem Format und Umfang; ein jedes enthält voran Novellen, Erzählungen und Humoresken, darauf Gedichte und endlich Märchen und Sagen in dem Dialekt oder den Dialekten (denn deren gibt es oft mehrere) eines Cantons, und zwar nicht nur neue Beiträge, sondern auch ältere, bis in das vorige Jahrhundert zurück. Den Schluß jedes Heftchens bilden Notizen über die Verfasser, welche (das ist unsere einzige Rüge) bei einiger Erkundigung leicht hätten genauer und vollständiger ausfallen können. Die Hauptsache ist jedenfalls die wirklich ausgezeichnete Auswahl des Dargebotenen.

In dem Heft „Canton Aargau" werden gleich die ersten beiden Prosastücke in Deutschland interessiren: das eine, weil es eine Uebersetzung aus Fritz Reuter's „Olle Kamellen" in den aargauer Dialekt ist, und das andere, weil es die Erlebnisse eines aargauer Soldaten bei der schweizerischen Grenzbesetzung während des Deutsch-Französischen Kriegs 1870—71 mit unnachahmlicher Komik und Naivetät erzählt. Als Probe aus der poetischen Abtheilung und zugleich als Zeugniß von dem Umstande, daß die Dialekte nicht so schwer zu verstehen sind, wie man glauben könnte, geben wir folgende drei kleine Strophen (von Salomon Landolt):

I kennen es Chöpfli (Köpfchen)
wie's Rösli im Gold,
drum bin i dem Chindli (Kindchen)
vo Herzen au hold.

Es locket da Tube (an Tauben)
mit yfriger Müe;
so liecht i wär z'locke,
mir locket's doch nie.

Nüt (nichts) isch e so truurig
un nüt so betrübt,
als wenn sie der Chrutstock (Krautstock)
i's Rösli verliebt.

Wahre Perlen des Humors, der durch Thränen lächelt, sind in dem Heft „Aus dem Canton Basel" die beiden Erzählungen von Frau Hetzel „Em Aehnigroßbabbe si Baarabli" (des Urgroßvaters Regenschirm) und „De ledig Herr Meyer am Wienechtsobe" (Weihnachtsabend). Es wäre schade, etwas von ihrem Inhalt zu verrathen; man muß sie selbst lesen und wird nicht verfehlen, von diesen farbensatten kleinen Lebensbildern tief ergriffen zu sein. Eine hochtragische und erschütternde Wirkung üben die „Bekenntnisse einer alten Frau" von der Tochter des Meisters Jeremias Gotthelf. Eine hervorragende Zierde ist aber im Hefte „Canton Zürich" die Erzählung „Ein Wespenstich" von dem in weitern Kreisen bekannten Dialektdichter (und auch gewandten schriftdeutschen Erzähler) August Corrodi, der den Pinsel ebenso gut in Worten wie in Farben zu handhaben weiß; es ist eine Idylle, so zart und so wundersam aus dem Leben gegriffen, wie man dies selten findet. Auch die Sagen und Märchen sind werthvolle Beiträge, die jedem Sagenforscher ebenso willkommen sein werden, wie die übrigen Bestandtheile der Sammlung dem Volksfreunde und dem Freunde der Dichtung; es ist nur zu wünschen, daß die nachfolgenden Hefte den hohen Werth der bisherigen behalten mögen. Ein wol selbst für Schweizer nicht gut zu entbehrendes Wörterbuch wird der Sammlung beigegeben werden.

Otto Henne-Am Rhyn.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Es ist rühmend anzuerkennen, wenn kleinere Hofbühnen, ohne die Erfolge ernster Dramen an den größern abzuwarten, selbständig die Initiative mit der Aufführung derselben ergreifen. Dies Lob darf man besonders dem kunstsinnigen Intendanten des weimarischen Hoftheaters, Baron von Loën, nicht vorenthalten, der schon öfters die Werke begabter neuer Dichter zur Aufführung brachte, gegen welche sich andere Intendanzen spröde verhielten. Auch jetzt hat er Paul Heyse's „Alkibiades" in Weimar, allen andern Theatern voraus, zur Aufführung gebracht und zwar mit günstigem Erfolg, indem der anwesende Dichter mehrfach hervorgerufen wurde. Wir haben, als wir das „Neue Münchener Dichterbuch" besprachen, auch dieses Drama Heyse's eingehend kritisirt (Nr. 33 d. Bl. f. 1882); wir finden den Grundfehler der Dichtung darin, daß der Held desselben weder einen Zug geschichtlicher Größe noch einen wahrhaft genialen Zug hat, daß er im Grunde nur ein Weiberheld ist, und daß dadurch die ganze Dichtung einen etwas schwächlichen Ton erhält. Weit mehr als der Held interessiren die Frauengestalten, besonders der Charakter der Mandane.

— Am berliner Hoftheater ging die „Skaldenkunst" von Felix Dahn mit jenem Erfolg in Scene, den das Talent des Dichters verdient. Auch über dies Drama hat unsere Zeitschrift bereits eine eingehende Kritik gebracht (Nr. 30 d. Bl. f. 1882). Das Werk ist die Dramatisirung einer Ballade: es fehlt demselben an innerer Handlung und Entwickelung; es ist eigentlich nur eine dramatisirte Anekdote; aber die Dichtung enthält schöne lyrische Stellen und athmet im ganzen eine weihevolle Stimmung.

— Am Theater in Düsseldorf ist ein Drama des Prinzen Georg von Preußen: „Alexandros", mit gutem Erfolg in Scene gegangen. Aus den Berichten über die Aufführung kann man nicht ersehen, welches die eigentliche dramatische Pointe des

Werks ist, und ob dem Dichter die schwere Aufgabe gelang, an welcher Uechtritz und Märker scheiterten, den großen Welteroberer, einen Helden des Epos, in einen dramatischen Helden zu verwandeln.

— Der eigentliche Beherrscher unserer tragischen Bühne in dieser Saison ist Ernst von Wildenbruch. Die Theater sind einmal im Zuge mit seinen Stücken, nachdem in der vorigen Saison einige erste Hofbühnen mit der Aufführung derselben vorangingen: jetzt werden „Die Karolinger", „Harold", „Väter und Söhne", „Der Menonit" bald hier, bald dort gegeben. Ein Theater wählt sich dies Stück aus, das andere jenes. Am erfreulichsten ist, daß auch viele kleinere Bühnen durch die allgemeine Strömung in das Fahrwasser der Tragödie getrieben werden. Wildenbruch selbst, dessen ganze ältere Production auf einmal flott geworden ist, bleibt inzwischen nicht müßig; er hat bereits ein neues Schauspiel vollendet: „Opfer um Opfer", welches am hannoverschen Hoftheater gegeben wurde. Dies ist ein Stück in Prosa, welches im modernen Leben spielt: die Liebe zweier Schwestern zu einem Mann, die Entsagung einer jeden für die andere, sowie die Seelenkämpfe des Mannes, der eine falsche Wahl getroffen hat, bilden den Inhalt des Stücks. Wie es scheint, ist der Dichter nicht ganz so glücklich bei bürgerlichen Stoffen wie auf dem historischen Kothurn; man will in dem Stücke vieles unnatürlich und gewaltsam finden.

— In Leipzig haben „Die Kuckucks" von Rudolf Kneisel eine freundliche Aufnahme gefunden, ebenso das Lustspiel „Jungbrunnen" von Paul Lindau. Das erstere Stück hat einen komischen Grundgedanken; es geißelt die Reclame, als deren symbolischer Vogel der sich selbst ausrufende Kukuk erscheint. Gleichwol wird die Reclame als unerläßlich für das Talent hingestellt und gezeigt, wie ein älterer Maler dadurch, daß ein unternehmender junger Freund sich für den Künstler ausgibt, der seine Werke geschaffen, und sich mit großer Gewandtheit und Anstelligkeit als Genie selbst auszuspielen weiß, zuletzt die Ernte seines mit Hülfe des Sonnenscheins der Reclame großgewachsenen Ruhms einheimst. Vorher muß er natürlich oft genug seinen künstlerischen Trotz und Stolz bezwingen, der sich gegen den wohlgesinnten Usurpator seines Ruhms wendet. Das Stück hat gute Gedanken und einen oft sinnreichen Dialog, wenngleich die Erfindung etwas kühn erscheint. Der letzte Act ist zwar blos ein Nachspiel; aber er zeugt von dem graziösen Lustspieltalent des Verfassers. Lindau's „Jungbrunnen" erinnert an seinen „Erfolg": theatralische Zustände, um welche sich die Handlung dreht, ein sehr dürftiger und dünner Faden, einfach und ohne Schwung, aber ein feiner und pikanter Dialog und ein paar leichte komische Verwickelungen, besonders im zweiten Act. Freilich, eine so wirksame Scene, wie der dritte Act des „Erfolgs": die überraschende Wendung und Krönung des Dichters durch die Geliebte, fehlt in „Jungbrunnen"; gerade der Miserfolg der Künstlerin, die nach langen Jahren eines glücklichen Familienlebens zur Bühne zurückkehrt, um als Sprecherin eines Prologs mitzuwirken, macht um so mehr einen herabstimmenden Eindruck, als man berechtigt ist, das Gegentheil zu erwarten, und der Miserfolg unglaubwürdig und durch nichts motivirt ist; dagegen sind die Beziehungen der Handlung zur Fontana Trevi, über welche der Gelehrte, der Gatte der Künstlerin, eine Abhandlung schreiben soll, geistvoll ausgeführt.

— „Die Rantzau", ein Bauernschauspiel der Firma Erckmann-Chatrian, das am Théâtre français einen weit bessern Erfolg hatte als die „Corbeaux" von Becques, sind am wiener Stadttheater und hamburger Thaliatheater mit Beifall aufgeführt worden. Die Helden sind elsässer Bauern, zwei feindliche Väter und Brüder: das Ganze ist wiederum Romeo und Julie auf dem Dorfe. Doch soll das Stück nicht ganz so episch langweilig sein wie „Freund Fritz", sondern ein paar dramatisch frappante Scenen haben. Erckmann-Chatrian gehören zu den Dichtern, welche auf das deutsche Volk das ganze Füllhorn der erbärmlichsten Schmähungen ausgegossen haben: das hindert Theaterdirectoren und Publikum nicht, ihre Stücke aufzuführen und zu beklatschen; jedenfalls muß der deutsche Kosmopolitismus den Franzosen in einem eigenthümlichen Lichte erscheinen; dieser Gegensatz gegen den Chauvinismus geht doch nach der andern Seite zu weit. Daß man bei uns aber sogar französische Stücke gibt, die kein pariser Theater zu geben wagt, weil sie zu sehr misrathen sind; das hat das Victoria-Theater in Berlin bewiesen, welches ein Stück Victorien Sardou's: „Poudre d'or" („Goldsand"), zur Aufführung brachte, ein ganz crasses Sensations- und Bühneneffectstück, das der Dichter für nordamerikanische Theater geschrieben und das in Berlin, mit Hülfe einiger theatralischer Unfälle, ein als Lacherfolg wider Willen maskirtes Fiasco machte.

Berichtigung.

In Nr. 42, S. 666, Sp. 2, Zeile 15 von unten ist in dem Satze: „wie es Klaus Groth und manche andere nach ihm mit dem Senar gethan", statt Senar zu lesen: Blankvers.

Bibliographie.

Bernays, G., Schicksale des Großherzogthums Frankfurt und seiner Truppen. Eine kulturhistorische und militärische Studie aus der Zeit des Rheinbundes. Mit einer Karte von Spanien. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 10 M.

Herr von Bismarck und die Fortschrittspartei. Lose Blätter aus der Konfliktszeit. Eine Schrift für das Volk. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 1 M.

Brandt, H. v., Aus dem Leben des Generals der Infanterie z. D. Dr. H. v. Brandt. 3ter Thl.: Wirksamkeit in der Provinz Posen, in Berlin unter den Ministerien Auerswald und Pfuel; Kommando beim Prinzen Napoleon. 1848. 1857. Aus den Tagebüchern und Aufzeichnungen seines verstorbenen Vaters zusammengestellt. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 6 M.

Bund, L., Maßliebchen. Lied und Bild. Mit über 50 Illustrationen und einem farbigen Titelbilde von Allwine Schrödter. Iserlohn, Baedeker. 12. 3 M.

Bürger, H., Dramatische Werke. 3ter Thl.: Gabriele. Schauspiel. Berlin, Lassar. 8. 4 M.

Byron, Lord, Marino Faliero, Doge von Venedig. Geschichtliche Tragödie. Freie Uebersetzung von T. Preyer. Frankfurt a. M., Neumann. 1883. 4. 1 M. 50 Pf.

Dincklage, Emmy v., Aus zwei Welttheilen. Novellen. Lingen, Veldmann. 8. 2 M.

Ditfurth, M. Freih. v., Das kurhessische Leibgarde-Regiment. Eine geschichtliche Skizze. Mit einer colorirten Tafel. Aus Verfassers Nachlasse herausgegeben. Cassel, Klaunig. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Das Echo. Wochenschrift für Politik, Litteratur, Kunst und Wissenschaft. Red.: E. O. Hopp. 1ster Jahrg. September bis December 1882. 17 Nrn. Berlin, Schprer. Gr. 4. Vierteljährlich 2 M. 50 Pf.

Die Fortschritte der Urgeschichte. Nr. 7. 1881. Köln, Mayer. 8. 1 M. 80 Pf.

Jordan, A., Brandenburger in Turin. Ein Drama. Berlin, F. Luckhardt. 8. 1 M. 50 Pf.

Koglgruber, K., Köchin Regina oder: Die versalzene Suppe. Lustspiel für weibliche Vereine mit durchgehends weiblichen Rollen. Salzburg, Mittermüller. 8. 40 Pf.

Kretschmann, F., Die Altersversorgung der Arbeiter in Deutschland. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 M.

Laas, E., Kants Stellung in der Geschichte des Conflicts zwischen Glauben und Wissen. Eine Studie. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Lansdell, H., Durch Sibirien. Eine Reise vom Ural bis zum Stillen Ocean. Einzige, autorisirte deutsche Ausgabe. Nach der 2. Auflage aus dem Englischen von W. Müldener. Mit 43 Holzschnitt-Illustrationen und einer Karte in Farbendruck. 1ster Bd. Jena, Costenoble. Gr. 8. 8 M.

Leclair, A. v., Beiträge zu einer monistischen Erkenntnisstheorie. Breslau, Koebner. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Ludolff, M., Das Geschlecht der Reichenau. Novelle. Bonn, Hauptmann. Gr. 8. 4 M.

Münz, W., Die Grundlagen der Kant'schen Erkenntnißtheorie. Eine Einführung in die Kritik der reinen Vernunft. Breslau, Koebner. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Rothfeld, S., Affaire Thorn-Thilo. Trauerspiel. Wien, Wallishausser. 12. 2 M.

Shakespeare-Galerie. 36 Blätter in Stahlstich. Gezeichnet von M. Adamo, H. Hofmann, H. Makart, F. Pecht, F. Schwoerer, A. und H. Spiess. Mit erläuterndem Text von F. Pecht. 2te Aufl. (In 12 Lief.) 1ste Lief. Leipzig, Brockhaus. 4. 4 M.

Tenger, Mariam, Tischler Feldmann. Roman. Berlin, F. Luckhardt 8. 5 M.

Anzeigen.

Verlag von J. Guttentag (D. Collin) in Berlin und Leipzig.

(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

Soeben erschien:

Gesammelte Erzählungen

von

Magdalene Thoresen.

Frei nach dem Norwegischen

von

Walter Reinmar.

Fünfter Band:

Bilder von der Westküste Norwegens.

8. 3 M., elegant gebunden 3 M. 50 Pf.

Früher erschien:

Erster Band: Dorfgeschichten aus Norwegen. 8. 4 M. 50 Pf., elegant gebunden 5 M. — Zweiter Band: Inga, die Sonne des Siljethals. 8. 4 M. 50 Pf., elegant gebunden 5 M. — Dritter Band: Der Student. — Skizzen. 8. 4 M. 50 Pf., elegant gebunden 5 M. — Vierter Band: Signe. 8. 4 M. 50 Pf., elegant gebunden 5 M.

Jeder Band wird einzeln verkauft und ist auch unter Separattitel zu haben.

Magdalene Thoresen ist die erste lebende Dichterin des skandinavischen Nordens. In ihren Erzählungen ist die großartige Natur Norwegens und der Charakter des norwegischen Volks so getreu gezeichnet, daß sich denselben nichts Aehnliches an die Seite stellen läßt, selbst nicht die berühmten Bauernnovellen Björnstjerne Björnson's. Magdalene Thoresen's Erzählungen haben den großen Vorzug, daß sie von dem Hauche einer tiefen, innigen Poesie beseelt und durchgeistigt sind. Diese Meisterwerke der Erzählungskunst sollten in keiner Familienbibliothek fehlen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Jagd auf reißende Thiere in Britisch-Indien.

Von

August Schmid, K. Großbrit. Colonel a. D.

Mit 12 Abbildungen in Lichtdruck nach Zeichnungen von Franz Schlegel.

8. Geh. 5 M. 50 Pf. Geb. 7 M.

Ein passionirter Jäger, der eine Reihe von Jahren in Bengalen sich aufgehalten und dort eifrig reißende Thiere, namentlich Tiger gejagt hat, schildert hier deutschen Jägern und Jagdfreunden, was er dabei erlebt und erfahren. Obwol jede sensationelle Ausschmückung vermieden ist, wird durch diese spannenden Schilderungen die Phantasie des Lesers in hohem Grade gefesselt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Farsena,

oder

der vollkommene Baumeister.

Enthaltend:

die Geschichte und Entstehung des Freimaurerordens und die verschiedenen Meinungen darüber, was er in unsern Zeiten sein könnte; was eine Loge ist; die Oeffnung und Schließung derselben; die Art der Aufnahme in den ersten und die Beförderung in den zweiten und dritten der St.-Johannisgrade sowie in die höhern Schottengrade und zum Andreasritter.

Treu und wahr niedergeschrieben

von einem wahren und vollkommenen Bruder Freimaurer.

Zehnte Auflage.

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Das Erscheinen einer zehnten Auflage dieses inhaltreichen Buchs zeugt von der dauernden Beliebtheit, deren es sich in weiten Kreisen des Publikums zu erfreuen hat.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega.

Mit einem historischen Rückblick auf frühere Reisen längs der Nordküste der Alten Welt.

Von

Adolf Erik Freiherrn von Nordenskiöld.

Zwei Bände.

Mit 2 Porträts in Stahlstich, 500 Abbildungen in Holzschnitt und 19 Karten.

8. Geh. 22 M. Eleg. geb. 26 M.

(Auch in 22 Lieferungen à 1 Mark nach und nach zu beziehen.)

Wie Nordenskiöld's Entdeckung und Durchsegelung der Nordostpassage als eine geographische That von eminenter Wichtigkeit die Bewunderung der ganzen gebildeten Welt erregt hat, so fand auch das Werk, in welchem er selbst über seine denkwürdige Fahrt in mustergültiger Darstellung Bericht erstattet, schon während des Erscheinens in Lieferungen die günstigste Aufnahme und ungewöhnliche Verbreitung. Dasselbe liegt nun in zwei reich illustrirten Bänden abgeschlossen vor, für jede Haus-, Schul- und Volksbibliothek eine Zierde von bleibendem Werth.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

La Gerusalemme liberata

di

Torquato Tasso.

Riveduta nel testo e corredata di note critiche ed illustrative, e di varianti e riscontri colla conquistata

per cura di

G. A. Scartazzini.

Seconda edizione intieramente rifatta.

8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

LITERARISCHE REVUE Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 45. — 9. November 1882.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Die sympathischen Personen im Drama. Von Rudolf von Gottschall. — Neueste deutsche Romane. Von J. J. Honegger. — Zur historischen Literatur. (Beschluß.) — Franz Dingelstedt. Von Robert Waldmüller. — Feuilleton. (Aus der Schriftstellerwelt; Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Die sympathischen Personen im Drama.

Der brüske Südländer Emile Zola hat mit seinem Talent für eine Situationsmalerei, die nihil humanum a se alienum putat, große Erfolge errungen, aber nicht minder Angriffe der Kritik erfahren, die seinem autokratischen Naturell sehr unwillkommen sind. Er glaubt dieselben am besten zurückzuschlagen, wenn er sich ein niet- und nagelfestes System zurechtmacht, in welchem natürlich seine Fehler als ebenso viele Tugenden eingelöthet sind. Es ist ja bekannt, daß viele Künstler, wenn sie zu theoretisiren anfangen, die Schranken ihres Talentes zu ästhetischen Regeln und Nothwendigkeiten erheben. Wenn Heine vom deutschen Professor singt, daß er mit seinen Nachtmützen und Schlafrockfetzen die Lücken des Weltenbaues stopfe, so verstopfen jene mit ähnlichen doctrinären Lappen aus irgendeiner Trödelbude der Aesthetik die Lücken ihrer künstlerischen Bauten. Ueber den ebenso einseitigen wie crassen Naturalismus des Zola'schen Systems haben wir uns schon mehrfach ausgesprochen: heute wollen wir ein ästhetisches Axiom Zola's etwas näher beleuchten, welches sogar die Aufmerksamkeit der „Revue des deux Mondes" in hohem Maße erregt hat, sodaß einer ihrer Mitarbeiter demselben einen eingehenden Essay widmet.

In einer Kritik von Augier's Dramen tadelt Zola die Schablonenfiguren des Dichters: „Immer findet man in seinen Stücken die junge, unschuldige und sehr reiche Tochter, die sich nicht verheirathen will, weil sie darüber empört ist, um ihres Geldes willen geheirathet zu werden. Die jungen Leute sind gleichmäßig Helden der Liebe und der Loyalität, die außer sich gerathen, wenn sie erfahren, daß ihre Väter in wenig gewissenhafter Weise zu ihrem Vermögen gekommen sind; kurz, «die sympathische Persönlichkeit» triumphirt: ich verstehe darunter den idealen Typus der guten und edeln Gefühle, immer in dieselbe Form gegossen, ein wahres Symbol einer heilig gesprochenen Persönlichkeit, die außerhalb jeder wahren Beobachtung steht. Da ist der Commandant Guerin, dies Muster eines Soldaten, dessen Uniform den Knoten lösen hilft. Da ist der Sohn Giboyer's, dieser Erzengel von Zartgefühl, der Sohn eines durch und durch verderbten Menschen; da ist Giboyer selbst, so zärtlich in seiner Niederträchtigkeit; da ist Heinrich, der Sohn Charrico's in den «Effrontés», welcher, nachdem sein Vater in einem zweideutigen Geschäft Gaunerei getrieben hat, für ihn eintritt und ihn dazu bringt, die Leute, die er betrogen hat, zu entschädigen. Das ist alles sehr schön, sehr rührend, nur sehr fragwürdig in Bezug auf menschliche Wahrheit. Die Natur geht weder so weit im Guten noch im Bösen."

Das ist die classische Stelle Zola's, welche den Commentar der „Revue des deux Mondes" herausfordert. Den nächsten Anlaß zu demselben gab dem Verfasser, F. Bonnetière, das Lustspiel von Henri Becque: „Les Corbeaux", das am Théâtre français einen sehr angefochtenen Erfolg davontrug. Die Kritik gab dem Autor schuld, die Zola'sche Theorie in Scene gesetzt und möglichst unsympathische Personen zu Trägern der Handlung gemacht zu haben. Dies ist indeß nur zum Theil der Fall; denn wenn das Stück auch sonst als ein lambeau des menschlichen Lebens mit einem verletzend brüsken Abschluß, wie er wol im Leben vorkommen mag, in einem Kunstwerk aber widerwärtig berührt, den neuen Doctrinen Gefolgschaft leistet, so sind doch die Witwe und ihre Tochter keineswegs unsympathische Persönlichkeiten; nur „die Raben" sind es, welche die arme Witwe plündern.

Bonnetière tritt nun gegenüber den Neuerern für die sympathische Person ein; er wendet sich überhaupt gegen den Sturm auf die Conventionen, auf das Ueberlieferte;

diese enthielten oft Nothwendiges, was aus der Natur der Dinge hervorgehe. Treffend ist auch der Hinweis Bonnetière's, daß ja nicht erst seit gestern die Autoren sympathische Personen auf die Bühne bringen oder in Romanen auftreten lassen. Im Gegentheil, erst seit gestern bestrebt man sich, sie daraus zu entfernen. Um sich die Aufgabe zu erleichtern, haben die Naturalisten mit vielem Geschick unternommen, ihre Sache zur Sache des Scribe'schen Lustspiels zu machen. Man sollte doch Scribe endlich einmal ruhig in seinem Grabe schlafen lassen, oder man wird uns zuletzt glauben machen, dieser Todte fahre fort zu leben, weil man ihn alle Tage von neuem todtschlagen muß. Die Thatsache ist, daß es sympathische Personen gibt in der Epopöe Homer's und in den Tragödien von Sophokles; sie fehlen nicht in dem „Ramayâna" des Valmiki und in dem „Pi-pa-ki" des Kao-Tong-Kia: ja selbst nicht in den Dramen von Victor Hugo und den Romanen von Balzac. „Die sympathischen Personen", sagt der Verfasser des Essay weiterhin, „sind diejenigen, deren Glück oder Unglück uns wie ein eigenes Schicksal zu Herzen geht. Der Rodrigo des Corneille und die Alceste Molière's sind sympathische Persönlichkeiten, ebenso der Gil Blas des Lesage und der Figaro des Beaumarchais, die Indiana, die Valentine, die Lelia der George Sand, die Manon Lescaut des Abbé Prévost, der Arsène Guillot von Prosper Mévimée, die Marguerite Gautier von Dumas. Man sieht daraus sogleich, daß, um sympathisch zu sein, man nicht gerade tugendhaft zu sein braucht. Ja, wenn man bei einigen dieser Personen von Unmoralität sprach, so geschah es gerade deshalb, weil, so lasterhaft und verderbt sie auch sein mochten, sie uns deshalb nichtsdestoweniger sympathisch bleiben." Umgekehrt sind die tugendhaften Personen, wie sie in den „schlechten guten Büchern, z. B. in Sir Charles Grandison erscheinen, uns oft wenig sympathisch". Der Eindruck, den solche Personen auf unser Gemüth, unser Empfindungsvermögen machen, läßt sie uns eben als sympathisch erscheinen. Auf solchen Eindrücken beruht aber alle Wirkung der Kunst, und der Naturalismus kehrt sich im blinden Ansturm gegen ihre Grundfesten.

So berechtigt die Auseinandersetzungen Bonnetière's sind, so treffen sie doch nicht ganz die Meinung Zola's, die am klarsten hervortritt in der Stelle seines Aufsatzes, wo er von den Täuschungen spricht, welche die Sympathie des Publikums oft erfährt, sodaß es seine Gunst an einen Schatten, ein Phantom der sympathischen Persönlichkeit verschwendet. Zu solchen Phantomen rechnet er die liebenswürdigen, aber unbedeutenden ingénues des Scribe'schen Lustspiels und den braven, aber lächerlichen Kapitän in den Melodramen der Boulevards; „die Mutter, der man das Kind geraubt, der Vater, dessen Tochter entehrt worden, die verführte Arbeiterin, der getäuschte Ehegatte, die verrathene Gattin, der natürliche Sohn: das sind Personen, die man gewöhnlich sympathisch findet, und mit denen das Drama noch alle Tage Misbrauch treibt".

In der That, das ist die berechtigte Seite in den Angriffen Zola's: die Erregung von Sympathien durch wohlfeile Großmuth und Edelmuth, wie man dies ja schon den Dramen Iffland's und Kotzebue's zum Vorwurf machte, ist eine tadelnswerthe Ausbeutung der Empfänglichkeit des Publikums. Und wie man auch die französische neuere Comédie rühmen mag, das Typische, Schablonenhafte ist in ihr mehr zu Hause als bei uns in Deutschland, also auch die nach der Schablone geschnittenen edeln Charaktere. Neuerdings hat man zwar bei uns jene Scribe'schen und Sardou'schen ingénues auch in unsern Salonstücken eingebürgert, und die sehen sich alle zum Verwechseln ähnlich mit ihrer stereotypen Niedlichkeit und ihren puppenhaften Geberden. Doch Zola geht weiter: er leugnet überhaupt allen Edelmuth der menschlichen Natur und sieht in der poetischen Spiegelung derselben nur eine Schönfärberei. Je crasser unsympathisch, desto lebenswahrer: das ist seine Theorie und danach sind seine Romane verfaßt, in denen der Realismus die häßlichsten Gesichter schneidet. Die allgemeine Nichtswürdigkeit und Niederträchtigkeit ist sein ästhetisches Ideal . . . und deshalb verirrt sich sein markiges Talent weitab von den Grenzlinien der Schönheit.

Unsere trivialen deutschen Lustspielfiguren sind allerdings dem großen Publikum sympathisch: der gemüthliche Philister und Pantoffelheld, gelegentlich über die Schnur schlagend, die würdige Matrone, das schüchterne Mädchen, der renommistische Geck und viele andere; doch ein Abglanz unserer reichen humoristischen Poesie fällt auch auf die neue Bühne: die Bauernfeld'schen Lebemänner haben, so leichtfertig sie sind, eine humoristische Ader, und selbst die Veilchenfresser und die Reif-Reiflingen sind nicht nach der Schablone gezeichnete Figuren, es ist ihre frische Lebenslust, was uns sympathisch berührt.

Für die Tragödie aber gilt, daß nur solche Charaktere und Situationen unsere Sympathie errege, denen wir volles Verständniß entgegenbringen: es gehört dazu die Gleichartigkeit des Empfindens; declamirende Römerhelden im Stile des alten Brutus werden uns unsympathisch sein, ebenso die paradoxen Helden der kraftgenialischen Schule: ein Holofernes, ein Bertram, ein Ezel u. a. Dem „Erbförster" folgen wir nicht mit Antheil in die crasse Tragik seiner Geschicke, weil wir für einen Helden, der nicht so viel Menschenverstand hat, wie ein bonus ac diligens paterfamilias haben muß, keine Theilnahme empfinden. Unsympathisch ist uns die Klara in Hebbel's „Maria Magdalena", weil uns eine Hingebung aus so niederer Berechnung abstößt und diese Berechnung überdies von sehr schwacher Einsicht zeugt. Sympathisch aber werden uns alle Helden sein, welche nach Zielen streben, die auch uns vorleuchten, bei denen Schwächen und Vorzüge des Charakters sich in liebenswürdiger Weise mischen, die einen Abglanz von dem Humor und Geist tragen, der ihrem Schöpfer eigen ist: solcher sympathischer Gestalten kann das Drama nicht entbehren, trotz aller Angriffe des Naturalismus.

Rudolf von Gottschall.

Neueste deutsche Romane.

1. Deutsch und Slawisch. Roman von Lucian Herbert. Breslau, Schottländer. 1882. 8. 3 M. 50 Pf.
2. Wera Paulowna oder die Entscheidung im Schipkapaß von A. von Lilieneron. Hildburghausen, Gadow u. Sohn. 1882. 8. 3 M.
3. Ein Vierteljahrhundert. Roman von B. Young. Zwei Bände. Breslau, Schottländer. 1882. 8. 8 M.
4. Das Gold des Orion. Roman von G. Rosenthal-Bonin. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1882. 8. 5 M.
5. Fabian und Sebastian. Eine Erzählung von Wilhelm Raabe. Braunschweig, Westermann. 1882. 8. 5 M.
6. Das Spukehaus. Komischer Roman von A. von Winterfeld. Vier Bände. Jena, Costenoble. 1882. 8. 10 M.

Sechs Romane, darunter: zwei Tendenzromane aus dem unmittelbaren Leben der Gegenwart, jedoch mit sehr weit auseinandergehenden Strebungen; zwei mit großer Handlung ausgestattete Effectstücke sehr complicirten Baues; in ganz anderer Tonart ein humoristisches Lebensbild mit feiner Schattirung und ein rein komisches in gewohnten derben Strichen. Die Mehrzahl ist von bestreitbarem Werth. Neben vier weniger bekannten, zum Theil mir ganz neuen Autorennamen sind es zwei zum Schluß, die zu unsern langjährigen Vertrauten zählen.

Die reine Tendenzgeschichte führt uns der Roman „Deutsch und Slawisch" von Lucian Herbert (Nr. 1) vor; das spricht sich deutlich schon in dem Doppelwort auf dem Titel aus. Also der Widerstreit der beiden so grundverschiedenen Nationalstämme soll gezeichnet werden; darum führt uns der Autor eine Gegend vor, wo sie sich unmittelbar berühren und reiben. Das deutsche Kleinstädtchen Klingenberg stößt hart an eine Reihe slawischer Ortschaften; etwas von diesem Element ist auch schon in seine eigenen Straßen eingedrungen. Die Frage ist sonach: welcher von den zwei Nationalfactoren bleibt Sieger?

Die Geschichte eröffnet sich mit einem Spektakelstück, nämlich einem mit viel Lärm und Effect in Scene gesetzten Meeting, welches die Slawen auf deutschen Boden herüberzuspielen verstanden haben, unmittelbar vor die Thore des Städtchens.

Das fundamentale Wesen dieses Romans liegt in zwei Dingen, von denen das eine ihm zum Vorzug, das andere zum Nachtheil gereicht. Und zwar besteht der Vorzug in der Charakteristik der Personen. Die gesunde und energische Großmutter auf dem reichen und stattlichen Meierhof mit den drei so sehr verschiedenen Enkeln: dem hartnäckig ins Slawenthum versessenen und als dessen Führer sich gerirenden großsprecherischen und nicht wenig komödiantenhaften Ferda, einem ungeschlachten Gesellen; dem vorzüglichen Techniker und Fabrikdirector Loisel (Alois), dem Liebling der Alten, der etwas unbestimmt zwischen den streitenden Parteien steht; dem gut deutsch gebildeten und auch so gesinnten Dr. med. Hermann — es ist eine in charakteristisch interessanten Zügen ausgeprägte Familie. Der in Klingenberg wohnhafte slawische Jude und Krämer Levy Paprika, der unter der Hand mit Ferda's Geld Wuchergeschäfte macht; dazu sein Brudersohn Samuel Wildenschwert, den wir nach einer ziemlich miserabeln und auch nicht ganz saubern Jugendgeschichte mit dem Bündelchen seiner Siebensachen auf der Straße auflesen, dann in Prag auf sehr kurze Zeit als Börsenschwindler agiren sehen, der sich Equipage und Tänzerin beilegt, zum guten Finale aber, nach dem großen Krach, wieder in folgender nobeln Situation treffen:

Vierzehn Tage später (nämlich nach der dem Onkel vorgespielten Herrlichkeit) steht Samuel vor Paprika's Laden in Klingenberg und macht ein Jammergesicht. „Wie kommst du daher?" schreit ihn Paprika, Unheil ahnend, an. „Was ist geschehen?" — „Ach, der große Krach!" wehklagt Samuel. „Alles ist hin; ich sollte vorgestern übernehmen und bin ausgeblieben. Böhmische und Baubank, Prager und Böhmischer Bankverein — alles ist in diesem Augenblick nichts werth; es ist eine Baisse, wie sie noch kein Mensch erlebt hat. Weh geschrien! Die Hedwig hat wenigstens ihre Beine, die tragen ihr monatlich zwanzig Gulden; und dann hat sie den Schmuck und die Einrichtung, die ich ihr hab' gekauft; und ein kleines Wildenschwertchen hat sie noch dazu: — aber ich, was hab' ich? Ich kann gehen schnoren." — „Unglücksjunge!" jammerte Paprika.

Das deutsche Fabrikantenhaus Wollheim, der sorgende Vater und die rastlos thätige feine Tochter Julie; das große Geschäft erst auf schwankenden Füßen und finanzieller Krisis nahe, dann aber mit Hülfe von Loisel's Treue und Talent und Geld rasch zur Festigkeit und Blüte aufsteigend. Der schmächtige, neidische und etwas krötenartige Bezirkssecretär Victor Strakosch, natürlich ein mitbrüllender eingefleischter Slawe. Die stehende Gesellschaft im Saale des Hauptgasthofs „Zum Römischen Kaiser", mit folgenden, bestimmt abgegrenzten Gruppen, aus denen je einzelne Hauptführer und Sprecher hervorragen: die herrschaftlich gräflichen Beamten vom nahen Schloß, die sich die vornehmsten dünken; die kaiserlichen, d. i. Staatsbeamten mit geringerm Gehalt; die Kleinen, allerlei Volk an seinem besondern Tisch; endlich das dominirende Häuflein der Pensionäre des Hauses, ein kunterbuntes Pêlemêle von meist ausgedienten Leuten. Das reiche gräfliche Herrenhaus von Klingenberg mit seinen verschiedenartigen Gestalten: da ist der sterbende alte Graf, umgeben von der feinen Tochter Bibiana, die aber den obengenannten Mediciner, einen Bürgerlichen, liebt; von zwei Enkeln, welche wegen ihrer Erbansprüche erst zweifelhaft zueinander stehen, sich dann aber nobel aussöhnen und vertragen; von einem spionirenden und intriguirenden Gesinde, an der Spitze der Schloßkaplan und der Hofmeister des einen jungen Grafen. Sie sind verschmitzte Leute, diese Schloßherrlichen, deren ganzes Sinnen und Trachten auf das reiche Erbe gerichtet ist, zum Theil im pfäffischen Interesse, zum Theil im nationalen — eben deutsch oder slawisch —, nicht zum mindesten aber im rein persönlichen. Wir lachen schließlich, als alle die schlau gesponnenen Machinationen dieser Sippe ins Wasser fallen, weil

die drei erbbetheiligten Personen ohne jede Rücksicht auf fremde Einflüsterungen klar und nett unter sich einig werden. Da ist ferner der neunzigjährige Uhrmacher Dobruschka, der früher lange Zeit als Komödiant in der Welt herumgezogen ist, zu guter letzt als Figurant von der slawischen Propaganda und zugleich als Denunciant in der gräflichen Erbschaftsgeschichte benutzt wird; neben ihm sein buckliger siebzigjähriger Bube, den der energische Alte noch hübsch straff unter dem Daumen hält; der auf seinem modern comfortabeln Herrensitz prunkende Rentier Garsten, als gefürchteter Wucherer zu großem Vermögen gekommen, doch trotz seines Reichthums bei den Deutschen verachtet, was ihn den Slawen, die seinen Ehrgeiz kitzeln und sein Geld brauchen, in die Arme treibt. Anderer Art ist seine zarte Tochter Karoline, verwandten Wesens mit Julie Wollheim. Endlich im Gegensatze zu Garsten der einstige reiche Großhändler Mauermann, in schwerer Geschäftskrise verunglückt und nun Eisenbahnkassirer; auch jetzt noch wegen der Noblesse seines Wesens, die sich beim Falle des Hauses nicht verleugnete, ebenso hoch geehrt wie in den Zeiten des Glanzes; dazu der ebenbürtige Sohn, welcher geachteter Kapellmeister wird und die Hand der reichen Fabrikantentochter gewinnt.

Das ist der Kreis der für unsere Geschichte bedeutenden Personen, ein reicher und bunter Kreis. Und sie sind alle an ihrem Platze und in ihrer Art gelungene Charaktere, gerade der Aufgabe gerecht, die ihnen geworden; einfach, sicher, klar, selbst mit realistischer Treue entworfen, ohne viele Worte durch das geltend, was sie thun und sind. Ich will es dem Autor sehr zum Verdienst anrechnen, daß er uns gründlich mit all den Personenmalereien verschont, die à tout prix schöne Frauen und edle Männer darstellen sollen, was allgemach recht abstoßend wirkt.

Das ist die eine Seite des Buchs. Nun die andere, die Handlung nämlich; und da liegt die Schwäche. Ein paar recht lächerlich inscenirte Festversammlungen, Wahlumtriebe, Erbschaftsintriguen und Heirathsfragen — das ist so ziemlich die ganze Handlung, und sie läuft etwas matt aus. Im Grunde ist's überhaupt weit weniger Handlung, als eine Reihe aneinander gereihter Bilder und Scenen, sei's größern Stils, sei's von der Art kleiner Genrebilder.

Wir wenden uns zu dem Roman „Wera Paulowna" von A. von Liliencron (Nr. 2). Engel und Teufel zu zeichnen, ist nicht eben besondere Kunst, das Recept dazu ziemlich einfach. Man taucht den Griffel möglichst tief in die rosenrothe und die pechschwarze Tinte und malt in einem consequenten Strich. Etwas ganz anderes ist's, den Menschen, sein Herz und sein Schicksal in den tausendfachen Variationen und Schwankungen und Mischungen, denen er unterliegt, richtig aufzugreifen und das nuancirte Bild klar und wahr wiederzugeben. Seit Jahren ist mir der Unterschied nie schärfer vor Augen getreten, als indem ich das Liliencron'sche Buch vor mir liegen habe.

Wie schon der Titel zeigt, stehen wir im letzten türkisch-russischen Kriege. Der Angelpunkt ist die Befreiung Bulgariens vom Türkenjoch, die gesammte Auffassung die eines geweihten Freiheits- und Glaubenskriegs. Ob das politische Schlußresultat des hartnäckigen Kampfes den schrankenlos aufflammenden Enthusiasmus werth ist, der da vom ersten bis zum letzten Worte durchbricht, das ist mir heute noch im höchsten Grade zweifelhaft. Ob ferner der Zusatztitel: „oder die Entscheidung im Schipkapaß", erlaubt ist, wenn wir wahrnehmen, daß etwa drei Viertel des Buchs ablaufen, ehe wir ein Wort von dem berühmt gewordenen Passe hören; ob gerechtfertigt deshalb, weil allerdings das endliche Lebensschicksal der zwei Hauptpersonen sich an jene kriegerischen Ereignisse knüpft: auch das ist fraglich. Ich will übrigens nicht über diese Specialitäten mit der Verfasserin rechten; die entscheidenden Fragen liegen anderswo.

Das zweite Hauptelement neben dem Nationalkrieg ist der russische Nihilismus, der uns hier in den scheußlichsten Formen und Tendenzen vor die Augen gerückt wird.

Ort der Handlung: zum Theil Baden-Baden, zum Theil der Kriegsschauplatz am Balkan.

Die handelnden Personen — Engel und Teufel, wahrhaftig! Diese junge russische Gräfin Wera Paulowna Rostotschin, ihr Vetter und getreuer Jugendgenosse Graf Iwan, ihr Geliebter, der bulgarische Fürst Urbinoff, die Professorstochter Marie Brenno: es ist an die vier Personen ein solcher Aufwand verschwendet von Großherzigkeit und Vaterlandsliebe, von übermenschlicher Hingebung und Opferfreudigkeit, von Heldenmuth im Schlagen und wol mehr noch im Tragen; es sind so verfeinerte, so über alle Menschenschwäche und selbst über das unausweichliche Menschenleid hinausgehobene Gestalten, daß wir aus Bewunderung, Staunen, aber auch Kopfschütteln nicht herauskommen. Es fehlt weiter nichts, als daß sie vor unsern Augen auf den rosenrothen oder himmelblauen Flügeln in den Himmel hinauf entführt werden; und die allerfeinste von ihnen, die leidende und segenspendende Marie, hat wirklich allen Erdenstaub von sich abgeworfen und will uns jeden Augenblick unter den Händen entschweben. Es ließe sich viel sagen, ein ganzes Kapitel schreiben über oder vielmehr gegen die Berechtigung solcher Personenbilder; nur wiederholt sich hier der Eindruck, den ich jedesmal empfinde, wenn ich veranlaßt bin, über Klopstock's „Messiade" zu sprechen: der Mensch wandelt nicht ungestraft in jenen himmlischen Höhen; der Mensch überhaupt und der Künstler, der schaffen will, insbesondere nicht; der Athem geht uns da bald genug aus.

Und nun der Revers. Es ist der leibhaftige Teufel in dem rothen Nihilisten Trotschuky, die diabolisch berechnete Verführungskunst im Interesse der schwarzen Parteipläne; gegen die einmal Gefangenen oder Bethörten eine Leib und Seele mordende Tyrannei; der Mord sowol in gewöhnlicher, roh offener Form wie in hinterlistig schleichender; die Vergewaltigung des Weibes unter Androhungen, die Schlimmeres als den Tod verkünden; der

nackte Vaterlandsverrath; kurz, der rothe Teufel fährt ebenso direct in die Hölle herunter, wie jene Engelsgestalten in den Himmel hinauf. Das einzige Erträgliche oder Menschliche an ihm ist, daß er kurz vor seinem rasch und schrecklich erfolgenden Tod einigemal wider Willen sich erschüttern läßt, daß tief im Hintergrunde seiner schwarzen Seele doch der Gedanke eines vergeltenden Gottes aufdämmert.

Mittelgestalten, wirkliche Menschen sind: der alte russische Graf, Wera's Vater; er ist der vollständige Lebe- und Genußmensch, leichtsinnig, nüchtern, ohne Ideal und Begeisterung, bis er sich aus lauter Ruhesucht und Bequemlichkeit durch die Nihilisten aussaugen und misbrauchen läßt, was eine schwer läuternde Prüfung über sein Leben bringt; der litauische Gutsbesitzer Niklas Skoby, der in die Hände der furchtbaren Partei gefallen, durch unseligen Eid an sie gekettet ist; als er sich, durch die Liebe bekehrt und gereinigt, von ihr abwendet und im letzten Augenblick einen Meuchelmord, zu dessen gezwungenem Werkzeuge sie ihn gemacht, heldenmüthig vereitelt, fällt er durch den Dolch des teuflisch berechnenden Genossen.

Wir glauben's der Verfasserin, daß sie jene so oft als Gebet und Mahnung ausgesprochene Weltanschauung ernst nimmt, wonach eine vergeltende Gottheit, den Bösen fällend und den Guten rettend, gerade in den entscheidenden Augenblicken vom Himmel heruntergreift. Aber ebenso sicher ist, daß ihr Roman keinen Leser, der nicht schon auf dem gleichen Boden der Weltanschauung steht, zum Adepten dieser Lehre machen wird, gerade weil er die göttliche Einwirkung in zu schreienden Formen unvermittelt als Wunderkraft eingreifen läßt. Alle Achtung vor dem Sinnen und Denken eines in Gott zufriedenen Herzens; aber das allein macht nicht immer den Schriftsteller von Bedeutung. Der literarisch-poetische Werth des vorliegenden Romans ist gering, und die Lebenswahrheit, die allein ihm Halt geben könnte, geht ihm vollends ab.

In dem Roman „Ein Vierteljahrhundert" von B. Young (Nr. 3) spinnen sich folgende Lebensläufe ab. Hauptgestalt ist wol der Kaufmann Bärendorf. Die Erzählung wird damit eröffnet, daß der junge Ehemann, von einer kleinen Geschäftsreise heimkehrend, ein neugeborenes Mädchen in der Wiege, aber sein angebetetes Weib todt findet. Außer sich vor Schmerz, verwünscht er das unschuldige Geschöpf, welches der Mutter das Leben gekostet, nimmt den einige Jahre ältern Knaben an die Hand und stürzt fort, um Haus und Stadt nie mehr zu betreten. Er weilt an verschiedenen Orten, verliert, wie er wenigstens meint und wie berichtet wird, auf schreckliche Weise sein geliebtes Söhnchen und ist von da an vollends ein ruheloser Ahasver. Wir sehen ihn zunächst lange Jahre in Amerika, äußerlich vom Glück begünstigt und Wohlstand gewinnend. Auch die Liebe eines feinen und reichen Mädchens hat sich ihm zugewendet; sein Herz aber spricht nicht, es bleibt abgestorben, und er ist redlich genug, das ungesuchte Glück zurückzuweisen. Als er wieder auftritt, ist er im Heimatland; er kommt mit den Olbrichs, denen er einst das kleine verstoßene Mädchen zurückgelassen, in Verbindung — zum Glück, denn das Schwerste klärt und hellt sich jetzt auch ihm auf. Er gewinnt in dem herrlich entfalteten Heinrich seinen geretteten Sohn wieder; der in der Wiege von ihm verleugneten Tochter Rosa wagt er nicht als Vater entgegenzukommen, um nicht die Seelenruhe des feinfühligen Wesens durch die so überraschende Entdeckung zu trüben; dafür wird ihm unerwartet und unverhofft in Cylla eine herrliche Gattin, der leuchtende Stern am abendlichen Himmel eines Lebens, über welches die mächtigsten Stürme hinweggebraust sind, ohne es zu brechen. Es ist Kern und Mark in dieser Gestalt.

Sein Sohn Heinrich wird infolge Adoption aufgeführt als Baron von Saldern. In Stuhlweißenburg, wo der sonst nie von ihm sich trennende Vater ihn für einige Tage bei guten Bekannten gelassen, dem Verbrennen nahe, fast wunderbar gerettet, hat er aus Entsetzen die Sprache verloren; sie wird ihm später ebenfalls durch einen Schreck wiedergegeben, als nämlich im Garten der Baronin der Kiosk, in welchem er mit seiner jungen Lebensretterin Cylla spielt, durch den Blitz entzündet niederbrennt. Unter Leitung der trefflichen Baronin, die ihm im wahrsten Sinne des Wortes Mutter ist, wird er ein tüchtiger Mann. Durch Misverständniß bringt er vorübergehendes Leid in die Familie Olbrich; doch klärt sich alles ab, und er wird glücklicher Gatte der innig ihn liebenden zweiten Tochter des Hauses.

Bärendorf's verwaist zurückgelassene Tochter wird als Rosa Olbrich vorgeführt, weil sie dieser Familie vollständig angehört. Eine herrliche Gestalt und nicht minder feine Seele, wird sie die glückliche Braut des Architekten Erhard; doch ist ihr bestimmt, daß noch ein tiefes Leid über ihre Seele zieht. Als nämlich Heinrich von Saldern in ihre Nähe kommt, fühlen sich die beiden wunderbar angezogen; das Blut spricht, sie sind ja Geschwister, freilich ohne daß sie oder irgendjemand es weiß. Der Verlobte, der zu einem vertraulichen tête-à-tête der beiden kommt, faßt unüberwindliches Mistrauen und reist nach schroffer schriftlicher Erklärung ab.

Rosa wird todkrank; Felix reibt sich in innerer Verzweiflung auf, später in Selbstanklagen, als ihm der verhängnißvolle Irrthum klar wird. Da löst sich, nachdem Rosa an einem ganz ähnlichen Fall, der ihr nahe tritt, mit ihrem Verstand und Herzen ins Klare gekommen, die tödliche Spannung; die beiden, die sich nicht lassen können, finden sich wieder, und für immer; es ist lauter Glück und Frieden.

Wir haben also zugleich ein Stück Lebensgeschichte des energisch tüchtigen Architekten Felix Erhard, dazu auch seiner sorgenden Mutter, einer gemüthlichen alten Frau von vielem Zartsinn. Sie sind zwei anmuthende Gestalten.

Die Baronin Ernestine von Saldern tritt zuerst vor uns als Reisende, aus dem Orient zurückkehrend, als

ihren Pflegling die junge Creolin Cylla mitführend, das liebevoll angenommene Töchterchen einer verstorbenen Sklavin. Die Kleine begeht sofort die Heldenthat, ein jammerndes Knäblein — es ist unser Heinrich — aus den Flammen der im Insurrectionskrieg von 1849 durch die Oesterreicher eingeäscherten Stadt Stuhlweißenburg zu retten. Nachdem wir noch die imposante Bekanntschaft des Insurgentengenerals Klapka und die komisch-erbärmliche eines Winkeladvocaten gemacht, welcher nach den Aeltern des unter so schrecklichen Umständen gefundenen Knaben forschen sollte, führt uns der Autor in das Vorleben der Baronin ein. Ernestine, die anmuthreiche Tochter des hochmüthigen Freiherrn von Rahwitz, im Vaterhause unbeachtet oder tyrannisirt, faßt Liebe zu einem italienischen Sänger, wird jedoch zur Ehe mit dem abgelebten alten Saldern gezwungen, trifft in Venedig den Geliebten, mit welchem sie Rettung aus ihren Fesseln plant; sie wird verrathen, Mario durch einen gedungenen Schuft niedergestoßen, sie selbst aber frei, da ihr Quäler im Duell fällt. Wir treffen sie dann wieder als Kranke, nerven- oder besser gesagt seelenkrank, im Hause Olbrich, und zwar durch Vermittelung des mit dem jungen Saldern befreundeten Architekten; hernach mit der Tochter jenes Hauses, Johanna, und ihrer Cylla in einem angenehmen Landaufenthalt. Sie erholt sich allmählich wieder, sieht in ihrer Umgebung, die sie auf den Händen trägt, das reine Glück erblühen, zu dem sie edelmüthig selber so vieles beigetragen, und die Wunde ihres Herzens, unheilbar allerdings, vernarbt wenigstens; eine milde Ruhe kommt über sie, die so schwer und lange gelitten.

Die nächsten Gestalten sind der italienische Sänger Carlo Mario und sein Mörder, der schreckliche Dalmatiner Maratto.

Was der Sänger in unserer Erzählung bedeutet und welches Schicksal ihm geworden, wissen wir. Maratto, ein Scheusal, das sich in beiden Welten einen schrecklichen Namen gemacht, politischer Spion, Betrüger, Räuber und mehrfacher Mörder, wird bei dem letzten Raubmorde gefangen, indem in seiner Verfolgung auch Bärendorf die kräftige Hand hat; im Gefängniß erhängt er sich.

Eine imposante Erscheinung ist der Baronin Adoptivtochter Cylla, die Creolin, von höchst eigenartiger königlicher Schönheit, thatkräftiger Energie und tiefem Gemüth. Nachdem sie all ihre Liebe der ausgezeichneten Pflegemutter und dem so heroisch von ihr geretteten Knaben zugewendet, sehnt sie sich doch nach einem bewältigendern Gefühl; ein solches steigt auf einmal in ihr auf, und zwar wählt sie sich den so schwer geprüften Vater Bärendorf, dem sie als innig ergebene Gattin die spätern Lebensjahre noch wie eine Erscheinung des Lichts verklärt.

Endlich ist es die ganze Familie des wiener Kaufmanns Olbrich, an der Spitze die urgutmüthigen und gesegneten Aeltern Fritz und Christine; dazu ihre Kinderschar.

Die ersten freundlich anmuthenden Scenen nach fortwährenden Aufregungen, in denen wir herumgeworfen werden, sind im neunten bis dreizehnten Kapitel die Bilder der einträchtigen Familien Olbrich und Erhard, so gemüthlich, treu, wahr und einfach, daß wir mit vollem Behagen in diesem Kreis aufathmen. Doppeltes Unglück bricht aber herein; das eine trifft, das andere zieht vorüber. Die beiden jüngsten Kinder, Hans und Jette, sterben plötzlich miteinander weg; Johanna ist in einem verunglückenden Eisenbahnzug gefahren, kommt aber heil davon. Von Rosa's Schicksal sprachen wir schon. Der so braven und gemüthvollen Familie leuchtet schließlich das Glück, nachdem der Vater von der lähmenden Lethargie sich wieder aufgerichtet hat, die ihn nach dem Tode der beiden Kinder befallen, und nachdem das Gewitter sich über den Köpfen der zwei so liebenswürdigen Töchter verzogen. Die Familie bleibt das natürliche Centrum eines edelgearteten Menschenkreises.

In dieser mit mathematischer Trockenheit nach den bestimmenden Personen herausgeschälten und äußerst knapp gehaltenen Aufzählung liegt das Résumé der höchst verwickelten und geradezu erschreckend gehäuften Handlung des Romans; die vorgenommene Scheidung erschien mir als der einzige Weg, um in möglichster Gedrängtheit einen Ueberblick zu geben über alles, was darin als geschehend vorgeführt wird.

Seit Jahren ist mir kein Roman in die Hände gekommen, der in zwei allerdings ziemlich starken Bänden ein so ungeheuerliches Material aufgehäuft hätte — eine Stoffverschwendung, die geradezu erschreckend ist. Der einzige Lebenslauf dieses Kaufmanns Bärendorf unter sehr vereinfachtem Bezug auf das Schicksal seiner zwei Kinder; oder dann das Leben der Baronin Saldern ohne die massenhaft beigebrachten Seitenbeziehungen: der eine oder das andere für sich allein würde vollständig ausreichen, um den Rahmen des Buchs zu füllen. Statt dessen sind in beide noch fünf- oder sechsfache Lebensläufe anderer Art hereingezogen; ja in den Olbrichs geleiten wir eine ganze zahlreiche Familie während jahrzehntelanger Dauer ihrer Existenz. Der Autor will sonach durch Massenhäufung wirken, und er bringt es allerdings fertig, daß wir nicht einen Augenblick zu abwägender Ueberlegung oder ruhigem Genuß kommen; wir werden überwältigt, überstürzt, fortgezerrt. Dies um so mehr, als die Reihe der erschütternden Personen- und Familiengeschichten nie abbricht. Schon die Eröffnungsscene, da der Vater sein todtes Weib findet und, deshalb die unschuldige Kleine verwünschend, fortstürzt, ist im höchsten Grad aufregend, ein tragisches Familiendrama. Hart darauf ein zweites nicht minder erschütterndes Ereigniß: der Brand des Städtchens Stuhlweißenburg und die Rettung des kleinen Heinrich aus den Flammen. Schon daß diese zwei großen Auftritte unmittelbar sich folgen, ist vom künstlerischen Standpunkte aus zu tadeln; es ist ungefähr so, wie wenn im Drama zwei große Ausstattungsscenen hintereinander kommen. Weiter: der Brand des Kiosk im Garten; der Mord des Curgastes in Meran. Ganz besonders aufregend aber ist der Auftritt, da Rosa's Vater den Architekten Erhard verfolgt, um für das vermeintlich

der Tochter angethane Unrecht Rechenschaft von ihm zu fordern. Schon halb in seinem Nervensystem zerrüttet, aber im Moment einer ausbrechenden hitzigen Krankheit stehend, erscheint bei diesem Acte der fremde Mann so wild und toll, daß man ihn als verrückt ins Irrenhaus bringt und hernach nur gegen Garantie wieder freigibt. Auch die verschiedenen Erkennungs- und Aussöhnungsscenen haben in Ton und Haltung etwas gewaltsam Erschütterndes.

Young erzählt gut; er hält die schwer verschlungenen Fäden in sicherer Hand; er führt uns eine Reihe schöner Gestalten vor, sogar von idealer Schönheit und Reinheit. Aber er erdrückt uns mit der beängstigenden Fülle des Geschehenden; er wirft uns ruhelos in der Alten und Neuen Welt herum; er führt neben den ruhig friedlichen Ereignissen eine solche Reihe angreifender, ja erschütternder Dinge vor, daß unser Gemüth gewaltsam aus einer Bewegung in die andere geworfen, fortwährend auf stürmischer See hin und her gerüttelt wird. Es ist fast eine Art Rausch oder Betäubung, die uns in diesem Strom von Thatsachen, innern und äußern Ereignissen erfaßt, wenn wir nicht obenhin lesen, sondern prüfend folgen. Was der Verfasser hier vorführt, ist ein Effectstück, ein Kunststück im überreizten Geist unserer Zeit, ganz auf ihn zugeschnitten. Aber es ist nicht die wahre Kunst; diese wirkt mit weit einfachern Mitteln. J. J. Honegger.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur historischen Literatur.

(Beschluß aus Nr. 44.)

1. Erinnerungen aus meinem Leben. Von Arthur Graf Seherr Thosz. Berlin, Gebr. Paetel. 1881. 8. 3 M.
2. Aus der Vergangenheit des welfischen Hauses. Sechs Vorträge von O. von Heinemann. Wolfenbüttel, Zwißler. 1881. 8. 3 M.
3. Lebens- und Charakterbilder. Von Friedrich Koldewey. Wolfenbüttel, Zwißler. 1881. 8. 2 M. 50 Pf.
4. Memoiren des Freiherrn Dubislav Gneomar von Natzmer. Mit specieller Erlaubniß des Besitzers herausgegeben, bearbeitet und mit Erläuterungen versehen von Eufemia Gräfin Ballestrem. Leipzig, Grieben. 1881. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.
5. Berühmte Seeleute. Von Reinhold Werner. 17. Jahrhundert. Jean Bart. Du Quesne. De Ruiter. Mit 3 Porträts. Berlin, Janke. 1882. Gr. 8. 9 M.
6. Geschichte unserer Zeit von den Freiheitskriegen bis zum Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs. Von Arnold Ruge. Leipzig, C. F. Winter. 1881. Gr. 8. 5 M.
7. Illustrirte Weltgeschichte für das Volk. Begründet von O. von Corvin und F. W. Held. Zweite bis zur Gegenwart fortgeführte Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen. 57.—78. Lieferung. Leipzig, Spamer. 1881—82. Gr. 8. Jede Lieferung 50 Pf.
8. Ludwig Kossuth. Meine Schriften aus der Emigration. Autorisirte deutsche Ausgabe. 3.—25. Lieferung. Preßburg, Stampfel. 1880—81. Jede Lieferung 80 Pf.
9. Dreißig Jahre deutscher Geschichte. Von der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm IV. bis zur Aufrichtung des neuen deutschen Kaiserthums. Mit einem Rückblick von 1815 bis 1840. Von Karl Biedermann. Breslau, Schottländer. 1882. 8. 10 M.

In der „Geschichte unserer Zeit" spricht der verstorbene Arnold Ruge (Nr. 6) davon, daß die neueste Geschichte nicht mit der Reformation, sondern mit der Französischen Revolution zu beginnen habe, und daß die Periode des Mittelalters viel weiter zu uns herabreiche, als dies in den Geschichtsbüchern angegeben sei. Erst die Revolution von 1789 habe einen durchgreifenden Widerspruch gegen das Mittelalter erhoben und den Anfang damit gemacht, dasselbe im Denken und Handeln aufzuheben; die deutschen Reformatoren hätten sich nicht gegen den Aberglauben, worunter der Verfasser das Christenthum versteht, sondern gegen die Hierarchie und den Papst erhoben, seien aber dem Aberglauben treu geblieben und hätten die „Märchensammlung" der Juden und Christen zur Norm des Denkens, zur Quelle der Wahrheit gemacht und die Autorität der Heiligen Schrift an die Stelle der Autorität der Hierarchie gesetzt. Das sociale und politische Mittelalter vollends, den Feudalismus und Despotismus, habe die Reformation unberührt gelassen. Erst die Franzosen des 18. Jahrhunderts hätten diesen Schritt gethan und an die Stelle des Glaubens die Wissenschaft, an die Stelle des Feudalismus das Recht eines jeden, an die Stelle des Despotismus oder Absolutismus den freien Staat, die Republik gesetzt. Dadurch sei die Weltgeschichte auf einen ganz andern Boden gestellt worden; denn von nun an habe es gegolten, die freigewordene Wissenschaft und den freigewordenen Staat zu entwickeln. Geistesfreiheit und Staatsfreiheit seien das Princip der neuesten Zeit; die Wahrheit sei die sich frei entwickelnde Wissenschaft, der freie Staat sei das sich selbst bestimmende Volk; jene vertrage sich nicht mit dem Aberglauben an heilige Märchen, diese nicht mit socialer Sklaverei. Dies seien die Gründe unserer beständigen Kämpfe. Der Verfasser, meinen wir, denkt sehr klein und sehr unhistorisch von der Reformation, wenn er die Geistesfreiheit ausschließlich als das Product des 18. Jahrhunderts bezeichnet.

Die Geschichte unserer Zeit von 1813—70 theilt er in sechs Abschnitte: „Die Revolution der Freiheitskriege und die Restaurationen", „Die spanische Revolution mit ihren Consequenzen und die europäischen Gegenstöße", „Die Julirevolution und die Reactionsperiode", „Die Revolution von 1848 und die Durchführung derselben", „Die neuen Revolutionen und Reformen", „Frankreichs Widerstand

gegen die politische Einheit Deutschlands". In allen diesen Abschnitten seien die Anstrengungen der Völker, das Princip von 1789 zu verwirklichen, die geistige Freiheit durchzuführen und den freien Staat entweder zu gründen oder weiterzubilden, sichtbar. Zur Einleitung schickt der Verfasser eine Charakteristik des ersten Napoleon voraus, dessen Herrschaft auf dem System der grausamsten Gewalt und des schamlosesten Betrugs aufgebaut gewesen sei, eine Kritik, welche er durch schlagende Beispiele belegt. Nachdem im Jahre 1812 in Rußland die Natur das Ihrige gethan, vollzog der verbündete Nationalgeist die Zerstörung dieser unerträglichen Herrschaft. Bei der Anführung der vor Leipzig aufgestellten Streitkräfte der Verbündeten hätte der Verfasser den Uebergang der Sachsen und Würtemberger übergehen dürfen, da jene nur 3000, diese nur 600 Mann stark waren, somit kein beachtenswerthes Gewicht in die Wagschale des Kriegs warfen. In dem Jahre 1848 sieht er den Wendepunkt des 19. Jahrhunderts, da diese Revolution, welche keineswegs eine ausschließlich französische, sondern eine europäische war, für die Verwirklichung der großen Principien von 1789 sich erklärte und überall den vollen Genuß der geistigen und der Staatsfreiheit in Anspruch nahm. Während aber die nur gedemüthigten, nicht gestürzten „Machthaber" bald darauf die Armeen zu Staatsstreichen gegen die Parlamente und die Freiheit benutzten, wurden die Armeen in den folgenden Kriegen im Sinne der Freiheit verwendet: der Krimkrieg habe Europa von Rußland befreit, der italienische Krieg die Macht Oesterreichs in Italien gebrochen, der deutsche Krieg Deutschland und Italien vollständig von Oesterreich befreit. In der preußischen Conflictszeit sieht der Verfasser ein absolutes Regiment ohne Sistirung, jedoch mit der bekannten Lücke der Verfassung, betrachtet es aber als einen Fortschritt, daß „etwas mit einer Lücke da war, während man früher nichts als die Lücke gehabt hatte". Was Bismarck 1866 durch Eisen und Blut ausführte, hatten die Jahre 1848 und 1849 schon erörtert und beschlossen. Wir fügen hinzu: aber frage nur nicht wie? Preußen habe 1866 zu seinen Gunsten die Consequenzen von 1848 und von der Lage, in die es durch eigene und die allgemeine Reaction gedrängt worden war, gezogen, und dieses Aufraffen sei eine Wiedergeburt, die wenige ihresgleichen habe; Oesterreich aber habe frühere Schuld gebüßt; was früher als Sieg und Erfolg angestaunt wurde, in dem habe man jetzt die Niederlage und den Zusammensturz erkannt; denn 1866 habe es sich gezeigt, daß Oesterreich 1848 „sich selbst bombardirt habe". Frage man, ob dieser Krieg ein Befreiungskrieg zu nennen sei, so sei zu erwidern, daß er wahrlich mehr befreit habe, als er wollte; er habe nicht blos Deutschland und Italien von Oesterreich befreit, sondern letzteres auch genöthigt, diesseit und jenseit der Leitha eine liberale Aera zu beginnen. Die Stiftung des Norddeutschen Bundes habe an Preußen nichts verändert; denn dieser neue Körper war nichts anderes als Preußen und alle andern Staaten waren unselbständige Glieder desselben. Erst durch die förmliche Organisirung des Deutschen Reichs sei Preußen in dem Bunde aufgegangen und habe seine Souveränetät mit der des Reichs identificirt. Der Verfasser hält es für einen Hauptfehler in der Reichsverfassung, daß sie so viele Souveränetäten aufgenommen habe, deren Widerstreit eine störende Thätigkeit ausübe; dieser Widerstreit werde nicht eher aufhören, als bis nur Eine Souveränetät, Ein Volk, Ein Parlament übrigbleibe, mit dem sich dann die Eine Regierung zu identificiren hätte. Wenn aber der Verfasser meint, man hätte den kleinen Territorialherren ihre Souveränetät mit den französischen Milliarden abkaufen können, so hat er sich doch sehr getäuscht. Was für eine Antwort hätte wol König Ludwig II. von Baiern auf einen solchen Antrag gegeben?

Im letzten Abschnitt bezeichnet der Verfasser den Zweck des Napoleonischen Staatsstreichs als einen rein persönlichen: Frankreich sollte das Familiengut der unechten Bonapartes werden, was weder das Interesse des Staats noch eine Förderung der geistigen, socialen und politischen Freiheit gewesen sei. Von den Kriegen, welche er zur Befestigung seines Throns unternehmen zu müssen glaubte, sei der Krimkrieg und der italienische Krieg im Einklang mit der richtigen auswärtigen Politik der Westmächte gewesen; aber durch seine eigenen Erfindungen, die Besetzung Roms, die Expedition nach Mexico, die Opposition gegen die national-politische Wiedergeburt Deutschlands, habe er seine Dictatur selbst untergraben, wenngleich jene Opposition der in ganz Frankreich herrschenden nationalen Eifersucht gegen das werdende Deutschland vollständig entsprach. Habe man ja lange vor 1870 in Paris die Worte gehört: „A quoi est-il bon, ce Bonaparte, s'il ne peut pas battre les Prussiens et les Anglais? Il nous faut le Rhin et la Belgique." Um diesen Preis wollte man sich seinen Thron noch einige Zeit gefallen lassen, aber nicht, wenn der Krieg zu einem Sedan, zu einer Losreißung von Elsaß und Lothringen führte. Der Verfasser taxirt in seinem geistreich geschriebenen Buche die Franzosen von 1870 nicht höher, als sie es verdienen, und bezeichnet die Lostrennung von Elsaß und Lothringen geradezu als das Verdict der Weltgeschichte.

Die ersten Hefte der „Illustrirten Weltgeschichte für das Volk", begründet von O. von Corvin und F. W. Held (Nr. 7), sind in Nr. 25 d. Bl. f. 1881 besprochen worden. Die neue Serie, Heft 57—78, umfaßt die Geschichte der nordischen und östlichen Reiche, des westlichen und südlichen Europa, die Zeit der großen Entdeckungen und die Geschichte Deutschlands vom Interregnum bis zur Reformation. Wir bemerken einen namhaften Fortschritt in der Kunst der Darstellung, in der Charakteristik hervorragender Persönlichkeiten, in den Ueberblicken über Geistescultur, Sittengeschichte, Handel und Verkehr, in der Rücksichtnahme auf die Beziehungen der einzelnen Theile zueinander. Für besonders gelungen halten wir die Darstellung der Reformationsgeschichte, deren Verfasser es verstanden

hat, in gedrängter Kürze, in spannender Form, in dramatischer Anschaulichkeit die Zustände jener Zeit, die leitenden Persönlichkeiten, die Angriffe und Gegenstöße, das Allgemeine und Großartige jener ganzen Bewegung, zugleich auch das klägliche Gebaren derer, welche einen verlorenen Standpunkt behaupten zu müssen und zu können glaubten, vor das Auge des Geistes zu führen. Der Entwickelungsgang der Opposition Luther's, der Unterschied zwischen seiner Auffassung des Christenthums und der der päpstlichen Kirche, die Verknüpfung der kirchlichen und der weltlichen Interessen auf seiten der Gegner ist richtig und trefflich dargestellt. Die großartige Figur Luther's, der mit der dramatisch geschilderten Disputation zu Leipzig seinen Rubikon überschreitet, ist mit allen ihren Charakterzügen aufs schärfste porträtirt, während Kaiser Karl V. als derjenige bezeichnet wird, der für eine deutsche Reformation absolut kein Verständniß hat, der mit kleinlichen Kanzleimitteln einer Bewegung, die aus dem Innern des Volks hervorgeht und eine elementare Kraft hat, Halt zu gebieten wähnt, dessen Kaiserthum auch keinen Schatten von nationaler Farbe mehr an sich hat, dessen deutsche Politik von Anfang bis zu Ende eine total verfehlte ist, daher sie auch trotz vorübergehender Erfolge mit einem kläglichen Fiasco endigt, das er bei seiner Abdankung in Brüssel selbst eingestehen muß. Hier und dort hätten wir eine Notiz oder eine Motivirung beigefügt zu sehen gewünscht. Warum Melanchthon blos als „ein Süddeutscher", nicht als geboren zu Bretten bezeichnet wird, ist nicht einzusehen. Bei dem Bildersturm zu Wittenberg hätte angegeben werden können, welch schlimmen Eindruck derselbe auf die Bevölkerung machen mußte, wodurch dann die Rückkehr Luther's von der Wartburg deutlicher motivirt worden wäre. Die zahlreichen Illustrationen und Karten sind aufs sauberste ausgearbeitet und dienen sehr zum Verständniß des Textes.

Von den „Schriften Ludwig Kossuth's aus der Emigration" (Nr. 8) ist die erste Lieferung in Nr. 40 d. Bl. f. 1880, die zweite Lieferung in Nr. 25 d. Bl. f. 1881 besprochen worden. Inzwischen ist das zweibändige Werk (in 25 Lieferungen) zum Abschluß gekommen, und wir stehen nicht an, unser früher ausgesprochenes Urtheil, daß diese Memoiren sehr schätzbare Aufschlüsse über manche noch nicht ganz aufgehellten Verhältnisse in den Jahren 1859 und 1860 geben, zu wiederholen. Der den ganzen ersten Band durchdringende Grundgedanke ist in dem Gespräch ausgedrückt, das Kossuth am 17. Januar 1859 mit General Klapka in London hatte. Dieser erklärte, er habe mit dem König Victor Emanuel, mit Cavour und mit dem Prinzen Napoleon Besprechungen gehabt und könne die sichere Mittheilung machen, daß Victor Emanuel zum Kriege entschlossen sei, daß das Ziel des Kriegs die vollständige Vertreibung der Oesterreicher aus Italien und die Gründung eines norditalienischen Reichs sei, daß für Mittel- und Unteritalien keine Veränderung geplant werde, daß der französische Kaiser mit 150—200000 Mann am Kriege theilnehme, daß der Preis dieser Allianz Savoyen und Nizza sei, daß alle von der Nothwendigkeit der Theilnahme Ungarns überzeugt seien, weshalb die Ungarn Geld, Waffen, Schiffe zum Transport, ja sogar eine französische Division von 18—20000 Mann zur Begleitung erhalten sollten, jedoch nicht, damit sie in Ungarn eindringe, sondern daß sie, im Hafen stehend, den Rücken der ungarischen Armee sichere. Darauf erwiderte Kossuth, daß er die Leitung dieser neuen Revolution nicht annehmen werde, wenn nicht die Macht des Feldherrn und des Gouverneurs, die Militär- und Civilgewalt ausschließlich in seine Hand gelegt würde, und daß er die Nation nur dann zu den Waffen rufen werde, wenn die verbündete Truppe nicht im Hafen stehen bleibe, sondern vorwärts in den Kampf auf ungarischen Boden gehe; für seine Betheiligung an dem ausbrechenden Kriege sei die conditio sine qua non, daß die Ehre der französischen Fahne auf ungarischem Boden thatsächlich engagirt sei. Cavour, mit welchem ein Freund Kossuth's über diese Sache sprach, hatte einiges Mistrauen gegen letztern wegen dessen intimen Beziehungen zu Mazzini und wollte von Rumänien, nicht von Fiume aus den Einfall in Ungarn gemacht sehen, konnte aber außer Waffen nicht viel Hülfeleistung anbieten. Die Hauptsache blieb immer, zu wissen, was Kaiser Napoleon zu dem Plan sage, den Krieg nicht blos bis zum Mincio, sondern bis zur Donau auszudehnen und wie in Italien so auch in Ungarn die Herrschaft Oesterreichs zu vernichten.

Zu diesem Zweck begab sich Kossuth auf eine ausdrückliche Einladung des Prinzen Napoleon nach Paris und hatte am 5. Mai zuerst mit dem Prinzen, dann mit dem Kaiser eine Unterredung. Jener erklärte, die Intention des Kaisers sei, daß Ungarn ein unabhängiger Staat werde unter der Bedingung, daß nicht eine Republik, sondern eine constitutionelle Monarchie errichtet würde. Kossuth konnte ihn hierüber beruhigen und sprach die Ueberzeugung aus, daß die ungarische Nation, wenn sie ihre Unabhängigkeit der Unterstützung des Kaisers verdankte, die Krone des heiligen Stephan dem Prinzen selbst anbieten würde. Darauf erwiderte dieser, die Bonapartes hätten aus der Geschichte ihres Oheims unter anderm das gelernt, daß sie nie fremde Throne occupiren dürften, wenn sie nicht europäische Coalitionen gegen sich hervorrufen wollten. Ueber die Sache selbst sagte Kossuth, er und seine Freunde könnten den Unabhängigkeitskampf nur dann beginnen, wenn sie materielle Garantien dafür hätten, daß mit der Revoltirung Ungarns nicht blos eine taktische Diversion beabsichtigt werde, um die österreichische Kraft zu theilen und den Sieg in Italien zu erleichtern, daß also der Kaiser und Victor Emanuel Ungarn nicht als Mittel, sondern als Zweck betrachten, in diesem Kriege die Unabhängigkeit Ungarns als einen dem italienischen Kriege coordinirten Zweck annehmen, diese Annahme vor Gott und der Welt thatsächlich constatiren und im Falle des Siegs in Italien keinen Frieden schließen, ohne daß Ungarn zu einen unabhängigen Staate gemacht würde. Auf die Frage des

Prinzen, was er unter diesen Garantien verstehe, erwiderte Kossuth: die Entfaltung des kaiserlichen französischen Banners auf ungarischem Boden in Begleitung einer französischen Armee von einer Stärke, wie sie der Kaiser zur Sicherung der Kriegsehre dieses Banners für nothwendig erachte, und zugleich die Veröffentlichung einer Proclamation an die ungarische Nation mit der Erklärung, daß der Kaiser als Freund und Verbündeter derselben eine Armee nach Ungarn schicke, um das Land von der österreichischen Herrschaft zu befreien. Würden diese Garantien gewährt, so würden er und seine Freunde mit einer aus der ungarischen Emigration, aus ungarischen Kriegsgefangenen und Flüchtlingen gebildeten Armee unter der Protection des französischen Banners und der französischen Waffen den Boden ihres Vaterlandes betreten und, gestützt auf die Proclamation des Kaisers, die Nation zu den Waffen rufen und binnen kurzem mit einer aus einigen hunderttausend Mann bestehenden tapfern, begeisterten Armee zu dem Siege des Kaisers über den gemeinsamen Feind mit entscheidendem Gewicht beitragen. Nachdem der Prinz dem Kaiser über diese Unterredung Bericht erstattet hatte, ließ letzterer Kossuth zu sich kommen. Er erklärte, daß der Entsendung einer Armee große Hindernisse im Wege ständen, und daß das hauptsächlichste Hinderniß England sei. Das Toryministerium, welches schon gegen seine italienische Unternehmung feindselige Gesinnungen hege, weil es im Interesse des europäischen Gleichgewichts die Großmachtstellung des Hauses Habsburg nicht geschwächt sehen wolle, würde, wenn er den Krieg bis zur Donau ausdehnte, sogar im Stande sein, eine bewaffnete Intervention auszuführen, und das könne er nicht riskiren. Darauf erwiderte Kossuth, die Aufgabe wäre also, das Toryeabinet in einer Frage der auswärtigen Politik zu stürzen und die Whigs ans Ruder zu bringen, jedoch auf Grund solcher Verpflichtungen, welche Englands Neutralität vollkommen sicherstellen würden, und das glaube er durch die ihm befreundete unabhängige Partei, die sogenannte Manchesterschule, an deren Spitze Cobden und Bright ständen, bewirken zu können. Diese aus etwa 80 Mann bestehende Partei gebe im Unterhaus, wo die Tories nur wenige Stimmen mehr als die Whigs hätten, den Ausschlag. Napoleon war damit einverstanden. Als Kossuth die Frage der deutschen Einheit erwähnte, sagte der Kaiser: „Das paßt mir nicht; zwei Deutschland lasse ich mir gefallen, aber Ein Deutschland, das kann ich unter keinen Umständen zugeben."

Am 6. Mai constituirte sich ein ungarisches Nationaldirectorium, bestehend aus Kossuth, Teleki und Klapka, das seinen festen Sitz in Genua zu nehmen und die Organisation einer ungarischen Armee in Piemont und die Aussendung von politischen Agenten zu besorgen hatte, und am 8. Mai reiste Kossuth nach London. Dort erschien zwar eine königliche Proclamation, worin die Neutralität Großbritanniens für die ganze Dauer des Kriegs verkündigt wurde; allein Kossuth hatte recht, seine Agitation dennoch zu beginnen, da diese Neutralität begreiflicherweise nur auf den italienischen, nicht auch auf den ungarischen Krieg sich bezog. Das Parlamentsmitglied Gilpin, zur Manchesterschule gehörig, übernahm die nöthigen persönlichen Vermittelungen. Kossuth hielt vier Meetings, in London, Manchester, Bradford und Glasgow, und suchte in diesen das Volk für die Sache Ungarns zu gewinnen. Die Presse war voll von Berichten über diese Reden und von Besprechungen derselben. Bei den gerade damals stattfindenden Parlamentswahlen erhielt das Ministerium eine schwache Mehrheit; trat die Manchesterpartei auf die Seite der Whigs, so hatten diese die Majorität. Die Manchesterpartei, welche jede Einmischung Englands in die continentalen Kriege verwarf, wurde für den Kossuth'schen Plan gewonnen und trug Palmerston ihre Unterstützung an, falls er und die etwaigen andern Mitglieder eines whigistischen Cabinets in besondern an Gilpin zu richtenden Briefen sich verpflichteten, die absolute Neutralität Englands auch für den Fall, daß sich der Krieg bis zur Donau und Theiß ausdehnen sollte, als Basis ihrer auswärtigen Politik anzunehmen und als Garantie dafür zwei Mitglieder der Manchesterpartei in das neue Ministerium aufnähmen. Diese Bedingungen wurden angenommen, die verlangten Briefe ausgefertigt, das Toryeabinet, welches in der Thronrede zwar Neutralität versprach, aber angesichts der europäischen Situation eine Vergrößerung der Seemacht befürwortete, durch den mit einer Mehrheit von 13 Stimmen angenommenen Mistrauensantrag des Lord Hartington gestürzt und Palmerston an die Spitze eines neuen Cabinets gestellt. Nach diesem Erfolg begab sich Kossuth nach Italien, wo der Krieg bereits begonnen hatte und die Organisation einer ungarischen Armee einen sehr langsamen Verlauf nahm. Mit Einschluß der ungarischen Gefangenen und Flüchtlinge brachte man im ganzen etwa 4000 Mann zusammen. Diese wurden zunächst in den piemontesischen Dienst aufgenommen und erhielten ungarische Fahne und Uniform; von der Entsendung einer französischen Division nach Ungarn war keine Rede mehr. Am 3. Juli hatte Kossuth in Valleggio eine Unterredung mit dem Kaiser Napoleon, übergab ihm die Briefe der englischen Minister und forderte ihn auf, durch die Befreiung Ungarns die habsburgische Monarchie unschädlich zu machen, da sonst auch die in Italien errungenen Erfolge bald wieder verloren gehen würden. Der Kaiser sprach, wie früher von der Wahrscheinlichkeit einer englischen Intervention, so jetzt von der einer preußischen, nahm die Vorschläge Kossuth's sehr bedingt an und gab deutlich zu verstehen, daß ihm ein baldiger Friede das Liebste wäre. Cavour dagegen äußerte sich bei Mittheilung dieser Unterredung dahin, er wünsche nichts mehr als die Entfaltung der französischen und piemontesischen Fahne auf ungarischem Boden, damit die Regierungen von Frankreich und von Italien compromittirt würden, kein halber Friede geschlossen werden könnte und die Unabhängigkeit Italiens durch ein unabhängiges Ungarn gesichert wäre. Der Abschluß des Waffenstillstandes von Villafranca, welchen Prinz Napoleon durch die Drohung

mit einer ungarischen Revolution erzwang, machte allen diesen Hoffnungen ein Ende. Der Kaiser ließ Kossuth sein Bedauern ausdrücken und seine finanzielle Unterstützung anbieten, was mit Entrüstung zurückgewiesen wurde. Kossuth begab sich nach Turin zu Cavour, der bereits sein Entlassungsgesuch eingereicht hatte und ausrief: „Dieser Vertrag wird nicht zu Stande kommen! Nein! tausendmal nein!" Die ungarische Legion wurde aufgelöst; wer wollte, konnte in die Heimat zurückkehren; Kossuth kehrte „blutenden Herzens" nach England zurück. Das Jahr 1860, welches Garibaldi und dessen Rothhemden nach Sicilien und Neapel brachte, gab Kossuth und seinen Freunden Gelegenheit zu weiterer Theilnahme an den Geschicken Italiens und zu neuen Hoffnungen, welche sich bald wieder als neue Täuschungen erwiesen. Hierüber gibt der zweite Band dieser interessanten Memoiren Aufschluß.

Die „Dreißig Jahre deutscher Geschichte", welche Karl Biedermann (Nr. 9) schildert, umfassen eine lange Reihe von Anstrengungen und von Kämpfen, in denen das deutsche Volk nach den höchsten Gütern gerungen hat: nach jener festen Einheit, ohne welche ein Volk keine Nation, sondern nur eine todte Masse zerstückelter Glieder ist, und nach jener gesetzlichen Freiheit, welche der Einheit selbst erst wahren Werth und eine sichere Grundlage gibt. Daß der Verfasser den wichtigsten Begebenheiten und einem sehr großen Theil der hervorragenden Persönlichkeiten dieser Epoche unmittelbar nahe gestanden, daß er in mannichfaltiger thätiger Antheilnahme am öffentlichen Leben Gelegenheit gehabt hat, vieles selbst zu erfahren und zu beobachten, anderes wenigstens aus sicherer Hand übermittelt zu erhalten, ist ein für ihn sehr glücklicher Umstand und erhöht den Reiz der Lektüre. Es wäre ihm sonst nicht möglich gewesen, die Berühmtheiten und die Fractionen des frankfurter Parlaments mit dieser Präcision zu schildern, die Debatten über Vorlagen und Anträge mit dieser Schärfe darzustellen und so manches charakteristische Wort, das noch kein Historiker der neuesten Zeit uns mitgetheilt hat, in seinem Buche wiederzugeben. Die persönliche Theilnahme des Verfassers an der Entwickelung der Ereignisse und seine genaue Kenntniß der Personen ist vielen Blättern dieses schönen Werks wohl anzumerken. Ganz besonders deutlich empfanden wir dies bei der Darstellung der Fahrt der Kaiserdeputation nach Berlin. Die Verhandlungen einzelner Mitglieder mit den Ministern, das rücksichtslose Benehmen der Hofdienerschaft, die Abfassung einer erwidernden Erklärung, zuerst durch Dahlmann, Biedermann und Rießer, dann, als diese trotz ihrer Opportunität von der Mehrheit der Deputation nicht für zulässig erklärt wurde, durch den Präsidenten Simson, die Einladung zu dem Prinzen von Preußen, über die selbst Hahn in seinem „Gedenkbuch" nur Allgemeines berichtet: alles dies trägt die frische Farbe der Unmittelbarkeit. Es ist ganz bezeichnend für unsern Kaiser, daß er damals den stärksten Accent darauf legt, es sei doch seinem königlichen Bruder nicht zuzumuthen, durch Annahme der Kaiserkrone sich selbst in die Lage zu bringen, die Zustimmung anderer Fürsten etwa durch Zwang herbeiführen zu müssen. „Wollen Sie uns zumuthen, mit 80000 Mann in Baiern einzurücken, um den König zur Einwilligung zu zwingen?"

Bei der Darstellung der frühern Jahrzehnte charakterisirt der Verfasser trefflich den König Friedrich Wilhelm III., der sich in Metternich'schen Gleisen bewegt, und den preußischen Staat, der zwar noch kein Verfassungsstaat ist, aber ein intelligenter Beamtenstaat, in welchem durch die junge Hegel'sche Schule ein reges geistiges Leben pulsirt. Diese Bewegung warf sich, sobald Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestieg, auf die Politik, auf die preußische Verfassungsfrage und auf die deutsche Einheitsfrage. Zwischen den Verfassungshoffnungen in Preußen und den nationalen Wünschen deutscher Patrioten bestand eine nicht zu verkennende innere Wechselwirkung. Schon 1842 erschienen Schriften, welche einen engen Zusammenschluß der Mittel- und Kleinstaaten mit Preußen und das Ausscheiden Oesterreichs aus diesem Bunde reindeutscher Staaten forderten, nachdem die Pfizer'sche Schrift schon 1831 auf die Nothwendigkeit einer preußischen Führerschaft hingewiesen hatte. Nach einer Regierung von kaum ein paar Jahren hatte der König das ganze nationale Deutschland gegen sich. Nicht als ob er dieser ganzen Bewegung gegenüber sich immer nur apathisch verhalten und am Statusquo sich angeklammert hätte! Viel Sympathie hatte er freilich nicht dafür, überhaupt keinen Sinn für Politik, keine Entschlossenheit und keine Ausdauer zu ihrer Durchführung. Sein Regiment war zu sehr ein persönliches, zu wenig ein nationales, und wenn er je einen Schritt vorwärts machte, so bereute er es im nächsten Moment und fiel wieder in sein Gefühlsleben zurück. Es war ein beständiger Wechsel der Stimmungen und Entschlüsse. Sehr eingehend schildert der Verfasser diese Stellung des Königs zu der großen nationalen Bewegung: wie er gleich bei seinem Regierungsantritt eine Reform der Bundesverfassung, und zwar zunächst des Bundesheerwesens eifrig betrieb, vorübergehend auch für die im nationalen Sinn abgefaßte Schrift von Bülow-Cummerow Interesse zeigte und mit seinem Freunde Radowitz den Reformplan von 1847 besprach, über seinen Vereinigten Landtag nicht hinausgehen wollte, der Revolution zuerst entgegentrat, dann an dem Tage jenes bekannten Umritts sich an die Spitze Deutschlands stellen wollte, ein anderes mal wieder nur Oesterreich der Kaiserkrone für würdig erklärte, für sich selbst aber den Oberbefehl über sämmtliche deutschen Contingente, mit Ausnahme des österreichischen, beanspruchte, in Köln bald in gereiztem Tone gegen die Mitglieder des frankfurter Parlaments sich äußerte, bald auf die „Baumeister an dem großen Werke" ein Glas trank. Das frankfurter Parlament war ihm eine revolutionäre Versammlung, deren Beschlüsse ohne die Zustimmung der Fürsten gar keinen Werth hatten. Was auch Bunsen, einer seiner intimsten Rathgeber, gestützt auf die Aussagen des Prinz-Gemahls von England, des Barons von Stockmar, selbst der englischen Minister, zu Gun-

sten der Reichsverfassung ihm von London aus schreiben mochte: der König blieb bei seiner Abneigung gegen Frankfurt und gegen diesen „imaginären Reif, aus Dreck und Letten gebacken". Andererseits hatte die Kaiserkrone auch wieder etwas Lockendes für ihn, und er entbot Bunsen nach Berlin, unterhielt sich mit Interesse über die deutsche Frage und unterzeichnete die Note vom 23. Januar 1849, worin der Gedanke eines engern Bundesstaats, wenn auch schüchtern, angedeutet war, aber nur um schon in der Note vom 16. Februar das Recht der Zustimmung im vollsten Maße für sämmtliche deutschen Regierungen ohne Ausnahme zu beanspruchen und ebendamit die von der Nationalversammlung berathene und beschlossene Reichsverfassung zu einem bloßen Entwurf, zu einem Concept herabzudrücken. Dazwischen hinein verhandelte er mit Oesterreich über Einsetzung eines Fürstencollegiums, das die Reichsverfassung revidiren und das Parlament zur Genehmigung dieser Revision nöthigen sollte. Das wiener Cabinet hatte für die Lösung der deutschen Frage ein weit einfacheres Receept: es machte Preußen den Gegenvorschlag, Deutschland unter Oesterreich, Preußen und die vier Königreiche zu theilen, die andern Staaten zu mediatisiren, das Parlament zu sprengen. Was konnte unter solchen Umständen aus dem Deutschland von 1848 Gutes kommen?

Franz Dingelstedt.

Heimaterinnerungen an Franz Dingelstedt und Friedrich Oetker. Von Julius Rodenberg. Berlin, Gebr. Paetel. 1882. 8. 4 M.

Es ist immer wohlthuend, den verkannten Seiten eines Menschen zu ihrem Rechte verholfen zu sehen, doppelt wohlthuend, wenn dabei das Herz das Wort führt. In Betreff des greisen Vorkämpfers der kurhessischen Verfassung gab es nichts zu berichtigen; um so unbestimmter war im Laufe der Zeit das Bild geworden, das sich die deutsche Nation von Franz Dingelstedt machte, und es konnte ihr kein Vorwurf daraus erwachsen. Im ganzen sind wir ja alle geneigt, für diejenigen Partei zu ergreifen, die von der Gunst der Götter verabsäumt werden. Schiller wird schon um seiner irdischen Sorgen willen immer den Herzen Unzähliger näher stehen als Goethe, der nie mit Drangsalen dieser Art zu kämpfen hatte. Aber auch die Gunst der Großen macht unpopulär, vor allem in Deutschland, wo neben guten Fürsten manche anders geartete Regenten im Gedächtnisse des Volks als solche fortleben — „Ich kann nicht Fürstendiener sein" —, von deren Burgen und Zauberschlössern ein edler Mensch sich fern zu halten habe. Dingelstedt hatte als „kosmopolitischer Nachtwächter" mit einer Herzhaftigkeit ins Horn gestoßen, daß sich alle Welt dem Wahne hingab, er fühle in sich den Beruf und den Drang, Großes auf politischem Gebiete zu leisten. Heute, wo wir auf eine so große Menge in ähnlichem Berufseifer gescheiterter und zertrümmerter Existenzen zurückblicken können, beginnen wir die Abneigung des verstandesklaren „kosmopolitischen Nachtwächters" gegen eine solche Märtyrerkrone mit minder anmaßlicher Strenge zu beurtheilen. Freilich noblesse oblige, und so meinte man wol auch, wer einmal vom Himmel mit einem Brustton begnadet sei, wie der aus dem kosmopolitischen Wächterhorn schmetternd erklungene, für den zieme es sich auch, seines Weckeramtes weiter zu warten; er dürfe nicht sagen: jetzt bitt' ich um Ablösung, ich habe nicht einzig für euch, ich habe auch für mich selbst zu thun.

Rodenberg sagt mit Recht in dieser Beziehung: die Freunde mögen sich in ihren Erwartungen getäuscht haben, er hat sie nicht getäuscht. Und er fügt hinzu — hoffentlich auch mit Recht, worüber mir kein Urtheil zusteht —:

> Er ist unverändert derselbe gewesen und geblieben — in Rinteln und Marburg, in Kassel und Fulda, wie jetzt in Paris, und nachmals in Stuttgart, in München, in Weimar und Wien — von einer genialen Begabung unterstützt, nach Auszeichnung, nach Ehre strebend, immer höher hinauf, über alle hinaus, die vormals seine Kameraden waren; vielfach rücksichtslos, aber niemals treulos, manchmal übermüthig, aber niemals unedel.

Daß man sich in ihm getäuscht habe, ist ihm laut genug nachgerufen worden, schon damals, als er den Aufenthalt in Paris und die ihm dort zustehende Aeußerungsfreiheit nicht zur Fortsetzung des begonnenen Kriegs gegen die heimischen Missstände benutzte. „Für uns wird er verloren gehen", hatte sein Freund Vogel aus Paris über Dingelstedt und sein dortiges Gesellschaftstreiben berichtet, und hatte ihn deshalb beklagt, denn er finde das in der Fremde nicht wieder, was er daheim aufgab. Darauf antwortet Dingelstedt mit der sehr gerechtfertigten Gegenfrage: „Wo ist in euerm ganzen großen Deutschland der Platz für einen Schriftsteller?"

> Die Carrière von der letzten Bank eines Gymnasiums bis auf die gepolsterten Armstühle eines Collegiums, in der Regierung, in der Rechtspflege, in der Verwaltung — o diese Carrière macht sich leicht genug. Aber ein Schriftsteller! Gibt es bei euch einen Schriftstellerstand, wie ihr einen Gelehrtenstand, einen Beamtenstand, einen Offiziersstand habt? Nein! — Sieh, ich bin ein Kind der untern Stände und will hinauf in die obern, „wo die schönen Formen wohnen", die feine Sitte der Privilegirten. Wenn das Eitelkeit heißt, dieses Bewußtsein zielloser Kraft, diese Empfindung eines stets gekreuzigten Ehrgeizes, diese fieberhafte Sehnsucht nach einem großen und edeln Wirkungskreise, dieses tiefnagende Verlangen nach einem Publikum, diese klimmende Hast auf die stets verwehrten Höhen und Lichtpunkte des Lebens, nun ja, so schilt mich eitel, so bin ich es."

Ein Publikum vermißte er also auch jetzt noch, trotzdem in Deutschland alles nach neuen Thaten des „kosmopolitischen Nachtwächters" ausblickte. Aber wie sagt Goethe aus gleichem Sehnsuchtsdrange nach sichtbaren Wirkungen, als er in der veroneser Akademie den Rednern mit lachendem Beifall hatte zujubeln hören: „Wenn man vor seiner

Nation so stehen und sie belustigen könnte! Wir andern geben unser Bestes schwarz auf weiß; jeder kauzt sich damit in eine Ecke und knopert daran wie er kann."

Nein, Dingelstedt hatte gewiß recht: Eitelkeit war es nicht, was ihn vorzugsweise verzehrte; nichts hätte ihm sonst näher gelegen, als auf die Bühne zu gehen; Stimme, Gestalt, Verständniß für die Kunst, ja selbst die nothwendige Fähigkeit, zwischen Kabalen und Intriguen seinen Mann zu stellen: er besaß alle Mittel, um dort Aufsehen zu erregen, Beifall zu ernten, sich ein Publikum zu schaffen, wie sein „tiefnagendes Verlangen" es wollte. Dennoch unter seinen zahlreichen Projecten nach Glanz und Ansehen keiner der so herkömmlichen Träume von schauspielerischer Ruhmesglorie. Trachtete er überhaupt nach Ruhm? Hätte bloßer Ruhm seinen Ehrgeiz gestillt? Ruhm und das Bewußtsein großer, für das Allgemeine oder für die Nation vollbrachter Thaten können aus dem Felseneiland Caprera ein Paradies machen, aber „die klimmende Hast auf die stets verwehrten Höhen- und Lichtpunkte des Lebens" wird dadurch nicht zur Ruhe gebracht. Diese erfüllte ihn, und da sie sich in ihm mit Klugheit paarte — mit viel mehr Klugheit und Zweckklarheit, als sie je einem Eiteln eigen war —, so hat er sich wahrscheinlich nie der Versuchung, sein großes rhetorisches und declamatorisches Talent auf der Bühne zu verwerthen, ernstlich zu erwehren gehabt. Dagegen konnte es nicht fehlen, daß die Bewegung von 1848 und die unabsehbaren Aussichten, die sie plötzlich dem Talent eröffnete, ihn mit der Frage erfüllten: wie nehme ich zu ihr Stellung? Kurz zuvor hatte er kaum noch an solche Möglichkeiten gedacht.

Dingelstedt war seit 1844 Bibliothekar des Königs von Würtemberg, war um seines Hofrathtitels willen viel verketzert worden, hatte unter den Angriffen Heinrich Heine's und anderer bitter leiden müssen. Glücklicher Gatte und Vater, war er allmählich über diese Dornenseite seiner Carrière hinausgekommen, hatte seinen Pegasus auf die Weide geschickt und sich's in seiner gesicherten Stellung wohl sein lassen. Noch zu Anfang des Jahres 1848 war seine lyrische Vergangenheit ihm beinahe ein Gegenstand spöttischen Humors. „Ich mache keine Verse mehr und keine Prosa", schrieb er nach den wiener Triumphen seiner Gattin Jenny Lutzer an Oetker; „schade um das hübsche Talent, das mir in drei Jahren so viel abwarf, wie meine Frau in drei Abenden ersingt." Und auf diese wiener Tage zurückblickend, gesteht er:

> Ich schwamm einmal wieder in meinem Elemente, wieder oben auf, getragen von einer großen Stadt, gehätschelt von ordentlichen Leuten, mit meiner wackern Frau und durch sie populär geworden. Es war eine göttliche Zeit. Das Geschäft geht gut, vortrefflich sogar. Wien ist über alles Erwarten eingeschlagen.... Vielleicht finde ich auf den neuen Irrfahrten einen Hafen, der mir besser zusagt als Stuttgart. Wien? Da ist's für unsereinen noch nicht Zeit. Berlin? Wollen sehen! In fange an zu begreifen, daß Jenny und ich eigentlich nur in einer dieser beiden Städte leben können.

Aber dann kam der März 1848 und Oetker war auf einmal der Mann, auf welchen ganz Hessen blickte. Im Mai schrieb ihm Dingelstedt:

> Du bist auf richtigem Wege, Hessens Crémieux zu werden.... Findest du in euerm Neubau eine Stelle für mich, so rufe.... Die Wahrheit ist, daß ich fort muß.... Sag' es doch einmal in der kölner, der deutschen, frankfurter, augsburger Zeitung, was du dem Morgenblatt ins Ohr geflüstert hast: wir möchten den Dingelstedt wieder haben!

„Auf der einen Seite traute man ihm nicht", schreibt Oetker über diese Phase des Dingelstedt'schen Emporstrebens, „auf der andern erregte es schon Unwillen, wenn er seine Pflicht als Bürgerwehrmann erfüllte." Es kam das Frühjahr 1849 heran, ohne daß sich für Dingelstedt ein politischer Sessel zurechtgerückt hätte. Seinem Freunde, dem Journalisten Vogel, schrieb er noch um diese Zeit:

> Mein ganzer Sinn steht auf die parlamentarische Carrière. Nicht weil ich eine Rolle auf der Bühne der Paulskirche zu spielen brennte, im Gegentheil, ihre Helden links und rechts, Vogt wie Vincke, dächte ich mit einer einzigen Rede einzuholen. Aber viel mehr als die Scene reizen mich die Coulissen, die Clubs, die politischen Salons. Das wäre mein Feld.

Kann man aufrichtiger sein? Wenige Monate später trat die rückläufige Bewegung ein. Der Hofrathstitel hatte Dingelstedt davor behütet, durch die Liberalen ins Parlament gebracht zu werden, und gewiß dankte er jetzt seinem Glücksstern für diesen Miserfolg. Seine Bedeutung als Dramaturg am stuttgarter Hoftheater, als Intendant in München, in Weimar und in Wien gibt der zweiten Hälfte seines vielbewegten Lebens eine ruhigere Beleuchtung und brauchte daher in dem vorliegenden Buche nicht eingehend dargestellt zu werden. Ebenso streift dasselbe Dingelstedt's Verhältniß zu Gutzkow nur mit wenigen Worten und läßt die vornehmlich auf Dingelstedt zurückzuführende Conflictsperiode der Schiller-Stiftung ganz beiseite, gewiß mit Recht; denn die Nachwirkungen des Conflicts sind glücklicherweise endlich im Verschwinden.

Wie schon aus dem oben auszugsweise Mitgetheilten ersichtlich, hat Rodenberg sowol Oetker's wie auch Vogel's bekannte Aufzeichnungen über Dingelstedt fleißig benutzt; er war aber als Landsmann des letztern und als früherer Verehrer des ihm erst im Laufe der Jahre näher befreundet gewordenen Dichters und Bühnenleiters auch in der glücklichen Lage, in seine Schilderung jenen Ton liebender Pietät hineinzulegen, dem wir mit Freuden lauschen und der uns, hinter den nicht immer sympathischen Zügen des in den Vorzimmern der Großen erst zu innerer Beruhigung Gelangten, den jungen, hochbegabten, sich mühsam zum Lichte durchringenden Poeten erkennen läßt. Ihn mit dem ewig opferwilligen, nur der Sache dienenden Patrioten, ihn mit Friedrich Oetker in Parallele zu stellen, war kein geringes Wagniß. Aber dasselbe ist gelungen, und das Bild des einen wie des andern hat dadurch nur an Deutlichkeit gewonnen.

Robert Waldmüller.

Feuilleton.

Aus der Schriftstellerwelt.

Edmund Lobedanz hat seinem Leben in Kopenhagen am 21. October im zweiundsechzigsten Lebensjahre selbst ein Ende gemacht, indem er sich an einem Baume im Thiergarten, einem der beliebtesten Spaziergänge, aufhing. Das Motiv dieser That ist unbekannt; doch ist es zweifellos, daß der Dichter mit Nahrungssorgen schwer zu kämpfen hatte, da er keine reiche Productionskraft besaß und auch nicht journalistisch thätig war. Vorzugsweise hat er sich bekannt gemacht durch seine trefflichen Nach- und Neudichtungen indischer Meisterwerke, besonders der beiden hochpoetischen Dramen von Kalidasa: „Sakuntala" und „Urvasi", welche mehrfache Auflagen erlebten; „König Nal und sein Weib" bearbeitete er in gleicher Weise; ebenso übersetzte er Shakspeare's „Hamlet" und „Romeo und Julie". Auch zwei größere historische Romane hat er verfaßt: „Narren des Glücks" (1856) und „Die Bauernfreunde" (2 Bde., 1873). In letzterm Werke schildert er auf Grund eigener Anschauungen das Leben und Treiben des dänischen Bauernvolks, welches in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts dasselbe war wie heute. Die geheimnißvolle Trauung eines vornehmen russischen Paars in einer abgelegenen seeländischen Dorfkirche gibt den Faden der Handlung. Die Darstellungsweise ist edel und stilistisch tadellos, die Charakteristik kernhaft und lebenswahr.

— In Prag starb am 24. October der Dichter Karl Egon Ebert in seinem zweiundachtzigsten Lebensjahre; vor zwei Jahren, als er seinen achtzigsten Geburtstag feierte, wurden dem Veteranen deutsch-böhmischer Poesie noch zahlreiche Huldigungen zutheil, namentlich von seiten dichtender Genossen. Karl Egon Elbert war am 5. Juni 1801 zu Prag geboren als Sohn eines Advocaten. Im Jahre 1825 wurde er Bibliothekar des Fürsten Karl Egon zu Fürstenberg, im Jahre 1848 Hofrath. Nachdem er 1854 zum fürstlichen Güteradministrator ernannt worden, ließ er sich 1857 pensioniren und widmete sich dann in Prag ausschließlich der literarischen Thätigkeit. Die erste Sammlung seiner „Dichtungen" erschien 1824 (2 Bde.); größere poetische Werke waren „Wlasta, ein böhmisch-nationales Heldengedicht" (1829) und „Das Kloster" (1833). Gesammelt erschienen seine „Poetischen Werke" in sieben Bänden (1877): sie enthalten, außer jenen Erzählungen, „Fromme Gedanken eines weltlichen Mannes" und vier Dramen: „Bretislaw und Jutta", zuerst 1835 gedruckt, „Der Frauen Liebe und Haß" (1861), „Ein Gelübde" und „Brünoy". Das erste und dritte Stück sind auch zur Aufführung gekommen; dramatisch lebendig ist besonders „Brünoy". Wir verweisen auf die eingehende Charakteristik des Dichters von Karl Bartsch, welche Nr. 40 d. Bl. f. 1878 brachte.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

„Es geschieht selten", sagt die „Saturday Review", Nr. 1386, „daß die Biographie eines Autors von seinem Verleger geschrieben wird; das Wohlgefallen indessen, womit Herr Heymons, welcher Bücher kaufenden Sterblichen als Karl Duncker bekannt ist, seit lange das Erscheinen einer Auflage der «Philosophie des Unbewußten» nach der andern betrachtet hat, hat ihm endlich ein Memoir über seinen Lieblingsautor (unter dem Titel: «Eduard von Hartmann. Erinnerungen aus den Jahren 1868—1881 von C. Heymons») entlockt, wie eine Liebkosung einer Hauskatze ein Schnurren entlockt. Das Schickliche einer Offenbarung so innerster häuslicher Verhältnisse dürfte in den meisten Fällen fraglich sein; da die Veröffentlichung aber augenscheinlich Hartmann's Genehmigung hat, so läßt sich in diesem Falle nichts einwenden. Die kleine Biographie ist nicht ohne Interesse, da sie Näheres über die ursprünglichen Verhandlungen in Sachen des Verlags des nun berühmten Werks Hartmann's und den Umfang und Absatz der verschiedenen Auflagen enthält. Wir erfahren auch, daß «A. Taubert», dessen Vertheidigung der Hartmann'schen Philosophie vor einigen Jahren bedeutende Beachtung auf sich zog, kein anderer war als die erste Frau Hartmann's. Ihr Pessimismus scheint sowol der Stärke und dem literarischen Ausdrucke nach ernsterer Art gewesen zu sein als der ihres Gatten, welcher, wenn er das Leben wirklich für ein schlechtes Geschäft hält, doch augenscheinlich entdeckt hat, wie man den größten Vortheil daraus zieht."

„Ein weiterer Beitrag von einiger Bedeutung für die Geschichte der «Philosophie des Unbewußten» ist «Der Kampf ums Unbewußte» von O. Plumacher, der eine klare und ausführliche Analyse der verschiedenen Werke, welche von Hartmann's Theorie hervorgerufen, angefertigt hat. Es ist hinlänglich erwiesen, daß es der neuen Lehre jedenfalls gelungen ist, von sich reden zu machen; es dürfte sich aber fragen, inwiefern dieses Reden darüber ein lebendiges Interesse an dem Gegenstande andeutet und inwieweit es blos auf ein Gefühl unter den akademischen Philosophen hinweist, daß die neue Lehre sich trefflich zum Gegenstande der Dialektik eignet. Wie dem auch sei, Herr (der Recensent wußte natürlich nicht, daß das Buch eine Dame zur Verfasserin hat) Plumacher ist in der Lage, eine sehr ansehnliche Bibliographie von Büchern, Essays und Recensionen aufzustellen, darunter jedoch einige, welche, wie Hartmann's eigene «Selbstzersetzung des Christenthums», nur entfernt mit seiner besondern philosophischen Lehre zusammenhängen und andere, welche, wie unsers Landsmannes Sully's «Pessimism», ebenso mit Schopenhauer sich beschäftigen."

Wir schließen hier gleich ein italienisches Urtheil über die Schrift Heymons' an. Das Heft Nr. 12 der „Nuova Rivista Internazionale" sagt von ihr: „Diese kleine Arbeit ist eine so merkwürdige, anziehende und schmackhafte literarische Seltenheit, daß sie ohne Zweifel Tausende von Lesern finden wird. Wer hat nicht schon unzähligemal von Eduard von Hartmann, dem berühmten Philosophen des Unbewußten, sprechen hören? Und doch, wer kennt ihn in seinem Leben und seiner schriftstellerischen Thätigkeit? Für viele ist er bereits längst (?) eine mythische Persönlichkeit, über die wunderliche Dinge im Umlaufe sind. Seine Gegner besonders haben dafür gesorgt, eine Menge albernes Geschwätz und selbst Verleumdungen gegen ihn zu verbreiten; das ist ja das Geschäft einer gewissen Klasse von Leuten. Aber auch für viele nicht Uebelwollende ist Hartmann wesentlich eine mythologische Persönlichkeit (?). . . . Die Schrift seines Verlegers würde sich auch dann noch mit dem größten Genuß lesen lassen, wenn sie von einem weniger berühmten Manne handelte. Jede Seite enthält interessante Notizen."

Das Heft Nr. 11 derselben „Rivista" bespricht Theodor Bert's „Das antike Buchwesen in seinem Verhältniß zur Literatur" und Hans Droysen's „Athen und der Westen vor der sicilianischen Expedition" und weist beiden eine ausgezeichnete Stellung unter den neuesten wissenschaftlichen Publicationen Deutschlands an.

F. Jodl's „Geschichte der Ethik in der neuern Philosophie" wird von der „Saturday Review" besonders wegen ihrer gründlichen Behandlung der englischen Schule belobt.

Betreffs T. Zahn's „Cyprian von Antiochien und die deutsche Faust-Sage" meint die „Saturday Review", die Beweise für den gemeinsamen Ursprung der Aehnlichkeit zwischen Calderon's „Wunderwirkenden Zauberer" und Goethe's „Faust" in der cyprischen Sage seien nicht sehr überzeugend und das Verhältniß beider Stücke zueinander sei durchaus kein enges.

„«W. Jordan's Nibelungen. Zweites Lied: Hildebrand's Heimkehr. Theil 1» ist", wie die „Saturday Review" sagt, „ein Epos, das so ziemlich in demselben Geiste aufgefaßt ist wie Wagner's Musikdramen über dasselbe Thema und, wenn auch viel weniger affectirt alterthümlich, ist es doch wie diese in Versen gehalten, welche den Stabreim statt des Reims wählen. Es ist ein Hauptfehler solcher Verse, daß sie ganz besonders zur Weitschweifigkeit beitragen. Dessenungeachtet verbindet Jordan Kraft mit Wortreichthum und reproducirt die strenge Energie seines alterthümlichen Vorbildes mit nicht unbeträchtlichem Erfolg."

Ueber „Shakspeare's Selbstbekenntnisse. Nach zum Theil noch unbenutzten Quellen", von Fritz Kraus, sagt dieselbe Wochenschrift, Nr. 1390: „Der Hauptmangel dieses sehr interessanten Werks ist, daß es zu subjectiv ist. Es ist unter dem Einfluß vorher gefaßter Meinungen betreffs des Charakters des Dichters geschrieben, die den Verfasser außer Stand setzen, mehr als eine Seite der Frage zu sehen und die er überhaupt zu eilig aufgenommen hat. Gerade sein Eifer für den guten Ruf des Dichters hätte ihn davor warnen sollen, hierin nicht auf eine fragwürdige Hypothese sich zu stützen. Es liegt nichts gerade Unehrenhaftes für Shakspeare in der Annahme, daß die Sonette autobiographisch seien, und wenn seine Ehe unglücklich war, so folgt daraus nicht, daß das seine Schuld gewesen. Wenn er gefehlt und bereut hat, so stand er in ersterer Hinsicht nicht allein, wenn auch vielleicht in der zweiten, und die Heftigkeit seines Selbstvorwurfs ist weniger ein Beweis für die Regelwidrigkeit seines Benehmens, als für die Empfindlichkeit seines Gewissens. Es liegt daher kein Anlaß vor zu den starken Voreingenommenheiten, welche Kraus gegen die große psychologische Unwahrscheinlichkeit blind machen, daß Dichtungen, die so viel Leidenschaft athmen wie die Mehrzahl der Sonette, auf den Auftrag eines Freundes verfaßt worden seien, gerade wie ein Rechtsanwalt eine Rede für einen Clienten verfaßt. Diese Unwahrscheinlichkeit überwiegt unserer Ansicht nach die innere Evidenz, welche der Scharfsinn Gerald Massey's und nach ihm Fritz Kraus aus den Sonetten Sir Philipp Sidney's hervorgeholt haben. Gerade die Sonette sind allem Anschein nach die subjectivsten und rein persönlichsten der sämmtlichen Dichtungen Shakspeare's."

Ueber „Goethe in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens. Gesammelte Abhandlungen" von Adolf Schöll, sagt die „Saturday Review": „Ihr Hauptmerkmal ist Gründlichkeit, verbunden mit jener Schwerfälligkeit und Weitschweifigkeit, die von der Gewissenhaftigkeit eines deutschen Kritikers unzertrennlich zu sein scheinen. Diese Schwerfälligkeit liegt jedoch viel mehr im Stil als im Stoff und beide sind nicht allzu dunkel." Nachdem dann den Essays über „Pandora" und über „Goethe als Staatsmann und Geschäftsmann" besonderes Lob gespendet worden, obgleich die Abhandlungen alle für zu lang befunden werden, sagt das Blatt: „Eine Besprechung der Lewes'schen Biographie Goethe's kennzeichnet den eigenthümlichen Standpunkt deutscher Kritik. Der Verfasser ärgert sich augenscheinlich darüber, daß die einzige Biographie Goethe's, die bisjetzt einen europäischen Ruf erlangt hat, das Werk eines Ausländers ist, und glaubt, er habe Lewes vernichtet, indem er ihn einiger Ungenauigkeiten überführt hat, was keine schwere Sache war. Außerhalb Deutschlands indessen wird ein Buch, das nicht interessirt, sondern nur belehrt, kaum als zur Literatur gehörig betrachtet. Es gibt zahlreiche Biographien von Goethe, die ebenso viel genauer sind als die von Lewes, wie sie bändereicher sind; man öffnet sie aber, wie man Wörterbücher nachschlägt, und sie besitzen ebenso viel Anspruch darauf, als Literatur angesehen zu werden, wie diese. Es sind keine Biographien, sondern das Material zur Biographie. Wenn die Goethe's nicht so interessant gemacht wird wie ein Roman, so ist ihr nicht Gerechtigkeit widerfahren, und bis ein Deutscher ersteht, der fähig ist, ihr gerecht zu werden, wird man fortfahren, den Engländer zu kritisiren, weil man fortfahren wird, ihn zu lesen."

Bibliographie.

Baereubach, F. v., Die Socialwissenschaften. Zur Orientirung in den socialwissenschaftlichen Schulen und Systemen der Gegenwart. Kritisch und gemeinfasslich dargestellt. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 5 M.

Baudissin, Graf U., Ehestandsfesseln. Roman. 2 Bde. Berlin, Kogge u. Fritze. 8. 10 M.

Bloch's, E., Theater-Correspondenz. Nr. 161: Der Wohlthätigkeitskuß. Lustspiel von E. Lehmann. Berlin, Lassar. 8. 2 M.

Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge, herausgegeben von P. Hassner. 3ter Bd. 12tes Hft.: Bischof W. E. v. Ketteler und die sociale Frage. Von B. Liesen. Frankfurt a. M., Foesser Nachf. Gr. 8. 40 Pf.

Bulthaupt, H., Dramaturgie der Classiker. 2ter Bd.: Shakespeare. Oldenburg, Schulze. 1883. Gr. 8. 5 M.

Dixie, Lady Florence, Bei den Patagoniern. Ein Damenritt durch unerforschte Jagdgründe, ausgeführt und geschildert. Frei nach dem englischen Original übersetzt durch H. v. Wobeser. Mit vielen Illustrationen. Leipzig, Hirt u. Sohn. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Ehrlich, U., Kärntnerisches Gedenkbuch mit besonderer Rücksicht auf die Landeshauptstadt Klagenfurt. Klagenfurt, Heyn. 8. 3 M. 60 Pf.

Fischer, A. L., Die Sonnenflecken und das Wetter. Erfurt, Villaret. Gr. 8. 2 M.

Frerichs, H., Zur moderneu Naturbetrachtung. 4 Abhandlungen. Norden, Fischer Nachf. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Freybe, A., Das Berliner Weihnachtsspiel. Von den Prinzen und Prinzessinnen des kurfürstlichen Hofes im Jahre 1589 in Berlin aufgeführt. Uebertragen von A. F. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Guérin, Eugenie de, Tagebuch und Fragmente. Von der französischen Akademie gekrönt. Nach der 34. Aufl. übersetzt von O. H. Halle, Strien. 1883. 8. 4 M. 50 Pf.

Heinzelmann's, R., Dramatische Werke. 4ter Thl.: Der Materialist. Lustspiel. Berlin, Lassar. 8. 1 M. 50 Pf.

Jahrbuch religiöser Poesien, herausgegeben von J. Sturm. Jahrg. 1882. Wiesbaden, Niedner. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Karlshoff, K., Variationen über das Thema „Laura am Klavier". In zwölf Dichter-Charakteren. Berlin, U. Klein. 1883. 12. 80 Pf.

Lage, Bertha von der, Ein Wort zur Frauenfrage. Berlin, H. W. Müller. 8. 1 M.

Lewald, Fanny, Treue Liebe. Erzählung. Dresden, Minden. 1883. 8. 3 M. 60 Pf.

Lyon, O., Goethes Verhältniss zu Klopstock. Ihre geistigen, litterarischen und persönlichen Beziehungen. Leipzig, Grieben. Gr. 8. 3 M.

Matly, J., Der Prinz im Incognito. Lustspiel. Aachen, Cremer. 12. 1 M. 20 Pf.

Mejer, L., Die Periode der Hexenprocesse. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. Gr. 8. 2 M.

Mentzel, E., Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt am Main, von ihreu ersten Anfängen bis zur Eröffnung des städtischen Komödienhauses. Ein Beitrag zur deutschen Kultur- und Theatergeschichte. Mit 2 Abbildungen. Frankfurt a. M., Völker. Gr. 8. 10 M.

Mosbach, A., Der französische Feldzug auf St. Domingo 1802/3. Nach den Berichten vier polnischer Offiziere. Breslau, Köhler. Gr. 8. 50 Pf.

Oldenberg, F., Johann Hinrich Wichern. Sein Leben und Wirken. Nach seinem schriftlichen Nachlaß und den Mittheilungen der Familie dargestellt. 1stes Buch: Die Jugendzeit. Mit dem Bildniß Wicherns. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses — Mauke Söhne. Gr. 8. 3 M.

Roedlich, E. F., Das Leben des Generals Hieronymus Roedlich (1767—1833). Mit Bild nebst Unterschrift. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Roeßler, A. v., Geschichte des königlich preußischen 1. Nassauischen Infanterie-Regiments Nr. 87 und seines Stammes, des herzoglich Nassauischen 1. Infanterie-Regiments. 1809—1874. Im Auftrage des Regiments nach den vorhandenen Quellen zusammengestellt. Mit 10 Karten und Plänen in Steindruck. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Sacher-Masoch, Das schwarze Cabinet. Leipzig, Morgenstern. 8. 2 M. 50 Pf.

— — Das Testament. Novelle. Leipzig, Morgenstern. 8. 2 M. 50 Pf.

Steinberg, S., Ewig unvergeßlich. Bilder aus dem Soldatenleben in Krieg und Frieden. Hannover, Helwing. Gr. 8. 4 M.

Thomas und Felix Plattner, zwei Lebensbilder aus der Zeit der Reformation und Renaissance, von ihnen selbst entworfen. Aus dem Schweizerdeutschen für die Gegenwart übertragen von J. K. R. Heman. Mit Bildnissen, Faksimiles und Wappen. 2 Tle. in 1 Bd. Gütersloh, Bertelsmann. 12. 5 M. 40 Pf.

Vely, E., Die Wahlverlobten. Roman. Herzberg a/H., Simon. 1883. 8. 4 M.

Moderne Wohlthätigkeit. Erzählung von der Prinzessin *_*, Verfasserin des Romans „Eglantine". Dresden, Minden. 1883. 8. 2 M.

Anzeigen.

Schwizer-Dütsch.

Sammlung deutsch-schweizerischer Mundartliteratur.

Gesammelt und herausgegeben
von
Professor **O. Sutermeister.**

Bisjetzt erschienen die Kantone: **Bern, Basel, Aarau, St.-Gallen, Appenzell, Zürich, Uri, Schwyz, Unterwalden, Glarus, Luzern, Schaffhausen, Solothurn.**

Jedes Heft ist **einzeln** zum Preis von **50 Pfennig** in allen soliden Buchhandlungen zu haben oder durch solche ohne Aufenthalt zu beziehen.

Zürich. **Orell, Füßli & Co.** Verlag.

Soeben erschien:

Hegar, A., Prof. in Freiburg.

Specialismus und allgemeine Bildung.

Klein 8. M. —. 75 Pf.

J. C. B. Mohr, Freiburg. Baden.

Billigste, correcte, gutausgestattete Bibliothek der Classiker u. modernen Meister der Musik.

Volksausgabe Breitkopf & Härtel.

Ausführliche Prospecte gratis.

Durch alle Buch- u. Musikhandlungen zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

SHAKESPEARE-GALERIE.

36 Blätter in Stahlstich.

Mit erläuterndem Text von Friedrich Pecht.

Zweite Auflage.

In 12 Lieferungen à 4 M.

In einem Bande eleg. gebunden in Lwd. 56 M., in Leder 62 M.

Dieses gediegene Pracht- und Salonwerk, das die Hauptscenen aus Shakespeare's Dramen nach Original-Zeichnungen von **Adamo, H. Hofmann, Makart, Pecht, Schwoerer, A.** und **H. Spiess** auf 36 Stahlstichblättern zu höchst ausdrucksvoller Darstellung bringt, erscheint gegenwärtig in zweiter Auflage. Wie ihm in der ersten Auflage die beifälligste Anerkennung seitens der Kunst- und Literaturfreunde zutheil geworden, darf auch jetzt wieder ein lebhaftes Interesse dafür erwartet werden.

Die erste Lieferung wurde bereits ausgegeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben. Das binnen kurzem vollständig vorliegende Werk empfiehlt sich besonders auch als gehaltvolle Gabe für den Weihnachtstisch.

Neuer Verlag von **J. C. B. Mohr** in **Freiburg i/B.**

Funck, H., (Karlsruhe). **Beiträge zur Wieland-Biographie.**
Aus ungedruckten Papieren. 8. M. 2,40.

In meinem Verlage ist soeben erschienen:

Grundriss
der christlichen
Glaubens- und Sittenlehre
von
Otto Pfleiderer,
Doctor und Professor der Theologie zu Berlin.
Zweite Auflage.
Preis 5 Mark.

Die
Neugestaltung unserer Weltansicht
durch die Erkenntniß der
Idealität des Raumes und der Zeit.

Eine allgemeinverständliche Darstellung
von
Hugo Sommer,
Amtsrichter in Blankenburg am Harz.
Preis 3 Mark.

Berlin, den 20. October 1882. **G. Reimer.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Altersversorgung der Arbeiter in Deutschland.

Von
Franz Kretschmann.
8. Geh. 1 M.

Die überaus wichtige, auch schon von der Reichsregierung ins Auge gefaßte Frage der Altersversorgung der Arbeiter wird in dieser Schrift von dem Director der ostpreuß. ländl. Feuersocietät, Regierungsrath Kretschmann in Königsberg, der während dreißigjähriger Amtsthätigkeit die Armenpflege gründlich kennen gelernt hat, in praktischer und eigenartiger Weise behandelt. Seine Vorschläge, durch ziffermäßige Aufstellungen und Tabellen erläutert, verdienen die allgemeinste Beachtung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aufwärts!

Neue religiöse Gedichte
von
Julius Sturm.
8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Eine neue Sammlung religiöser Gedichte von Julius Sturm, dem Dichter der bereits in neunter Auflage vorliegenden „Frommen Lieder", darf des freundlichsten Willkommens sicher sein. Das elegant ausgestattete Buch eignet sich namentlich auch als passendes Geschenk.

(Mit Beilagen von: **Otto Spamer** in **Leipzig** und **Paul Neff** in **Stuttgart.**)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

ALLGEMEINES REICHS-[illegible]

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 46. — 16. November 1882.

Inhalt: Schriften zur Aesthetik und Poetik. Von Rudolf von Gottschall. — Griechische Tragödiendichter. Von Karl Siegen. — Neueste deutsche Romane. Von J. J. Honegger. (Beschluß.) — Dialektschriften. Von A. Hermann. — Feuilleton. (Theater und Musik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Schriften zur Aesthetik und Poetik.

1. Das System der Künste aus einem neuen, im Wesen der Kunst begründeten Gliederungsprincip mit besonderer Rücksicht auf das Drama entwickelt von Max Schasler. Leipzig, Friedrich. 1882. Gr. 8. 6 M.
2. Deutsche Poetik. Theoretisch-praktisches Handbuch der deutschen Dichtkunst. Nach den Anforderungen der Gegenwart von C. Beyer. Erster und zweiter Band. Stuttgart, Göschen. 1882. Gr. 8. 24 M.

Die erste Schrift (Nr. 1) ist ein neuer Baustein zu dem System der Aesthetik, zu welchem Max Schasler in seiner vor zehn Jahren erschienenen „Kritischen Geschichte der Aesthetik" die Grundlage gelegt hat, und zwar bildet sie, wie der Verfasser selbst in der Vorrede bemerkt, einen nicht unwesentlichen Theil des Ganzen. Wenn der äußere, wir möchten sagen, der buchhändlerische Zusammenhang fehlt, d. h. die einzelnen Theile nicht schon auf dem Titel als zusammengehörige Theile eines ganzen Werkes bezeichnet sind, so liegt das jedenfalls nur an der Ungunst der Zeit, welche den Verlag voluminöser systematischer Arbeiten, besonders wenn die einzelnen Bände allmählich nach größern Zwischenräumen aus Licht treten, als ein bedenkliches Waguiß für den Buchhändler erscheinen läßt. Hat doch selbst ein so ausgezeichnetes und bahnbrechendes Werk wie Vischer's „Aesthetik" es noch nicht zu einer zweiten Auflage bringen können, sodaß es dem Verfasser noch nicht möglich war, die durchgehenden und bis zu hoher Ziffer anwachsenden Paragraphenzahlen zu beseitigen, durch welche dem ganzen Werke ein schwerfälliges Ansehen gegeben wird.

Max Schasler ist wie Vischer ein Jünger der Hegel'schen Schule: gerade auf dem Gebiete der Aesthetik hat das System des Meisters die schönsten Früchte gezeitigt. Einzelne Abschnitte derselben gehören zu dem Vorzüglichsten, was über die in ihnen behandelten Themata überhaupt geschrieben worden ist; andere sind der Fortbildung und Correctur bedürftig und fähig: in allen aber spricht sich nicht nur das philosophische Genie Hegel's aus, sondern auch sein praktischer Blick, welcher das weite Gebiet künstlerischer Erscheinungen beherrschte und der modernen Kunst, besonders der Dichtkunst, die wahrhaft berechtigten Ziele setzte. Wäre die Entwickelung der letztern, wie sie im vierten und fünften Jahrzehnt dieses Jahrhunderts den Anlauf nahm, die vom Meister bezeichneten Wege weiter gegangen: es wäre uns viel flacher Realismus, viel werthloser Singsang, viel manierirte mittelalterliche Majuskeldichtung und viel absurder Messiasjubel gegenüber confusen ästhetischen Heilslehren erspart worden.

Gerade daß Schasler der Hegel'schen Schule angehört, bürgt uns dafür, daß wir es in seinem System der Künste nicht mit einem leeren Schematismus zu thun haben, den man mit der Feder bald so, bald anders auf das Papier zeichnen kann, sondern mit wirklich wohlmotivirten, aus ästhetischen Principien hergeleiteten Begriffen. Nur durch Zurückgehen auf das Wesen der Kunst kann die Gliederung der Künste gefunden werden; bisher, meint unser Autor, ist es mislungen, die rechte Systematik aufzustellen, weil man unwesentliche und unzureichende Eintheilungsgründe aufgestellt hat: einmal die Verschiedenheit des Darstellungsmaterials, dann das Object, den stofflichen Inhalt, dann wieder die Form der Darstellung oder die Anschauungsorgane. Sehr interessant ist der Rückblick auf die bisherigen Eintheilungsversuche der verschiedenen Aesthetiker: ein Rückblick, dem es nicht an scharfer Kritik fehlt.

Diese Kritik wie die dialektische Entwickelung, durch welche Schasler zu seinen Resultaten kommt, mag man in dem Werke selbst nachlesen: wir wollen hier nur die letztern mittheilen. Als Princip der allgemeinen Zweitheilung der Künste stellt er den Gegensatz des Simultanen und Successiven hin. Natur und Geist als Anschauungs-

objecte entsprechen den Formen Raum und Zeit und den Organen Auge und Ohr. Das Nebeneinander entspricht zunächst dem Raume, das Nacheinander der Zeit. Demungeachtet besitzt die Raumanschauung auch ein Nacheinander, sofern ein Ganzes nur durch successive Anschauung der Theile, deren Summa es ist, aufgefaßt werden kann, ebenso die Zeitanschauung ein Nebeneinander in der Gleichzeitigkeit. Nach diesem Princip sondern sich die Künste in zwei Hauptgruppen: die Künste des simultanen Elementes sind Architektur, Plastik, Malerei, die des successiven Musik, Mimik, Poesie. Das Sonderungsprincip innerhalb des allgemeinen Gegensatzes ist die Bewegung in dem Gewichtsverhältniß von Idee und Material. In dem Eintheilungsschema, welches Schasler auf Grund seiner Untersuchungen aufstellt, findet sich eine wesentliche Abweichung von den bisherigen Eintheilungen, und hierin wird der Aesthetiker selbst seine reformatorische That zu sehen geneigt sein: er hat einer bisher stiefmütterlich behandelten Kunst die Gleichberechtigung mit den andern eingeräumt: es ist die Mimik, und es handelt sich in der That nicht blos um einen dem Auge wohlgefälligen Parallelismus, wenn dieselbe als bewegte Plastik unter den Künsten der Zeitanschauung denselben Platz einnimmt, wie die Plastik unter denen der Raumanschauung. Schasler ist sich dabei des auffallenden Widerspruchs mit der thatsächlichen Stellung wohl bewußt, welche diese beiden Künste in dem verschiedenartigen Stadium ihrer gegenwärtigen Entwickelung einnehmen.

Selbstverständlich kann es mir nicht in den Sinn kommen, die Musik und die Mimik, wie sie sich thatsächlich, d. h. geschichtlich und praktisch, zu diesen bestimmten Kunstgattungen entwickelt haben, als gleichwerthig bezeichnen, geschweige denn erstere gegen letztere herabsetzen zu wollen: dies würde höchstens jenem „Standpunkt des bescheidensten Laienthums", auf den sich Gervinus so viel zu Gute thut, nachzusehen sein. Es wäre ja geradezu kindisch, leugnen zu wollen, daß die Mimik auf dem Entwickelungspunkte, wie sie sich factisch heute der Kritik darstellt, der hochentwickelten Musik gegenüber eine so klägliche und untergeordnete Rolle spielt, daß in dieser Beziehung ein Vergleich mit der letztern gar nicht angestellt werden kann; höchstens etwa mit der Seiltänzerei und Akrobatik, d. h. „Künsten", die man überhaupt gar nicht zur Kunst im höhern Sinne des Wortes rechnen darf. Kann man sich aber entschließen, diese thatsächliche Position der beiden Künste, für deren Erklärung ich bereits oben eine gelegentliche Andeutung gemacht habe, zu vergessen, um seine Aufmerksamkeit nur auf die in dem beiderseitigen Wesen begründeten Elemente künstlerischer Gestaltung zu richten, so wird man, wenn man gerecht und ohne Voreingenommenheit urtheilen will, zugeben müssen, daß die ungünstige Stellung der Mimik lediglich in der ihr fehlenden höhern Entwickelung und praktischen Ausbildung gesucht werden muß, nicht aber in ihrer principiellen Leistungsfähigkeit, d. h. in ihrer künstlerischen Natur an sich.

Die stiefmütterliche Stellung der Mimik führt Schasler auf den Mangel künstlicher Fixirung des Darstellungsinhaltes durch Schrift und Druck zurück. Im übrigen gibt er dem bisherigen Stiefkind der Aesthetik durch viele geistreiche Bemerkungen über die epische Natur der Mimik, über den choreographischen Dialog, über ihre Ausdrucksmittel für die Darstellung von Liebe und Streit ein hervorhebendes Relief.

Mehr als die Hälfte seines Werks hat der Verfasser der Darstellung des Dramas als Universalkunst in seiner Stellung zu den andern Künsten gewidmet; er berührt dabei Fragen, welche gegenwärtig zu den brennendsten der Tagesästhetik gehören. Er nennt das Drama

diejenige Kunstgattung, welche für ihre Darstellung auf der Bühne nicht nur auf die elementaren Hülfsmittel der mit ihr verwandten und derselben Anschauungssphäre angehörigen Künste, der Musik und Mimik, sondern auch behufs sinnlich lebendiger Vergegenwärtigung der Handlung auf die Beihülfe der räumlichen Künste angewiesen ist, sodaß wir in ihm (dem Drama), wie bereits bemerkt wurde, in Wahrheit eine „Universalkunst" d. h. eine Kunst, welche sämmtliche Kunstformen zu einer großen und einheitlichen Totalwirkung verbindet, zu erblicken haben. Hierbei ist nur das Misverständniß zu vermeiden, als ob die übrigen Künste in dieser Zusammenwirkung eine dem poetischen Inhalt gleichberechtigte Stellung einnehmen, d. h. zu ihm in einem andern Verhältniß stehen könnten als in dem von blos secundären Auxiliarkünsten. Nur was die Lyrik und Epik betrifft, die ja mit dem Drama zusammen die drei Unterarten der „Poesie", als der sechsten in der Entwickelungsreihe der Künste, bilden, so nehmen diese dem Drama gegenüber insofern eine höhere Stellung als die übrigen Kunstgattungen ein, als sie inhaltlich den Stoff für die organische Gestaltung des Dramas abgeben; aber insofern das Drama eben beide Elemente in sich vereinigt, so stellt es sich eben damit auch wieder als die höhere Kunstform über sie.

Er weist näher auf einige praktische Consequenzen hin,

welche, aus den bisherigen Erörterungen mit logischer Nothwendigkeit folgend, auf mancherlei in neuerer Zeit aufgestellte Fragen eine Antwort geben, die nur auf diesem Wege dem subjectiven Belieben oder, was dasselbe ist, dem genialen Einfall berühmter Autoritäten entzogen und zur objectiven, d. h. aus dem Wesen der Sache selbst geschöpften Lösung des Problems erhoben werden kann; z. B. die Frage der „Ueberschreitung der Grenzen einer Kunstgattung", der „Incongruenz zwischen Motiv und Darstellungsform", der „unzulässigen Vermischung zweier und mehrerer Künste", namentlich aber die Frage, ob eine „Verbindung von Poesie und Musik als gleichwerthigen Wirkungselementen der dramatischen Darstellung" ästhetisch sich rechtfertigen lasse. Da in diesem letzten Punkte sich im Grunde alle durch die anderweitigen Fragen angedeuteten Verirrungen concentriren, so werden wir den sichersten Weg einschlagen, wenn wir zunächst das Drama selbst in Betrachtung nehmen; wobei nicht ausgeschlossen ist, daß wir gelegentlich einen Seitenblick auf die eine oder andere Kunst werfen.

Was er über Wesen und Eintheilung des Dramas, über Composition als innere und äußere Entwickelung der Handlung sagt: das trifft im wesentlichen mit den Grundzügen meiner Darstellung des Dramas in der „Poetik" zusammen. Einen Excurs über einige Stellen der Freytag'schen „Technik des Dramas" unterschreiben wir Wort für Wort:

Wenn die Beantwortung der Frage, was „dramatisch" sei, bei Freytag nur an gedanklicher Unklarheit leidet, so frappirt die der andern, was „tragisch" sei, durch ihre — geradeheraus gesagt — fast philisterhafte Einseitigkeit. Denn falls man es auch einem Praktiker, wie Freytag es als ausgezeichneter Romanschriftsteller und dramatischer Dichter ohne Zweifel ist, allenfalls

noch nachsehen wollte, wenn er „die Ausdrücke tragische Schuld, innere Reinigung, poetische Gerechtigkeit" u. s. f. als „bequeme Schlagwörter der Kritik, bei denen man so Verschiedenes denken könne", bezeichnet (obschon doch auch dergleichen für einen Schriftsteller, der über die Technik des Dramas eine wissenschaftliche Arbeit veröffentlicht, ziemlich unwissenschaftlich klingt), so enthält seine Ansicht, daß „offenbar derjenige am besten das Schicksal seines Helden leiten werde, der in seinem eigenen Leben hohe Bildung, umfassende Menschenkenntniß und einen männlichen Charakter entwickelt hat", seinerseits eine so auffallende Unkenntniß der Menschennatur, daß man füglich darüber erstaunt sein muß. Dramatische Dichter, wie er sie schildert, mögen wol — um mit Shakspeare zu reden — „gute Leute" sein, aber sicherlich, wenn sie sich auf diese ehrenwerthen Eigenschaften beschränken, auch „schlechte Musikanten". Dieser philiströsen (wir finden kein bezeichnenderes Wort dafür) Auffassung gemäß gibt dann Freytag dem Dichter den bedenklichen Rath, daß er „darum, wie eine Handlung tragisch zu gestalten sei, wenig sorgen" solle; er möge „sich nur selbst zu einem tüchtigen Manne" (das kann man auch dem Holzhacker anrathen!) „machen, dann mit fröhlichem Herzen an einen" (tragischen!) „Stoff gehen, welcher kräftige Charaktere in großem Kampfe darbietet" (also darum muß er sich doch wol kümmern, wie es scheint; oder findet man dergleichen auf der Straße?), „und soll die wohltönenden Worte Schuld und Reinigung, Läuterung und Erhebung andern überlassen". — Nun, die Worte kann er schon andern überlassen, aber auch die Sache? Daß ein dramatischer Dichter in seinem Drama nicht von „Schuld" und „Läuterung" u. s. f. sprechen wird, ist ja selbstverständlich; daß er ihre Bedeutung aber bei der Gestaltung der dramatischen Handlung und der Schilderung des dramatischen Charakters unberücksichtigt lassen dürfe — wenn dies Freytag meint, so documentirt dies seinerseits eine vollständige Verkennung der Aufgabe des dramatischen Dichters.

„Was in Wahrheit dramatisch ist", sagt Freytag weiterhin, „das wirkt in ernster stark bewegter Handlung tragisch, wenn der ein Mann war, der es schrieb." Es sind dies Reminiscenzen aus der Julian Schmidt-Freytag'schen Grenzbotenepoche, wo man diesen Yankee-doodle der Sittlichkeit aus allen Spalten heraushörte, wo alle sich an die Brust schlugen, um sich als Männer zu fühlen; man vergaß ganz, daß es zu allen Zeiten große Genies gegeben hat, welche sehr zu kurz kamen, wenn man das Rekrutenmaß philisterhafter Tüchtigkeit an sie anlegte, dagegen tüchtige Männer, welche das ledernste Zeug producirt haben.

Da Schasler, obschon er alle Combinationen und Varianten der möglichen Verbindung der Künste durchgeht, doch das Princip vertritt, daß eine Verbindung von Künsten in gleichwerthiger Stellung unzulässig sei, so ist vorauszusehen, welches Urtheil er über das Wagner'sche Musikdrama fällt; denn die Gleichberechtigung von Musik und Dichtkunst in demselben gehört ja zu den Axiomen des „Dichtercomponisten".

Wenn oben behauptet wurde, daß, wenn die Oper als musikalisches Drama auf einer organischen Verbindung von Handlung und Empfindung beruhen soll, dies nur dadurch möglich ist, daß nicht die Musik, sondern der poetisch-dramatische Inhalt als primäres Element zur Geltung gelangt, so ist bekanntlich thatsächlich gerade das Gegentheil der Fall; so sehr, daß dem musikalischen Ton sogar eine den poetisch-dramatischen Inhalt wesentlich beeinflussende, d. h. ihn oft bis zur Bedeutungslosigkeit herabdrückende Macht eingeräumt wird. Es bleibt mithin, da ein Dominiren einer der beiden in Verbindung gebrachten Künste, sei es der Musik oder der Poesie, zu keiner organischen Einheit führt, nur noch der dritte Fall denkbar, daß sie als gleichwerthige Elemente eine gleichberechtigte Stellung einnehmen: dies ist der Standpunkt, von welchem Richard Wagner sein Problem oder richtiger: sein Paradox des „Musikdramas" aufgestellt hat — ein Geschöpf, das, wie die Vorstellung der Sphinx, ein wahrhaftes Ungeheuer, ein fortpflanzungsunfähiges Zwitterding darstellt, das nie und nimmermehr lebensfähig ist und das dem Vernehmen nach von seinem Erzeuger selber neuerdings desavouirt wird.

Die Schrift Schasler's ist durchaus geistvoll und anregend; das Zurückgehen auf wissenschaftliche Principien ist für die heutige Zeit um so wünschenswerther, als in der Tageskritik oft geistige Nichtigkeit oder das confuse Nachbeten der paradoxesten Schlag- und Stichwörter im Schwange ist, sodaß einem oft zu Muthe wird wie in der Hexenküche:

Als hört' man einen Chor
Von hunderttausend Narren sprechen.

Eine reiche Fülle positiven Inhalts bietet die „Deutsche Poetik" von C. Beyer (Nr. 2), ein Werk erstaunlichen Fleißes, welches eine große Menge Material zusammengetragen hat und als die umfassendste Anleitung zum Selbststudium für junge Poeten betrachtet werden kann, welche bisher erschienen ist, und zwar sowol was die eigene Production, als auch was das Verständniß der Dichtwerke und Gedichte betrifft. Der Unterzeichnete erwähnt bei dieser Gelegenheit, daß seine eigene „Poetik" soeben in fünfter verbesserter Auflage erschienen ist (Breslau, Trewendt), daß diese in ihrer selbstaufgelegten Beschränkung sich durchaus nicht mit Beyer's umfangreichem Werke messen kann und will, daß sich aber in vielen Punkten, besonders auch was den modernen Standpunkt betrifft, beide Werke oft und zwar in erfreulicher Uebereinstimmung berühren, wie denn auch Beyer sehr häufig meine „Poetik" berücksichtigt und citirt. Freilich fehlt es auch nicht an Differenzpunkten, von denen wir einige weiterhin wenigstens andeuten wollen, da für eine nur einigermaßen erschöpfende Polemik hier der Raum fehlt.

Zwei starke Bände des Werks liegen vor. In der Vorrede zum ersten Bande wird ein dritter kurzer Supplementband angekündigt, der in die Technik der Poesie durch eine praktische Anleitung zum Versebilden einführen soll. Der Verfasser sagt in der Vorrede:

Die Schwierigkeit meiner umfassenden Arbeit wird der Wissende würdigen. Diese ist das Werk unermüdlichen, opfervollen Forschens, Ringens, eigener Selbstbelehrung und Selbstvertiefung wie des ehrlichen Strebens, der Wissenschaft der Poesie ein umfassendes, festbegründetes Werk zu liefern. Sie wurde nur möglich durch Benutzung der besten deutschen Bibliotheken, von denen ich besonders der stuttgarter gedenke, deren zuvorkommende Beamten mir manchen Vorschub leisteten, sowie durch thätige Ermuthigung bedeutender deutscher Dichter, gelehrter Freunde und eines für diesen Gegenstand ehrlich begeisterten Verlegers. Sollte ich hier und da meine Kräfte überschätzt haben, so rechne ich auf die Nachsicht Besserwissender und schärfer Combinirender, die frei vom Dünkel splitterrichtender

oder verdienstloser neidischer Halbwisser den guten Willen mit der Erwägung anerkennen, daß etwas in dieser Art Zusammenhängendes und Erschöpfendes in unserer Literatur noch nicht vorhanden ist.

Beyer beginnt seine „Deutsche Verslehre" — so bezeichnet er mit allgemeiner Ueberschrift den ersten Theil — mit „Vorbegriffen": er behandelt das Wesen der Poetik, die Geschichte derselben bis zur Gegenwart, die Schwesterkünste der Poesie, Poesie und Prosa, den Dichter und sein Jahrhundert, die dichterischen Stoffe. Wir freuen uns der Zustimmung, daß der Dichter aus seiner Zeit heraus, aus dem Geiste des Jahrhunderts heraus schaffen und für die Zukunft wirken soll. Gewiß müssen wir dem Autor recht geben, wenn er erklärt, daß Poetik nicht ohne Literaturgeschichte gelehrt werden sollte; gleichwol macht die Einführung in das Stoffliche der Poetik, die historische Uebersicht und Inhaltsangabe der deutschen poetischen Literatur in zehn Perioden doch einen zu registerhaften Eindruck; wie eine breite Schicht von todtliegendem Material schieben sie sich in die sonst so lebendige Darstellung ein; derartige Nomenclaturen und literarische Schiffsregister verwirren nur durch die Häufung von Namen und durch die Gleichstellung bedeutender und unbedeutender Leistungen.

Das zweite Hauptstück: die „Aesthetik", gibt über das Schöne an sich, das Verhältniß des Aesthetischen zum Ethischen, über das Charakteristische im Schönen, seine Gegensätze und Erscheinungsformen durchaus entsprechende Definitionen, welche durch Beispiele illustrirt sind. Alle diese Begriffsbestimmungen sind präcis gehalten, und nur hier und dort könnte man gegen die einzelnen Unterrubriken Bedenken erheben. Hierauf spricht der Verfasser von den Anforderungen des Schönen an poetische Sprache und poetischen Stil: es sind das Ordnung, Treue, Vollständigkeit, Kürze, Bestimmtheit, Deutlichkeit, Klarheit der Begriffe, Natürlichkeit, Mannichfaltigkeit, Neuheit, Reinheit (in diesem Abschnitt werden Barbarismen, Archaismen, Provinzialismen, Neologismen erörtert). Hierauf wird über die Neubildungen von Worten gesprochen, dann über das Schöne in der Lautmalerei. Bei diesem Anlaß geht Beyer sehr genau auf die Alliteration, die Lautsymbolik ein im Anschluß an Hans von Wolzogen's Schrift und an die Wagner'schen Operndichtungen. In einer Poetik darf natürlich die Alliteration, die heutigentags eine so große Rolle spielt, nicht übergangen werden; nur gegen die Zustimmung zur extravaganten Verherrlichung einer elementarischen, gegen den Reim weit zurückstehenden Form möchten wir Protest erheben. Bei Operntexten mag man sich allenfalls die Alliteration gefallen lassen, weil da der fehlende vollere Zusammenklang durch die musikalische Harmonie ersetzt wird. Auch bei altdeutschen Stoffen mag dieselbe als eine aparte Eigenthümlichkeit eine gewisse Duldung verlangen. Im übrigen, abgesehen von gelegentlicher Anwendung zur Verstärkung des malerischen Ausdrucks, erscheint die Alliteration als eine Rückkehr zu unfertigen und schüchternen Aeußerungen des Gleichklangs, und was die Bedeutung der einzelnen Consonanten betrifft, so läßt sich neben dem Zutreffenden, das oft nur Zufälliges ist, auch wieder so viel Abweichendes finden, daß es vergeblich ist, irgendwelche allgemein gültige Normen für die Bedeutung der Consonanten aufstellen zu wollen. Proben wie die aus dem „Rheingold":

Garstig glatter glitschriger Glimmer
Wie gleit' ich aus!
Mit Händen und Füßen nicht fasse noch halt' ich
Das schlecke Geschlüpfer —

zeigen gerade die Manierirtheit und Geschmacklosigkeit, zu welcher die Alliteration verführt, und sollten in einer Poetik nur als abschreckende Beispiele citirt werden. Der Abschnitt „Lautmalerei" dagegen bietet Interessantes in treffenden Beispielen. Ebenso ist der Abschnitt über das dichterisch Unschöne, welcher den Hiatus, die Elision, Zusammenziehungen und unpoetische Elemente behandelt, durchaus lehrreich und beherzigenswerth. „Idealismus und Realismus in der Poesie" und „Das schöne Kunstwerk als Endziel und Ideal der Aesthetik" sind zwei gehaltvolle Abschnitte, die wir aber nicht an dieser Stelle gesucht hätten.

Das dritte Hauptstück behandelt die „Tropen und Figuren" in einer sehr eingehenden und erschöpfenden Weise. Im ganzen befindet sich der Verfasser im Einklang mit meiner „Poetik": die vierfache Eintheilung der Metapher, die zweifache der Hyperbel ist mit der meinigen übereinstimmend. Nur rechnet Beyer die Hyperbel zu den Figuren, während ich sie zu den Tropen rechne. Beyer sagt:

Die Hyperbel (ὑπερβολή = superlatio) ist die Figur der Uebertreibung. Sie kennt in ihrer Bezeichnung weder die Grenzen des Wahrscheinlichen noch des Wirklichen und Möglichen. Die dichterisch erregte Phantasie sieht die Gegenstände eben durch das Vergrößerungsglas der steigernden Begeisterung an; ihr erscheint manches in verklärter Uebertreibung, was der nüchtern prosaische Pedant sofort als Unwahrheit erklären würde. Steigerung der Leidenschaft bewirkt Vergrößerung der Hyperbeln. Man unterscheidet die naive Hyperbel und die Hyperbel der Reflexion.

Diese eigene Erklärung Beyer's zeigt wol, daß die Hyperbel keine rhetorische Figur ist, sondern ein Bild; denn wenn sie auch die Erscheinung über das Maß der sinnlichen Wahrheit hinaus vergrößert, so entsteht denn doch wieder ein neues Bild für die Anschauung; es ist nicht blos eine grammatische Eigenheit des Ausdrucks.

Ueber die Gesetze für den Gebrauch der Tropen faßt sich Beyer verhältnißmäßig etwas kurz; jedenfalls stimmt er in seinen Auseinandersetzungen über die Katachrese und auch darin, daß dieselbe bisweilen selbst als ein berechtigter Tropus angesehen werden kann, ganz mit uns überein. Die Figuren sind mit großer Ausführlichkeit behandelt; so wird die Wiederholung in zehn Formen besprochen: Anaphora, Epiphora, Anadiplosis, Epanalepsis, Epanodos, Epizeuxis, Polyptoton u. s. f. Der Unterschied zwischen grammatischen und rhetorischen Figuren erscheint uns nicht stichhaltig, denn alle grammatischen Figuren haben nur rhetorische Zwecke, oder sie sind in einer Poetik gleichgültig und überflüssig.

Rudolf von Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Griechische Tragödiendichter.

Die Tragödien des Aeschylus und Sophokles haben bereits so vielen Uebersetzungskünstlern Gelegenheit gegeben, ihre Meisterschaft im Verdeutschen der griechischen Originale zu erproben, daß derjenige schon eine ganz stattliche Bibliothek besitzt, welcher sich die Werke dieser beiden Tragiker und des dritten im Bunde, des Euripides, in allen bessern Verdeutschungen anschafft, von den schlechten gar nicht zu reden. Es ist nun nicht zu leugnen, daß gerade die beiden ersten Tragiker einen ganz eigenthümlichen Reiz auf jeden classisch Gebildeten ausüben, um wie viel mehr auf diejenigen, welche selbst die Form beherrschen und sich die Fähigkeit zutrauen dürfen, die Originalsprache dieser Tragiker auf angemessene Weise in unser geliebtes Deutsch zu übertragen! So wird denn der deutsche Büchermarkt jahraus jahrein mit Uebersetzungen besonders von Tragödien der beiden ersterwähnten Bühnendichter förmlich überflutet, und für den Käufer steigert sich in immer ausgedehnterm Maße mit der Wahl naturgemäß auch die Qual. Ich halte das gerade für keinen Nachtheil, wenigstens nicht soweit es diese Dichter selbst angeht; denn man darf immerhin annehmen, daß selbst die schlechtesten Verdeutschungen ihrer Tragödien auch in die Kreise derer dringen, welche die betreffenden Werke noch nicht kennen, und somit — wenn auch manchmal in der bescheidensten Weise — dazu beitragen, die Meisterwerke der griechischen Tragik immer populärer zu machen. Und so schlecht kann wol kaum eine Uebersetzung sein, daß der Geist der Dichtung ganz und gar durch sie verwischt wäre und infolge dessen der Leser davon abgeschreckt würde, sich das betreffende Werk einmal in einer bessern Uebertragung näher anzuschauen.

Diesmal liegen uns nun gleichzeitig die Verdeutschungen von sieben Tragödien des Aeschylus sowie zwei verschiedene Verdeutschungen von Aeschylus' „Persern" und endlich eine solche von der „Antigone" des Sophokles vor.

1. Die Tragödien des Aeschylos. In den Versmaßen der Urschrift ins Deutsche übersetzt von Karl Bruch. Breslau, Morgenstern. 1881. 8. 5 M.

Karl Bruch ist auf dem Felde der Uebersetzungskunst kein Neuling mehr und hat unter möglichst getrener Anschmiegung an das Original sich bereits als einen verständigen Interpreten der Sophokleïschen Tragödien gezeigt. Seine hier in Frage kommende Uebersetzung der Aeschyleïschen Dramen verdient die gleiche Anerkennung. Die Uebersetzung enthält zunächst die einzig vollständige Trilogie des Dichters, welche wir unter dem Namen „Orestea" kennen und welche sich aus dem „Agamemnon", den „Choëphoren" (Todtenopfer-Spenderinnen; Bruch nennt das Drama, abweichend vom Original, kurz „Das Todtenopfer") und den „Eumeniden" zusammensetzt; das Satyrspiel „Proteus", welches mit diesen drei Dramen eine Tetralogie bildete, ist bekanntlich wie alle übrigen Satyrspiele des Dichters verloren gegangen. Hierauf folgt aus der zweiten Trilogie der „Promethea", die aus dem „Feuerbringenden", dem „Gefesselten" und dem „Befreiten Prometheus" bestand, der uns überkommene „Gefesselte Prometheus" (von Bruch etwas ungenau einfach als „Prometheus" bezeichnet). Die dritte Trilogie, die „Thebaïs", welche die „Nemeen", „Die Sieben gegen Theben" und „Die Phönizierinnen", nach anderer Annahme statt des ersten Stücks, statt der „Nemeen", als drittes „Die Epigonen" enthielt, ist bis auf „Die Sieben gegen Theben" verloren gegangen, welches Drama Bruch hier übersetzt hat. Aus der nächsten Trilogie, „Die Perser" betitelt, welche sich aus dem „Phineus", den „Persern" (im engern Sinn) und dem „Meerglaukos" zusammensetzte und zu der auch das dem Namen nach uns bekannte Satyrspiel „Prometheus Feuerzünder" gehört haben soll, bietet uns Bruch das dem Untergang entrissene mittlere Stück „Die Perser"; aus der letzten Trilogie endlich, der „Danais", zu der „Die Aegyptier", „Die Hiketiden" (Schutzflehenden) und „Die Danaiden" gehörten und als Satyrspiel wahrscheinlich noch die „Amymone" kam, finden wir in der Bruch'schen Uebersetzung „Die Schutzflehenden". Wir haben sonach alles beisammen, was von Aeschylus in unversehrtem Zustande bis auf unsere Zeit sich erhalten hat.

Was nun die Behandlung dieses Stoffs durch den Uebersetzer betrifft, so lag demselben in erster Linie daran, so wörtlich zu übersetzen, als es das Verständniß der Dichtung erlaubt. Was das gerade bei Aeschylus sagen will, wird jeder wissen, der sich einmal an diesen oft so schwer, manchmal kaum verständlichen Tragiker gewagt hat. Die Aufgabe, ihn zu verdeutschen, dürfte wol zu einer der schwierigsten der Uebersetzungskunst gehören. Es ist deshalb ein großes Verdienst, wenn es einem Uebersetzer gelingt, des Originals insoweit Herr zu werden, daß dasselbe im Versmaß der Urschrift übertragen und doch unsern Sprachforderungen möglichst angepaßt ist. Wenn es dabei trotzdem dem Uebersetzer nicht immer gelang, Bild für Bild, Redewendung für Redewendung ganz genau wiederzugeben, so wird man ihm das um so weniger zum Vorwurf anrechnen, als selbst unsere größten Sprachforscher sich gerade dem Aeschylus gegenüber oft nicht zu helfen wissen und in der Deutung nicht weniger Wortbildungen, dunkler und ungewöhnlicher Ausdrücke u. s. w. einander widersprechen; denn wie Aeschylus' Dramen an Würde und Erhabenheit des Charakters die aller Spätern überragen, so erfordert auch das Verständniß dieses Dichters das eingehendste Studium, und auch dann noch scheitern oft genug unsere Bemühungen um die Deutung einzelner dunkler Stellen. Was aber selbst dem Philologen nicht mit vollständiger Sicherheit zu deuten möglich ist, dessen freiere Wiedergabe dürfen wir dem Uebersetzer nicht als Mangel an Gewissen-

haftigkeit anrechnen, und allzu frei ist Bruch von dem Original selten abgewichen, im Gegentheil hat er sich stets nach Kräften bemüht, für den griechischen Ausdruck auch den diesem möglichst entsprechenden deutschen zu finden. Ein Vergleich zweier Stellen aus der früher für mustergültig gehaltenen „Agamemnon"-Uebersetzung von Wilhelm von Humboldt und der von Karl Bruch wird das bestätigen und zugleich abermals den Beweis liefern, welche Fortschritte hinsichtlich der Deutlichkeit unsere Uebersetzungskunst in dem letzten halben Jahrhundert gemacht hat.

So erwidert bei Humboldt Agamemnon der Klytämnestra auf deren lange Begrüßung:

Entsprossne Leda's, meines Hauses Wächterin,
Der Dauer meiner Ferne sprachst du zwar gemäß,
Die Rede lang ausspinnend, doch gebührendes
Lob kommt zum Lohn von andrer Mund mir billiger.
Auch nicht nach Weibersitte wolle sklavisch sonst
Mir schmeicheln, noch mir senden, gleich ausländischem
Weichlinge, staubgesunknen Ehrfurchtsruf empor,
Noch öffnen hier mir, breitend Purpurteppiche,
Neidvolle Bahn. Den Göttern solcher Dienst geziemt;
Allein auf buntgestickter Pracht, ein Sterblicher,
Einherzuschreiten, wag' ich nimmer sonder Scheu;
Nach Menschenart, nicht überirdisch ehre mich!

Wie anders Karl Bruch dagegen! Da heißt es II, 39, 40:

O Tochter Leda's, meines Hauses Hüterin,
Mit vielen Worten hast du freundlich mich begrüßt,
Um mich zu ehren, der so lange ferne war.
Doch hör' ich lieber solches Lob aus fremdem Mund.
Auch lieb' ich nicht des weichen Weibes Huldigung,
So wenig als des fremden Sklaven Kriecherei,
Der seinem Herrn Lobreden in die Ohren schreit;
Ruf' nicht herab auf meinen Weg der Götter Neid
Mit deinem Purpur; denn so ehrt man Götter nur,
Und ich, ein armes Menschenkind, sollt' ohne Furcht
Stolz schreiten über bunter Purpurdecken Pracht?
Nein, ehret mich als Menschen, nicht als einen Gott!

Wer beide Uebersetzungen mit dem Original vergleicht, wird allerdings behaupten können, daß Humboldt getreuer oder vielmehr sklavischer demselben gefolgt ist; daß seine Uebersetzung vor der von Bruch den Vorzug verdiene, wird deshalb trotzdem keiner behaupten, es müßte denn Unklarheit, Geschraubtheit und Verschwommenheit im Ausdruck deshalb für schön gelten, weil dabei Wort für Wort sich besser deckt. Dies aber wird keiner vertreten wollen, dem die Pflege unserer Muttersprache am Herzen liegt.

Gleich die Eingangsworte der Rede Agamemnon's nehmen sich bei Bruch schöner, ungezwungener und diesmal beiläufig auch genauer aus; denn wir haben keinen Grund, das griechische Substantiv für „Sprößling" durch die Participalform „Entsprossene" zu übersetzen; „O Tochter Leda's" ist daher nicht nur sprachlich schöner, sondern auch eine correctere Wiedergabe des Originals als Humboldt's „Entsprossne Leda's". Die „Hüterin" des Hauses ferner ist uns zweifellos geläufiger als die „Wächterin", darum ziehen wir mit Recht die erstere Verdeutschung des griechischen Ausdrucks der letztern vor. Was die nächsten Verse anlangt, so hat sich Humboldt allerdings mit peinlicher Genauigkeit ans Original gehalten, Bruch nicht; aber schön oder auch nur verständlich deutsch hat sich Humboldt keineswegs ausgedrückt, und hätte Bruch im dritten Vers statt des Relativs der gesetzt: da ich, und lautete der Vers sonach: „Um mich zu ehren, da so lange fern ich war", so wäre der ganze Satz auch dem Original durchaus entsprechend wiedergegeben; aber auch so ziehe ich seine Uebersetzung hier der steifen seines Vorgängers vor.

Besser als bei Humboldt nehmen sich die Worte immer noch bei Droysen aus, dessen Uebersetzung des „Agamemnon" sonst gleichfalls viele Ausstellungen nöthig macht, aber hier das Original doch wenigstens in besserm Dentsch also wiedergibt:

Du sprachst der Zeit, die ich entfernt war, wohlgemäß
In gleicher langer Rede —

wobei nur das Adjectiv „gleich" unverständlich und tadelnswerth ist. Wie schleppend nehmen sich dann bei Humboldt die Worte aus:

doch gebührendes
Lob kommt zum Lohn von andrer Mund mir billiger —

Und wie einfach und sachgemäß bei Bruch! (Auch Droysen hat die Stelle schlecht wiedergegeben.) Daß sich Bruch hier nicht sklavisch ans Original gehalten, wonach es heißt: „aber schicklich Lob, ein solch Geschenk muß von andern ausgehen", ist dabei kein großer Schaden. Der fünfte Vers ist dagegen von Bruch wie von Humboldt und auch von Droysen und andern unrichtig wiedergegeben. Klytämnestra soll dem Gatten gegenüber nicht „des weichen Weibes Huldigung" aufgeben, auch nicht davon ablassen, „nach Weibersitte ihm zu schmeicheln" oder (wie Droysen übersetzt) „nach der Art der Weiber mit ihm zu zärteln" — nein, so etwas verlangt Agamemnon gar nicht, und am wenigsten kann er das verlangen, was Bruch ihn sagen läßt. Vielmehr verlangt er, sie solle nicht ihn nach Art der Weiber verweichlichen, das heißt doch natürlich: ihn nicht so verweichlichen, daß er als Weib erscheint, ihn nicht behandeln, als wenn er ein Weib wäre. Das ist meines Erachtens die einzig richtige Deutung, ganz abgesehen davon, daß es geradezu eine Ungezogenheit von Agamemnon gewesen wäre, wenn er so geantwortet hätte, wie es zumal Bruch uns glauben macht. Dagegen hat in den folgenden Versen letzterer dem gespreizten Stil und der unklaren Ausdrucksweise Humboldt's gegenüber unbedingt das Richtige getroffen und mit Geschmack und ohne der Sprache Gewalt anzuthun, das Original fast wörtlich übersetzt; höchstens möchte ich im drittletzten der hier angeführten Verse die „Scheu" bei Humboldt der „Furcht" bei Bruch vorziehen.

Leider ist es hier nicht möglich, so eingehend als ich wünschte die vielen Vorzüge der Bruch'schen Uebersetzung darzuthun, und ich beschränke mich daher darauf, wenigstens noch eine kleine Probe hier anzuführen, und zwar aus einem Chorgesang, um zu zeigen, wie auch hier sich Bruch seiner gerade hinsichtlich der Chorgesänge um so schwierigern Aufgabe mit Geschick und Geschmack entledigt hat. Ich wähle die

kurze Strophe, welche der erste Halbchor anstimmt, als Klytämnestra mit blutendem Beil zwischen den Leichen Agamemnon's und Kassandra's erscheint.

Da heißt es bei Humboldt:

Was für ein Gift, o Weib,
Was für ein der Erd' eßbar entstammt,
Was für ein meerentspült trinkbares kostetest
Du und erfaßtest Wuth so und des Volkes Fluch?
Du stürztest, schlachtetest;
Doch aus der Stadt verbannt,
Bleibst ein Haß du den Bürgern.

Man lese dagegen die Stelle bei Bruch (I, 63) nach:

Schlangst du Gift hinab,
Rasende,
Das dem Erdenschos
Oder des Meeres Flut
Schäumend entquollen ist,
Daß dein Rasen gar
Lachet des Volkes Fluch?
Fort aus unsrer Stadt,
Fort aus Land und Volk,
Fort du Greuel und Scheusal!

Ein auch nur flüchtiger Vergleich beider Uebersetzungen dieser Stelle wird deutlich zeigen, einen wie bedeutenden Fortschritt auch hier Bruch's Verdeutschung gegenüber der seines Vorgängers wie auch der Droysen's und anderer aufweist. Die Bruch'sche Uebersetzung des „Agamemnon" wie der übrigen Tragödien des Aeschylus ist jedenfalls trotz kleiner Mängel eine ganz lobenswerthe, stellenweise sogar vorzügliche, durchweg dem Geiste der Neuzeit und größtentheils auch höhern ästhetischen Anforderungen entsprechende, verdient daher, auch denen empfohlen zu werden, welche schon im Besitz einer andern Aeschylus-Uebersetzung sind. Wer aber Aeschylus überhaupt erst kennen lernen will, für den wird diese Uebersetzung eine besonders willkommene und mit Dank begrüßte Führerin sein.

2. Die Perser. Tragödie des Aeschylos. Verdeutscht und ergänzt von Hermann Köchly. Herausgegeben von Karl Bartsch. Heidelberg, C. Winter. 1880. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
3. Die Perser des Aeschylos. Deutsche Nachdichtung von Oswald Marbach. Leipzig. (Als Manuscript für Freunde gedruckt.)

Während der „Agamemnon" mit Recht das beste Drama des Aeschylus genannt wird, das auch auf der modernen Bühne noch Erfolg haben könnte, haben für uns meines Erachtens „Die Perser" desselben Dichters nur noch ein antiquarisches, culturhistorisches und ästhetisches Interesse; Einzelnes, wie die Klagen der Atossa um ihren verblendeten und geschlagenen Sohn, das Auftreten von Dareios' Schatten, auch die Klagen des Xerxes, ist ja von ergreifender Wirkung, als Ganzes ist das Stück aber doch nur eine Gelegenheitsdichtung, welche die Athener nach ihren Befreiungskämpfen zweifellos mächtig erschüttert und begeistert haben mag, uns Deutsche aber trotz flüchtiger Berührungspunkte, welche jene Befreiungskriege mit den unserigen haben, im Grunde doch kalt läßt; ja wenn ich sie auch mit Köchly über Goethe's „Erwachen des Epimenides" stelle, so dürfte ihre Wirkung auf uns doch beispielsweise weit hinter derjenigen zurückstehen, welche Kleist's „Hermannsschlacht", obwol ebenfalls nur eine Art Gelegenheitsstück, in uns hinterläßt. Daß dieses Drama des Aeschylus dennoch in Heidelberg, Manheim und, wie ich hinzufügen kann, auch in Weimar und (ohne Costüm) in Jena aufgeführt worden ist und Erfolg gehabt hat, das ändert an meiner Ansicht nichts; denn an all diesen Orten waren es ganz andere Factoren als die dramatische Wirkung, welche vor dem Miserfolg schützten: nämlich eine gewisse Pietät für die Manen des alten Dichters, wie sie auch manchem neuern gegenüber, und weit besser, am Platz wäre; eine Art Ausgrabungsmanie, wie sie für unsere Zeit charakteristisch ist, Rücksichten auf den hochverdienten Uebersetzer und die begleitende schöne Musik des Erbprinzen von Sachsen-Meiningen. Ohne Mitwirkung all dieser Factoren, welche trotzdem das Drama nicht der deutschen Bühne als lebensfähig zugeführt haben, hätte dasselbe wol schwerlich das Lampenlicht eines deutschen Theaters erblickt. Deshalb halte ich auch Köchly's sonst so interessante Andeutungen über Scenerie und Costüme für überflüssig. Dagegen heiße ich den von Köchly hinzugedichteten Schluß willkommen. Denn ohne diesen Schluß, wonach Atossa's Mutterliebe den besiegten König wieder aufrichtet, ihn aber zugleich ermahnt, der Götter Zorn nicht durch neuen Frevelmuth zu erregen, verläuft das Drama völlig im Sande und macht, von der Aufführung ganz abgesehen, auch auf den Leser, dem es immerhin empfohlen werden kann und für den es schon als das einzige uns erhaltene historische Stück der Griechen nicht des Interesses entbehrt, einen etwas unbefriedigten Eindruck.

Köchly's Uebersetzung (Nr. 2) ist, wie sich das von einem so anerkannten Meister der Uebersetzungskunst wol von selbst versteht, eine vorzügliche, hohen Lobes werthe, einige kleine Unebenheiten abgerechnet, wie „Quellbiet" im Prolog statt Quellengebiet, „unzählbare Volksheerd'" (im Parodos), „manches Pühl" statt mancher Pfühl ebendaselbst; auch der wiederholte Gebrauch des Wortes „Barbaren", der ja vor griechischen Hörern berechtigt sein mochte, nimmt im Munde der Perser sich doch etwas eigenthümlich aus; dagegen machen wiederum die „tapfern Degen" und der „treue Heribann" einen zu wenig antiken Eindruck. Doch diese kleinen Unebenheiten vermögen den Werth der ganzen Uebersetzung nicht herabzudrücken. Die Begrüßungsworte der Atossa und Xerxes' Gegenrede im Exodos mögen als Probe für das Ganze genügen; obwol oder gerade weil dieser Passus von Köchly hinzugedichtet ist, zeigt er am besten, wie derselbe sich in den Geist der Dichtung hineingelebt hat:

Atossa.

Sei gegrüßt, mein Herr und König, sei gegrüßt, geliebter Sohn
Ew'gen Dank den hohen Göttern, daß aus Krieg und Noth
und Tod
Zu der Heimat, zu den Lieben, zu dem ragenden Palast
Deiner Väter glücklich du und unversehrt zurückgekehrt!
Sklaven, auf, thut auf die Pforten, denn der König ziehet ein;

Mägde, breitet ihm zu Fuß der Purpurteppiche Farbenpracht;
Männer, Frauen, Greise, Kinder, fallet nieder, betet an,
Lobt die Götter, singet Lieder; euer König kehrte heim;
Wie die Sonn' am Himmel aufsteigt hell nach finsterm Wettersturm,
Also bringt des Königs Heimkehr Licht dem Volk in Trübsalsnacht.

Xerxes.

Nein, nicht also, hohe Mutter! Ach, du weißt nicht, was geschehn!

Atossa.

Alles weiß ich, was geschehn ist, mehr noch, was geschehen wird.

Xerxes.

Weißt du, daß ich heerlos, wehrlos, ehrlos bin zurückgekehrt?
Mann und Roß und Schiff und Wagen — alles ist dahin; und ich —
Schau die Reste meiner Rüstung, schau die Fetzen meines Kleids!

Atossa.

Recht gemahnst du, was ich selbst schon vorgesehn; hier nimm den Schmuck!

Abgesehen von der Bühnenunfähigkeit des Stücks überhaupt, welche selbst durch die beste Nachdichtung nicht sich beseitigen läßt, ist auch Oswald Marbach's Verdeutschung der „Perser" (Nr. 3) ehrend hervorzuheben, welche sich von vornherein als Nachdichtung gibt und somit einzig vom ästhetischen Standpunkte aus beurtheilt werden darf. Oswald Marbach hat sich durch seine Nachdichtungen der Tragödien des Sophokles wie der Orestie des Aeschylus bereits wiederholt um diese beiden griechischen Dichter verdient gemacht, ja in ganz hervorragender Weise dazu beigetragen, dieselben in Deutschland auch weitern Kreisen näher zu rücken, wozu gerade er dank seiner hohen dichterischen Begabung wie wenig andere sich berufen halten durfte. Diesmal nun liegt uns seine Nachdichtung der „Perser" vor, die zwar zunächst für einen beschränktern Leserkreis, für seine Freunde bestimmt war, aber nichtsdestoweniger ja auch andern Verehrern des geschätzten Dichters zugänglich sein oder doch werden wird. Daß diese Nachdichtung sich ganz wie ein Original liest und bei der Vorliebe des Dichters für das griechische Alterthum und seiner eingehenden Beschäftigung mit den griechischen Tragikern auch dem Aeschylus selbst bestens gerecht wird, brauche ich bei einem so feinsinnigen Kopfe wie Oswald Marbach nicht erst besonders hervorzuheben. Sie steht den vorhergehenden desselben Verfassers in keiner Weise nach, zeigt diesen vielmehr von einer Jugendfrische und einem dichterischen Schwung, wie sie in solchem Alter nicht häufig gefunden werden. Ich kann wol, da diese Vorzüge Marbach's auch in d. Bl. öfter ausführlich gewürdigt worden sind und das den frühern Nachdichtungen desselben gespendete Lob auch vollinhaltlich der hier vorliegenden der „Perser" gilt, mich einfach auf eine kleine Probe daraus beschränken, und ich wähle die ersten Strophen des Chorgesangs auf S. 34, die also lauten:

Ach, wie himmlische selige Tage,
Reich nur an Freuden und arm nur an Plage,
Einstens wir sahn, als zu Persiens Preise
Uns noch beherrschte als König und Vater,
Mächtig in Unschuld, des Volkes Berather,
Gleichend den Göttern, Dareios der Weise!

Mächtige Heere besiegten die Feinde,
Starke Gesetze in jeder Gemeinde
Hielten auf Ordnung; in fröhlichen Scharen
Kehrten zur Heimat die persischen Krieger,
Jubelnd empfangen als Helfer und Sieger,
Glorreich gerettet aus Leibesgefahren.

4. Sophokles' Antigone, deutsch von Theodor Kayser. Tübingen, Fues. 8. 1 M. 80 Pf.

Auch die Kayser'sche „Antigone"-Uebersetzung, der ein stimmungsvolles Widmungssonett des Uebersetzers vorausgeht, darf, obwol sie sich nicht als Nachdichtung einführt, nicht mit dem streng philologischen Maßstabe gemessen werden und würde vor den Augen des enragirten Sprachkundigen keine Gnade finden; denn Kayser hat im Dialog die alten Trimeter mit dem fünffüßigen Jambus, in den Chorgesängen die alten kunstvollen, zum Theil sehr wuchtigen Metren mit gereimten Daktylo-Trochäen und ebenso gereimten, oft recht leichten Jamben vertauscht, auch in Betreff der Sprache sich nicht eben peinlich an das Original gehalten, sodaß wir es, wie gesagt, hier im Grunde gleichfalls mit einer Nachdichtung zu thun haben, und nicht sowol dem Philologen als dem Aesthetiker das Urtheil über dieselbe zusteht. Von diesem Standpunkt aus kann man sich auch mit Kayser's Verdeutschung einer griechischen Tragödie befreunden, wiewol er insofern einen weit schwerern Stand hat als die vorerwähnten Aeschylus-Uebersetzer, weil die „Antigone" zu den bekanntesten Werken der Tragik der alten Griechen gehört und deshalb sich leichter als irgendwo ein Vergleich mit andern dem Leser gleichsam in Fleisch und Blut übergegangenen „Antigone"-Uebersetzungen oder -Nachdichtungen, so der recht guten von Oswald Marbach, uns aufdrängen dürfte. Doch vermag man einmal von Vergleichen zu abstrahiren, so wird man dem Versuche Kayser's Anerkennung nicht versagen dürfen, so manche Freiheiten er sich auch in der Uebersetzung erlaubt hat. Der Dialog, dies darf man ihm nachsagen, ist fließend, voll Kraft und Feuer, und verliert sich nur ganz vereinzelt ins Triviale; der Geist der griechischen Tragödie ist auch in der deutschen Dialogwiedergabe mit Glück gewahrt geblieben. Nicht ganz dasselbe Urtheil läßt sich aber über die Umdichtung eines Theils der alten Chorgesänge fällen. Manches ist auch in dieser Beziehung dem Verdeutscher recht wohl gelungen; vom Gebrauch der Jamben hätte er aber doch wol besser abgesehen; mir sind dieselben, wenigstens so, wie sie Kayser wiederholt handhabt, denn doch von etwas zu leichter Form und das Original wird dadurch allzu sehr verwischt. Wir greifen zum Beleg für letztere Behauptung zwei Strophen aus der zweiten Scene aufs Gerathewohl heraus. Da heißt es:

Es rief, von seines Hasses Grolle
Getrieben, Polyneikes ihn,
Und über unserer Heimat Scholle
Flog er, ein Adler, kreischend hin:
Es decken ihn schneeweiße Schwingen,
Hellschimmernd reiht sich Schild an Schild,
Die dichtgedrängten Waffen klingen,
Der Helme Mähnen flattern wild.

Und weiterhin:

An sieben Thoren sieben Führer,
Mann gegen Mann gestellt zum Streit,
Sie haben Zeus, dem Schlachtregierer,
Der Waffen schuld'gen Zoll geweiht.

Die beiden nur, die haßentzweiten,
Sie, die entstammt aus Einem Schos,
Im Doppelsieg des Speers erstreiten
Sie ein gemeinsam Todeslos.

Das mag sich ganz hübsch lesen, Sophokleïsch indeß ist es nicht. Daß aber mit der Form des Gedichts uns nicht auch der Geist des Dichters verloren gehe, nicht der Blütenstaub der Originaldichtung ganz unter der Hand des Umdichters leide, das dürfen und müssen wir verlangen, und deshalb ist die Kayser'sche Uebersetzung dieses Theils der Chorgesänge im ganzen verfehlt, so einverstanden ich auch mit dem bei weitem größern Theil der sonst brauchbaren und lesenswerthen Uebertragung bin. Karl Siegen.

Neueste deutsche Romane.

(Beschluß aus Nr. 45.)

1. Deutsch und Slawisch. Roman von Lucian Herbert. Breslau, Schottländer. 1882. 8. 3 M. 50 Pf.
2. Wera Paulowna oder die Entscheidung im Schipkapaß von A. von Liliencron. Hildburghausen, Gadow u. Sohn. 1882. 8. 3 M.
3. Ein Vierteljahrhundert. Roman von B. Young. Zwei Bände. Breslau, Schottländer. 1882. 8. 8 M.
4. Das Gold des Orion. Roman von G. Rosenthal-Bonin. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1882. 8. 5 M.
5. Fabian und Sebastian. Eine Erzählung von Wilhelm Raabe. Braunschweig, Westermann. 1882. 8. 5 M.
6. Das Spukehaus. Komischer Roman von A. von Winterfeld. Vier Bände. Jena, Costenoble. 1882. 8. 10 M.

Ein Effectstück ist die nächste Erzählung: „Das Gold des Orion" von G. Rosenthal-Bonin (Nr. 4). Dieses Buch hat ebenfalls zu viel Handlung. Der Kern der Geschichte ist dieser: Es handelt sich um das große Vermögen einer Dame, die sich mit demselben auf einem an einer kleinen Nordseeinsel gestrandeten Schiffe befand; ein dort lebender Mann nimmt dasselbe widerrechtlich als Strandgut an sich, und nun folgt die von mehrern Seiten und aus verschiedenen Motiven unternommene Hetzjagd nach dem Thäter und dem Gelde. Beide werden schließlich gefunden und das Geld freiwillig der Eigenthümerin zurückerstattet; der Knoten löst sich auf friedliche Weise.

Die Hauptperson, um die sich alles dreht, war ein armer Findling. Auf einem verunglückten amerikanischen Schiff als Knabe an das öde Nordseeinselchen Spiekeroog verschlagen, wird er daselbst als Schiffer gehalten, während etwas Vornehmes und Hochstrebendes den zum schönen Mann Erwachsenen zu einem andern Leben treibt. Er heißt auf der Insel Willem Guicard, nennt sich nachher auf seinem unsteten Wanderleben John Williamson und trägt zuletzt den richtig geformten Familiennamen William Ritschard. Zwei Menschen verfolgen ihn rastlos nach der Strandung des Orion, aus dem er das werthvolle Gut geraubt. Geschke Jansen, das reiche und feine Schiffermädchen, folgt ihm aus Liebe, um ihn zu warnen, vor Unglück zu bewahren und für sich zu gewinnen, was ihrem nie ermüdenden Eifer auch gelingt. Charles Ritschard verfolgt ihn, um ihm das Geld des Orion abzujagen; er, der neben Julie Lombardi allein gerettete Steuermann des Schiffs, hat zu der interessanten Schönen Liebe gefaßt und ihr und sich zugeschworen, das abhanden gekommene Vermögen ihr wieder zu verschaffen. Der Zufall führt ihn zum Ziel, doch findet er in dem so eifrig Gesuchten zugleich den längst verloren geglaubten Bruder. Njetta dagegen, eine reiche norwegische Schiffsbauertochter, die sich ebenfalls in den nach Hille-Oe am südnorwegischen Christianssand verschlagenen schönen Willem sterblich verliebt und ihn zu einer Art Eheversprechen gedrängt hat, geht im Strudel ihrer Leidenschaft unter. Das traurige Eiland Spiekeroog, der öde Strand von Hille-Oe, Neapel und Venedig sind nach der Reihe die Schauplätze der Handlung; der Zufall führt die Ueberlebenden in der Lagunenstadt zusammen.

Die ganze Entwickelung trägt zu sehr den Stempel des Unwahrscheinlichen, als daß wir uns recht mit ihr befreunden könnten; es ist die Anhäufung einer sehr complicirten Reihe von Begebnissen und Schicksalsfügungen, die ein allerdings ziemlich brillantes Effectstück herstellen. So macht sich aber das Leben nicht; und auch ein Phantasiegebilde, das ihm diese Gestaltung gibt, hat keine motivirte Existenz, zumal das Mittel der auffallenden Begegnungen, heißen wir sie nun zufällig oder wunderbar, bereits viel zu sehr verbraucht ist.

Der Verfasser erzählt allerdings gewandt und glänzend, auch in schöner Sprache. Bedeutende oder auch anmuthende Partien sind: die ganze Reihe der Auftritte auf dem gestrandeten Orion, von großartig spannendem Eindruck; einige Naturscenen, zumal an der norwegischen Küste, die prächtigste im zehnten Kapitel; der Auftritt bei Njetta's von ihr selbst herbeigeführtem Untergang auf dem Meere, nachdem sie den Kahn, der ihren verhaßten Brautwerber trägt, in den

Grund gebohrt hat. Es ist zweifellos, daß dieser Schriftsteller Talent hat; reussiren aber und, wie ich meine, besser befriedigen wird er, wenn er zur Einfachheit und Natürlichkeit zurückkehrt.

Ganz anders spricht uns die Erzählung „Fabian und Sebastian" von Wilhelm Raabe (Nr. 5) an. Es ist da wieder einmal der reine Humorist, der in diesem Ton bekannte und so gern gehörte Altmeister.

Das Ganze läuft auf die psychische Zeichnung und Durchbildung zweier höchst ungleicher Charaktere hinaus, welche schroffe Gegensätze sind trotz der nahen Blutsverwandtschaft: es sind die Brüder Fabian und Sebastian Pelzmann, Inhaber einer großen Zuckerwaarenfabrik. Gemein haben sie einzig das, daß sie beide Hagestolze geblieben sind. Der ältere, Fabian, unter dem Namen „Attrapenonkel" bekannt, ein wenig Träumer von recht fruchtbarer Phantasie, ist eine gute Seele, ein durch und durch gemüthvoller Mensch, den man vielleicht wegen der ungelenken Formen und unpraktischen Eigenheiten etwas auslacht, aber überall mit Freuden sieht, weil er aller Welt Freude bringt. Der jüngere, Sebastian, dirigirender Chef, ist der reine Praktikus und Rechner, stramm auftretend und gefürchtet, in den prächtigen Vorderräumen des großen Geschäftshauses die Repräsentation und ein höchst ungemüthliches Leben führend, während der schlichte Fabian hinten auf die düstere Fadengasse hinaus in seinen Kram- und Trödelbuden herumhantirt, glücklicher immerhin als jener abgeschlossen isolirte Egoist, den wir um die comfortabeln Verhältnisse nicht beneiden.

So verschieden wie die Charaktere ist auch das Schicksal der zwei Brüder: Fabian hat viele Jahre hindurch seine Freude gehabt an den reichen und ingeniösen Erfindungen und Zusammenstellungen, durch welche er die mannichfaltigen Formen ihrer süßen Artikel geradezu renommirt gemacht. Da bewahrt ihm das gütige Geschick auf die alten Tage eine anmuthendere Zerstreuung, in welcher er mit dem ganzen vollen Gemüth aufgeht: als Erbtheil fällt dem Hause Pelzmann das Töchterchen eines früh aus dem Vaterhaus vertriebenen und in Indien gestorbenen Bruders zu, und die Kleine, von dem stolzen Sebastian verschmäht, von Fabian aber in sein warmes Nest aufgenommen, wird sein Licht und seine Freude, so sehr, daß er über ihr sogar seine schönen Erfindungen und in zierlichen Formen ausgeprägten Phantasiespiele vergißt. Es entsteht zwischen den zwei kindlichen Seelen, dem Alten und der Kleinen, ein ungemein wohlthuendes Verhältniß. Anders steht es mit Sebastian: Jahrzehnte hindurch hat er in seiner trocken geschäftsmäßigen Weise fortgelebt; aber ganz im Geheimen drückt ihn eine stille Schuld nieder. Das Verhältniß ist nicht ganz klar gestellt. Es scheint, daß er und jener dann weggezogene Bruder ein schönes Mädchen aus dem Volke liebten; daß es von Sebastian ein Kind hatte; es ertränkte dasselbe und sitzt nun für die Unthat zwanzig Jahre im Zuchthaus; der Bruder zog in die weite Welt, um da jung zu sterben. Die zwanzig Jahre sind herum; der alte Schafhirt Erdener hat die unglückliche Tochter, eine gebrochene Person, herausgeholt; sie stirbt bald. Doch vorher schon hat das Schicksal mit dem innerlich auch gebrochenen Herrn Sebastian abgerechnet; wir erfahren nebenbei, wie oft er sich nachts in die Nähe des Zuchthauses geschlichen; als er eines Tags wieder da vorbeigeht und an dem Thore des düstern Hauses nun auch das Töchterchen des verstorbenen Bruders sitzend trifft, das dunkel von der Geschichte hörte und den alten Hirten durchaus so weit begleiten wollte, da wallt sein Herz so schwer über, daß er in Ohnmacht fällt; ein Nervenfieber folgt, er ist ein todter Mann. Der alte Attrapenonkel und die junge Nichte erben Geschäft und Vermögen. Die Vergeltung ist vollzogen.

Es ist sehr bezeichnend für den Charakter des Werks, daß die Handlung ungemein geringfügig ist, ja fast blos auf innere Entwickelung sich zusammenzieht; denn der stärkste Theil dessen, was von wirklich entscheidendem äußern Geschehen oben angeführt wurde, ist eben vor der Zeit vorgefallen, in der das Buch anhebt; wir finden blos noch die Consequenzen vorausgegangener Thatsachen und Kämpfe sich ausleben. Der ganze Inhalt ist Stimmung, Färbung und seelische Zeichnung; und die sind wahrhaft vorzüglich, die feinen Nuancen mit liebevoll eindringendem Auge aufgenommen und mit lebensvoller Anschaulichkeit für den Leser festgehalten. Es ist Gemüth darin, warmes und reiches Gemüth, und dazu noch mit einem Anflug von naiver Kindlichkeit. So heben sich mit holländischer Zierlichkeit eine Anzahl von Genrebildchen heraus, ohne aber die wohl gewahrte Einheit der Composition irgendwie zu stören. Es ist eine Art Weihnachtsstimmung in den Scenen und Personen, die sich nicht schildern läßt, nur nachempfinden. Prächtig ist das urweltlich chaotische Boudoir des Onkels Fabian, der in diese gemüthlichen Plunderstuben ganz hineingewachsen ist; er, und noch besser sein knurrender und schnarrender, originell unverständlich in einem aus dem warmen Herzen aufsprudelnden Wortschwall sich ergehender, nebenbei urgemüthlicher Diener oder vielmehr Compagnon Knövenagel; sie sind ganz einzige Figuren, die beiden, und allerliebst die Scenen, die sich zwischen ihnen abwickeln.

Nur eine kleine Probe des Verkehrs zwischen diesen zwei großen Kindern. Sie haben eben für ihr sehnsüchtig erwartetes Mätzchen aus Indien das Hundertste und Tausendste zusammengekramt, der Onkel aber in seiner Zerstreutheit wieder einmal ein ziemlich großes Packet beim Heimgehen verloren. Es hilft nichts, daß er daheim in allen seinen Taschen und von oben bis unten an der magern Person herumgreift. Das ist so eins der alltäglichen Stückchen von ihm, wie damals, da er den netten Toilettenspiegel auf das Sofa und fünf Minuten danach sich auf den Spiegel setzte. Es hilft nichts, daß er seufzt: „Das weiß doch der liebe Himmel!"

Ob es nun der liebe Himmel wirklich wußte, wissen wir nicht; aber mit einem wahrhaft satanischen Gegrinse und un-

unterbrochenen teuflisch-schadenfrohen Kopfnicken stand Knövenagel unter seiner glücklich und sicher heimgebrachten vielartigen Last im hohen Schnee da und kostete seinen Triumph bis zum Aeußersten durch. — „Und wenn Sie nun auch umkehren wollten und bis morgen früh herumlaufen, so finden wir bei der weißen Emballage und dem Schnee und der Menge unnöthiger Umwege doch nichts wieder; also schließen Sie nur ruhig das Haus und setzen Sie sich wie gewöhnlich als abhanden gekommen ins Blatt, Herr Pelzmann. Ich sage es ja immer und immer; bei den hunderttausend Devisen, die wir alle ewig im Kopfe haben, kann uns dies ja gar nicht anders attrapiren. Und, bitt' ich, wozu hatten Sie denn mich als Ihr angeborenes Kamel hinter sich, wenn sie selber als solches weit vorauslaufen wollten?"

Und in dem unvergleichlichen Ton geht es noch eine Strecke weiter.

Der Hofmedicus Baumsteiger, der Amtmann Rümpler aus Schielau, der unglückliche, mehr sorgen- als altersgraue Schäfer Erdener, und in dieser exotischen und doch so sorgsam weich bettenden Umgebung patriarchalischen Anstrichs als leuchtender Schmetterling das feinfühlige Kind aus Indien; als Gegenstück die um das düstergraue Zuchthaus sich drehenden Schattenbilder: sie erfassen uns halb weich und anmuthend, halb schmerzlich, immer aber ihrer Wirkung sicher. Wieder ein Stück echt deutschen Gemüths!

Die Sprache ist übrigens dann und wann allerliebst, so wenn Fabian seinen unentbehrlichen Knövenagel anredet wie folgt: „Ja wohl, du griesgrämlicher Hauswurst! Du verregnete Klatschrosenfeldphysiognomie! . . . kurz, du niederträchtiges, heimtückisches, verfilztes, drahtstieliges Kaminkehrerzwetschenkerl-In—di—vi—duum du!"

Auf den Humoristen folgt der Komiker: wir sprechen von A. von Winterfeld's Roman „Das Spukehaus" (Nr. 6). Sie sind ebenso unberechenbar wie unerschöpflich die Schnurren, welche der unermüdliche und erfinderische Kopf Winterfeld's ausheckt, um die Lachlust zu kitzeln. Wir haben diesmal wieder eine Situation, auf welche in der That nur seine originelle Phantasie verfallen konnte. Der Conflict ist nämlich folgender:

In Berlin lebt als junger Mediciner ohne Praxis der gutmüthige Dr. Kniebus; sein Bekannter ist der Rentier Krempel. Unbeschäftigt wie er ist, fällt diesem auf einmal die vertrackte Idee ein, einen mysteriösen Roman zu schreiben; er hat aber nach wochenlangem Nachdenken weder den Helden noch den Stoff gefunden. Kniebus kommt hinter die Sache und stachelt die Phantasie des lahmen Pegasusreiters mit den Geschichten von den Wunderthaten des weltberühmten Abenteurers Grafen Saint-Germain. Und was thut nun der unglückliche Krempel? An einem schönen Morgen ist er räthselhaft verschwunden; er geht, nach wunderbarer Geheimweisheit lüstern, nach Aegypten, kommt von da mit einem lahmen Ibis und dem Schwarzen Ben Berber zurück, und auf einmal finden wir die wunderliche Gesellschaft residirend in der Kellerwohnung eines abseits gelegenen, gründlich verfallenen und als Sitz eines Spukgeistes verrufenen Häuschens in dem ebenso gründlich antiquirten Provinzialstädtchen Ziegenberg. Da trifft ihn der auf Untersuchung des Gespensterspuks losgehende Bürgermeister des Städtchens, und dem spielt unser Berliner-Aegypter zu seinem ganz aparten Amusement folgende Stückchen vor: er, jetzt genannt Müller, sei so und so viel hundert Jahre alt; er verfüge über den Schätze erschließenden Stein der Weisen, nämlich ein mit magischen Buchstaben beschriebenes neunfaches Quadrat, zu dem er aber keine Lösung finde, und er besitze ein Lebenselixir und ein Verjüngungswaschwasser, wovon er eine kleine Probe abgibt. Also ein Hokuspokus, der theils magischer Weisheit des Orients entlehnt ist, theils vollkommen à la Saint-Germain lautet. Der Spuk, den er treibt, bekommt ihm aber schlecht. Aus Begier nach den vorgespiegelten Wunderdingen wird das ganze Nest von oben bis unten, vom Bürgermeister bis zum Bettelvogt, halb verrückt, und dem verunglückten Magier Krempel-Müller wird, um alle zu befriedigen und die großartigen Verheißungen wahr zu machen, ein Schlußtermin gestellt. . . . Als er sich nicht mehr zu retten weiß, sinnt er auf Flucht, ruft aber vorher noch seinen alten Freund Dr. Kniebus herbei. Dieser findet das Nest leer und kommt selber arg in die Patsche, da er durchaus der verjüngte Krempel-Müller sein und Zauberei treiben soll. Doch geht alles in Frieden und Freuden aus. Nachdem er in angenehmer Verwechselung noch eine Zeit lang Vicekönig von Aegypten hat spielen müssen, gewinnt er die von Berlin her in seinem Andenken gebliebene Bürgermeisterstochter zur Frau und macht nebenbei die armen Ziegenberger durch vernünftige Ausdeutung und Ausbeutung der quasi Geheimmittel gescheiter, auch wohlhabender. Schließlich kommt, des Herumvagirens müde, auch der mysteriöse Berliner-Aegypter wieder dahin und bleibt bis an sein seliges Ende. Ein launiger Kopf jedenfalls, wer eine derart vertrackte Geschichte einfädelt und mit allem wunderlichen Detailzubehör ausspinnt!

Daß da wirklich wieder einmal das Allertollste vorfällt, was nur in einem vollkommenen Narrennest passiren kann, ist bei der bekannten Ader unsers Autors selbstverständlich. Die Hauptscenen sind: das Spukhaus selbst; der Rathssaal mit den erheiternden Auftritten zwischen den feindlich rivalisirenden Stadthäuptern, dem Bürgermeister und dem ehrgeizigen ersten Rathsherrn — der andere ist gescheit genug, nach aller Form Rechtens in den hochwichtigen, mit „Nichts zu melden" anhebenden und schließenden Sitzungen einzuduseln —; die Familienzimmer der ersten Honoratioren des Orts; die Gassen und Kneipen daselbst und endlich das zum Gefängniß improvisirte alte Spritzenhaus, das auf die Gutmüthigkeit des Inhaftirten speculirt, wenn er eben drin sitzen bleiben will.

Nun die Hauptfiguren; sie sind wirklich von köstlicher Komik, wahrhaft possirlich: der steif auf seine Würde als Regent von Ziegenberg versessene Bürgermeister Nebelkopf, glücklichen Namens, sammt der ihn verhimmelnden Gemahlin und dem naiven Backfisch von Töchterlein, das trotz aller Unschuld bereits eine sentimental schwärmende Liebschaft hinter dem Rücken der Aeltern anzettelt hat und schlau genug ist, die entdeckte Photographie des angebeteten Un-

bekannten für den Vicekönig von Aegypten auszugeben, was dann in der Folge eine ungeheuere Verwirrung in den ziegenberger Köpfen anrichtet; der von prickelnder Ehrsucht nach dem Bürgermeisteramt gestachelte queckſilberne reiche Rathsherr Schauer mit der ungeheuer dicken phlegmatischen Frau Gemahlin und der neugierig in die Welt hinausguckenden Jungfer Tochter; der andere Rathsherr, Dröse, eine in der Regel nach Fusel riechende Schlafmütze; ihm zur Seite eine spindeldürre, beständig keifende und unruhige Frau und ein ebenso dürres hoch aufgeschossenes Fräulein Tochter, die bereits zehn Jahre nach dem armen Oberlehrer schmachtet; der hinter seinem Pult versinkende kleine Schreiber Buckelinski Maus; der verschnupfte Apotheker und sein gleichgearteter Provisor; vor allen andern aber die beiden im Dienst übereifrigen Sicherheitsbeamten der Stadt, der Tag- und Nachtwächter Trauthahn und Dunkel, die wie wild heranstürmen, um zu melden: „Nichts vorgefallen!“, und nichts sehnlicher wünschen, als daß einmal in dem langweiligen Nest — behufs besserer Documentirung ihrer für das Wohl der Stadt, in der freilich ohne polizeiliche Erlaubniß keine Maus in ein anderes Loch schlüpft, hochbedeutenden Stellung — mindestens ein anständiger Mord oder Brand oder in Ermangelung von etwas Besserm ein interessanter Raubanfall vorfallen möchte; sie sind, wenn wir die allerärgsten Bocksprünge des Schalksnarren, die er auf diese seine Sündenböcke abgeladen hat, wegschneiden oder abrechnen, lebendig anschauliche, mit der angedeuteten Einschränkung selbst realistisch zutreffende Repräsentanten des bornirten Spieß- und Zopfbürgerthums, das wenig über seine Nase und jedenfalls im Leben nie über den Kirchthurm hinaussieht. Aber noch weit erbaulicher als diese Personenbilder ist die Gesammtzeichnung des Krähwinkelnestes Ziegenberg. Wer einen weltvergessenen Winkel in seiner unsäglichen Verkümmerung mit der erschrecklichen Summe von gähnender Langeweile, von verkrüppeltem Menschendasein, von der aus allen Löchern herausguckenden, im Staub, Sand und Straßenkoth gefärbten Misère, von Beschränktheit der Köpfe und Kleinheit der Herzen, von Klatsch und Aberglauben, von Dürftigkeit der Gedanken und Schmalheit der Gefühle — wer diese Summe des Unerträglichen, Verfauerten, Urzuständlichen in Einem prächtigen Gesammtbilde beisammen haben will, der schaue sich dieses gottverlassene Nest an:

Eine weite unfruchtbare Ebene. Die Felder sind sandig und mit Kies und kleinen Steinen bestreut, zwischen denen sich hartes, bitteres Gras hervorquält. Die Schafe, die melancholisch läutend darüber hinschreiten, sind klein, mager, mit karger schwärzlicher Wolle bedeckt; und wenn sie hier und da ein frostig Hälmchen rupfen, verziehen sie jedesmal das Gesicht wie jemand, dem es durchaus nicht schmecken will. Aber was hilft's? Hunger thut weh, deshalb weiden sie auch ruhig weiter, wenn sie den trockenen Bissen hochkauend und mit misbilligendem Kopfschütteln hinuntergebracht. Der Schäfer schreitet ebenso verdrossen hinterher. Der alte formlose Hut ist tief in die Stirn gedrückt; um die Schultern drapirt sich ein ausrangirter alter Sack; die Füße stecken in aufgeplatzten Stiefeln; unter den linken Arm ist der Stock geklemmt, und aus einer Zahnlücke hängt der kurze Stummel herab, von dessen Kopf der scharfe Ost den Rauch fortreißt, als gönnte er dem alten Mann diesen einzigen kargen Luxus nicht, den ihm sein hartes Schicksal übrigließ. Neben dem Schäfer geht ein struppiger, hypochondrischer Hund, anscheinend in tiefe Gedanken versenkt, aus denen er von Zeit zu Zeit mürrisch auffährt, um einem unglücklichen Schaf ins Bein zu beißen und dann sofort wieder in seine düstere Träumerei zu versinken. Und darüber hin jagen die Wolken, graue, ruhelose, gespenstische Wolken ... und unten auf der Erde huschen ihre Schatten ihnen nach, und dazwischen hindurch pfeift der Wind seine eintönig klagende Melodie. ... Wer nicht wüßte, daß er dicht bei Ziegenberg wäre, könnte glauben eine Geisterheerde zu erblicken, die früherer Sünden wegen umgehen muß und sich jetzt den Weg zurückläutet zu ihrem Grabe dort hinter dem Kienbusch.

Einmal schon ist mir die meisterhafte Zeichnung eines so traurig verkommenen Lebens in einem kleinen Neste in gleicher Vollendung entgegengetreten; ich entsinne mich nicht, ob von demselben Autor. Jedenfalls ist unser Verfasser in dieser Nuance satirisch lachenden Humors ein Meister; in dem schlafselig uns anglotzenden Bilde des Städtchens selbst und seiner nichtigen Insassen, entzückend häßlich und erschreckend treu bis herunter auf den vor Langeweile gestorbenen Köter des faustdick aufschneidenden versimpelten Rittmeisters, liegt wirklich Gehalt, Stimmung und Farbe; das ist Winterfeld's Stärke. J. J. Honegger.

Dialektschriften.

1. Zu Fritz Reuter! Praktische Anleitung zum Verständniß des Plattdeutschen an der Hand des ersten Kapitels des Fritz Reuter'schen Romans: „Ut mine Stromtid“. Von Alfred von der Velde. Leipzig, C. A. Koch. 1881. 8. 60 Pf.

In dem kleinen, mit Fritz Reuter's Bild gezierten Hefte, das den vorstehenden Titel trägt, ist vom Verfasser allen denen, welche die plattdeutsche Sprache nicht sprechen und lesen können und sich doch für dieselbe interessiren, ein wichtiges Hülfsmittel geboten, mit dem ausgerüstet es ihnen möglich wird, tiefer in die Eigenartigkeit dieses gemüthlichen Idioms einzudringen und seine einfache, aber häufig Herz und Sinn tief ergreifende Schönheit besser herauszufinden und zu fassen.

Wer das Vorwort des Büchleins aufmerksam durchliest, dem wird es sofort klar, wie nöthig ein längeres Studium ist, um das Plattdeutsche ganz zu verstehen; eine Durchsicht der Einleitung aber belehrt ihn auch, daß es mit Hülfe desselben möglich sei, eine ziemlich gründliche Kenntniß dieser Sprache sich zu eigen zu machen. Mit viel Fleiß und großer Genauigkeit hat der Verfasser seine Schrift zusammengestellt; er wählte das ergreifende erste Kapitel von Reuter's Roman „Ut mine Stromtid“, um

dem Lernenden etwas Bekanntes zu bieten, woran er sein Studium knüpfe.

Wir können einem jeden, der sich wißbegierig dem ihm entweder völlig unbekannten oder doch noch etwas dunkeln Gebiet des Plattdeutschen nahen möchte, dringend rathen, von der Velde's Büchlein zu kaufen; es wird ihm die ersten Schritte auf fremdem Boden gewiß sehr erleichtern.

2. Abel. En Plattdütsch Stückschen merrn ut de Marsch un merrn ut't Leben, von Paul Trede. Garding, Lühr u. Dircks. 1880. 8. 1 M.

Eine einfache, aber ansprechende Dorfgeschichte ist es, die der Dichter hier seinen Lesern bietet und der wir wol prophezeien können, daß nur wenige sie ganz unbefriedigt aus der Hand legen werden. Wie ein rother Faden zieht sich durch dieselbe der Entwickelungsgang eines Frauencharakters. Die Heldin wächst auf wie ein wilder Dornstrauch im freien Felde, von keines Gärtners Schere je gestutzt, mit scharfen Stacheln jeden ritzend, der ihm nahe tritt, gefürchtet, gemieden darum von allen, die ihn wol in seiner Frühlingsblütenpracht aus der Ferne bewundern, seine bösen Eigenschaften darüber aber nicht vergessen können. So auch Abel, die Heldin der Geschichte. Mit äußerer Schönheit reich bedacht, doch keiner Zucht sich beugend, folgt sie nur ihrem eigenen Willen, wird darum gemieden, gehaßt und verachtet. Als später die Liebe das Herz des Mädchens berührt, vermag selbst diese nicht den Eigenwillen und Jähzorn zu brechen, und erst als sie ihren braven Mann in den Tod getrieben und schweres Unglück über sie kommt, ringt sich dieser Charakter endlich von seinen häßlichen Eigenschaften los, die in demselben versteckten Goldkörnchen werden, von allen Schlacken gereinigt, zu Tage gefördert und leuchten bald jedermann hell ins Auge. Mit immer noch festem, aber nun geläutertem Willen geht das einsame Weib fortan seinen stillen Weg, bis ein neues spätes Glück zuletzt als Lohn aller Anstrengungen eintritt, welches es nunmehr besser zu hüten versteht als das früh verlorene.

Allen, die Geschmack an Erzählungen dieser Art finden, aus denen sich so manche gute Lehre ziehen läßt, sei „Abel" als Lektüre warm empfohlen.

3. Spaßige Rimels. Plattdeutsche humoristische Gedichte zum Vortrag in Vereinen und geselligen Kreisen von Heinrich Fürs. Zweiter Theil. Hamburg, Kramer. 1880. 8. 2 M.

Als das Organ für Dialektliteratur: „De Plattdütsche Husfründ", sein fünfjähriges Leben noch nicht abgeschlossen hatte, lernten wir durch denselben Heinrich Fürs bereits in einigen heiter anmuthenden Dichtungen, Repräsentanten frischesten Humors, kennen. In vorliegendem Werkchen, dem zweiten Theil einer größern Sammlung ähnlicher Productionen aus derselben Feder, ist den Liebhabern „Spaßiger Rimels" eine reiche Auswahl zur Unterhaltung in Ruhestunden geboten. Drastische Derbheit spricht aus manchem; einen lustigen, übermüthigen Charakter tragen fast alle. Vielleicht nicht ohne guten Grund läßt der Dichter auch gleich in der Eingangsnummer Anklänge an Fritz Reuter erklingen, indem er dessen wohlbekannten „Köster Suhr" beim Unterricht der Schulkinder in seiner ganzen urwüchsigen Komik vorführt, um dadurch dem Leser im Nu die passende Stimmung für die nachfolgenden Stücke mitzutheilen. Im weitern Durchblättern findet man darunter noch manche recht originelle Nummer, und wie man sieht, hat der Dichter seinen Stoff nicht dem gewöhnlichen Leben allein entlehnt, sondern zuweilen auch aus der Geschichte geschöpft, wie Nr. 14: „De Argonautentog", beweist.

Vereinen und geselligen Kreisen ist das Buch hauptsächlich vom Verfasser gewidmet, und es wird, wie wir glauben, von solchen mit Vergnügen aufgenommen werden, zumal der weitaus größte Theil seines Inhalts wohl geeignet ist, zur Heiterkeit anzuregen. Also Glückauf!

4. Vor veertig Jahr. En plattdütsche Geschichte ut'n Bremer Lanne von Wilhelm Rocco. Zweite vermehrte Auflage. Bremen, Schünemann. 1881. 8. 3 M.

Seinen Landsleuten speciell, doch sicher auch vielen andern, denen Interesse für plattdeutsche Sprache innewohnt, die das Leben auf dem platten Lande kennen und dem Wesen, Thun und Treiben seiner Bewohner Geschmack abgewonnen haben, bringt Wilhelm Rocco, dessen Name auf literarischem Felde nicht mehr unbekannt ist, in seinen „Vor veertig Jahr" betitelten, bereits in zweiter Auflage erschienenen Buche eine recht erfreuliche Gabe dar. Mit viel Wärme ist hier die Geschichte einer Bauernfamilie im Bremer Lande geschildert; die verschiedenen Charaktere der einzelnen Glieder derselben sind mit großer Schärfe und Klarheit gezeichnet, wie sie sich in Glück und Leid, Zwietracht und endlicher Versöhnung darstellen. Auch unter den andern Figuren der mancherlei bunten Bilder, die sich im Laufe der Erzählung dem Auge entrollen, haben noch mehrere unsere volle Sympathie erworben, allen voran „De Fro Senaterin" und „Fro Burmeister, de Samaritersche".

Daß der Verfasser sein Werk mit Lust begonnen und zu Ende geführt, daß die Liebe zu dem Lande, das ihn geboren, ihm Herz und Hand geleitet hat, daß die Worte seiner Feder so entströmen konnten, wie es geschehen, fühlt der aufmerksame Leser überall heraus. Mit regem Interesse wird er dem Gang der Geschichte folgen; wehmuthsvoll die arme, das Aelternhaus verlassende Tochter auf ihrer Flucht begleiten und vielleicht Freudenthränen mit ihr vergießen, wenn das harte Mutterherz endlich durch ihre edelmüthige Handlungsweise erweicht und die volle Versöhnung angebahnt wird. Wir wollen aber dem Leser nicht durch Beschreibung von Einzelheiten die Freude verderben, selbst die stillen, schönen Tugenden aufzufinden, die aus dem Gemüth so mancher dieser uns in der Erzählung begegnenden einfachen Naturen hervorleuchten.

5. Drei plattdeutsche Erzählungen, zum Theil Erlebtes und Erinnerungen von 1848 aus Schleswig-Holstein von Klaus Groth. Berlin, Freund u. Jeckel. 1881. 8. 3 M.

Schriftsteller, deren Name schnell bekannt geworden ist durch ein Werk, das sich im Publikum bald einer großen Beliebtheit erfreute, können später auch schon einfachere Erzeugnisse ihrer Feder bieten, ohne fürchten zu müssen, eine Zurückweisung zu erfahren, da die Erinnerung an das bereits erschienene Interessante noch immer nachhaltig genug ist, um für die Schwächen der nachfolgenden Gaben eine gewisse Toleranz erwarten zu lassen. Auch auf Klaus Groth können wir dies anwenden. Sein schon in dreizehn Auflagen gedruckter „Quickborn" machte ihn vor Jahren berühmt; sein Name wurde weit und breit lobend genannt; doch gelang es seinen folgenden Büchern nicht, sich eine gleiche Gunst in Plattdeutsch liebenden Leserkreisen zu erringen.

Das vorliegende neueste Product seiner Mußestunden: „Drei plattdeutsche Erzählungen", wird — so glauben wenigstens wir nach der Durchsicht — auch nicht so allgemein bekannt werden seinerzeit als der „Quickborn". In der ersten Geschichte theilt der Verfasser Erinnerungen aus seiner holsteinischen Heimat mit, die er als Knabe vor, in und nach der schweren Zeit der Kriegszustände von 1848 an Ort und Stelle gesammelt hat. Wie werth ihm selbst und wol vielen, die jene Zeit mit ihrem ganzen Elend und Unglück erlebt haben, alle diese Erinnerungen sein mögen, können wir leicht begreifen. Ob aber die Erzählung derselben jetzt noch ein so allgemeines Interesse hervorruft, daß das Buch darum eifrigst begehrt werden sollte, glauben wir kaum. Die andern zwei kleinen Geschichten: „De Waterbörs" und „Witen Slachters", behandeln gleichfalls ländliche Zustände und Scenen aus den Schicksalen einzelner Persönlichkeiten oder Familien, die nach urewiger Menschenbestimmung durch Leid und Freud, Glück und Unglück ihren Weg gehen; die einen indem sie als Ziel den häuslichen Herd begründen, die andern indem sie denselben verlassen, um von irdischer Noth auszuruhen. Alltägliche, doch keineswegs aller Poesie bare Erzählungen sind es, die der Leser findet. Manchem schönen Gedanken, mancher wehmüthig berührenden Wendung wird er begegnen. Immer aber ist es der Verfasser des „Quickborn", dessen innig zartes Gefühl und edle Gesinnungsweise ihn überall anspricht. Die Freunde des alten Meisters empfangen darum auch dies Buch sicher gern, und hoffen wir weiter, daß auch über deren Kreis hinaus sich dasselbe einen Achtungserfolg erringen wird.

6. Spledder un Spöhn. II. Ut de Bläuthentid. Snaksche un irnste Vertellung von C. W. Derboeck. Berlin, Drewitz. 1880. 12. 3 M.

Was wir in Nr. 12 d. Bl. f. 1880 über den ersten Theil von Derboeck's Buch „Spledder und Spöhn" gesagt haben, können wir jetzt, wo auch der zweite Band desselben vor uns liegt, eigentlich in den Hauptsachen nur wiederholen. Die Schreibweise des Verfassers ist eine so gemüthliche, er versteht so treu und lebenswahr Personen und Situationen zu schildern, daß man sich beim Lesen sofort an Ort und Stelle versetzt glaubt, wo die Menschen leben und alle die Scenen spielen, die er dem Auge in bunter, ergötzlicher Reihenfolge vorüberführt. Das allein ist ja aber auch das Wahre und Richtige, soll ein Buch wirklich zur Unterhaltung und Erheiterung dienen. Doch nicht allein die kräftige, oft recht drastische Ausdrucksweise der Bewohner des Plattlandes beherrscht der Verfasser vollständig; er hat auch ihre eigenartigen, zuweilen kindlich-naiven Anschauungen und Ideen von Welt und Menschen eingehend studirt, seine Figuren stets bis aufs kleinste nach der Natur modellirt. Auch auf dem Gebiete feinster, zierlichster Detailmalerei bewegt er sich daneben noch leicht und gewandt, wie wir gleich zu Anfang des ersten Kapitels wahrnehmen können, sodaß dadurch die derbe Urwüchsigkeit alles plattdeutschen Wesens von einem poetischen Hauch umweht erscheint, der auch an dieser Stelle den Leser warm berührt. Die Figur des alten Lieutenant Grollmann ist ein Cabinetsstück. Vielleicht erscheint manchem die zu Ende des Buchs sich abspielende komische Geschichte mit dem Herzog von Friedland — von des alten Herrn Uebermuth ersonnen, um Mariken, des steifnackigen Bauern Hanning Wippel's Tochter, in ihrer geheimen Liebe zu unterstützen — etwas unnatürlich und unglaublich. Wer aber genau das Leben und Treiben der Leute in solchen kleinen stillen Landstädten kennt, wo sich ein Tag fast wie der andere in derselben Einförmigkeit abspinnt, und weiß, mit welcher Freude jede Gelegenheit von ihnen ergriffen wird, sich eine harmlose Unterhaltung zu verschaffen, sei es auch auf Kosten eines Leichtgläubigen aus ihrer Mitte, der findet die Sache nicht so unmöglich und lächelt wol beim Lesen dieser Stellen still für sich, weil ihm selbst vielleicht, aus irgendeiner Periode des Verweilens in der alten, lieben originellen Heimat, etwas Aehnliches durch den Sinn zieht, was er dort gleichfalls miterlebt hat.

Außerdem enthält das Buch noch manche Abschnitte und Scenen, die sich vorzüglich zur Unterhaltung in heitern Kreisen eignen; und fände der Verfasser einen ähnlichen Mann wie „Corl Kräpelin", der die Reuter'schen Werke durch seinen vorzüglichen Vortrag erst zur vollen Geltung gebracht hat, so würde sein „Spledder un Spöhn" sich wol bald einer ähnlichen Gunst des Publikums erfreuen. Jedenfalls wird das ansprechende Buch aber auch so seinen Weg machen und der zweite Theil: „Ut de Bläuthentid", freundlich vom Publikum aufgenommen werden, da es sicher im Stande ist, den Lesern angenehme Stunden zu bereiten.

A. Hermann.

Feuilleton.

Theater und Musik.

G. von Moser's neuestes Lustspiel „Glück bei Frauen" ist am hamburger Thaliatheater und am leipziger Stadttheater in Scene gegangen. Man sagt, daß Hugo Bürger ein verschwiegener Mitarbeiter an diesem Stücke sei; in der That enthält es einige ernste Scenen, wie diejenige zwischen der Großmutter und ihrem Enkel, welche sogar einen leichten Anflug von Rührung haben: und dergleichen Scenen liegen der leichtlebigen Moser'schen Muse fern. Das Stück selbst ist nicht klar und durchsichtig entworfen: der Grundgedanke tritt nicht deutlich hervor; es fehlt jede dramatische Prägnanz; der dritte Act mit der Tischordnung des Rentiers und ihren beständigen Abänderungen macht den Eindruck eines Einschiebsels, das irgendwo einmal als Einacter selbständig existirt hat. Es ist eine durchaus leichte und lockere Arbeit, der es nicht an ein paar muntern Scenen und Charakteren fehlt, die aber aus Mangel an Zusammenhalt keinen Eindruck hervorzurufen vermag, der irgend von Dauer und Bedeutung ist.

— Feodor von Wehl, der in seiner nunmehr zwölfjährigen Wirksamkeit als Intendant des Hoftheaters in Stuttgart auf demselben Platen's „Berengar", Uhland's „Ludwig der Baier" und „Normännischer Brauch", Otto Ludwig's „Auf der Torgauer Heide", Grabbe's „Friedrich Barbarossa" und andere selten oder nie aufgeführte Stücke zur Darstellung gebracht, hat neuerdings auch Grillparzer's großartige Trilogie „Das goldene Vließ" aufführen lassen, die bisher nur in Wien in ihrem ganzen Umfang gegeben worden. Es erscheint uns dies als ein künstlerisches Verdienst. Heinrich Laube erklärt, daß das Werk in seiner tragischen Gewalt großartig in unserer Literatur dastehe und neben Schiller's imposante Trilogie „Wallenstein" sich zu stellen berechtigt sei. „Der «Wallenstein» hat außer dem Schiller'schen Zauber des Vortrags", schreibt Laube, „noch den mächtigen Reiz vaterländischer Geschichte voraus. Daneben steht «Das goldene Vließ» wol im Schatten, behält aber doch dauernden Werth durch die keusche, tiefe Führung des tragischen Charakters, welcher ohne schimmernde Zier vom Anfang bis zum Ende wächst. Wir scheiden am Schlusse von ihm wie von einer elementaren Macht der Gerechtigkeit, welche der Dichter auferbaut hat, und zwar auferbaut hat aus einleuchtenden menschlichen Eigenschaften, während die Eigenschaften des Friedländers nicht freizusprechen sind von künstlicher Zuthat: Grund genug, dünkt mich, diese zweite Trilogie unserer Literatur hochzuschätzen!" Trotzdem war bisjetzt nur der dritte Theil: „Medea", in das Repertoire fast sämmtlicher großen Bühnen aufgenommen und die beiden einleitenden Dramen: „Der Gastfreund" und „Die Argonauten", blieben gänzlich unbeachtet. Denn wenn sie auch in Wien, der Heimat des Dichters, aus Rücksicht für diesen gleich nach ihrer Entstehung und später durch Laube einigemale das Lampenlicht erblickten, so kann dies nicht maßgebend erscheinen, weil dort verschiedene Umstände das unbefangene Urtheil trüben mußten, wie dies überall der Fall ist, wo persönliche Beziehungen für und wider mitsprechen. Anders außerhalb der Grenzen Oesterreichs, und deshalb dünkt uns die Aufführung in Stuttgart so bedeutungsvoll, weil sie durch ihren unbestrittenen Erfolg den Beweis geliefert hat, welch kostbares Kleinod der deutschen Literatur die vaterländischen Bühnen verschmäht haben. Das Publikum folgte von Anfang an bis zum Schluß den drei sich mächtig gipfelnden Trauerspielen mit gespannter und gesteigerter Theilnahme, die sich in wiederholtem Beifall mehrfach äußerte, und so dürfen wir hoffen, daß nun das Versäumte bald allerwärts nachgeholt und die ganze Trilogie an allen Theatern, die dazu Mittel und Kräfte haben, zur Aufführung kommen werde. Das Verständniß der „Medea" gewinnt in überraschender Weise durch die Kenntniß der vorhergehenden Stücke, von denen jedes an sich wieder ein meisterlich ausgeführtes Kunstwerk ist. „Der Gastfreund", welcher in dem engen Rahmen eines Actes eine Fülle charakteristischer Gegensätze und den Quell der Verbrechen zeigt, die in den „Argonauten" (welche anschließend den ersten Abend füllten) zum mächtigen Strome anschwellen, der alle in seine unheilvollen Fluten zieht und zuletzt auch „Medea" mit dem sühnenden Strafgericht der Götter: das sind wahrhaft dramatische Gebilde, die bei guter Darstellung des tiefsten Eindrucks nicht ermangeln können, der weit nachhaltiger und ergreifender wirkt als die bloße Lektüre dieser auch an sprachlichen Schönheiten reichen Dichtungen!

— In München ist eine Jugendarbeit von Shakspeare: „Perikles, Fürst von Tyrus", in einer Bearbeitung des Directors Possart in Scene gegangen. Das Stück gehört bekanntlich zu denjenigen, bei denen die Autorschaft Shakspeare's bestritten oder nur in eingeschränkter Weise anerkannt wird. Delius hat im dritten Jahrgange des „Shakspeare-Jahrbuchs" darüber eine eingehende Abhandlung geschrieben. Natürlich ist bei derartigen Stücken eine glänzende decorative Ausstattung unerläßlich, ohne welche man ja in England selbst nicht einmal den „Sturm" oder das „Wintermärchen" gibt. Insofern wiederholen sich die Experimente Dryden's und Davenant's in unserer Zeit, wenn auch mit bei weitem größerer Schonung des Shakspeare'schen Genius und seiner Eigenart. Daß für solche Inscenirungen ein so gewandter Regisseur wie Possart vollkommenen Beruf besitzt, ist fraglos, und man konnte auch mit Recht von ihm erwarten, daß er in der Einrichtung dieses etwas formlosen Märchens von Shakspeare in Strichen und Zusätzen verständnißvoll verfahren werde. Die Musik des Intendanten Freiherrn von Perfall unterstützte die stimmungsvollen Momente der Dichtung. Gleichwol werden derartige Aneignungen kaum über das interessante Experiment hinausgehen: die Kluft zwischen verschiedenen Jahrhunderten tritt bei den Werken, welche nicht den überragenden Höhenpunkt des Genies vertreten, auf der Bühne allzu merklich hervor.

Bibliographie.

Müller sen., M., Wer die Schule hat, hat die Zukunft. Aber in welchen Händen sollte denn die Schule sein? Allerhand Bemerkungen nach verschiedenen Richtungen hin. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 50 Pf.

Nöltingk, G. C., Die christlich-sociale Partei in Deutschland. Eine Zeitbetrachtung. Bernburg, Bacmeister. Gr. 8. 50 Pf.

Nordenskiöld, A. E., Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Vega-Expedition. Von Mitgliedern der Expedition und andern Forschern bearbeitet. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit Abbildungen in Holzschnitt und lithographirten Tafeln und Karten. 1ste Lief. Leipzig, Brockhaus. 1883. 8. 2 M.

Preuß, W. H., Geist und Stoff. Erläuterungen des Verhältnisses zwischen Welt und Mensch nach dem Zeugniß der Organismen. Oldenburg, Schulze. 1883. Gr. 8. 4 M.

Internationale Revue über die gesammten Armeen und Flotten. Herausgegeben von F. v. Witzleben-Wendelstein. 1ster Jahrg. 1stes Hft. October 1882. Berlin, Janke. Gr. 8. 2 M.

Schuldes, J., Iduna. Gedichte. Tetschen, Selbstverlag. 1883. 8. 1 M. 25 Pf.

Schuldes, J., Nordböhmische Volkssagen in ihrer Bedeutung für die germanische Mythologie und die Geschichte des Landes. Tetschen, Selbstverlag. 8. 80 Pf.

Secchi, A., Die Grösse der Schöpfung. Zwei Vorträge, gehalten vor der Tiberinischen Akademie zu Rom. Aus dem Italienischen übertragen, nebst einem Vorwort von C. Güttler. Leipzig, Bidder. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Zollern, H. v., Politischer Schachzug Friedrich's des Großen. Historischer Roman. 2 Bde. Dresden, Minden. 1883. 8. 7 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Gesammelte Werke des Grafen Adolf Friedrich von Schack.

Mit dem Bildnisse des Verfassers.

Die Werke erscheinen in 30 sich schnell folgenden Lieferungen. Preis der Lieferung 50 Pf. **Inhalt: Nächte des Orients. Gedichte. Durch alle Wetter. Lothar. Episoden. Ebenbürtig. Lotosblätter.** (Neu.) **Plejaden. Weihgesänge. Die Pisaner. Gaston.** (Neu.) **Timandra. Atlantis. Heliodor. Kaiser Balduin.** (Neu.) **Politische Lustspiele.**

☞ **Bestellungen bei allen Buchhandlungen.**

Verlag von E. Morgenstern in Breslau.

Die Tragödien des Aeschylos.

In den Versmaßen der Urschrift ins Deutsche übersetzt von

Carl Bruch.

Eleg. geheftet 5 Mark, fein gebunden 7 Mark.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Mitte October wurde ausgegeben:

Zeitschrift für bildende Kunst

Mit dem Beiblatt „Kunstchronik"

Herausgegeben von

Dr. Carl von Lützow

Professor an der K. K. Akademie der Künste in Wien.

18. Jahrgang.

1. Heft.

(October.)

Inhalt: Rimini. Von Ludwig Geiger. (Mit 4 Illustr.) — Peter Janssens Wandgemälde im Rathaussaale zu Erfurt. Von A. Rosenberg. (Mit 3 Illustr.) — Erinnerungen aus Tunis. Von H. L. Fischer. (Mit 5 Illustr.) — Maler und Bildschnitzer der sogenannten Schule von Kalkar. Von L. Scheibler. — Kunstlitteratur: Overbeck, J., Geschichte der griechischen Plastik. Von H. Heydemann; Schlie, Fr., Beschreibendes Verzeichnis der Werke älterer Meister in der Großherzoglichen Gemälde-Galerie zu Schwerin. — Kunstbeilagen: Studirender Mönch, Originalradirung von J. M. Holzapfel; Das neue Buch, Originalradirung von M. Volkhardt; Porträt Franz Liszts, Originalradirung von W. Linnig jr.

Die „Zeitschrift für bildende Kunst" erscheint in Monatsheften mit vielen Illustrationen und Kunstbeilagen; die hervorragendsten Kunstschriftsteller zählen zu ihren Mitarbeitern und die besten künstlerischen Kräfte sind an ihrer artistischen Ausstattung betheiligt. Neben dem Hauptblatt erscheint alle 8 Tage (im Sommerquartal alle 14 Tage) das Beiblatt „Kunst-Chronik", welches hauptsächlich den Tageserscheinungen der Kunstproduction, der Kunstliteratur und des Kunsthandels gewidmet ist.

Der Subscriptionspreis für den Jahrgang beträgt 25 Mark.

Schönste Dichtung

der neueren Zeit.

Hartwig und Else.

Von

Joh. v. Wildenradt.

Elegant gebunden 6 Mark.
Zweite Auflage.
Verlag von **Otto Meissner** in **Hamburg.**

Schwizer-Dütsch.

Sammlung deutsch-schweizerischer Mundartliteratur.

Gesammelt und herausgegeben von

Professor **O. Sutermeister.**

Bisjetzt erschienen die Kantone: **Bern, Basel, Aarau, St.-Gallen, Appenzell, Zürich, Uri, Schwyz, Unterwalden, Glarus, Luzern, Schaffhausen, Solothurn.**

Jedes Heft ist **einzeln** zum Preis von 50 **Pfennig** in allen soliden Buchhandlungen zu haben oder durch solche ohne Aufenthalt zu beziehen.

Zürich. **Orell, Füßli & Co.** Verlag.

Billigste, correcte, gutausgestattete Bibliothek der Classiker u. modernen Meister der Musik.

Volksausgabe Breitkopf & Härtel.

Ausführliche Prospecte gratis.

Durch alle Buch- u. Musikhandlungen zu beziehen.

Verlag von Alfred Coppenrath in Regensburg.

Kaspar Hauser. Seine Lebensgeschichte und der Nachweis seiner fürstlichen Herkunft. Aus nunmehr zur Veröffentlichung bestimmten Papieren einer hohen Person. Von ..... **von K.** ..... M. 3.

Diese Schrift, ein neuer — wohl der letzte, abschliessende — Beitrag zur Geschichte Kaspar Hauser's wird nicht verfehlen, in allen gebildeten Kreisen grosse Aufmerksamkeit zu erregen. Freunden und Gegnern Kaspar Hauser's wird dieses Buch von Interesse sein; denn es enthält höchst bemerkenswerthe Mittheilungen aus bisher unzugänglich gebliebenen Actenstücken.

(Mit Beilagen von: **Oskar Leiner** in **Leipzig** und **F. U. Kern's** Verlag [**Max Müller**] in **Breslau.**)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAISERLICH KÖNIGLICHE UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 47. — 23. November 1882.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Pessimismus und Optimismus bei den Hellenen. Von Erwin Mansbach. — Schriften zur Aesthetik und Poetik. Von Rudolf von Gottschall. (Beschluß.) — Geschichte des 18. Jahrhunderts. Von Hans Prutz. — Neue Dichtungen und Gedichte. Von Konrad von Prittwitz-Gaffron. — Das Literaturwerk von Brandes in neuer Bearbeitung. Von Otto Weddigen. — Feuilleton. (Theater und Musik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Pessimismus und Optimismus bei den Hellenen.

Es war früher eine ziemlich allgemein getheilte Auffassung, daß die Blüte des Hellenenthums als die heitere Jugend der Menschheit anzusehen und deshalb durchweg von rosigem Lichte umflossen sei, eine Auffassung, welche durch Gedichte wie Schiller's „Götter Griechenlands", überhaupt durch die Verehrung der Antike von seiten unserer beiden classischen Dichter nur bestärkt werden konnte. Daß sie nichtsdestoweniger eine falsche ist, kann nachgerade keinem Zweifel mehr unterliegen, und schon längst waren verschiedene Aussprüche griechischer Dichter und Denker bekannt, welche eine nichts weniger als heitere Auffassung des Lebens verrathen. So ist durch Platen's bekannte Ode in weitesten Kreisen populär geworden der Ausspruch des Sophokles: „Nicht geboren sein wäre das beste Schicksal", und auch der Einwand paßte nicht, daß dieses Wort in einer Tragödie vorkomme, d. h. in einer objectiven Dichtung, in welcher ja nicht jedes Wort aus der Seele des Dichters zu kommen brauche; denn das betreffende Wort wird im vorliegenden Falle nicht von einer dramatischen Person des Stücks in einer bestimmten einseitigen Situation gesprochen, sondern es bildet den integrirenden Theil eines Chorliedes, in welchem der weise Dichter unzweifelhaft seine eigene Ansicht ausgesprochen hat. Desgleichen war längst bekannt genug der Spruch des Theognis: „Es stirbt als Jüngling, wen die Götter lieben." Ja bereits die Gymnasialtertianer hatten sich mit dem bekannten Spruche Homer's zu befassen, daß es kein unseligeres Geschöpf gebe als den Menschen. Indeß war man doch immer geneigt und machte vielfach den Versuch, diese Aussprüche lediglich als vereinzelte Niederschläge momentaner Stimmungen hinzustellen und dem Hellenenthum das ihm einmal zuerkannte Prädicat der Heiterkeit nach wie vor zu vindiciren.

Dem gegenüber ist nun jüngst als Beilage zum „Chemnitzer Gymnasialprogramm für 1882" eine Abhandlung: „Der Optimismus des Sokrates bei Xenophon und Platon gegenüber den pessimistischen Stimmen in der ältern griechischen Literatur", erschienen, von der man zunächst bedauern muß, daß sie nicht als selbständige Broschüre erschienen ist und damit Aussicht und Anwartschaft erlangt hat, in weitere Kreise zu dringen. Vermöge gründlichster Belesenheit und vollständigster Uebersicht über die gesammte betreffende Literatur wird darin der unwiderlegliche Beweis erbracht, daß so ziemlich die ganze hellenische Dichtung und Philosophie vor Sokrates von einer ganz unverblümten pessimistischen Lebensauffassung durchzogen gewesen ist. Es ist staunenswerth, welch eine Fülle tief elegischer und düsterer Aussprüche der Verfasser, Dr. Benseler, zusammengefunden hat. Zu derselben stellen die sämmtlichen bekannten griechischen Autoren ihr Contingent. Von Homer ist einer der bekanntesten Aussprüche oben bereits angeführt, und diesem tritt eine Reihe ähnlicher, die für die Menschheit ebenso wenig schmeichelhaft sind (Die Menschen sind rasch vergänglich wie Blätter des Baumes — Die Söhne sind meist schlechter als die Väter — „Wie jetzt die Sterblichen sind", sagt Nestor stets verächtlich u. s. w.), mit einer für diese frühe und als naiv geltende Zeit frappanten Deutlichkeit zur Seite. Nicht minder findet Hesiod die Erde „voller Uebel" und nennt schon sein Zeitalter das eiserne, d. h. das schlechteste von allen. Außerordentlich zahlreich sind ferner die tief melancholischen Aussprüche der griechischen Lyriker und Elegiker. Daß Pindar den Menschen als „Traum eines Schattens" bezeichnet, ist bekannt. Fast durchweg elegisch ist Theognis, bei dem es mit dem obenerwähnten Worte sein Bewenden haben mag. Die Kürze des Lebens und die rasche Flucht

der Jugend beklagt Mimnermos schwermüthig wie Hölty. Simonides sagt: „Im kurzen Leben haben die Menschen Mühsal auf Mühsal, ihr Sorgen ist fruchtlos, über ihrem Haupte hängt unentrinnbar der Tod.“ Noch reicher sind die Tragiker an verwandten Aussprüchen. „Möge kein Sterblicher sich rühmen, unter einem nicht Schaden stiftenden Dämon geboren zu sein!“ sagt Aeschylus. Von Sophokles ist der bekannteste Ausspruch schon oben angeführt, aber er ist nur einer unter unzähligen. Und ebenso zahllos sind die ähnlich lautenden Aussprüche des Euripides, z. B.: „Wer weiß, ob dieses Leben nicht dem Sterben gleichzuachten und der Tod nicht das wahre Leben ist?“ Daß auch den Komödien des Aristophanes wie allem Humor eine durchaus elegische Weltanschauung zu Grunde liegt, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Man denke ferner an die bekannte Lehre vom Neide der Götter, wie sie uns bei Herodot aus Solon's Munde entgegenklingt, und dann vergegenwärtige man sich das Wort desselben Weisen: „Lauter Unglück ist der Mensch“, wie das des Bias: „Die meisten Menschen sind schlecht“; man denke an die düstern philosophischen Sätze des Heraklit, des Empedokles (z. B. daß der Streit der Vater aller Dinge ist) und anderer Denker, und man wird zugeben müssen, daß das Dogma vom „heitern“ Hellenenthum in allen Beziehungen und nach allen Seiten ein ziemlich hinfälliges wird.

Wer die Belege dafür in extenso zur Hand haben will, der darf nicht unterlassen, Benseler's Aufsatz zu lesen. Es dürfte dem Verfasser kaum irgendein düsterer Ausspruch entgangen sein, an dieser Stelle aber konnte auf das reiche von ihm zusammengebrachte Material nur in den oberflächlichsten Zügen hingedeutet werden.

Wenn er jedoch weiterhin dem gesammten Dichten und Denken der Vergangenheit gegenüber den Sokrates als ziemlich vollkommenen Optimisten hinstellen zu dürfen glaubt, so können wir ihm hierin allerdings nicht so unbedingt beipflichten. In mancher Beziehung gibt er dessen Pessimismus sogar selbst zu, beispielsweise bezüglich seiner Auffassung von Liebe und Ehe. Wenn dem Sokrates sodann mit Recht eine teleologische Weltanschauung zugeschrieben wird, so ist das kein Beweis gegen seinen Pessimismus. Denn der genialste der modernen Pessimisten, Arthur Schopenhauer, theilt diese Anschauung und lehrt, daß, wenn eine Welt überhaupt bestehen soll, sie „zweckmäßig“ eingerichtet sein muß, weil sie andernfalls in sich zusammenstürzen würde. Auch der Glaube an Unsterblichkeit verträgt sich mit dem Pessimismus sehr wohl. Denn gerade wenn die irdische Welt schlecht ist, so muß es noch eine bessere und vollkommenere geben: so fordert es die Consequenz unbefriedigter Sehnsucht, und auch das indische und Schopenhauer'sche Nirwana ist nur ein relatives, denn es schließt allerdings die Vernichtung dieser Welt ein, läßt aber durchaus Raum für die Existenz einer ganz anderartigen, glücklichern Welt. Wenn Sokrates ferner die Beglückungsfähigkeit der Tugend preist (und auf dem Gebiete der Tugendlehre liegt ja der eigentliche Kern seines Philosophirens), so wird die hohe Befriedigung, welche aus sittlichem Handeln hervorgeht, auch von Schopenhauer, Hartmann und andern anerkannt und auf die beredteste Art als werthvollster Besitz gerühmt. Und wenn Sokrates erklärt: die Götter geben nicht zu, daß den Guten von den Schlechten geschadet werde, so hat dies nur den Sinn, daß den Guten das durch die Tugend vermittelte Gefühl der Beglückung nicht genommen und sie in ihrem eigentlichen und besten Sein nicht geschädigt werden können. Denn daß die Schlechten äußerlich sehr wohl höchst verhängnißvoll in das Leben der Guten eingreifen können, das hat Sokrates selbst ja erfahren. Und da die Tugend nach sokratischer (resp. platonischer) Weltanschauung nur in einem Idealstaat vollkommen verwirklicht werden kann, da somit die Menschen, wie sie sind, sich des höchsten (durch Tugend vermittelten) Glücks vorläufig nur in sehr unvollkommener Weise erfreuen, so kann das Leben und der Weltlauf, wie sie sind, auch dem Sokrates kein unbedingt rosiges Antlitz gezeigt haben. Und wie sagt Sokrates doch in der „Apologie“: „Wenn der Tod absolute Bewußtlosigkeit und wie ein Schlaf ist, in dem man nicht einmal ein Traumbild schaut, so dürfte er ein wundersamer Gewinn sein. Denn wenn jemand mit einer solchen traumlosen Nacht die andern Tage und Nächte seines Lebens vergleichen und sagen sollte, wie viele Tage und Nächte er glücklicher als jene Nacht verlebt habe, so würde sogar der große König von Persien nur wenige solche aufzuzählen vermögen.“ Und auch der berühmte Schluß der „Apologie“ macht dem Leben kein Compliment: „Nunmehr ist es Zeit zu scheiden, o Richter, für mich zum Tode, für euch zum Leben; wer von uns beiden das bessere Theil erwählt hat, das ist jedem verborgen außer dem Gotte.“ Gewiß gibt es auch Stellen (und der Verfasser citirt ihrer mehrere), die einer andern Anschauung Raum geben. Das würde aber nur beweisen, daß Sokrates zu einer eigentlich consequenten Beantwortung der hier in Rede stehenden Frage nicht durchgedrungen sei, wie es ja bei seinem der eigentlichen Metaphysik entbehrenden Philosophiren nicht sonderlich auffallen könnte. Die Metaphysik seines größten Schülers Plato aber ist ihrem innersten Kerne nach durchaus nicht optimistisch. Denn er lehrt, daß nur die transscendenten Urbilder ewig, die irdischen Abbilder aber lediglich rasch verschwebende Schatten, daß nur jene vollendet, diese aber voller Makel sind. Also „ein Verrinnen, ein Verrauschen“ der irdischen Dinge! Und das Ideal ist unerreichbar! Das klingt nicht wie Optimismus; rein optimistisch kann überhaupt nur der crasse, keinen Bruch zwischen der Wirklichkeit und höhern Anforderungen des Gemüths kennende Realismus sein. Dagegen kann jedes idealistische System, welches ein Transseendentes kennt, das irdische Leben nur als niedere Existenz auffassen. Auch das Urchristenthum ist pessimistisch.

Erwin Mansbach.

Schriften zur Aesthetik und Poetik.

(Beschluß aus Nr. 46.)

1. Das System der Künste aus einem neuen, im Wesen der Kunst begründeten Gliederungsprincip mit besonderer Rücksicht auf das Drama entwickelt von Max Schasler. Leipzig, Friedrich. 1882. Gr. 8. 6 M.
2. Deutsche Poetik. Theoretisch-praktisches Handbuch der deutschen Dichtkunst. Nach den Anforderungen der Gegenwart von C. Beyer. Erster und zweiter Band. Stuttgart, Göschen. 1882. Gr. 8. 24 M.

Eins der wichtigsten Hauptstücke in Beyer's „Poetik" ist das vierte, welches die Betonungslehre, Prosodik und Rhythmik bespricht. Dieser Abschnitt ist mit sehr großem Fleiß ausgearbeitet: wir verweisen namentlich auf die Paragraphen, welche Accent und Quantität im Althochdeutschen, im Mittelhochdeutschen, in der Neuzeit behandeln. Mit aller Entschiedenheit erklärt sich Beyer gegen eine quantitirende Prosodik als eine Versündigung am deutschen Sprachgeist, wogegen er das ursprüngliche deutsche Betonungsprincip als das maßgebende festhält, das zuerst von Opitz aufgestellt wurde und dem zufolge sich der Versbau einzig und allein auf den Accent gründet. Sehr eingehend handelt der Autor von der Tonstärke und ihren Principien. Er faßt den Geist unserer accentuirenden Prosodik in folgende Sätze zusammen:

Es ist hinfort die besondere Pflege und Beachtung des Sinntons das Maßgebende, wenn nicht ein der Sprache Gewalt anthuender undeutscher Rhythmus bestehen soll.

Die Beachtung eines bestimmten Metrums innerhalb einer Dichtung ist aus Rücksichten auf das uns von unsern classischen Dichtern überkommene Formprincip wie auf den melodisch dahinwogenden Versrhythmus wünschenswerth, nicht aber unerläßlich. Der Accentvers zeigt, daß unsere Sprache den freien, deutschrhythmischen Aufbau einer nur die Hebungen beachtenden Dichtung verträgt.

Der Dichter — auch wenn er sich von einem bestimmten Metrum leiten läßt — braucht keinesfalls dem Sinnton zu Gunsten des Verstons Gewalt anzuthun. Vielmehr darf er sich jede in unserm Accentprincip wurzelnde Freiheit gestatten.

Die Beachtung einer feinern Betonung bedeutet für die Zukunft unserer Poesie eine feinere, d. h. vollkommenere Rhythmik.

Gegen die thetische sprachwidrige Behandlung der Tonsilben von seiten Platen's erklärt sich Beyer, wie dies bereits Roderich Benedix gethan hat. Ebenso sorgfältig ausgeführt ist der Abschnitt über Rhythmik; bei den Compositionen aller möglichen rhythmischen Reihen, wo von trochäischen, iambischen, anapästischen die Rede ist, greift der Autor indeß spätern Abschnitten vor, da er über Jamben, Trochäen bisher nichts bemerkt hat. Treffend sind die Bemerkungen über rhythmische Malerei.

Die eigentliche Verslehre, das sechste Hauptstück, bietet in der Erklärung der einzelnen strenggemessenen Versmaße und ihrer Charakteristik und Gebrauchsanweisung nichts wesentlich Neues: in Bezug hierauf herrscht vollkommene Uebereinstimmung mit meiner „Poetik". Dagegen behandelt Beyer mit großer Vorliebe die freien Versarten: Heinrich Heine gilt ihm als der erste, der den Muth hatte, die schulmäßige Metrik zu durchbrechen und sich in seinen Schöpfungen erst instinctiv, dann bewußt dem altgermanischen Accentvers zuzuwenden. Er theilt die Accentverse ein in symmetrische, strophisch vereinte und freie, in deutsche Hebungsverse und freie Volksverse (Knüttelverse), sodaß die freien Verse ein mindestens so reiches Repertoire haben wie die strenggemessenen. Er rechnet es sich in der Vorrede als Verdienst an, nicht blos zum ersten mal ein deutsches Quantitätsgesetz im Gegensatz zu den nicht ganz zutreffenden Ansichten Westphal's und Schmidt's aufgestellt und begründet, sondern auch in einer eingehenden Studie die noch nirgends genügend gewürdigten deutschen Accentverse behandelt zu haben. Dies ist allerdings der Fall, und Beyer hat jedenfalls für die Dichtungen, die in solchen Accentversen gedichtet sind, einen sehr erwünschten Schlüssel gegeben, da sie bisher meistens nur nebenbei besprochen wurden, ja mit der üblichen Schulprosodik gemessen, einen verwirrenden Eindruck auf die Studirenden machten. Der Beitrag ist wichtig für die Erkenntniß älterer und auch einzelner neuer Dichtungen.

Dennoch hat man das Gefühl, wenn freie und metrisch gemessene Verse als gleichberechtigt, in gleicher Ausdehnung behandelt werden, einem Dualismus gegenüberzustehen, der nicht zur Einheit regulirt ist. Beyer hegt große Vorliebe für die freien Hebungsverse: wir meinen aber, daß Accentverse, die nicht nach einem metrischen Grundschema gebildet sind, nur eine ausnahmsweise Geltung haben können. Bei Heine wird man dies Grundschema nicht vermissen, wohl aber bei Jordan und andern neugermanischen Poeten. Da werden im Vollgefühl der errungenen Freiheit und des abgeschüttelten metrischen Jochs oft mehrere Längen — wir gebrauchen den üblichen Ausdruck der Metrik — nebeneinandergestellt; dann wieder zeigt sich in einem Vers ein wahres Gewimmel von Kürzen, die ihn zu einem langgeschwänzten metrischen Ungeheuer machen. Nach dem Princip der Hebungen und Senkungen ist das ganz in der Ordnung: dies Princip selbst aber erscheint uns als eine Reaction gegen die geläuterte Fortbildung des Verses und des verfeinerten Gehörs: auch bei freier Bewegung muß das zu Grunde liegende Versschema immer zu erkennen sein. Hierin weiche ich von Beyer ab, dessen Vorliebe für Alliterationen, Hebungsverse u. s. f. ich für bedenklich halte, weil sie der Metrik ein Doppelgesicht gibt. Spielt man überhaupt den Trumpf der freien Accentverse als berechtigtes Princip aus, dann sind Jamben, Trochäen, Anapästen, Hexameter und alles dergleichen eigentlich von der Schwelle der Poetik zu verweisen und nur noch in einem paläontologischen Anhang als fossile Ueberreste früherer poetischer Schichten, als Skelete untergegangener Dichtungsarten zu behandeln.

Auch der Reim in allen seinen Formen und Stellungen ist von Beyer sehr eingehend in lehrreichen Kapiteln und mit einer Fülle von Beispielen besprochen. Trotz der Begeisterung des Aesthetikers für den Stabreim scheint er doch den Reim nicht auf den Aussterbeetat setzen zu wollen. Wird doch durch den Reim die Lehre von den Strophen bestimmt, welche im siebenten Hauptstück nicht minder eingehende Behandlung findet. Ueber die Elemente, welche die Strophen bilden, über die Grundgesetze der Strophik erhalten wir wohlmotivirte Auskunft; die antike und die antikisirende Strophe werden eingehend besprochen, und es freut mich, daß sich Beyer über meinen Versuch, die antiken Strophen zu reimen, sehr anerkennend äußert. Nicht minder ausführlich werden die fremden modernen Strophen, die südlichen sowie die orientalischen Formen behandelt; letztere liegen dem Biographen und Verehrer Rückert's besonders nahe.

Einen eigenartigen Theil der Beyer'schen Lehre von den Strophen bildet der paragraphenreiche Abschnitt, welcher von den „deutsch-nationalen" Strophen der Gegenwart handelt. Einen Abschnitt dieses Inhalts würde man in jeder andern Poetik vergeblich suchen. Jedenfalls läuft in der neuern Strophenbildung viel Zufälliges mit unter; die Dichter lehnen sich dabei nicht an Muster an, sondern folgen dem freien Dictat ihrer Muse. Daß aber prägnantere Strophenformen auch eine bestimmte Physiognomie zeigen, daß sie nach ihrer Verwendbarkeit für den Ausdruck bestimmter poetischer Richtungen und Stimmungen, für diese oder jene Unterart der Lyrik geprüft und empfohlen werden können, ist keine Frage, und deshalb ist die mikroskopische Untersuchung und Klassificirung der Strophen, wie sie Beyer durchgeführt hat, immerhin verdienstlich. Schon als eine Revue über die mannichfachen Gestaltungen des poetischen Bildungstriebes ist sie von Interesse. Beyer sagt in der Vorrede:

> Die Lehre vom Reim und namentlich die nur von wenigen für möglich gehaltene Entwickelung einer eigenartigen deutschen Strophenlehre entrollte ich in einer Form, welche eine Vergleichung zuläßt und den überraschenden Reichthum deutsch-nationaler Strophenformen zum ersten mal dem erstaunten Blick erschließt. Die von mir vorgeschlagenen Strophenbenennungen, die ja einer Vervollkommnung fähig sind, möge man als berechtigte Neuerung anerkennen und zugeben, daß unsere deutschen Strophen mindestens das Recht haben, im neuen Deutschland ebenso benannt und bekannt zu werden, als dieses Vorrecht bisjetzt nur die mit klingendem Namen versehenen antiken und fremden Strophen für sich ausschließlich in Anspruch nahmen. Die Benennung unserer Strophen hat nebenbei den nicht zu unterschätzenden didaktischen Zweck, durch bekannte Namen sofort die Vorstellung von der Strophenform mit dem verständnißweckenden Lichte der Erinnerung zu übergießen.

Der Paragraph „Erklärung und Eintheilung" beginnt mit den Worten:

> Neben den bisher aufgeführten Strophen, die in unserer poetischen Literatur größere oder geringere Verwendung fanden, gibt es noch jene stattliche Anzahl deutsch-nationaler Strophenformen, die zum Theil aus frühern Perioden unserer Literatur sich herschreiben, zum Theil aber der dichterischen Schöpfungskraft unsers Volks in den letzten Jahrhunderten entsprossen sind. Neben ihrer Verschiedenartigkeit in Bezug auf Rhythmus und Zeilenlänge unterscheiden sie sich besonders durch ihre außerordentlich mannichfache Reimstellung und durch ihre Zeilenzahl.
>
> Zeilenzahl und Reimstellung bedingen ihre Gruppirung.
>
> Die historische Entwickelung der einzelnen Strophenformen darzustellen, wäre eines Versuchs würdig.
>
> Welcher weitumfassenden Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit unsere Strophen fähig sind, dürfte sich schon aus dem Hinblick auf die Anzahl der zu ihrem Aufbau verwendbaren Metren ergeben. Jedes Metrum läßt aber wieder je nach der Taktanzahl der einzelnen Verse eine beliebige Anzahl von Strophenverschiedenheiten zu. Hierzu kommt die durch Reimstellung u. s. w. sich ergebende Mannichfaltigkeit und die Verschiedenheit im Verhältniß der Zeilenlängen u. s. w.
>
> Wir theilen die deutsch-nationalen Strophen am besten in zwei-, drei-, vier- bis zwanzigzeilige und vielzeilige Strophen ein.

Beyer hat sich jedoch nicht mit Bestimmung der Strophen nach Zeilenzahl und Reimstellung und mitgetheilten Proben für jede begnügt: er hat auch die einzelnen Strophen über die Taufe gehalten und unsern deutschen Lyrikern, wenn auch nicht monumenta aere perennius, doch kleine Gedenktafeln mit goldenen Lettern gestiftet, und zwar ohne Unterschied ob sie der classischen oder der jüngsten Literaturepoche angehören: wir finden hier: Schiller's Lehr- und Anapästenstrophe, Polykratesstrophe, Habsburgstrophe, Goethe's Heidenröslein-, Veilchen-, Recensentenstrophe, Rückert's Vollendungs-, Duft-, Reimspiel-, Klanggeister-, Lenzschauer-, Trinius-, Kinder-, Erntelied-, Trommel-, Schnitterengel-, Guckkastenstrophe, Körner's Gebetstrophe", Geibel's Sehnsucht-, Genius-, Nachtstrophe, Herwegh's Flottenstrophe, Mosen's Hofer-Strophe, Bodenstedt's Frühlings- und Russenstrophe, Sallet's Rosenstrophe, Roquette's Rosenstrophe, Scherenberg's Fischerstrophe, Oswald Marbach's Frühlingsstrophe, Alexis Aar's Herbstliedstrophe, Gottschall's Desmoulins- und Liebesklängestrophe u. a. Die Bezeichnung der Strophen ist von den Titeln der Gedichte hergenommen, in denen sie von den Dichtern angewendet worden sind.

Der poetische Heros der Beyer'schen „Poetik", wenigstens des ersten Bandes, ist Friedrich Rückert, und niemand wird sich darüber wundern, welcher die pietätvollen Schriften unsers Autors über den Dichter der „Weisheit des Brahmanen" kennt. Rückert ist das große Muster; von keinem andern Dichter werden so zahlreiche Proben gegeben. In der That besitzt jener Großmeister deutscher Lyrik und Didaktik eine seltene Sprachgewandtheit und Versvirtuosität, wenn sie auch bisweilen in Sprach- und Verskünstelei ausarten. Beyer sagt in der Vorrede:

> Der universelle, sprach- und reimgewandte Heros poetischer Form, Friedrich Rückert, welcher in mir die Erwägung anregte, ob denn nicht die literarischen Reichthümer aller Völker bald an Stelle der Nationalliteraturen die von ihm angebahnte Weltliteratur schaffen würden, schien mir am meisten geeignet, die Abstraction der Gesetze einer Poetik zu ermöglichen und durch seine mehr als 200000 Verse umfassenden Dichtungen in das Geheimniß der deutschen Verskunst einzuführen. Da ich mir

jedoch vornahm, keinen Lehrsatz ohne Beispiel zu lassen, so hätte ich mir durch starres Beschränken auf Rückert'sche Beispiele den Vorwurf der Einseitigkeit zuziehen müssen, indem bei Rückert doch so manches fehlt, was als ein Vorzug anderer bedeutender Dichter und Zeitgenossen angesehen werden muß.

Es ist natürlich, daß im zweiten Bande, in welchem neben der Lyrik auch Drama, Epos und Roman behandelt werden, Rückert etwas mehr in den Hintergrund tritt. Dafür beherrscht er hier ein Feld ausschließlich, und zwar mit einer von niemand bestrittenen Meisterschaft: das ist das Feld der Didaktik; wir zögern nicht, diesen Theil des zweiten Bandes als die werthvollste und gelungenste Partie desselben zu bezeichnen. So erschöpfend ist die Didaktik noch nie behandelt worden. Beyer theilt sie in drei Hauptabtheilungen: symbolische Didaktik, wozu er Fabel, Parabel, Sinnbild, Allegorie und Räthsel rechnet, in Didaktik mit besonderer Tendenz (Satire, Travestie und Parodie und humoristische Dichtung), und in eigentliche Didaktik (ideale Gedankenlyrik, culturhistorisches Gedicht, Epigramm, Epistel, Heroide, kurze lyrisch-didaktische Formen und wirkliches Lehrgedicht). Ueber alle diese einzelnen Formen finden sich eingehende Untersuchungen und treffende Bemerkungen; für die Mustersammlung leistet hier Rückert's unerschöpfliches Füllhorn die besten Dienste. Doch ist der Begriff der Didaktik wol zu weit gefaßt; die ideale Gedankenlyrik gehört offenbar nicht hierher. Beyer sagt:

Viele Gedichte, die in der Mitte stehen zwischen dem lyrischen und dem didaktischen Gedicht, müssen doch ihrer lehrhaften Absicht und Bestimmung wegen zu den didaktischen Gedichten gezählt werden. Diese im Glanz einer schönen Sprache prangenden Gedichte entquellen gewissermaßen dem denkenden Gefühl des Dichters, besingen einen bestimmten instructiven Gegenstand, entfalten Phantasie und Gemüth und bilden so die Gattungen, welche wir unter „idealer Gedankenlyrik" vereinen wollen. Obwol ihr didaktischer Zweck nicht eben in den Vordergrund tritt, so haben die Dichtungen der idealen Gedankenlyrik doch die Absicht, einen Gedanken, eine Wahrheit, eine Lehre zur Anschauung zu bringen.

Doch eine lehrhafte Absicht hat diese Gedankenlyrik durchaus nicht: sie gehört in das Gebiet der Elegie, der Reflexionspoesie; der Dichter folgt dem freien Schwung seiner Gedankengänge; daß Gedanken und Wahrheiten dabei eine Rolle spielen, ist selbstverständlich: was wäre alle Poesie, etwa das hingehauchte Lied ausgenommen, ohne diese? Doch die Absicht, zu lehren, zu unterrichten, fehlt, und ohne dies, wir möchten sagen didaktische Räuspern kann man kein Gedicht in diese Rubrik bringen. Noch weniger gehören in dieselbe die humoristischen Dichtungen; sie stehen sogar in ausgesprochenem Gegensatze zur Didaktik; denn dem Humor ist gerade eine erhabene Absichts- und Zwecklosigkeit eigen.

Wie auf die didaktischen Gedichte, so weist Beyer in der Vorrede zum zweiten Bande auch auf die eine vollständige Dramaturgie ergebenden Abschnitte seines Werks über Dramatik und über die dramatischen Dichtungen hin. Wir können die Trennung der allgemeinen Abschnitte, welche den Begriff und Umkreis von Lyrik, Didaktik, Epik und Dramatik behandeln, von den eingehenden Specialerörterungen über diese Themata nicht gutheißen: besonders die Dramaturgie wird dadurch in ihren Hauptbestandtheilen auseinandergerissen. Auch stellen wir dieselbe nicht auf gleiche Höhe mit der Behandlung der Didaktik, mit so großem Fleiß sie auch ausgearbeitet sind und so sehr der Verfasser den Feinheiten der Technik nachgegangen ist und die Hauptquellen benutzt hat, besonders Freytag's „Technik des Dramas". Der Inhalt der einzelnen Acte eines Stücks ist in Uebereinstimmung mit diesem Autor und mit meiner „Poetik" angegeben. Leider hat sich Beyer auch an Freytag angeschlossen, wo dieser von den drei dramatischen Momenten spricht: dem erregenden Moment, dem tragischen Moment und dem Moment der letzten Spannung . . . und das sind ganz nutzlose, verwirrende Arabesken, die weder für die Production noch für den Commentar von irgendwelchem Werth sind. Die Nutzanwendung für die dichterische Praxis ist gleich Null: gegenüber unsern classischen Dramen wird sie immer eine schiefe und schielende sein. Beyer beweist das selbst, indem er sagt:

Das erregende Moment. Die Handlung gelangt in Bewegung, wenn im Helden der Entschluß zur That sich regt. In „Julius Cäsar" ist es der Beschluß, Cäsar zu tödten, in „Maria Stuart" das Bekenntniß Mortimer's, in „Emilia Galotti" die Nachricht von Emilia's bevorstehender Vermählung.

Passen denn hier Beispiele und Erklärung? „Wenn im Helden der Entschluß zur That sich regt." Ist denn das bei Julius Cäsar der Fall, wenn die andern beschließen, ihn zu tödten, oder was soll denn bei Emilia Galotti die Nachricht von ihrer Vermählung? Wenn aber „in andern" sich der Entschluß zur That regt: das kommt doch für den Helden nicht in Betracht. Alle diese müßigen Schnörkeleien sind vom Uebel.

Wie in den Abschnitten über Lyrik und Epos, in denen sich der Autor im ganzen in den gebahnten Gleisen bewegt, sucht er auch in denjenigen über dramatische Dichtung Literaturgeschichte und Poetik zu verschmelzen, gewiß mit vollem Recht: denn die Poetik soll nicht blos das Gewordene, sondern auch seinen Entwickelungsgang darstellen. Dies geschieht oft in treffender Weise; ebenso oft aber häuft der Verfasser auch todten Rohstoff auf ohne kritische Sichtung. Die mehrfachen Register neuer dramatischer Dichter sind doch nur seitenlange Verzeichnisse, in denen Bedeutendes und Unbedeutendes, Gelungenes und Verfehltes, Meister und Anfänger kritiklos durcheinandergemischt ist. Die Inhaltsangaben unserer classischen Dramen sind wol auch überflüssig, da die kritische Beleuchtung dabei nur eine untergeordnete Rolle spielt. Gegen die Analysen einzelner Dramen, wie diejenige „Hamlet's", kann man begründete Bedenken hegen; bei andern richten sich dieselben gegen die Wahl der Stücke, wie z. B. ein so schwaches Stück wie „Kaiser Heinrich IV." von Rückert doch keine Analyse verdient. Auch in dem Abschnitt über den Roman findet sich, obschon nicht in gleichem Maße, unverarbeitetes Rohmaterial; Beyer acceptirt zu leicht

das Gegebene, wenn es Mode ist, ohne die kritische Sonde dabei zu handhaben. So heißt es z. B.:

> Zu den bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete des historischen Romans der Neuzeit zählen Ebers, Scheffel und Freytag. Sie haben den zur Hälfte wissenschaftlich-historischen Roman geboten, also eine besondere Gattung historischer Romane begründet, welche ebenso unterrichten als unterhalten. . . . Ebers, Scheffel und Freytag haben miteinander gemein, daß sie uns nicht nur rühren mit dem, was sie ganz und wahr erfüllt, sondern auch mit dem, was sie besser als andere der Geschichte nachzuerzählen wissen.

Hier kam es doch darauf an, die Berechtigung des archäologischen Romans überhaupt zu prüfen, die Mischung des Freierfundenen und Ueberlieferten und das Verfehlte, woran es bei diesen Autoren wahrlich nicht fehlt, nachzuweisen und dabei eine Warnungstafel für die Nachstrebenden zu errichten.

Sehr eingehend behandelt Beyer die musikalisch-dramatischen und musikalischen kirchlichen Formen: die Freunde der Zukunftsmusik wie diejenigen der Kirchenmusik werden sich jedenfalls an diesen Abschnitten erfreuen. Freilich hätten wir hier vor allem gegenüber den Wagner-Dramen Auseinandersetzungen über die Grenzlinie und das Zusammenwirken von Poesie und Musik verlangt, wie überhaupt vieles, was über Wagner gesagt wird, gar nicht in eine Poetik gehört. Hier waren nur die Operntexte zu besprechen, weiter gehende Prätensionen der jüngern Schule muß die Poetik zurückweisen. Wagner ist der musikalischen Kritik zu überlassen. Beyer freilich hat nur Bewunderung für den großen Mann, für dessen weltgeschichtliche Thätigkeit, und findet sogar in den Leitmotiven eine philosophische Bedeutung.

Wenn wir in manchen Einzelheiten nicht mit dem Verfasser der neuen „Poetik" übereinstimmen und besonders wünschen möchten, daß der breit sich dazwischen lagernde unverarbeitete Rohstoff in künftigen Auflagen möglichst gelichtet und beseitigt werde, so stehen wir doch nicht an, das Werk als ein überaus fleißiges und reichhaltiges Handbuch selbstschöpferischen Talenten sowol wie allen, welche sich das Verständniß großer Dichtwerke alter und neuer Zeit erschließen wollen, warm zu empfehlen. Und wenn es der Mode, dem Zeitgeschmack, den ephemeren Talenten mehr huldigt, als uns wünschenswerth erscheint: so wird es gerade deshalb weitern Kreisen um so willkommener sein. Es trägt, außer dem dauernd Werthvollen, das es enthält, die Signatur unserer im Cultus jeder Art von Nibelungen ertränkten Zeit, unserer modernsten Germanisterei und Wagnerei; das bürgt für seinen Erfolg, denn . . . extra ecclesiam nulla salus!

Rudolf von Gottschall.

Geschichte des 18. Jahrhunderts.

Europäische Geschichte im 18. Jahrhundert von Karl von Noorden. Erste Abtheilung: Der Spanische Erbfolgekrieg. Dritter Band. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1882. Gr. 8. 14 M.

Nach einer außerordentlich langen Unterbrechung — der zweite Band erschien 1874 — hat die im größten Stil angelegte „Geschichte des 18. Jahrhunderts" von Karl von Noorden endlich mit dem unlängst ausgegebenen dritten Bande ihre Fortsetzung gefunden. Mehrfacher Wechsel in dem Orte der akademischen Lehrthätigkeit des Verfassers hat diese unerwartete und unliebsame Verzögerung veranlaßt: um so mehr freuen wir uns der endlich in unsere Hände gelangten werthvollen Gabe und hoffen, der von dem Verfasser verheißene schnellere Fortgang des Werks werde wirklich eintreten und der nächste Band, welcher die Epoche des Spanischen Erbfolgekriegs zum Abschluß bringen soll, in möglichst kurzer Frist erscheinen.

Der vorliegende dritte Band führt die Geschichte des Spanischen Erbfolgekriegs bis in das Jahr 1710. Der Stoff ist in fünf Bücher, das elfte bis funfzehnte des ganzen Werks, gegliedert mit jener Uebersichtlichkeit und Klarheit, welche schon die frühern Theile des großen Werks auszeichnet und Noorden als einen Meister erscheinen läßt in der Kunst, das so arg verschlungene Netz der europäischen Politik zu entwirren, die einzelnen Fäden desselben auszuheben und in ihren Knoten und Windungen zu verfolgen. Daß die gesammte ältere Literatur erschöpfend benutzt ist, braucht nicht noch besonders erwähnt zu werden; eine außerordentliche Bereicherung aber verdankt unsere Kenntniß jener Zeit den archivalischen Forschungen des Verfassers, der namentlich die Fülle der Correspondenzen in dem Archiv des französischen Ministeriums des Auswärtigen uneingeschränkt hat benutzen können. Viele Einzelheiten der diplomatischen Verhandlung kamen erst von dieser Stelle aus in die richtige Beleuchtung, andere, für das Verständniß des Gesammtganges gar nicht unwesentliche Züge wurden durch sie überhaupt erst bekannt; namentlich aber gaben gerade die französischen Actenstücke die erste vollständige und höchst lehrreiche Ueberschau über die politische Gesammtlage Europas, für die der französische Hof damals unleugbar das Centrum war und die allein dort mit einem Blick überschaut werden konnte.

Weitere Kreise wird vornehmlich die im elften den Band eröffnenden Buche gegebene Darstellung von der Lage Frankreichs zu Anfang des 18. Jahrhunderts interessiren. Diese Abschnitte gehören zu dem Besten, was von Noorden geschrieben: Einheit der Auffassung, erschöpfende Gründlichkeit, geistvolle Auffassung, scharfe Charakterzeichnung und Anmuth des lebendigen und frisch bewegten Vortrags zeichnen sie gleichmäßig aus und machen sie zu einer ganz besonders anziehenden und erfreuenden

Lektüre. Prächtige Charakterbilder sind es, die uns hier von dem König, seiner Familie, seinen Hauptgehülfen entworfen werden; scharf und hell heben sie sich von dem dunkeln Hintergrunde ab, den der damals schon begonnene Verfall Frankreichs bildet. So kommt die entscheidende Wendung nachdrücklich zur Geltung, die sich gerade in dem hier behandelten Zeitraum in der Entwickelung Frankreichs vollzog:

Sämmtliche Einrichtungen der bürgerlichen und militärischen Verwaltung bestanden der Form nach unangetastet fort, der Landesumfang war nahezu ungemindert, gewachsen war die Ziffer der französischen Armee, für einige ausländische Allianzen, die verloren gegangen, war in einem nächst verketteten Spanien Ersatz geworden. Trotzdem, welcher Wechsel der Erscheinung! Von auswärtigen Schlachtfeldern besiegt und zertrümmert heimgekehrt, deckten Frankreichs Heere kaum noch die Grenzen der Monarchie. Die Staatsfinanzen waren zerrüttet, die Staatsschuld in unaufhörlichem Wachsthum befindlich. Der Steuerforderung des Staats vermochte die Gesellschaft nicht länger zu genügen. Waarenerzeugniß und Waarenabsatz stockten. Das Nationalvermögen schwand dahin. Die Ersparnisse früherer Jahrzehnte waren aufgezehrt. Breitesten Fortschritts gediehen Armuth und Bettel. Weite Landschaften und ehemals volkreiche Städte standen verödet. Hier und dort zuckte der Aufruhr eines hungernden oder in seinem Heiligsten geschändeten Volks empor. Unheimliche Starre fesselte den einst so ausgelassen fröhlichen und so vielseitig regsamen Königshof. Zur Einförmigkeit der handwerkernden Schablone begann künstlerisches Schaffen abzudorren. Verschüchtert zog eine forschende Wissenschaft sich aus beklommener Oeffentlichkeit zurück. Geknickt waren jene Schwingen, mit denen das französische Landeskirchenthum ehedem der Befreiung zugestrebt. Verstummt war die jansenistische Predigt, die hugenottische Andacht erstickt. Ausgerottet war alles, was von Regungen des religiösen Individualismus sich vormals zum Lichte gewagt.... Schon durften alles in allem mit dem ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts die Massen des französischen Volks den Staat als das schlimmste der irdischen Uebel erachten, während das Nachdenken der Gebildeten bereits zu dem Schlusse gediehen war, daß nicht nur die europäische Machtstellung des Reichs dahin, sondern daß der Staat nach innen krank und, von schwerem, vielleicht unheilbarem Siechthum heimgesucht, einer unheilvollen Zukunft entgegenwanke.

Als eine der gelungensten Partien in diesem prächtigen elften Buche möchten wir namentlich die Charakteristik und Würdigung der Frau von Maintenon hervorheben, welche der Verfasser gegen manche ungegründete Verunglimpfung in Schutz nimmt, deren geistige Bedeutung er anerkennt und deren eigenartiges Verdienst von ihm rückhaltlos hervorgehoben wird, die aber dennoch in ihm auch einen strengen Richter findet. Heben wir nur ein paar besonders charakteristische Stellen hervor:

Eine Gefallsüchtige so gewöhnlichen Schlags ist diese Auserwählte nicht gewesen. Als Wahrscheinlichstes ergibt sich, daß Ludwig XIV., dem zahlreiche Liebesverhältnisse der jüngern Jahre sei es den Genuß der Sinnlichkeit, sei es den Triumph der Eitelkeit gewährt, jedoch keins die Ergänzung des eigenen Wesens zugeführt, durch die edle Form, das verständige Wort, durch eine mit Bescheidenheit gepaarte Würde der bedeutenden und bis in ihr höchstes Alter noch schönen Frau gefesselt worden. Empfindungen intellectueller Wahlverwandtschaft bedingten die erste Annäherung. Jene Zurückhaltung, in welche die eine Tugendhafte des königlichen Hofs sich hüllte, reizte zu angelegentlicherm Bemühen. Zurückgewiesen hatte der Monarch sich, der Freundin zu Liebe, in das Gebot der Pflicht gefügt, um sofort nach dem Hingange der Königin (1683) verstärkte Werbung hervorzukehren. Den Vollzug einer kirchlichen Trauung verbürgt kein urkundliches Zeugniß. ... Der Nachweis ehelichen Bundes folgert aus dem allen nicht. Genug, bald nach dem Tode der Königin hatte Frau von Maintenon es übernommen, im Allerheiligsten des französischen Königsschlosses die Gerechtsame der rechtmäßigen Herrin zu versehen. ... So erweist die außerordentliche, von Zeitgenossen und Nachlebenden ebenso unterschätzte wie überschätzte Frau sich während des letzten Abschnitts des königlichen Lebens als allseits umworbene, unermüdlich berathende, vielfältigst vermittelnde, aber mit eigenem Begehr und eigenem Meinen maßvoll zurückhaltende Beherrscherin des engern höfischen Kreises. Ihr Wesen blieb gedämpft, sie redete leisen Tons, ihre Briefe beschwichtigten Unmuth und Ungeduld, baten um Nachsicht für die Verfasserin, warben um Verehrung des Königs, mahnten zu Gebet und zu Opfern für das Vaterland. Sie scheute, wie für ihre leiblichen Augen, so auch für Reden und Handeln die volle Tageshelle. Aus dem Zwielicht heraus liebte sie zu wirken. Der gegenwärtigen Stunde froh zu werden, gelingt ihr selten, und auf kommendes Schweres sich vorzubereiten, erscheint ihr Bedürfniß. Wo irgend Verhältnisse und Menschen es gestatten, spricht sie mit Vorliebe von Gnade und Buße, von den Kennzeichen und verborgenen Regungen eines christlichen Herzens, von dem Walten des Höchsten, von der Befriedigung, welche der Umgang mit der unsichtbaren Welt verschafft. ... Trotz solchen Hanges zur Beschaulichkeit stand sie Irdischem, das sie berührte, mit durchdringender Auffassung, mit sorgsamem Wägen der Dinge, mit scharfem Ergründen der Menschen, zumal mit vorsichtigster Würdigung der eigenen Obliegenheit gegenüber.

In den übrigen Kapiteln des elften Buchs werden dann die gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Zustände, die Staatsverwaltung und namentlich die unaufhaltsam verfallenden Staatsfinanzen Frankreichs eingehend behandelt und schließlich die sich schon regenden Elemente der Opposition und der Reform dargelegt, als deren Hauptvertreter Marschall Vauban erscheint.

Die folgenden Bücher beschäftigen sich mit den militärischen und diplomatischen Ereignissen der Jahre 1707—10 und führen die Geschichte des Spanischen Erbfolgekriegs bis zu den vergeblichen Friedensverhandlungen von Gertrudenburg, die den beginnenden Zerfall der großen Allianz schon deutlich erkennen lassen. Ueberall bietet die Darstellung von Noorden's, aus der reichen Fülle des sicher beherrschten Materials schöpfend, viel des Neuen, und unsere Kenntniß jener denkwürdigen Epoche wird durch sie nach allen Richtungen hin erweitert und vertieft. Hans Prutz.

Neue Dichtungen und Gedichte.

1. Sommermärchen von Rudolf Baumbach. Leipzig, Liebeskind. 1881. 12. 3 M.

Das biographische „Schriftsteller-Lexikon" von F. Bornmüller sagt über Baumbach: „Schalkhafter Humor, ernste Sinnigkeit, frische Empfänglichkeit für das Naturschöne bilden die Würze der Baumbach'schen Muse; durch seine Gedichte weht der Odem des echten Poeten." Dies Lob, in welches wir von Herzen einstimmen, gebührt auch seinen „Sommermärchen". Schon der Prolog macht es uns klar, daß der Dichter auf dem bisher von ihm noch nicht betretenen Felde der deutschen Märchenpoesie nicht minder schöpferisch wirkt, als wenn er seine Stoffe dem Sagenkreise des meerumrauschten Hegelingenlandes oder der slowenischen Bergwelt entnimmt. Er lautet:

Ich reite durch den Märchenwald;
Mein Rößlein geht im Trabe.
Es winkt der Waldfrau Huldgestalt
Mit ihrem Runenstabe.
Es singt ihr Lied die Wasserfei
Am kühlen Zauberbronnen,
Des weißen Hirsches Goldgeweih
Hell schimmert in der Sonnen.

Ich schaue in der Felsenkluft
Die Erdmännlein, die braunen,
Verstehe, was der Vogel ruft
Und was die Bäume raunen.
Die Zauberkräuter kenn' ich all,
Die guten und die schlimmen,
Ich seh' vergrabenes Metall
Wie Feuerkohlen glimmen.

Der wilde Jäger lädt mich ein
Zum nächtlichen Gejaide,
Die Elfe lockt zum Ringelreihn
Auf mondbeglänzter Haide.
Die Hexe mit dem grauen Haar
Will mir ein Tränklein kochen,
Und schmeichelnd kommt der Drache gar
Zu mir herangekrochen.

Mein Rößlein steigt und wiehert hell
Und schüttelt wild die Zügel;
Aus seinen Schultern wachsen schnell
Zwei weiße Schwanenflügel.
Es fliegt dahin wie Sturmgebraus
Durch ungemessne Räume,
Nur zu! — Ich weiß, ich lieg' zu Haus
Auf meinem Bett und träume.

Wir besitzen gegenwärtig zwei hervorragende Dichter, welche mit Vorliebe die Märchenpoesie cultiviren: Richard Leander und Rudolf Baumbach. Beiden ist die für diesen Zweig der Dichtung unerläßliche Naivetät, das kindlich-zarte Verständniß für die fast allen Völkern gemeinsame Hinneigung zu dem Reich der Wunder, zu der Feenwelt mit ihren guten und bösen Geistern, die freundlich und feindlich den Menschen umkreisen und ihn trotz seines liberum arbitrium in geheimnißvoller Weise leiten und sich botmäßig machen, in hohem Grade eigen.

Auch der liebenswürdigste Humor und die einst den Romantikern nachgerühmte Kunstfertigkeit, sich gelegentlich selbst zu ironisiren, ist beider Poeten Gemeingut.

Vortrefflich sind gleich die ersten Märchen: „Ranunkulus" und „Die Teufel auf der Himmelswiese". Dies letztere ist für den Kenner der Leander'schen Dichtweise ein redender Beweis, wie groß die Geistesverwandtschaft Baumbach's mit dem Verfasser der „Träumereien an französischen Kaminen" ist.

Prächtig ist der Gedanke, den Doctor Faust als Engelschullehrer fungiren zu lassen. Rudolf Baumbach sagt: „Der (Faust) war auf Erden Magister und wegen einer gewissen Geschichte, die nicht hierher gehört, muß er noch dreitausend Jahre im Himmel Schule halten, ehe die großen Ferien für ihn beginnen."

Goethe würde sich freuen, seinen Chor der „seligen Knaben":

Er überwächst uns schon
An mächtigen Gliedern,
Wird treuer Pflege Lohn
Reichlich erwidern.

Wir wurden früh entfernt
Von Lebechören;
Doch dieser hat gelernt,
Er wird uns lehren —

so praktisch interpretirt und verwerthet zu sehen.

Auch die „Otterkönigin" ist nach Form und Tendenz anmuthend, mustergültig „Das stählerne Schloß", reizend das Märchen „Warum die Großmutter nicht schreiben kann".

Bald wie ein Tagebuchblatt aus eines Schülers geheimen Bekenntnissen, bald wie ein glockenheller Gläser- und Liederklang aus der ungebundenen Studentenzeit, bald wie das Grabgeläute vereitelter Hoffnungen und durch eigene Schuld zerstörten Glücks, bald wie der Siegesruf der „Stimme von oben": „Gerettet", gemahnt uns das vortreffliche Schlußmärchen „Was der Hausschlüssel erzählte".

Wir könnten in der vorliegenden Sammlung noch viel Ausgezeichnetes rühmen. Dem Kritiker ist mit ihr in der That wieder einmal nach manchem sauern Arbeitstage eine Festfreude bereitet worden. Selbst wenn wir die böse Absicht gehabt hätten, des Pactes eingedenk zu sein, den nach des Dichters Behauptung „jeder Recensent mit Gallus dem Tintenteufel geschlossen haben soll", wir hätten es nicht vermocht, aus den „Sommermärchen" etwas anderes zu saugen als „Honigseim".

Wohl ist unser Haar auch schon „im Ergrauen" begriffen, wohl lieben auch wir vorzugsweise „graue Kleiderstoffe", wohl zeigen auch unsere Bücherschätze, trotz der fleißigen Hände unserer Hausgenossinnen, öfters Spuren von „grauem Staube", wohl schimmert — zwar nicht infolge, sondern trotz schwarzfärbender Gallusäpfel — auch unsere Tinte zuweilen „graulich" auf dem nicht immer blütenweißen Papiere: aber alle diese vorhandenen, nach Baumbach

für einen Recensenten unerläßlichen Requisite haben es doch nicht zu Wege bringen können, unsere heutige Besprechung „grau in grau" zu färben. Die uns aus des Dichters Zaubergarten lenzfroh entgegenleuchtende Farbenpracht hat uns vielmehr — wenn es nöthig gewesen wäre — von neuem nur darüber belehren können, daß trotz aller „grauen" Theorie der goldene Baum des Lebens noch immer in dem Eden der deutschen Dichtkunst grünt, blüht und Früchte trägt. Möchte der Dank für diese Früchte ein immer wärmerer und allgemeinerer werden!

2. Wanderzeit. Ein Liederbuch von Karl Stieler. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1882. 12. 4 M.

Karl Stieler, dessen „Neue Hochlandslieder" wir in Nr. 27 d. Bl. f. 1882 besprachen, hat uns abermals seine Schatzkammer geöffnet. Von Stieler gilt nicht mehr das traurige Wort:

Lauschet niemand ihren Tönen,
Schweigt der Schüler, wie der Meister;
Beifall wird das Werk verschönen,
Und Verständniß hebt die Geister.

Wenige haben in verhältnißmäßig kurzer Zeit so viel Freunde — unter den Berufenen meine ich — sich zu erwerben gewußt wie unser Dichter. Auch die Musik hat seinen Liedern gegenüber der Schwesterkunst vielfach freundlich die Hand gereicht.

Worin hat dieser heutzutage so seltene Erfolg seinen Grund? Rudolf von Gottschall sagt über das „Wesen der Lyrik" im zweiten Theile seiner „Poetik" sehr treffend: „Die dichtende Phantasie stellt sich zunächst auf den Boden der Empfindung und ihrer unmittelbaren Gegenwart; sie macht die empfindende Seele zum Mittelpunkt des Universums und gibt dem Augenblick einen unendlichen Werth. Die Lyrik erschließt die Poesie des Gemüths und seiner wechselnden Stimmungen, die reiche, vielbewegte Innerlichkeit, welche gleichsam die ganze äußere Welt in ihrem Feuer aufzehrt. Sie spricht diese Stimmungen mit der Wärme und Frische momentaner, aber doch künstlerisch geläuterter Erregtheit aus und leiht ihnen den ganzen melodischen und rhythmischen Zauber der Sprache."

Alle die hier in den Vordergrund gestellten Postulate erfüllt Stieler's Lyrik in hervorragender Weise. Wer überhaupt etwas von

jener tiefen Harmonie,
Welche dem berauschten Hörer, dessen Ohr und Sinn sie füllt,
Eines reingestimmten Busens innerste Musik enthüllt —

zu empfinden im Stande ist, und wer etwas ahnt von dem „Weltgeheimniß der Schönheit, das uns lockt in Bild und Wort", der wird vor den Productionen Stieler's mit der unschuldigen, selbstlosen Freude stehen, mit welcher jungfräuliche Seelen den Rosenflor begrüßen oder die geweihten Lieder der Nachtigall, von denen es heißt: „daß sie unserer Lust und Schmerzen verklärte Melodien sind".

Ach, daß unserm Volke, das auf anderm Felde so Großes errang, bald der geistige Siegestag beschieden wäre, wo das Siegel bricht, das noch immer für eine nicht geringe Zahl das geheimnißvolle Buch echter dichterischer Schönheit verschließt! Die Klage ist alt; sie lehrte einst Platen das wehmüthige Wort: „Was soll der Mond denn anders thun als scheinen?"

Stieler theilt seine Wanderlieder ein in: „Auszug", „Im Grünen", „Liebeszauber", „Nachtgesänge", „Dies irae", „Lieder im Volkston", „Herbsttage" und „Erinnerungen". Jeder dieser Abschnitte bietet heilig Empfundenes und mit dem Phidias-Meißel Geformtes. Wir führen an:

Verhängniß.

Wie ein Verhängniß kommt die Liebe,
Die mir nun Sinn und Seele bannt;
Mein Herz, wie gern es leben bliebe,
Zerbricht in deiner weißen Hand!

Den scheuen Blick, den kummertrüben,
Heft' ich dir forschend auf die Brust.
Ist's so bestimmt: daß ich dich lieben,
Und daß du mich verderben mußt?

Denn jeglich Schicksal heischt sein Ende.
Bist du das meine? Welch' ein Weh!
Und sehnend faß' ich doch die Hände,
In denen ich zu Grunde geh'.

Am Herde.

Am Abend bin ich heimgekommen,
Still saß die alte Mutter dort;
Ich saß bei ihr — kurz und beklommen,
Da sprach sie leis': „Du willst noch fort?

„Ich weiß es wohl, zwei dunkle Augen
Die sind dein Glück und sind mein Harm;
Will's dir daheim denn nimmer taugen?
Glänzt unser Feuer dir nicht warm?"

Ich sah sie an und ließ sie sagen,
Wie eine Wunde brennt ihr Wort;
Ich hab' den Mantel umgeschlagen —
Der Nachtwind rauschte — und ging fort!

Ein Spielmann.

Ein Spielmann zog des Wegs einher,
Dem horchten sie wol alle;
Der macht das Herz so froh und schwer,
Mit seinem goldnen Schalle.

Der kam zu einer holden Frau
Und sang um ihre Minne:
Da neigt die schöne Frau ihr Haupt
Und sagte leis: „Halt inne!

„Denn sieh, wie stark auch Liebe ist,
Noch stärker ist die Treue;
Wie tief auch all' die Wonne wär',
Noch tiefer wär' die Reue.

„Mein Lieben all, das ist für den,
Dem ich es zugeschworen —
Doch geht mir wol dein süßer Sang
Für ewig nicht verloren!"

Da dankt' er ihrer weißen Hand
Und zog auf seinen Wegen;
Am nächsten grünen Lindenbaum
Ist er zur Nacht gelegen.

Zwei braune Augen sehn ihm nach,
Die ganz voll Thränen waren —
Ihm aber dünkt, er hätt' noch nie
Ein schön'res Leid erfahren!

Im Haselstrauch.

„Sag' mir, du grüner Haselstrauch,
Wie mag man Minne wenden?
Du kennst ja Lenz und Wetter auch." —
„Laß sie mit Wolken enden!" —

„Dann, blaue Woge, lehr' mich du
Von Liebe heimwärts finden!
Du spielst ja ewig mit Sturm und Ruh'!" —
„Gib deine Minne den Winden!" —

„Mein klares Bächlein, traut und still,
Mag ich's bei dir erlauschen,
Wie Friede aus Minne werden will?" —
„Laß sie verrauschen, verrauschen!" —

„Und wenn sie nicht verrauschen kann,
Und kann sie den Winden nicht geben?" —
„Dann bleibst du wol ein wunder Mann
Für all dein langes Leben!"

Feldein.

Kahles Feld und ödes Land
Und der Wald im fahlen Laube —
Schweigend streicht am Waldesrand
Uebers Feld die wilde Taube.

Wie der Weg so einsam wird
Und so stumm die kühle Erde!
Reglos steht im Feld der Hirt,
Reglos steht um ihn die Heerde.

Und im Nebel zieht der Wind
Durchs Gezweig, das müde, gelbe. —
Denkst du mein noch, holdes Kind?
Ist das noch das Feld, dasselbe,

Wo dereinst auf grünem Pfad
Rother Mund das Küssen lernte?
Minne sät so süße Saat,
Aber Kummer ist die Ernte!

Frauenklage.

Nun bist du fort — der Winterschnee
Liegt über dem weiten Lande;
Ich bin daheim, ich komm' und geh' —
Mein Thun vergeht im Sande.

Ich nehm' die Spindel wohl zur Hand
Früh mit der Morgensonnen,
Doch wenn der Mittag kommt ins Land,
Dann hab' ich nichts gesponnen!

Ich bin vor meinem alten Buch
Zur Dämmerzeit gesessen;
Doch hab' ich auch den besten Spruch
Am Abend schon vergessen!

Nun bist du fort — so weit, so weit —
Wie hart ich dich verliere! — —
Dann setz' ich mich zur Schlafenszeit
Zum heißen Herd — und friere!

Sind das nicht männliche und doch so zarte Brusttöne? Sind nicht die Frauenlieder deutsche Minnelieder? Ueberall bleibt der Dichter edel und rein; da ist kein Hauch jener krankhaften, überreizten, importirten Sinnlichkeit der Modernen zu spüren. Des Mannes stahlhartes Herz erbebt bei diesen Klängen, diesen Heimatsgrüßen aus der fernen Jugendzeit, und die Seele der Jungfrau lauscht ihnen wie der Verheißung künftigen Glücks oder schmerzlichen Leides, „sehnender Minne Noth"!

Wir rufen dem Sänger zum Schluß aus voller dankbarer Seele das Wort des heute mehrfach citirten Meisters zu:

Mein Herz und deine Stimme
Verstehn sich gar zu gut!

3. Die Pfingstweihe oder die Einsegnung. Ein Idyll in drei Gesängen von Karl Heinrich Keck. Dritte Auflage. Gotha, F. A. Perthes. 1882. 8. 1 M. 20 Pf.

Die „Pfingstweihe" von K. H. Keck, Gymnasialdirector in Husum, welche in dritter Auflage uns vorliegt, trägt die Bezeichnung Idyll. Mit Recht; denn obwol der Conflict der einfachen Erzählung nicht fehlt, „so sprengt er doch", wie Gottschall sagt, „nicht den Rahmen des Genrebildes". Es ist, kurz gesagt, die alte Geschichte vom verlorenen Sohne, die uns der Dichter in lieblicher und formkundiger Weise (Hexametern) vor das Auge des Gemüths führt. Ein verlorener, verschollener Sohn, der einst, beladen mit dem Fluche des braven, stahlharten Vaters, das Vaterhaus trotzig verlassen hat, kehrt nach langen Jahren — um das Grab der Mutter, der schwergekränkten, zu besuchen — zur Stätte seiner Jugend zurück.

Eine junge Confirmandin, die Nichte des Heimgekehrten, ein glaubensstarkes, von der Liebe zu Gott erfülltes, unschuldiges Mädchenherz, vermittelt die Versöhnung mit dem noch lebenden greisen Vater.

Der Dichter sagt in dem „Deutschen Literaturblatt" (1882, Nr. 23) von seinem Idyll selbst: „Möchte meine Dichtung namentlich den Confirmanden ein willkommenes Festgeschenk sein zur Erbauung des christlichen deutschen Hauses!" Wir können uns diesem Wunsche nur anschließen.

Das der Heiligen Schrift entnommene Wort:

Dieser mein Sohn war todt und ist nun wieder lebendig;
Seit er verloren mir war, ist nun er wieder gefunden —

wird gewiß in den Herzen geprüfter Väter und Mütter ein jubelndes Echo finden.

Sehr schön ist auch die Wiedergabe des Paulinischen Wortes, dieses Hohenliedes der Liebe, im dreizehnten Kapitel des ersten Korinther-Briefs:

Und wenn ich im Innern das Höchste
Schaute begeistrungsvoll und ermangelte thätiger Liebe,
Wär' ich ein tönendes Erz und wär' nur klingende Schelle.
Könnt' ich wie ein Prophet auch lehren und trüge des Wissens
Tiefstes Geheimniß in mir und hätt' ich jegliche Kenntniß,

Ja selbst Glauben, so daß ich Berge versetzte — der Liebe
Wär' ich aber doch bar: so bliebe mir alles doch eitel.

Edel gehalten ist auch das Nachstehende:

O, wen Liebe beseelt, gibt erst wie die Glocke, die maßvoll
Edler Metalle Gehalt durchdringet, den richtigen vollen
Lieblichen Klang; und zumeist in den göttlich gewiesenen Kreisen
Klinget er rein und stark: in dem eigenen Haus und dem Volke,
Hier nur fühlt er den sicheren Grund, und in kräftiger Schwingung
Schallet der Boden zurück die gewaltigen Wellen des Tones.
Hier erst zeiget sich recht, wie die göttliche Liebe den Menschen
Nicht zum Weichling schafft, der in schlaffem verzagten Gehorsam
Auch Unwürdiges trägt — nein! mitten in christlicher Demuth
Zeuget sie männlichen Ernst und edle Heldengesinnung
Auch im weichen Gemüth. Wen Liebe begeistert, der kämpfet
Stets mit feuriger Kraft, ein Paulus, für jegliches Hohe,
Gürtet, wo Thron und Herd, wo die Wieg' und der Glaube der Väter
Frech von Lüsten bedroht, sich stolz und kühn mit dem Schwerte,
Irdisches Wohl und Leben zu weihn zum freudigen Opfer.
Denn dies irdische Sein — wie schätzt er's niedrig, sobald es
Gilt, mit Leben und Leib für die höheren Ordnungen Gottes
Einzustehen, das Haus und den heiligen Glauben zu schirmen,
Oder für eigenste Sitte des Volks und des theueren Fürsten
Wider den Fremden zu ziehn. Und dreimal selig der Jüngling,
Der aus Liebe zu Gott, hellleuchtend in schöner Begeistrung,
Stirbt im heiligen Kampf für Glauben und Sitte der Väter!
O, wir haben ja selbst es erlebt, wie so mancher der Besten
Unseres Volks in blutiger Schlacht hinsank und der Liebe
Purpurfarbene Ros' aus klaffenden Wunden erblühte:
Niemals trauert um ihn, der so dies Leben geendet!
Das ist die köstliche Weihe des Todes; in schönster Erfüllung
Seines Berufs geht ein er zu jener verheißenen Wohnung,
Wo sich Sehnsucht ihm zu der innigsten Liebe verkläret
Und, was Stückwerk hier, sich ihm vollkommen erweiset.

Als der Engel des Todes dem mit seinem „wiedergefundenen" Sohne versöhnten Greise die Stirne küßt, heißt es:

„Rufe die Enkel mir her; ich fühl' es zu Ende sich neigen."
Also bat er; Emilie ging und führte die Kleinen
Bald ins Zimmer herein. Von den weinenden Augen betroffen,
Kamen sie schüchtern und still und reichten die Hände dem Greise.
Jeglichem legt' er noch einmal aufs Haupt zum Segen die Rechte,
Schaute noch einmal auf und schloß dann ruhig das Auge.
Um ihn standen im Kreis, die der Edele liebte; Versöhnung
Lag auf seinem Gesicht, so mild wie die Sonne, die abends
Glühend in Duft hinsinkt, ein schöneres Morgen verheißend.
Doch im Zimmer herum in den wehmuthschimmernden Blicken
Spiegelte sanft sich ab des Ersterbenden lichte Verklärung.
Vor ihm stand sein Engel, Emilie, nicht mit den Lippen
Betend — das Herz war still in der Weihe der göttlichen Andacht.
Aengstlicher lauschten Emil und die Schwester dem Odem, der leiser
Weht' und leiser — der Geist wich still von der irdischen Hülle.
Aber von außen herein sah blauend der heitere Himmel
Auf den geschlossenen Kreis, und es fächelte sanft an den Schläfen,
Kühlenden Zugs vom See herströmend, die duftige Pfingstluft.

Möchten der dritten Auflage der Dichtung noch recht viele folgen.

4. Sämanns Feierabend. Ein Gedicht in sechs Gesängen von Oskar von Kellen. Lüneburg, Pollmann. 1882. 16. 2 M. 50 Pf.

Oskar von Kellen hat sein aus sechs Gesängen bestehendes Gedicht Emanuel Geibel gewidmet. Eine vor kurzem erschienene Erzählung desselben Verfassers: „Und noch heute erlöset sie uns", hat mehrfach eine recht günstige Beurtheilung erfahren. Das Idyll „Sämanns Feierabend" schildert die Geschicke eines greisen Jugendlehrers, „des redlichen Sämanns von Lindheim". Ihm ist der Sohn, weil die Nachbarn ihn höhnend Tränmer nannten, „Peter Schlemihl, welcher nie in der Welt etwas werde", und weil „der Vater ihn straft' ob der kleinen Rache, die zornig er nahm an zwei Altersgenossen", vor Jahren nach Frankreich entlaufen. Nach mancher Wandernoth läßt sich der Flüchtling endlich als Lehrer in Nîmes an der Rhône nieder. Der Krieg von 1870—71 treibt ihn, den glühenden Patrioten, zurück in die Reihen des deutschen Heeres. Er kämpft mit den Brüdern tapfer gegen den Erbfeind, „kämpfte für Deutschlands Genesung vom Siechthum der Zwietracht".

Nach dem Friedensschluß ruft ihn die Sehnsucht heim ins Vaterhaus zu den verlassenen Aeltern. Er ist des bittern Brotes der Fremde satt. Seine Rückkehr und die Amtsniederlegung des betagten Vaters fallen zusammen, und der befreundete Pfarrherr von Lindheim vermittelt mit kundiger Hand, daß der Sohn des Vaters Amtsnachfolger wird. Dies etwa der Verlauf der Handlung.

Das Idyll zeigt ein gewisses dichterisches Talent. Einzelne Episoden sind anmuthig. Die Tendenz ist durchaus edel. Zu tadeln ist der vielfache Gebrauch der Diminutiva. Auf S. 16 finden wir in 14 Hexametern: Mütterlein, Sternlein, Blümlein, Kindlein, Häuslein, Röslein; S. 19 wieder: Röslein, Mütterlein, Hänslein, Blümelein, Lichtröslein, Thränlein; S. 27: Aemtlein, Blümlein, Beetlein u. s. f.

Auch die dem „wackern Sämann von Lindheim" gegebenen Epitheta wollen uns nicht immer gefallen; so: redlicher Hirte der Lämmlein, jahrreicher Hüter der Kindlein, Lammhirt von Lindheim. Die Metapher am Schlusse des Verses 11 (S. 93): „Ferne die Mutter, sie dankt durch des Auges besternte Kuriere", hat ebenfalls nicht unsern Beifall. Ebenso wenig können wir uns damit befreunden, wenn es heißt:

Und entzücket ich wiederum hörte
Ihrer Lippen Musik, Pianinos, so lang, ach, geschlossen!

Desto wohlthuender berührt uns der echt vaterländische und von tiefer christlicher Erkenntniß getragene Sinn des Verfassers, dem er oft ergreifende Worte zu leihen weiß; so wenn er das Ringen bei Weißenburg, den Sturm auf den Geisberg, die Schlacht bei Sedan und die Heldengestalt Kaiser Wilhelm's schildert; oder wenn er den greisen Lehrer beim Scheiden seinen Schülern zurufen läßt:

Auch mein Werk,
Kindlein, ist nun vollbracht! Der Herr alles Landes, er gab mir
Eurer Seelen Flur, daß ich säte drin Samen des Geistes.

Blühen der Blumen und Sprießen der Halme, der Sämann, ach, schaut's nicht!
Gleichwie Moses, so darf er mit dunkelndem Aug' von dem fernen
Berg nur schauen ins Land, das gesegnete; hoch von des Alters
Schneeiger Kuppe vereinsamt nur lauschen den Klängen holdselig.
Tief unter ihm in geliebeten Auen erwachenden Frühlings
Duften die Röschen und grünen die Bäumlein, der Gärtner entwandert
Zu dem letzten mühseligen Joch, zu der Grenze des ew'gen
Schnees, wo jegliches Veilchen erstirbt, auf dem Pfad, den ein Führer,
Tod, nur kennt, der den Heerzug, den großen, der Geister in heil'ger
Ruh' zu den Ueberwindern, den sel'gen, der Alpen geleitet.

Gewiß recht hübsch — wenn auch die beiden letzten Verse uns nicht durchsichtig genug erscheinen.

5. Vorstadt-Idyll von K. R. W. Uschner. Hamburg, J. F. Richter. 1882. 8. 1 M. 50 Pf.

Eine Erzählung im Versmaße des „Trompeter von Säkkingen". Warum der Verfasser diese vierfüßigen Trochäen wählte, verstehen wir nicht; in prosaischem Gewande hätte sich der Inhalt wol ebenso gut, wenn nicht besser befunden. Jedenfalls hätte der Poet dann manche Klippe umschifft. Stellen nämlich wie die folgende finden wir nicht schön und nicht klar:

Ja, das thu' ich, fordre munter!
„Top", sagt der, „wenn ich's errathe,
Zahlst du mir die funfzehn, weißt schon,
Palmengeld für dein Examen";
Gut, das thu' ich; dies erkläre;
Wo nun der Gerichtsvollzieher
Bei allem Scharfsinn, der ihm beiwohnt,
Angestrengt zu Rathe ziehend,
— Der ihm aber gar nichts nutzte,
Weil der Bilderblick ihm abgeht —
Der interpretirt nun so: . . .

Wir können diesen Passus schlechterdings nicht enträthseln, wenn wir auch unsererseits „allen Scharfsinn angestrengt zu Rathe ziehen" — oder sollte es sich hier um einige Druckfehler handeln? Derartig dunkle Stellen sind freilich nicht häufig, obwol wir dem wie oben (Zeile 6) merkwürdig gebrauchten „wo" öfter begegnen, z. B. S. 36 und S. 71, 72; hier heißt es:

. . . . . .
Sprach sie wie verwirrt von Stammen,
Daß sie doch nur eingestanden,
Was die Wahrheit, daß vom Bäcker
„Wegen Herrn" sie fortgejagt ist,
Und daß er doch selbst der Herr sei,
Wo ihm alles klar geworden.

Auch auf S. 116 und 135 findet sich Aehnliches. Der Verfasser scheint „wo" mit „worauf" oder Derartigem in eigenthümlicher Weise zu vertauschen.

Das „Vorstadt-Idyll" spielt in einer Gegend mit polnischer Landbevölkerung. Ein polnisches Dienstmädchen vom Lande, Marika, und ein städtischer Gerichtsschreiber sind die Hauptpersonen der Handlung; am Schlusse des Gedichts wird uns die baldige Verheirathung beider verheißen. Vorher aber hat besonders das Mädchen viel auszustehen. Sie entgeht jedoch glücklich der Nachstellung des „Doctors", und auch der „Rath" und der „Reiterlieutenant" sind von ihrer Unschuld und Reinheit so hingenommen, daß sie sich später zur Hochzeit des Mädchens mit dem Helden selbst als Gäste einladen. Gewiß geben wir dem Verfasser recht, wenn er singt:

Unschuld ist selbst nicht verloren,
Wenn sie sich nicht selbst bewacht,
Denn ihr ist was angeboren,
Was die Tücke schadlos macht.

Der Held des Gedichts scheint aber von der Wahrheit dieser etwas naiven Verse in concreto nicht völlig überzeugt zu sein; vielmehr kann er sich einer eifersüchtigen Angst nicht immer entschlagen, bis er es endlich aufgibt, sein Gerichtsvollzieherexamen zu absolviren, und statt dessen des Mädchens väterliches Bauergut käuflich erwirbt; auf diesem gedenkt er in ländlicher Zurückgezogenheit mit der Geliebten in Sicherheit seine Tage zu beschließen. Zum Schluß stellt, wie schon oben gesagt, der Verfasser „bestimmt" binnen vierzehn Tagen die Hochzeit des Helden mit Marika in Aussicht.

Im übrigen bietet das Idyll eine recht getreue Schilderung kleinstädtischen Lebens, und auch der Charakter der polnischen Landleute ist mit genrebildlicher Natürlichkeit gezeichnet.

Von demselben sehr productiven Verfasser sind früher erschienen: das erzählende Gedicht „Der letzte Minnesänger"; die Novelle „Eine Pfingstfahrt"; die Schauspiele „Die Liebesproben des Cervantes", „Der Hagestolz", „Das Leben ein Spiel", „Vaters Liebling" und „Satisfaction"; ferner die Fastnachtspiele: „Lösung durch ein Wunder", das Lustspiel „Demaskirte Masken", und „Der Frosch-mäusekrieg" im Versmaße der Urschrift übersetzt.

Konrad von Prittwitz-Gaffron.

Das Literaturwerk von Brandes in neuer Bearbeitung.

Die Literatur des 19. Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen. Dargestellt von Georg Brandes. Erster Band: Die Emigrantenliteratur. Leipzig, Veit u. Comp. 1882. Gr. 8. 5 M.

Wie schon der Titel besagt, liegt uns nur der erste Band eines Werks zur Besprechung vor, von welchem die noch folgenden fünf Bände „Die romantische Schule in Deutschland", „Die Reaction in Frankreich", „Der Naturalismus in England", „Die romantische Schule in Frankreich" und „Das junge Deutschland" enthalten werden.

Das Werk ist kein neues, kein unbekanntes; es ist aber eine völlig umgearbeitete Ausgabe von des Verfassers

an der kopenhagener Universität gehaltenen Vorlesungen über „Die Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts", welche von Adolf Strodtmann meisterhaft ins Deutsche übertragen wurden.

Dieselben haben in ihrer Uebersetzung in Deutschland großen Ruf gewonnen, „denn sie gehören", wie Johannes Scherr mit Recht bemerkt, „zu dem Geistvollsten und Formschönsten, was die moderne Aesthetik hervorgebracht hat".

Sie haben in ihrer ersten, für Dänemark berechneten Form einen entschiedenen und heilsamen Einfluß auf den Entwickelungsgang der neuesten dänisch-norwegischen Literatur ausgeübt. Brandes hat die realistische Strömung, welche sich in Dänemark gegenwärtig geltend macht, wesentlich hervorgerufen; er hat, Taine's Vorbild folgend, ein Erhebliches dazu beigetragen, daß man in Dänemark mehr und mehr die Blicke auf die Bewegungen der gesammten europäischen Literatur lenkte, daß man von der im geistigen Leben herrschenden Stagnation sich befreite.

Für das äußere Lebensschicksal des Verfassers hatte die Veröffentlichung der Vorlesungen die Folge gehabt, daß er — als leidenschaftlicher Vorkämpfer der modernen radicalen Tendenzen — viele Anfeindungen erlebte und seine Laufbahn in Dänemark gefährdete. Er hat in Deutschland eine neue Heimat gesucht und auch gefunden; seine ausgesprochenen Sympathien für dasselbe hatten ihm im eigenen Vaterlande heftige Gegnerschaft gebracht. Nach der Erlernung der deutschen Sprache ist es Brandes' Bestreben geworden, in der deutschen Literatur sich einen Platz zu erwerben; daß ihm dies gelungen, dafür bürgt, außer seinen kleinen Schriften „Ferdinand Lassalle", „Sören Kierkegaard", „Lord Beaconsfield" und „Moderne Geister", insbesondere das vorliegende Werk in seiner neuen und vervollkommneten Gestalt.

Die vergleichende Literaturwissenschaft befindet sich in Deutschland — denn von diesem Lande, das die Literaturforschung überhaupt zur Entfaltung und zur Blüte gebracht hat, kann hier nur die Rede sein — zur Zeit noch in den Kinderschuhen. Jahrzehnte werden noch darüber verfließen, bevor wir uns des Besitzes einer allgemeinen vergleichenden Literaturgeschichte werden erfreuen können. Dazu bedarf es gar vieler Vorarbeiten, einer weit umfassenderen Kenntniß der literarischen Strömungen bei den Völkern insgesammt.

Die Zeit ist dem Eindringen in die Schätze der Weltliteratur nicht abgeneigt; aber wo sind die Vorbedingungen, wo die Plätze für eine wissenschaftliche Verarbeitung jenes überreichen Materials, welches die Literaturen selbst nur der Culturvölker Europas aufspeichern?! Lehrstühle für vergleichende Literaturwissenschaft, für allgemeine Literaturgeschichte gibt es in Deutschland nicht, und doch sind sie die wesentlichsten Vorbedingungen für die Entwickelung dieses Wissenszweigs.

Georg Brandes hat in seiner „Literatur des 19. Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen", welche freilich nur bis zu dem historischen Wendepunkte, dem Jahre 1848 reicht, einen erfreulichen Versuch geliefert, durch das Studium gewisser Hauptgruppen und Hauptbewegungen in der europäischen Literatur den Grundriß zu einer Psychologie der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu geben. Denn in letzter Instanz ist die Literaturgeschichte Psychologie, Studium der Seele, Seelengeschichte.

Der erste Band seines Werks hat den Separattitel: „Die Emigrantenliteratur"; er ist, mit einem Worte, die Ouverture zu dem großen literarischen Schauspiel des Jahrhunderts. Derselbe zerfällt in die Abschnitte: „Die Emigrantenliteratur", „Chateaubriand, Atala", „Rousseau", „Werther", „René", „Sénancour, Obermann", „Nodier", „Constant, Ueber die Religion, Adolphe", „Frau von Staël, Delphine", „Verbannung, Coppet und Ferney", „Corinna", „Kampf gegen nationale und protestantische Vorurtheile", „Neue Betrachtung der Antike", „Ueber Deutschland", „Barante", „Schluß".

Es war — so heißt es im ersten Abschnitt — ein anderes Volk als das französische, das Volk, dem Voltaire höhnisch mehr Geist und weniger Consonanten gewünscht hatte, welches, während die Franzosen die politischen Umstände und die Sitten revolutionirten, Literatur und Poesie reformirte. Es waren die Deutschen der damaligen Zeit, die gutmüthigen Leute, von denen man in Frankreich kaum mehr wußte, als daß sie in tiefer und patriarchalischer Unterwerfung unter einem paar Dutzend stupider Duodeztyrannen ihr Bier tranken, ihre Pfeife rauchten und ihr Sauerkraut in der Ofenecke aßen —, sie waren es, die in der Welt der Ideen größere Eroberungen, als die Franzosen auf Erden machten, indem sie eine neue Poesie hervorbrachten, die schönste seit Shakspeare's Zeit, und eine neue Philosophie, so tief und so reich, wie man sie seit den Tagen des Aristoteles und der Neuplatoniker nicht gesehen hatte. Von allen Völkern Europas hatte keins mit Ausnahme des deutschen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Periode seiner literarischen Blüte gehabt: dieser kurze Zeitraum hatte ja die fruchtbare Entwickelung der Poesie von Lessing bis Goethe und die kräftige Entfaltung der Metaphysik von Kant bis Hegel in sich geschlossen. Denn in Deutschland war nichts anderes frei gewesen als einzig und allein der Gedanke. Von Deutschland ist daher die Literatur stark beeinflußt, welche an der Grenzscheide des Jahrhunderts entsteht, wie überhaupt die Völker erst jetzt recht beginnen, in ununterbrochenen geistigen Verkehr miteinander zu treten. Die großen Umwälzungen, die Kriege der Republik und des Kaiserreichs, welche alle Volksstämme Europas durcheinander rüttelten, lehrten sie gleichzeitig einander kennen. Aber am gründlichsten von den fremden Umgebungen beeinflußt wurde doch diejenige Menschenklasse, welche durch all jene großen Ereignisse sich zu einem langjährigen, bisweilen beständigen Aufenthalte außerhalb des Vaterlandes gezwungen sah. Die Einwirkung eines fremden Geistes, welche bei dem Soldaten flüchtig und vorübergehend war, wurde oft dauernd und bedeutungsvoll für den Emigranten. Der französische Emigrant sah sich genöthigt, die fremde Sprache zu erlernen, wenn vielleicht nur aus dem Grunde, um Unterricht in seiner eigenen Sprache ertheilen zu können. Durch intelligente französische Emigranten verbreitete sich jetzt die Kunde von der Natur und Cultur fremder Länder in Frankreich, und daher kommt es, daß der, welcher eine gemeinsame Benennung für die jetzt hervortretenden Erscheinungen der französischen Literatur sucht, kaum eine bessere finden wird, als die, welche ich hier einzuführen suche: die Emigrantenliteratur.

Der letzte Abschnitt gibt ein kurzes treffliches Résumé, aus dem wir zur Charakteristik des Ganzen nicht unterlassen wollen, noch die folgenden Zeilen anzufügen:

Die Schriftsteller und Werke der Emigrantenliteratur stehen wie in einem zitternden Lichte. Im Dämmerlichte eines anbrechenden Zeitalters erscheinen diese Persönlichkeiten. Die ersten Strahlen der Morgensonne des 19. Jahrhunderts fallen auf sie und zerstreuen langsam den Schleier Ossianischer Nebel und Werther'scher Melancholie, der sie einhüllt. Man fühlt, daß sie eine Nacht mit häßlichen und blutigen Scenen hinter sich haben, sie sehen bleich und ernsthaft aus. Aber ihre Wehmuth ist poetisch, ihre Schwermuth interessant, und man empfindet gärende Kräfte in den leidenschaftlichen Aeußerungen, die ihre Trauer darüber verrathen, ihr Tagewerk nicht auf der Grundlage der Arbeit des vorhergehenden Tages beginnen zu können, sondern zweifelnd den Fundamenten gegenüberstehen zu müssen, die am Tage vorher gelegt wurden, und mühsam das zusammenlesen zu müssen, was die Zerstörungen der Nacht verschont haben. Die Emigrantenliteratur ist also eine tiefbewegte Literatur, Chateaubriand der erste, der mit der wilden Leidenschaftlichkeit und der kräftigen, farbenreichen Naturmalerei in seinen Episoden den alten Formalismus durchbricht. Hier glüht und brennt alles in katholischer Ekstase und lateinischer Erotik; aber mitten in diesem Feuer bleibt wie eine steinerne Bildsäule die moderne Persönlichkeit stehen, das so classisch isolirte Individuum René. Sénancour bringt ein Werk hervor, das in merkwürdig seelenvoller Weise modernen Freisinn mit romantischer Sehnsucht, germanische Empfindsamkeit und Wirklichkeitssehen mit romanischem und raffinirtem Sensualismus, den revolutionären Hang, jegliches Problem zu erörtern, mit den Selbstmordphantasien die Selbstaufgebung verschmilzt. Nodier mischt seine Stimme in diesen Chor. Fein, geschmeidig, phantastisch, voller Widerspruchslust, greift er Napoleon und die Gesellschaftsordnung an, verherrlicht Klopstock und das Klosterleben; naiv wie ein Kind und doch gelehrt wie ein Greis, sucht er das Märtyrerthum auf, um das Vergnügen zu haben, sich verfolgt zu wissen, und in der Einsamkeit ungestört studiren zu können. Immer vorwärts schreitend wie kaum ein anderer Geist in der zeitgenössischen französischen Literatur, macht er den Glauben an den Fortschritt zum Gegenstande seiner unaufhörlichen Spöttereien. Constant tritt als Politiker und als poetischer Dilettant auf, der manchen Meister beschämt. Sein Geist schwingt wie ein Pendel zwischen dem Ideenleben zweier Jahrhunderte; von Naturell ist er das Kind des 18. Jahrhunderts, mit seiner Bildung und seinen Tendenzen gehört er dem Zeitalter der Synthesen und Constitutionen an. Er gibt in seiner einzigen poetischen Leistung seinem Zeitalter ein Muster psychologischer Schilderung und einen Wink, wie viele tüchtige Gefühle und Kräfte auf dem Altare der modernen Gesellschaft geopfert werden. So recht aber wird die französische Emigrantenliteratur sich ihrer Bestrebungen und ihres tüchtigen Geistes doch erst durch Frau von Staël bewußt. Die Gestalt dieser Frau beherrscht die ganze Gruppe. In ihren Schriften ist alles gesammelt, was in der Production der Emigranten berechtigt und edel zwar: die reactionären und revolutionären Tendenzen, welche bei den übrigen Mitgliedern der Gruppe die verschiedenartige Thätigkeit und die schriftstellerischen Leistungen derselben zersplittern, vereinigen sich bei ihr zu einem Bestreben, das weder reactionär noch revolutionär, sondern reformatorisch ist. Wie die andern faßt sie festen Fuß in den Gedanken Rousseau's, wie die andern trauert sie über die Ausschreitungen der Revolution; aber höher als irgendeiner der andern liebt sie die persönliche und politische Freiheit. Sie bekämpft die absolute Gewalt in dem Staate und die Scheinheiligkeit in der Gesellschaft, den nationalen Hochmuth und die religiösen Vorurtheile; sie führt in Frankreich die Kenntniß des Volksgeistes und der Literatur der Nachbarländer ein; sie zerstört mit ihren Händen die Mauer von Selbstzufriedenheit, innerhalb welcher das siegreiche Frankreich sich eingeschlossen hatte. Barante mit seiner Schilderung Frankreichs im 18. Jahrhundert setzt nur ihr Lebenswerk fort und führt es zum Abschluß.

Mit großem Interesse sehen wir den noch folgenden fünf Bänden des Brandes'schen Werks entgegen, welchem ein ehrenvoller Platz in unserer Literatur gesichert ist. Es ist kein Buch in dem gewöhnlichen Sinne unserer Literaturgeschichten, es ist kein Sammelsurium von Namen und Daten, sondern ein Erzeugniß, welches die Literaturen vom psychologischen Standpunkte aus betrachtet. Der Laie wird dem Autor vielleicht nicht überall folgen können, dafür aber bietet es dem Fachmanne einen Quell reicher geistiger Nahrung. Bewundernswerth ist das Geschick, mit welchem Brandes in nicht allzu langer Zeit gelernt hat, die deutsche Sprache meisterhaft zu handhaben.

Otto Weddigen.

Feuilleton.

Theater und Musik.

In Frankfurt a. M. ist ein neues Drama von Richard Voß: „Pater Modestus", mit gutem Erfolg in Scene gegangen. Der Dichter gehört zu den preisgekrönten Tragikern; in Frankfurt a. M. und Manheim hat er bei Preisausschreibungen die erste Nummer gezogen. Und in der That besitzt er das warme und feurige dramatische Blut, das den Tragiker macht; wohl aber neigt sein Talent noch zu kraftgenialischen Extravaganzen und ist bisweilen überschwenglich, nicht nur im dramatischen Ausdruck, sondern auch in der dramatischen Motivirung, sodaß hier oft an die Stelle des ruhig wägenden Verstandes die nur ihrem eigenen Schwung folgende Ekstase tritt. Pater Modestus ist ein Priester, der den jungen Sohn einer bigoten Fürstin erzogen hat und diesen Romeo hinter dem Rücken der Aeltern mit seiner Geliebten Sylvia einsegnet. Dabei ist er kein milder Pater Lorenzo, der sein Leben unter Blumen und stillen Gedanken zubringt, sondern ein Feuerkopf, der nicht davor zurückschreckt, Brandfackeln in ein Kloster schleudern zu lassen, in welchem seine Tochter, die Frucht einer Jugendsünde, wider ihren und seinen Willen zur Nonne geweiht werden soll. Diese beiden Handlungen sind nur locker verknüpft, und das Bedenklichste ist, daß die letzte Gewaltthat des Paters weiter keine Wirkungen ausübt und ein versöhnlicher Schluß etwas matt den Scenen folgt, die eine große theatralische Wirkung ausüben. Das Stück spielt in der neuesten Zeit, in der römischen Campagna; die Gegensätze der geistigen Bewegung sind darin scharf ausgeprägt. Der liberale Graf della Rocca und die ultramontane Fürstin Romanelli sind Vertreter der sich dort bekämpfenden Richtungen. In vielen Scenen ist Geist und Leben; auch fehlt es nicht an den schlagenden Epigrammen der Kraftdramatiker. Doch enthält das Stück zu viel Novellistisches, ältere Erlebnisse spielen darin eine Rolle, die kaum dramatisch eingreifend genannt werden kann.

— Am wiener Burgtheater ist das Drama „Sulamith" von

Franz Keim mit großem äußern Erfolg in Scene gegangen, während es von der Kritik in grausamer Weise zerpflückt wird; besonders tadelt man die lockere Scenenverknüpfung, die vielen Verwandlungen und den modernen Ton des Stücks. Die Handlung hat im übrigen rasche Bewegung, und wenn die Sprache auch nicht originelle tragische Kraft athmet, so bewahrt sie doch eine edle Haltung. Gelobt werden Scenen wie die Begegnung des Königs mit Sulamith, getadelt dagegen andere, die auf der Spitze stehen, wie die Verschwörungsscene im dritten Acte und das Verschwinden Salomo's mit der Königin von Saba in der Grotte.

— „Die Rantzau" von Erckmann-Chatrian sind am dresdener Hoftheater und am hamburger Thaliatheater mit Beifall aufgeführt worden. Das Stück ist eine Dorfkomödie, eine Art von Romeo und Julie auf dem Lande; einige Scenen, wie die Versöhnung der feindlichen Brüder, sind wirksam mit ein paar starken Strichen gezeichnet. Offenbar haben die beiden Autoren ein gewisses Talent für markige Charakterdarstellung, und so hat auch ihr neues Stück am Théâtre Français Glück gemacht. Tüchtige französische Dramen von gelungenem Wurf der deutschen Bühne anzeigen: das ist ein gutes Recht der Directoren und Bearbeiter, sobald nur die Ueberflutung mit französischen Producten vermieden wird und die Grundlage jener Dramen nicht zu sehr eine specifisch-nationale in Sitten, Denkungsart und Gesinnungsweise ist. Doch muß dabei jedenfalls auch ein anderer Gesichtspunkt mitsprechen: wir meinen, es ist Sache der nationalen Ehre, daß man nicht die Stücke zeitgenössischer Dichter zur Darstellung bringt, welche auf das deutsche Volk die gemeinsten Schmähungen gehäuft haben. Bei aller Begeisterung für die Weltliteratur gibt es Rücksichten nationaler Courtoisie, die zu beobachten ein Volk sich selber schuldig ist. Man braucht deshalb kein Chauvinist zu sein, ja man kann den Chauvinismus als eine verwerfliche Krankheit betrachten, und doch wird man es vermeiden, denjenigen Beifall zu klatschen, die unser Volk als ein Volk von Nichtswürdigen geschmäht haben. Und das haben Erckmann-Chatrian mehrfach gethan. Was würden die Franzosen in solchem Falle thun? Unsere Bühne kann sehr gut bestehen ohne jene Dorfkomödie, wenn sie auch zehnmal besser wäre, als sie ist. Glühende Kohlen auf das Haupt derjenigen zu sammeln, die sich an uns durch grobe Verlästerungen vergangen haben: das ist wol nicht die Aufgabe unserer Bühnen. Immerhin bleiben diese Aufführungen ein neuer Beweis dafür, daß in Deutschland eine kosmopolitische Weitherzigkeit herrscht, wie sie sich wol bei keiner andern Nation wiederfindet.

Bibliographie.

Ahlburg, H., Ueber Charakterbildnug. Pädagogische Abhaudlnng. Leipzig, Siegismund u. Volkening. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Arnoldt, E., Kant nach Kuno Fischer's neuer Darstellung. Ein kritischer Bericht. Königsberg, Beyer. Gr. 8. 1 M.

Aussichten des deutschen Parlamentarismus. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

„Autoemancipation!" Mahnrufe an seine Stammgenossen von einem russischen Juden. Berlin, Issleib. Gr. 8. 1 M.

Altfränkische Bilder und Geschichten aus dem Erinnerungsschatz einer alten Tante. Koburg, Riemann. Gr. 8. 2 M.

Braun, J. W., Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen. Zeitungskritiken, Berichte und Notizen, Schiller und Goethe und deren Werke betreffend, aus den Jahren 1773—1812, gesammelt und herausgegeben. Eine Ergänzung zu allen Ausgaben der Werke dieser Dichter. 2te Abth.: Goethe. 1ster Bd.: 1773—1786. Berlin, F. Luckhardt. 1883. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Bubenik, F., Alexander Petöfi. Eine Skizze seines Lebens und Dichtens. Vortrag. Veröffentlicht zur feierlichen Enthüllung des Petöfi-Denkmales in Budapest am 15. October 1882. Wien, Hartleben. Gr. 8. 1 M.

Die Deutsche Universität Dorpat im Lichte der Geschichte und der Gegenwart. Eine historische Studie auf dem Gebiete östlicher Culturkämpfe. 3te bedeutend vermehrte und erweiterte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 M. 50 Pf.

Falb, R., Das Land der Inca in seiner Bedeutung für die Urgeschichte der Sprache und Schrift. Leipzig, Weber. 1883. Gr. 8. 18 M.

Fastenrath, J., Im Schooße des Todes. Drama, nach dem Spanischen des Don José Echegaray. Leipzig, Friedrich. 8. 1 M. 50 Pf.

Freiligrath, F., Nachgelassenes. Mazeppa, nach Lord Byron. Der Eggesterstein, Erzählung. Stuttgart, Göschen. 1883. 16. 3 M.

Fritsch, F. v., Heli. Trauerspiel. München, Merhoff. 8. 1 M. 50 Pf.

Geschichte der Weltlitteratur in Einzeldarstellungen. 1ster Bd. Leipzig, Friedrich. 1883. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Godin, A., Mutter und Sohn. Roman in 2 Bdn. Leipzig, Keil. 8. 6 M.

Hammerstein, L. v., S. J., Erinnerungen eines alten Lutheraners. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 2 M.

Hanstein, Marie, Auf dem Wolfsbühel. Erzählung aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts. Bonn, Hanstein. Gr. 8. 2 M.

Hartmann, E. v., Die Religion des Geistes. Berlin, C. Duucker. Gr. 8. 7 M.

Heeß, J., Sanct Martin's Jugendleben. Dramatisches Spiel. Mainz, Kirchheim. 8. 75 Pf.

Hertz, W., Bruder Rausch. Ein Klostermärchen. Stuttgart, Kröner. 16. 2 M. 20 Pf.

Heyden, F. v., Das Wort der Frau. Eine Festgabe. Leipzig, Lenz. 64. 1 M.

Jastrow, J., Pufendorfs Lehre von der Monstrosität der Reichsverfassung. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Einheit. Berlin, Mayer u. Müller. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Kaufmann, R. v., Die Finanzen Frankreichs. Leipzig, Bibliographisches Institut. Gr. 8. 25 M.

Lang, P., Die Kastellanin und ihre Tochter. Erzählung. Stuttgart, Bonz u. Comp. 12. 80 Pf.

— — Kirschenblüte. Erzählung. Stuttgart, Bonz u. Comp. 16. 1 M. 20 Pf.

Lucius, H., Heldensang von 1813. 1ste Lfg. Leipzig, Lucius. 1884. Gr. 8. 75 Pf.

Müldener, R., Das Buch vom Wetter oder das Wetter im Sprüchwort. Bernburg, Bacmeister. 8. 1 M. 20 Pf.

Müller, H. F., Die Heiligen Dreikönige. Ein geistliches Weihnachtsspiel nach einer Dichtung von G. Schwab, zur Aufführung mit lebenden Bildern eingerichtet. Begleitungs-Musik für gemischten Chor, Solo und Pianoforte. Op. 7. Vollständiger Text. Fulda, Maier. 4. 50 Pf.

Negro, C. del, Auf ewig gebunden. Roman. 3 Bde. in 2 Thln. Leipzig, Wartig's Verlag. 8. 6 M.

Proelß, J., Dolce far niente. Hochzeitsreisebriefe von Südwärts der Gotthardbahn. Stuttgart, Bonz u. Comp. 12. 2 M. 50 Pf.

Raspail, X., Napoleon III. zu Baybel am 30. August 1870. Aus dem Französischen. Hamburg, Kriebel. Gr. 8. 20 Pf.

Rhomberg, A., Die Erhebung der Geschichte zum Range einer Wissenschaft oder die historische Gewissheit und ihre Gesetze. Wieu, Hartleben. 1883. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Schaper, L., Die Theater-Reform und das deutsche Provinzial-Theater. Berlin, Entrich. 1881. Gr. 8. 80 Pf.

Scherenberg, C., Neue Gedichte. Leipzig, Keil. 12. 2 M. 60 Pf.

Schlimpert, A., Die Bekehrte. Tendenziöses Lustspiel zum Lesen mit vertheilten Rollen. Meissen, Schlimpert. 8. 50 Pf.

Seeburg, F. v., Josef Haydn. Ein Lebensbild. Regensburg, Pustet. 8. 2 M. 80 Pf.

Spillmann, J., S. J., Dr. Heinrich Hahn. Lebensbild eines seeleneifrigen Arztes. Mit einem Titelbild. Freiburg i. Br., Herder. 8. 50 Pf.

Strahl, A. C., Des Königs Dämon. Eine Tragödie aus Spaniens Geschichte. Berlin, Entrich. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

— — Unter Palmen und Cypressen. Italienisches Mosaik. Berlin, Entrich. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

— — Schneeflocken. Eine poetische Wintergabe. Berlin, Entrich. 12. 2 M.

Stelter, R., Novellen. Elberfeld, Bädeker. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Tegnérs, E., Werke. Auswahl in 7 Bdn. Uebersetzt und herausgegeben von G. v. Leinburg. 1ste Lfg. Leipzig, Leiner. Gr. 8. 50 Pf.

Tchihatchef, P. de, Spanien, Algerien und Tunis. Briefe an Michel Chevalier. Deutsche, verbesserte und stark verm. Ausg. Mit einer Karte von Algerien. Leipzig, Grieben. Gr. 8. 10 M.

Tölle, W., Die Ideale des Lebens. Halle, Strien. 8. 60 Pf.

Tolstoy, Graf L. N., Geschichte meiner Kindheit. Aus dem Russischen übersetzt von E. Röttger. Leipzig, Steinacker. 12. 3 M.

Ueber Toleranz, Glauben und Vernunft. Ein Gespräch. Ein Beitrag zur Zeitfrage. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 75 Pf.

Vogt, H., Die kriegerischen Ereignisse in Aegypten während des Sommers 1882. Mit einer Spezialkarte von Unter-Aegypten und dem Sues-Kanal. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 3 M.

Voß, R., Pater Modestus. Schauspiel. Leipzig, Friedrich. 1883. 8. 1 M.

Wachenhusen, H., Die gelbe Rose. Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. 1883. 8. 3 M.

Deutsche Wahrheiten und magyarische Entstellungen. Eine Entgegnung auf die offiziöse Broschüre: Dr. Heinze's Anklageschrift „Hungarica" im Lichte der Wahrheit. Pressburg u. Leipzig 1882, bei C. Stampfel. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 M.

Weddigen, H. F. O., Die Hohenzollern und die deutsche Litteratur. Eine litterarhistorische Studie. Düsseldorf, Voß u. Comp. 1883. Gr. 8. 1 M.

Werder, Anna v., Frau Ludwike. Eine Erzählung. Leipzig, Hinrichs. 1883. 8. 2 M. 40 Pf.

Wildenbruch, E. v., Novellen. (Franceska von Rimini. Vor den Schranken. Brunhilde.) Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 4 M.

Zwiedineck-Südenhorst, H. v., Die Politik der Republik Venedig während des dreissigjährigen Krieges. 1ster Bd.: Von der Verschwörung zu Venedig 1618 bis zum Abschluss der Liga mit Frankreich und Savoyen 1623. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 6 M.

Anzeigen.

Verlag von J. Guttentag (D. Collin) in Berlin und Leipzig.
(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

Soeben erschien:

W. A. Mozart.

Ein Künstlerleben

dargestellt von

Ludwig Meinardus.

Mit 2 Portraits.

8. 32 Bogen. Geheftet Mark 7,50. Elegant gebunden Mark 9.

In dem vorliegenden Mozart-Buche beabsichtigte der Verfasser, dem meisterhaften Studienwerke Otto Jahn's, welches sich wesentlich an den Musiker von Fach wendet, ein Werk an die Seite zu setzen, welches den Genius Mozart's mit Begeisterung schildern, ihm aber auch nicht weniger in seiner Eigenschaft als Mensch gerecht werden soll; so stellte sich Mozart's, des Menschen und Meisters Erdenwallen, gleichsam wie ein wundervolles tragisches Drama dem Autor bei tieferm Eindringen in seinen Lebenslauf und in den logischen Gang der Ereignisse je länger desto klarer vor Augen. Es kam dem Verfasser darauf an, ein lebenswahres, lebenswarmes Bild zu zeichnen, um einen der liebenswürdigsten und bewundernswerthesten Geister deutscher Nation dem Herzen jedes vaterländisch gesinnten Menschen jeglichen Standes, Alters und Geschlechts nahe zu bringen.

Und so ist das Mozart-Buch das Denkmal eines echt deutschen Meisters für das deutsche Volk, errichtet von einem deutschen Tonkünstler.

Für den Weihnachtstisch empfohlen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vom Atlantischen zum Stillen Ocean.

Von

Friedrich Bodenstedt.

8. Geh. 8 M. 50 Pf. Elegant geb. 10 M.

Dieses neueste Buch von Bodenstedt, das in Deutschland wie in Amerika Aufsehen erregt, gehört zu den anmuthigsten und gehaltvollsten Erscheinungen der diesjährigen Geschenkliteratur.

Weihnachtskatalog von F. A. BROCKHAUS in Leipzig.

Verzeichniss
ausgewählter Werke in eleganten Einbänden
aus dem Verlage von
F. A. Brockhaus in Leipzig.
Weihnachten 1882.

Soeben erschienen und in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Immanuel Pyra

und sein Einfluss auf die deutsche Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts. Mit Benutzung ungedruckter Quellen. Von Dr. **Gustav Waniek,** Professor am k. k. Staatsgymnasium in Bielitz.

8. Pr. geh. 4 M. 50 Pf.

Antiquarische Bücherkataloge.

Nr. XXIII. Deutsche Philologie und Literatur.
Nr. XXIV. Neuere ausländisehe Philologie und Literatur
erschienen soeben bei

Berlin W. Französische Str. 33e. **Paul Lehmann** Buchhandlung und Antiquariat.

Ankauf kleinerer und grösserer Büchersammlungen.

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

*Der **3. Band** der neuen (13.) illustrirten Auflage,*
60 Bogen Text mit vielen eingedruckten Holzschnitten,
27 Tafeln Abbildungen und 5 Landkarten enthaltend,
ist soeben erschienen und geheftet (7 M. 50 Pf.) oder gebunden (in Leinwand 9 M., in Halbfranz 9 M. 50 Pf.) in allen Buchhandlungen zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Vega-Expedition.

Von Mitgliedern der Expedition und andern Forschern bearbeitet.

Herausgegeben von

A. E. Nordenskiöld.

Mit Abbildungen in Holzschnitt und lithogr. Tafeln und Karten.

Erste Lieferung. 8. Geh. 2 M.

Obiges Werk bildet ein wissenschaftliches Supplement zu Nordenskiöld's berühmtem Reisewerke „Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega", indem es die von der Expedition heimgebrachten Sammlungen und Beobachtungsresultate zu systematischer Darstellung bringt. Besonders wichtige Bereicherungen erfahren dadurch die Schifffahrtskunde, die Zoologie, Botanik, Meteorologie, Ethnologie und Linguistik. Für diesen wissenschaftlichen Theil des Berichts über die Vega-Expedition darf somit eine ebenso grosse Verbreitung erwartet werden, wie sie der erzählende Theil gefunden hat; beide schliessen sich zu einem Ganzen zusammen.

(Mit Beilagen von: der **C. F. Winter**'schen Verlagshandlung in **Leipzig, Adolf Titze** in **Leipzig** und dem **Literarischen Anzeiger** Nr. 12.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KÖNIGLICHE BIBLIOTHEK

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 48. — 30. November 1882.

Inhalt: Zur deutschen Literaturgeschichte. Von Wilhelm Buchner. — Neue Dichtungen. Von Robert Waldmüller. — Vermischte Schriften. Von Konrad Hermann. — Ungarische Dorfgeschichten. Von Rudolf Doehn. — Zur Culturgeschichte. — Ein Beitrag zur Weltliteratur. Von J. Mähly. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur deutschen Literaturgeschichte.

1. Christian Gottfried Körner. Biographische Nachrichten über ihn und sein Haus. Aus den Quellen zusammengestellt von Fritz Jonas. Berlin, Weidmann. 1882. Gr. 8. 5 M.
2. Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Sein Entwickelungsgang und sein Wirken im Geiste der Kirche. Von Johannes Janssen. Mit Stolberg's Bildniß. Zweite Auflage. Freiburg i. Br., Herder. 1882. Gr. 8. 5 M.

Das Buch über Christian Gottfried Körner von Fritz Jonas (Nr. 1) ist ein erfreuliches, ein schönes Buch. Unsere Zeit ist mit löblichem Eifer bemüht, das Leben und Dichten der großen Geschiedenen immer eingehender zu ergründen, ihr edles Bild immer reiner und glänzender hinzustellen. Aber unsere Großen lebten nicht allein, auch nicht immer bei Zeus im Himmel; sie hatten auch ein Herz zum Verzagen und Hoffen, bedürftig der Liebe und Freundschaft, des Trostes und der Anerkennung; darum sind auch diejenigen, welche unsern großen Dichtern als Freunde und Berather nahe standen, sie aufrecht hielten gegenüber den Anfechtungen und Miskennungen eines Zeitalters, das von der Bedeutung und Herrlichkeit der vor seinen Augen aufbrechenden Literaturblüte kaum eine Vorstellung hatte, liebevollster Beachtung der Nachlebenden werth. Wenn die Könige bauen, haben nicht blos die Kärrner zu thun, sondern auch die kundigen, verständigen, geschmackvollen Männer, welche als Baumeister oder Künstler anderer Art zur Gestaltung eines gewaltigen oder schönen Gedankens wirksam sind; und wenn unsere großen Dichter der Nachwelt eine Reihe unvergänglicher Werke hinterlassen haben, so sollen wir dankbar auch derer gedenken, die ihnen als Freunde und Förderer, als theilnehmende Führer auf dem Pfade der Kunst zur Seite gingen und, obwol selbst weit schwächer zum Schaffen beanlagt, durch ihr feines Urtheil sich oft um die Vollendung und Reife der Kunstwerke das größte Verdienst erworben haben. Bürger würde ohne Boie's Rath nicht der hervorragende Balladendichter geworden sein; Merck's entscheidende Einwirkung auf den jungen Goethe ist allbekannt; und wenn ein Mensch das Verdienst hat, den im Kampf ums Dasein fast untergehenden Schiller aufgerichtet, ihm wieder Vertrauen zu sich selbst und zur Menschheit eingeflößt, ihn auf die Bahn der edelsten Dichtung zurückgeführt zu haben, ihm ein Jahrzehnt hindurch der feinsinnigste Berather gewesen zu sein, so ist es Christian Gottfried Körner. Wie dieser Mann als Herzensfreund und verständiger Rathgeber des herrlichen Dichters eine dauernde Stellung in der Geschichte unsers Schriftlebens einnimmt, so eine zwar minder bedeutende als Vater jenes Theodor Körner, dem es beschieden war, dem sittlich-patriotischen Pathos der Freiheitskriege den schönsten dichterischen Ausdruck zu geben, und der sein kurzes reiches Leben mit dem Schlachtentode krönte. Und dieser Freund Schiller's, dieser Vater Theodor Körner's war zugleich eine so vortreffliche herzgewinnende Mannesgestalt, der Familienkreis, der ihn umgab, war ein solches Musterbild edelsten geistigen Lebens, wärmsten seelischen Zusammenhalts, daß der genauere Einblick in diesen Kreis geistreicher, tieffühlender, guter Menschen eine wahre Herzenswohlthat ist.

Aus einem Geschlecht, welches, soweit nachweisbar, meist Männer des Gelehrtenstandes hervorgebracht, ward unser Christian Gottfried Körner am 2. Juli 1756 zu Leipzig geboren, als Sohn des Predigers, Superintendenten und Professors Johann Gottfried Körner. Nahezu dreizehn Jahre alt, kam der Knabe auf die Landesschule zu Grimma, die er schon im Frühling 1772 mit der Reife für die Universität verließ: ein Beweis für den nie ermüdenden Fleiß und die guten Fähigkeiten des jungen Mannes. Er besuchte die Hochschulen zu Leipzig und Göttingen, neben seiner Fachwissenschaft, der Jurisprudenz, auch mit philosophischen, naturwissenschaftlichen und mathe-

matischen Studien eifrig beschäftigt. Seine Erstlingsarbeiten, die Abhandlungen zur Erlangung des Doctortitels und der Berechtigung zu Vorträgen an der leipziger Hochschule, brachten ihn in Beziehung zu dem Buchhändler Breitkopf, dessen gastliches Haus damals der Mittelpunkt feiner Geselligkeit war und besonders die Tonkunst eifrig pflegte; Körner war derselben lebenslang zugethan und besaß eine schöne musikalische Begabung. Im Breitkopf'schen Hause machte er die Bekanntschaft der beiden in demselben Hause wohnenden Töchter des frühgestorbenen Kupferstechers Stock, welcher zehn Jahre zuvor des jungen Goethe Lehrer im Radiren gewesen war. Die ältere Tochter, Dora, hatte des Vaters künstlerische Befähigung geerbt und ward später eine tüchtige Malerin; Minna, die jüngere, war künstlerisch minder beanlagt, aber sehr anmuthig und von auffallender Schönheit, sodaß sie des jungen Mannes Aufmerksamkeit auf sich zog. Nachdem dieser eine längere Bildungsreise durch Deutschland, Holland, England, Frankreich und die Schweiz gemacht, versuchte er Ostern 1781 als Docent der Staatsökonomie und des Naturrechts in Leipzig in die akademische Laufbahn einzutreten. Er hatte kein Glück damit; die Zuhörer blieben aus, und so verzichtete er denn Ostern 1782 auf diese Laufbahn und nahm die ihm angetragene Stellung eines Advocaten im leipziger Consistorium an. Zwei Jahre danach ward er als Rath an das dresdener Obereonsistorium versetzt, freilich mit einem so dürftigen Einkommen, daß er seine Minna, mit welcher er sich bereits 1782 verlobt hatte, noch nicht heimführen konnte. Auch Minna's Schwester Dora verlobte sich damals mit dem aus Georg Forster's Leben und als zweiter Gatte von dessen Therese bekannten Schriftsteller Ludwig Ferdinand Huber. Die beiden Brautpaare schwärmten gleichermaßen für Schiller's aufgehendes Dichtergestirn und sendeten im Mai 1784 dem zu Manheim in Einsamkeit und Sorge schmachtenden Dichter ihre Bildnisse, Briefe und kleine Geschenke; es ward damit eine Beziehung angeknüpft, welche dem niedergedrückten Dichter zum Segen gereichen, ihn aus Kümmerniß und schwerer Gemüthsverdüsterung befreien sollte. Schiller wollte von Manheim fort, aber er brauchte Geld, und so bat er Huber, ihm von einem leipziger Buchhändler 100 Dukaten Vorschuß zu verschaffen. Körner stand in geschäftlicher Beziehung zu Goeschen und wünschte für dessen Verlag Schiller's künftige Schriften zu gewinnen. Er schoß die 100 Dukaten vor und löste damit Schiller aus den manheimer Fesseln. Es ist bekannt, wie Schiller nach Leipzig zu Körner seine Zuflucht nahm, wie dieser ihm einige sorgenlose Jahre in Dresden bereitete, damit er seinen „Don Carlos" vollenden könne. Schiller's damals gedichtetes „Lied an die Freude" gilt als Beweis der wiederkehrenden Lebensfreudigkeit des vielgeprüften Mannes; der Briefwechsel aus jener Zeit ist ein herrliches Zeugniß von jener selten großherzigen Freundschaft, welche gebend und empfangend zugleich wirkte. Nun war freilich Körner damals durch sein väterliches Erbe ein wohlhabender Mann geworden, aber der Werth dieses Freundschaftsdienstes wird darum nicht geringer, und Körner selbst hat sich mit demselben einen Ehrenplatz neben dem berühmten Freunde erworben.

Im August 1785 verheirathete sich Körner mit seiner Minna, und Schiller theilte bis zum Sommer 1787 die Häuslichkeit des befreundeten Paares zu Dresden oder in dem benachbarten Loschwitz. Dann wandte sich Schiller nach Weimar, verbrachte das nächste Jahr in Rudolstadt, fand hier in Lotte von Lengefeld eine geliebte Braut, und diese Verlobung bahnte ihm den Weg auf den jenaer Lehrstuhl sowie zur innigsten Geistes- und Herzensfreundschaft mit Goethe, die ihn aufs neue zur Bühnendichtung und damit auf die Höhe seiner dichterischen Thätigkeit führte. Ein gleicher Lebensgang war freilich dem Freunde in Dresden nicht beschieden; Körner gehörte zu jenen vielseitig angeregten Naturen, die bei aller Begabung nicht über Anfänge schriftstellerischen Wirkens hinauskommen. Außerordentlich unterrichtet und empfänglich, ein feiner geschmackvoller Beurtheiler der Erzeugnisse anderer, war er in den Anforderungen an sich selbst so gewissenhaft, daß er nur selten dazu kam, mit dem Niedergeschriebenen zufrieden zu sein, und wenn er auch dem Freunde ab und zu einen philosophischen oder kritischen Aufsatz schickte, sich in sprachlich sauber ausgearbeiteten Gedichten versuchte: mit Schiller's genialer Ueberfülle vermochte Körner sich nicht entfernt zu messen. Dagegen besaß er nach Schiller's schönem Worte „ein glückliches Talent zur Begeisterung". Und eines solchen Freundes bedurfte Schiller gerade in dieser Zeit des Emporringens, eines Freundes, der seinem Fluge mit Augen der Liebe folgte und doch klaren Verstand und feinsinniges Urtheil in reichem Maße besaß, den überlegenen Freund durch klugen Rath zu führen. Körner selbst sagt einmal sehr treffend: „Auch denke ich manchmal: wer soll am Ende lesen, wenn alles schreiben will? Und das Lesen ist doch auch nicht so leicht, als man denkt." Aber neben dem verstehenden Kritiker schätzte Schiller in Körner vor allem auch den lautern Charakter, die tiefe Liebe zur Wahrheit, die unerschütterliche Freundestreue. „Er ist", schreibt er in einem Briefe, „kein imposanter Charakter, aber desto haltbarer und zuverlässiger auf der Probe. Ich habe sein Herz noch nie auf einem falschen Klange überrascht; sein Verstand ist richtig, uneingenommen und kühn; in seinem ganzen Wesen ist eine schöne Mischung von Feuer und Kälte."

Ein Mann, über den Schiller sich in solcher Weise äußerte, muß, wenn auch kein productiver Geist, doch ein bedeutender Mensch gewesen sein. Uebrigens ist die Zahl von Körner's Schriften größer, als zumeist angenommen wird. Er selbst hat bereits zwei Sammelbände einzelner Aufsätze herausgegeben; neuerdings sind die Sammlungen von Barth und Stern erschienen. Außerdem hat er die biographische und kritische Einleitung zu den Ausgaben von Schiller's und Theodor Körner's Werken verfaßt. Ein Mann, welcher Schiller, seit 1790 Goethe, seit 1793 Wilhelm von Humboldt zu seinen nähern Freunden

zählte, muß ein vorzüglicher Kopf gewesen sein. Dazu kommt, daß Körner lebenslang neben seinen Amtsgeschäften planmäßig las, nicht blos die neuerschienenen bedeutendern Werke der Franzosen und Engländer, sondern den Plato und die griechischen Tragiker, Virgil und Ovid, die italienischen Classiker; noch spät lernte er Spanisch, um Cervantes, Calderon und Lope in der Ursprache lesen zu können. Die deutsche Literatur seines Zeitalters kannte er genau; mit besonderm Eifer und Verständniß betrieb er das Studium der Werke Kant's, Reinhold's und Fichte's. Daneben war er ein eifriger Freund der Tonkunst, die in seinem Hause mit Verständniß und Geschmack betrieben ward, sodaß man nicht vor Aufführungen des „Figaro" und der „Heimlichen Ehe" zurückschreckte; er selbst componirte eine Anzahl Schiller'scher Gedichte; noch als alter Mann sang er in der berliner Singakademie seinen kräftigen Baß mit.

So war denn das Haus des Appellationsraths Körner in Dresden das Stelldichein der Schöngeister und Künstler. Mozart weilte 1789 bei ihm als Gast; Paër war Hausfreund; mit Zelter wechselte Körner Briefe; es verkehrten hier außer den großen Gestirnen, zu denen sich 1803 auch Herder gesellte, als kleinere neu auftauchende die Gebrüder Schlegel, Tieck, Karoline von Wolzogen, der aus Arndt's und Stein's Leben wohlbekannte Graf Geßler, Heinrich von Kleist, Oehlenschläger und manche andere; ein Beweis, daß Körner als geschmackvoller Unparteiischer zwischen der ältern classischen Richtung und der jungen Romantik stand, mit den Führern der beiden Heerlager gleichermaßen befreundet, gleichermaßen von ihnen geachtet und geschätzt.

Mit Schiller's Tode erlosch der helle Stern an Körner's Himmel. Wie sein Briefwechsel mit Schiller das Bedeutendste ist, das er uns hinterlassen, so war mit des Freundes Hingang eine tiefe Lücke in sein Fühlen und Denken gerissen. Aber der Ersatz für den Freund fand sich dem verwaisten Manne in den eigenen Kindern, der 1789 geborenen Emma, dem 1791 geborenen Sohne Karl Theodor. Die beiden Kinder bewiesen sich frühzeitig als reichbegabt; die anmuthige sinnige Emma theilte mit Tante Dora die Befähigung für die Malerei, mit dem Vater die Liebe zur Tonkunst; Theodor war regsten Geistes, ebenfalls Musiker und Sänger, und dabei von hervorragender dichterischer Begabung, die sich freilich, wie das vielfach der Fall ist, zunächst in humoristischen Reimereien ergoß. Hatte Körner bisher den Mittelpunkt seiner geistigen Thätigkeit in dem Verhältniß zu Schiller gefunden, so fand er ihn fortan in der Erziehung des Sohnes, dessen sprudelnde Lebensfülle ganz besonders vorsichtige Behandlung gebot.

Und der Vater war ein vorzüglicher Pädagoge, frei von aller Pedanterei und frei von dem Streben, die Kinder nach seinem Sinne formen zu wollen. In herzlicher Liebe suchte er sie in ihrer Eigenart zu erkennen und diese ihre Eigenart zur größtmöglichen Entfaltung zu führen. Liebe und Vertrauen waren die Hauptmittel seiner Erziehung, und wenn er oft den Hausfreunden gar zu milde und zärtlich den Kindern gegenüber zu sein schien, so hat der Erfolg ihm recht gegeben, und die Liebe, welche seine Kinder überall sich zu erwerben wußten, und die fröhliche Natürlichkeit ihres Wesens und die Lauterkeit ihrer Gesinnung und vor allem die herzliche Liebe, Verehrung und innige Freundschaft zu dem Vater zeigen, wie richtig seine Methode gewesen ist.

An productivem Talent dem Sohne nachstehend, an Reife des Urtheils und an geläutertem Geschmack ihm weit überlegen, stimmte Körner mit Theodor's zunehmender Eigenart und Bedeutung den väterlichen Ton in den freundschaftlichen um; hatte das erste Drittel des Werks uns vornehmlich die Beziehungen zwischen Körner und Schiller vor Augen gestellt, so ist es der geistige, durch die herzlichste Liebe geknüpfte Verkehr zwischen dem milden verständigen Vater und dem frischen strebenden Sohne, welcher dem zweiten Drittel den Kern seines Inhalts gibt. Daß die eigene literarische Betriebsamkeit, wenngleich mit den üblichen Zögerungen, ihres Wegs weiter ging, ist selbstverständlich. Als Goethe und Humboldt es gleichermaßen ablehnten, bei der Herausgabe von Schiller's „Gesammelten Werken" sich durch einen einleitenden Aufsatz thätig zu erweisen und unter diesen Verhandlungen etliche Jahre vorübergegangen waren, übernahm Körner die Abfassung von Schiller's Lebensabriß; gleichzeitig beurtheilt er des Sohnes erste lyrische Gedichte zum Zweck des Drucks. Theodor findet in Wien glänzende Anerkennung, eine ehrenvolle Anstellung als Theaterdichter, in der Schauspielerin Toni Adamberger eine holdselige Braut. Doch unterdeß bricht der ganze furchtbare Ernst der Zeit herein. Dem russischen Feldzuge folgte die Erhebung Preußens; Theodor beschloß, eine glückliche Gegenwart, eine aussichtsreiche Zukunft in die Schanze zu schlagen, um unter die Freiwilligen Lützow's einzutreten, und der Vater, obwol im Dienste des durch und durch Napoleonfreundlichen Königs von Sachsen, lobte des einzigen, vielgeliebten und vielverheißenden Sohnes patriotischen Entschluß und forderte ihn zur That auf. Am Morgen des 6. April 1813 erschien Theodor im väterlichen Hause zu Dresden als preußischer Marschcommissar. „Große Freude", schreibt er, „sah ich und viele Thränen. Mein Vater war durchaus zufrieden mit mir, die andern weinten."

Theodor's Schicksale im Jahre 1813, seine Verwundung bei dem Verrath, dem die Lützower zum Opfer fielen, seine Rettung, sein Heldentod am 26. August bei Gadebusch sind bekannt. Die armen Aeltern erwarteten in banger Spannung genaue Kunde; denn der Todesnachricht war ein leider ungegründeter Widerruf gefolgt; Vater Körner saß fest in dem vom Schlachtengetöse umbrausten Dresden und versuchte vergeblich sichere Nachricht zu erlangen. Als Ende October nach der Schlacht bei Leipzig die Belagerung in nächster Aussicht stand, verließ Körner mit den Frauen das verpestete Dresden, unbekümmert um das Schicksal der beiden Häuser, die er zurückließ; er hatte so Köstliches verloren, daß der weitere Verlust irdischer Habe ihm gleichgültig sein konnte. In Großenhain, wohin er aus der

Kriegsnoth flüchtete, erhielt er endlich am 9. November die erste sichere Kunde von des geliebten Sohnes Tod. Freund Geßler schrieb in jener Zeit: „Körner, der mit edler Fassung das Aergste, was ihm widerfahren konnte, erträgt, hat um zwanzig Jahre gealtert. Er empfängt von allen Seiten Beweise von Theilnehmung an seinem Sohne, die seine Wunden wieder aufreißen. Aber keine Klage kommt über seine Lippen. Er sagte mir nur, als wir allein waren, mit einem freundlichen Ton und Gesicht: «Es war eine schöne Erscheinung, die nun dahin ist!» Die ganze Familie fängt jetzt ein neues Leben an, in das sie sich schwer finden wird."

Mit Theodor's Tode war dem alternden Mann der Sonnenschein aus dem Leben hinweggenommen. Die Arbeit mußte ihn trösten; seine allbekannte deutsch-patriotische Gesinnung gab Anlaß, daß er in die von Stein eingesetzte Regierung des eroberten Sachsenlandes berufen ward; das gab mancherlei Arbeit, und die übrigen Stunden füllte die Sorge für die Herausgabe von Theodor's Werken. Den Fortschritten der Heere in Frankreich folgte er mit lebendigster Theilnahme; seine eigene Stellung dagegen im Sachsenlande, über dessen künftiges Schicksal erst der im Herbst 1814 zusammentretende Wiener Congreß entscheiden sollte, ward mehr und mehr unbehaglich. Er sehnte sich von Dresden fort und wünschte in preußische Dienste treten zu dürfen; seine Wirksamkeit im Generalgouvernement bahnte ihm dazu den Weg, zumal da der Congreß die Zuertheilung der nördlichen Hälfte von Sachsen an Preußen beschloß. Am 3. März 1815 bot ihm Hardenberg in einem sehr anerkennend abgefaßten Schreiben von Wien aus eine Stelle als Staatsrath im preußischen Ministerium des Innern an. Körner sagte sofort freudig zu; aber unmittelbar darauf kam ein neuer schwerer Schlag: die fünfundzwanzigjährige Emma starb am 15. März an den Masern und einem hinzugetretenen bösartigen Fieber; sie gerade hatte sich auf die bevorstehende Uebersiedelung nach Berlin besonders gefreut. Im April 1815 zogen die gebeugten Aeltern nach Berlin. Freund Parthey berichtet darüber:

> Es gab ein trauriges Wiedersehen, als von der Körner'schen Familie nur noch drei Mitglieder nach Berlin zurückkehrten. Das männlich schöne Gesicht des alten Staatsraths war tief gefurcht und glich einer im Schmerze erstarrten tragischen Maske; die Staatsräthin schien um zwanzig Jahre gealtert, wir sahen sie seitdem nie anders als in schwarzen Kleidern. Der Verlust der beiden einzigen hochbegabten Kinder in der Blüte der Jahre war ein so tragisches Geschick, daß jeder Trostgrund davor verstummte.

Körner trat 1817 in das neugebildete Cultusministerium als Geheimer Oberregierungsrath; sein Hauptbemühen war darauf gerichtet, die dürftige Lage der Volksschullehrer zu bessern; aber leider konnte bei dem beschränkten preußischen Staatshaushalte nichts Erhebliches geschehen.

Aus Körner's letztem Lebensjahrzehnt ist wenig zu berichten. Lange leben heißt viele überleben. Die beiden vielgeliebten Kinder schlummerten unter der Eiche zu Wöbbelin; Lotte von Schiller, Frau von Humboldt, der alte treue Geßler, sie schieden nach und nach dahin. Körner selbst entschlief nach kurzer schmerzloser Krankheit, während welcher er noch am Tage vor seinem Tode sich mit den Angelegenheiten seines Amtes beschäftigte, ja am Todestage selbst ihnen seine letzten Gedanken zuwandte, am 13. Mai 1831; bei den heimgegangenen Kindern fand er die Ruhestätte; im nächsten Jahre ward auch die treue Dora als vierte dort bestattet. Die greise Minna Körner, die vormals so schöne und glückliche Minna Stock, blieb einsam zurück; Freund Geßler hatte zwanzig Jahre früher gefürchtet, sie werde des Sohnes Tod nicht überstehen; nun überlebte sie alle ihre Lieben, und nur die freundschaftlichen Beziehungen zu Karoline von Wolzogen, zu den Gebrüdern Humboldt, zu Streckfuß und den andern berliner Freunden und die altgewohnte Uebung der Porzellanmalerei halfen ihr die Einsamkeit überwinden. Am 20. August 1843 ward die einundachtzigjährige Greisin durch den Tod mit ihren lange vorangegangenen Lieben wieder vereinigt, und zu den vier Gräbern unter der Eiche von Wöbbelin gesellte sich ein fünftes und letztes.

Mit dem Vorstehenden ist ein ganz kurzer Auszug gegeben aus den nahezu 400 Seiten des schönen Buchs. Der Verfasser hat für seinen Zweck treulich benutzt, was von Briefwechseln der Familie Körner gedruckt oder ungedruckt vorhanden ist, über die Vorgeschichte des Hauses archivalische Studien zusammengetragen, aus den biographischen Werken über Schiller, aus den verschiedenen Büchern von Arndt, Förster, Streckfuß u. a. mannichfaches Material zur Erläuterung herangezogen und dadurch ein sehr lesbares Gesammtbild Körner's und seines Hauses hingestellt. Inmitten dieses Kreises edler Menschen steht als Hauptgestalt Vater Körner selbst, ihm zur Seite die feinsinnigen, kunstfreudigen schönen Schwestern Minna und Dora und die beiden hochbegabten Kinder; dazu in näherer oder fernerer Beziehung Schiller, Goethe, Wilhelm und Alexander von Humboldt, Zelter, Elisa von der Recke, Tiedge, Fr. Förster u. a.; wir sehen diese trefflichen Menschen zusammengehalten erst durch die Theilnahme an dem künstlerischen Wachsthum des Sorgenkindes von Körner's Hans, Schiller's nämlich; zusammengehalten dann durch die wärmste Liebe zum Vaterlande und zu dem zweiten Sorgenkind, zu Theodor. So schauen wir hinein in eine Welt des edelsten Denkens und Fühlens, in einen Familienkreis voll wärmster Liebe; es ist eine Lust, mit diesen herrlichen Menschen zu leben, ihre Freuden und Sorgen zu theilen und in den Interessen, welche diesen auserwählten Familienkreis bewegen, ein Spiegelbild zu sehen der Glanzzeit unsers Schriftlebens am Schlusse des 18. Jahrhunderts, des großen patriotischen Aufschwunges von 1813. Der Verfasser hat seine Darstellung mit den eingestreuten Briefen geschmackvoll zu verweben verstanden; nirgends drängt er sich vor, er läßt stets den Stoff wirken und erfüllt damit die schwere Aufgabe des Biographen, völlig selbstlos in seinem Stoffe aufzugehen.

Es ist ein schönes und willkommenes Buch, welchem wir einen Ehrenplatz auf dem Büchergestell nicht der Gelehrten, sondern der deutschen Familien wünschen, die in dem innern Leben des Körner'schen Hauses das schönste Vorbild finden werden jenes tiefen seelischen Zusammenhaltes, jener befriedigten Liebe, jenes ernsten geistigen Strebens, welche in der ruhelosen Hast unserer heutigen Existenz fast verschollen sind.

Johannes Janssen, der Verfasser des vorliegenden einbändigen Buchs über „Friedrich Leopold zu Stolberg" (Nr. 2) hat bereits früher zwei Bände über Stolberg erscheinen lassen, deren erster: „Stolberg bis zu seiner Rückkehr zur katholischen Kirche", in Nr. 12 d. Bl. f. 1878 besprochen worden ist. Jetzt ist dem Berichterstatter die Aufgabe geworden, auch dieser erneuten und zugleich verkürzten Arbeit über Stolberg hier zu gedenken. Es ist das eigentlich in unserer Zeit eine etwas unbequeme Aufgabe. Stolberg's niemals besonders hervorragende literarische Bedeutung ist für uns im Laufe der sechs Jahrzehnte seit seinem Tode noch mehr hinabgesunken, und wenn der Verfasser in dieser neuesten Veröffentlichung, wie früher, die Ansicht ausspricht, daß Stolberg „als Balladendichter ebenbürtig neben Bürger und Schiller stehe und in manchen seiner Oden und Hymnen mit den besten Dichtern um die Palme ringen könne", so sind wir zu der Annahme geneigt, daß auf dieses, unsers Erachtens allzu günstige Urtheil die Werthschätzung eingewirkt habe, welche der Verfasser dem Dichter um seines religiösen Entwickelungsganges willen widmet. Ueber diesen letztern zu sprechen, ist zumal hier nicht die Aufgabe; ob wir Stolberg's nach langen schweren Kämpfen 1800 erfolgten Uebertritt zum katholischen Bekenntniß als eine gesunde oder ungesunde Entwickelung betrachten wollen, das wird vornehmlich von unserm eigenen religiösen oder richtiger confessionellen Standpunkt abhängen. Auch war eine Darlegung von Stolberg's Stellung in dem Schriftleben seiner Zeit gar nicht die Aufgabe, welche sich der Verfasser gestellt hat; steht doch auf dem Titel ausdrücklich als Ergänzung der Zusatz: „Sein Entwickelungsgang und sein Wirken im Geiste der Kirche"; bezeichnet ja doch das Vorwort als die Aufgabe des Buchs, statt der in zwei Bänden erschienenen Biographie Stolberg's, deren Anschaffung für viele zu kostspielig, „ein kürzeres Werk zu veröffentlichen, in welchem vorzugsweise die religiöse Entwickelung und Wirksamkeit des Mannes in den Vordergrund gestellt würde". So ist es im Grunde nicht sowol eine Darstellung der literarischen Bedeutsamkeit Stolberg's, als eine Entwickelung seiner religiösen und politischen Anschauungen besonders seit dem Beginn der nähern Beziehungen zu Amalie von Galitzin und dem münsterschen Kreise, seit 1793. Der Biograph hat sich dabei in verständiger Weise beschränkt auf die Beifügung der schlechtweg nothwendigen thatsächlichen Verbindungsglieder und läßt sonst seinen Helden überall selbst sprechen. Wir finden darunter, entsprechend der warmherzigen edeln Persönlichkeit Stolberg's, viel Schönes, zahlreiche treffende Urtheile über Bücher, Menschen und Zeiten; was er über religiöse Fragen sagt, wird selbstverständlich nur seine Gesinnungsgenossen ansprechen. Zu unserer Kenntniß des Dichters trägt das Buch noch weniger bei als der erste Band des frühern Werks; es ist eben im wesentlichen eine Tendenzschrift, die denn auch im Kreise der Gleichgesinnten ihre Leser finden wird.

Wilhelm Buchner.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Neue Dichtungen.

1. Die Opfernacht. Ein episches Gedicht aus der wendischen Sage von Thomas Schlegel. Hamburg, J. F. Richter. 1881. 12. 2 M.

Wie sehr uns Deutschen noch immer der eigentliche Sinn für die Bedeutung unserer Nationalität fehlt, beweisen die zahlreichen Versuche, aus den Sagenkreisen auch selbst uns feindlich gesinnter Stämme dichterisch verwerthbare Motive ausfindig zu machen. Dabei verleitet der Zauber der fremden Namen und Götter meist zu einer Verherrlichung der den deutschen Siegern Unterlegenen, und man empfängt im allgemeinen den Eindruck, als seien unsere Poeten Wortführer der Fremden. Man kann in Bezug auf Unparteilichkeit auch zu weit gehen. Vor allen scheinen slawische Stämme für die Schläge, die unsere politische Presse nothgedrungen gegen sie führt, auf dem deutschen Parnaß Wundbalsam finden zu sollen.

Die vorliegende Dichtung beschäftigt sich mit einer Wendenjungfrau, Namens Lada, und ihrem Geliebten, Namens Privina. Er ist Christ geworden, weil Virgilie, die Tochter des Wendenbesiegers und Bekehrers Herzog Valduch, sein Herz gewonnen hat. In der Schlacht fällt er in die Hände des Wendenpriesters Trachus, der ihn tödten will. Lada, die Tochter des Priesters, fängt den Mordstahl auf. Privina kommt mit dem Leben davon, irrt aber im Wahnsinn umher, bis auch er untergeht:

> Einsam starb er wie das Wild des Waldes,
> Und kein Mensch verscharrte seine Leiche.
> Giftiges Gewürm daraus hervorkroch.

Das im Eingang Gesagte findet auf „Die Opfernacht" insofern Anwendung, als der Leser den „Cesarenenkel" Valduch, da er das Christenthum vertritt, unwillkürlich mit dem Germanenthum identificirt, und weil überdies die Sympathie des Dichters den Wendengöttern Triglaw, Tschernibog, Schiwa zuzuneigen scheint.

Das Gedicht ist in acht Gesänge getheilt und besteht

aus fünffüßigen reimlosen Trochäen. Es empfiehlt sich wol vor allem zu declamatorischen Vorträgen.

2. Winterfliegen. Neue Gedichte von Heinrich Seidel. Berlin, F. Luckhardt. 1880. 12. 2 M.

Der unliebsame Titel dürfte manchen abstoßen. Die erste Abtheilung enthält aber viel fein Empfundenes, und namentlich die Gedichte „Aus der Kindheit" sind in guter Stunde entstanden. Weniger hat uns die humoristisch-satirisch gemeinte zweite Abtheilung „Literarisches" angemuthet, doch ist sie nicht ohne Witz. Das Libretto in drei Acten: „Dornröschen", will den Componisten gegenüber für Manuscript gelten. Diesen sei es denn bestens empfohlen.

3. Die schöne Melusine. Märchen in zwölf Gesängen von A. Forstenheim. Stuttgart, Neff. 1881. 16. 2 M.

Das Titelblatt nimmt auf Schwind's Melusinen-Cyklus Bezug und wendet sich folglich vorzugsweise an die zahlreichen Freunde des im nämlichen Verlag erschienenen schönen Schwind'schen Bilderwerks. Aber die Dichtung hat auch ohne jene Kunstschöpfungen berechtigten Anspruch auf den Beifall poetisch empfänglicher Gemüther. Da sie in einer für den Dichter nicht allzu unbequemen Versform geschrieben ist — vierzeilige Trochäen mit nur zwei gereimten Zeilen —, so wird sich aus einer zweiten Auflage noch einzelnes Ungefüge ausmerzen lassen, z. B.:

Am Gestein zusammgebrochen; ...
Dürfet, könnt Ihr, unverschuldte
Schuld nicht so entsetzlich rächen; ...
Seht ihn an, den künft'gen König!
Ist er prächtig nicht gelungen?
Saht ihr schon in eurem Leben
Einen tüchtigeren Jungen?

Dies spricht nämlich der Graf Raimond, indem er den Gästen sein Söhnchen zeigt.

Endlich findet sich „Fenerrunnen" statt -runen.

4. Gedichte aus dem Elsaß. Von A. Hemmerlin. Freiburg i. Br., Herder. 1881. 8. 2 M.

Wir sind beim Durchblättern des starken Bandes — 340 Seiten — keiner Aeußerung begegnet, welche auf französische Sympathien schließen läßt, freilich auch keiner, die deutsche verräth. Der Verfasser — er nennt sich einen „Graukopf" — scheint ein bejahrter katholischer Pfarrer zu sein, der nicht ohne poetische Begabung ist, der aber seinen „Schäflein" von der Kanzel herab so oft und so lange von Ketzern, Juden, Freigeistern u. s. w. vorgepredigt hat, daß auch seine Muse bei jedem Schritt, den sie thut, in den Zelotenjargon der Bildungslosigkeit verfällt. So fühlt er denn auch nicht, wie undeutsch, trotzdem er deutsch und nicht französisch dichtet, die Gesinnung ist, aus welcher heraus er Goethe, Schiller und Rückert verlästert. Von dem gehobenen Ton, in dem er sein wortreiches Anathema erdröhnen läßt, mögen die Anfangszeilen des Gedichts auf Goethe einen Begriff geben:

Im seidnen Schlafrock von Damast,
Durchwirkt mit zweifelhaftem Gold,
Ist er ein heidnischer Phantast,
Der singend zweifelt, lacht und schmollt.
Sein schiefer Blick, der Erde zugewandt....

Das Gedicht auf Schiller hebt mit den Worten an: „Ein edler Thor!" Friedrich Rückert soll als süßlich durch lauter Diminutive charakterisirt werden: Thälchen, Strählchen, Bäumchen, Träumchen. Und dann heißt es:

Das Kreuz, des Halbmonds Sichel,
Den indischen Kühschwanz —
Gibst du dem deutschen Michel
In gleichem Ton und Glanz,
Als wäre alles lauter
Die Wahrheit oder — leer Geplauder ...

Das, Dichter, macht uns lachen
Und zwingt uns, frech zu sein....

Dieser Zwang, frech zu sein, gegen den der eifrige und eifernde Sänger offenbar nichts vermag, waltet glücklicherweise nicht in gleichem Grade vor, wo es sich um Personen handelt, deren Verunglimpfung den Dichter vor das Forum des Staatsanwalts bringen könnte. Der Reichskanzler und der Minister Falk gehen daher leer aus, und in der „zeitgemäßen Allegorie": Die Sonne und die Wolke, wird zwar der Anlauf genommen, den Papst mit dem Oberhaupt des Deutschen Reichs in Parallele zu bringen, für den letztern findet aber der hier ausnahmsweise einmal vorsichtige Poet zur rechten Zeit noch eine unverfängliche Umschreibung. Es wird der Kampf der Wolke mit der Sonne, deren Strahlen die Wolke verdunkeln möchte, geschildert, „Zorn und Groll im dunkeln Schos", und wie die Wolke „im tollen Uebermuth Strahl um Strahl dem Lichte weghascht", indem sie sich dabei gar froh geberdet; aber „ein mächt'ger Sturm" kommt brausend heran, fegt die Himmelsbahn rein, indem er die Wolke „wegpeitscht", und:

Pfeift dazu ein lustig Liedchen,
Dem zerstiebten Dunst zum Hohn.
Und die Sonne? Nicht ein Strählchen
Ist verletzt an ihrer Kron'!

Ruhig geht sie ihre Wege,
Blickt herab vom Himmelszelt,
Sendet stets die goldnen Strahlen
Leuchtend, wärmend in die Welt.

Ueber Stürme hoch erhaben,
Fürchtet sie kein Element. —
Unsre Kirche ist die Sonne,
Und die Wolke — ein Regent.

Auf den Inhalt des Buchs weiter einzugehen, liegt keine Veranlassung vor. Die mitgetheilten Proben lassen schon errathen, daß auch die Form sich einer kritischen Würdigung entzieht. Nicht ohne poetische Stimmung sind einzelne Gedichte, welche die Sehnsucht des Dichters nach seinem Heimatsdorfe aussprechen. Eins derselben schließt mit Refrains, welche zu Herzen gehen: „O, wo ist mein Dorf! — Möcht' zu meinem Dorf! — Wär' ich in dem Dorf!" Diese Sehnsucht ist gewiß berechtigt genug; in

idyllischer Umgebung wäre der Dichter vielleicht mehr als der polternde Ultramontane zu Worte gekommen, und es würde dann wol in Erfüllung gegangen sein, was jetzt nur wie ein Reueseufzer aus seinem „Sängerwunsche" herausklingt:

Singen möcht' ich, immer singen,
Hohe Lieder, neuen Sang!
Mit dem Adler mich erschwingen
Aus der Erde niederm Drang
Zu den lichten Regionen,
Wo die reinern Töne wohnen!

5. Ein Priester. Historie in sechs Gesängen von Gerhard von Amyntor. Breslau, Trewendt. 1881. 12. 3 M.

Das Gedicht ist vornehmlich auf römisch-katholische Leser berechnet. Ein polnischer Pfarrer in Russisch-Polen kommt in den Verdacht, einen Bauern aus Eifersucht erschossen zu haben. In das Gefängniß abgeführt, empfängt er die Beichte des wirklichen Mörders. Da ihm aber als Pfarrer das Beichtgeheimniß heilig bleibt, wird er nach Sibirien verbannt, wo er sein Geheimniß mit ins Grab nimmt. Das Gedicht ist zum großen Theil in Dialogform gehalten und dadurch länger geworden, als für diese Gattung poetischer Erzählungen zuträglich ist: es umfaßt über 200 Seiten. Dagegen kommt der Schmuck poetischer Bilder weniger als wünschenswerth zur Verwendung, sodaß man oft eine Prosanovelle zu lesen glaubt. An innerer Unwahrscheinlichkeit leidet die Steigerung, die der ohnehin schon hinreichend beklemmende Conflict nach der Seite des Peinlichen dadurch noch erfährt, daß die Jugendgeliebte des Pfarrers, die Witwe des Gemordeten, sich dem Küster, dem wirklichen Mörder, vermählt. Zwar ahnt sie nicht, daß er der Mörder ist; aber der Pfarrer, der ja im Gefängniß von ihr besucht wurde, und dem sie, wie es sich da zeigte, von Jugendzeit her ebenso leidenschaftlich zugethan ist wie er ihr, widerrieth ihr jenen Bund aufs nachdrücklichste. Er fügte zwar hinzu, er wisse nichts Böses von dem Küster — beiläufig gesagt eine bedenkliche Lüge in dem Munde eines solchen Mustermenschen —, uns ist der Küster aber als Trunkenbold vorgestellt worden, und daß die durch ihren gleichfalls dem Trunke ergeben gewesenen ersten Gatten so oft mishandelte Witwe, in demselben Dorfe mit dem Küster lebend, denselben nicht als Trinker kennen sollte, ist schwer zu glauben. Abgesehen von solchen Mängeln, spricht sich in der Dichtung ein beachtenswerthes und dem Edeln zugekehrtes Talent aus.

6. Sterne und Blumen. Religiöse und weltliche Dichtungen von Franz Trabert. M.-Gladbach, Riffarth. 1881. 8. 6 M.

In der Vorrede bezieht sich der Verfasser auf die Ermunterung, welche ihm von dem Prälaten Professor Dr. Hettinger zutheil wurde. Daß er selbst katholischer Priester ist, steht auf dem Titelblatt zu lesen. Er will durch diese Musenspende „dem katholischen Leserkreise" eine zu Festgeschenken geeignete Gabe bieten. Im Grunde wird ein Buch dieser Art in einem nicht specifisch katholischen Blatt kaum richtig zu würdigen sein. Da es dennoch d. Bl. zugeschickt wurde, so beansprucht es offenbar, auch einem vornehmlich ästhetischen Kreise etwas zu bieten, und so mag näher darauf eingegangen werden. Zuvörderst sei betont, daß die sogenannte Centrumsatmosphäre dem Buche fehlt, daß es also keine Partei- oder Fractionsfahne aushängt, gewiß eine Empfehlung auch für viele katholische Leser und Leserinnen desselben. Allerdings ermangelt es dadurch einigermaßen der Möglichkeit, den Pegasus so steigen und courbettiren zu lassen, daß der auf demselben sitzende Poet weithin Aufsehen erregt. Dabei will das Buch aber doch kein bloßes Andachtsbuch sein. Wol die Hälfte der Gedichte möchte anderes, rein Poetisches bieten, und so lauten denn zwar die Abtheilungstitel: A. „Religiöse Dichtungen" und B. „Bilder und Gleichnisse"; dagegen enthalten die Rubriken C, D, E und F unter den Bezeichnungen „Vermischtes", „Dichterleben", „Naturpoesie" u. s. w. ein buntes Durcheinander, hinter welchem der katholische Priester verschwindet, wenigstens soweit der Leser ihn zu vergessen vermag. Dies ist freilich schwer; und da der geistliche Stand, vor allem aber der katholische eheloseste Priesterstand, seinen Dienern die erotische Poesie, wenn auch nicht mit Verbots-, so doch mit Warnungstafeln umstellt, so kommt weder der Dichter noch auch der Leser zu der nöthigen Unbefangenheit; man glaubt immer jene bekannten Inschriften zwischen den Zeilen zu lesen: „Hier darf nur im Schritt gefahren werden", oder: „Hier lege man bei fünf Gulden Pön den Radschuh an." Bei flüchtigem Durchblättern gibt das Aufmerken auf diese unbequeme Fessel des Dichters und auf die Art, wie er mit ihr fertig zu werden sucht, manchem sonst unempfänglichen Leser vielleicht einige Unterhaltung. Theilnahmsvollern Gemüthern wird aber dabei nicht geheuer. So beginnt ein Gedichtchen „Friedensbild" recht hübsch:

In des Waldes Dämmersaal,
Auf ein blühend Rasenstück
Schwebt ein heitrer Sonnenstrahl
Und verklärt ein lachend Glück.

Was folgt? Ja, diesmal hat der Dichter sich zwar bis zu dem Wagniß von „Küssen", von „Schläferinnen" und „süßem Bräutchen" verstiegen; aber, gewarnt durch jene Tafeln, bescheidet er sich, das Küssen einem Silberfalter zu überlassen, als Schläferin muß ihm eine Eidechse dienen, und das süße Bräutchen ist eine Grille. In den „Nachtbildern" heißt es unter anderm:

Abends um die Dämmerstunde
Ziehen vor den Himmelsthoren
Posten auf zu stiller Runde,
Liebe ist die Wachtparole.

Gewiß hält die Liebe Gottes Wache Tag und Nacht; die Dämmerstunde ist jedoch für das Ausgeben der bloßen Wachtparole „Liebe" eine Zeit, die in naturschildernden Gedichten unwillkürlich die Phantasie in anderer als blos andächtiger Richtung ablenkt; sie regt Stimmungen an wie die so zart bei Rückert anklingenden:

Wer sein ein Hüttchen nennet,
Der ruht in ihm jetzt aus,
Und wen die Ferne trennet,
Den trägt ein Traum nach Haus.

Solche Empfindungen, glaubt man, drängen in dem muntern „Erntebilde" zum Ausdruck, wenn es darin heißt:

Was ein wildes Wallen und Wogen
Durch die goldnen Aehren geht,
Die sonst stille, tiefgebogen
Mittags standen im Gebet.

Drinnen äugeln blaue Sterne
Und der Glitscher rothe Glut,
Die der frohe Wandrer gerne
Schmückend heftet auf den Hut.

Was ein muntres Schäkern und Singen
Schallet immer näher her,
Was ein Klirren, was ein Klingen
Durch das rege Halmenmeer.

Schnitter nahen schon zur Stelle,
Mit den Sicheln lustbeschwingt,
Und von ihnen Well' um Welle
Rings die Aehrenflut versinkt.

Mädchen sammeln dort die Garben,
Wagen schwanken schwer nach Haus,
Und der Blumen bunte Farben
Windet man zum Erntestrauß.

Wie die Müden kühl im Schatten,
Hunger würzt das schlichte Mahl,
Hingestreckt auf grüne Matten
Traulich ruhn im Abendstrahl!

Aber das dem Lyriker zukommende Vergleichen jenes ländlichen unbefangenen Genießens mit dem Lose, das ihm selbst zufiel, muß hier unterdrückt werden: und doch klingt es uns im Ohre nach, daß er wenige Seiten vorher uns verrieth, wie „ihm noch die Jugend mait". Unversehens will denn auch der Jugendmuth einmal überschäumen, gedeckt, wie der Dichter wähnen mag, durch die von ihm glossirten Geibel'schen Zeilen:

Schlägt die Zeit dir manche Wunde,
Manche Freude bringt ihr Lauf;
Doch nur eine sel'ge Stunde
Wiegt ein Jahr von Schmerzen auf! —

welche letzte Zeile der Glossator in folgender Weise steigert:

Bei des Glückes erstem Kusse
Geht das ganze Herz dir auf:
Eine Stunde im Genusse
Wiegt ein Jahr von Schmerzen auf!

Die mitgetheilten Proben haben schon erkennen lassen, daß die Ausführlichkeit dieser Besprechung nicht gerade durch eine etwaige Mustergültigkeit der in Rede stehenden Gedichte hervorgerufen ist. Im Gegentheil hat der Verfasser noch vieles zu lernen. Was er bietet, interessirt, wie schon eingangs erwähnt, durch den Widerspruch, in den das Bedürfniß, sein bewegtes Inneres als Lyriker zum Aussprechen kommen zu lassen, ihn mit seinem Beruf oder vielmehr mit seinem Amt zu bringen scheint, wenn er selbst sich auch vielleicht darüber noch täuscht. Hin und wieder erinnert er an den freilich, so muß man bisjetzt annehmen, weit begabtern Pfarrer A. H. Albrecht (als Dichter Anton Hermann) in Kleinkems, dessen treffliche erzählende Dichtungen: „Bruder Ludwig, der Wasgauer", „Der Schwedenjunker" u. s. w., sich nur etwas zu sehr der Weise Scheffel's nähern und deshalb nicht nach Gebühr gewürdigt worden sind. Wie man weiß, begann auch dieser jetzt evangelische Pfarrer und Familienvater Albrecht seine Laufbahn als katholischer Priester oder Seminarist. Sollen wir schließlich bei diesem Anlaß nicht Hebel's, nicht Gerok's, nicht Julius Sturm's und so mancher andern das geistliche Kleid tragenden Dichter gedenken, denen als evangelische Geistliche das Glück zutheil geworden ist, sich im Gesange ausleben zu dürfen, ohne daß sie blos geistliche Lieder anzustimmen brauchten? Die Nachtigall im Käfig des Cölibats hat einen schweren Stand.

Robert Waldmüller.

Vermischte Schriften.

1. Erinnerungen aus dem Leben eines Natur- und Seelenforschers des 19. Jahrhunderts. Von Maximilian Perty. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 7 M.

Das Allgemeine im Individuellen — das ist der Charakter der echten Biographie sowie des Kunstwerks überhaupt. Auch wird uns dieses am Eingange des gegenwärtigen Buchs gesagt. Dann aber muß das Allgemeine ein irgendwie Bestimmtes, praktisch Wichtiges und seinem Inhalte nach Bedeutungsvolles, das Individuelle aber eine scharf ausgearbeitete, plastisch durchsichtige, von allem blos Zufälligen geläuterte und an und für sich interessante Erscheinungsform jenes Allgemeinen sein. Hier aber wird der ganze Inhalt eines an wissenschaftlichen sowol als an persönlichen Erfahrungen reichen Menschenlebens in harmlosester Unbefangenheit vor uns ausgeschüttet. Das Allgemeine hiervon ist uns oder der Welt im wesentlichen schon bekannt; das Einzelne oder Individuelle aber entbehrt in seiner unendlich überwiegenden Masse eines jeden über die rein persönliche Erinnerung des Verfassers hinausreichenden Interesses. Oder hat neben unzähligen andern Einzelheiten vielleicht das einen Werth für das Publikum, daß dem Verfasser einmal in München eine seidene Weste aus seinem Koffer gestohlen worden ist? Das Ganze zerfällt demnach auch in zwei Theile: 1) „Die Weltverhältnisse im 19. Jahrhundert"; 2) „Das individuelle Leben".

Zuerst wird uns ein Abriß der Zeitgeschichte erzählt, die wir ja selbst erlebt haben. Dann folgt ein Compendium oder eine kurz gefaßte Encyklopädie der ganzen neuern Naturwissenschaft, auch Kunst u. s. w. Der Verfasser hat sich für Musik und für Schach interessirt. Der zweite Theil aber kann der Hauptsache nach nichts sein als das ausführliche Lebenstagebuch des Verfassers selbst. Wir wollen ihm und auch andern die Freude an einer derartigen photographischen Detailmalerei des allerkleinsten persönlichen Lebens nicht rauben, und es mag ja sein, daß für den Naturforscher manche Notiz aus dem Leben des thätigen und verdienten, aus Baiern stammenden und in Bern lebenden Gelehrten Interesse haben kann. Auch spricht sich in allem ein ehrlicher, offener und ungeschminkter Sinn auf einem wahrscheinlich liebenswürdigen persönlichen Hintergrunde aus. Der Verfasser nennt sich selbst eine dogmatische und nicht eine kritische Natur. Der Empirismus des Naturforschers hat sich bei ihm auch neben andern idealen Neigungen mit einer gewissen Vorliebe für den Spiritismus verbunden.

Mit dem Maßstabe eines Kunstwerks und einer echten Biographie gemessen, kann indeß eine derartige principlose Vermischung von Allgemeinem und Einzelnem von der literarischen Kritik nur ungünstig angesehen und beurtheilt werden.

2. Macht und Willkür. Ein synthetischer Versuch von Alexander von Okolicsányi. Wien, Hölder. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

In dieser Schrift werden die Verhältnisse des Staats und des öffentlichen Lebens beleuchtet unter dem Gesichtspunkte der beiden Begriffe der Macht und der Willkür. Es entstehen Mächte im Leben, d. i. ausgebildete Kräfte, Realitäten oder Potenzen, durch welche die an sich bestehende Willkür oder Freiheit des Individuums eingeschlossen, gehemmt oder beschränkt wird, während sie doch andererseits zugleich nur im Schutz und unter Anschluß an dieselben sich zu entfalten und ihre Ziele zu erreichen vermag. Diese Mächte also sind das Allgemeine und ebenso das historisch Festgestellte, Erworbene und Bleibende gegenüber der bloßen Particularität und dem fortdauernden Wechsel der Individuen oder der einzelnen Atome und sich selbst bestimmenden Subjecte des gesellschaftlichen Lebens. Es ist darum eine ganz falsche Theorie und Auffassung, auf diesen letztern Factor allein die Ordnung des Staats begründen zu wollen. Streng genommen ist das allgemeine und gleiche Stimmrecht der Ausdruck von dem, was hier die Willkür im gesellschaftlichen Leben genannt wird. Die ganze politische Auffassung, wie sie jetzt namentlich in den historisch entwurzelten romanischen Ländern herrschend ist und auch sonst durch allen extremen Radicalismus vertreten wird, hat durchaus diesen Factor der Willkür zur Basis, und es ist in ihm überall die Gefahr der Selbstauflösung der Gesellschaft und des Rückfalls in den anfänglichen Naturzustand gegeben. Alle conservative Staatsanschauung dagegen hat den Factor der Macht und der Autorität des historisch Gewordenen oder Bestehenden zur Basis. An diesen Factor werden allerdings in der Gestalt der Selbstcontrole immer bestimmte und hohe Anforderungen gestellt, um den berechtigten Ansprüchen von seiten der Willkür begegnen und genügen zu können. Zur Macht in diesem Sinne des Wortes muß nicht blos das legitime Staatsprincip und das historische Recht, sondern auch die Cultur im weitesten Sinne des Wortes gerechnet werden.

Die Untersuchungen dieser gedankenreichen Schrift sind streng theoretisch oder akademisch gehalten und beziehen sich namentlich auf die nationalökonomische und finanzielle Seite des socialen Problems. Es ist aber leicht abzusehen, daß die hier entwickelten Anschauungen speciell in den österreichischen Verhältnissen ihre Wurzel und Berechtigung haben. Gerade dieses Staatswesen beruht vorzugsweise auf demjenigen, was hier die Macht genannt wird. Dieser Factor, die Macht, ist überall das nothwendige und heilsame Correctiv des oft allein an die Spitze gestellten und in seinem Werthe überschätzten andern Factors, der anscheinenden Freiheit oder Selbstbestimmung der Individuen und der Völker. Konrad Hermann.

Ungarische Dorfgeschichten.

Die guten Hochländer. Ungarische Dorfgeschichten von Koloman Mikszáth. Uebertragen durch Adolf Silberstein. Mit 28 Illustrationen. Leipzig, Friedrich. 1882. Gr. 8. 5 M.

Wenn Ernst von Wolzogen unlängst die ungarische Literatur mit Recht als eine der jüngsten und unentwickeltsten Literaturen Europas hinstellte, so läßt sich doch nicht leugnen, daß dieselbe auf einigen Gebieten, z. B. auf dem der Belletristik, ganz erfreuliche Blüten hervorgebracht hat. Dies ist denn auch von der deutschen Kritik stets gern und neidlos anerkannt worden, indem alles Schöne und Beachtenswerthe in der Natur, der Geschichte und der Poesie Ungarns bei uns trotz dem unberechtigten ungarischen Deutschenhasse zu allen Zeiten gerechte Würdigung gefunden hat. Wir begrüßen daher auch die vorstehend genannte Schrift als eine willkommene Gabe und statten dem Herausgeber derselben, Adolf Silberstein, der uns im Verein mit dem Naturforscher Otto Herman, dem Arany-Uebersetzer Albert Sturm, dem Petöfi-Dolmetsch Ladislaus Neugebauer und dem Literarhistoriker Anton Radó „Die guten Hochländer" von Koloman Mikszáth in deutscher Uebersetzung zugänglich gemacht hat, den schuldigen Dank ab. Wie Mikszáth in den vor nicht langer Zeit erschienenen „Slowakischen

Dorfgeschichten" die ganze Poesie der Tatra, ihr bizarres Felsgewoge, die intime Traulichkeit ihrer Schluchten und lauschigen Echos enthüllt, so schildert er in den vierzehn Novelletten, die er unter dem Titel „Die guten Hochländer" zusammengefaßt hat, wiederum eine oberungarische Gegend, die Abdachung der Karpaten im neograder Comitat. In diesem Comitat wohnt eine ethnographische Specialität Ungarns, die sogenannten „Palowzen", ein magyarischer Bauernschlag, der von slawischen Elementen umflutet wird. Die vorliegenden Novelletten spiegeln das Leben und Treiben in einem halben Dutzend größerer und kleinerer Ortschaften wieder, die auf einem beigedruckten, geographisch allerdings nicht eben zu genau zu nehmenden Kärtchen zu ersehen sind. Dieses ganze Palowzenland zählt, wie der Herausgeber in einem orientirenden Nachwort bemerkt, nur etwa dreißigtausend Seelen, aber die Darstellungskunst des Autors weiß auch mit geringen Mitteln die charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Palowzenstammes in theils rührender, theils erheiternder Weise anziehend zu veranschaulichen. Nicht der leiseste Zug von verletzendem ungarischen Chauvinismus beleidigt in Mikszáth's Schriften, die bereits theilweise in französischen, englischen und italienischen Zeitungen Verbreitung fanden, den deutschen Leser. Das Echtnationale gewinnt hier echtmenschliche Bedeutung. Die Liebe für sein Volk ist bei dem Verfasser, der als Comitatsbeamter lange Zeit unter seinen Stammesgenossen thätig war, von keinem einseitigen oder blinden Parteiinteresse getrübt. Die Uebersetzer sind mit Erfolg bemüht gewesen, den poetischen Rhythmus und die volksthümlichen Schattirungen des Originals möglichst getreu wiederzugeben.

Gleich die erste kleine Erzählung, „Aennchens Schuld" betitelt, enthält in gedrängter, aber doch klarer und schöner Form ein ergreifendes Bild inniger Mutter- und Schwesterliebe; die ungarische Rechtspflege erscheint dabei allerdings nicht in einem allzu glänzenden Licht. Es tritt nämlich an einem trüben, nebeligen Wintertage ein junges Mädchen aus den niedern Volksklassen vor den Gerichtshof, um „etwas Trauriges, etwas sehr Trauriges" vorzubringen; sie überreicht dem Präsidenten des Gerichts ein Schriftstück, aus dem hervorgeht, daß Anna Bede infolge eines Urtheilsspruchs aufgefordert wird, sofort eine halbjährige Gefängnißstrafe anzutreten, und zwar wegen Diebeshehlerei. Bevor das Mädchen zur Abbüßung der Strafe weggeführt wird, erklärt sie auf Befragen des Präsidenten, ob sie noch etwas zu sagen habe: „Nichts, nichts als das, daß ich die Elsbeth bin, die Elsbeth Bede, denn belieben zu wissen, meine ältere Schwester, das ist die Anna. Vor acht Tagen haben wir sie begraben, die Arme." Zur weitern Aufklärung fügte sie dann hinzu:

Als meine Schwester in der Blumenkammer ausgestreckt lag, kam der Befehl wegen des „halben Jahres", daß sie es doch abbüßen müsse. O, wie hat sie gewartet darauf! Wie gut, daß sie nicht ausharrte. Nicht das hatte sie erwartet. Wie sie so dalag, unbeweglich, mit geschlossenen Augen, für ewig verstummt und taub, haben ich und meine Mutter ihr versprochen, alles wieder gut zu machen, was sie vielleicht ihres Geliebten wegen verbrochen hat; denn sie hat diesen Kártony Gabor, dessentwegen sie eine Verbrecherin wurde, sehr geliebt. Wir haben also gemeint, daß sie ihre völlige Ruhe in der Grabeserde bekommen müsse. Es solle ihr niemand nachsagen, daß sie ihm etwas schuldig geblieben sei. Meine Mutter zahlt den Schaden, ich aber werde statt ihrer das halbe Jahr absitzen.

Die naive Unschuld des Mädchens und deren rührende Schwesterliebe machte einen tiefen Eindruck auf die Richter; schon wollten sie die Elsbeth die Strafe für ihre Schwester erleiden lassen, da fiel dem Präsidenten des Gerichtshofs ein, daß sich ein grober Irrthum in dem Proceß herausgestellt habe und daß auch Anna Bede schuldlos sei. „Wir haben es gleich gedacht", lispelte Elsbeth, drückte ihre Hand auf das Herz und verließ das Gerichtszimmer. Mit diesen Worten schließt die Erzählung, die in ihrer edeln Einfachheit eine tief ergreifende Wirkung ausübt.

Nicht weniger wirksam und psychologisch fein durchgeführt sind die folgenden Novelletten, von denen „Das Wunder am Bágy-Bache" und „Die Pferde des armen Hans" zusammen eine Dorfidylle bilden, in der eine schöne, aber ungetreue Frau von der gerechten Strafe ereilt wird. Die beiden Erzählungen „Lämmchen Zuckersüß" und „Ein Paar Stiefelchen" schildern das Leben und Leiden eines geizigen Wucherers, der aber schließlich durch eine Handlung des Erbarmens auf den rechten Weg geführt wird und seinen Seelenfrieden wiederfindet. „Wie weit ist der Himmel, und doch wie nah!" In der von A. Sturm übersetzten Erzählung „Unsere liebe Frau von Gózon" wird die Scheinheiligkeit und fromme Heuchelei bestraft.

Wir müssen darauf verzichten, die farben- und gemüthsreichen Volksbilder, welche in der vorliegenden Sammlung uns geboten werden, durch ein weiteres Referat dem Leser vorzuführen. Der poetische Reiz, welcher sämmtliche Erzählungen Mikszáth's, die einen in höherm, die andern in geringerm Grade, auszeichnet, kann durch ein bruchstückweises Mittheilen kaum wiedergegeben werden. Jede krankhafte Sentimentalität ist seinen Dichtungen fern; Ernst wechselt mit Scherz, und nicht selten bricht sich ein kerngesunder Humor Bahn. Einen schönen Abschluß des Novellencyklus bildet die Erzählung „Klein Lenchen"; es sind darin Situationen und Menschen des Gebiets von Bodok mit individueller Schärfe und Wahrheit zur Anschauung gebracht, und doch trägt die ganze Schilderung einen poetischen Hauch, der stets fesselt, nicht selten ergreift. Der Autor verschmäht alle mystisch-phantastischen Mittel, um den von ihm vorgeführten Persönlichkeiten Interesse zu verleihen; er greift frisch in das Volksleben hinein, schildert Tugenden und Laster, und doch fehlt seiner realen Dichtungsweise nicht der ideale Schwung, ohne den niemals ein wirkliches Dichterwerk zu Stande kommen kann.

Rudolf Doehn.

Zur Culturgeschichte.

Cultur- und Literaturgeschichte der französischen Schweiz und Savoyens. In ihrer selbständigen Entwickelung zum ersten mal dargestellt von Hermann Semmig. Zürich, Trüb. 1882. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Es läßt sich wol mit Recht behaupten, daß unsere deutschen Geschichtschreiber und speciell Literaturhistoriker der geschichtlichen Entwickelung der sogenannten französischen Schweiz und des mit ihr durch Abstammung verwandten und durch politische Bande so lange vereint gewesenen Savoyen bisher nur eine sehr oberflächliche Aufmerksamkeit zugewendet und ganz besonders die schöne Literatur und die Poesie jener Länder entweder ganz unberücksichtigt gelassen oder der Literaturgeschichte Frankreichs mit einverleibt haben. Mit Befriedigung wird man daher ein Werk begrüßen, das sich den Zweck setzt, jene Lücke in der Wissenschaft auszufüllen und uns mit einer Cultur und Literatur bekannt zu machen, die, auf dem Boden einer einheitlichen Nationalität entsprossen, in selbständiger Weise sich entwickelt hat und, obwol in französischen Formen sich darstellend, doch einen vom Geistesleben Frankreichs sehr verschiedenen Charakter an sich trägt. Den Inhalt wie die Composition dieses Werks sollen die folgenden Zeilen im allgemeinen skizziren.

Zunächst gibt uns der Verfasser einen einleitenden Ueberblick. Die ersten geschichtlichen Bewohner im Norden und Süden des Genfersees waren nach Vertreibung des prähistorischen Stammes, von dem die in neuerer Zeit erst entdeckten Pfahlbauten herrühren, zwei keltische, untereinander verwandte, aber von den keltischen Galliern merklich verschiedene Stämme: die Helvetier und die Allobrogen. Dieselben werden von den Römern unterjocht, geben allmählich ihre keltische Sprache gegen ein neulateinisches Idiom auf, das sogenannte patois romand, das bis ins 13. Jahrhundert eine ausschließliche Herrschaft behauptet, und nehmen römische Gesittung und Gesetze an. Zur Zeit der Römer entstehen die Städte Nyon, Lausanne, Meudon, Yverdun, Avenches; es blühen Künste und Wissenschaften: Redekunst, Jurisprudenz und Medicin. Im 3. Jahrhundert n. Chr. dringen die Burgunden ein, das Christenthum tritt an die Stelle der alten heidnischen Religion, Genf wird burgundischer Königssitz. Das Königreich der Burgunden, in dem sich das Lehnswesen des Mittelalters entwickelt, in dessen Folge Grafen, Bischöfe, Herzöge an die Regierung der einzelnen Cantone gelangen, verfällt aber 534 der Herrschaft der Franken und nimmt den Namen Transjuranisches Burgund an; als solches umfaßt es das Gebiet der heutigen romanischen Schweiz — denn romanische Schweiz ist die richtigere und ältere Bezeichnung —, sowie einen Theil des heutigen Savoyen; es beruht somit auf einer geschlossenen nationalen Einheit. Im Jahre 887 steigt Rudolf I., Sohn des Herzogs Konrad, der gegen den fränkischen König Karl den Dicken aufgetreten war, auf den burgundischen Königsthron und wird von Arnulf, dem deutschen Kaiser, anerkannt. Rudolf III. tritt das Königthum an Kaiser Heinrich II. ab, und Kaiser Konrad verleibt es 1045 als Provinz dem Deutschen Reiche ein; seine Nachfolger lassen es von 1127—1218 von den Zähringern verwalten. Um das Jahr 1230 bemächtigt sich aber das seit 1033 entstandene Fürstenhaus Savoyen des größten Theils der romanischen Schweiz und behauptet sich bis 1536. Da vereinigen sich der deutsche Canton Bern und das romanische Genf, das von jeher gegen die Herrschaft Savoyens sich gesträubt hatte, zur Vertreibung der savoyer Fürsten. Das Unternehmen gelingt; Savoyen, das alte Land der Allobrogen, das von jeher, wenigstens zu einem großen Theil, mit den Cantonen der helvetischen Schweiz eine nationale Einheit gebildet hatte, wird von dieser auf immer getrennt; die beiden Länder gehen von nun an getrennten Schicksalen entgegen: die romanische Schweiz nähert sich in politischer Beziehung der deutschen, alemannischen Schweiz und entwickelt sich unter dem Einfluß des Protestantismus; Savoyen bleibt katholisch, und seine Fürsten verlegen ihre Thätigkeit mehr und mehr nach jenseit der Alpen.

Es folgt nun die speciellere Geschichte unter folgenden Ueberschriften: „Savoyen und Genf", „Der waadtländische Jura", „Neuchâtel", „Der Canton Freiburg", „Wallis", „Das Waadtland", „Genf". Sie umfaßt die politische, culturelle und literarische Entwickelung der genannten Landestheile und besteht in mehr oder weniger ausgeführten Skizzen, Charakteristiken und Biographien, die theils das Werk des Verfassers selbst sind, theils von ihm auszugsweise den beiden schweizerischen Historikern Alexandre Daguet und Robert Rey sowie auch den schweizerischen Kritikern und Schriftstellern entnommen wurden. Auf diese Weise erhalten wir eine Geschichtsdarstellung nicht allein in deutscher, sondern auch in französischer Sprache, und da der Verfasser auch zahlreiche Proben aus den Werken der besprochenen Dichter in seine Geschichte verwebt, so kann sein Werk zugleich als französisches Lesebuch, als Hülfsmittel zu Erlernung der französischen Sprache Familien und Schulen empfohlen werden.

Was zunächst den Inhalt der politischen Geschichte betrifft, so müssen wir uns auf die Bemerkungen beschränken, daß dieselbe reich ist an patriotischen Kämpfen sowie an Helden und Staatsmännern von höchster Bedeutung — wir citiren nur die Namen eines Bonivard, Davel, Laharpe, Scheiner in Wallis, James Fazy in Genf —, und daß als das entscheidendste Ereigniß die Reformation sich erweist, welche in Neuchâtel durch Farel, im Waadtland durch Viret und in Genf durch Calvin eingeführt wird. In der That hat die Reformation den ganzen Gang der staatlichen, culturellen und literarischen Entwickelung der romanischen Schweiz bestimmt. Sie ist als der Grund an-

zusehen für jenes nationale, freiheitliche, gesunde Staatsleben, das in den obengenannten Cantonen einen so anerkennenswerthen Gegensatz bildet zu dem zwischen Despotismus und republikanischer Zügellosigkeit hin und her schwankenden Staatsleben Frankreichs, als der Grund für die ernste religiöse Gesinnung, die im Gegensatz zu französischer Frivolität die protestantischen Cantone auszeichnet, und für den sittlich reinen Charakter, der ihrer Literatur und Poesie eine besondere Weihe verleiht.

Die Culturgeschichte, die nun folgt, bietet zuvörderst treffliche Schilderungen in dem Charakter und socialen Geiste der Bewohner der beiden Länder und stellt hierauf die Entwickelung der Wissenschaften und Künste in Skizzen, Biographien und Charakteristiken dar; leider müssen wir uns hier auf das Hervorheben einiger Namen beschränken. In der Theologie glänzen im 16. Jahrhundert auf protestantischer Seite die schon angeführten großen Reformatoren Farel, Viret, Calvin sowie Théodore de Bèze, auf katholischer der berühmte Savoyarde Franz von Sales; in der Philosophie zeichnen sich aus: im 17. Jahrhundert der Waadtländer Jean Pierre de Crousaz, im 18. Jahrhundert der Genfer freisinnige Pater Girard aus dem jesuitischen Freiburg, der Erklärer Kant's, in unserer Zeit Ernest Naville, Ch. Secrétan und François Roget; in der politischen Geschichtschreibung sind zu nennen: im 17. Jahrhundert der Savoyarde de Saint-Réal, dessen Werk Schiller bekanntlich für seinen „Don Carlos" benutzte, im 18. Jahrhundert der Waadtländer Ruchat („Histoire des révolutions de Genève"), Reverdil („Memoiren über Struensee"), die Grafen Mallet du Pan und d'Ivernois, im 19. Jahrhundert der berühmte Savoyarde Lanfrey, Verfasser der „Histoire de Napoléon I", die schon genannten Historiker Alexandre Daguet aus Freiburg („Histoire de la Confédération suisse") und der Genfer Robert Rey („Genève et les rives du Léman"), endlich Adame de Félice, der Geschichtschreiber des französischen Protestantismus.

Die Literaturgeschichte findet ihre Vertreter im Waadtländer Alexander Vinet und in den Genfern Sayons und Sismondi; die Kunstgeschichte in Troyon, dem Historiker der Pfahlbauten; die Philologie schon im 16. Jahrhundert in dem berühmten Savoyarden Vaugelas, dem Grammatiker, und in neuerer Zeit in den Genfern Adolphe Pictet und Ayrer. Die Pädagogik ist in hervorragender Weise gefördert worden durch Pestalozzi in Yverdun und César Chavannes in Montreux; auch sind auf ihrem Gebiete eine große Zahl Jugendschriftstellerinnen aufgetreten, z. B. Hermance Chavannet aus Vevay; die Staatswissenschaften haben ihre Vertreter in Bertrand, Rochat und Necker gefunden. Die Naturwissenschaften gehören der neuern Zeit an; in ihnen hat die romanische Schweiz Namen von europäischer Bedeutung aufzuweisen, am Anfang des 18. Jahrhunderts Gabriel Cramer und Calendrini, Trembley, Louis Pictet, gegen Ende des Jahrhunderts Abauzit, Charles Bonnet, größer als Buffon, ferner de Saussure, de Luc, Vaucher, Huber, in unserer Zeit Marcus Pictet und Candolle. Die Geschichte der Künste nennt uns die Namen der Maler Leopold Robert und Alexandre Calame in Neuchâtel, Vantier, David, Veillon, Gleyre im Waadtland, St.-Ours, de la Rive, Valentin Töpfer, Lugardon und Joseph Hornung in Genf; ferner die Bildhauer James Pradier, Chaponnière und Durrière, gleichfalls aus Genf.

An die Culturgeschichte schließt sich zuletzt die Geschichte der schönen Literatur und der Dichtung an; die erstere umfaßt Journalisten und mehrere Kritiker sowie auch die großen Publicisten, deren Wirkung sich nicht allein auf die Schweiz und Frankreich, sondern auf die ganze gebildete Welt erstreckte. Unter jenen nennen wir aus dem 18. Jahrhundert die Waadtländer Bourgnet, den berühmten Herausgeber des „Mercure suisse", und Cyriaque Brèdel, den Verfasser der „Etrennes helvétiennes", aus unserer Zeit den Savoyarden Buloz, Herausgeber der „Revue des deux Mondes", Victor Duret aus Neuchâtel und den Waadtländer Eugen Rambert, Verfasser der geistreichen Studie „Corneille, Racine und Molière"; ferner die großen Classiker, welche bisher die Geschichte der französischen Literatur für sich in Anspruch nahm, ohne zu bedenken, daß dieselben nur infolge ihrer schweizerischen Erziehung und Anschauungsweise ihre hohe Bedeutung erlangen konnten, die Savoyarden Joseph und Xavier de Maistre, den Genfer Jean Jacques Rousseau und gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts die Genferin Madame de Staël und den Waadtländer Benjamin Constant. Die Dichtung endlich ist in allen Gattungen vertreten von dem Hirtenliede in Greyerz bis zum Drama „Didier" von Porchat. Ein reichster sittlicher Lebensinhalt, politische Freiheit und in der romanischen Schweiz zumeist protestantischen Geist athmend, stellt hier in der vollendetsten Form sich dar und wird zum ersten mal der verdienten Beachtung des deutschen Volks und seiner Literaturhistoriker empfohlen. Wie bisher haben auch hier die Cantone Neuchâtel, das Waadtland und Genf die glänzendsten Namen aufzuzeigen. Beginnen wir mit dem Canton Freiburg; obwol mit Recht eine Oase des Ultramontanismus genannt, hat derselbe doch einen bedeutenden Dichter hervorgebracht: Etienne Eggis, gest. 1867, Verfasser des Gedichts „Bohême", worin sein wanderndes Leben ergreifend geschildert wird. Neuchâtel nennt uns Jean Laurent Garcin, gest. 1781, den Schilderer des Landlebens; Auguste Droz, gest. 1838, den heitern Lyriker; Eugen Borel, in dessen Poesien ein inniges frommes Gemüth sich spiegelt; Isabelle de Gélieu, bekannt durch ihre glückliche Nachbildung mehrerer Gedichte Schiller's; Frédéric Caumont, gest. 1876, der den Ton harmloser, genügsamer Lebensfreude ebenso treffend anschlägt wie Béranger; Florian Calame, gest. 1866, sein Vorbild Lamartine vollkommen erreichend; Madame Sophie de Rougemont, gest. 1866, die mit französischer Anmuth den Ernst der romanischen Schweiz verbindet; Louis Guébhardt, gest. 1862, den humoristischen und elegischen Dichter, und A. Ramud, der den Pariser Alfred de Musset an gewissenhaftem Streben und an Ernst

der Ueberzeugung weit übertrifft. Das heitere poetische Waadtland wird verherrlicht durch seinen Lieblingsdichter Juste Olivier, gest. 1876; edle Philosophie und Religiosität, aufrichtiger Patriotismus, zartfühlendes Seelenleben, das muntere Treiben junger Mädchen, die Sagen der Heimat, die Freude an der schönen Natur und glückliches Familienleben finden in seinen Gedichten einen verklärten Ausdruck; ferner durch Richard aus Orbe, ebenso groß wie der Pariser Auguste Barbier; dann durch Henri Durand, gest. 1841, den jugendlichen Sänger der Familie, der Freundschaft, der fleckenlosen Liebe, des Vaterlandes; durch J. J. Porchat, den Dramen- und Fabeldichter, und durch Frédéric Chavannes, bei dem christlicher Glaube und Empfänglichkeit für die Wunder der Schöpfung sich verschmelzen. Genf endlich rühmt mit Recht Antoine Petit-Senn, gest. 1870, der in seinen „Maximes" nicht nur dieselbe Formvollendung erreicht wie La Rochefoucauld, sondern auch diesen an innerer Vorzüglichkeit noch übertrifft; ferner Jeanne Mussard, deren formvollendete und gemüthreiche Dichtungen einen Hauptschmuck dieses Werks bilden, und Frédéric Amiel, ausgezeichnet durch philosophische Tiefe und einen fast religiösen Ernst.

Ein Beitrag zur Weltliteratur.

Classische Dichtwerke aus allen Literaturen auf Grund der vorzüglichsten Commentare erläutert von K. Normann. Zwei Bände. Stuttgart, Levy u. Müller. 1880. 8. 4 M.

Wir sind dem Verfasser schon ein paar mal auf seinen literarischen Gängen begegnet. Früher durchstreifte er das antike Gebiet und legte seine Eindrücke nieder in „griechischen" und in „römischen Literaturbildern"; jetzt sind es Dichter aus allen Literaturen (Sophokles, Dante, Camoëns, Calderon, Milton, Molière), die er auf Grundlage je eines ihrer Hauptwerke zu schildern unternimmt. Er hofft (im Vorwort), daß sein Werk auch Literaturkennern stoffliche und kritische Anregung in reichem Maße bieten werde. (Was heißt eine „stoffliche" Anregung?!)

Im allgemeinen lesen sich die Aufsätze leicht und so ziemlich ohne Anstoß; das Ganze ist glatt geschrieben und entspricht durchaus der gewöhnlichen Auffassung. Neue Gesichtspunkte, originelle Züge, eine tiefere Anschauung muß man nicht finden wollen. Doch sind die mitgetheilten Uebersetzungen flüssiger und lesbarer als diejenigen, welche der Verfasser in seinen frühern Versuchen geboten hat — dank dem Umstande, daß wir auf dem Gebiete der mittelalterlichen Literatur durchschnittlich größere Meister der Uebersetzungskunst finden. Im übrigen gilt diese Charakteristik des Buchs nur im allgemeinen; einzelnes ist durchaus nicht tadelfrei. So ist es unbegreiflich, wie ein Autor, der auf ein ordentliches Deutsch etwas halten soll, mit folgendem Satz beginnen kann: „Die polytheistischen Völker Europas bringen ein Ideal der an sich selbständigen (?) Persönlichkeit hervor, die Griechen als ein ästhetisches, die Römer als ein moralisch praktisches u. s. w." Ferner, wie man consequent immer von „Untergöttern" sprechen kann, wo die Unterirdischen gemeint sind (Untergötter sind doch in der That nichts anderes als Götter untergeordneter Natur!).

Nr. 1 behandelt des Sophokles „Antigone". Hier hätte unsers Erachtens bei der berühmten Stelle, wo die Heldin ihre That mit dem Hinweis entschuldigt, daß Polynikes ihr Bruder sei und sie keinen neuen Bruder bekommen könne, bemerkt werden sollen, daß die Echtheit derselben angefochten wird, oder es hätte nicht gesagt werden sollen, daß, wie Jacob bemerkt, die Stelle die Größe der Handlung aufhebe. Nr. 2 behandelt Dante's „Divina commedia", das unerquicklichste aller Gedichte, welches Urtheil die Musen uns in Gnaden verzeihen wollen. Auch den Verdacht mögen sie uns zugute halten — diese zweite Ketzerei —, daß die Vertreterin des Wissens von Gott, die Lehrerin der Seligkeit des ewigen Lebens, Beatrice, nicht „dieselbe Beatrice" sei, „die als Bianca Portinari die Geliebte des Dichters gewesen war". Die beiden bekannten „Geliebten" der beiden spätern Dichter Petrarca und Boccaccio dürften sich in ähnlichem Falle befinden. Sonst ist dieser Aufsatz, was auch von den übrigen gilt, nach bewährten Forschern bearbeitet; in der „Antigone" tritt dies sogar zu deutlich hervor, insofern statt eines mechanischen Aneinanderreihens bekannter Autoritäten ein dynamisches Verarbeiten ihrer Ansichten zu wünschen gewesen wäre.

In Nr. 4, Calderon's „Das Leben ein Traum", ist auffällig der Satz: „In der maßvollen Gestaltung hat Calderon die übrigen spanischen Dramatiker übertroffen und die dialektische Kraft, die aus dem ritterlichen Ideal entsprungen war, mit echtem Künstlersinn individualisirt." Hier steht Referent vor einem Räthsel und fühlt sich vollkommen außer Stande, es zu lösen. Jedenfalls hätte sich der Verfasser doch etwas deutlicher ausdrücken können. Es folgt Molière's „Tartuffe", wo der mit Recht angefochtene Schluß durch den deus ex machina, Ludwig XIV. (ein entschiedener Flecken in dem schönen Gemälde!) gerechtfertigt, vielmehr zu rechtfertigen gesucht wird; denn der Versuch ist so mislungen als möglich; dergleichen macht sich übrigens nicht mit ein paar Zeilen ab.

Den Schluß bildet Gutzkow's „Uriel Acosta". Hier vernehmen wir theilweise recht Wundersames. Erstens nämlich: „des Dramatikers Gutzkow schwächste Seite ist die Charakteristik", mit welchem Dictum schwer, ja unmöglich zu reimen der Schlußsatz: „Alle Charaktere geben Zeugniß von dem Gestaltungstalent des Dichters." Dann heißt es: „Die Diction in «Uriel Acosta» bezeichnet

unbedingt einen Fortschritt in der Entwickelung unserer Sprache." Gebt dem Kaiser, was des Kaisers, und Gutzkow, was Gutzkow's ist — aber einen Fortschritt in der Entwickelung unserer Sprache hat der Dichter des „Uriel Acosta" weder bezeichnet noch bezeichnen wollen.

I. Mähly.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Egon Berg hat „Aphorismen der Weltliteratur" herausgegeben unter dem Titel „Das Buch der Bücher" (Teschen, Prochaska). Die Sammlung ist in zweiundzwanzig Abschnitte eingetheilt, die allerdings nicht gerade logisch geordnet sind, aber doch gewisse Rubriken anzeigen, unter denen die Sentenzen gruppirt sind. Eine ganz unverhältnißmäßige Beisteuer haben Goethe, Shakspeare, Schiller und Rückert geliefert; in nächster Linie stehen Lessing und Jean Paul, von nicht deutschen Dichtern Byron, Horaz, Sophokles. Von neuern deutschen Dichtern sind nur Grillparzer und Hebbel in ausgiebiger Weise bedacht; die andern entweder mit ganz vereinzelten Sentenzen oder gar nicht. Die Griechen und Römer, Engländer, Franzosen und Italiener sprechen zu uns in ihrer Muttersprache. Es ist ein unerschöpflicher Schatz, aus dem eine solche Weltanthologie schöpft; von ihr gilt das Motto: Wer vieles bringt, wird allen etwas bringen. Der eine Band umfaßt Sentenzen, die sich auf Herz und Natur, der andere solche, die sich auf Geist und Welt beziehen.

— Schon einmal ist in d. Bl. eines bei J. Wurster u. Comp. in Zürich erschienenen Werks Erwähnung gethan: „Der Beobachter". Dasselbe soll eine allgemeine Anleitung sein zu Beobachtungen über Land und Leute und ist bestimmt für Touristen, Excursionisten und Forschungsreisende. Emil Kollbrunner in Frauenfeld (Schweiz) hat sie bearbeitet nach dem „Manuel du voyageur" von D. Kaltbrunner. Mit der elften Lieferung ist das 270 Figuren und 26 Bildertafeln enthaltende Werk abgeschlossen, welches jedenfalls als ein Denkmal rühmlichen Fleißes gelten darf. Das Reisen hat nur dann einen hohen Bildungswerth, wenn es verbunden ist mit richtigem Beobachten; insofern nun das vorliegende Buch hierzu eine treffliche Anleitung gibt, füllt es eine Lücke in unserer Literatur aus. Es will insbesondere auch ein Rathgeber sein in Bezug auf das Anlegen von Sammlungen verschiedener Art, sowie für die Darstellung der Beobachtungen in Bild und Wort. Reisende und Männer der geographischen Wissenschaft, wie Chavanne, von Hellwald, Schweinfurth, Kersten, haben sich sehr anerkennend ausgesprochen über den „Beobachter"; wir wollen nicht unterlassen, noch ausdrücklich den Werth desselben für Lehrer und Kaufleute hervorzuheben. Ein Blick auf das alphabetische Register beweist, wie außerordentlich reichhaltig der hier verarbeitete Stoff ist; die Gründlichkeit, Gleichmäßigkeit und Vielseitigkeit der Bearbeitung verdient alle Anerkennung.

— Einen seltsamen Titel hat die Schrift „Der vierfüßige Speisvogel und die zweifüßigen Spaßvögel. Ornithologische Glossen zur Kritikasterei" von Philipp Kroner (Löbau i. W., Skrzeczek). Ein Herr Schell hat geschrieben „Grundzüge einer vernunftgemäßen Auffassung des Christenthums"; darin hat er eine Bibelstelle (3 Mos. 11, 20—23) falsch übersetzt: „vierfüßiger Vogel" anstatt „geflügelte Kriechthiere". Dies ist die Veranlassung zu der vorliegenden Broschüre, in welcher mit scharfer Diction gegen alle losgezogen wird, welche es wagen, am Judenthum irgendetwas mangelhaft zu finden. Es ist schade, daß die Herren ihre Gelehrsamkeit und ihren Zorn an solche geringfügige Veranlassungen verschwenden; sie würden mehr ausrichten, wenn sie sich streng an die Sache halten und weniger sarkastisch sein wollten.

— Ein fleißiges Werk ist „Das Thierleben im Sprichwort der Griechen und Römer. Nach Quellen und Stellen in Parallele mit dem deutschen Sprichwort. Herausgegeben von Karl Sylvio Köhler" (Leipzig, Fernau). Jede Volkssprache besitzt ihre eigenen Sprichwörter, und in denselben spielt das Thierleben zumeist eine große Rolle. Hier werden uns nun mit außerordentlicher Vollständigkeit die auf das Thierleben der Griechen und Römer bezüglichen Sprichwörter in alphabetischer Reihenfolge vorgeführt, sehr geschickt übersetzt und commentirt. Zunächst wird die Schrift allerdings den Fachmann interessiren, dann aber auch jeden, welcher die Psychologie des Volksgeistes studiren will.

— „Der Treppenwitz der Weltgeschichte" (Berlin, Haude u. Spener) erschien in zweiter, stark vermehrter Auflage. Der Verfasser, W. L. Hertslet, ist zu der Ueberzeugung gelangt, daß gerade das Pikante, das Rührende, das Ergreifende, das Begeisternde, ja das Hinreißende in der Geschichte meistens erlogen ist. Das, was sich am leichtesten dem Gedächtniß einpräge, sei fast immer Schwindel, gut erfundene Reclame, die zur Motivirung eines brauchbaren Stichworts dienen muß. Solche „Treppenwitze der Weltgeschichte" hat ursprünglich der Franzose Fournier nachgewiesen in seinem „L'Esprit dans l'Histoire"; hier nun sind sie mit großem Fleiß aus dem ganzen Gebiet der Geschichte zusammengetragen. Die letztere sei unpoetisch und unmalerisch, deshalb werde das Interessanteste erst in sie hineingetragen. Im allgemeinen mögen die hier vertretenen Grundsätze eine gewisse Wahrheit enthalten; im einzelnen scheinen uns die Kritiker denn doch oft über das Ziel hinausgeschossen zu haben, so interessant auch ihre Zerstörungsarbeit aussehen mag.

— Kritische Spaziergänge, genannt „Moderne Ketzereien", hat Paulus Warnemund herausgegeben (Karlsruhe 1882). Mit vornehmer Ironie, mit schlagenden Gründen, mit persönlicher Herzenswärme zieht er zu Felde gegen einige verhängnißvolle Fehler der badischen Landeskirche in den Kapiteln „Die Irrlehre vom unbewußten Christenthum", „Die Irrlehre vom biblischen Ton", „Von der protestantischen Freiheit", „Vom allgemeinen Priesterthum". Da der Verfasser wol orthodox, aber nicht bornirt ist, so haben seine auf Kenntniß der Menschen und der Verhältnisse beruhenden Tadelsvota praktischen Werth.

Aus der Schriftstellerwelt.

Wiederum ist ein deutscher Dichter aus unserer revolutionären Epoche dahingeschieden und den Prutz, Hoffmann von Fallersleben, Herwegh, Freiligrath und Dingelstedt in die Gruft gefolgt, Gottfried Kinkel, der in Zürich am 13. November starb. Mehr als die andern erwähnten Poeten hat er sich thatkräftig an jener Bewegung betheiligt; aber weniger als diese hat er als Lyriker sich an dem damals im deutschen Musenhain erklingenden Waffenlärm betheiligt; ja man kann ihn kaum zu den politischen Lyrikern zählen; denn es finden sich nur wenige Gedichte, welche den Sturm und Drang jener Zeit athmen, in seinen Sammlungen. Seine Poesien gehören mehr der Romantik des Gemüthslebens an, und dies scheint auch der Boden gewesen zu sein, auf welchem damals der Entschluß in ihm hervorwuchs, für die Sache der Freiheit zu den Waffen zu greifen.

Johann Gottfried Kinkel war geboren am 11. August 1815 zu Oberkassel bei Bonn als Sohn eines Predigers und sollte sich ebenfalls der theologischen Carrière widmen. Er studirte in Bonn und Berlin Theologie und habilitirte sich 1836 an der Universität der erstern Stadt für Exegese und historische Theologie. Neben dieser Fachwissenschaft beschäftigte ihn das Studium der bildenden Künste; er machte eine Reise nach Italien und las seit 1843 ebenfalls in Bonn ein Collegium über die Geschichte der bildenden Kunst. Als Docent wie auch als Kanzelredner in Köln fand er lebhaften Zuspruch. Im Jahre 1845 ließ er den ersten Band seiner „Geschichte der bildenden Kunst bei den christlichen Völkern" erscheinen, welcher die altchristliche Kunst behandelte. Schon vorher, im Jahre 1843, hatte er seine „Gedichte" herausgegeben, von denen „Otto der Schütz" auch in Separatausgaben erschien und Beifall fand und verdiente, um so mehr als er sich von jeder foreirten Mittelalterlichkeit frei hielt. Damals, zur Zeit der Herwegh'schen Triumphzüge, als Freiligrath, der tendenzlose Sänger ferner Zonen, seiner exotischen Muse untreu wurde, um politische Lieder anzustimmen, war die Kinkel'sche Muse noch ganz unberührt von einer Bewegung, in die er nicht lange darauf sich mit rückhaltloser Hingebung stürzte. Im Jahre 1846 ward er zum außerordentlichen Professor der Kunst-, Cultur- und Literaturgeschichte in Bonn ernannt: eine Stellung, die er schon 1848 aufs Spiel setzte, indem er infolge der Märzereignisse sich an die Spitze der demokratischen Bewegung in den Rheinlanden stellte, als Redner und Journalist agitirte. In zwei politische Preßproeesse verwickelt, wurde er zu Köln im Februar 1849 zu zweimonatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt. Nach seiner Freilassung wurde er in die zweite preußische Kammer gewählt und war dort Mitglied der äußersten Linken. Bei den Unruhen im Siegkreise, dem Aufstand der Landwehr betheiligt, sah er sich genöthigt nach Baden zu fliehen, wo er sich dem Aufstande anschloß. An der Murg verwundet und gefangen, wurde er zu lebenslänglicher Festungshaft verurtheilt; trotz der Verwendung der Bettina von Arnim bei dem König Friedrich Wilhelm IV. verschärfte dieser die Strafe dahin, daß sie im Zuchthause abgesessen werden solle. Kinkel wurde anfangs nach Naugardt, dann nach Spandau gebracht, dort durch die Kühnheit des jungen Studenten Karl Schurz, des spätern nordamerikanischen Ministers, befreit (November 1850). Im Winter 1851—52 machte er im Interesse der demokratischen Bewegung eine Rundreise nach Nordamerika. Später lebte er in London als Privat- und Mädchenschullehrer und hielt Vorlesungen über deutsche Literatur und Kunstgeschichte. Im Jahre 1866 folgte er einem Rufe an das Polytechnikum in Zürich als Professor; hier brachte er seine letzten sechzehn Lebensjahre zu. Sein Trauerspiel „Nimrod" (1857) hat geistigen Gehalt, die zweite Sammlung seiner „Gedichte" (1866) mehr Bedeutung als die erste: sie enthält einige Gedankensymphonien und wohlgelungene Balladen. Kinkel ist als Dichter nicht produetiv gewesen und hat auch kein abgeschlossenes wissenschaftliches Werk hinterlassen; doch er war eine poetische Natur und hatte feine künstlerische Bildung: Vorzüge, die sich in seinen Gedichten widerspiegeln, während sein Lebenslauf selbst ihn gleichsam zum Helden eines interessanten Romans macht.

Bibliographie.

Alecsandri, V., Grui-Sânger. Ein epischcs Gedicht. Aus dem Rumänischcu von L. V. Fischer. Leipzig, Friedrich. 1883. 8. 1 M.

Arnold, W., Studien zur deutschen Kulturgeschichte. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 6 M.

Aus der Jugendzeit. Kleine Memorabilien aus vormärzlichen Tagen. Gotha. F. A. Perthes. Gr. 8. 2 M.

Aus allen Zeiten und Landen. Geschichtliche, biographische und kulturgeschichtliche Bilder und Skizzen in anregender und unterhaltender Darstellung. Illustrirte Monatsschrift für Gebildete aller Stände. Herausgeber: O. Sievers und H. Bruhn. 1ster Jahrg. Oktober 1882 bis September 1883. 12 Hfte. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Hoch 4. à Heft 1 M.

Becker, R., Der altheimische Miunesang. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 6 M.

Bismarck, Fürst v., Gegen den Exekutor! Reden, gehalten bei der Berathung der Tabaksmonopol-Vorlage in den Reichstags-Sitzungen am 12. und 14. Juni 1882 zu Berlin. Berlin, F. Luckhardt. Gr. 8. 60 Pf.

Blumberger, F., Patriotische Dichtungen und Wanderbilder mit Erinnerungen an die Schweiz und den Rhein. Düsseldorf, Voß u. Comp. Gr. 8. 1 M.

Briefe von Charlotte Diede, der Freundin Wilhelm von Humboldt's, an Karl Scholz. Mit einer Einleitung von Gustav Lothholz. Leipzig, Brockhaus. 1883. 8. 2 M. 40 Pf.

Brohm, E., Johann von Aldringen. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Carriere, M., Agnes. Liebeslieder und Gedankendichtungen. Leipzig, Brockhaus. 1883. 8. 4 M.

Wetterfelder Chronik. Aufzeichnungen eines lutherischen Pfarrers der Wetterau, welcher den 30jährigen Krieg von Anfang bis Ende miterlebt hat, herausgegeben, erklärt und erläutert von F. Graf zu Solms-Laubach und W. Matthaei. Gießen, Ricker. Gr. 8. 8 M.

Cohn, G., Volkswirthschaftliche Aufsätze. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 15 M.

Dies irae. Erinnerungen eines französischen Offiziers an die Tage von Sedan. Stuttgart, Krabbe. 8. 2 M.

Droese, A., Dreißig pädagogische Aufsätze. Gesammelt und gearbeitet. Langensalza, Schulbuchhandlung. 1883. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Dühring, E., Der Ersatz der Religion durch Vollkommeneres und die Ausscheidung alles Judenthums durch den modernen Völkergeist. Karlsruhe, Reuther. 1883. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Düntzer, H., Christof Kaufmann, der Apostel der Geniezeit und der Herrnhutische Arzt. Ein Lebensbild, mit Benutzung von Kaufmanns Nachlass entworfen. Mit 2 Portraits. Leipzig, Wartig's Verlag. Gr. 8. 6 M.

Frantz, C., Die Weltpolitik unter besonderer Bezugnahme auf Deutschland. 2te Abth. Chemnitz, Schmeitzner. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Funck, H., Beiträge zur Wieland-Biographie. Aus ungedruckten Papieren herausgegeben. Freiburg i/Br., Mohr. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Haeckel, E., Die Naturanschauung von Darwin, Goethe und Lamarck. Vortrag. Jena, Fischer. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Hegar, A., Spezialismus und allgemeine Bildung. Rede. Freiburg i. Br., Mohr. Gr. 8. 75 Pf.

Heinemann, L. v., Heinrich von Braunschweig, Pfalzgraf bei Rhein. Ein Beitrag zur Geschichte des staufischen Zeitalters. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 6 M.

Helmholtz, H., Wissenschaftliche Abhandlungen. 2ter Bd. 1ste Abth. Leipzig, Barth. Gr. 8. 10 M.

Heraus aus den Wirren! Die Nationalpartei der Zukunft. Ein Wort an alle Vaterlandsfreunde. Berlin, F. Luckhardt. Gr. 8. 1 M.

Herbst, W., Aus Schule und Haus. Populäre pädagogische Aufsätze. Gotha, F. A. Perthes. 8. 5 M.

Hermens, Unser religiöses Nationalgut. Gotha, F. A. Perthes. 8. 3 M.

Jhering, R. v., Das Trinkgeld. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 1 M.

Kirchner, F., Ueber das Grundprinzip des Weltprozesses mit besonderer Berücksichtigung J. Frohschammers. Köthen, Schettler. Gr. 8. 4 M.

Landmann, Marie, Novellen. Berlin, A. Duncker. 8. 5 M.

Lindner, T., Das Urkundenwesen Karls IV. und seiner Nachfolger. (1346—1437.) Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 7 M.

Martens, W., Neue Erörterungen über die römische Frage unter Pippin und Karl dem Grossen. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 M.

Mayer, J. B., Leitfaden zur Geschichte der Philosophie zum Gebrauche bei Vorlesungen und zum Selbststudium. Bonn, Marcus. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Mejer, O., Zur Naturgeschichte des Centrums. Socialpolitische Betrachtungen. Freiburg i/Br., Mohr. Gr. 8. 2 M.

Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Nebst der literarischen Beilage. Redigirt von L. Schlesinger. 21ster Jahrg. 1882/83. 4 Hfte. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. à Heft 2 M.

Mittheilungen des historischen Vereins des Kantons Schwyz. 1stes Hft. Mit einem Porträt. Einsiedeln, Benziger. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Nietzsche, F., Die fröhliche Wissenschaft. Chemnitz, Schmeitzner. Gr. 8. 6 M. 40 Pf.

Nonne, L., Aus vergangenen Tagen. Gotha, F. A. Perthes. 1881. Gr. 8. 6 M.

Ompteda, L. Freih. v., Der Anhänger. Eine Geschichte aus der Gegenwart. Leipzig, Böhme. 1883. 8. 3 M. 60 Pf.

Rau, A., Ludwig Feuerbach's Philosophie, die Naturforschuug und die philosophische Kritik der Gegenwart. Leipzig, Barth. Gr. 8. 4 M.

Reime eines Unbekannten. Wien, Perles. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Reumont, A. v., Kleine historische Schriften. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 10 M.

Roquette, O., Idyllen, Elegieen und Monologe. Stuttgart, Cotta. 8. 4 M.

— — Inga Svendson. Erzählung. Stuttgart, Richter u. Kappler. 1883. 8. 4 M.

Schramm, R., Garibaldi, der kühne Freischaarenführer. Historisch-romantische Erzählung. 1stes Hft. Striegau, Hoffmann. Gr. 8. 20 Pf.

Stretton, H., Adelige Seelen. Vier Erzählungen, eingeleitet von F. Delitzsch. Leipzig, Böhme. 1883. 8. 2 M. 10 Pf.

Suttner, B. v. (B. Oulot), Inventarium einer Seele. Leipzig, Friedrich. 1883. Gr. 8. 6 M.

Thayer, W. M., Von der Blockhütte bis zum Weißen Hause. James A. Garfields Leben. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Auguste Daniel. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 7 M.

Anzeigen.

Im Verlag von **A. G. Liebeskind** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schelmenlieder

von **Edwin Bormann.**

Eleg. brosch. 3 M., geb. in Leinwand und Kalbleder vorräthig.

Der Verleger erlaubt sich auf diese hochdeutschen Gedichte des geschätzten und hervorragenden Humoristen insbesondere aufmerksam zu machen. Viele davon erschienen früher in den „Fliegenden Blättern", „Schalk" u. s. w., wo sie ebenso grossen als verdienten Beifall fanden.

Eine Dame,

erste wissenschaftliche Lehrerin an einer städtischen höhern Mädchenschule, wünscht deutsche Uebersetzungen englischer oder französischer Schriften (Romane, Novellen u. s. w.) zu übernehmen und erbittet gef. Offerten unter J. H. 2107 an **Rudolf Mosse, Berlin** SW.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

SHAKESPEARE-GALERIE.

36 Blätter in Stahlstich.

Mit erläuterndem Text von Friedrich Pecht.

Zweite Auflage.

In 12 Lieferungen à 4 M.

In einem Bande eleg. gebunden in Lwd. 56 M., in Leder 62 M.

Dieses gediegene Pracht- und Salonwerk, das die Hauptscenen aus Shakespeare's Dramen nach Original-Zeichnungen von **Adamo, H. Hofmann, Makart, Pecht, Schwoerer, A.** und **H. Spiess** auf 36 Stahlstichblättern zu höchst ausdrucksvoller Darstellung bringt, erscheint gegenwärtig in zweiter Auflage. Wie ihm in der ersten Auflage die beifälligste Anerkennung seitens der Kunst- und Literaturfreunde zutheil geworden, darf auch jetzt wieder ein lebhaftes Interesse dafür erwartet werden.

Die erste Lieferung wurde bereits ausgegeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben. Das binnen kurzem vollständig vorliegende Werk empfiehlt sich besonders auch als gehaltvolle Gabe für den Weihnachtstisch.

Im Verlage der **Hahn'schen Buchhandlung** in Hannover ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Venus von Milo.

Ein neuer Versuch ihrer Ergänzung, Erklärung und Würdigung

von

Dr. ph. Friedrich Kiel.

Mit 1 Holzschnitt-Tafel. Lex.-8. 1882. 2 M. 40 Pf.

Im Verlag von **A. G. Liebeskind** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die äussere Form neuhochdeutscher Dichtung

von **Rudolf Asmus.**

5 Mark.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Zweite Deutsche Nordpolarfahrt

in den Jahren 1869 und 1870

unter Führung des Kapitän Koldewey.

Volksausgabe.

Bearbeitet von Dr. M. Lindeman und Dr. O. Finsch.

Mit 54 Illustrationen in Holzschnitt und 4 lithogr. Karten.

Neue Ausgabe. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Die neue Ausgabe dieses bei Alt und Jung beliebten Werks ist soeben vollständig geworden und liegt geheftet wie elegant gebunden in Einem Bande vor, kann indeß auch noch in 5 Lieferungen à 1 M. nach und nach bezogen werden. Volks- und Schulbibliotheken sei das lehrreiche Buch in dieser wohlfeilen Ausgabe zur Anschaffung wie zur Prämienvertheilung besonders empfohlen.

Verlag von **F. E. C. Leuckart** in Leipzig.

Die Musik-Aesthetik

in ihrer Entwickelung von Kant bis auf die Gegenwart.

Ein Grundriss

von

H. Ehrlich.

Ein Octavband. Geheftet 3 M. Gebunden 4 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

BODENSTEDT. Vom Atlantischen zum Stillen Ocean.

8. Geheftet 8 M. 50 Pf. Elegant gebunden 10 M.

Dieses neueste Werk des berühmten Verfassers, Schilderungen von seiner Reise in den Vereinigten Staaten enthaltend, hat in Deutschland wie in Amerika Aufsehen erregt und eignet sich auch besonders zu Weihnachtsgeschenken.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 49. — 7. December 1882.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Ueber Dichterhervorrufe. Von Rudolf von Gottschall. — Neue deutsche Dramen. Von Karl Nissel. — Von der Loangoküste. Von Alfred Kirchhoff. — Zur deutschen Literaturgeschichte. Von Wilhelm Buchner. (Beschluß.) — Feuilleton. (Theater und Musik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Ueber Dichterhervorrufe.

Wenn wir über den Hervorruf der dramatischen Autoren nach den prémières ihrer Stücke einige Worte sagen wollen, so befinden wir uns gleich anfangs in Verlegenheit betreffs der historischen Daten. Das wissen wir freilich, daß weder Racine noch Corneille, weder Shakspeare noch Ben Jonson, weder Schiller noch Goethe nach erfolgreichen Aufführungen ihrer Stücke auf die Bühne gerufen worden sind, um sich applaudiren zu lassen und sich vor dem Publikum zu verbeugen; auch zur Zeit der Honwald, Raupach und Auffenberg ist das nicht der Fall gewesen; aber *wann* zuerst diese Sitte in Deutschland sich Bahn gebrochen hat, darüber fehlen uns die nähern Daten. Vielleicht gelingt es einem so unermüdlichen Theaterforscher wie Joseph Kürschner, hierüber die wünschenswerthe Aufklärung zu verschaffen und den Zeitpunkt zu bestimmen, wann zuerst die Dichter in leibhaftiger Gestalt, neben und nach den Gestalten ihrer Phantasie, auf den weltbedeutenden Bretern erscheinen mußten, welches Theater so glücklich war, zuerst einen Poeten im Frack hinter den Prosceniumslampen zu begrüßen, und wo die Motive und Impulse zu suchen sind, welche diese Neuerung herbeiführten.

Gegenwärtig ist sie zu allgemeiner Anerkennung durchgedrungen. Ist der Dichter in der Stadt anwesend, wo sein Stück gegeben wird, sei es als Einheimischer oder als Zugereister, und er wird nicht hervorgerufen, so hat das Stück nach der allgemein verbreiteten Ansicht eben keinen Erfolg gehabt; er ist moralisch gezwungen, die Sitte mitzumachen. Ein fehlender Hervorruf ist beweiskräftig für den fehlenden Erfolg. Das Umgekehrte ist zwar freilich nicht immer der Fall. Bei der ersten Aufführung meines Dramas „Anny Robsart" am wiener Burgtheater wurde ich zehnmal hervorgerufen, dreimal stürmisch nach dem dritten Act: und doch las ich nachher in mehrern angesehenen wiener Zeitungen, das könne man nicht einen eigentlichen Erfolg nennen. Gleichwohl hatte ich wenig Bekannte in Wien, und das Publikum war mir nur wegen meines dort beliebten Lustspiels „Pitt und Fox" freundlich gesinnt.

Die Sitte des Hervorrufs der Dichter und Componisten besteht, das ist keine Frage; aber wohl ist es eine Frage, ob sie berechtigt sei? Und da möchten wir doch die Rückkehr zu den alten, noch gar nicht so alten Zeiten empfehlen, wo der dramatische Poet als solcher ein noli me tangere war und verschwiegen hinter den Coulissen oder in einer Loge dem Erfolge lauschte, der ja durch den Hervorruf der Schauspieler hinlänglich bezeugt wird.

Nehmen wir selbst den besten Fall einer ganz spontanen Huldigung: das Publikum weiß, daß ein beliebter Dichter in seiner Mitte lebt, oder die Zeitungen haben ihm mitgetheilt, daß er zur Aufführung seines Stücks gekommen ist, und ruft ihn nun hervor, einmal, mehrmals, nach den Actschlüssen, am Schlusse: welchen Eindruck kann seine Erscheinung machen; kann der flüchtige Anblick denen ein irgendwie genügendes Bild des Dichters geben, welche seine Körperlichkeit ihrer Phantasie einzuprägen wünschen? Der tragische Dichter erscheint schattenhaft im schwarzen Frack oder Ueberrock neben den geschminkten und meist glänzend aufgeputzten Darstellern und Darstellerinnen, die es sich in der Regel nicht nehmen lassen, ihn auf die Bühne hinaus zu escortiren; er erscheint an der Hand seiner meist eben erst vom Tode auferstandenen Heldin oder verbeugt sich allein vor der harrenden Menge; er kassirt den Beifall ein, der ihm zutheil wird und verläßt die Bühne mit einem gewissen Gefühl von Genugthuung. Freilich kann es ihm, wenn er persönliche Gegner hat, auch widerfahren, daß sich in den

Beifall einige Zischlaute mischen, und er setzt sich dann einer Gefahr aus, welcher die darstellenden Künstler infolge ihres Berufs freilich immer die Spitze bieten müssen, während der Dichter nur sein Werk, nicht seine Person preiszugeben braucht. Durch das Erscheinen auf der Bühne verzichtet er auf dies Vorrecht und geräth in eine wenig vornehme Berührung mit dem Publikum.

Der Dichter soll in seiner Dichtung aufgehen; die Bühne aber gehört den Schauspielern: wir finden es ebenso ungeeignet, wenn Kapellmeister, Maschinisten, Decorationsmaler oder nicht als Darsteller mitwirkende Directoren hervorgerufen werden. Es gibt freilich Bühnen, wie das wiener Burgtheater, wo der Hervorruf der Darsteller untersagt ist und nur die Dichter bei den ersten Aufführungen ihrer Werke hervorgerufen werden: doch könnte dann, wie dies ja auch bisweilen geschieht, für die letztern der Regisseur danken. In Italien geht man so weit, die Dichter auch bei offener Scene hervorzurufen; wir sahen in Rom den Verfasser eines tragischen Longobardenstücks im Frack erscheinen mitten im Act zwischen Alboin und Rosamunde und andern Barbaren und Barbarinnen, welche gleich darauf, nachdem ihr geistiger Urheber wieder hinter den Coulissen verschwunden war, ruhig weiter spielten.

Wir wissen nicht, ob die Porträtgalerie deutscher dramatischer Dichter Anspruch darauf hat, für eine Schönheitsgalerie zu gelten, sodaß der Wunsch des Publikums und des schönern Theils desselben gerechtfertigt wäre, sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen; wir glauben indeß nicht, daß die Mehrzahl derselben zu den sogenannten Bühnenfiguren gehört, welche auf dem Theater Eindruck machen: dasjenige, was in ihrem Wesen oder in ihren Zügen anziehend ist, kommt gewiß hinter den Prosceniumslampen am wenigsten zur Geltung.

Wenn aber der Hervorruf eines Dichters von seinen im Theater anwesenden Freunden und Bekannten abhängig ist und die Energie des Rufens von ihrer Zahl und ihrem gutem Willen — das große Publikum pflegt nur selten mit dem Hervorrufen die Initiative zu ergreifen —, so ist es einleuchtend, daß derselbe als Werthmesser des Erfolgs nur mit geringem Recht angesehen werden kann. Es kommt ja ferner darauf an, wie lebhaft oder weniger lebhaft die Propaganda der Freunde ist oder die Anregung, welche vom Autor selbst ausgeht, und wie weit der letztere auf diese Ehrenbezeigung Werth legt. Nun gibt es freilich auch Bühnenfabrikanten — und sollte ein Autor von größerer Bedeutung dasselbe thun, so sinkt er zu ihnen herab —, welche derartige Erfolge künstlich hervorzubringen suchen und sich ihren Ruhm etwas kosten lassen. Es handelt sich dabei ja nur um ein gut angelegtes Kapital: denn eine einfache Berechnung sagt ihnen, daß die an gekaufte Billets und gekaufte Hände verwendeten Unkosten des ersten Aufführungsabends eines neuen Stücks sich reichlich wieder einbringen. Die Presse muß den lebhaften, lauten oder gar stürmischen Beifall, den das Stück gehabt, constatiren, es muß angeführt werden, wie oft und mit welchem Eifer der Autor hervorgerufen wurde ... und die Folge davon ist natürlich eine größere Zahl von Wiederholungen des Stücks und damit der ja jetzt fast überall eingeführten Tantièmen. Der industrielle Stückefabrikant vermehrt also nach den anerkannten Grundsätzen rationeller Wirthschaft sein Ausgabebudget, um seine Einnahmen in gesteigerter Proportion zu vermehren.

Daher die oft von allen Theateragenturen ins Blaue gepriesenen lärmenden großen Erfolge der Faiseurs, während weniger speculative Autoren sich meistens mit dem sogenannten Achtungserfolge begnügen müssen, welcher diesen Namen also in mehr als einer Hinsicht verdient.

Aus allen diesen Gründen können wir nur dafür stimmen, daß der Hervorruf der Autoren als eine Unsitte, die sich in den letzten Jahrzehnten entwickelt hat, wieder beseitigt werde. Der Beifall, der den Darstellern zutheil wird, mag ausreichen, um den Erfolg der Dichtung festzustellen. Und er genügt auch in der That; denn die gelungene Dichtung ist die erste Bürgschaft für den Erfolg der Darstellung. Man gebe einer ersten Künstlerin eine Donna Felice statt der Donna Diana: sie wird zufrieden sein können, wenn ihre Routine nur einigermaßen Anerkennung findet. Und abgesehen von kleinen Genrebildern und Schauspielermätzchen wird eine wirkungslose Dichtung niemals durch die Darstellung zur Geltung gebracht werden können.

Rudolf von Gottschall.

Neue deutsche Dramen.

Der Quell der deutschen dramatischen Dichtung ist unerschöpflich; selbst wenn man glaubt, er werde versiegen, rinnen plötzlich neue Bächlein daraus hervor, von denen freilich die Mehrzahl dem Meere der Vergessenheit zufließt.

1. Die Ehre des Hauses. Schauspiel in vier Acten von Adolf Fleischmann. Raab. 1882.

Wer seinem Werke ein so hochtönendes und vielversprechendes Vorwort vorausschickt, wie der Verfasser diesem Schauspiel mitgegeben hat, der muß sich darauf gefaßt machen, daß die Kritik seiner Arbeit scharf zu Leibe geht, und darf sich nicht wundern, wenn sie die Blößen derselben aufdeckt. Und der Blößen bietet dieses Schauspiel nur zu viele. Es dürfte selten eine größere Enttäuschung geben, als man nach den durch das Vorwort hervorgerufenen Voraussetzungen an dieser „Ehre des Hauses“ erfährt, die sich als eine Dilettantenarbeit der allergewöhnlichsten Art erweist. Oder sollte dem Verfasser eine ganz andere Idee vorgeschwebt, ihn eine ganz andere Absicht geleitet haben, als

man nach dem Gebotenen anzunehmen berechtigt ist? Sollte sein Werk ironisch gemeint, eine Satire sein, zu der wir nur nicht den Schlüssel fänden? Hätte er nur deshalb eine so armselige, kaum zu einer Sensationsnovelle untergeordneter Art ausreichende Erfindung gemacht, Trivialitäten in eine Diction ungewöhnlicher Art eingekleidet, eine Logik darüber gegossen, die an Verworrenheit ihresgleichen sucht, und unmögliche Charaktere in unglaubliche Situationen gestellt, um die Bühnenleiter einmal gründlich irre zu führen und zu ärgern? Nein, zur Ausführung solcher Absicht hätte dem Dichter die nöthige Thatkraft gemangelt. In seinem Vorwort sagt er: „Der größte Fehler, der dem Werke anhaftet, ist wol der, von einem einheimischen Autor geschaffen worden zu sein. Man lächle nicht! Würde das Werk unter französischer Flagge segeln, sicherlich wäre ein Wettlaufen um dasselbe entstanden, nicht etwa deshalb, weil es gut ist, sondern — weil es von einem Franzosen ist."

Wohl dem Dichter, wenn keiner der von ihm denkfaul gescholtenen deutschen Bühnenleiter seinem Werke Aufmerksamkeit widmet; man würde nur noch mehr Abneigung gegen die deutsche dramatische Dichtung daraus entnehmen.

Ein hochinteressantes Werk ist:

2. Der Krieg der Millionen. Schauspiel in fünf Aufzügen von Max Nordau. Leipzig, Schlicke. 1882. 8. 3 M. 60 Pf.

Dieses Schauspiel fesselt schon bei dem bloßen Lesen wie der spannendste Roman: wie müßte es erst von der Bühne herab, verlebendigt durch die Kunst, auf das Publikum wirken. Es enthält ein interessantes Stück unsers modernen Lebens und Treibens in voller Frische und Anschaulichkeit und bringt das die moderne Welt lenkende Getriebe des Geldmarkts mit großer Kunst und scharfer Dialektik zur Anschauung. Es ist besonders für fühlende Menschen kein erquickliches, aber ein sehr zeitgemäßes Thema, das dieser „Krieg der Millionen" behandelt, dessen Grundmotiv der Dichter den Helden des Schauspiels klar und deutlich aussprechen läßt:

Ehrliche Arbeit! Auch eine jener hohlen Phrasen, mit denen sich die Philister die öde Trostlosigkeit ihres obscuren Daseins erträglicher zu machen suchen. Als ob meine Arbeit nicht ebenso ehrlich wäre als die des Schusters und Handschuhmachers! Der einzige Unterschied ist, daß er mit der Hand arbeitet und ich mit dem Kopfe, daß er bei seiner Arbeit ein Sklave der Menschen bleibt und ich bei der meinen ihr Herr werde. Deine sogenannte ehrliche Arbeit macht im besten Falle wohlhabend; reich, millionenreich macht einzig und allein die Speculation, d. h. die Arbeit anderer und ihre überlegene Benutzung. Deine ehrliche Arbeit bringt nur mit verzweifelter Langsamkeit vorwärts, sie ist nur für diejenigen, die Zeit haben, die geduldig ein hundert, hundertfunfzig Jährchen daranwenden können, um in bedächtigem Schneckenschritt ihre Familie aus den Tiefthälern der Menschheit auf deren Höhen zu bringen. Ich weiß recht wohl, wie das geht. Der Vater ist Bauer und rackert sich sein Lebelang mit Haue und Pflugschar. Sein Sohn wird bereits Handwerker in der Stadt und hinterläßt einst seinen Erben ein kleines Vermögen, das Kreuzer um Kreuzer angesammelt wurde. Der Enkel ist nun schon Fabrikant, und hier hört eigentlich bereits deine famose ehrliche Arbeit auf und die Speculation beginnt. Er gelangt endlich zur Million, und sein Sohn, der Urenkel des Bauers, wird Großgrundbesitzer und steht endlich, endlich nach vier Generationen langem, keuchendem Aufstieg auf dem Gipfelplateau der Gesellschaft. Mir würde das viel zu lange dauern. Ich kann nicht vier Generationen lang warten, ich muß zu meinen Lebzeiten, ich muß bald, ich muß gleich zum Reichthum gelangen. Mein Ideal ist ein sehr modernes, und ich werde mit modernen Mitteln und auf modernen Wegen danach streben. Ich muß Reichthümer erwerben; ich muß es und ich kann es. Indem ich Gründer werde, indem ich speculire, bin ich überzeugt, etwas ganz so Großes und Edles zu thun wie die Ahnen, die in anderm Sinne Gründer waren. Jene stolzen Ritter kämpften und stritten, um mit der Schneide ihres Schwerts weite Territorien zu erringen, also um nach den Begriffen jener Zeit reich und mächtig zu werden. Was damals ein großes Lehen war, das ist heute die Million. Ich trete in die Fußstapfen meiner Ahnherren. Ich streite um die Million, nicht mit dem Schwert wie jene, sondern mit dem Verstande, aber im Wesentlichen um dasselbe Ziel.

Das ist das Glaubensbekenntniß eines Gründers der edelsten Art, der Ehre und Gewissen hat und deshalb auch untergeht.

Die Handlung des Schauspiels, logisch, mit fester sicherer Hand aufgebaut und in spannender Weise durchgeführt, erinnert zwar an einigen Stellen an Glagau's „Actien", doch nur rein zufällig; sie vermeidet das einseitig Tendenziöse, was nur zu oft zur Caricatur wird. Nordau schlägt warme Herzenstöne an, die sogar das Geräusch des Zählens und Rechnens übertönen. Die tragische Zuspitzung ist folgerichtig und unvermeidlich, der Held des Schauspiels, oder sagen wir richtiger Trauerspiels, denn ein solches ist das Stück, unterliegt. Die Diction ist elegant und geistreich, der Dialog gewandt und oft von einschneidender Schärfe, die Handlung rasch fortschreitend, spannend und ohne Episodenwerk; aber der gewählte Vorwurf vermag von der Bühne aus weder zu begeistern noch zu erwärmen. Das Schauspiel wird zwar Furcht und Mitleid erregen, aber nicht jenes Mitleid, welches nach Aristoteles und Lessing die Tragödie erregen soll. Dennoch muß die Wirkung, wenn das Stück gut dargestellt wird, eine mächtige sein. Auch zur Lektüre ist das Werk als unterhaltend und lehrreich zu empfehlen.

Poetisch empfangen und ausgeführt ist:

3. Lonoda. Schauspiel in fünf Aufzügen von Hermann Hölty. Hannover, Weichelt. 1882. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Es muß doch für viele Dichter ein ganz besonderer Reiz darin liegen, in die allerfernste Vergangenheit zurückzugreifen, um dort Stoffe für die dramatische Bearbeitung zu suchen, denn sie thun dies oft auf die fast mit Bestimmtheit vorauszusehende Gefahr hin, daß ihre Arbeit nicht zur Annahme und Aufführung gelangt. Zu diesen Arbeiten gehört auch das vorliegende Schauspiel, dessen Fabel in das Alte Testament zurückgreift und keinesfalls einen dankbaren Stoff behandelt. Wir vermögen uns nicht mehr in das Salomonische Zeitalter zurückzuversetzen und finden keine

Berührungspunkte mehr mit einem Bildungs- und Culturzustande, der Jahrtausende hinter uns und der, ja ins Moderne übersetzt, uns unsympathisch anmuthet. Für das erstere fehlt uns das Verständniß, das zweite erscheint uns unnatürlich und deshalb unwahr. Das Schauspiel „Lonoda" besitzt indeß viele Vorzüge: die Sprache ist knapp und hochpoetisch, die Composition ist eine gute zu nennen, denn die Handlung ist eine geschlossene und ziemlich rasch fortschreitende. Aber es stellt nicht nur psychologische Räthselaufgaben, es zeigt auch in den Charakteren mancherlei höchst seltsame psychologische Sprünge. Lonoda, der Held des Dramas, ist der Dichter des Buchs Hiob. Bei der in einem Anfall von Eifersucht geführten Unterhaltung mit seiner Geliebten Johanna rufen folgende Worte derselben einen höchst seltsamen Entschluß in ihm wach:

O gäbe dir der Herr Gelegenheit,
Durch eine große That ihm zu bezeugen,
Daß du nicht deiner, seiner Ehre dienst!

Eine solche That glaubt Lonoda zu thun, indem er heimlich die Pergamentrollen mit seinem Gedicht Hiob auf den Altar des Tempels legt und dabei gelobt:

Niemals soll einer je von mir erfahren,
Daß ich des Buches Hiob Dichter bin.

Und als die Dichtung großes Aufsehen erregt und Anerkennung findet, als man nach dem Dichter forscht, um ihm seinen wohlverdienten Ruhm zu ertheilen, schweigt Lonoda selbst gegenüber dem die Verfasserschaft fälschlich in Anspruch nehmenden Ariam, der sein Gelöbniß belauscht hat und sein Nebenbuhler ist. Lonoda sieht schweigend zu, als Ariam seine Lüge durch einen feierlichen Eid bekräftigt und Anerkennung und Ehren in Empfang nimmt; selbst als ihm der Verlust der Geliebten droht und diese ihn zum Reden zu bewegen sucht, beharrt er in seinem eigensinnigen Verschweigen der Wahrheit trotz der sichern Aussicht, den herbsten Verlust als Mensch zu erfahren. Das Einzige, was er thut, ist, daß er Ariam öffentlich der Lüge zeiht, ohne jedoch den Beweis dafür zu führen. Ja, er läßt sich sogar zum Tode verurtheilen und würde den Tod auch erlitten haben, wenn nicht ein Zufall seine Autorschaft und damit seine Unschuld an den Tag brächte. So werden ihm schließlich Ehren und Anerkennung zutheil, er gelangt wieder in den Besitz seiner geliebten Johanna, und der entlarvte Verräther und Betrüger Ariam erhält die wohlverdiente Strafe. Das Gelöbniß Lonoda's ist im besten Falle die sonderbare Schrulle eines exaltirten Kopfes, denn der Menschheit wird durch das Verschweigen der Verfasserschaft eines lobenswerthen Werks kein Vortheil geboten und der Gottheit kein ihr wohlgefälliger Dienst erwiesen. Abgesehen davon, hat der Verfasser seine schwere Aufgabe schön und geschickt zu lösen verstanden und ein bühnengerechtes Werk geschaffen, das sich sicher auch bühnenwirksam erweisen würde. Nur zweifeln wir daran, daß irgendeine Bühne die Aufführung unternehmen möchte, denn man wird dem Publikum nicht Theilnahme genug daran zutrauen, um die Kosten der Aufführung zu lohnen, und ideellen Zwecken dient ja die Bühne nur ausnahmsweise. Wir bedauern das um des Verfassers willen, der in „Lonoda" eine schöne poetische Arbeit geliefert hat, die der Anerkennung würdig ist und viele Verehrer finden wird.

Ein romantisches, poesievolles Stück, ein Volksschauspiel im besten Sinne des Worts liegt uns vor in:

4. Die Andreasnacht. Romantisches Volksschauspiel aus Sachsens Vorzeit in fünf Aufzügen. Von Eugen Friese. Dresden, v. Grumbkow.

Das Drama muthet uns an wie ein Stück unentweihte frische Natur. Es ist reich an Handlung, an ebenso originellen wie schönen und belebten scenischen Bildern und besitzt eine Fülle gut und vortrefflich gezeichneter Charaktere. Nur einen Fehler hat dasselbe: die Handlung ist so sehr mit Episodenwerk über- und durchrankt, daß man sie stellenweise ganz aus den Augen verliert. Die Diction ist frisch und charakteristisch, der Humor nimmt darin einen breiten Spielraum ein und bildet seine beste Würze, die Bühnenwirksamkeit ist zweifellos, doch erfordert es allerdings eine gute Ausstattung und sorgfältige Inscenirung. Beides sind Dinge, auf die man jetzt besondern Werth legt. Wir können die „Andreasnacht" den deutschen Bühnenleitern als ein gesundes, tüchtiges Volksschauspiel empfehlen.

Einen großen Sprung in das Wunderland der Romantik vollbringt:

5. Unter den Linden. Romantisches Volksschauspiel aus der Vorzeit Berlins in fünf Acten. Von Julius Grosse und Eugen Friese. Dresden, v. Grumbkow. 1882. 8. 1 M. 50 Pf.

Das ist allerdings ein Stück Romantik, aber nicht von buntfarbigen Nebeln und rosigem Dämmerschein umwoben, sondern naturfrisch und naturwahr, wie uns auch die Worte der Dichtung entgegenklingen:

Ein kaltes Land, dies deutsche Markrevier,
Und die Bewohner sind wie ihre Schollen.
Man steht an starrem Fels, an wildem Strom
Von freien, trotzigen Gedanken. —
Unwirthlich, wie dies Land mit ödem Sand,
Daß kaum die Kiefern ihre Pflege danken,
So sind auch die Bewohner hier im Land:
Starrsinnig, stolz und nadelspitz —
Weitschauend, borstig, rauh und scharf von Witz.
Sie widerstreben keck dem Samenkorn,
Das Rom ausstreut — hier trinkt man insgesammt
Aus eignem deutschen Bibelborn.
Sand und nichts als Sand —
Farblosen Sand, der hoch zum Himmelszelt
Als wirbelnde Säule wandelt durch die Welt.
Der Sand, er fällt wie Körner, grüne Saat
Schießt draus empor — die Frucht wird That,
Und golden wogt die Aehrenflut durchs Land:
Der Felsen Petri stürzt auf märkischen Sand.

Das ist frisch und körnig und mag als Probe der Dichtung gelten. Das Schauspiel ist fast überreich an Hand-

lung, aber es fehlt ihm eine einheitlich geschlossene Action, ein einfaches Grundmotiv. Die Fabel ist zu complicirt, das Ganze zu sehr mit Episodenwerk belastet, welches den raschen Fortgang der Handlung unterbricht und hemmt. Auch hat es zu viel Helden, die einander vom Schauplatz der That drängen und das Werk nicht in einem vollen Accorde harmonisch ausklingen lassen; aber es bietet trotzdem ein farbenfrisches, reich belebtes historisches Bild jener Zeit. Das Stück spielt zu Ende des 16. Jahrhunderts; es macht in seinem bunten Vielerlei den Eindruck eines Operntextes und würde sich wie selten ein Stoff dazu eignen. Die Sprünge und klaffenden Stellen im Gange der Handlung ließen sich durch die Musik in der allerbesten Weise ausfüllen und manches Motiv würde gerade durch die Musik schärfer in die Erscheinung gerückt und dadurch leichter verständlich werden. So der koboldartige Zwerg Zarko, der ohne Musikbegleitung als handelnde Person fast nicht denkbar ist. Doch sind das nur nebensächliche Ausstellungen des an sich hochpoetischen Werks, welches unter der Führung eines tüchtigen, geschickten Dramaturgen, der das allzu üppige Rankengewirr zu ordnen und verschneiden verstände, daß der Dichtung selbst kein Nachtheil daraus erwüchse, von bedeutender Bühnenwirkung sein müßte. Die Sprache ist charakteristisch, voll Frische und Wohllaut. Das Schauspiel verdient es wol, in das Repertoire der deutschen Bühne aufgenommen zu werden als gute, schöne Gabe. Ein echter Edelstein unter so vielen Glasperlen.

Eine recht wackere dramatische Arbeit ist:

6. Der Posten der Frau. Lustspiel in fünf Aufzügen von Luise von François. Stuttgart, Spemann. 1882. 8. 2 M. 60 Pf.

Das ist doch einmal in Wahrheit ein historisches Lustspiel zu nennen, nur daß darin die historische Action sich ein wenig zu breit über die sehr einfache Fabel legt und sie fast erdrückt. Die Charakterzeichnung ist durchweg eine vortreffliche und treu durchgeführte, Färbung und Ton der Zeit des Siebenjährigen Kriegs meisterhaft wiedergegeben. Alle Personen dieses Lustspiels sind eigenartige Individualitäten, keine Figuren zur Staffage komischer Situationen, die man miteinander verwechseln kann, ohne die Handlung des Stücks zu beeinträchtigen, sondern treu und scharf gezeichnete Charakterbilder. Die Fabel ist in die Geschichte ihrer Zeit mit ebenso geschickter als sicherer Hand hineingewebt und schließt unter dem Kanonendonner des Siegs bei Roßbach in schönster Weise ab. Der an vereinzelten Stellen ein wenig in die Breite gehende Dialog ist fein und nicht ohne Pointen; das Lustspiel ist keine bloße Situationskomödie und bietet keine unmöglichen Ueberraschungen, es ist eine gute dramatische Dichterarbeit, der es nicht an einer reichen Dosis Humor gebricht. Gegen die Fabel desselben ließe sich höchstens einwenden, daß sie ein wenig interessanter sein könnte. Am Schlusse des Stücks steigen uns einige Bedenken auf: das große stolze Herz einer Frau von dem sichern, in sich gefesteten Charakter und der Gefühlstiefe der Gräfin von Fink vermochte allerdings ein so seichter leichtfertiger Gatte wie Graf von Fink in der That nicht auszufüllen. Dem Herzog von Crillon gegenüber, einem Manne in des Wortes vollster und schönster Bedeutung, fühlt sie die Leere und empfindet ihr eheliches Unglück dadurch doppelt, daß ihr der eigene Gatte verächtlich erscheint. Sie faßt den raschen Entschluß, ihren Gatten sofort zu verlassen, wozu wol auch das aufkeimende Gefühl für Crillon mitwirkt, das sie unterdrücken will: sie beabsichtigt, mit ihrem Kinde nach Preußen zu ihrer Familie zu fliehen. Schon auf der Flucht, wird sie durch den Hinweis König Friedrich's des Großen auf ihre Pflichten als Frau und Mutter zurückgehalten und bleibt; aber wir können den Glauben an das Glück ihrer Zukunft nicht gewinnen, wenn auch schließlich ihr Gemahl sich als treuer Diener seines Königs zeigt. Die Handlung des Lustspiels ist eine rasch fortschreitende; aus der sichern Pinselführung des Bildes spricht keine schwache Frauenhand und der kernige Dialog schweift an keiner Stelle zur schönrednerischen Phrase aus. Der ethisch schöne Inhalt des Lustspiels und der prächtige moralische Hintergrund der Handlung machen einen sehr wohlthuenden Eindruck. Wir können nur wiederholen, daß „Der Posten der Frau" ein gutes deutsches Lustspiel ist.

Eine mühevolle Arbeit, an der allerdings ursprüngliches Talent und Poesie nur einen sehr bescheidenen Antheil haben, ist:

7. Maximilian. Dramatische Dichtung in zwei Theilen von Franz Größler. Stuttgart, Ullrich. 1882. 12. 3 M.

Das Wollen des Verfassers war jedenfalls ein gutes; aber das Vollbringen blieb leider hinter dem Wollen zurück und das kleine Talent erlahmte an der großen Aufgabe. Wir bestreiten dem Stoff seine tragische Berechtigung nicht, die ihm sogar in hohem Maße innewohnt; aber zu seiner dramatischen Bewältigung gehört eine Dichterkraft ersten Ranges, die zugleich mit dem Scharfblick des Historikers begabt ist und dem Poeten das wohlgesichtete Material zu seinem Kunstwerk an die Hand gibt. Die unsichere Hand des Anfängers vermag so wenig wie die zitternde des Dilettanten, aus diesem bedeutenden Material ein gelungenes lebensvolles Gebild zu gestalten. Der Verfasser ringt noch mit der Bewältigung der Sprache und des Metrums und besitzt keine dramatische Schlagkraft, die vor allen Dingen unerlaßlich ist. Da wo sich die Scenen dramatisch zuspitzen, artet die Diction nur zu oft in Schwulst aus und bauscht sich zu verständnißloser Phrase auf:

Gleichwie der Cherub mit dem Flammenschwert
Vor Edens Pforten furchtbar Wache hält,
So werd' auch ich vor deinen Feinden stehen;
Stark macht das Weib der Liebe Feuerglut:
Du schreite kühn auf deiner neuen Bahn,
Hier war für einen Maximilian
Kein Raum, um seine Flügel zu entfalten.
Jetzt aber schwingt ein fesselloser Aar
Siegreich sich auf vom Schlosse Miramar.

Das Ganze macht mehr einen epischen, aber dabei höchst ermüdenden Eindruck als einen dramatischen. Die große Scene am Schluß des dritten Acts der Tragödie Mexico nimmt einen Anlauf zu tragischer Erhabenheit und lebendiger Handlung, aber der Schwulst überwuchert und erstickt sofort alle guten Keime. Der Fluch der Kaiserin Charlotte, den sie Napoleon ins Angesicht schleudert, verliert dadurch seine Wirkung, daß er jedes Maß überschreitet. Der Uebergang zum Wahnsinn erinnert zu lebhaft an Ophelia. Auch darf die Prophezeiung nie den geschehenen Thatsachen nachhinken, will sie nicht das Lächeln des Mitleids hervorrufen, wie Charlottens Worte zu Eugenie:

Auch du wirst ziehen einst nach fernem Land,
Nach fremdem Welttheil gram- und schmerzgebeugt,
Der üppig vollen Locken Pracht gebleicht,
Des Jammers Bild, der Größe Nichtigkeit.
Du wirst die alten Füße wund dir knieen,
Wo deines Stammes letzte Hoffnung ruht;
Dein Mutterherz zerfrißt ein brennend Gift.
Ring' dann die Hände, schlag' an deine Brust!
Vergeblich schreist du nach dem theuren Kind.

Die Probe wird genügen. An eine Aufführung dieser dramatischen Dichtung ist wol kaum zu denken.

Eine dramatische Dutzendarbeit, die sich an keiner Stelle über das Niveau des Gewöhnlichen erhebt und wol auch nur den Anspruch flüchtiger Unterhaltung macht, ist:

8. Ein Heirats-Inserat. Lustspiel in drei Acten nach Dr. Otto Girndt's Novelle „Y. 1" für die Bühne bearbeitet von Wilhelm Putzker. Brünn, Selbstverlag des Verfassers. 1882.

Die Personen dieses Lustspiels sind alle von einer Redseligkeit, die keine Handlung aufkommen läßt und ermüdet. Der zum großen Theil von Girndt entlehnte Dialog ist stellenweise fein und nicht ohne Pointen, aber nicht immer paßt für das Lustspiel, was der Novelle zum Vortheil gereicht. Selbst in der einzigen wirksamen und interessanten Scene, der dritten des zweiten Acts, in der das Zusammentreffen Wittmann's mit den Damen in der dunkeln Allee stattfindet, der Dialog geht zu sehr ins Breite und schwächt die Wirksamkeit der Handlung. Die Zeichnung der Charaktere ist meist eine gelungene, aber die Motive sind zu verbraucht und nicht sauber genug verarbeitet.

Eine kleine poetische Gabe ist:

9. Die Anbetung der Hirten. Ein Weihnachtsvorspiel von Wilhelm Henzen. Mit einer Musikbeilage. Berlin, F. Luckhardt. 1882. 8. 1 M.

Für den gewählten Zweck hätte sich wol eine bessere Fabel erfinden oder die gewählte zu einer Handlung von einer größern und eindringlichern verarbeiten lassen, als hier geschehen ist. Die Tableaux und Engelchöre mit allen Erscheinungen, wie effectvoll sie immerhin sein mögen, thun es doch allein nicht. Zwei Brüder, durch die Liebe zu einem Mädchen entzweit, die nicht einmal selbst auf der Scene erscheint und das Motiv klar legt, warum sie den wilden Veit mehr liebt als den sanften Andreas, werden durch übersinnliche Einwirkung bestimmt, sich zu versöhnen; der sanfte Andreas tritt zurück und beschwichtigt sein Liebesverlangen, durch eine Engelserscheinung dazu veranlaßt:

Irdischen Vortheil opfr' ich wie gerne,
Wird mir das himmlische Schauspiel zutheil;
Zeige dich wiederum, ewige Liebe!
Denn mir im Herzen erblühte das Heil.

Es ist ein wohlfeiler Sieg ohne Kampf. Dem Vorspiel mangelt die eigentliche Handlung, ihm fehlen Nerv und Kern; das übersinnliche Element tritt zu sehr in den Vordergrund und beherrscht die Scene, sodaß man einen mehr märchenhaften Eindruck empfängt. Da der Ort der Handlung in dem unbegrenzten Reich der Phantasie liegt, so stört es, wenn Andreas beginnt:

Da lieg' ich in lauer Winternacht
Und halte bei meinen Lämmern Wacht.

Im Winter werden in der Regel Lämmer nicht zur Nachtzeit im Freien gehütet. Auch der Vers: „Mit dir versöhn' ich mich niemals nicht", klingt ein wenig eigenthümlich. Indeß bestreiten wir dem Vorspiel eine gewisse Wirkung nicht, besonders vor einem aus Kindern bestehenden Auditorium oder im Privatkreise, wenn wir auch, offen gestanden, von einem so trefflichen Dichter wie Henzen Besseres erwartet hätten, vor allen Dingen in dem Gebotenen einen tiefern poetischen Gehalt.

Eine von der münchener Beurtheilungscommission 1880 mit dem Preise gekrönte dramatische Arbeit liegt uns vor in:

10. Dankelmann. Trauerspiel in fünf Acten von Otto Girndt. Oldenburg, Schulze. 1882. Gr. 8. 2 M.

Eberhard Dankelmann, der Erzieher, Freund und treue Staatsdiener des Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg, ein fester, etwas spröder Charakter, dessen sicheres Fundament die Ehre ist, wird von seinem gebietenden Herrn zur Belohnung seiner dem Staate, besonders jedoch dem Kurhause geleisteten treuen Dienste mit seiner ganzen Familie in den Freiherrnstand erhoben und zugleich zum leitenden obersten Staatsminister ernannt. Die ihm zugedachte Grafenwürde lehnt Dankelmann dankend ab. Der neuernannte Staatsmann hat sich durch sein gerades unbestechliches Wesen und Gebaren, durch seine felsenfeste Ehrlichkeit und seinen Haß gegen alles Falsche und Gemeine viele Feinde in dem Hofkreise zugezogen, die auf seinen Sturz sinnen. Die Seele und der Kern dieser Dankelmann feindlich gesinnten Gesellschaft ist Leonore von Kolbe, die Gemahlin des Kammerherrn von Kolbe, eine Hofcreatur der kriechendsten und gewissenlosesten Art. Leonore ist ein üppig schönes, ihrer Reize wohlbewußtes, kokettes, nach Größe und Herrschaft lüsternes Weib, die nach dem Kurfürsten ihre Schlingen wirft. Dieser findet auch mehr Gefallen. Dankelmann, dessen ruhigem Scharfblick das nicht entgangen ist, will das aufkeimende Gefühl des Kürfürsten für Leonore von Kolbe rechtzeitig unterdrücken. Er wendet sich zuerst an Kolbe:

Habt ein Aug' auf Eure Frau!
Sie ist kokett, sie prunkt mit ihren Reizen.
Warnt sie davor und rathet ihr, den Park
Des Schlosses Monbijou zu meiden.

Leonore von Kolbe selbst tritt er schroffer gegenüber:

Der Große Kurfürst hielt an unserm Hof
Auf Sittenstrenge; meines Amtes war's,
Dem Busen seines Sohns in frühen Jahren
Den gleichen Hang zur Tugend einzupflanzen,
Und hab' ich vor Verführung ihn bewahrt,
So werd' ich ihn auch fernerhin bewahren,
Daß Friedrich Wilhelm's heiliges Vermächtniß
In unserm Herrscherhaus erhalten bleibt!
Bin ich Euch jetzt verständlich, Frau von Kolbe?

Aber die rauhe Ehrlichkeit und Geradheit des Staatsmannes unterliegt dem rachsüchtigen intriguanten Weibe, die ihr Ziel nicht aus den Augen läßt. Die Kurfürstin Sophie Charlotte will auf Veranlassung Leonore's eine Vergnügungsreise nach Frankfurt machen, um das Treiben auf der Messe zu schauen; dadurch hofft Frau von Kolbe Zeit und freie Hand zu gewinnen, den Kurfürsten fester zu umgarnen. Dankelmann, dies durchschauend, versucht es, die Kurfürstin von ihrem Reisevorhaben abzubringen, und als dies sich als fruchtlos erweist, verweigert er, das Reisegeld auszuzahlen, verschweigt jedoch den Grund warum. Dadurch wird das Kurfürstenpaar gereizt und erbittert; dazu kommen noch verschiedene Klatschereien, und da Dankelmann nicht nachgibt und seine Entlassung fordert, so wird er in Ungnade entlassen und Herr von Kolbe an seine Stelle berufen. Aber damit begnügen sich Dankelmann's Feinde nicht: der Mann muß als Verbrecher vor der Welt dastehen, verurtheilt und vernichtet werden. Solange er auf freien Füßen steht und unbehelligt bleibt, kann ein Umschwung in der Meinung des Kurfürstenpaares zu seinen Gunsten eintreten, und als die Kurfürstin gar einen, wenn auch verunglückenden Versöhnungsversuch macht, so gilt es Eile. Leonore von Kolbe hat bereits einen Plan ersonnen: Dankelmann wird des Hochverraths beschuldigt. Er soll durch den Gesandten Oesterreichs, den Grafen Lamberg, geheime Unterhandlungen mit Oesterreich zum Verderben Brandenburgs gepflogen haben und noch pflegen. Dankelmann wird auf diese Beschuldigung hin verhaftet, nach Spandau in den Kerker gebracht, in welchen ihn sein treues Weib Marie begleitet, die sich dabei jedoch als schlechte Mutter zeigt, indem sie ihre Kinder im Stiche läßt, und der Proceß gegen ihn eingeleitet. Frau von Kolbe, einsehend, daß durch den angestrengten Proceß wol wenig Gravirendes gegen Dankelmann zu Tage kommen wird, schlägt einen andern Weg ein, um den Angeklagten schuldig erscheinen zu lassen. Sie besucht Dankelmann im Kerker, bietet ihm die Freiheit durch die Flucht auf einem bereitstehenden Wagen, der eine große Summe enthält, um den Fliehenden vor Noth zu wahren. Aber Dankelmann weist sie hart und verächtlich zurück; da spielt sie den letzten Trumpf gegen ihn aus und schleudert ihm mit kecker Stirn die Lüge in das Gesicht, daß er bereits zum Tode verurtheilt sei:

Beschlossen insgeheim von Euern Richtern
Ist Euer Tod durch Henkershand!
Vom Block rollt Euer Haupt!
Noch einmal sehen wir uns — am Schaffot!

Damit verläßt Leonore den Kerker, aber ihr letzter Stoß hat Dankelmann tödlich getroffen:

Der Stoß traf gut. In meiner Brust zerriß
Ich weiß nicht was. Doch eine Saite war es,
Mit der dem Instrument Zerstörung droht,
Das fühl' ich an den Zuckungen im Herzen.

Das im nächsten Augenblick eintretende Kurfürstenpaar verkündet Dankelmann seine Befreiung und Wiedereinsetzung in alle seine Würden. Graf Lamberg hat von dem deutschen Kaiser die Einwilligung zur Erhebung Preußens zum Königreich gebracht infolge der geheimen Unterhandlungen, die Dankelmann mit dem Kaiser geführt hat. Dieser erneuerte Beweis von Dankelmann's Treue und Verehrung für sein Herrscherhaus hat den inzwischen von seiner Verirrung mit Leonore von Kolbe geheilten Kurfürsten tief beschämt und zu erhöhter Dankbarkeit gegen Dankelmann verpflichtet; aber sie treffen nur noch einen sterbenden Mann, dessen Tod durch die Freudenbotschaft verklärt, jedoch auch beschleunigt wird.

Der plötzliche Tod erscheint bei einem so stahlfesten Charakter wie Dankelmann ein wenig seltsam und überraschend, aber er war der nothwendige Schlußstein zum Trauerspiel. Dazwischen spielt noch eine nicht uninteressante Liebesepisode zwischen dem Raugrafen Karl Moritz, der Hofdame Sophie von Krosigk und dem Kammerherrn von Bülow. Dem Helden des Trauerspiels mangelt zu einem solchen die eigentliche tragische Verschuldung, er ist nur Opfer, und zwar nur Opfer einer gemeinen Intrigue. In dem ganzen Trauerspiel wird kein Anlauf zu einer Großthat versucht, und kein warmer erquickender Hauch durchweht dasselbe. Es besitzt unleugbare Vorzüge, vortrefflich gezeichnete Charaktere, ist kurz und knapp, aber es beseelt und erwärmt nicht. Die Sprache ist hart und spröde, charakteristisch, doch ohne Schwung und Feuer, wie die Wiedergabe einer der schwungvollsten Stellen beweisen mag:

Die Inder lehren, unser irdisch Athmen
Sei nur die Buße ungetilgter Schuld
Aus einem frühern Dasein. Sind wir ewig,
So waren wir von allem Anfang an,
Nur daß wir uns der vorigen Gestalten,
Worin der Geist erschienen, nicht erinnern.
Und einer Buße gleicht dies Leben wirklich
Mit seinem Jammer, Ungemach und Weh,
Den vielen Schmerzen um uns selbst und andre,
Den Hoffnungen, die es erweckt und täuscht,
Den Nebeln, die uns jeden Pfad verschleiern,
Den Kämpfen, die wir führen, um zu leben,
Und mit der Ungewißheit, wenn wir handeln,
Ob wir das Rechte thun.

Ein idealer Hauch, ein lebhafteres Colorit könnte der Dichtung nicht schaden.

Das Trauerspiel ist mit bühnenkundiger Hand geschickt aufgebaut und an seiner Bühnenwirksamkeit ist nicht zu zweifeln da, wo gute schauspielerische Kräfte zu seiner Darstellung vorhanden sind. Karl Nissel.

Von der Loangoküste.

Die Loango-Expedition, ausgesandt von der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Aequatorialafrikas 1873—1876. Ein Reisewerk in drei Abtheilungen von Paul Güßfeldt, Julius Falkenstein und Eduard Pechuël-Lösche. Mit Illustrationen, gezeichnet von A. Göring, M. Lämmel, G. Mützel. Erste und zweite Abtheilung und dritte Abtheilung, erste Hälfte. Leipzig, Frohberg. 1879—82. Lex.-8. 42 M.

Die Vorläuferin der gegenwärtigen „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland", die „Deutsche Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Afrikas", welche zumeist Adolf Bastian's begeisterungsvoller Anregung ihren Ursprung verdankte, sandte vor nun bald zehn Jahren unter Güßfeldt's Führung eine Expedition an die zwischen dem Ogowelande und der Congomündung gelegene Loangoküste, die versuchen sollte, von dort aus in das noch ganz unbekannte Innere des westlichen Aequatorialafrika vorzudringen.

Allerdings liegt hier die damals noch so gewaltig große terra incognita des südafrikanischen Innern dem leicht erreichbaren Küstensaum dicht benachbart. Aber unsere dahin entsandten Forscher fanden gar bald, daß diese Thatsache eben ihre sehr triftigen Gründe habe. Wenige Meilen hinter der Küste erhebt sich nämlich parallel mit deren Verlauf von Nordwest gen Südost das geschlossene Randgebirge des binnenländischen Plateau; nur kleinere Flüsse durchbrechen dasselbe und auch die befahrbaren unter ihnen haben, wie der gewaltige Congo weiter im Süden, so viele Katarakten, daß auch sie zur Erschließung des Innern nicht verhelfen. Eine von der Loangoküste zu Fuß ins Innere aufbrechende Expedition hat aber mit der ärgsten aller Plagen afrikanischer Forschung hier einen übermenschlichen Kampf zu kämpfen: mit dem leidigen Transportwesen, dessen zumal eine größere Expedition für die wissenschaftlichen Apparate, den Proviant und die Tauschwaaren zur fernern Ergänzung des Vorraths nicht entrathen kann. Und — es gibt keine Lastthiere, weder Kamele noch Elefanten, weder Pferde noch Maulthiere, nicht einmal Lastochsen, da das Fortkommen des Rindes hier gefährdet wird durch eine Menge widriger Einflüsse, unter denen auch die der Rinderverbreitung in Afrika absolut feindliche Tsetsefliege eine Rolle zu spielen scheint. Man war also auch seitens unserer Loango-Expedition auf die Neger als Träger angewiesen; gerade aber mit deren Unzuverlässigkeit in solchen Diensten machte man hier die traurigsten Erfahrungen, selbst als man Neger von ferner gelegenen Küstenstrichen anwarb. So blieb naturnothwendig der „Vorstoß ins Innere" aus, von dem man sich in Deutschland vorschnell allzu sanguinische Hoffnungen gemacht hatte; Cameron und Stanley brachen der Wissenschaft in den nämlichen Jahren von der Ostküste her Bahn durch das noch unerschlossene Innere, während man vergeblich eine ähnliche Großthat durch die Unsern von Westen her erwartete.

In Deutschland gab sich darüber bald vielseitig Verstimmung kund. Unsere Erfahrungen waren noch so jugendlich, daß wir meinten, geographische Expeditionen in Afrika könnten eigentlich doch nur an den Eigenschaften der Personen scheitern, welche sie unternähmen. Demnach hatten unsere Gelehrten, welche nach dreijährigem Aufenthalt an der Loangoküste wie man meinte unverrichteter Sache heimkehrten, auf Grund der von den Aussendern empfangenen Rückberufung, höchst unverdiente Vorwürfe, ja theilweise sogar persönliche Schmähungen zu ertragen.

Um so größer ist unsere Freude an dem nun vorliegenden prächtigen Werke über die „erfolglose" Loango-Expedition. Die wissenschaftliche Erdkunde theilt ihre Lorbern nicht aus nach der Meilenzahl, welche ein Forscher im unbekannten Lande zurückgelegt hat; sie bemißt sein Verdienst auch nicht nach den romantischen Gefahren, die er für sein Leben bestanden, sondern allein nach dem Ertrag seiner Arbeit für die Wissenschaft. Und die Wissenschaft von der Erde besteht heute nicht blos in einer Ansammlung von Material über örtliche Lagen, aus denen wir nur die freilich unentbehrliche kartographische Fundamentirung unsers Wissens entnehmen; jede Wissenschaft, die Geographie heutzutage noch mehr als manche andere, z. B. die Geschichte, trachtet nach klarem Erkennen des ursächlichen Zusammenhangs. Deshalb ist uns eine gründlich bearbeitete Landeskunde, und beträfe sie einen längst bekannten Theil des alten Europa, wissenschaftlich werthvoller als ein ganzer Haufen neuen Materials aus Innerafrika.

Gerade von diesem höhern Standpunkte aus erscheint das in Rede stehende Werk hoher Anerkennung würdig. Extensiv hat die Loango-Expedition unsere Afrikakunde wirklich wenig gefördert, intensiv aber liegt uns jetzt ein reicherer Gewinn von derselben vor Augen, als wir von irgendeiner andern Aussendung unserer frühern oder unserer jetzigen Afrikagesellschaft bis zur Stunde rühmen können.

War doch die Loangoküste, an welcher die Expedition Posto faßte, obwol sie seit Jahrhunderten auf unsern Karten verzeichnet stand, ein für die echte, d. h. die ursächlich erklärende, Wissenschaft so gut wie leeres Feld. Nun sehen wir, dank der angestrengten und genialen Arbeit unserer Loangoforscher, die Loangokarte durch exacte astronomische Beobachtungen festgestellt, Relief und geognostische Zusammensetzung des Bodens, Entwickelungsgeschichte

der Flüsse, erdmagnetische Elemente, Klima, Flora, Fauna und Bevölkerung Loangos so ausgezeichnet untersucht, daß wir kühn die Frage stellen dürfen: wo anders ist ein ähnlich großer Theil der Erde in gleich kurzer Frist ebenso gründlich erforscht worden?

Ohne der vollberechtigten, nunmehr glücklicherweise durch die Zeit wohlthätig gemilderten Stimmung des Zorns über die vielfache Verkennung ihrer treuen Arbeit Ausdruck zu geben, haben sich die drei Gelehrten der Loango-Expedition brüderlich vereint zu der auch formell so wohlgelungenen, rein objectiven Darstellung des Verlaufs und der Ergebnisse ihrer Sendung. Im ersten Bande liefert Dr. Güßfeldt als Chef der Expedition eine auch schon mehrfach die Landes- und Volkskunde Loangos interessant beleuchtende Beschreibung derselben; im zweiten Bande bringt Dr. Falkenstein Ergänzungen hierzu, indem er diejenigen Theilexpeditionen besonders schildert, die er von der Küstenstation Tschintschoscho (Chinchoxo) aus weiter ins Land hinein unternahm, hauptsächlich aber, seinem medicinisch-physiologischen Fachstudium gemäß, bei den sanitären und anthropologischen Verhältnissen verweilt; vom dritten Bande, dem Werk Dr. Pechuël-Lösche's, liegt die erste Hälfte, eine vortreffliche Landeskunde von Loango, vor, während der Verfasser die schon entworfene zweite Hälfte, die Volkskunde von Loango, noch zurückhielt, um ihr diejenigen Beobachtungen und Untersuchungen zugute kommen zu lassen, welche er soeben auf einer neuen, im Auftrage des hochherzigen Königs der Belgier unternommenen Ausfahrt nach seinem alten Forschungsgebiet anzustellen im Begriff steht.

Der liebenswürdige collegialische Geist, der die drei Autoren in ihrem Buche wie während des Verweilens am afrikanischen Strande verbrüdert, gestattet uns, ohne Abgrenzung ihres Sonderguts hier einige Proben dieses schönen Afrikawerks vorzulegen, um damit den Beweis zu erbringen, wie sehr dasselbe bei seinem edeln gemeinverständlichen Stil und der Bedeutung seines Inhalts verdient, ein Liebling der deutschen lesenden Welt zu werden, weit über die Grenzlinie des Fachmännerkreises hinaus.

Das oben erwähnte Randgebirge, die Majombe, besteht aus altkrystallinischen Schiefern; es ist der Mutterboden von ganz Loango. Denn die gewaltigen Regen, welche an seinem dem Ocean zugekehrten Abhang seit unzähligen Jahrtausenden niederrauschten, haben die Verwitterungskruste seiner Oberfläche herabgespült, wodurch ein (vermuthlich durch säculare Hebung beförderter) Anwuchs einer Küstenniederung aus mürben braungelben bis ziegelrothen Thonen, sogenanntem Laterit, entstand; unter dieser welligen Bodenfläche, dem Hauptboden Loangos, ruhen noch ungestört die Schichtenabsätze des Tertiärmeers. Eine gewaltige Brandung, die Calema, wüthet ununterbrochen gegen den Strand und hat ihn so verebnet, daß man weit ins Meer hinauszuwaten vermag, die Neger darum die Palmölfässer auf dem ganz seichten Meeresboden bis an das der Küste nothwendig fernbleibende Schiff rollen müssen, welches den zur Kerzenfabrikation verwertheten Saft der Oelpalmenfrucht nach Europa verführen soll. Für den Weiterausbau der Deltalehre wird hier der wichtige Beitrag geliefert, daß alle Flüsse dieser Küste Deltas bilden, ohne daß letztere jetzt in Hebung begriffen ist, weil die Aufstauung ihrer Gewässer durch die Calema zeitweise den Flußspiegel erhöht, die Sinkstoffe folglich oberhalb der gewöhnlichen Wasserlinie abzusetzen gestattet.

Außerordentlich lehrreich sind die klimatologischen Mittheilungen. Obwol zweimal im Jahre die Sonne wochenlang jeden Mittag ganz oder fast ganz den Bewohnern dieses Litorals zu Häupten steht, haben unsere Forscher doch nur einmal (am 27. Februar 1875) beinahe 36° C. Wärme (selbstverständlich in schattiger Luft) beobachtet. Also bestätigt sich auch für dieses Tropenland die Regel, daß man unter dem in Steppen und Wüsten so sengenden Strahl der scheitelrechten Sonne, wenn nur die von Wassergas möglichst gesättigte Luft (auch ohne Wolkenschirm) schützt, selten so hohe Hitzgrade erzeugt, als wir fast alljährlich in recht heißen Sommertagen in Deutschland erleben. Dabei ist die kühlere und trocknere Zeit zwar ohne Gewitter, die Regenzeit bringt deren jedoch in Ueberfülle und einer bei uns unbekannten Großartigkeit. Furchtbar dröhnt der Donner, mitunter minutenlang ohne Unterbrechung zucken die Blitze, aber, wunderbar, sie schlagen fast nie ein!

Die höchste Anzahl von Entladungen, die wir mit befriedigender Genauigkeit bestimmen konnten, betrug am 14. März 1875, abends 6 Uhr, 258 Blitze in fünf Minuten, und am 5. Mai desselben Jahres, nachmittags 3 Uhr, 297 Blitze in dem gleichen Zeitraum. Der bekannte Sternschnuppenfall der Leoniden, im November 1868, den ich in den Einöden Nordamerikas beobachtete, reichte, so prächtig er auch war, noch nicht zu einem Vergleich hiermit aus. Bei dem furchtbaren Unwetter, welches am Abend des 16. Februar 1875 seewärts von der Station vorüberzog und uns ein grandioses Schauspiel vorführte, welches wir in voller Muße bewundern konnten, schmetterten von einer etwas niederhängenden Wolke Blitzstrahlen in solcher Menge in das Meer hinab, daß man die Erscheinung nicht anders als einen vollständigen Blitzregen nennen konnte. Ihre Zahl zu fassen hätte nur der vermocht, der etwa die einem Hochofen entsprühenden Funken zählen könnte.

Die Regenmenge, welche bei solchen Gewittern niederströmt, ist natürlich echt tropenhaft. Bis etwas über 80 Millimeter Regen maß man als Niederschlag einer einzigen Stunde. So viel Regen fällt bei uns in Deutschland kaum im ganzen Verlauf unsers regenreichsten Monats, des Juli; obwol in Breslau doch schon einmal (am 6. August 1858) in zwei Stunden 94,7 Millimeter des Himmelswassers niedergossen, das breslauer Straßenpflaster damals folglich um eine Handbreite von Regenwasser überdeckt worden wäre, wenn die Gossen den Abfluß nicht rasch besorgt hätten.

Auf den Europäer übt dies heißfeuchte Tropenklima hauptsächlich während der Jahreszeit, in der sein Charakter am meisten ausgeprägt ist, wie man weiß, oft gesund-

heitsschädigende Einflüsse. Fieber grassiren zumal in solcher Zeit auch an der Loangoküste, obgleich diese noch nicht zu den verrufenen Küstenstrichen Afrikas in klimatischer Beziehung gehört. Die Europäer pflegen indessen nicht gleichmäßig von diesen gefürchteten Fiebern zu leiden; gerade der Führer unserer Loango-Expedition, ein äußerst rüstiger Mann, der seine in Besteigung der Riesengipfel unserer Alpen bewährte Bravour gegenwärtig an Südamerikas Cordillerenhäuptern erproben will, wurde häufiger und ärger als alle übrigen Mitglieder der Expedition vom Tropenfieber geschüttelt.

Im allgemeinen kann man sagen, daß das afrikanische Fieber, das mit unserm Wechselfieber gleichbedeutend, nicht in der Weise gefürchtet zu werden braucht, als es vielfach geschieht; einmal deshalb nicht, weil es selten hochgradig und in gefährlichen Formen auftritt, sondern nur gewissermaßen die Stelle unserer Erkältungsfieber einnimmt, und dann, weil wir in dem Chinin ein so wirksames Mittel dagegen besitzen, wie wir es kaum noch gegen eine andere Krankheit kennen.

Die Hautfarbe der Loangoneger ist wie die beinahe sämmtlicher Negervölker nicht schwarz, sondern braun. Dieses Braun wechselt in der Tiefe seines Farbentons bei den verschiedenen Individuen und bei dem nämlichen Individuum unter verschiedenen Bedingungen: es ist nach dem Essen, bei größerer Hitze, in der Bewegung und bei Seelenaufregung dunkler, weil dann das Blut reichlicher in die äußerst feinen, sich dicht unter der Oberhaut netzartig verbreitenden Aederchen dringt, sodaß der dunkle Farbstoff der Haut mit der Verschwellung der letztern recht vollständig in Sicht tritt, während derselbe beim Welken der Haut im Krankheitsfall dagegen theilweise zurücktritt. Der Neger wird z. B. vor Scham nicht roth, sondern dunkler braun. Falkenstein hat in seiner Eigenschaft als Arzt zweimal auch Zutritt in die Hütte einer Kreißenden erhalten, während sonst dergleichen jedem Mann, selbst dem Gatten der Gebärenden durchaus versagt ist. Diese Gelegenheit benutzte er zu genauer Betrachtung der Hautfärbung der Neugeborenen.

In diesen Fällen beobachtete ich am ganzen Körper ein ins Bräunliche spielendes, dunkles Roth, welches der Farbe unserer Neugeborenen täuschend ähnlich sah; doch war der Rücken um einen Schein dunkler und die prominirenden Theilchen, wie Ohrmuscheln, Brustwarzen, Nabel u. s. w. zeigten vollständig dunkles Pigment; dagegen waren die Füße, namentlich die Sohlen, welche auch beim Erwachsenen den unsern ähnlich sind, auffallend hell. Erwähnenswerth scheint, daß ich die Augen unmittelbar nach der Geburt nicht blau, wie sonst angegeben wird, sondern gleich von der später allgemeinen braunen Farbe gefunden habe.

Obwol die zusammenfassende ethnologische Schilderung dieses interessanten Negervolks der Bafiote, wie schon bemerkt, erst im Schlußtheil veröffentlicht werden wird, findet sich doch in der Erzählung von den Erlebnissen der Expedition bereits mancher schöne Beitrag zur bessern Erkenntniß des afrikanischen Eingeborenen. Und einer der wichtigsten Fortschritte unsers Zeitalters überhaupt ist jedenfalls in der Läuterung der Ansichten bezüglich dieser äußerst wichtigen, weil für endliche Cultivirung des tropischen Afrika allein in Betracht kommenden Rasse zu erkennen. So kommen wir einmal gerade recht, um eine öffentliche Volksversammlung mit anzusehen und deren Verhandlungen anzuhören. Denn ähnlich den altgermanischen Dingtagen wird bei den Negern über wichtigere Gerichts- oder andere Gemeindefragen unter freiem Himmel berathen; die Bafiote enthalten sich bei einem solchen Palâver durchaus des Rauchens wie des Branntweins; nur sieht man den einen eine Prise nehmen, den andern den bittern, aber kaffeeartig anregenden Rosakern der Kolanuß kauen. Es herrscht, auch wenn das Palâver einen halben Tag währt, Anstand und Ruhe in der Versammlung; andächtig aufmerksam lauscht die Zuhörerschaft.

Die Eingeborenen haben großen Hang zu solchen parlamentarischen Verhandlungen, und in der That ist die Geschicklichkeit, welche sie dabei entwickeln, bemerkenswerth und überraschend. Die Fragen werden meist mit großer Schlauheit und in der Absicht, die Gegenpartei zu verwickeln, gestellt, sodaß die traditionelle Vorstellung von der Beschränktheit und geistigen Verkommenheit der Neger hierbei vollständig zu Schanden wird. Der entwickelte Redefluß ist zuweilen staunenswerth; derselbe Mann kann stundenlang, mit lauter Stimme und heftiger Gesticulation ununterbrochen sprechen, ohne ein Zeichen der Ermüdung zu verrathen. Der Gesichtsausdruck, so häufig ein Räthsel für den Europäer, verräth wenig, was in dem Redner vorgeht, und manche vornehmern Neger sprechen mit Würde, ja mit Anmuth. Beim Beginn der Rede und auch im Verlauf derselben klatscht der Sprecher in die Hände und ruft „gang, gang, gang", d. h. hört, hört, hört; bei gewissen Schlußsätzen fällt die Zuhörerschaft, zum Zeichen ihrer Aufmerksamkeit und ihres Beifalls, in choro ein und klatscht dann in die Hände. Zuweilen geht die Rede in eine Art singenden Recitativs über, in welchem sich Anklänge an eine klagende Melodie zeigen, und worin alle Umsitzenden andächtig einstimmen. Aber auch wilde Scenen können sich ereignen; wenigstens erscheinen sie so, wenn man sie zum ersten male sieht. Dies geschieht, wenn ein Redner sich zu einem Kriegstanze hinreißen läßt, wobei er in wilden Sprüngen und Drohungen, mit Gesichtsverziehungen und Geschrei, meist in sehr geschickter Weise vor dem staunenden Auditorium hin- und hertanzt, plötzlich stehen bleibt, ein anderes schreckliches Gesicht zieht, um gleich darauf den Tanz von neuem aufzunehmen. Zuweilen erreicht der Paroxismus des Muth und Wuth schnaubenden Kriegers eine solche Höhe, daß, wenn er nun wieder den fanatischen Tanz durch plötzliches Stehenbleiben unterbricht, er den Zuschauern den Rücken zudreht, sich beugt und dabei seinen Schurz verächtlich aufhebt.

Man sieht: dieses Werk hat mannichfach anziehende Seiten; dabei ist jede Zeile klar und geschmackvoll geschrieben, nirgends abstruse Gelehrsamkeit. Die äußere Ausstattung entspricht der inhaltlichen Gediegenheit. Namentlich verdienen auch die ganz vorzüglichen Holzschnittbilder hervorgehoben zu werden, welche niemals geschwindelte Xylographenkunststücke sind, sondern nach den verläßlichsten Originalen von den drei auf dem Titel mitgenannten Künstlern aufs eleganteste hergestellt wurden.

Alfred Kirchhoff.

Zur deutschen Literaturgeschichte.

(Beschluß aus Nr. 48.)

3. Aus der Messias- und Werther-Zeit von H. M. Richter. Wien, Rosner. 1882. 8. 3 M. 60 Pf.
4. Zeitgenössische Dichter von Joseph Bendel. Stuttgart, Metzler. 1882. 8. 2 M. 40 Pf.

Die unter Nr. 3 und 4 vorliegenden Bücher treffen in dem erfreulichen Umstande zusammen, daß beide, von Oesterreichern verfaßt, sich mit deutscher Literatur beschäftigen. Richter's Buch (Nr. 3) bringt zwei längere Arbeiten, die erste derselben handelt von Klopstock's wiener Beziehungen, die zweite von dem „Jungen Werther in Wien und Wien in der Werther-Periode"; beide eine Art Oratio pro domo, um nachzuweisen, daß Oesterreich den Bewegungen des Geistes in Deutschland zur Zeit unserer Classiker durchaus nicht mit der Theilnahmlosigkeit gegenübergestanden, wie man gemeinhin annimmt; habe Oesterreich in der theresianisch-josephinischen Zeit auch keinen wirklich bedeutenden Dichter hervorgebracht, so sei es doch der durch Klopstock's „Messias" angeregten geistigen Bewegung, wie nicht minder den stürmischen Kundgebungen der Geniezeit mit Theilnahme gefolgt, und insofern das auch in Schiller's bekanntem Xenion ausgesprochene Urtheil über Oesterreichs Stellung zu unserer classischen Literatur nicht zutreffend. Der Verfasser ist dabei vorurtheilsfrei genug, die Schwäche der damaligen Leistungen des Donaulandes anzuerkennen; es kommt ihm nur darauf an nachzuweisen, daß, wenn Oesterreich auch schöpferisch sich nicht an unserer classischen Literatur betheiligte, es ihm doch an regem empfangenden Interesse nicht gemangelt habe.

In das unter dem Geistesdruck der Jesuitenherrschaft erstarrte Oesterreich drang zuerst ein frischer Lebenshauch durch die Dichtungen Gellert's und Klopstock's ein, welche vermöge ihrer ausgesprochen christlichen Färbung der österreichischen Censur keine Angriffspunkte boten; Klopstock's „Messias" fand in Wien gerade in den adelichen Kreisen zahlreiche Subscribenten und der vormalige Jesuit Michael Denis war ein eifriger Bewunderer und zugleich Nachahmer des Dichters; in der Theresianischen Ritterakademie, an welcher Denis lehrte, ward der „Messias" eifrig studirt, wie Denis' Uebersetzung des „Ossian" der sentimentalen Strömung in Deutschland Vorschub leistete. Klopstock pflegte mit mehreren österreichischen Adelichen, welche der Gesandtschaft in Kopenhagen angehörten, freundschaftlichen Umgang; ein österreichischer Hauptmann, Giacomo Zigno, veröffentlichte eine italienische Uebersetzung des „Messias", welche zugleich für die beste Uebertragung in eine Fremdsprache galt; mehrere wiener Gelehrte verfaßten lateinische Uebersetzungen, wenigstens eines Theils der weitschichtigen Dichtung: Beweis genug, wie sehr Klopstock über die Grenzen des „Reichs" im engern Sinne hinaus wirkte.

Auch mit Christoph Wilibald Ritter von Gluck, welcher allerdings damals die Höhe seines Ruhms noch nicht erstiegen hatte, stand Klopstock in freundschaftlicher Beziehung. Gluck bewunderte Klopstock's „Oden", hat sieben Gedichte von ihm in Musik gesetzt und dachte ernstlich darüber nach, die „Hermannsschlacht" zu componiren. Im März 1775 traf Gluck in Rostock mit Klopstock zusammen; noch 1780 schrieb er demselben Briefe; noch als Greis sang er mit gebrochener Stimme und fließenden Thränen einzelnes aus der „Hermannsschlacht", versuchte auf seinem letzten Lager die Musik seinem Schüler Salieri zu dictiren; wir dürfen dem Genius des so echt deutsch fühlenden Meisters des „Orpheus" und der „Armida", der „Alceste" und der beiden „Iphigenien" das Herrlichste zutrauen in der Composition dieser klangvollen Bardenlieder, aber — Gluck hat uns nichts davon zurückgelassen.

Glücklicher war Klopstock in dem Bemühen, für seinen „Messias" eine würdige künstlerische Darstellung zu finden. Er stand seit 1769 in Briefwechsel mit der hochgefeierten Angelika Kauffmann und bemühte sich, sie zu künstlerischer Verherrlichung seiner Dichtung zu veranlassen, aber Angelika kam über wenig bedeutende Anfänge nicht hinaus. Dagegen fand Klopstock, welcher eine merkwürdige Betriebsamkeit und Geschicklichkeit besaß, die verschiedensten Menschen seinem Triumphwagen vorzuspannen, einen andern künstlerischen Dolmetsch seiner Gedanken in dem Heilbronner Friedrich Heinrich Füger, welcher nach vieljährigem Aufenthalt in Rom 1784 zuerst stellvertretender, 1795 wirklicher Director der wiener Akademie der Künste ward und Wien eine Zeit lang zum Zielpunkt der jungen strebenden Kräfte der deutschen Kunst machte. Von Klopstock und dessen Verleger Goeschen veranlaßt, wählte Füger zwanzig Scenen aus dem „Messias", die er in Kreide- und Tuschzeichnung auf blauem Papier und nachmals auch in Gemälden ausführte, Werken, die für unsere Zeit ebenso verschollen sind, wie die Dichtung, welche dazu die Veranlassung gab. Diese Zeichnungen zur „Messiade" führten um 1800 zu einem Briefwechsel zwischen dem greisen Dichter und dem Maler, in welchem Füger keine üble Rolle spielt. Es ist eigenthümlich, daß, während Goethe und Schiller gegenüber Oesterreich, wo unterdeß der Geist des josephinischen Zeitalters wieder entschlummert war oder doch zu schlummern begann, sich spröde abschloß, Klopstock's „Hermannsschlacht" bis zur Zeit der Freiheitskriege in patriotischem Sinne weiter wirkte.

Merkwürdig bleibt es, wie sehr Klopstock lebenslang in dem Gedanken befangen blieb, daß die Pflege der deutschen Literatur vornehmlich eine Sache der Fürsten sei. Lebenslang grollte er Friedrich dem Großen, daß dieser der ihm vom Dichter zugewiesenen Aufgabe nicht entsprach; und als er erkannte, daß er dieser Hoffnung

ein für allemal entsagen müsse, begann er seine Hoffnung auf das neu aufgehende Gestirn des scheidenden Jahrhunderts, auf Joseph II. zu setzen. Wien, so hoffte er, werde statt des verwelschten Berlin der Mittelpunkt der neu aufblühenden deutschen Nationalliteratur sein; es galt vor allem, den jungen Kaiser für den Plan zu erwärmen. Klopstock beschloß also, Joseph II. die „Hermannsschlacht" zu widmen und ihm zugleich einen Plan zur Begründung einer deutschen Akademie zu unterbreiten. Er that das in seiner sonderbaren Weise, indem er ein Schriftstück überreichen ließ, betitelt „Fragment aus einem Geschichtschreiber des 19. Jahrhunderts":

Klopstock stellt darin die Fiction auf, als wäre der Plan zur Hebung der deutschen Literatur unter Joseph's Aegide bereits durchgeführt und berichtet gleichsam im Tone des spätern Geschichtschreibers: „Der Kaiser sah die Bewegung, in der die Nation war, und daß er in einer Periode lebte, die seine Vorfahren vergebens würden haben hervorbringen wollen; ein junger Kaiser, der den Geist Karl's V. in sich fühlte, ergriff den Augenblick und entschloß sich zu sein, was er, weil er vaterländisch dachte, zu sein verdiente." Im wesentlichen bestand der Plan einer Akademie, welche die Leitung der Literatur in die Hand nehmen, über literarische Leistungen entscheiden, Schriftsteller belohnen, nach jungen Talenten ausspähen und sie ermuntern sollte; Dichter wie Klopstock, Lessing und Gerstenberg sollten nach Wien ziehen und dort bleibend ihren Wohnsitz nehmen.

Den Entwurf des Widmungsschreibens und das seltsame „Fragment" nahm der nach Wien reisende kaiserliche Gesandte Graf Wellsperg im Mai 1768 mit. Joseph übersandte das erstere an Kaunitz und bat um seinen Rath besonders auch in Bezug auf die Stelle, in welcher Klopstock eine zürnende Bemerkung über Friedrich's des Großen Theilnahmlosigkeit am deutschen literarischen Leben hinwirft. Kaunitz gibt am 21. Juli 1768 folgende sehr bezeichnende Antwort:

Bei des deutschen Poeten Klopstock mir allergnädigst zugesendeten und wieder hier anliegenden Zueignungsschrift scheint zwar die Frage, ob solche anzunehmen sei, um deswillen zweifelhaft, weil bei dergleichen Dedicationen eigennützige Absichten unterzulaufen pflegen und der Gegenstand der Ausarbeitung keinen Theil der nützlichsten Wissenschaft ausmacht. Es wäre aber, meines gehorsamsten Ermessens, bedenklicher, in dem gegenwärtigen Falle dem Klopstock eine abschlägige Antwort zu ertheilen, da dieser Mann sich eine besondere Achtung in ganz Deutschland erworben hat, und die Ausdrücke eines solchen Poeten die Antheile des Publici zu leiten und dessen enthusiasmum zu erwecken pflegen, dieser aber nicht blos als eitler Ruhm, sondern als ersprießlicher Einfluß in Staatsangelegenheiten zu betrachten ist; dahero auch eine goldene Kette oder Medaille bei dem ernannten Klopstock wol angewendet sein dürfte.

Die betreffende Stelle über Friedrich den Großen soll jedenfalls ausgelassen werden. Joseph gibt sein Placet, nimmt die Widmung an und beauftragt Kaunitz mit Ueberschickung des üblichen „Gnadenpfennigs". Von einer Akademie ist nicht die Rede. Als dann im Sommer 1769 die vollendeten Abdrücke der „Hermannsschlacht" eingetroffen sind und die Abfassung der Widmung den kaiserlichen Wünschen entspricht, erhält Klopstock endlich seinen „Gnadenpfennig" in Gestalt des kaiserlichen Bildnisses in Gold, mit Diamanten besetzt. Er getröstet sich der Hoffnung, daß nunmehr die geträumte Akademie auch ins Leben treten werde, er sucht Kaunitz mit Mahnbriefen heim, schreibt den Freunden bald hoffend bald zürnend, denkt sogar an eine Reise nach Wien; erst nach zweijährigem Langen und Bangen wird er endlich inne, daß man in Wien gar nicht daran denkt, eine Akademie zur Hebung der deutschen Literatur zu stiften. Und es war gut so; denn Klopstock's Akademie wäre doch nur ein todtgeborenes Kind gewesen. Was Richter über die Unmöglichkeit einer solchen sogar in dem Oesterreich Joseph's II. spricht, ist durchaus treffend.

Hatten die ersten vier Abhandlungen sich mit Klopstock's Beziehungen zu Oesterreich beschäftigt und mannichfach Neues und Anziehendes geboten, so dürfen wir die Aufsätze über „Werther in Wien" kürzer behandeln. Sie wurden, wie es scheint, zunächst veranlaßt durch eine, übrigens in der letzten Auflage getilgte Stelle in Sybel's „Geschichte der französischen Revolution", worin es auf Grund einer Aeußerung in Nicolai's Reisen hieß, „Werther" sei zu Wien nur in Gestalt eines Prater-Feuerwerks bekannt geworden. Der Verfasser weist nun nach, daß man in Oesterreich während der siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts der Entwickelung des deutschen Schriftlebens mit lebendiger Theilnahme gefolgt, daß „Werther" und Goethe's übrige Werke beim Erscheinen in Wien vielfach gelesen und besprochen worden seien und daß eine Behandlung des Stoffs in einem Feuerwerk ja der schlagendste Beweis sei, daß der „Werther" allbekannt gewesen. Richter hat den Original-Ankündigungszettel jenes Feuerwerks: „Werther's Zusammenkunft mit Lottchen im Elysium", aufgetrieben, welches demnach ohne Zweifel ein höchst wundersames Kunstwerk war. Im ganzen steht diese zweitheilige Wertherarbeit in ihren weiten Abschweifungen nicht im Verhältniß zur Bedeutung des gewonnenen Ergebnisses, zumal da Sybel jene unrichtige Aeußerung bereits selbst zurückgenommen hat.

Den Schriften über unsere classische Literatur schließen wir in dem Werke „Zeitgenössische Dichter" von Joseph Bendel (Nr. 4) ein kleines Buch an, welches sich ausschließlich mit einigen hervorragenden Dichtern der Gegenwart beschäftigt. Der Verfasser sagt im Vorwort:

Das Interesse für zeitgenössische Dichter ist kein großes; es steht in keinem Verhältnisse zu dem Guten und Tüchtigen, was auf dem Gebiete der Poesie in unsern Tagen geleistet wird. Wer sich auch nur ein wenig unter den noch lebenden Dichtern umgesehen hat, ist gewiß zu der Ueberzeugung gekommen, daß gar manchem Originalität und Bedeutung zugesprochen werden muß. Nicht blos Nachklänge der sogenannten classischen Periode schlagen an unser Ohr; aus nicht wenigen Gedichten spricht der eigenthümliche Geist unserer Zeit klar und bestimmt zu uns. Solches an einigen Beispielen nachzuweisen, ist der Zweck dieser Schrift.

Das ist sehr löblich und gewiß ganz im Sinne jener Alten, denen sich heutzutage die Forschung mit Vorliebe

zuwendet, jedenfalls im Sinne des Größten von ihnen, Goethe's selbst, welcher im „Tasso" den Herzog Alfons sprechen läßt:

Virgilen hör' ich sagen:
Was ehret ihr die Todten? Hatten die
Doch ihren Lohn und Freude, da sie lebten;
Und wenn ihr uns bewundert und verehrt,
So gebt auch den Lebendigen ihr Theil!

Also können wir eine solche eingehende Betrachtung zeitgenössischer Dichter nur willkommen heißen, zumal da dieselben auch nicht mehr die allerjüngsten sind und wir schon seit etwa 40 Jahren Gelegenheit gehabt haben, uns mit ihnen vertraut zu machen; einer von ihnen, K. Simrock, ist sogar bereits dahingegangen.

Zu besondern Bemerkungen bietet das Büchlein keinen Anlaß. Die größere Hälfte seiner 16 Druckbogen nimmt Adolf Friedrich von Schack in Anspruch, dessen Dichtungen, in liebevoller Weise nach Inhalt und Bedeutung gewürdigt, an uns vorübergehen. Und wenn Schack am Schlusse seiner jüngsten Schrift über seine Gemäldesammlung sich über die Theilnahmlosigkeit des deutschen Volks an seinen dichterischen Strebungen mit bittern und schmerzlichen Worten beklagt, so ist ihm vielleicht gerade diese warmherzige, dankbar anerkennende Stimme aus Oesterreich ein Trost und eine Freude. Schon vor hundert Jahren sprach Nathan: „Nur das Gemeine verkennt man selten." Der zweite Aufsatz wird in der liebevollen Beleuchtung E. Geibel's sicherlich keinen Widerspruch finden; der dritte betrachtet Wilhelm Jordan und K. Simrock, ein vierter wendet sich kritisch gegen Jordan's „Epische Briefe". Der Verfasser erkennt bereitwillig Jordan's hohe Bedeutung an, ohne doch für die Schwäche der Dichtung, für die Ueberhebung des Dichters blind zu sein.

Wie jede eingehende Betrachtung unserer neuern Dichtung uns willkommen ist, so soll sie uns doppelt willkommen sein, wenn sie uns zugleich Zeugniß deutschen Sinnes ist jenseit der deutschen Grenzen, inmitten eines fanatischen Czechenthums, als Zeugniß unserer Zusammengehörigkeit mit den wackern Deutschösterreichern, die, rings umdrängt von Magyaren und Slawen, deutsche Art und Sprache und Dichtung hoch halten. Als ein Zeugniß dieser Gesinnung begrüßen wir das kleine Buch von Herzen.

5. Hülfsbuch für die deutsche Literaturgeschichte zum Gebrauche der obersten Klassen der Gymnasien und Realschulen. Von Wilhelm Herbst. Zweiter Theil: Die neuhochdeutsche Literatur. Zweite verbesserte Auflage. Gotha, F. A. Perthes. 1881. Gr. 8. 80 Pf.

Das vorliegende Heftchen kann, als für den Schulgebrauch bestimmt, hier nur kurze Betrachtung finden. Der Verfasser erkennt in dem Umstande, daß der zweite Theil seines Leitfadens der deutschen Literaturgeschichte binnen zwei Jahren eine neue Auflage fand, einen ausreichenden Beweis, daß seine Ansichten „im großen und ganzen als gesunde und praktische in immer weitern schulmännischen Kreisen getheilt werden". Wir wollen dies mit Vergnügen insofern anerkennen, als bis dahin für die Kenntniß des deutschen Schriftlebens an Gymnasien und Realschulen sehr wenig geschehen ist; Herbst's Hülfsbüchlein bietet in seiner knappen Fassung die Möglichkeit, wenigstens die Hauptsache über die bedeutsamsten Gestalten der neuen deutschen Literatur mitzutheilen, und ist ohne Zweifel schon deshalb Lehranstalten, die für eine umfassendere Darstellung dieser Dinge keine Zeit haben, willkommen. Herbst's Schriftchen geht dabei aus von der Anschauung, daß der Unterricht in der deutschen Literaturgeschichte pädagogisch unhaltbar sei und daß an dessen Stelle in der obersten Klasse die Lektüre unserer Hauptdichtungen, mit den Biographien der Dichter verbunden, treten müsse. Es mag wohl der Fall sein, daß ungeschickte Lehrer es für ihre Pflicht gehalten haben, die dem Unterricht zu Grunde liegenden Leitfaden Wort für Wort durchzunehmen und zu commentiren; einsichtigere sind wohl schon längst von der Anschauung ausgegangen, daß der Leitfaden blos dazu vorhanden sei, um das Wesentliche auszuwählen und um so gründlicher durchzunehmen, das Uebergangene aber als schätzenswerthes Material zum Nachschlagen zu betrachten. Der verdiente Biograph von Claudius und Voß hat es für zweckmäßig gefunden, alles, was ihm entbehrlich schien, auszuscheiden, das was ihm minder wichtig vorkam, in die Darstellung des wahrhaft Bedeutsamen einzuschachteln; ein Verfahren, das man je nach Umständen zweckmäßig oder nicht zweckmäßig finden wird. Immerhin ist die Art und Weise, wie er es durchgeführt hat, auf 61 Octavseiten Klopstock, Lessing, Goethe und Schiller zu behandeln, geschickt genug; was sonst etwa über etliche hervorragende Zeitgenossen zu sagen wäre, ist geeigneten Ortes in aller Kürze angefügt, wie bei Klopstock einige Notizen über die Hainbündner und Claudius, bei Goethe über Herder und Wieland. Daß Goethe und Schiller nicht selbständig durchgeführt sind, sondern in der Weise des Weber'schen Leitfadens durcheinander gehen, scheint mir keineswegs zweckmäßig, ebenso wenig, daß zwischen Goethe's und Schiller's Zusammenleben und Goethe's Alter eine sehr flüchtige Betrachtung der romantischen Dichtung, eine etwas umfassendere der Freiheitsdichter, sowie Rückert's und Uhland's eingeschoben ist. Was seit Goethe's Tode, also seit funfzig Jahren, in der deutschen Literatur geschehen ist, davon erfahren nach Herbst's Hülfsbüchlein unsere Gymnasiasten und Realschüler keine Silbe; ein Epilog von einer halben Seite berichtet uns, daß „auch in der nach-Goethe'schen Zeit unsere Literatur reich an bedeutenden Talenten und Leistungen gewesen". Daß in diesen funfzig Jahren Lyriker wie Heine und Lenau, Freiligrath und Geibel, Dramatiker wie Gutzkow und Hebbel, Romanschreiber wie Auerbach, F. Reuter und P. Heyse u. s. w. hervorgetreten sind, daß das Junge Deutschland die Trümmer der Romantik über den Haufen geworfen hat: davon und von andern Dingen sagt uns das Hülfsbüchlein kein Wort, so wenig wie früher die Namen eines Jean Paul und Hebel, Schubart und Georg Forster, Jung-Stilling und Pestalozzi, Platen u. s. w.

erscheinen, die eben in dem Schematismus nicht unterzubringen waren oder dem Verfasser nicht wichtig genug erschienen. Mir kommt das vor, als wollte man heutzutage, wie in den dreißiger und vierziger Jahren, die Weltgeschichte mit der Schlacht von Belle-Alliance abschließen. Aus diesem Grunde halte ich diese ganze Behandlungsweise unserer jüngsten deutschen Literatur für ebenso verfehlt, wie mir das Vorbeigehen an einer ganzen Reihe bedeutender Persönlichkeiten der frühern Zeit ungerechtfertigt erscheint; insofern sie es aber möglich macht, daß unsere zukünftigen Diener des Staats und der Kirche, denen die ausschließliche Beschäftigung mit dem Griechischen und Lateinischen keine Zeit für deutsche Allotrien läßt, eine gewisse Kenntniß wenigstens der Haupterscheinungen des classischen deutschen Schriftlebens bis 1830 gewinnen, mag man mit dieser, das letztverflossene halbe Jahrhundert vornehm übersehenden Abschlagszahlung einstweilen zufrieden sein.

Wilhelm Buchner.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Georg Siegert's Trauerspiel „Klytämnestra", welches in Frankfurt a. M. einen großen Erfolg davongetragen hat, ist jetzt auch am leipziger Stadttheater gegeben worden. Hervorragende Dramaturgen wie Laube und Dingelstedt hatten sich günstig über das Stück ausgesprochen, der letztere dabei freilich eine Aufführung am Burgtheater in Wien abgelehnt, weil er den Einzug des Agamemnon hier nicht glänzend genug darstellen könne, und den Dichter auf das neue Burgtheater, also ad calendas graecas vertröstet. In der That zeigt das Stück ein markiges Talent und enthält einige dramatisch lebendige Scenen; doch von der handlungsarmen Schablone der antikisirenden Tragödie abweichend, verfällt es in den entgegengesetzten Fehler, zu viel Inhalt, den Inhalt mehrerer Tragödien theils in Handlung, theils in Erzählung in den fünfactigen Rahmen unterzubringen; wir haben „Agamemnon" und die „Choephoren" und in einer langen Erzählung auch „Iphigenie in Aulis". Störend ist die Exposition des Boten am Anfang, der mehr äußere als innere Vorgänge berichtet, während sich dann vor unsern Augen ein bedeutsamer Vorgang in etwas brüsker Weise vollzieht. Der Bote hat der Klytämnestra berichtet, wie Agamemnon um der Chryseis willen mit Achilles in Streit gerathen sei und die Vorzüge derselben vor der eigenen Gattin dem ganzen Heere gerühmt habe. Diese, die ihm bis dahin trotz der Werbung Aegisth's treu geblieben, entschließt sich infolge dieses Botenberichts, ihm zum ehebrecherischen Bunde die Hand zu reichen, nach dem im Eherecht nicht sehr gültigen Principe: „Gleiches mit Gleichem". Dies erscheint beim Beginn eines Dramas sehr mislich; da läßt man sich eher das fait accompli eines schon lange Zeit fortbestehenden ehebrecherischen Verhältnisses gefallen. Wie wir von dem Verfasser erfahren, hat er dies selbst eingesehen und einen andern ersten Act gedichtet, der den Ehebruch energisch motivirt, doch hat er denselben noch nicht in die Dichtung eingefügt. Mislich ist aber auch, daß Klytämnestra zu diesem Entschluß, wie zu demjenigen, Agamemnon zu ermorden, sich wesentlich durch solche Eifersucht und Haß gegen ihn wegen seiner Untreue bestimmt zeigt, während sie später den Orestes entwaffnet durch eine lange Geschichte von der Hinopfernng der Iphigenie, die vor der Mordthat durchaus nicht die entscheidende Rolle spielt. Auch daß Orestes die Mutter nicht mordet, ist eine kühne Licenz, welche die tragischen Greuel zwar mildert, doch dabei gegen eine seit Jahrtausenden als feststehend angenommene Thatsache des Mythos sündigt. Orestes ist gleichsam der incarnirte Muttermord; wird ihm das Racheschwert aus der Hand gerissen, so verblaßt seine Gestalt. Bei Siegert vergiftet Klytämnestra sich selbst. Der gelungenste Charakter ist der Aegisth, eine durchaus originelle Zeichnung eines üppigen Thronprätendenten. Am dramatisch wirksamsten sind die Scenen vor der Ermordung, wenngleich sie lebhaft an Shakspeare's „Macbeth" erinnern; die Wiedererkennungsscenen mit Orestes verlieren dadurch, daß die Nichterkennung desselben seitens der Seinigen für uns, die wir ihn im ersten Acte schon im Verkehr mit ihnen gesehen, etwas Unglaubwürdiges hat. Die Tragödie ist in dritter Auflage in Karl Merhoff's Verlag in München erschienen.

— Wir wir aus den breslauer Zeitungen erfahren, ist die Aufführung des „Spion von Rheinsberg", eines Lustspiels des Herausgebers d. Bl., als es zum ersten male vor gut besetztem Hause in Scene gehen sollte, von der Polizei inhibirt worden, weil es zur Aufführung der Genehmigung Sr. Majestät des Kaisers bedürfe. Um diese ist die Direction sofort eingekommen. Unsers Wissens gilt die Bestimmung, welche Mitglieder des Hauses der Hohenzollern ohne vorgängige Erlaubniß von der Bühne ausschließt, nur für die königlichen Hoftheater.

Bibliographie.

Aelschker, E., Geschichte Kärntens. 1ste Lfg. Klagenfurt, Leon sen. Gr. 8. 60 Pf.

Bamberger, L., Die Verschleppung der deutschen Münzreform. Ein Appell an die Reichsregierung. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Féval, P., Das geheimnißvolle Schloß. Roman. Autorisirte Uebersetzung von F. E. B. Trier, Paulinus-Druckerei. 8. 2 M.

Geschichte der Weltlitteratur in Einzeldarstellungen. 2ter Bd.: Geschichte der poluischen Litteratur von H. Nitschmann. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Handelmann, H., Die amtlichen Ausgrabungen auf Sylt 1875, 76, 77 und 1880. Kiel, v. Maack. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Im Stillen. Schilderungen vom heimischen Herd. Von Marie. Aus dem Norwegischen von O. Gleiß. Gütersloh, Bertelsmann. 8. 3 M. 60 Pf.

Kuntzemüller, O., Des Reichskanzlers Fürsten von Bismarck staatsrechtliche und wirthschaftspolitische Anschauungen. Nach seinen Parlamentsreden und anderen öffentlichen Kundgebungen dargestellt. Berlin, Kortkampf. Gr. 8. 3 M.

L'Arronge, A., Dramatische Werke. 5ter Thl.: Haus Lonei. Lustspiel. Berlin, Lassar. 8. 4 M.

Manerhof, E., Ueber Hamlet. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 3 M.

— — Messalina. Trauerspiel. Leipzig, T. O. Weigel. 8. 2 M.

Mohr, J., Gruudlage der empirischen Psychologie. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 2 M.

Pasqué, E., Die Mühle im Wisperthal. Eine rheinische Erzählung aus der Zeit des spanischen Erbfolgekrieges. 3 Bde. Berlin, Janke. 1883. 8. 12 M.

Der Neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Begründet von J. E. Hitzig und W. Häring (Wilibald Alexis). Fortgesetzt von A. Vollert. Neue Serie. 17ter Bd. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 M.

— — Dasselbe. Vierte Folge. 2ter Thl. 2te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 1883. 8. 3 M.

Reuß, Eleonore Fürstin, geb. Gräfin zu Stollberg-Wernigerode, Gedichte. 1ste Sammlung. 2te verm. Aufl. der gesammelten Blätter von El. Berlin, Hertz. 8. 2 M. 60 Pf.

Schwebel, O., Deutsches Bürgerthum. Von seinen Anfängen bis zum Jahre 1808 dargestellt. Berlin, Abenheim. 1883. Gr. 8. 8 M.

Die Sklaven. Trauerspiel von G. Aga. Halle, Pfeffer. 1883. 12. 1 M. 20 Pf.

Süßmilch gen. Hörnig, M. von, Geschichte des 2. Königl. Sächs. Husaren-Regiments „Kronprinz Friedrich Wilhelm des Deutschen Reichs und von Preußen" Nr. 19. Eigenthum des Regiments. Als Manuscript gedruckt unter Vorbehalt aller Rechte. Leipzig, Brockhaus. 8. 9 M.

Tannenhofer, C., Lust und Leid im Lieben und Leben. Gedichte und Deklamationen. Dessau, Neubürger. 8. 2 M.

Temme, J. D. H., Bis Mitternacht. Berlin, Goldschmidt. 8. 50 Pf.

Anzeigen.

Für den Weihnachtstisch.

Empfehlenswerthe Werke in modernen Original-Einbänden
aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Dreizehnte, vollständig umgearbeitete Auflage. Mit Abbildungen und Karten. 16 Bände. Jeder Band in Leinw. 9 M., in Halbfranz 9 M. 50 Pf.
(Der 1.—3. Band liegen fertig vor; die übrigen erscheinen in rascher Folge.)

Brockhaus' Kleines Conversations-Lexikon.

Dritte, vollständig umgearbeitete Auflage. Mit zahlreichen Karten und Abbildungen. 2 Bde. In Leinw. 15 M., in Halbfranz 17 M. Prachtausgabe in elegantem Halblederband 25 M.

Illustrirte Bibel.

Die Heilige Schrift. Mit Holzschnitten nach Bendemann, Overbeck, Rethel, Schnorr, Steinle u. A. Dritte Aufl. In Halbfranz 22 M., in Leder 30 M. Prachtausgabe, in Leder 36 M.

F. A. Strauß und Otto Strauß.

Die Länder und Stätten der Heiligen Schrift. Mit zahlreichen Abbildungen. Zweite Aufl. In Leinw. 24 M., in Leder 28 M. Prachtausgabe mit farbigen Bildern: in Leinw. 40 M., in Leder 48 M.

Der Neue Plutarch.

Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Rudolf von Gottschall. 9 Theile. Jeder Theil 7 M.

Adolf Erik Nordenskiöld.

Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega. 2 Bände. Mit 2 Porträts, 500 Abbildungen und 19 Karten. 26 M.

Die Zweite Deutsche Nordpolarfahrt

unter Führung des Kapitän Koldewey. Neue Volksausgabe. Bearbeitet von M. Lindeman und O. Finsch. Mit 54 Abbildungen und 4 Karten. 6 M. 50 Pf.

Henry M. Stanley.

Reise durch den dunkeln Welttheil. Bearbeitet von Berthold Volz. Mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte. 6 M. 50 Pf.

Philipp Leopold Martin.

Illustrirte Naturgeschichte der Thiere. Herausgegeben in Verbindung mit F. Heincke, F. Knauer, E. Rey. In 4 Abtheilungen. 1. Abth.: Säugethiere. Mit 19 Separat- und 322 Textbildern. 6 M. 50 Pf.
3. Abth.: Kriechthiere und Lurche, Fische. Mit 13 Separat- und 315 Textbildern. 5 M. 50 Pf.
Die 2. und 4. Abtheilung befinden sich unter der Presse.

Dietrich aus dem Winckell.

Handbuch für Jäger und Jagdfreunde. Herausgegeben von J. J. von Tschudi. Fünfte Aufl. Mit 24 Thierbildern und zahlreichen Illustrationen im Text. 28 M.

In allen Buchhandlungen vorräthig.
Ein reichhaltiges Verzeichniß ausgewählter Werke in eleganten Einbänden aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist gratis zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Agnes.

Liebeslieder und Gedankendichtungen
von
Moriz Carriere.

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Die zahlreichen Leser der wissenschaftlichen Werke des verdienstvollen Aesthetikers wird es gewiß lebhaft interessiren, in vorliegendem Buche den dichterischen Ausdruck seines Seelenlebens, gleichsam die poetische Ergänzung zu seinen Prosawerken zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aufwärts!

Neue religiöse Gedichte
von
Julius Sturm.

8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Eine neue Sammlung religiöser Gedichte von Julius Sturm, dem Dichter der bereits in neunter Auflage vorliegenden „Frommen Lieder", darf des freundlichsten Willkommens sicher sein. Das elegant ausgestattete Buch eignet sich namentlich auch als passendes Geschenk.

WESER-ZEITUNG
(Bremen)
Täglich 3 Ausgaben.

Bei allen Postanstalten
pr. Quartal 7 Mark.
Inserate pr. Zeile 25 Pf.
Probenummern versendet gratis
Die Expedition der „Weser-Zeitung", Bremen.

Verlag von **A. G. Liebeskind, Leipzig.**

Sommermärchen,

von **R. Baumbach.**

Zweite Auflage. Billige Ausgabe 3 M. Broschirt.

„Illustrirte deutsche Monatshefte": „.... Derselbe frische, humoristische Ton, der seine Gedichte durchzieht, ist auch in diesen entzückenden Märchen anzutreffen — ein Ton, so keck, natürlich und anmuthig, wie er auf dem deutschen Parnaß lange nicht gehört worden, und dabei auch so treuherzig und sonnig, daß die Grenze von dem Kunstmärchen zu dem wahren echten Volksmärchen mit Glück überschritten ist."

Neuer Verlag von J. C. B. Mohr in Freiburg i. B.

Bartsch, K., Professor in Heidelberg. **Gesammelte Vorträge** und Aufsätze. 8. 8 M.

Aus dem Inhalt: Aus der Kinderzeit I. II. — Die dichterische Gestaltung der Nibelungensage. — Wolfram's von Eschenbach Parzival. — Tristan und Isolde. — Die Treue in deutscher Sage und Poesie. — Die Formen des geselligen Lebens im Mittelalter. — Italienisches Frauenleben im Zeitalter Dante's.

Winckelmann's Briefe an seine Züricher Freunde. Nach den auf der Züricher Stadt-Bibliothek befindlichen Originalen in vermehrter und verbesserter Gestalt neu herausgegeben von Professor Dr. H. Blümner in Zürich. Klein 8. 5 M.

Folgende, zu **eleganten Geschenken für die Damenwelt** vorzüglich geeignete Werke sind in unserm Verlage neu erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Agnes von Lilien.

Roman in drei Bänden von

Karoline von Wolzogen (Schiller's Schwägerin).

Neu herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von

Ludwig Salomon,

Verfasser der „Geschichte der deutschen Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts".

Zwei Bände. Eleg. brosch. 4 M. 50 Pf. In einem eleg. Leinwandband 5 M. 40 Pf.

= Ihre Majestät die **Kaiserin Augusta** hat für Neuherausgabe dieses spannenden Musterromans Höchstihre Anerkennung aussprechen lassen. =

Die Somosierra.

Roman aus dem spanischen Bühnenleben

von

Robert Waldmüller (E. Duboc).

Eleg. brosch. 4 M. 50 Pf. In eleg. Lwdbd. 5 M. 40 Pf.

Ein culturhistorisch interessanter, gediegener Theater- und Sittenroman aus Spaniens Vergangenheit, dem der gefeierte Verfasser die Memoiren der verstorbenen Prinzessin Amalie von Sachsen zu Grunde gelegt hat.

Kleine Geschichten aus Frankreich.

Nach Dichtungen **François Coppée's** ins Deutsche übertragen von

Robert Waldmüller (E. Duboc).

Eleg. Miniaturausgabe in hochfeiner Ausstattung. Zweifarb. Druck. Prachtband in Goldschnitt 2 M. 50 Pf.

Ein nach Inhalt und Ausstattung gleich reizendes Geschenkwerkchen für die Damenwelt.

Verlag von **Levy & Müller** in **Stuttgart.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Album der neuern deutschen Lyrik.

Zehnte Auflage.

In elegantem Leinwandband 3 M.

Prachtausgabe in reichem Lederband 7 M. 50 Pf.

Dieses bereits in zehnter Auflage vorliegende „Album" nimmt mit seinem wohlgewählten Inhalt, geschmackvollen Aeußern und sehr billigen Preise unter den Anthologien seit lange einen hervorragenden Platz ein und zählt zu den empfehlenswerthesten und willkommensten literarischen Festgeschenken.

In meinem Verlage ist erschienen:

Das Leben

des

Feldmarschalls

Grafen Neithardt von Gneisenau.

In 2 Bänden

von

Hans Delbrück.

Mit Gneisenau's Bildniß und einem Plan von Colberg.

750 Seiten in Octav.

Complet 8 Mark.

Berlin, den 25. November 1882. **G. Reimer.**

Verlag von **A. G. Liebeskind, Leipzig.**

Jorinde und andere Geschichten

von **Heinrich Seidel.**

16. 23 Bogen. 3 M.

„Daheim": „Es ist ein allerliebstes Büchlein, auf das ich heute die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken will, ein Büchlein, bei dem sich Form und Inhalt auf die liebenswürdigste Weise decken. In zierlicher Ausstattung werden uns hier eine Reihe allerliebster «Geschichten» geboten, welche jeden Leser, der irgend Sinn für Anmuth und Heiterkeit hat, in hohem Grade befriedigen werden. Die «Hundegeschichte», «Rothkehlchen», «Leberecht Hühnchen» sind wahre Perlen der erzählenden Kunst und eignen sich ganz besonders dazu, in einem Familienkreise vorgelesen zu werden. In der graziösesten Form wird uns hier eine Fülle von feiner Menschen- und Naturkenntniß, von wackerer, ehrenhafter Gesinnung und von harmlosem Frohsinn geboten. Immer lustig, sind diese Skizzen mitunter von schönem Humor erfüllt. Möchten sie nur recht viele Leser finden. Dafür, daß diese Leser dem Verfasser für das Gebotene dankbar sein werden, hat er selbst gesorgt. Th. H. Pantenius."

In meinem Verlage erschien:

Gesammelte Dichtungen

von Hermann Hölty.

VIII und 444 S. Gr. 8. Preis in Prachtband 6 M.

Lonoda.

Schauspiel in fünf Aufzügen

von **Hermann Hölty.**

Preis broschirt 1 M. 50 Pf.

Hannover. **Arnold Weichelt.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten.

Zweite wohlfeile Auflage.

Vierte Folge in 12 Theilen. Jeder Theil 3 M.

Wie die frühern Bände dieser berühmten, von Hitzig und Häring (Wilibald Alexis) begründeten, von Dr. A. Volkert fortgeführten Sammlung, erscheinen nun auch die 12 Theile der Vierten Folge in einer zweiten wohlfeilen Auflage zum Preise von nur 3 M. (statt des bisherigen von 6 M.) für jeden Theil. — Der erste Theil und ein Prospect mit Inhaltsangabe der zwölf Theile sind in allen Buchhandlungen vorräthig.

(Mit Beilagen von: **B. G. Teubner** in **Leipzig** und **Otto Wigand** in **Leipzig.**)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

...NISCHE KU...

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 50. — 14. December 1882.

Inhalt: Romane, Novellen und Erzählungen. — Zur Aesthetik der Musik. Von Friedrich von Goeler-Ravensburg. — Eine Dichterfreundin. Von Alexander Jung. — Ein Lehrbuch der Mythologie. Von J. Mähly. — Zur preußischen Geschichte. Von Arthur Kleinschmidt. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Romane, Novellen und Erzählungen.

Eine reiche Sammlung buntschillernder literarischer Gaben hat sich diesmal auf unserm Büchertisch angehäuft und uns die Aufgabe der Sichtung und einheitlichen Ueberschau nicht allzu leicht gemacht. Wir stellen an die Spitze unserer heutigen Besprechung:

1. Manuela. Roman von Klara Pause. Leipzig, Greßner u. Schramm. 1882. 8. 4 M.

Das in die Kategorie der bessern Sensationsromane gehörende Buch entwickelt in spannender Weise die Lebensschicksale und Seelenkämpfe eines interessanten Frauencharakters, der Polin Manuela, welche, fast noch Kind einem ungeliebten Gemahl verkauft, diesem die Treue bricht und das willenlose Werkzeug ihres Jugendgeliebten Slupetzki wird, eines Nihilisten, der die Rolle ihres bösen Dämons spielt. Nur eine zweite, lautere Liebe zu einem jugendlichen Freund und Beschützer, einem edeln und talentvollen Arzte, Hilmar von Friedberg, rettet Manuela nach unendlichen Prüfungen vor dem völligen Untergange. Sie verliert ihren geliebten, hochbegabten Sohn, sie treibt ihren unglücklichen Gemahl in den Tod, sie muß den Jugendgeliebten verachten und von sich stoßen, ohne dem jungen Retter als Weib folgen zu dürfen, in der Blüte vollendeter Schönheit mit allem heißen Verlangen nach Glück freiwillig entsagen: aber alle diese Schicksalsschläge entwickeln die bessern Seiten ihres Charakters und führen die irrende, doch aufrichtig büßende Frau einem reinern Dasein entgegen. Um die Heldin und ihren Ritter gruppiren sich anziehende und abstoßende, aber fast durchweg interessante Charaktere: der phlegmatische Hauptmann, die strenge Tante Ursula, der leidenschaftliche Offizier Roth, die sanfte Eveline, die Braut Hilmar's u. a. m. Einzelne Scenen, wie die geheimnißvollen Zusammenkünfte in der Waldschenke, der Brand auf dem Erlenhofe, Manuela am Bett ihres kranken Kindes, ihr Wiedersehen mit Slupetzki und dessen Tod, sind von packender Wirkung und dramatischer Lebendigkeit, obwol die Häufung von Conflicten mehr auf das Gros des Lesepublikums als auf die Geschmacksrichtung der Auserwählten berechnet erscheint. Jedenfalls ist trotz vieler Breiten und Wiederholungen „Manuela" ein mit Talent entworfener und mit Geschick, auch nicht ohne die Beobachtung höherer moralischer Gesichtspunkte durchgeführter Roman.

Vornehmer in Ton und Haltung erscheint uns die Sammlung:

2. Bilder aus der modernen Welt von Helene von Hülsen. Berlin, Plahn. 1882. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Fünf in steigender Wirkung gut zusammengestellte Novellen bringen seelische Probleme zur fesselnden Darstellung und geben zugleich anmuthige Schilderungen von Land und Leuten. So finden wir in der ersten Geschichte: „Ein verderblicher Dämon", die Tragik der fixen Idee, in der zweiten: „Aus eigener Wahl", die unheilvollen Consequenzen übereilter Liebe und übereilten Hasses dargestellt, in der dritten: „Pater Florentin", ein feines Stimmungsbild edler Entsagung; die vierte Erzählung: „Das geheimnißvolle Licht", gibt eine criminell gefärbte Liebesgeschichte aus den tiroler Bergen, und die fünfte: „Wie konnte es sein?", die spannende Verwickelung und Lösung eines Conflicts à la Oedipus, indem zwar nicht Mutter und Sohn, aber scheinbar Bruder und Schwester einen verbrecherischen Bund schließen. Ton und Schilderung der nicht nur in vornehmen Kreisen spielenden, sondern auch für die höhere Gesellschaft berechneten Novellen sind, wenn man von einigen stilistischen Unmöglichkeiten, wie: „ich weide den Blick", „sie entfloh der Befürchtung ihres Zimmers" u. a., absieht, ansprechend und gemüthvoll, das noblesse oblige gilt auch für einen möglichst vollendeten Sprachgebrauch.

Einen vorwiegend satirisch-humoristischen Charakter trägt der Roman:

3. In die Fremde. Roman von Johannes van Dewall. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1882. 8. 5 M.

Der von der Leserwelt mit Recht geschätzte liebenswürdige Verfasser gibt uns in der meist in Briefen der Heldin an ihre Jugendfreundin, ihre Aeltern und Schwester geschilderten flotten Handlung das Lebensbild einer schönen, klugen, aber vermögenslosen Offizierstochter, Clotilde von Seestern aus Dernburg, welche der Misère der kleinstaatlichen Residenz und der Armuth des älterlichen Hauses entflieht, indem sie sich in die Fremde begibt und fern im schönen Spanien die Stellung einer Gesellschafterin in einem gebildeten und reichen Kaufmannshause annimmt. Mannichfache Abenteuer, Kümmernisse, Heirathsanträge, Leiden und Freuden begleiten die stolze Schöne bis in den Hafen von Malaga, wo ihr Lebensschifflein für immer ankert; denn Don Alfred Scholz, der Bruder ihrer Gönnerin, gewinnt Hand und Herz Clotildens. Wäre sie daheim geblieben, so lautet der für alle hübschen unverheiratheten Kleinstädterinnen bedenkliche Schluß des anmuthigen und amüsanten Romans, so hätte sie wol Verehrer in Menge, aber keine Freier gefunden. Die bittere Fahrt in die Fremde ward hier die Reise nach dem Glück, deren Beschreibung sich sehr angenehm liest.

Ebenfalls dem uralten germanischen Wandertrieb ihre Entstehung verdankend, doch an Stelle der dichterischen Fiction Selbsterlebtes und Selbstgeschautes schildernd, sind die Reisebilder:

4. Sommerglück von La Mara. Leipzig, Knapp. 1881. 8. 2 M. 60 Pf.

Die Verfasserin der „Musikalischen Studienköpfe" und anderer interessanter Bücher über Musik zeigt sich in den gut geschriebenen Reiseberichten ebenfalls in günstigem Lichte, und zwar um so mehr, als sie sich genügen läßt, nur ihren persönlichen Eindrücken, ihrer allgemeinen Bildung zu ihrem Recht zu verhelfen, ohne durch genaues Eingehen auf musikalische Fragen den einfachen, angenehmen Plauderton zu entstellen. Vom wiener Kaiserfest (1879) folgen wir der Erzählerin nach den schönsten Punkten des Salzkammerguts, Tirols, Oberitaliens und der Gotthardstraße. Diese anregenden Natur- und Culturbilder dürften nicht nur als anziehende Lektüre, sondern als freundliche Wegweiser auf verschiedenen Weltstraßen zu empfehlen sein.

In ähnlichem Sinne gehalten, aber noch durch ein novellistisches Element an Reiz gewinnend, wenn auch nicht ohne lehrhaften tendenziösen Beigeschmack, sind die Reiseskizzen unter dem Titel:

5. Riviera di Ponente. Novellistische Culturbilder von V. R. Bredt. Leipzig, O. Wigand. 1881. 8. 2 M.

Das Motto, welches der in Briefform geschriebenen Novelle vorangestellt ist:

Halb Libelle — halb Novelle,
Halb Reiseberichte — halb Herzensgeschichte.

charakterisirt das Buch von der Riviera, dem Paradies der Länder mit der Spielhölle darin; bunte Bilder von Menschen, Festen, Landschaften wechseln mit einer Liebesgeschichte, die zwischen dem Verfasser der Briefe und einer reizenden Amerikanerin spielt, bis die Tragik der Ereignisse nach vielen, uns nicht recht ansprechenden philosophischen Auseinandersetzungen über Lessing's „drei Ringe", Swift's Satire auf die „drei Kirchen" u. s. w. den freidenkenden Calvinisten und die strenggläubige Katholikin in der Religion des Herzens das Wort finden läßt, das sie für ewig aneinander bindet. Mit Ausnahme der lehrhaften Breite der Darstellung beim Schach und andern Gelegenheiten liest sich dieser Roman von der herrlichen Riviera recht gut.

Gleichfalls nach dem sonnigen Italien, und zwar in katholische Künstlerkreise führt uns:

6. Il Palio. Eine Malernovelle von Maria von Arndts. Paderborn, Schöningh. 1881. 8. 1 M. 50 Pf.

Der junge Maler Guido Werner reist aus Deutschland nach den Kunststätten Italiens, und während er in Siena studirt und ein Bild der heiligen Katharina malt, findet er in einer jungen schönen Italienerin eine liebenswürdige Braut; seine Schwiegermutter aber enthüllt sich als die einstige Jugendfreundin, spätere Rivalin und nun bereuende ehemalige Gegnerin seiner Mutter, bereit, durch Liebe zu sühnen, was sie im Haß verbrochen. Der Name „Il Palio" rührt von einem Siegeszeichen her, das bei dem in der betreffenden Novelle recht anschaulich geschilderten historischen Volksfest ausgetheilt wird. Als Lektüre für die reifere Jugend erscheint uns die lebhaft geschriebene, anspruchslose Novelle ganz geeignet. Im Dialog ist die störende Manier zu rügen, daß die Zusätze bei Rede und Gegenrede: „fügte er ein", „schaltete er ein", „bemerkte er", „wies er zurück", „bestätigte er" u. s. w., bis zur Ermüdung und oft ganz unnöthig angewendet werden.

Wieder auf heimisch-deutschen Boden versetzt uns:

7. Johannes. Roman von Gustav Krafft. Frankfurt a. M., Koenitzer. 1882. 8. 2 M.

Der Stoff ist dem einfachen Bürgerleben entnommen; der Dichter behandelt die Liebe und Entsagung eines edeln Mannes, des Kauf- und Fabrikherrn Johannes, der die Jugendgeliebte einem jüngern heißblütigen Bruder überläßt, viele Jahre im Ausland weilt, bei seiner Rückkehr die Geliebte als Witwe und sterbend findet und nun mit Aufopferung sich ihres verwaisten Töchterleins annimmt. In seine thränenreiche Geschichte sind die Nachbarn und Hausgenossen insofern verflochten, als seine treue Dienerin Martha die Pflegerin seines Adoptivkindes wird, während des Rentamtmanns Schwester Margarethe, die uns einen großen Theil der Handlung in Briefen an ihre Freundin erzählt, den schwermüthigen Johannes liebgewinnt, einen tüchtigen, etwas sarkastischen Mann aufgibt, und als Johannes den rechten Augenblick versäumt, an verschmähter Liebe zu Grunde geht. Dieser sentimentale Zug steht im

Widerspruch zum Charakter der Heldin, deren frische, gesunde und vernünftige Art so widernatürlich angekränkelt wird — wahrscheinlich soll der Leser erkennen, daß Sentimentalität ein Gift ist, welches den festesten Organismus zerstört, aber der Dichter vernichtet durch diese Wendung die ästhetische und sittliche Wirkung seines Werks, das mit dem Prädicat mittelgut genügend belobt ist.

Aehnlich in der Anlage, doch glücklicher im Ausgang und fast an das Kindliche streifend, ist die Idylle:

8. Am Bache. Erzählung von Renata Greverus. Norden, Fischer Nachfolger. 1882. 8. 2 M.

Zwei Jugendgespielen, ein stolzer und unzufriedener Graf und ein frischer fröhlicher Seemann, bewerben sich, nachdem sie Männer geworden, um die Liebe der einstigen Jugendfreundin; die schöne Magdalena erhört Rudolf, den Seemann, und der Graf wählt eine Gattin aus seinem Kreise. Doch klingen versöhnende Accorde in das Hochzeitsgeläute, und die Dämonen der Eifersucht weichen dem Engel der Versöhnung. Störend finden wir in der einfachen Geschichte die so häufig gesperrt gedruckten Worte und Sätze, welche die Moral recht eindringlich machen sollen; als Mitgabe für unsere Töchter ist die kleine Novelle nicht ganz werthlos.

Noch anspruchsloser in künstlerischer Bedeutung, dazu von ausgesprochen katholischer Tendenz, ist die nur für gewisse Kreise bedeutsame Geschichte:

9. Lucie. Erzählung von Baronin Elisabeth von Grotthus. Augsburg, Schmid. 1881. 8. 50 Pf.

Die traurigen Schicksale einer braven Frau und Tochter, die beide streng katholisch und gläubig, von einem rauhen Gatten und Vater, einem Solidarier und arbeitsscheuen Menschen, der zum Verbrecher herabsinkt, ins Elend gestürzt werden und sowol während ihres Aufenthalts in Rom als ihres Verweilens in Brüssel Noth und Schande tragen müssen, sind einfach, aber nicht ohne Wirkung geschildert. Erst auf dem Sterbebett bekehrt sich der ungläubige Vater Luciens zur alleinseligmachenden Kirche; die kleine Erzählung ist demnach eine Stimme aus dem Culturkampf.

Eine ähnliche Tendenz, wenn auch in höherm Stil und mit der complicirtern Anlage des regelrechten Romans, finden wir in der Erstlingsgabe einer nicht unbegabten Verfasserin:

10. Der Erbe von Adlerhorst. Roman von Emma von Brandis-Zelion. Paderborn, Schöningh. 1881. 8. 4 M. 20 Pf.

Der stattliche Band, voll reicher Detailmalerei und oft überflüssiger Breite, führt uns in das Leben einer vornehmen, frommen katholischen Familie ein, deren Glück durch die freigeistigen Bestrebungen des Erben von Adlerhorst, des weitgereisten, klugen, aber spottsüchtigen Grafen Roderich, in Frage gestellt wird. Sein trotziges Herz will sich ebenso wenig dem beseligenden Glauben seiner Knabenjahre als der Liebe zu einer frommen, schönen Verwandten, Comtesse Anna, die im Hause seiner Aeltern Kindesrechte genießt, öffnen; erst nach Leiden, Trennung, Schmerzen und einer besiegten gefährlichen Schwärmerei für die elegante Fürstin Boronska, einen pariser Stern und Weltkind par excellence, fällt das erlösende Wort, welches den Grafen dem wahren Glauben und der wahren Liebe zurückgibt. Mit einer feierlichen Procession schließt bedeutungsvoll der Roman, der bei aller Einfachheit nicht ohne tiefern Gehalt ist; in Betreff des Stils sind Weitschweifigkeiten und vielfach eingeflochtene Verse nicht gerade als Vorzüge zu betrachten.

Die Verfasserin der unter Nr. 9 besprochenen Erzählung „Lucie" ist in unserer Sammlung noch durch eine imposantere literarische Gabe vertreten, wenn uns auch die Bezeichnung „socialer Roman" etwas zu hochtrabend für eine im ganzen sich harmlos entwickelnde russische Familiengeschichte erscheint. Wir meinen:

11. Die Leibeigenen. Socialer Roman von Baronin Elisabeth von Grotthus. Augsburg, Schmid. 1881. 8. 3 M.

Die fruchtbare und schreiblustige Verfasserin erzählt uns in etwas breiter, aber nicht uninteressanter Weise in diesem vor der allgemeinen Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland spielenden Roman die Leiden einer an einen vornehmen Mann verheiratheten ehemaligen Leibeigenen, der schönen, klugen und guten Marie Petrowna. Die anscheinend so Beneidenswerthe ist nur halb glücklich, weil sie jahrelang ihres geliebten Bruders, eines frühern Leibeigenen und später berühmten Violinisten, der unter verschiedenen Namen in den Hauptstädten seines Vaterlandes auftritt und in naher Berührung mit der Schwester bleibt, nie vor ihrem Gatten erwähnen darf. Durch ihren heimlichen Verkehr mit dem Geächteten bringt sie sich in den Verdacht der Untreue, während auch der Bruder, von seiner jungen Frau argwöhnisch beobachtet, von dieser für ehrlos gehalten wird und sein Familienglück getrübt sieht. Am Ende lösen sich alle Verwickelungen, die Gatten finden sich wieder, alle Leibeigenen werden frei, und Marie und ihr Bruder dürfen in eine heitere Zukunft blicken. Der einfache, stilistisch nicht durchweg correct geschriebene Roman gibt wechselvolle Bilder aus dem russischen und italienischen Volksleben; auch die Schatten der unheilvollen nihilistischen Bewegung zeigen sich am Rande der Begebenheiten, wenn sich auch die Verfasserin damit begnügt, nur die Vorzeichen des nahenden Sturms zu schildern, und ihre Helden und Heldinnen in Frömmigkeit und Ehrbarkeit die Lebensreise vollenden läßt.

Einen wirklich guten Volksroman bringt das unter dem wenig poetischen, aber bezeichnenden Titel veröffentlichte Buch:

12. Der gerechte Branntweinbrenner. Volksroman von Alfred Hartmann. Bern, Wyß. 1881. 8. 2 M. 60 Pf.

Ohne in Zola'schen Naturalismus zu verfallen, gibt uns der Verfasser trotz vieler abschreckender Situationen und

etwas zu derber Charakteristik doch ein Bild echt volksthümlichen Lebens voll Wahrheit und dichterischer Kraft. Der reiche Bauer Born, Statthalter und Großrath, Besitzer des Gabelhofes von Hablichen im bernischen Oberaargau, hat auf seinem Gute unter Leitung seines heruntergekommenen Bruders, des Holländer-Klaus, eine Branntweinbrennerei errichtet, die ihm große Summen einbringt, aber ihn selbst, seine Familie und das Dorf an Moral und Gesundheit arg schädigt. In seinem Geldstolz und Trotz treibt der vor der Welt und dem Gesetz unantastbar dastehende „gerechte" Branntweinbrenner seine Nichte, die schöne, brave Susje oder Züseli, die Tochter des Holländer-Klaus, aus dem Hause, weil sein Sohn Albrecht das arme Mädchen heirathen will; er drängt dem anfangs frohen und liebenswerthen Burschen, der sich dann aus Verzweiflung dem Trunk ergibt und von Stufe zu Stufe sinkt, eine reiche, aber häßliche und verbildete Bauerntochter als Frau auf; er entzweit sich mit seinem Bruder und liefert sich so in die Hände seiner Gegner, des ideal gesinnten Vicars, des tüchtigen Arztes Dr. Felder und ihren Gleichgesinnten, die durch eine Station zur Untersuchung verfälschter Lebensmittel energisch gegen die Dorfkäsereien und Branntweinbrennereien vorgehen und den Bauer bei seinen Schwindeleien abfassen. So geht es bergab, bis der stolze Mann, vom Schlage getroffen, durch den Tod des Sohnes und vieles Herzeleid bekehrt, Buße thut und auf seinem Sterbebett dem Bruder und Susje das vorenthaltene Eigenthum vermacht, den größten Theil seines Mammons aber der Gemeinde schenkt, damit ein Hospital unter Leitung des Dr. Felder, der das liebe Susje, nachdem es eine romantische Neigung für den sterbenden Vicar überwunden, geheirathet hat, errichtet werde zu Nutz und Frommen aller Schwachen und Kranken im Bezirk. Viele der Hauptgestalten des lebendig und gut geschriebenen Romans, besonders die Bauern Born, Klaus, der Mauserjepp, der Hebämmeler, erinnern an die Typen der niederländischen Schule. Der Roman ist nicht nur als eine recht beachtenswerthe Gabe für Volksfreunde, Volksreformatoren und Staatsökonomen, sondern auch für alle denkenden Leser als lehrreiche und durchaus nicht trockene Lektüre zu bezeichnen.

Vom katholischen und socialen Roman gelangen wir in der dritten Abtheilung unserer heutigen kritischen Uebersicht wieder auf das eigentliche rein poetische Gebiet der Novelle und erwähnen hier:

13. Runkelstein. Erzählung von E. Escherich. München, Th. Ackermann. 1881. Br. 8. 1 M.

Es ist dies eine in ziemlich matten, häufig geschmacklosen Reimen erzählte Sage von dem schönen tiroler Schloß Runkelstein, dem Minnesänger Konrat und seiner holden Base Anna; die mehr als einfache Dichtung kann an dieser Stelle keine ausführlichere Berücksichtigung beanspruchen.

Weit mehr angemuthet fühlten wir uns von der nicht in Versen, aber echt volksthümlich poetisch geschriebenen Novelle:

14. Das Rusenschloß. Eine Geschichte aus dem 15. Jahrhundert von Paul Lang. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1882. 8. 2 M.

Nach einer alten Ueberlieferung erzählt uns der Verfasser die Erlebnisse seiner Ahnen, des ehr- und tugendsamen Müllersohnes und spätern gelehrten und geschickten Buchdruckers Konrad Fyner zu Eßlingen, später zu Urach, der bald nach Erfindung der Buchdruckerkunst sich in den Dienst dieses vieledeln und doch vielverkannten Gewerbes stellt. Zugleich gewinnt er die hochgeborene schöne und stolze Gräfin Magdalena aus dem Geschlecht der Helfensteiner vom Rusenschloß zum Weibe, doch nicht ohne vorherige bittere Lehr- und Wanderzeit. Neben der Geschichte dieses Paares läuft eine andere reizende Liebesepisode her, die der anmuthigen und hübschen Bäuerin Elisabeth vom Platzhof und des wackern humoristischen Jakob Bohnacker, der das Wunder vollbringt, eine fast unrettbar dem Kloster überantwortete Seele ihren Kindes- und Weibespflichten zurückzuerobern. Sprache und Darstellung sind dem Charakter der Zeit angemessen, hübsche Volkslieder und schwäbische Spiele und Bräuche beleben die auch in landschaftlicher Hinsicht treffend gezeichnete Scenerie, sodaß wir in bescheidenerm Gewande und kleinern Verhältnissen eine sehr lesenswerthe Culturnovelle à la „Ekkehard" in „Rusenschloß" besitzen.

Einen ähnlichen poetischen, wenn auch nicht so klaren und einheitlichen Ton finden wir in einer Sammlung kleinerer Novellen unter dem Titel:

15. Wandervögel. Geschichten von fahrenden Gesellen. Von A. Stanislas. Breslau, Leuckart. 1882. 16. 3 M.

Zum Theil im Märchenton, wie in der fünften Geschichte: „Vor den Thüren", in der sechsten: „Was sich die Schwalben erzählen", in der achten: „Des Mondes Fahrt in der Christnacht", zum Theil im Schnörkelstil der alten Chroniken, wie in der ersten Geschichte: „Spielmanns-Treue", in der zweiten: „Verdorben — gestorben", in der vierten: „Long long ago!", gibt der Dichter bald melancholisch angeflogene Bilder aus dem Liebes- und Soldatenleben der alten Zeit, bald stimmungsvolle Plaudereien über Erlebtes und Gedachtes — gewissermaßen Boudoirlektüre, die zum Träumen und Sinnen lockt.

Noch aphoristischer in der Ausführung, realistischer in der Auffassung und eigentlich nur Skizzenblätter sind:

16. Ausgewählte Novelletten von Alexander L. Kielland. Aus dem Norwegischen übersetzt von J. C. Poestion. Wien, Hartleben. 1881. 12. 2 M.

Der in Deutschland bisher unbekannte, in seiner nordischen Heimat als hervorragendes Talent hochgeschätzte Verfasser gibt in neun kleinen Skizzen fesselnde Stimmungsbilder aus dem Natur-, Familien- und Menschenleben, in der Voraussetzung, daß der Leser von Phantasie und Erfahrung die vorgeführten Schattenbilder in Wesen von Fleisch und Blut verwandeln werde. Die Hauptsache ist dem Dichter das psychologische Moment,

die satirische und ironische Beleuchtung; wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, muß von den tragischen Geschichten: „Im Pfarrhofe", „Die beiden Freunde" (letztere an Daudet's feine Nuancirung erinnernd) u. a., tief ergriffen werden, während einzelne der übrigen Novelletten uns weniger zugesagt haben. Die Uebersetzung wird dem Geiste des Autors völlig gerecht, doch stören Druck- und dann und wann Stilfehler die Wirkung.

Während Kielland die bösen Mächte des Lebens nur in ihrer geheimwirkenden Macht erscheinen läßt, enthüllt ein anderer Dichter die Züge des Lasters und der Bosheit mit kühner Hand in dem sonderbar betitelten Büchlein:

17. Halbseide. Novellen von Julian Weiß. Bern, Frobeen. 1882.

Jene unglücklichen Frauen, die nicht eigentlich zur Demi-Monde gehören, doch von den bessern Klassen der bürgerlichen Gesellschaft ausgeschlossen bleiben, untergeordnete Schauspielerinnen, Tänzerinnen, Chansonettensängerinnen u. s. w., werden mit dem Namen „Halbseide" bezeichnet. Wohl fähig, eine starke und reine Liebe zu empfinden, werden sie doch verkannt und verrathen, und sie fühlen das Elend ihres Daseins doppelt, weil sie weder zurück mögen, noch höher hinauf dürfen. Nur selten werden sie glückliche Gattinnen, wie die kleine Vagabundin Oliva in der ersten Geschichte; den meisten ergeht es wie in der zweiten Geschichte der armen Sängerin Otty, die, von einem haltlosen, erbärmlichen Manne erst dem Elend entrissen, dann verlassen und in den Abgrund der Verzweiflung gestoßen wird, oder wie der unglücklichen Marie in der dritten Geschichte: „Auch Eine", die sich erst nicht zur Liebe oder zum Leichtsinn zwingen lassen will, um dann für schnödes Geld ihre Tugend zu verkaufen, und schließlich, immer noch zu gut für das freche Laster, sich auf der Flucht in kalter Winternacht von einem Fuhrmannswagen überfahren läßt und im Schnee umkommt: ein Bild, das allerdings lebenswahr, aber so schauderhaft ist, daß es die Grenzlinie des Kunstschönen überschreitet. Der tiefe Ton des Mitleids, der schmerzlichen Entrüstung, der, ohne aufdringlich zu sein, in diesen ergreifenden Bildern aus dem wirklichen Leben herrscht, bildet auch die Brücke, auf welcher der Dichter zu dem Herzen des Lesers gelangt, indem er ihm darlegt, was Halbseide ist.

Den Schlußaccord unserer heutigen Rubrik aber soll die echte Muse, die ideale Kunst anstimmen, so gern wir auch alle andern Stimmen im deutschen Dichterwald zur Geltung kommen lassen; wir nennen hier last not least:

18. Notre Dame des Flots. Eine Glocknerfahrt. Zwei Novellen von Karl Erdmann Edler. Wien, Faesy. 1882. 16. 2 M. 40 Pf.

Der bereits früher in d. Bl. mit uneingeschränktem Lobe hervorgehobene Verfasser erweist sich auch in den beiden im vorliegenden Bande vereinten Novellen wiederum als ein Dichter von Gottes Gnaden. In der ersten Geschichte: „Notre Dame des Flots", zuerst erschienen in „Ueber Land und Meer", handelt es sich um die auf die höchste Probe gestellte Liebe eines französischen Edelfräuleins, der holden Blanche, einer modernen Griseldis, die ihr unersetzliches Goldhaar, ihr Herz und ihr Leben erst dem unwürdigen Gemahl und dann dem geliebten Töchterchen mit einer himmlischen Kraft der Aufopferung darbringt; in der zweiten Geschichte: „Eine Glocknerfahrt", zeigt der Dichter in einer Fülle geistvoller Details, wie ein edler, ideal gesinnter Mann die starke und reine erste Neigung seines Herzens als unverrückbaren Leitstern seines Lebens bewahrt und in der Poesie dieser Erinnerung ein reicheres Glück findet als auf der breitgetretenen Straße der Alltäglichkeit; er will sein besseres Theil nicht an die Welt und ihre Thorheiten verkaufen. Als wahre Cabinetsstücke feiner Erzählungskunst rufen diese Novellen uns zu: „Wir wollen weniger bewundert und desto mehr gelesen sein!" Und sie verdienen es!

Zur Aesthetik der Musik.

Die Musik-Aesthetik in ihrer Entwickelung von Kant bis auf die Gegenwart. Ein Grundriß von H. Ehrlich. Leipzig, Leuckart. 1881. Gr. 8. 3 M.

Die große Rolle, welche die Musik in unserm heutigen Kunst- und Culturleben spielt, die Bedeutung, welche infolge davon die Musikästhetik mit ihren Problemen und Streitfragen erlangt hat, die Ausdehnung, welche die ästhetisch-kritische Musikliteratur einnimmt, lassen die vorliegende Arbeit des bekannten Musikschriftstellers H. Ehrlich als eine zugleich sehr dankbare und dankenswerthe erscheinen. Was er uns bietet, ist eine gedrängte, übersichtliche Darstellung der Entwickelung der Musikästhetik seit Kant, der philosophischen und theoretischen Anschauungen über Wesen, Wirkung und Aufgabe der Tonkunst, für Musiker und Musikfreunde, überhaupt für das musikalisch gebildete Publikum bestimmt, für solche, die keine ernsten philosophischen Studien gemacht haben und machen wollen, aber Verständniß der ästhetischen Anschauungen über Musik anstreben.

Sein Hauptaugenmerk richtet H. Ehrlich auf die Entwickelung der beiden entgegengesetzten Fundamentalansichten in der Musikästhetik, von denen die eine die Musik als reine Kunst des Gefühls bezeichnet, die andere dagegen ihr diese Ausdrucksfähigkeit abspricht und sie als rein formale Kunst betrachtet. Der Verfasser ist bestrebt, eine objective unparteiische Darstellung der streitenden Richtungen zu geben, wenngleich nicht zu verkennen ist, daß er eine Vorliebe für die formalistische Richtung besitzt.

Jedenfalls ist mit Anerkennung zu constatiren, daß er sich von aller Polemik und gehässigen Kritik fern hält und überhaupt seine ganze Darstellungsweise eine gewisse Vornehmheit zeigt, die angenehm berührt.

In sieben Kapiteln wird die Entwickelung der Musikästhetik in Deutschland vorgeführt, die mit Kant beginnt. Das zweite bis fünfte Kapitel behandeln die Musikästhetik des Zeitraums von Kant bis zur Mitte unsers Jahrhunderts, mit Ausschluß von Schopenhauer und Herbart, deren Bedeutung in der Zeit nach 1850 liegt und im Zusammenhang steht mit den Richtungen, die sich seit diesem Zeitpunkte entwickelten.

Ehrlich beginnt mit den Ansichten Lessing's und Kant's über Musik, die beide wenig Verständniß und Werthschätzung für diese Kunst zeigen und deren Besprechung daher rasch erledigt ist. Bei Kant hätte vielleicht seiner Unterscheidung von freier und anhängender Schönheit gedacht werden können, insofern dieser Gedanke auch für die Musikästhetik von Bedeutung ist. Eingehend und in klarer, lichtvoller Weise führt dann der Verfasser Ansichten und Lehren der Philosophen, Kritiker und Dichter aus der romantischen Schule vor. Zunächst werden die Ansichten Friedrich Schlegel's und des Philosophen Schelling besprochen, dann folgt eine Charakteristik der Beziehungen der Romantiker zur Musik im allgemeinen und erklärt die geringen Wirkungen, welche dieselben, trotz ihrer Vorliebe für diese Kunst, auf die Musikästhetik ihrer Zeit ausübten. Daran reiht sich die Besprechung der Lehren des Philosophen Krause und der Aesthetiker Pölitz und Bouterwek, worauf der Uebergang zu E. T. A. Hoffmann gemacht wird, dessen Ansichten und Einfluß eingehend berücksichtigt werden. Der Verfasser versteht es, in wenigen Sätzen das Wichtigste hervorzuheben, nur Schelling hätte wol etwas ausführlicher besprochen werden können.

Es folgt nun die Kritik der Ansichten der Philosophen Hegel, Weiße und Schleiermacher, welche zuerst der Tonkunst eine eingehende und specielle Prüfung gewidmet haben. Von Hegel's Betrachtungen über Musik, die, wie der Verfasser sagt, „eine Fülle der treffendsten Bemerkungen" enthalten, hätte dem Leser etwas mehr geboten werden dürfen, um so mehr, als Ehrlich am Schlusse des Kapitels einem „unbekannten Aesthetiker", dem berliner Professor Trahndorff, der 1827 ein Buch über Aesthetik schrieb, eine ausführliche Betrachtung widmet. Wir können bei dieser Gelegenheit den Verfasser noch auf einen andern, ebenfalls recht unbekannten und immerhin bedeutendern Aesthetiker aufmerksam machen, nämlich auf Martin Deutinger, der in seiner Kunstlehre („Grundlinien einer positiven Philosophie", vierter Band, Regensburg 1845) manche originelle und beachtenswerthe Gedanken über Musik ausspricht.

Die Kapitel 6 bis 8 behandeln die Entwickelung der deutschen Musikästhetik seit 1850. Das sechste Kapitel zunächst ist Schopenhauer und Wagner gewidmet. Ehrlich erklärt im Eingang, daß er gegen die von Baireuth ausgehende Polemik, gegen jenes unbedingte Verwerfen jedes andern Strebens und gegen jene sonderbaren Weltanschauungen, welche die Menschheit zur gänzlichen Besserung führen sollen, entschiedensten Widerwillen hege, aber andererseits ungeheuchelte große Bewunderung für manche Schöpfungen Wagner's, in dem eine ganz ungeheuere Kraft thätig sei und der in der Kunstgeschichte fast einzig in seiner Art erscheine. Wir sehen also, daß der Verfasser von echten Wagnerianern als ein Lauwarmer bezeichnet werden muß.

Der Zusammenhang und die geschichtliche Entwickelung der Schopenhauer'schen und Wagner'schen Ansichten über Musik werden in klarer, übersichtlicher Weise besprochen. Bei Schopenhauer hebt der Verfasser diejenigen Sätze hervor, die „den stärksten Beweis liefern, daß der geniale Denker nicht das geringste Verständniß für Musik besaß". Das ist in gewissem Sinne richtig, aber trotzdem muß anerkannt werden, daß Schopenhauer manchen trefflichen Gedanken über das Wesen der Musik ausspricht. Seine eigentliche Grundanschauung, daß die Musik das directe Abbild des Willens sei, wird von Ehrlich kurz angeführt, aber nicht weiter besprochen. Es hätte aber wenigstens darauf hingewiesen werden müssen, daß Schopenhauer von dem richtigen Gedanken ausgeht, die Musik gebe alle Bewegungen des Seelenlebens, alle Regungen unsers innersten Wesens wieder; daß er dann aber in puren Mysticismus geräth, wenn er behauptet, die Musik sei die Sprache, die Offenbarung des Weltwillens, des Dings an sich, des metaphysischen Wesens, welches doch ein schlechthin Unerkennbares, Unfaßliches, Unvorstellbares ist. Wagner's ästhetische Ansichten werden etwas ausführlicher und in klarer, präciser Weise behandelt, jedoch hätte speciell seine Theorie des Musikdramas und die sich daran schließende ästhetische Literatur eingehender berücksichtigt werden sollen. Sehr interessant ist die Darlegung der Concordanz Wagner'scher Aussprüche mit denen der Romantiker.

Das siebente, umfangreichste Kapitel des Buchs behandelt die formale Aesthetik, die ja für die Musik von besonderer Bedeutung ist. Herbart, der den Grund gelegt, und Zimmermann, der das System aufgebaut, werden eingehend, mit großer Klarheit und trefflicher kritischer Würdigung besprochen. Die allgemeinen Principien Herbart's sowie seine speciellen musikalisch-ästhetischen Lehrsätze werden übersichtlich vorgeführt. Herbart verdient eingehende Betrachtung: ist er doch neben Krause der einzige wirklich musikalische Philosoph. An die betreffenden Sätze Zimmermann's anknüpfend, bespricht der Verfasser die Fundamentalfrage der Musikästhetik über Form und Gehalt in der Musik. Mit Recht erklärt er, daß das musikalische Kunstwerk (überhaupt jedes) wirkliche Beseeltheit besitze, und daß ohne solche „Vollkommenheit und harmonischer Abschluß" nicht denkbar seien. Es sei zu wenig, wenn Zimmermann sage, der Musik sei „die Möglichkeit" geboten, „das Psychische darzustellen"; vielmehr

stelle sie alle Bewegungen des Seelenlebens in tönenden Bewegungsformen dar, in einer Stärke, wie keine andere Kunst es vermöge. „Die Wirkung der Musik überspringt die Vorstellungen und erzeugt die Stimmung; erst nach der Stimmung kommt die Vorstellung, die Vergleichung mit Aehnlichem."

Wenn nun so Ehrlich die Erzeugung von Stimmungen wesentlich mit zur Wirkung der Musik rechnet, so legt er doch andererseits das größte Gewicht auf die Bedeutung der reinen Form. In trefflicher Weise entwickelt er seine Ansichten über den Unterschied des musikalisch-ästhetischen Genusses und des gewöhnlichen Gefühlsgenusses. Der gefühlvolle Musikfreund bleibe bei Stimmungen und den sich erschließenden Vorstellungen stehen, beurtheile danach das musikalische Werk; der ästhetisch-musikalische Hörer prüfe die rein musikalischen Formen des Werks nach den musikalischen Kunstgesetzen. Dabei finde sich, daß mit der Steigerung der Form, der thematischen Entwickelung auch zugleich die Wirkung auf Gefühl und Stimmung gesteigert werde. „Der Genuß an der künstlerischen Schönheit der Tonform unterscheidet also den Aesthetiker (soll heißen: ästhetisch Genießenden) von dem nur im Gefühl schwelgenden Musikfreunde."

Gewiß liegt sehr viel Richtiges in diesen Sätzen, und es ist sehr anzuerkennen, daß der Verfasser bemüht ist, der Bedeutung des seelischen Gehaltes wie der der rein musikalischen Form gerecht zu werden; auch ist die Betonung der letztern gegenüber den Vertretern der ausschließlichen Gefühlsansicht durchaus nothwendig. Dennoch scheint Ehrlich einen Punkt zu übersehen: wenn die Musik Stimmungen, Seelenbewegungen ausdrückt oder erregt, sollte es dann bei der Beurtheilung des Werthes eines Musikwerks nicht mit in Betracht kommen, inwieweit in demselben ein charakteristischer, klarer Ausdruck der Stimmungen erreicht ist? Daß mit der Steigerung der rein musikalischen, formalen Schönheit zugleich auch der Stimmungsgehalt gesteigert werde, mag im allgemeinen zugegeben werden; aber ich meine, es gibt auch Fälle, wo der charakteristische Ausdruck tiefer psychischer Probleme auf Kosten der rein formalen Schönheit erreicht wird. Ich will hier, von Wagner und Liszt ganz abgesehen, nur auf Beethoven verweisen. Die Häufung der Dissonanzen und die kühnen Modulationssprünge, wie wir sie in einer Reihe seiner spätern Werke, z. B. in der großartigen Sonate op. 106 (besonders im letzten Satze) finden, lassen sich nicht nach dem Maße rein formaler Schönheit, sondern nur als charakteristischer Ausdruck tiefer Seelenbewegungen, psychischer Conflicte erklären und richtig würdigen.

Nach Erörterung der Fundamentalfrage der Musikästhetik wendet sich der Verfasser zu Hanslick, dessen epochemachender Schrift „Vom Musikalisch-Schönen" eine Punkt für Punkt vorgehende Darlegung gewidmet ist. Dabei ist auffallend, daß die Differenz verwischt und überwiegen wird, die zwischen seiner oben dargelegten Anschauung und derjenigen Hanslick's besteht, welcher die Beziehungen der Musik zum Gefühl gänzlich verwirft und den Ausdruck von Stimmungen nicht zu ihrem künstlerischen Wesen rechnet.

An die Besprechung Hanslick's schließt sich die Betrachtung seiner beiden Hauptgegner, Ambros und Graf Laurenein, an, bei welcher Ehrlich sich der rein formal-ästhetischen Ansicht wieder mehr zuzuneigen scheint. Er ist zu einsichtig, um die innigen Beziehungen der Musik zum Gefühl, ihren Stimmungsgehalt zu verkennen, hat dabei aber von vornherein eine Vorliebe für die Formalisten.

Ein Punkt der Hanslick'schen Schrift hätte wohl eingehender berücksichtigt werden sollen, der fundamentale Satz, daß die Wirkung der Musik nicht darin bestehe oder bestehen solle, Gefühle und Affecte im Hörer zu erwecken, sondern daß sie wie alle Kunst in reiner Anschauung, contemplativ zu genießen sei. Dieser Satz ist unabhängig von der Frage, ob die Musik Stimmungen ausdrücke. Es handelt sich hier um die bekannte, von Kant zuerst aufgestellte „Interesselosigkeit des Schönen". Ich meine, jedes Kunstwerk, also auch das musikalische, gibt uns nur ein Bild des Lebens; die Stimmungen oder Gefühle, welche die Musik ausdrückt, sollen nur unserer ästhetischen Anschauung, unserer Phantasie dargeboten, aber nicht relativ in uns hervorgerufen werden, wie sie ein Vorgang des empirischen Lebens erzeugt. Unsere Phantasie führt uns die Stimmung der Trauer, der Sehnsucht, der Heiterkeit u. s. w. vor, aber wir werden nicht wirklich traurig oder heiter; sonst hörte die ästhetische Contemplation auf. „Was man im Bilde gern genießt, uns im Leben oft verdrießt", sagt Goethe. In diesem Sinne des reinen Phantasiegenusses im Gegensatze zum empirisch-realen Erleben sagt auch Schopenhauer, daß die Musik „alle Regungen unsers innersten Wesens wiedergibt, aber ganz ohne die Wirklichkeit und fern von ihrer Qual". Auf der andern Seite wäre allerdings wiederum darauf hinzuweisen, daß Hanslick nach Herbart's Vorgang irrigerweise auch das ästhetische Gefühl, d. h. die Lust, das Wohlgefallen am Schönen, aus der Aesthetik verbannen will. Die Schönheit eines Trauermarsches erzeugt das ästhetische Gefühl des Wohlgefallens, der idealen Lust; aber der Trauermarsch erzeugt nicht das empirisch-reale Gefühl der Trauer, des Schmerzes, was eine Unlust wäre.

Im achten Kapitel finden die übrigen wichtigern Arbeiten über Musikästhetik ihre Besprechung, und zwar die der Aesthetiker Fr. Vischer, K. Köstlin und Carriere, des Psychologen Lazarus, des großen Physiologen Helmholtz und der Musiktheoretiker Hauptmann, Krüger, Marx und H. A. Köstlin. Die Bedeutung des betreffenden Bandes der Vischer'schen „Aesthetik" wird gebührend gewürdigt, dagegen wird dessen sehr wichtige „Kritik meiner Aesthetik", in welcher er, von dem neuen Begriffe des ästhetischen Symbolisirens (d. h. der Phantasiebeseelung unbeseelter Objecte) ausgehend, auch über das

Wesen der Musik wichtige Betrachtungen bringt, nicht weiter berücksichtigt. Was Helmholtz betrifft, so hätten dessen hochbedeutende Untersuchungen, vor allem auch seine Ansichten über das Princip der Tonalität, etwas eingehender besprochen werden können. Eine interessante kritische Betrachtung über Helmholtz' Theorien und ihr Verhältniß zur Musikästhetik gibt, wie ich hier bemerken will, Wilhelm Tobias in seinem wenig bekannten Buche „Grenzen der Philosophie" (Berlin 1875).

Zwei sehr hervorragende Forscher auf dem Gebiete der Aesthetik hätten in diesem Kapitel noch besprochen werden sollen: Fechner und Lotze. Fechner's „Vorschule der Aesthetik" wird zwar im elften Kapitel rühmend erwähnt, auch sagt der Verfasser, daß der Abschnitt über Musik in derselben (XIII, 1) von keinem gebildeten Musiker und Musikfreunde ungelesen bleiben sollte, jedoch geht er nicht weiter darauf ein. Eine kurze Darstellung von Fechner's Ansichten wäre wohl motivirt gewesen. Der geistvolle Lotze, der in seiner Schrift „Ueber die Bedingungen der Kunstschönheit" und in dem Abschnitt über Musik in seiner „Geschichte der Aesthetik in Deutschland" sehr beachtenswerthe Gedanken über das Wesen der Musik entwickelt, hätte nicht ganz übergangen werden sollen.

In den drei folgenden Kapiteln (9 bis 11) werden die historische, schöngeistige und kritische Musikliteratur behandelt, soweit sie mit der Musikästhetik im Zusammenhang steht. Die Werke von Ambros, Brendel, H. A. Köstlin, Laughans, Riehl, Winterfeld, Jahn, Chrysander, Spitta u. a., die Aufsätze von Ehlert, Ambros, Hiller u. a. werden in Kürze besprochen und charakterisirt. Der Verfasser zeigt hier große Belesenheit und richtiges Urtheil und weiß auf wenigen Seiten den Leser mit der Musik-Literatur in ihrer Bedeutung bekannt zu machen.

Von besonderem Interesse sind im elften Kapitel die Betrachtungen über die musikalische Tageskritik und ihre Aufgabe, also ein Gebiet, auf welchem Ehrlich selbst in hervorragender Weise thätig ist. Die Hauptfrage, die er zu beantworten sucht, ist diese: „Welche Aufgabe hat die Musikästhetik zu erfüllen, welchen Weg einzuschlagen, damit sie die Erkenntniß der Kunst und des Musik-Schönen befördere?" Er kommt nun nochmals auf die bereits im siebenten Abschnitt bezüglich der formalen und der Gehaltsästhetik ausgesprochenen Sätze zurück. Hier hebt er sehr richtig hervor, daß „alle, selbst die einander entgegengesetztesten Systeme der Musik eine starke Beziehung zum Gefühlsleben zugestehen, und daß sie nur in der Erklärung des Ursprungs dieser Beziehungen sich voneinander unterscheiden". Der Grundinhalt der Sätze der formalen Aesthetik stehe in Bezug zum Gefühlsleben; andererseits aber verlören die Hinweise auf die Gefühlsregungen ohne eine genaue Feststellung der ungeheuern Wichtigkeit des Formalen allen Halt. Bei der gründlichen Beurtheilung von Tonwerken sei also weder der absolute ästhetische Idealismus noch der absolute Formalismus consequent durchzuführen; beide böten Lücken; die Aesthetik sei eben, wie Vischer sagt, noch in ihren Anfängen. Die Prüfung eines Tonkunstwerks müsse zuerst auf Grundlage der Gesetze formal musikalischer Schönheit erfolgen; die angewandte Aesthetik müsse auf dem Boden der Thatsachen der musikalischen Gesetze stehen. Ueber diesen Standpunkt der rein formalen Beurtheilung der Tonkunstwerke haben wir bereits oben gesprochen, kommen also nicht mehr darauf zurück.

Die Uebersicht über die Entwickelung der deutschen Musikästhetik ist damit beendet; der Verfasser zieht aber auch im Anhange I die Musikästhetik Frankreichs, Italiens und Englands in den Kreis seiner Betrachtungen. Es handelt sich allerdings nicht um eine Geschichte der Musikästhetik in diesen Ländern, denn dort wird das Studium derselben überhaupt erst etwa seit den sechziger Jahren gepflegt. Die wichtigsten Arbeiten über Musikästhetik, welche in den letzten beiden Decennien jene Nationen hervorgebracht haben, werden hier besprochen. Dieser Abschnitt ist um so schätzenswerther, als den meisten Lesern, sofern sie sich nicht speciell mit dem Gegenstande beschäftigt haben, von den außerdeutschen musikästhetischen Arbeiten sehr wenig bekannt sein dürfte. Ehrlich zeigt, daß er auch auf diesem Gebiete wohl bewandert und belesen ist.

Von der französischen musikästhetischen Literatur werden zunächst die beiden Werke „Philosophie de la musique" (1865) und „La musique et le drame" (1877) von Beauquier besprochen, dessen extremer, über Hanslick hinausgehender Formalismus, welcher der Musik jede Beziehung zum Gefühl, jeden idealen Gehalt, jede symbolische Bedeutung abstreitet und sie mit Brocatornamenten vergleicht, eine schärfere Kritik verdient hätte. Dann folgt die Besprechung des originellen Buchs des Philosophen und Dichters Laprade: „Contre la musique", und des interessanten, verdienstvollen Werks von Lussy: „Traité de l'expression musicale" (1877).

Die Musikästhetik Italiens wird auf zwei Seiten erledigt, da dieselbe in wissenschaftlicher Hinsicht nicht von großem Werthe ist. Eingehend werden dagegen zwei sehr bedeutende Arbeiten englischer Forscher besprochen, nämlich der Essay „The origin and function of music", von H. Spencer (1874) und die Sammlung von Abhandlungen „Sensation and intuition" von Sully (1874), welche beide davon ausgehen, daß sie die Musik aus den ersten, rein physischen Empfindungsäußerungen in Tönen herleiten. Der Verfasser weist auf die Wichtigkeit dieser physiologisch-psychologischen Untersuchungen über den Ursprung der Musik hin; er hätte auch hervorheben können, daß gerade sie den absoluten Formalismus, welcher der Musik die Ausdrucksfähigkeit für Gemüthsbewegungen abspricht, endgültig widerlegen. Darwin's Untersuchungen über denselben Gegenstand in seinem Buche über den „Ausdruck der Gemüthsbewegungen" (Kapitel 4) hätten wol auch erwähnt zu werden verdient.

Der Anhang II von Ehrlich's Buch bietet eine nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit der Geschichte der Musikästhetik stehende Studie über „Musik und Moral", die zuerst in der „Gegenwart" vom October 1880 erschien. Ein wichtiges Thema wird hier in klarer, einsichtsvoller Weise behandelt; diese Abhandlung verdient von allen denen beherzigt zu werden — und es sind deren viele —, welche die Gebiete der Aesthetik und der Moral, des Schönen und des Sittlichen zu vermengen pflegen. Gewiß ist der Schlußsatz des Werks zu unterschreiben: „Wahren wir der Schönheit ihr Recht, in welcher Form sie immer erscheine, indem wir sie vor moralischen Unterschiebungen schützen; wahren wir aber auch der Moral ihr Recht, indem wir sie gegen die Vermengung mit der Kalobiotik vertheidigen."

Ein reicher, belehrender Inhalt wird dem Leser in H. Ehrlich's Schrift geboten; die Darstellung ist nicht minder zu loben; das Buch ist sehr sorgfältig, elegant und flüssig geschrieben und darum eine sehr angenehme Lektüre. Musiker und Musikfreunde sollten es nicht ungelesen lassen.

Friedrich von Goeler-Ravensburg.

Eine Dichterfreundin.

Briefe von Charlotte von Kalb an Jean Paul und dessen Gattin. Herausgegeben von Paul Nerrlich. Mit zwei Facsimiles. Berlin, Weidmann. 1882. Gr. 8. 4 M.

Weimar und immer aufs neue Weimar! Es ist nicht der bloße Städtename der Geographie, es ist der Ort einer intelligibeln Welt, welcher, so oft wir den Namen aussprechen hören oder ihn lesen, uns sofort elektrisirt. Nicht einmal darauf kommt es an, ob wir einmal oder wiederholt dort gewesen, sondern nur darauf, daß wir mit dem vertraut sind, was sich dort ereignet hat, dessen Folgen sich so weit erstrecken, daß auch die Nachwelt fort und fort leichter auf manche Vorzüge der Profangeschichte verzichten dürfte, aber von dem aufs genaueste wir unterrichtet sein wollen, was in Weimar einst sich abgespielt hat, was die auserlesensten Geister der deutschen Nation, so Männer wie Frauen, daselbst vollbracht haben, was sie einander gewesen sind: wahrlich ein Drama, für welches man bereits jetzt alle civilisirten Völker der Erde als dessen gespannteste Zuschauer annehmen darf. Auch Jean Paul erscheint in Weimar, wenngleich nur als Gast. Charlotte von Kalb wohnt daselbst. Wer denkt hier nicht an jenes berühmte Wort der Geschichte: Ich kam, ich sah, ich siegte? Ja wohl, beide kamen zueinander, sahen einander, siegten über einander, die Ruhe beider war dahin. Dies allein schon läßt schließen, was Charlotte von Kalb ursprünglich gewesen sein muß.

Gewiß rief sie nur im stillsten Innern mit Homer, und falls sie kein Griechisch verstand, in der Voß'schen Uebersetzung aus: „Wunder dem Anblick!" Sie hatte von Jean Paul vielleicht noch wenig gelesen, aber auf der Stirn dieses eminenten Kopfes wußte sie trefflich zu lesen. Das erklärt nur Ursympathie. Sie hatte es sogleich weg, daß diese Stirn die Siedelei, der Kampfplatz der seltensten, der drolligsten, durchtriebensten, wie der originellsten, imposantesten, erhabensten Geister sei. Und war es allein das edelste, auserlesenste Organ des menschlichen Körpers, eine Physiognomie, die den Denker und den Dichter sogleich verrieth? War's nicht auch ein ebenso normaler wie abnormer, wahrhaft plastischer Gliederbau, von den Platonischen Schulterbreiten und der Brust bis hinunter zu den mannhaftesten Füßen?

Doch wenden wir uns jetzt zu dem vorliegenden Buche. Wir gestehen, wie groß auch die Spannung war, mit der wir dem Erscheinen desselben entgegensahen, es hat erst sehr allmählich uns gelingen wollen, uns an die Weise der zweifellos genialen Frau zu gewöhnen. Wir glauben gern, daß Frau von Kalb, nachdem sie zum ersten mal Jean Paul gesehen, gesprochen, von ihm ganz hingenommen gewesen und für den übrigen Tag keine Worte gefunden hatte, gewiß hat sie irgendwo schnell darauf ihr Außersichsein aufs Papier gebracht; es war nur ein schadenfroher Zufall, der uns das kostbare Blatt für immer rauben mußte. Und Jean Paul? Mindestens hat er sicher, sowie er sie sah und sprach, im verborgensten Ich gerufen: Titanide!, augenblicklich aber auch einen Schreck darüber empfunden, daß er jenes Wort unwillkürlich laut ausgestoßen, um sich nur erst Luft zu machen.

Hatten wir also in Charlottens Briefen gleich von vornherein einen in reichster Fülle gewaltig brausenden Strom erwartet, so sahen wir uns statt dessen darauf beschränkt, zu finden, daß der Quell erst tropfenweise lebendiger wurde, erst nach und nach wirklich neue Gesichtspunkte, überraschende, tiefe Gedanken hervorsprudelte, oft freilich mehr Andeutung als Ausführung, dann plötzlich sogar packende Ideen auswarf, und nur ganz gegen das Ende schwermüthig versiegte und versickerte. Und doch alles in allem: ein höchst interessantes Buch.

Daß es sich so verhält, davon ist nicht entfernt Charlotte von Kalb der Grund, sondern ihr entsetzliches Schicksal. Sie selbst hat durch den Kern ihres Wesens, durch die hinreißende, seltene Schönheit, Erhabenheit ihrer persönlichen Erscheinung, gewiß auch durch das Musikalische ihres Sprachorgans eine Magie ausgeübt, der selbst Genien ersten Ranges, der sogar Schiller und Jean Paul keinen Widerstand leisten konnten.

Trotz des Angedeuteten verspricht gleich der erste Brief: „Weimar, den 29. Februar 1796", das empfänglichste, selbständigste, lebendigste Eingehen nicht blos auf die frühere

und die damalige Literatur, auf einzelne Werke, auf andere hervorragende Persönlichkeiten in Weimar. Charlotte scheint also erst später mit einigen der bedeutendsten Schriften Friedrich Richter's vertraut worden zu sein. Auch beruft sie sich für „Hesperus" und „Quintus" auf Wieland. Sie nennt außerdem die Herren von Knebel, Einsiedel und von Kalb. Im weitern kommt sie auf die Idee als solche zu sprechen, gibt dieser so entschieden die Ehre, daß man sieht, sie liebt nicht blos die Dichter, sondern auch die Denker, und ihr selbst ist Denken innerstes Bedürfniß; wie feinfühlig und treffend spricht sie von Jean Paul's „Blumenstücken" und beschämt darin zwei unserer neuern, vielgepriesenen Literaturgeschichtler, welche sich offenbar die ärgsten Blößen gegeben haben durch die geringe Schätzung eines so köstlichen Romans wie der „Siebenkäs".

Bald kam der unvergeßliche Tag, an dem Charlotte von Kalb und Jean Paul zum ersten mal einander sahen. In einer Anmerkung des trefflichen Herausgebers heißt es: „Jean Paul war am Freitag, den 10. Juni, in Weimar angekommen." Gewiß wird Charlotte in der nächsten Nacht wenig geschlafen haben, so stark gewitterte es in ihr. Auch in den ersten sechzehn Briefen begegnen wir schon brillanten Einfällen, weithin leuchtenden Schlaglichtern, tiefen Anschauungen einer echt weiblichen Sensitiven, die männlichem Scharfblick nicht das geringste nachgeben. Dann aber ist es mit einem male, als suche sie absichtlich ihre Rettung in einer Wendung nach außen, um nicht durch innere Mächte ihr Bewußtsein zu verlieren und sich erst wieder zu sammeln für Jean Paul, den Unwiderstehlichen, den Titanen der Geisterwelt. Sie setzt sich ordentlich zur Wehr und doch mit dem Geständniß, besiegt zu sein! So lesen wir im siebzehnten Briefe das inhaltschwere, vom eigenen Genius beflügelte Wort: „Kalypso hat nicht verwandelt, sondern sie ist verwandelt worden."

Wahrlich, Charlotte hat ganz das Zeug, nicht etwa wie das fluctuirende Herz und der tagtägliche Lebensreiz tausender und wiederum tausender, und zwar schon außergewöhnlicher Mädchen und Frauenseelen, blos glücklich zu sein; sie ist durch Jean Paul überselig geworden, er durch sie in das höchste Erstaunen gesetzt. Doch welches Unglück bricht über Charlotte herein! Schon immer durch das leibliche Auge beeinträchtigt, versagt dieses von Tag zu Tag ihr mehr; darunter leidet ihre Lektüre, sogar ihr Briefschreiben wird wider Willen ein anderes, als es sonst geworden wäre. Zwar sie hat noch ihr Seelenauge — und welches! zwei glutrothe Sterne erster Größe —, aber sie tastet nur noch, verliert die Richtung, kommt für den Augenblick zu einer Art von Verzweiflung, Stürme von außen und innen wüthen, sie steht in Gefahr, ihr Vermögen zu verlieren; auch büßt sie es wirklich ein; andere, sogar tragische Vorgänge begeben sich in der Familie; ihr Jean Paul, obwol immer ihr treu, geht noch auf andere Verhältnisse ein. Dennoch im Allerinnersten fühlt sie sich zur Production berufen. Die folgenden Briefe beweisen es schlagend. Da gibt es nicht blos Goldwäsche, Goldstaub aus dem Wasser geschöpft: nein, Goldbarren, Diamantenbänke, wie es Austernbänke gibt. Aber Ruhe und wiederum Ruhe, Besonnenheit fehlt, während sie Genie besitzt. Dennoch weiß sie das Maß zu schätzen. „Nenne mich nicht Titanide!" schreibt sie an Jean Paul. Da heißt es: „Ich bin zufrieden und nicht traurig, aber mein Geist schwebt immer auf der Höhe, wo er in bodenlose Abgründe oder in die lichte Sternenhöhe des neuen Lebens schaut." Dann wieder: „Die Wahrheit, den Charakter und die Erhebung in den freien Horizont des Geistes muß sich das sich bewußte Wesen zu erhalten suchen." Alles in diesen jedenfalls herrlichen, unvergleichlichen Briefen, die man nicht oft genug lesen kann, ist jene holde Ungenirtheit, wie sie nur dem Genie in solchem Grade eignet. Auch das wechselnde Sie und Du der Anrede ist ebenso reizend wie natürlich. Ab und zu macht sie Reisen, doch, wo sie auch weilt, immer und überall siedelt sie sich im Höchsten an, und jede Zeile zeugt von einem ebenso zarten wie vollbesaiteten Gemüth. Auch am Vaterland, an dem Gange der Freiheitskriege nimmt sie den lebhaftesten Theil, selbst unermüdet thätig, aufopfernd, wo sich irgend Gelegenheit bietet. Die Briefe Jean Paul's an Charlotte sind vom schwersten Gewicht, ebenso außerordentlich wie gediegen, die von Frau von Kalb an Karoline Richter (Jean Paul's Gattin) voll innigster Anhänglichkeit. In einem der Briefe Charlottens findet sich der tiefe Ausspruch: „Möchte es uns mit jedem seltenen, guten Menschen so gehen, wie uns mit uns. Was die Phantasie, die Sehnsucht und der empfindlichere Sinn in einem hellen Feuer verklärt erblickte, findet endlich die Vernunft und Erkenntniß wahr, gründlich, ewig."

Noch bemerken wir, daß die entzückende Linda de Romeiro im „Titan" doch streng genommen eine ganz andere, ob auch geistesverwandt mit Charlotte von Kalb ist. In jener ahnen wir schon George Sand, diese ist durch und durch deutsch, freilich trotz aller Niederlagen eine geniale Heroine.

Der Herausgeber hat sich durch die Veröffentlichung dieser Briefe ein großes Verdienst erworben. Möchten sie weit und breit gelesen werden. Sie wären recht geeignet, auch das weibliche Geschlecht wieder auf Jean Paul hinzulenken und vielen der Heutigen eine ganz neue Welt aufzuschließen.

Alexander Jung.

Ein Lehrbuch der Mythologie.

Allgemeine Mythologie von Friedrich Kurts. Zweite Auflage. Mit 106 eingedruckten Holzschnitten. Leipzig, T. O. Weigel. 1881. 8. 7 M.

Wenn ein Lehrbuch der Allgemeinen Mythologie in zweiter Auflage erscheint, so ist dies ein beachtenswerther Erfolg, und wenn er auch nur bewiese, daß das Buch seine Leser gefunden habe; einen Vorzug muß es also jedenfalls haben, denn die Mythologie ist kein so populäres und amusantes Gebiet, das von vornherein wander- und schaulustige Leser anzöge. Für eigentliche Gelehrte aber ist das Buch, wie uns schon die Vorrede belehrt, nicht geschrieben; es will „ein praktisches Hülfsmittel für die Freunde des Alterthums sein, welche auf dem Gebiete der Mythologie eine Zusammenstellung des allgemein Wissenswürdigen suchen". Fragt man nach dem Bedürfniß (was eigentlich in unserm schreibwüthigen Säculum bei jedem neu erscheinenden Buche Nummer 1 auf dem Fragebogen sein sollte), so lautet die Antwort nicht ungünstig, denn zusammenfassende Lehrbücher des gesammten mythologischen Stoffs sind Güte, was die eine wirkliche Rarität betrifft, oder sie sind bereits zu alt geworden, um noch als orientirend gelten zu können (so das Werk von Stuhr: „Allgemeine Geschichte der Religionsformen" u. s. w.), oder zu weitschweifig (wie Konrad Schwenck's „Mythologie der asiatischen Völker, der Aegypter, Griechen, Römer u. s. w.", 7 Bände); am handlichsten wäre noch K. Eckermann's „Lehrbuch der Religionsgeschichte und Mythologie der vorzüglichsten Völker des Alterthums", wenn es für etwas anderes gelten könnte, als was es eben ist, ein Plagium aus den Vorlesungen Otfried Müller's, während das geistreiche Buch von Johannes Scherr: „Geschichte der Religion", in höherm Fluge einen viel größern Horizont umspannt (wie schon sein Titel andeutet). Allein selbst für den Fall, daß der Standpunkt, den unser Verfasser einnimmt, schon von einem Zeitgenossen eingenommen und seine Arbeit von einem andern schon gethan wäre, so würde es sich erst noch fragen, ob nicht die formelle Beschaffenheit allein schon die Existenz des Buchs rechtfertigen könnte, und die Antwort müßte bejahend lauten. Man wiegt sich bei vorschreitender Lesung desselben in dem wohlthuenden Gefühl, den Weg ohne alle und jede Störung, ohne Steine des Anstoßes, auf durchaus ebenem und gescheuertem Boden zurücklegen zu können. Ein klares schönes Deutsch, das die richtige Mitte hält zwischen „germanistischer" Knappheit und Gesuchtheit auf der einen und zwischen dem breit und seicht fließenden Strom bequemer Redseligkeit auf der andern Seite. Das einzige Wort „Mythe", das allerdings oft genug verkannt, hat den Referenten jeweilen geärgert, obschon es leider in dieser Misgestalt weiblichen Geschlechts bereits Landesmünze geworden und nachgerade unausrottbar zu sein scheint!

Die Hauptsache bleibt indeß immer der Inhalt und der Geist, in welchem er gestaltet ist. Was jenen anlangt, so ist uns aufgefallen, daß bei Behandlung der griechischen Mythologie die Heroensage (die bei Preller z. B. beinahe die Hälfte des Werks einnimmt) weggelassen ist und nur gelegentlich einiges davon zu Gnaden kommt, nämlich da, wo es zur Illustrirung eines Götterwesens dient (z. B. Oedipus bei den Erinnyen), während dann wieder „Herakles" einen Abschnitt für sich einnimmt. Das ist in jedem Fall inconsequent, und man mag nun die griechische Mythologie als Vorhalle zur Wissenschaft, oder als Compendium der Naturgeschichte, oder als Schöpfung des Speculationsgeistes, oder als den Niederschlag ethischer Gefühle und Eindrücke, oder als Vorgeschichte des Volks, oder als Mischung aller der genannten Factoren ansehen — immer wird und muß die Heroengeschichte einen breiten Raum auf ihrer Fläche einnehmen. Es gibt Heroen und Heroinen, deren urgöttliches Wesen mindestens ebenso deutlich durch ihre Hülle hindurchschimmert, als dies bei Herakles der Fall ist: Theseus, Helena, Agamemnon; warum sollen diese alle wegfallen? Jeder Heros (im antiken Sinne) ist das Gebilde einer der obengenannten Kräfte oder Zustände, gewöhnlich mehrerer zusammen; wie also ein Lehrbuch der Mythologie über die Heroen hinweg zur Tagesordnung schreiten kann, bleibt uns ein Räthsel, das auch der „Mangel an Platz" nicht löst, denn selbst wenn wir die Berechtigung dieses Nothschreis zugeben wollten — was nicht der Fall ist —, so dürfte man den Verfasser billigerweise fragen, ob er denn die kunsthistorische Abhandlung über „das griechische Götterhaus" für so viel wesentlicher und nothwendiger halte. Was nun die Ausgestaltung und geistige Durchdringung des Inhalts betrifft, so ist diese dem Zweck des Buchs angemessen, d. h. der Bestimmung, eine populäre Mythologie zu sein; wenn aber die im Vorwort aufgestellten Grundsätze für die Mythologie überhaupt maßgebend sein sollen (wie der Verfasser zu glauben scheint), so wird man nicht umhin können, dies gar sehr zu modificiren, zu ergänzen, ja zu bekämpfen. Der Verfasser hat nämlich sein Werk (was in Rücksicht seines Zwecks und Standpunkts nur löblich ist) mit saubern Holzschnitten aus dem Gebiete der Kunstmythologie ausgestattet; es findet sich aber nirgends eine Andeutung, daß die Kunstmythologie weit davon entfernt ist, mit der wirklichen Mythologie identisch zu sein, d. h. mit der Mythologie, welche der Volksgeist als Repertorium seiner Gesammtanschauungen sich geschaffen hat. Die Mythologie der Künstler und Dichter, die man mit weit mehr Recht als eins fassen kann, ist von jener in hundert Fällen weit verschieden, ja geradezu eine bewußte oder unbewußte Fälschung derselben. Sie ist sinnig, plastisch, poetisch; aber echt ist sie nicht. Es ist ganz richtig, was der Verfasser bemerkt, man darf die Mythologie „nicht mehr einzig und allein als Sprache der Phantasie auffassen und darstellen";

aber hat er das nicht gerade gethan? Ist nicht eben die Künstler- und Dichtermythologie die Sprache der Phantasie? Wir lesen weiter: „Ohne weitverzweigte Erklärungsversuche und ohne künstliche Combinationen wird das Verständniß in einfacher Weise vermittelt, mit möglichster Hingebung an die Denk- und Gefühlsweise der Zeiten, in welchen jene Mythenbilder entstanden sind"; doch dieser Proceß ist durchaus nicht so einfach, wie es hier scheint, im Gegentheil, er gehört zu den denkbar schwierigsten: wie denn die wissenschaftliche Mythologie eine der complicirtesten und gewaltigsten Aufgaben ist, welche dem menschlichen Geiste gestellt sind. Hier heißt es: erst zersetzen, dann combiniren und construiren; weder mit den Operationen des Verstandes allein, noch auch mit den Eingebungen des „einfachen" Gefühls, noch mit den Schwingen der Phantasie reicht man hier aus, sondern die drei genannten geistigen Factoren müssen einträchtig zusammenwirken. Und daß dies nöthig geworden ist, daran sind zumeist gerade die Dichter und Künstler schuld. Für die eigentliche und wahrhafte Volksmythologie ist der schlichte nüchterne Pausanias eine viel echtere und viel reichere Quelle als die Dichter, außer Homer und Hesiod, und die Künstler zusammengenommen. Und sogar Homer, wie viel weiß er nicht mehr, und wie viel will er nicht mehr wissen! Wenn vollends Herodot recht hätte mit seinem bekannten Ausspruch, daß Homer und Hesiod den Griechen ihre Theogonie geschaffen, den Göttern Namen gegeben und ihnen Aemter und Verrichtungen zugetheilt haben, dann läge die wirkliche Mythologie erst recht im Argen. Aber der Ausspruch hat nur Berechtigung, wenn man das allein als ganze und urechte Mythologie betrachtet, was nach und durch Homer sich in der Vorstellung der Griechen einbürgerte.

Daß der Verfasser nicht bei jedem Mythus seinen Scharfsinn versucht, daß er also die Deutung dem Leser überläßt, wäre eine löbliche Zurückhaltung, wenn sie nur nicht auch da sich geltend machte, wo ein paar Worte der Orientirung gar sehr am Platz gewesen wären; die ars nesciendi ist hier, wie es uns scheint, ins Extrem getrieben. Man weiß allerdings in mythologicis nicht so viel, als manche Mythologen, besonders die vergleichenden, glauben; aber man ist doch über manches im Reinen, was der belesene und, wie man wohl merkt, mit den neuern Forschungen nicht unbekannte Verfasser ohne Deutung gelassen hat. Von den Resultaten der vergleichenden Mythologie ist äußerst spärlich Gebrauch gemacht, und diese Reserve ist unbedingt zu loben; denn nach all dem Aufwand von Gelehrsamkeit, Scharfsinn und combinatorischer Kritik ist das bisherige Facit doch gar zu spärlich ausgefallen — das wirkliche nämlich, nicht das fingirte oder urbi et orbi verkündete. Will man ehrlich sein, so ist außer einigen identischen Namen, wie Prometheus, Hermes, die Kentauren u. s. w., für das wirklich Thatsächliche der einzelnen Mythen, ihren Kern und Inhalt blutwenig herausgekommen; aber allerdings — und das ist ein großer Gewinn — sind einige große Züge des mythenbildenden Geistes dadurch klargelegt und das Naturphänomen als erste Quelle der Mythenbildung erwiesen worden. Was werden freilich die Mystagogen der vergleichenden Wissenschaft zu einer Häresie sagen wie die folgende: „Demgemäß sind die uns entfernter liegenden Göttersysteme der Inder, Perser u. s. w. blos übersichtlich skizzirt worden"? Die Inder und Perser, der Quell aller Mythologie, uns entfernter liegend! Aber hat der Verfasser nicht gleichwol recht, besonders als Bearbeiter einer populären Mythologie?

Die ausgesprochenen Bedenken und Ausstellungen, woran sich noch andere knüpfen könnten (z. B. daß der Satz: „Der Reiz des Klimas und die freundliche Gleichmäßigkeit der Jahreszeiten befestigte den Eindruck; die schauende Weite des Meeres erhielt ihn locker und zugänglich", in seiner letzten Partie einer Phrase so ähnlich sieht wie ein Ei dem andern, und dazu noch einer recht unverständlichen; es ist von Griechenland die Rede) — diese Ausstellungen sollen den Werth des im ganzen guten, ja für seine Zwecke vortrefflichen Buchs nicht im mindesten herunterSetzen. Was verständig, mit Kenntniß, mit philosophischem Geist und mit feinem Formgefühl geschrieben ist, wie das besprochene Buch, kann die angedeuteten Mängel ohne Schädigung seines eigentlichen Wesens ertragen; immerhin wäre es für den Gesammteindruck günstiger, wenn es sie in Zukunft vermeiden würde. J. Mähly.

Zur preußischen Geschichte.

Neuere Geschichte des preußischen Staats vom Hubertsburger Frieden bis zum Wiener Congreß. Von E. Reimann. Erster Band. Gotha, F. A. Perthes. 1882. Gr. 8. 10 M.

Das im ersten Bande vom Hubertsburger Frieden bis zur ersten Theilung des lebensunfähigen Polenreichs gehende Werk des als gründlicher Forscher bekannten Autors entrollt ein allseitig treues Gemälde der zweiten Periode von Friedrich's des Großen Regierung. Es setzt das als gediegen anerkannte Stenzel'sche Geschichtswerk, welches bis zum Frieden von 1763 reicht, fort und stellt den entscheidenden Antheil, den Sachsen an der Vermittelung des letztern nahm, ins helle Licht. Mit der genau behandelten Neuorganisation Westpreußens schließt der erste Band. Sein Schwerpunkt liegt in der anschaulichen und auf sorgfältigstem Detailstudium beruhenden Darstellung der polnischen Verwickelungen, in welcher der Auffassung Ranke's an mancher Stelle widersprochen wird. Werden einst die russischen Archive über diese Dinge erschlossen, so muß noch viel Interessantes, besonders über die Motive zu der von der schlauen Katharina II. von

October 1770 bis Januar 1771 eingehaltenen Politik, zu Tage kommen. Nach Reimann's Forschungen rührte der erste Theilungsplan Polens von Friedrich her und der Gedanke der Theilung entstand drei Monate früher, als gewöhnlich angenommen wird; er behauptet, Rußland habe den Vorschlag keineswegs abgelehnt, es wollte darauf eingehen, aber die von ihm gestellten Bedingungen schreckten Friedrich zurück. Dieser ließ den Plan fallen, Katharina nahm ihn erst anderthalb Jahre später wieder auf. Als sie im Türkenkriege siegreich war, wollte Oesterreich ihr in den Weg treten; um nun die Frucht ihrer Siege nicht einzubüßen, mußte sie den wiener Hof gewinnen oder ihn durch Preußen im Schach halten, und die Furcht vor einem Kriege mit Rußland und mit Preußen bewog Oesterreich, obgleich dessen große Herrscherin voll Skrupel über eine solche Vergewaltigung war, an Polens Zerstückelung theilzunehmen. Außer den alten Quellen und den wichtigen Werken Max Duncker's und Adolf Beer's durchsuchte Reimann mit gewissenhaftem Fleiße die Archive nach neuen Aufschlüssen; die von Häusser im berliner Geheimen Staatsarchive gemachten Auszüge setzte er für die Jahre 1767—77 fort; von hoher Bedeutung waren die Gesandtschaftsberichte aus Petersburg, Paris, Warschau, Wien und Konstantinopel, die von Herrmann publicirten Depeschen des preußischen Gesandten in Petersburg, Grafen Solms, von 1763—67, die geheimen Cabinetsacten und Friedrich's geheime Correspondenz mit seinem Minister Finckenstein über die Verhandlungen mit Rußland wegen der Theilung Polens, die Depeschen der englischen Gesandten in Petersburg, endlich der Briefwechsel Friedrich's mit Katharina, die beide gleich sehr jede Erstarkung Polens zu verhüten wußten, die polnische Anarchie zu verewigen bestrebt waren und im Trüben fischten, mit- und gegeneinander intrignirend. Der Stil Reimann's ist nicht ohne Härten, abgesehen hiervon aber klar und gewandt.

Arthur Kleinschmidt.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Der Weihnachtstisch des Kritikers füllt sich; gute Auspicien für den Weihnachtstisch des Publikums! Von einem der großen Prachtwerke der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart: „Palästina" von Georg Ebers und H. Guthe, liegt der erste Band abgeschlossen da. Georg Ebers hat ihm die ansprechende lesbare Form gegeben; H. Guthe, der erst vor kurzem eine Reise ins Heilige Land gemacht hat, sichert dem Werke die Grundlage der neuesten Forschungen; von ihm rühren auch die kartographischen Beilagen, die Karte von Palästina und der Plan von Jerusalem her, sowie die zahlreichen in der Schlußlieferung enthaltenen Anmerkungen, die neben andern Ergänzungen zugleich die wichtigsten Ergebnisse der im Auftrage des Deutschen Vereins zur Erforschung Palästinas von ihm geleiteten Ausgrabungen enthalten. Im zweiten Theile wird Georg Ebers volle Gelegenheit finden, seine Specialstudien und an Ort und Stelle gemachten Forschungen zu verwerthen. Die uns vorliegenden Schlußlieferungen des ersten Bandes, die zwanzigste bis neunundzwanzigste, enthalten eine Reihe von Abbildungen aus den Gegenden des Jordan und Hermongebirges, aus Damascus, aus den interessanten Trümmerstädten Palmyra und Baalbeck. Sie sind ganz geeignet, in Gemeinschaft mit dem klar abgefaßten anregenden Text nicht blos ein Bild jener Gegenden zu verschaffen, sondern auch warme Sympathien für ihre landschaftliche Eigenart und ihre historischen Erinnerungen zu erwecken.

In der in demselben Verlag erscheinenden illustrirten Ausgabe von Goethe's Werken, herausgegeben von Heinrich Düntzer, liegt jetzt der erste Band in 18 Lieferungen abgeschlossen vor. Die drei letzten bringen ansprechende Illustrationen zu „Hermann und Dorothea". Die Balladen „Der Zauberlehrling", „Die Braut von Korinth", „Der Gott und die Bajadere" geben willkommenen Anlaß zu größern Bildern, die künstlerischen Schwung haben; doch oft werden auch kleine Epigramme mit großen Bildern illustrirt, so z. B. das vierundachtzigste, obschon in diesem Bilde Frechheit und Ernst kaum mit genügender Prägnanz dargestellt sind; auch die „Römischen Elegien" sind mit größern Bildern durchwirkt, die uns meistens traulich und sympathisch anheimeln. Sehr kindlich, aber lieblich erscheint Sakuntala, Prometheus kaum bedeutend genug. Kleine Gedichte wie „Mädchenwünsche" sind mit einem größern Bilde, einem anmuthigen Mädchenkopfe, ausgestattet; es ist ja natürlich, daß oft eine leise Anregung für bildliche Darstellung förderlicher ist als manches dichterisch Ausgeführte; Aehnliches findet ja in dem Verhältniß zwischen Poesie und Musik statt. Der „Westöstliche Divan" bringt zur Abwechselung orientalische Costüme in die Goethe-Galerie. Zahlreich sind die Künstler, die sich an dem Unternehmen durch wohlausgeführte Bilder betheiligen; ihre Namen sind auf der Rückseite des Umschlags bei jeder Lieferung angegeben.

Rühmlich bekannt ist die von F. A. Brockhaus in Leipzig herausgegebene „Shakespeare-Galerie", an der sich neben andern Malern Hans Makart und Friedrich Pecht betheiligten, welcher letztere auch den erläuternden Text dazu verfaßt hat. Das Werk erscheint in zweiter Auflage, von welcher die erste Lieferung: „Heinrich VIII.", „Die lustigen Weiber von Windsor" und „Der Kaufmann von Venedig", vorliegt.

Ebenfalls in zweiter Auflage erschienen Lafontaine's „Fabeln", übersetzt von E. Dohm, illustrirt von Gustav Doré (Berlin, Moeser). Sehr gut trifft der Uebersetzer den gefälligen Plauderton Lafontaine's. Doré aber muß hier seiner excentrischen Phantasie Zügel anlegen, um dem durchsichtigen Realismus zu huldigen, denn aus der Welt der Thiere und Menschen Lafontaine's ist alles Phantastische ausgeschlossen.

Von den „Nordlandsfahrten" (Leipzig, Hirt u. Sohn) sind jetzt drei Bände beendigt; wir kommen auf dieses Werk, das durch zahlreiche Holzschnitte nach Originalzeichnungen von den bewährtesten Künstlern illustrirt wird, noch näher zurück. Die zweite Abtheilung enthält England und Wales, die dritte England und die Kanalinseln. Es liegen zwei Lieferungen eines vierten (Ergänzungs-)Bandes vor, welche Holland und Dänemark, Land und Leute, mit besonderer Berücksichtigung von Sage und Geschichte, Literatur und Kunst schildern sollen. Dieser Band wird auf Grund neuester Beobachtungen von F. von Hellwald und H. Weitmeyer herausgegeben. Den Bewohnern des Landes, ihren Trachten und Wohnungen wird die Hauptrücksicht zugewendet, wie schon mehrere ansprechende genrebildliche Illustrationen beweisen.

Von den neuen Romanen wird derjenige von Georg Ebers:

„Ein Wort" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt), gewiß vorzugsweise Beachtung finden; wir werden über denselben wie über die folgenden Gedichtsammlungen, die den Weihnachtstisch zu schmücken geeignet sind, noch eingehend berichten. Julius Grosse hat eine Auswahl seiner „Gedichte" (Berlin, Grote) herausgegeben, eine Auswahl, welche sein Freund Paul Heyse zusammengestellt hat. Der geistreiche Aesthetiker und Culturhistoriker Moriz Carriere führt sich dem Publikum als Lyriker vor in „Agnes, Liebeslieder und Gedankendichtungen" (Leipzig, F. A. Brockhaus). Hermann Hölty veröffentlicht „Gesammelte Dichtungen" (Hannover, Weichelt), welche Lyrisches, prosaische Reiseskizzen und zwei biblische Trauerspiele des liebenswürdigen Dichters enthalten; Emil Taubert, der Verfasser der bereits in dritter Auflage vorliegenden Novelle „Der Antiquar", eine Dichtung: „König Rother" (Berlin, Walther u. Apolant), eine geschmackvolle Neudichtung des kleinen mittelalterlichen Epos. Ein neu auftauchender Dichter, Kurt Falkenau, läßt schwunghafte Dichtungen erscheinen: „Aus dem Tagebuche eines Einsamen (ein Seelenleben in Fragmenten) und verschiedene Gedichte" (Leipzig, Schloemp). In eleganten Ausgaben liegen „Gedichte" von Rudolf Baumbach vor: „Auf der Landstraße, Lieder" und „Mein Frühjahr, gesammelte Gedichte aus Enzian" (Leipzig, Liebeskind), alle in der naiv-frischen Sangesweise des beliebten Dichters. Ein an Alfred de Musset und Byron erinnernder Zug findet sich in den „Dichtungen" von Prinz Emil zu Schoenaich-Carolath (Stuttgart, Göschen). Gefühlvoll, innig und frischkräftig sind „Neue Gedichte" von Ernst Scherenberg (Leipzig, Keil). Eine Gedankendichtung in funfzig Liedern sind „Die Ideonen" von Ernst Rudolf Neubauer. Von Gerhard von Amyntor liegen zwei elegante Schriften vor: „Für und über die deutschen Frauen", eine Reihe von Skizzen und Charakterstudien, und „Der neue Romanzero" in zweiter durchgesehener Auflage (Hamburg, J. F. Richter), eine Gedichtsammlung, welche „Romanzen und Notturnos", „Friedhofsmelodien", ein „Quodlibet" und „Traumbilder" enthält.

Zahlreich ist die Zahl der Anthologien, welche sich an die Freunde der neuen Lyrik wenden. Als die werthvollste erscheint uns die jetzt mit der zehnten Lieferung zum Abschluß gekommene Sammlung „Deutsche Lyriker seit 1850" von Emil Kneschke (Leipzig, Linke). Es ist dies die fünfte vollständig neu bearbeitete Auflage; namentlich sind die biographisch-kritischen Notizen wesentlich vermehrt und bis auf die Gegenwart fortgeführt. Wir finden die Auswahl, die auch alle die neuesten Veröffentlichungen der Dichter berücksichtigt, geschmackvoll und vor allem die kritische Würdigung ebenso eingehend wie unparteiisch.

Weiter zurück in der Zeit greift die Anthologie „Deutsche Lyrik im Liede", herausgegeben von A. B. Peters (Leipzig, A. Neumann). Sie beschränkt sich indeß auf die Liederdichter, von denen sie eine große Zahl, etwa 270, aus den letzten zwei Jahrhunderten, doch mit besonderer Berücksichtigung der Gegenwart in Reih und Glied stellt, und zwar in verschiedene Sectionen vertheilt; Liebeslieder, Morgenlieder, Abendlieder, Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Winterlieder, Wanderlieder, patriotische Lieder, Soldatenlieder, Turner- und Trinklieder, Volkslieder lösen sich ab; sehr zahlreich ist das Contingent der geistlichen Lieder.

„Maßliebchen" betitelt sich eine kleine Anthologie von Ludwig Bund (Iserlohn, Bädeker) mit über funfzig Illustrationen, oft recht stimmungsvollen Landschaftsbildchen: es sind meist kleine Landschafts- und Stimmungsgedichte, die Ausstattung ist eine zierliche. Dasselbe gilt von der Sammlung von Sophie Verena: „Von allen Zweigen" (Berlin, H. W. Müller), die nach bestimmten Rubriken geordnet ist, was bei Bund nicht der Fall ist; sie enthält 15, nicht in den Text eingedruckte, sondern selbständig eingefügte Illustrationen. Die Auswahl von Frauenhand ist auch wesentlich für Frauenhand.

In zehnter Auflage liegt das „Album der neuern deutschen Lyrik" vor (Leipzig, F. A. Brockhaus).

Wie immer, ist auch von der Otto Spamer'schen Buchhandlung in Leipzig der Weihnachtstisch sehr reichlich versorgt worden. Da findet sich ein Zeit- und Lebensbild aus dem alten Griechenland: „Pythagoras" von Adolf Riecke; „Pendragon, geschichtliche Erzählung aus der Zeit Alexander's des Großen" von J. Mähly; „Savonarola, culturgeschichtliche Erzählung aus der Blütezeit der Renaissance in Florenz" von Adolf Glaser; alle drei Werke mit zahlreichen Textabbildungen und je vier Tonbildern ausgestattet; die Jugend- und Hausbibliothek wird vermehrt durch eine Schrift von C. Michael: „Im Geisterkreis der Ruh- und Friedlosen". Von neuen Volksbüchern liegt vor: „Das verschwundene Document, volksthümliche Erzählung", von Adolf Glaser; „Der Erbonkel, Charakterbilder aus einer kleinen Stadt", von Ernst von Waldow; „Der Sohn des Schwarzwaldes, Johann Peter Hebel", von Franz Otto. In zweiter Auflage liegen vor „Die Nibelungen, nach nordischer und deutscher Dichtung" von Wilhelm Wägner, und in dritter „Die schönsten Märchen aus Tausendundeine Nacht" von C. Michael. Auf einige dieser Werke des fleißigen Verlegers kommen wir noch später zurück.

Bibliographie.

Le Conte, J., Die Lehre vom Sehen. Mit 131 Abbildungen in Holzschnitt. Autorisirte Ausgabe. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 55. Bd.) Leipzig, Brockhaus. 1883. 8. 5 M.

Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von A. H. L. Heeren, F. A. Ukert und W. v. Giesebrecht. 44ste Lfg. 1ste Abth.: Geschichte Württembergs. Von P. F. Stälin. 1ster Bd. 1ste Hälfte. Gotha, F. A. Perthes. 8. 8 M.

Grosse, J., Gedichte. In neuer, durchgesehener und vermehrter Auswahl, mit einer Zuschrift von P. Heyse. Berlin, Grote. 8. 3 M.

Jankowski, E., Phänomenologie und Metaphysik der abnormalen Sinnesbilder. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Keller, L., Ein Apostel der Wiedertäufer. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Kern, F., Drei Charakterbilder aus Goethes Faust. Faust, Gretchen, Wagner. Oldenburg, Schmidt. 8. 1 M. 50 Pf.

Kriebitzsch, K. T., In's Album. Denk- und Gedenksprüche, gesammelt. Berlin, Stubenrauch. 1883. Gr. 8. 2 M.

Lüttringhaus, J. D., Lebensworte aus dem Munde guter und großer Menschen aller Zeiten und Völker für Geist und Gemüt. Lüdenscheid, Crone jr. Gr. 8. 7 M.

Majo, C., Eisenburg. Skizze aus dem Leben einer kleinen Stadt. Waldenburg i/Schl., Georgi. 1883. 8. 3 M.

Makart-Album. 1ste u. 2te Lfg. Wien, Bondy. Fol. à 1 M.

Meyer, C. F., Gedichte. Leipzig, Haessel. 8. 5 M.

Peters, C., Willenswelt und Weltwille. Studien und Ideen zu einer Weltanschauung. Leipzig, Brockhaus. 1883. 8. 8 M.

Preyer, J. N., Hunyady László. Trauerspiel. Wien, Gerold's Sohn 8. 2 M.

Saporta, G. de, und A. F. Marion, Die paläontologische Entwickelung des Pflanzenreichs. Die Kryptogamen. Mit 85 Abbildungen. Autorisirte Ausgabe. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 54. Bd.) 1883. 8. 5 M.

Schiff, P., Zur Gewinnbeteiligungsfrage. Eine Untersuchung. Berlin, Walther u. Apolant. 1883. Gr. 8. 75 Pf.

Schwab's, G., Gedichte. Gesichtete und neuvermehrte Ausgabe mit einer biographischen Einleitung von G. Klee. Mit des Dichters Bildnis. Gütersloh, Bertelsmann. 12. 3 M.

Seichter, A., Bunte Blumen. Neue Gedichte. Glatz, Graveur. 8. 2 M.

Thoresen, Magdalene, Gesammelte Erzählungen. Frei nach dem Norwegischen von W. Reinmar. 5ter Bd. — A. u. d. T.: Bilder von der Westküste Norwegens. Berlin, Guttentag. 1883. 8. 3 M.

Virchow, R., Alttrojanische Gräber und Schädel. Mit 13 Tafeln. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 12 M. 20 Pf.

Voß, M., Lieder. Berlin, Grosser. 1883. 12. 1 M.

Widdern, M., Am Dieventeich. Berlin, Goldschmidt. 8. 50 Pf.

Willum, H., Wahrheit! Eine kunstgerechte kosmosophische Natureopie, herausgegriffen aus dem innersten menschlichen und kosmischen Organismus. Wien, Kugler. 8. 72 Pf.

— — Im Zeitgeiste. Humoristische Novelle. Wien, Kugler. 12. 60 Pf.

Wirth, M., Friedrich Zöllner. Ein Vortrag. Mit Zöllner's Bild und Handschrift. 2te, durchgesehene Aufl. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 40 Pf.

Anzeigen.

Für den Weihnachtstisch.

Empfehlenswerthe Werke in modernen Original-Einbänden
aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Earl of Beaconsfield.

Endymion. Aus dem Englischen von C. Böttger. 3 Bde. 21 M.

Friedrich Bodenstedt.

Aus Morgenland und Abendland. Neue Gedichte und Sprüche. 6 M.
Vom Atlantischen zum Stillen Ocean. 10 M.

Fredrika Bremer.

Romane und Erzählungen. Neue Ausgabe. 24 Theile in 9 Bänden. 30 M.

Moriz Carriere.

Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung. 3. Aufl. 5 Bände. 63 M. 50 Pf.
Aesthetik. Die Idee des Schönen und ihre Verwirklichung. 2. Aufl. 2 Bände. 21 M.
Die sittliche Weltordnung. 9 M. 50 Pf.

Goethe.

Faust. Erster und zweiter Theil. Mit Erläuterungen von Moriz Carriere. 3 M. 50 Pf.
Faust. First and Second Part. Translated by Bayard Taylor. 2. Aufl. 9 M.
Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg. 2. Aufl. 3 M.
Eckermann's Gespräche mit Goethe. 4. Aufl. In 3 Bänden 12 M., in 1 Band 10 M. 50 Pf.
Frau Rath. Briefwechsel von Katharina Elisabeth Goethe. 7 M.

Karl Hase.

Ideale und Irrthümer. Jugenderinnerungen. 2. Aufl. 6 M.

Max Müller.

Deutsche Liebe. Aus den Papieren eines Fremdlings. 6. Aufl. 6 M.

Ferdinand Gregorovius.

Wanderjahre in Italien. 5. Aufl. 5 Bände. Jeder Band 6 M.
Die Insel Capri. Idylle vom Mittelmeer. 1 M. 80 Pf.
Korfu. Eine jonische Idylle. 1 M. 80 Pf.
Euphorion. Eine Dichtung aus Pompeji. 4. Aufl. 3 M.
— Illustrirte Prachtausgabe. 7 M.
— Silhouetten von M. Rehsener. 12 Folio-Tafeln. In Mappe 6 M.
Athenaïs. Geschichte einer byzantinischen Kaiserin. 2. Aufl. 6 M.

Wilhelm von Humboldt.

Briefe an eine Freundin. 11. Aufl. Mit neuem Vorwort und Register. 6 M.

Charles Kingsley.

Hypatia. Deutsch von Sophie von Gilsa. 3. Aufl. 2 Bände. 11 M.

William Shakespeare.

Dramatische Werke. Uebersetzt von Bodenstedt, Delius, Gildemeister, Herwegh, Heyse, Kurz, Wilbrandt. Herausgegeben von Friedrich Bodenstedt. 4. Aufl. 9 Bände. 27 M.

Graf P. A. Walujew.

Lorin. Roman. Aus dem Russischen. 3 Bände. 21 M.

Wolfram von Eschenbach.

Parcival. Rittergedicht. Uebersetzt von San-Marte. 2. Aufl. 2 Bände. 8 M.

Gottfried von Straßburg.

Tristan und Isolde. Uebersetzt von Karl Simrock. 2. Aufl. 2 Bände. 11 M.

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Ein reichhaltiges Verzeichniß ausgewählter Werke in eleganten Einbänden aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist gratis zu haben.

Billigste, correcte, gutausgestattete Bibliothek
der Classiker u. modernen Meister der Musik.

Volksausgabe Breitkopf & Härtel.

Ausführliche Prospecte gratis.
Durch alle Buch- u. Musikhandlungen zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Deutsche Universität Dorpat

im Lichte der Geschichte und der Gegenwart.

Eine historische Studie auf dem Gebiete östlicher Culturkämpfe.

Dritte, bedeutend vermehrte und erweiterte Auflage.

8. Geh. 3 M. 50 Pf.

Verlag von Alfred Coppenrath in Regensburg.

Seidl, Fr. Xav., Deutsche Fürsten als Dichter und Schriftsteller. Mit einer Auswahl ihrer Dichtungen. Von den Hohenstaufen bis zur Gegenwart. Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte. Brosch. 6 M., eleg. geb. 7 M.

Ein neues Werk von ganz hervorragender Bedeutung! Seidl, der durch seine eigenen Schöpfungen als Dichter so vortheilhaft bekannt ist, führt uns in vorliegendem Buche Fürsten der Gegenwart und Vergangenheit als Dichter und Schriftsteller in Wort und Bild vor. Den vielen meist für dieses Werk bestimmten Originalbeiträgen in gediegener Auswahl, geht eine ausführliche, historisch behandelte Einleitung voran und bildet so das Ganze eine sehr interessante Geschichte fürstlicher Poeten in Wort und Schrift, eine Zusammenstellung, welche die deutsche Literatur noch nicht aufzuweisen hat.

Empfehlenswerthe Festgeschenke.

Seidl, Fr. Xav., Vergissmeinnicht. Lieder und Gedichte. Brosch. 2 M., eleg. geb. 3 M.

(**Heimat.**) Die Töne, welche in diesen formschönen, durch Innigkeit der Empfindung und Wohllaut der Sprache ausgezeichneten Weisen erklingen, können den Weg zum Herzen um so weniger verfehlen, da es unverkennbar ein edles, warmfühlendes und begeistertes Dichterherz ist, welches durch dieselben zu uns redet.

Seidl, Fr. Xav., Neue Gedichte. Brosch. 2 M. 60 Pf., eleg. geb. 3 M.

(**Der Bazar.**) Seine Dichtungen gewannen meine Theilnahme vom ersten Blatt an durch Schönheit und Tiefe der Empfindung, durch jenes Streben nach Formvollendung, das immer auf hohe Bildung deutet, durch Eigenart der Ausdrucksweise, die auf geistige Vornehmheit schliessen lässt. Die Lektüre seiner Gedichte hat mir einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen.

Verlag von Alfred Coppenrath in Regensburg.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Briefe

an eine Freundin

von

Wilhelm von Humboldt.

Elfte Auflage.

Mit einem Facsimile, neuem Vorwort und Sach- und Namenregister.

8. Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 6 M.

Gegenwärtige elfte Auflage der Originalausgabe von Humboldt's „Briefen an eine Freundin" ist durch ein einleitendes Vorwort und ein Register bereichert, trotzdem aber wesentlich im Preise ermäßigt worden; das berühmte Buch wird in dieser neuen Gestalt gewiß noch zahlreichere Freunde und Freundinnen finden.

Briefe von Charlotte Diede,

der Freundin Wilhelm von Humboldt's,

an Karl Schulz.

Mit einer Einleitung von Gustav Lothholz.

8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Diese hier zum ersten male veröffentlichten Briefe von Charlotte Diede sind den zahlreichen Lesern von Humboldt's „Briefen an eine Freundin" als Ergänzung derselben zu empfehlen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Album der neuern deutschen Lyrik.

Zehnte Auflage.

In elegantem Leinwandband 3 M.

Prachtausgabe in reichem Lederband 7 M. 50 Pf.

Dieses bereits in zehnter Auflage vorliegende „Album" nimmt mit seinem wohlgewählten Inhalt, geschmackvollen Aeußern und sehr billigen Preise unter den Anthologien seit lange einen hervorragenden Platz ein und zählt zu den empfehlenswerthesten und willkommensten literarischen Festgeschenken.

Weihnachts-Kataloge der

reichen Geschenk-Literatur

ihres Verlages liefert **gratis** und **franco**

Oldenburg. **Schulzesche Hof-Buchhandlung.**

Bei uns erschien:

Phantasien

im

Bremer Rathskeller

von

Wilhelm Hauff.

In Salon-Einband mit Goldschnitt

2 Mark 50 Pfg.

Bremen.

C. Schünemann's Verlag.

Festgeschenke und Nova.

Neumann-Strela, Thron u. Reich. Bilder u. Skizzen. Orig.-Einb. M. 3.

Bulthaupt, Dramaturgie. * Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. Orig.-Einb. M. 6. ** Shakespeare. Orig.-Einb. M. 6.

Preuß, Geist u. Stoff. Verhältn. zwischen Welt u. Mensch. Orig.-Einbd. M. 5.

Allmers, H., Dichtungen. 2. Aufl. Orig.-Einb. M. 4.

— — Röm. Schlendertage. 5. Aufl. Orig.-Einb. M. 6,50.

— — Marschenbuch. 2. Aufl. illustr. Orig.-Einb. M. 7,50.

Bilder a. d. Nordsee-Marschen. Gemalt von H. v. Dörnberg. Mit Dichtungen von H. Allmers. 6 Kunstbl. Photogr.-Druck. In eleg. Carton M. 9, in Pracht-Mappe M. 15.

Appell, F. W., Werther und seine Zeit. Zur Goethe-Literatur. 3. verm. Aufl. Orig.-Einb. M. 6.

Droste's Kochbuch f. alle Stände. Orig.-Einb. M. 2.

Das Volksschauspiel Dr. **Joh. Faust.** Herausg. u. Bühnengesch. 2c. v. **K. Engel.** 2. Aufl. Orig.-Einb. M. 5.

Deutsche Puppenkomödien m. geschichtlicher Einleit. u. **Bibl. Faustiana** herausg. v. **K. Engel.** 2 Bde. Orig.-Einb. M. 9. Einzelne Bändchen à M. 1,20.

Fitger, Fahrendes Volk. Gedichte. 2. Aufl. Orig.-Einb. M. 5.

— — Die Hexe. Trauersp. 3. Aufl. Orig.-Einb. M. 3.

Girndt, Dankelmann. Trauersp. Orig.-Einb. M. 3.

Grube, Christ. Günther. Schausp. Orig.-Einb. M. 3.

Kaden, W., Ital. Gypsfiguren. 2. Aufl. Orig.-Einb. M. 6,50.

Murad Efendi, Ost und West. Gedichte. 3. Aufl. Orig.-Einb. M. 5.

— — Nassreddin Chodja. Ein osmanischer Eulenspiegel. 3. Aufl. Orig.-Einb. M. 3.

— — Balladen u. Bilder. 2. Aufl. Orig.-Einb. M. 3.

Spaeth, Sammlg. d. Wahrheit. 32 Predigten. Or.-Einb. M. 8.

Stahr, Ad., Italien. 5 Thle. 4. Aufl. Orig.-Einb. M. 18.

— — Oberitalien. 2. Aufl. Orig.-Einb. M. 8,25.

Strackerjan, L., Von Land u. Leuten. Bilder u. Geschichten aus Oldenburg. Orig.-Einb. M. 2,80.

Volksbote. Volksk. 1883. 46. Jahrg. Reich illustrirt 50 Pf.

Wer bezahlt die Flasche? Gesellschaftsspiel. 50 Pf.

Verl.: **Schulzesche** Hofbuchh. **Oldenburg.**

(Mit Beilagen von: **Otto Spamer** in **Leipzig, Levy & Müller** in **Stuttgart** und **Schnakenburg's** Verlag in **Riga.**)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAUFMÄNNISCHE RESSOURCE Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 51. — 21. December 1882.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Wie kann dem Genius zu seiner freien Entfaltung verholfen werden? Von Otto Weddigen. — Kleine Romane. Von Rudolf von Gottschall. — Uebersetzungen. Von Reinhard Mosen. — Rumänische Märchen. Von Daniel Sanders. — Eine neue Dichterin. Von Alexander Jung. — Feuilleton. (Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Wie kann dem Genius zu seiner freien Entfaltung verholfen werden?

Die in d. Bl. wiederholt erörterten Fragen über die Stellung der Vertreter unserer Literatur ist von einschneidender Wichtigkeit für das ganze geistige Leben der Nation. Es erscheint bedeutungsvoll genug, dieselben immer wieder vor das Forum der Oeffentlichkeit zu ziehen, sie auch einer weitern Erwägung anheimzugeben.

Die dauernden Güter, welche das deutsche Volk in den Werken seiner Dichter übernommen hat, das große Verdienst, welches gerade sie sich um die Entwickelung ihrer Nation erworben haben — nie wäre die politische Einigung Deutschlands möglich gewesen, ohne daß die Literatur eine Einheit zunächst auf geistigem Gebiete geschaffen, ohne daß die Dichter den nationalen Gedanken stets hoch gehalten hätten — beides ist noch lange nicht genug gewürdigt worden.

Dankbarkeit ist eine Eigenschaft des sittlichen Menschen. Dankbarkeit, die sich in Handlungen, nicht nur in leeren Worten äußert, schuldet die Nation denjenigen, welche auf dem Felde der Ehre für ihre Freiheit und Unabhängigkeit kämpften; sie schuldet sie denen, welche ihren geistigen Fortschritt, ihre geistige Entfaltung, Macht und Fülle herbeigeführt haben.

Es ist bekannt, daß sich die großen Geister unserer Nation zunächst einer materiellen Unabhängigkeit nicht erfreut haben, daß ihre Schwingen unter den Sorgen um das tägliche Brot, in dem unvermeidlichen Kampfe ums Dasein nur allzu oft gelähmt, gebrochen sind. Staat und Volk haben selten die Hand zur Rettung geboten. Erst spätere Generationen, die sich des Werths der Dahingeschiedenen bewußt wurden, haben dann versucht, an den Todten wieder gut zu machen, was sie an den Lebenden gesündigt haben. Die Literaturforschung hat sich beeilt, die hinterlassenen Werke würdig zu ediren; ein Monument aus Erz und Stein, durch Beiträge der Nation ermöglicht, hat man dem unsterblichen Genius errichtet. Gewiß ein schönes Zeichen der Anerkennung! Aber zu spät ist es gekommen, dies Zeugniß pflichtgemäßer Dankbarkeit; es ist dies nicht die rechte, nicht die einzige Art der Theilnahme für die ringenden und schaffenden Geister.

Welche Werke hätte so mancher unter ihnen noch der Nation zum unvergänglichen Besitzthum hinterlassen, wenn sie bei Lebzeiten des Dichters oder Denkers der Sorgen und des Kummers Falten auf seiner Stirn geglättet hätte. Von diesem Makel wird sich die Nation nur reinigen können, wenn sie wenigstens für die Zukunft sich ihrer Pflicht bewußt wird, wenn sie es zur Unmöglichkeit macht, daß ihre besten Geister in des Lebens Bedrängniß untergehen.

Das Volk, denn ihm wird das Gute vorzugsweise zutheil, hat hier materielle Hülfe zu schaffen. Es ist genug, wenn der Staat der Poesie, die ihre lebendigen Wurzeln im Volke hat, nur Freiheit und Licht gewährt.*) Denn ihre Abhängigkeit von fürstlichen Mäcenaten kann ihr Gefahr bringen. Dabei sei es uns aber fern, den Beistand zu unterschätzen, welchen gerade sie ihr zu gewähren vermögen. Aus diesem Grunde halten wir es auch, obschon wir für die politische Einheit Deutschlands aufs glühendste begeistert sind, für einen Segen, daß das große Vaterland eine Anzahl kunstsinniger Fürstenhöfe aufzuweisen hat. Die Politik erfordert Einheit, aber die geistige Cultur Mannichfaltigkeit. Das Volk, sagten wir, hat Sorge zu tragen, daß in Zukunft seine edelsten Geister vor äußerer Bedrängniß geschützt sind.

*) Vgl. des Nähern: Weddigen, „Die Hohenzollern und die deutsche Literatur" (Düsseldorf 1882).

Man wird uns da erwidern: gibt es doch Stellungen, in welchen der Dichter genügend Zeit findet, den Musen leben zu können. Ja, wäre dieses der Fall, dann freilich würden unsere Worte ganz überflüssig sein; wir werden indeß beweisen, daß dem nicht so ist. Die Stellung, welche für den Dichter oder den auf dem Felde der modernen Literatur Arbeitenden vielleicht die geeignetste wäre, ist diejenige eines Universitätsprofessors; er würde seine Vorlesungen aus dem Gebiete der Aesthetik und neuern Literatur zu wählen haben. Aber schauen wir uns nach unsern Universitäten um, ob da eines Lehrstuhls für Literaturgeschichte gedacht ist, eines Lehrstuhls für die Literaturen der Neuzeit. Die Literaturen haben daselbst nur in ihren ältern Perioden, nur ein philologisch-antiquarisches Interesse. Der Fall, daß Geibel 1852 von dem kunstsinnigen König Maximilian von Baiern als Honorarprofessor der Aesthetik an die Universität München berufen wurde, steht wol vereinzelt da. Diejenigen Universitätsprofessoren, welche sich literarischen Bestrebungen hingeben, vertreten gewöhnlich ein anderes Fach.

Die Stellung in der Redaction einer literarischen Zeitschrift hat gewiß viel Verlockendes, um so mehr, da hier ein gewisser innerer Connex der Ziele vorhanden ist; allein die Arbeit, welche den technischen Leistungen gewidmet werden muß, wird dem selbständigen Schaffen und Gestalten entzogen. Dann aber ist auch eine solche Stellung nicht so gesichert, wie diejenige eines Staatsbeamten. Nun haben ja manche unserer literarischen Koryphäen auch Staatsämter bekleidet; allein gerade der Staatsdienst mit seiner vielfach aufreibenden und mechanischen Thätigkeit scheint der Entfaltung des Genius am hinderlichsten zu sein.

Machen wir uns dies an der Stellung eines Gymnasiallehrers klar, über welche der Verfasser selbst am besten orientirt ist. Es wird bei den Juristen, Medicinern u. s. w. nicht viel anders sein. Die Ziele des Lehrerstandes sind die edelsten; der Beruf ist ein idealer, wenngleich dornenvoller, in welchem man sich nur allzu oft mit der conscientia recti begnügen muß. Der Entfaltung eines Talents ist er hinderlich, denn z. B. neun, zehn Jahre hindurch die verbes auxiliaires der französischen Sprache tractiren zu müssen, neben den Correcturen gewaltiger Stöße von Exercitien, Extemporalien und Aufsätzen, wirkt geradezu geistestödtend, ganz davon zu schweigen, daß eine gewissenhafte Erfüllung der anstrengenden amtlichen Thätigkeit nur einige Stunden der Nacht zum selbständigen Schaffen und zu literarischen Arbeiten erübrigen läßt.

Das Bedauernswertheste für denjenigen aber, der neben seinem Amte den Musen huldigt, ist, daß ihn seine Amtsgenossen, um das mildeste Wort zu gebrauchen, mit Mißtrauen betrachten. Seine Lage wird eine unerfreuliche; das Bewußtsein seiner edeln Sache läßt ihn Mannesstolz den Anfeindungen entgegensetzen, und die Folge ist, daß sich Bitteres auf Bitteres für ihn häuft. Die Geistesschwingen erlahmen, mehr noch als unter den Bedrängnissen materieller Noth.

Häufig genug befindet sich der Lehrer oder Beamte in einer kleinen Provinzialstadt, fern dem Centrum geistigen Lebens, entblößt von allem Material, das seinen Forschungen dienlich, unentbehrlich ist. So wird das Talent für ihn zum Kainszeichen!

Wir glauben hinreichend bewiesen zu haben, daß die gewöhnlichen amtlichen Stellungen den Musen keinen Raum neben sich gestatten. Platen sagt mit Recht:

Wollt ihr etwas Großes leisten,
Setzet euer Leben dran!

Möchte die Nation dieser Worte eingedenk sein, möchte sie — aufopferungsfähig, wie sie bei andern Gelegenheiten häufig sich gezeigt hat — ihren wahrhaft tüchtigen Geistern Stellungen mit materieller Unabhängigkeit schaffen, in welchen sie ihrer freien, harmonischen Entfaltung, ihrem dichterischen Schaffen leben können. Die Wege hierzu sind leicht gefunden, und für einen solchen Zweck gebricht es auch nicht an Mitteln, die oft genug für Unwürdigeres geschafft werden. Dem deutschen Volke würde ein solches Streben und seine Verwirklichung zum schönsten Ruhm gereichen; es würde sühnen, was an seinen idealen Kämpfern und Bildnern in der Vergangenheit gesündigt worden.

Die im Jahre 1859 ins Leben gerufene Schiller-Stiftung hat für ein solches Ziel den Weg geebnet; allein die Mittel, über welche sie verfügt, sind kaum im Stande, der Witwen und Waisen unserer Dichter und Schriftsteller einigermaßen befriedigend zu gedenken. Die erfreulich im Wachsen begriffene Pensionskasse des Allgemeinen deutschen Schriftstellerverbandes wird bei Unglücksfällen das Weitere thun; allein es heißt nicht nur hier Rath und Hülfe schaffen: es gilt auch, einen Fonds zu stiften, dessen Mittel es dem mit den Sorgen um das alltägliche Brot ringenden Genius gestatten, frei und unabhängig seinem Schaffen leben zu können.

Otto Weddigen.

Kleine Romane.

1. Felicitas. Historischer Roman (a. 476 n. Chr.) von Felix Dahn. (Kleine Romane aus der Völkerwanderung. Erster Band.) Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1882. 8. 5 M.

In die Lücke, welche Gustav Freytag durch den Abschluß der „Ahnen“ in dem buchhändlerischen Weihnachtsbetrieb gelassen, scheint jetzt Felix Dahn mit „Kleinen Romanen aus der Völkerwanderung“ treten zu wollen. Das Interesse für ältere Stoffe der deutschen Volks- und Völkergeschichte ist ja einmal wachgerufen und kann selbst der Theilnahme für ägyptische Romane fühlbare Concurrenz machen. Felix Dahn hat bereits einen großen Roman aus der Zeit der Völkerwandernng geschrieben: „Ein Kampf

um Rom", und man darf von vornherein annehmen, daß die „Kleinen Romane" die gleiche Physiognomie zur Schau tragen werden wie das größere Werk. Der erste derselben: „Felicitas", läßt hierüber keinen Zweifel übrig: es sind dieselben mittelalterlichen Kampfscenen, dasselbe Schwert- und Schildgerassel wie in dem „Kampf um Rom"; es fehlen aber auch nicht die warmbeleuchteten und wirksamen Situationen, welche jenen Roman auch für Leser anziehend machten, die den alten Gothen und Vandalen nur geringe Theilnahme entgegenbringen. Wenn man die Darstellungsweise Felix Dahn's mit derjenigen Gustav Freytag's vergleicht, so muß man ihr einen lebendigern Pulsschlag, eine wärmere Beleuchtung zugestehen; sie hat nicht Freytag's kühle Vornehmheit und absichtsvolle Gemessenheit, die freilich hier und dort in einzelnen classisch schönen Schilderungen aufblüht; sie ist frischer und geht mehr ins Zeug. Auch haben diese Erzählungen mehr romanhafte Geschlossenheit als die oft geradlinig sich fortbewegenden Erzählungen Freytag's.

„Felicitas" ist eine Frucht der Studien, welche der Dichter in Salzburg im Archiv, in der Bibliothek, in dem Museum der römischen Alterthümer besonders in Bezug auf das 5. Jahrhundert n. Chr. gemacht hat, auf jene Epoche, in welcher die Germanen in diese Landschaften eindrangen, die römischen Besatzungen mit oder ohne Widerstand abzogen, während viele römische Siedelungen im Lande verblieben. Claudium Juvavum war lange Zeit ein Hauptbollwerk römischer Herrschaft; zahlreich ringsum waren die Denkmale, Inschriften, Münz- und Geräthfunde. Der Dichter ging oft auf der Römerstraße einher, die nach Vindelicium führte, und verlor sich eines Abends tiefer in das Buschwerk zur Rechten, das schmale Rinnsal einer Quelle aufwärts verfolgend bis zu ihrem Ursprung. Hier auf der Halde, vom Volke als der „Heidenschupf" bezeichnet, fand er Spuren einer Marmorfassung, eine Ziegelplatte mit echt römischem Mörtel und auf der andern Seite derselben den Stempel der XXII. Legion: primigenia pia fidelis. Da fällt daneben ein Sonnenstrahl auf ein Stück eigenartigen hellgrauen Marmors, das auf der Mittelfläche drei römische Buchstaben trägt: Hic.

Da war der Stein zersprungen, aber dicht neben ihm ragte mit der brüchigen Kante ein Stück gleichen grauen Gesteins schief aus Moos und Epheu: lag die Fortsetzung der Inschrift hier unter der Moos- und Rasendecke begraben? Ich zog an dem noch ungehobenen Stein: aber er war allzu schwer, sei es zu hoch von der Erde belastet, sei es zu wuchtig durch die eigene Größe. Nach vergeblichem Zerren erkannte ich, daß ich erst die ganze Rasen- und Moosschicht entfernen müsse, bevor mir der Marmor sein Geheimniß vertraue. Hatte er ein solches zu erzählen? Gewiß! den Anfang hielt ich ja in Händen: „Hic", „hier" —: was war „hier" geschehen oder bezeugt? Ich hielt die Bruchfläche des ersten Stücks, nachdem ich sie von Erde und Wurzelfasern mit meinem Taschenmesser gereinigt, an die aus dem Boden ragende Bruchfläche der noch verdeckten Platte: beide paßten genau ineinander. Nun machte ich mich an die Arbeit: sie war nicht leicht, nicht kurz: mit Hand, Messer und der Spitze des Bergstocks mußte ich wohl zwei Fuß Rasen, die aufgerissene Erde, das Moos und — das zäheste Hemmniß — den mit ungezählten Kleinwurzeln angeklammerten Epheu fortscharren und reißen: auch in dieser Kühle, und obzwar die Sonne schon im Versinken war, machte mir die Mühe heiß; von der Stirn troff mancher Tropfen auf den alten Römerstein, der sich als eine ziemlich lange Platte erwies. Endlich war sie so weit bloßgelegt — schon nach den ersten Minuten hatte mir die zweifellose Wahrnehmung weiterer Buchstaben den Eifer geschärft —, daß ich sie mit beiden Händen an den beiden Seitenrändern fassen und mit manchem kleinen Ruck völlig zu Tage fördern konnte: ich hielt den abgesprengten Stein mit dem entzifferten „Hic" daran: so ergab sich sofort die Richtung, in der weiter zu lesen war. Hastig schabte ich Erde, Steinchen, Moos aus den Vertiefungen der Buchstaben: denn es ward nun rasch dunkler und ich wollte doch sogleich das so lang vergrabene Geheimniß deuten. Es gelang: zwar mit Anstrengung, aber doch völlig zweifellos las ich die beiden, untereinander geschriebenen Zeilen der Inschrift:

Hic habitat Felicit . .
Nihil mali intret.

Nur die beiden letzten Buchstaben des dritten Wortes fehlten: der Stein war hier abgebrochen und das dazu gehörige Stück nicht zu finden; doch verstand sich die Ergänzung — as — von selbst: die Inschrift bedeutet auf deutsch:

Hier wohnt das Glück:
Nichts Böses trete ein! —

Offenbar hatte die graue Marmorplatte die Eingangsschwelle des Gartens oder Vorhofs der Villa gebildet: und der sinnige Spruch sollte alles Böse von der Thür fern halten. Vergeblich suchte ich nach weitern Spuren, nach Resten von Geräth. Vergnügt und begnügt beruhigte ich mich denn bei dem Funde des hübschen Spruchs.

Felicitas war aber auch ein Frauenname. . . . Doch wer war sie? Und wer war der, dessen Glück sie gewesen? Und was ist aus ihnen geworden? In diese Fragen versunken, entschlummerte der Dichter, und was er geträumt, müde von seinem Römerfund, das wurde der erste Roman der Völkerwanderung und wanderte von dem alten Claudium Juvavum in die Nürnberger Straße zu Leipzig und erschien bei Breitkopf u. Härtel im Druck.

An der Stelle des Fundes baute die Traumphantasie des Poeten eine stattliche Villa und legte als Schwellenstein davor die gefundene Platte mit der sinnigen Inschrift. Hier wohnt ein Steinmetz Fulvius mit seiner Gattin Felicitas; aber ein doppelter Feind dringt ins Haus: der Tribun, der es auf die schöne Felicitas abgesehen hat, und der Kaufmann Zeno, der Wucherer, der sich für eine Schuld des Fulvius bezahlt machen, die Villa in Besitz nehmen und Felicitas selbst als nicht freigelassenes Sklavenkind dem Fiscus zuweisen will. Der Tribun aber war, als er ins Haus treten wollte, über die mit frischem Oel spiegelglatt gesalbten Buchstaben des Schwellensteins gestolpert und mußte sich von den Söldnern forttragen lassen.

Damit sind alle Fäden der Handlung gegeben und was als Angriff und Gegenwehr hüben und drüben gesponnen wird: nur zerreißt das ganze Gewebe der Einbruch der Germanen, ihr Kampf und Sieg. Felicitas vermag zu beweisen, daß sie nicht nur durch Freibrief, sondern auch vor

dem Priester in der Kirche, in aller Form Rechtens freigelassen sei: und dieser Priester Johannes lebt noch in der Stadt. Alle diese Bestrebungen werden nutzlos gemacht durch das Hereindringen der Barbaren. Die Kämpfe zwischen ihnen und den Römern, die Mishandlung und Empörung der deutschen Sklaven, die Scenen in der Basilika sind lebendig, nicht ohne einen gelegentlichen Anflug von Humor geschildert. Die Katastrophe, bei welcher der Marmorstein des Heidenschupfes mitspielt, findet vor der Villa statt; ein deutscher Fürstensohn, der sich dort einquartiert hat, vertheidigt Felicitas gegen den Tribunen, der sie rauben will: der mit Homerischer Sorgfalt in allen Einzelheiten geschilderte Kampf zwischen den beiden endet damit, daß der Germane den Römer mit dem herausgerissenen Marmorstein der Schwelle erschlägt. Dabei springt die Ecke ab, welche den Dichter auf den Fund des Steins gebracht hat.

Der Gegensatz zwischen den Römern und Germanen ist scharf durchgeführt; das kosmopolitische und blasirte Römerthum prägt sich besonders in den Worten des Tribunen Leo aus, ehe er seine Ala in den Kampf führt:

„Zu welchem Gott soll ich beten? Ich sah mit gleicher Inbrunst und mit gleichem Erfolge beten zu Astarte und zu Artemis, zu Osiris und Jupiter, zu Christus und Jehovah. Ehren aber? Was soll mir heilig sein? Kaum so alt wie jener Germanenjunge raubten mich vandalische Reiter. Da verlor ich Heimat, Aeltern für immerdar —! Als Sklave den Römern verkauft, litt und genoß ich als Knabe schon Unsägliches — verhätschelt, geküßt, gefüttert, gepeitscht, erschlug ich meinen letzten Herrn, entlief in die Wälder Calabriens, ward Räuber, Räuberhauptmann, ward eingefangen, zum Circusspiel verurtheilt, vom Kaiser, als schon mein Blut die Arena röthete, begnadigt, unter die Söldner gesteckt, bald durch wilden Muth Centurio und Tribun. Zu welchem Gotte soll ich beten? Sie haben mich alle verlassen, solange ich an sie glaubte. Seit ich aber alle verhöhne, dient mir das Glück wie eine verliebte Dirne. Und was soll ich lieben und ehren? Meine palmenrauschende Heimat? Sie dient vandalischen Barbaren! Rom? Rom hat mich erst mishandelt wie ein gefangenes Raubthier und hetzt mich jetzt wie einen gezähmten Löwen gegen seine Feinde. Wohlan: dieses meines grimmigen Landsmannes Art wie Name habe ich mir gekoren“: und er klopfte dem Wüstenkönig auf seinem Lager das stolz ummähnte Haupt: „Beute — Genuß — Kampf! Weinrausch — Waffenrausch — Weibesrausch! Das allein ist des Lebens werth! Und nach dem letzten Rausch —: kein Erwachen —: ewige Nacht in der schweigenden Wüste des Todes.“

Wenn auch manches Detail aus jener Zeit, wie die Rechtsformen der Freilassung, welche der rechtskundige Dichter natürlich mit sorgsamer Treue schildert, wie die Kämpfe und Zweikämpfe, die wir lieber in dem griechischen und römischen Epos und in Ritterdichtungen lesen als in Romanen, die ein Autor der Neuzeit schreibt, uns nicht zu fesseln vermag: so hat doch der Roman einen lebendigen Pulsschlag, viele poetisch schwunghafte Schilderungen und erhebt sich durch seine geistig vornehme Haltung hoch über die Alltagsproduction.

2. Die Prinzessin von Portugal. Novelle von Alfred Meißner. Breslau, Schottländer. 1882. 8. 4 M.

Eine Erzählung ganz im mittelalterlichen Tone: eine Kette bunter Abenteuer, die sich ungezwungen aneinanderreihen. Sie sind ja nicht Erfindung des modernen Dichters, sondern alten Aufzeichnungen entnommen. Meißner sagt am Schlusse der Erzählung:

Das ist die Geschichte der Prinzessin von Portugal, die des Grafen von Werdenberg Weib wurde. Sie wäre in Vergessenheit gerathen, wenn nicht Thomas Lyrer, der treue Dienstmann, der seinen Herrn nach Rhodus und nach Jerusalem begleitet, am Spätabend seines Lebens zur Feder gegriffen und die Ereignisse schlecht und recht, so gut er eben konnte, niedergeschrieben hätte. Es war allerdings eine Hand, die besser den Pferdestriegel und das Putzzeug für Schwert und Schild, als das Schreibwerkzeug zu führen verstand. Indeß, wie die Form auch sein mochte, der Bericht von so merkwürdigen Ereignissen hatte seinen Werth. Die Chronik, die er hinterließ, fand im 16. oder 17. Jahrhundert einen Nachschreiber, der sie in das Deutsch seiner Zeit übertrug, sodaß wir noch heute in der Chronik Thomas Lyrer's von Rankweil die Grundzüge dessen finden, was wir unsern Lesern erzählt haben. Die ursprüngliche Fassung aber von Thomas' Hand ist nicht mehr aufzufinden.

Ritter Wolfegg, der den Schwabenherzog erschlagen, wird vom Grafen von Werdenberg geschützt und zum Feldhauptmann ernannt: doch muß auch dieser ihn ziehen lassen, als der neue Schwabenherzog, von jedem Rachekampf absehend, sich damit begnügt, daß Wolfegg zu einer Verbannung verurtheilt wird, die ihn weiter als hundert Meilen von der Heimat fortführt. Wolfegg zieht mit seinem jungen Neffen Arbogast nach Portugal, nimmt dort Kriegsdienste und wird am Jahrestage der Ermordung des Schwabenherzogs durch einen Steinblock getödtet. Sein Neffe Arbogast verliebt sich in die Prinzessin von Portugal und wird von dieser wiedergeliebt, wie sie ihm zuflüstert, als er sie auf gefährlichem Pfad mit starken Armen an einem Abgrund vorüber trägt. Er war beauftragt, sie bei der Fahrt nach einem Kloster zu schützen: auf der Rückfahrt wird sie von saracenischen Räubern angegriffen; sie entkommt, doch Arbogast wird gefangen.

Inzwischen ist der alte Graf Werdenberg gestorben, und sein Sohn zieht ruhmdürstend auf Abenteuer aus; er kommt auch nach Portugal, wo sein Herz von Liebe zur Prinzessin entbrennt: diese ist gleichmäßig freundlich gegen ihn; doch ihre Neigung gehört noch immer Arbogast. Von einem Maler erfährt sie, daß ein Deutscher, Arbogast, auf Rhodus lebe; sie erkennt ihn in dem Bilde des Malers wieder, und als sie hört, daß der junge Graf Werdenberg nach dem Orient und auch nach Rhodus fahren wolle, da folgt sie ihm mit einer Begleiterin insgeheim auf seine Galeere und bekennt ihm während der Fahrt zu seiner größten Enttäuschung ihre Liebe zu Arbogast. Doch ergibt sich auf Rhodus, daß dieser Arbogast nicht der rechte ist. Mittlerweile kommt ein portugiesisches Schiff, sie aufzusuchen und heimzubringen. Graf Werdenberg flüchtet mit ihr im Sturm auf einer gebrechlichen Feluke, und hier, dem Tod geweiht, bekennt er ihr seine glühende Liebe. In

Jerusalem treffen sie nun den rechten Arbogast, aber entstellt, verkrüppelt: er erzählt seine Lebensgeschichte; er hat viel erlitten, ist aber auch der Thäter wilder Thaten gewesen: er sehnt sich nach dem Kloster. Da sagt sich gerührt die Prinzessin von ihm los, indem sie ihm unentdeckt ein Kreuz schenkt, das sie zuvor geküßt, und so wird sie des Werdenbergers Braut und Gemahl.

Man glaubt eine jener ereignißreichen Novellen zu lesen, aus denen Shakspeare den Stoff zu seinen dramatischen Schau- und Lustspielen borgte. In einer naiven, nirgends durch Reflexion unterbrochenen Fassung finden wir doch die anmuthige Lösung eines psychologischen Problems: die Ueberwindung einer Liebe, die einer blöden Jugendeselei allzu ähnlich sieht, und die Hingabe an die energische Thatkraft eines tüchtigen Mannes.

Die Schilderungen, wenn auch über den Ton der Chronik selten hinausgehend, haben doch eine latente Wärme und frische Anschaulichkeit. Lebendig ist besonders die Schilderung des von den Flüchtigen auf der Feluke erlebten Sturms, der wir die folgende Stelle entnehmen:

Indeß peitschte der Sturm die Wogen; das Schiff, das zwischen zwei Wellenbergen dahinrollte, ächzte in allen seinen Planken. Und immer größer wurde die Wuth des Sturms. Die Meereswogen, die bisher wahrlich schrecklich genug gewesen, erhoben die Häupter immer dräuender. „Tragen wir diesen Mann herunter", sagte Olaf Thorson, auf dessen Gesicht sich der ganze Ernst der Lage ausdrückte, indem er auf Thomas deutete. „Er ist schon ganz von den Wellen durchnäßt und wird, wenn wir ihn da liegen lassen, von ihnen fortgerissen werden. Aber auch Ihr, Herr, thätet gut, wenn Ihr unten bliebet!" Schweigend faßten sie den halb Bewußtlosen und trugen ihn in die Kajüte, wo sie ihn in einem Winkel niederlegten. Die beiden Frauen, die durch die furchtbaren Stöße des herumgeschleuderten Schiffs mehrmals von ihren Sitzen heruntergeworfen worden waren und sich auf den Boden niedergekauert hatten, wurden bei Thomas' Anblick von einem neuen Entsetzen ergriffen, wie wenn man ihnen bei allen Schrecken, welche sie empfanden, auch noch die Leiche eines Ertrunkenen zu Füßen ausgestreckt hätte. Die Prinzessin sagte etwas zum Grafen Albrecht, was dieser jedoch wegen des betäubenden Geräusches, des fortwährenden donnerähnlichen Getoses der Fluten und des Sturms nicht verstehen konnte. Er ließ sich aufs Knie neben ihr nieder. „Ich bin Euer Unglück", sagte die zum Tode Geängstigte, indem sie Werdenberg mit zitternden Händen am Arme faßte. „Ich bin an allem schuld: werft mich wie den, der Unglück bringt, aus dem Schiffe hinaus!" — „Macht Euch nicht so thörichte Vorwürfe!" erwiderte der Graf. „Der Sturm wird sich wieder legen und uns nichts anhaben. Süßes, geliebtes Mädchen, es gibt keine noch so schreckliche Gefahr, die ich nicht zu bestehen wünschte, wenn ich Euch damit helfen, Euch glücklich machen könnte!" Da ließ sich ein furchtbarer Krach vernehmen, daß das Fahrzeug erdröhnte; gleich darauf folgte ein zweiter, wie wenn der Blitz im Walde einen Eichbaum fällt. Das Fahrzeug schien sich zu spalten und neigte sich auf eine Seite, als ob es umschlagen sollte. Die Angstrufe der Schiffsleute ließen das Schlimmste befürchten. Der Mast war umgerissen und ein bedeutendes Stück der obern Schiffswand eingebrochen. Die Wogen, welche quirlend und zischend durch die Lücke hereinstürzten, schienen es darauf abgesehen zu haben, den Bretterbau ganz zu zerzausen. Sie hatten freies Spiel. Das Schiff senkte sich bleibend nach der einen Seite. „Gnade uns Gott!" rief Graf Albrecht. „Jetzt wird es Ernst. Ich weiß nicht, ob wir so viel Zeit haben, unser letztes Gebet zu verrichten!" Er umfaßte die Prinzessin und preßte sie an sich, indem er fortfuhr: „Und doch muß ich Euch noch sagen, daß ich Euch über alles geliebt habe! Noch vor einer kleinen Weile habe ich geträumt, daß ich schöne Tage an Euerer Seite verleben und auf den herrlichen Bergen meiner Heimat mit Euch lustwandeln werde. Wenn das ein Wahn, wenn es im Gegentheil Gottes Rathschluß ist, daß wir sterben, will ich mit Euch vereint jubelnd in die schreckliche Tiefe hinabfahren." — „Ohne daß ich es recht wußte", sagte die Prinzessin, sich ihm anschmiegend, „hat Euer edles Thun mein Herz schon längst gerührt. Möge Gott ein Wunder thun und den Sturm bändigen und den Himmel aufklären, damit dies nicht die letzten Küsse seien, die wir uns geben!" Sie lagen in stummer Umarmung lange Brust an Brust, während der Sturm forttheulte, als ob er nicht blos das Schiff, sondern alle Inseln des Archipels mit sich in die Tiefe reißen wolle.

An solchen Stellen gönnt der schlichte Erzähler dem begabten Dichter das Wort.

3. Ueber die Wolken. Roman von Wilhelm Jensen. Leipzig, Bergmann. 1882. 8. 6 M.
4. Versunkene Welten. Historischer Roman von Wilhelm Jensen. Zwei Bände. Breslau, Schottländer. 1882. 8. 9 M.

In jedem Roman von Jensen fühlen wir uns ganz eigenartig angemuthet: wir bewegen uns mit den Gestalten desselben in einer traumhaften Beleuchtung: diese Magie der Schilderung und Empfindung unterscheidet die Romane Jensen's von denen, die sich nur an das Unterhaltungsbedürfniß des Publikums wenden. Solche Eigenart ist ein großer Vorzug in einer Zeit schablonenhafter Production, in welcher kaum der Stil der einzelnen Autoren sich wesentlich unterscheidet und die Kritik sich schon zufrieden zeigt, wenn sie ihm das Lob ertheilen kann, daß er flüssig und correct sei. Wohl gibt es einige Schriftsteller, welche durch eine gesuchte Manierirtheit sich den Schein von Originalität zu geben bemüht sind: doch diese „wunderbaren Blasen", welche der Stil treibt, kommen da wenig in Betracht, wo der Inhalt selbst sich im Bereich der alltäglichsten Weltanschauung bewegt.

Dies gerade ist bei Jensen nicht der Fall; er ist, wie wir schon öfters es aussprachen, ein Nachromantiker mit modernen Tendenzen. In keinem seiner Werke hat dies mehr Bestätigung gefunden als in seinem neuesten Roman „Ueber die Wolken". Wer wird durch die geheimnißvolle Lilie Widolf's nicht an die blaue Blume bei Novalis erinnert, wer nicht in der Schilderung der Burgtrümmer an ähnliche Stellen in den Werken Achim von Arnim's? Der Spaziergang Widolf's aber kann sich den berühmtesten Spaziergängen Jean Paul'scher Helden an die Seite stellen, was Naturgefühl und Schwung der Naturbegeisterung und stimmungsvolle Beleuchtung der Landschaftsbilder betrifft. Es ist nicht leicht, aus diesen magischen Verkettungen und Verhüllungen den schlichten Kern der Erzählung herauszulösen; er muß durchaus unbedeutend erscheinen; denn das Bedeutende liegt gerade in der poetischen Einkleidung. Reinhard Widolf liebt eine Professorentochter, Emma Wenderat: bei einem der gesellschaftlichen Ausflüge der Pro-

fessorencirkel soll nach dem Wunsch der Mutter eine feste Erklärung und Verlobung herbeigeführt werden. Doch nach einer Kahnfahrt auf einsamer Insel reizt Widolf's Ungestüm die Geliebte zu energischem Widerspruch; er findet sie kühl und ohne Empfindung und sagt sich von ihr los. Dafür findet er in einem Wirthschaftsgarten ein schönes Kind, Marianne, das ihn schwärmerisch liebt. Widolf ist Schriftsteller, er verläßt die kleine Universitätsstadt und begibt sich nach der Großstadt: in einem anonymen Briefe wünscht eine Dame eine Begegnung mit ihm, um zu erfahren, ob seine Gedichte die Wahrheit reden. Widolf läßt den Brief zunächst unbeantwortet und tritt eine Wanderung in die Berge an. Hoch oben schlummert er im Freien: ein geheimnißvoller Duft bannt ihn. Am Morgen erwachend erkennt er, daß er dicht an einem Abgrund gelegen, daß der Duft von einer Lilie kommt, die als letzte einsame Blume in einem Burggarten blüht, in der Nähe der überragenden Trümmer der alten Burg. Zurückgekehrt beantwortet er das Schreiben des Mädchens; es findet eine Begegnung in einem Hotelzimmer statt: eine Begegnung, die, mit dem Maßstab profaner Moral gemessen, allerdings zu den bedenklichen Wagnissen gehört. Doch selbst diesen spröden Stoff weiß Jensen mit poetischen Verschleierungen annehmbar zu machen. Ein Gasthofzimmer poetisch zu beleuchten: dazu gehört ein besonders intensives Licht. Nicht lange nach dieser Begegnung zieht Widolf in den Krieg: sein sterbender Oberst gibt ihm ein Erinnerungszeichen für seine Tochter mit, eine Kette, welche von Widolf selbst eine tödliche Kugel ablenkt. Schwerverwundet wird er gefangen: nach Hause zurückgekehrt, sucht er die Tochter des Obersten auf: es ist die geheimnißvolle Briefschreiberin, in deren Wappen er früher einen Merkurstab zu finden glaubte, der sich aber bei näherm Nachsehen in eine Lilie verwandelt. Oda und Widolf werden ein Paar: die märchenhafte Lilie hat sie vereinigt.

Es ist die Art und Weise der Romantiker, neben die duftigste Poesie die trockenste Lebensprosa zu stellen, um durch den Contrast eine größere Wirkung zu erreichen. Das ist auch in Jensen's Roman der Fall: und zwar müssen hier die Professorenkreise die fade Lebensprosa vertreten, die sich breit machende Interessenpolitik des praktischen Lebens. Die danebengestellte Poesie stellt freilich dies tief in Schatten. Aus der poesiefunkelnden Schilderung des Spazierganges seines Helden folge eine kleine Probe:

Drüben hinter blauen Bergesrücken versank die Sonne, er sprang auf, ein Rausch wundersamer, herzbelebender Freudigkeit, wie er ihn noch niemals empfunden, überströmte seine Sinne, seine Seele. Er gedachte eines Wortes, das er am Morgen scherzend gesprochen, und wiederholte dasselbe andern Tons: „Nach dem Jungbrunnen, sagte ich, führe mein Weg? Tauche dich nieder in ihn, mein Herz. Du bist wieder jung und frei! Du wußtest es immer, das Köstlichste, was die Erde zu bieten vermöchte, müsse hier auf dich harren, und du wußtest auch in der Welt finden, was du in dir trugst —" Er sah auf, es war seltsam, wie der Himmel sich jetzt allmählich zu färben anhob. Aus unsichtbarem Feuerborn schien es wie eine langsam aufglimmende Fackel emporzusteigen. Sie entzündete die schmal hinschwimmenden Wolkenstreifen am Horizont, und von ihnen lief es wie hastig aufsprießende Goldgarben weiter, riesenhaft wachsend, flammend, bis in den Zenith. Immer röthlicher ward das Gold, dunkelglühende Säume umrandeten das geflockte Gewölk, nun deckte es einen Purpurbaldachin über die Erde, aus dem nur da und dort bald ein tiefblauer Saphir, bald ein grüner Smaragd des Himmels herableuchtete. „Und nun dort hinab ins Nachtquartier?" fragte Reinhard Widolf, auf das Städtchen niederblickend. Ein eigenthümliches Lächeln spielte um seine Lippen: „Verständige, erwachsene Leute würden keinen Zweifel darüber haben, aber ich bin ein Knabe und thöricht — wie war's ihm? — Hier war noch nicht das Herrlichste, nicht die höchste Erfüllung seiner Phantasie. Die wartete dort droben auf ihn, weiter aufwärts in dem murrenden Zauberwald — irgendwo — irgendwas —" Ja, es war alles wie einst, das nämliche namenlose, süß und dunkel schauernde Gefühl wie in der Seele des Knaben. Es hob ihm den Fuß, daß er nicht abwärts, sondern die einsame Halde hinanschritt. Wohin? Er wußte es nicht, doch er konnte nicht anders. Er sah und hörte alles um sich her, aber wie im Rausch, und er ging wie ein Trunkener.

Doch auch Gedichte sind reichlich in die Erzählung verstreut, und wir stehen nicht an, sie zu dem Besten zu rechnen, was Jensen's lyrische Muse geschaffen. Wie empfindungsreich ist das Gedicht „Im Dunkel":

Schön ist Liebe, die sich offen
Vor dem Licht des Tags bekennt,
Die vor keinem Blick betroffen
Scheu den Strahl der Augen trennt
Und ihr Sehnen und ihr Hoffen
Mit beglückten Lippen nennt.

Aber süßer, ach, vielleicht
Ist die Liebe, die zum Herzen
Wie ein schöner Frevler schleicht,
Die im Jubel ihren Schmerzen
Nie entrinnt und, unerreicht,
Um des Glückes Altarkerzen
Wie ein nächt'ger Falter streicht.

Die sich bang' im Dunkel findet,
Die mit athemloser Brust
Hastig-heimlich sich umwindet,
Ihrer Schuld sich selbst bewußt,
Ihre Lippen nur verbindet,
Daß wie Traum das Glück ihr schwindet,
Doch mit höchster Liebeslust
Auch der Liebe Leid empfindet.

Süßer, ach, vielleicht umfangen
Von der Liebe Seligkeit,
Als die ruhevollen Wangen,
Die von Schuld und Scheu befreit,
Süßer, ach, ist dieses Bangen,
Dies Erringen, dies Verlangen,
Dieses Glück und dieses Leid.

Und ähnliche Perlen der Lyrik finden sich zahlreich in dem Roman; man merkt kaum die Uebergänge von Vers und Prosa: ein so poetischer Geist durchweht das Ganze.

Auch wo Wilhelm Jensen historische Stoffe behandelt, da taucht er sie, wie sein Roman „Versunkene Welten" beweist, in diese magisch-romantische Beleuchtung. Freilich erweist hier der Stoff sich spröder für solche Behandlungs-

weise. Die Homerische Plastik erscheint seit alter Zeit als das Ideal für alle Poesie, welche Ereignisse und Begebenheiten aus vergangenen Tagen darstellt: man braucht sich indeß blos der traumhaften Dichtungen Ossian's zu erinnern, um einzugestehen, daß außer der Sonne Homer's auch das träumerische Mondlicht den kämpfenden Helden der Dichtung leuchten kann.

„Versunkene Welten": das sind die untergegangenen Strandgegenden der schleswigschen Westküste, wo die feindlichen Städte Wendingstadt und Rungholt standen; das ist das alte Friesland, das damals von der cimbrischen Halbinsel verschwand, und von dem nur die Inseln Röm, Sylt, Amrum, Föhr, Pallmuren-Nordstrand und die Halligen um die letztern her übrigblieben. Diese Katastrophe ist zugleich die Katastrophe des Romans; sie bricht herein mitten in den Kampf, den die Wendingstädter gegen die Bischöfe, den Herzog von Holstein und die Rungholter kämpfen, welche letztern sich den Feinden Wendingstadts angeschlossen hatten; sie verschlingen die Kämpfenden und auch die Mehrzahl der Helden; nur der Königsknabe wird gerettet und landet glücklich an den Küsten Helgolands. Die Katastrophe selbst, abgesehen von den Einzelbildern, schildert Wilhelm Jensen mit folgenden Worten:

Was der Hochsommer des Jahres 1300 daherwälzte, war keine Sturm-Springflut, wie das Friesland sie dann und wann seit Menschengedenken bis auf diesen Tag allmählich anschwellend, sich steigernd, die Niederungen in breite Wasserflächen umwandelnd gesehen. Mit einer einzigen Welle kam das unabsehbar meilenweit gen Westen hinausgewichene Meer, die Nordsee, der Atlantische Ocean zurück. Ohne weißes Geflock und Brandungsgischt, ein dunkles, in Blitzesschnelle schweigsam heranschreitendes Wassergebirg. Gleichmäßig an der ganzen Küste von Nord bis Süd erreichte dies überall in demselben Augenblick den Fuß des Dünengürtels, hob sich in doppelter Höhe desselben, übergewölbten Rückens empor, schlug mit einem einzigen Stoß herab, und das alte Friesland war gewesen. Das Land bebte krachend auf, als berste seine Rinde unter emporbrechendem Feuerstrom der Erde. Wie ein Windstoß Spreu von der Tenne fegt, stob das Sandgebirge der Düne. Hier packte das schwarzmähnige Ungeheuer den Ufersaum und schon donnerte es drüben durch den Wald, schmetterte die Jahrhunderte alten Riesenwipfel desselben gegeneinander. Sich vorüberneigend schoß selbst der rothe Scheitel des Mulindtklints, unterwühlt, zerbröckelnder Lehmwand gleich, in die nachgärenden Wogen. Für einen Moment war nichts, als ein unermeßliches, quirlendes, weißes Leichentuch, das alles überdeckte. Dann rang sich tausendfältig das betäubte Leben im Verzweiflungskampf auf.

Und wie bevölkert der Dichter jene Welt, ehe sie versank, mit den Gestalten seiner Phantasie? Es ist der ganze Heerbann der Romantik, den er ins Feld führt: der friesische Priester Rolus Ulferts, der sich gegen seine Obern auflehnt, ein Vertreter des Hellenismus, der Erfinder der Wasseruhr, der zuletzt, von Leidenschaft zerrüttet, dem Wahnsinn anheimfällt; der bloudgelockte Königssohn Erich Menved, der künftige König von Dänemark, welcher der Zuchtruthe des Herzogs Waldemar von Schleswig entlaufen, einer jener Königssöhne, von denen die Märchen zu erzählen wissen; der tückische, mit seinem Wolfshund verwachsene Zwerg Pebe Thiomken, ein bischöflicher Hofnarr, den sein Herr mit Brennnesseln züchtigen läßt, weil er die Nichte, die schöne Helge, mit keckem Wort beleidigt hat, und der sich dafür rächt, indem er den Heranmarsch der Bischöflichen verräth und bei der Ueberschwemmung die halb bewußtlose Helge auf die nackte Brust mit Brennnesseln peitscht; der Riese Jork Gerken, der Königsmörder mit seiner Eddapoesie. Und auch Romeo und Julie fehlen nicht: die Liebe der schönen Edouw Holding mit dem bernsteinfarbigen Haar, der Tochter des Rathsmanns von Wendingstadt, zu dem Rungholter Hemmo Hemmen bildet den anziehenden Mittelpunkt der Erzählung. Und zwar ist diese Liebe durchaus nicht schablonenhaft geschildert: es sind originell erfundene Situationen, in denen sie erscheint. Hemmo Hemmen war in Griechenland gewesen, hatte von dort ein griechisches Gewand mitgebracht. Bei einsamer Begegnung auf einer Trümmerstatt bittet er die Geliebte, es anzuziehen in der Grotte; sie erfüllt seinen Wunsch:

Wer war sie, die aus dem grünen Thor hervortrat? War das Edouw Holding, oder die schönste der Göttinnen, deren zertrümmerte Tempel einst in leuchtender Pracht das Griechenland gesehen? Alle Kraft, aller Reichthum der Einbildung, die der Erde und dem Himmel ihre Farben, ihren Zauber entliehen, schwand wesenlos vor der Wirklichkeit dieses Bildes in Bettlerarmuth dahin. Da stand sie und wie Meeresschaum hüllte das Gewand sie bis zur Sohle hinab. Doch glühend umzog purpurner Saum ihren Nacken und Hals, den ein funkelndes Geschmeideband kränzte; auf den goldgewirkten Gürtel, der den weich gebogenen Leib umschloß, fiel, schön zum Busen gefaltet, die schmiegsame Hülle. Entblößt bis zur Schulter hinan, nur unter ihr und am schmalen Handgelenk mit blitzenden Spangen umreift, boten aus rosigem Marmor gerundete Arme sich wie in zaghafter Scheu dem Lichte des Tags, dem Glanz, den, einer Sonne gleich, das goldfließende Gelock vom Scheitel Edouw Holding's herabgoß. So war Aphrodite, in den Schneemantel der trunkenen Welle gehüllt, emporgestiegen zu den Tempeln des Griechenlands — und so stand sie, doch ihrer göttlichen Schönheit unbewußt, und ihre Augen suchten mit dem Himmelslicht eines stillen, blauen Frühlingstags nach dem Geliebten.

Ein Regensturm prasselt hernieder: ein Blitz durchschlägt das Kronengeäst des Eichbaums; nach anmuthig geschildertem Zögern treten sie in das wunderliche Zwielicht der Grotte:

Edouw Holding war nicht schweigsam wie zuvor. Sie sprach mit ruhloser Lippe, wie wenn ihr vor der unterirdischen Stille des Gemachs bange. Ihr Auge ging umher, um neuen Anhalt für ihre Worte zu finden. Und nun fiel es suchend auf den Stein, von dem der Teppich herabgeglitten, und traf an seiner Vorderwandung auf Zeichen, die sie bis heute nicht wahrgenommen. Wie eingegrabene Inschrift erschien's, unerkenntlich im Dunkel geborgen, aber willkommen ihr in diesem Augenblick, und sie rief aufspringend: „Ich sagte, du hättest dies Haus für uns gebaut. Doch wer mag es einst in Wirklichkeit gethan haben, wozu und für wen? Mir däucht, da steht etwas auf dem Stein wie eine Schrift. Ob sie uns Antwort geben will? Ich seh's zum ersten mal —" Sie trat hinan und beugte ihr Gesicht auf den Stein, doch vergeblich. Es war zu dunkel, auch als sie niederkniete, ließen die Zeichen sich nicht unterscheiden. Hemmo Hemmen hatte sich ebenfalls neben ihr auf die Knie gebogen und suchte mit der Schärfe seiner Augen die tiefe Dämmerung

zu durchdringen. Sein Arm lag stumm um ihren Nacken und ihre Gesichter ruhten, auf den Stein geheftet, aneinander. „Es ist umsonst, wir müssen warten, bis die Sonne hereinfällt", sagte Edouw, und er entgegnete: „Dann müssen wir's ewig, denn sie kommt nie hierher." „So muß das Räthsel ungelöst bleiben", versetzte sie und machte eine Bewegung, aufzustehen. Er wollte sie halten, aber der Arm wagte es nicht und löste sich leis von ihrer Schulter. Da brach es plötzlich über sie her mit einem Lichtstrom in die Grottentiefe herein. Kein Sonnenblick, sondern ein wundersamer Abglanz farbig spielenden Geleuchts. Die Wolke draußen war vorübergejagt und hochthronend, flammend gegen ihren absinkend-schwarzen Grund wölbte sich der siebenfach strahlende Himmelsbogen Baldurs über Erde und Meer. Mit blauen, rothen, goldenen Lichtern zitterte sein Widerschein taghell über die Inschrift des Steins und enthüllte das Räthsel des alten in Trümmer gefallenen Baues, der sich einst auf stolzen Säulen hier in den Wind gehoben, gleich jenen andern im fernen, schönern Südland, und in Schutt begraben lag wie sie. Hatte Freso, der sagenhafte Urahn des Friesenvolks, ihn errichtet zum Andenken an seine Heimat, oder waren vor mehr denn einem Jahrtausend herumschweifende Römer an die Küste gekommen, hatten Städte hier gebaut, das Gedächtniß ihrer Götter in ihnen bewahrt und waren ausgelöscht ohne Spur und Echo von der rollenden Flutwelle der Zeit? Wer wußte es? Niemand gab Kunde von ihnen als dieser Stein. Er allein war geblieben, aber seine Schrift sprach, was einst hier gewesen — wie ein Auge vor plötzlichem Flammenblitz zurückbebt, zuckten die Lider Edouw Holding's, und nur Hemmo Hemmen's Mund las mit lauter Stimme die ans Licht wiedergekehrten Worte: „Templum Veneris." Es durchdrang die Grotte, und einen Herzschlag lang haftete Blick und Sinn des Mädchens betäubt auf der farbig rinnenden Schrift. Dann wollte sie sich aufringen — doch nun hielt der Arm Hemmo Hemmen's mit der Uebermacht der Kraft, des Willens, der Liebe sie zurück. „Du bist in deinem Tempel, Edouw Holding", flüsterte sein Mund, „und Baldur's Blick leuchtet über ihm." Und mit weitgeöffneten Augen sank sie widerstandslos, vom eigenen Herzen besiegt, in seine Arme zurück, ihre Lippen schlossen sich in die seinen, und das große Wunder war geschehen.

Und wie diese Scene, so legen auch zahlreiche andere, die Schilderungen der Orgie der Bischöflichen, des Volksthings der Wendingstädter, der letzten Kämpfe und Ueberflutungen, Zeugnisse für das Talent Wilhelm Jensen's ab, dessen geistige eigenartige Physiognomie sich wesentlich von den Alltagsgesichtern unserer Romanprosaiker unterscheidet. Schade, daß bisweilen der traumhafte Spuk auch seine Motivirungen verschattet, sodaß sie sich schwer loslösen lassen für das Verständniß des großen Lesepublikums. Bisweilen sind auch seine Schilderungen in ein magisches Zwielicht gerückt, oder es blendet in ihnen ein effectvolles Aufleuchten: hier und dort wünscht man in der That mehr Plastik, mehr Allmählichkeit der Entwickelung. Die geniale Eigenart Jensen's kann auf die wohlfeilen Erfolge nicht rechnen, die heutzutage den Nüchternen unter den Poeten gehören: die Trunkenen, die wahrhaft Begeisterten, haben zunächst nur eine kleine Gemeinde für sich. Doch die ecclesia pressa ist schon oft die triumphirende Kirche der Zukunft geworden.

Rudolf von Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Uebersetzungen.

1. Alte französische Volkslieder. Uebersetzt von Karl Bartsch. Nebst einer Einleitung über das französische Volkslied des 12. bis 16. Jahrhunderts. Heidelberg, K. Winter. 1882. Gr. 8. 5 M.
2. Dichtergrüße aus der Fremde. Fremdsprachliche Dichtungen ins Deutsche übertragen von Perrot. Augsburg, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. 1881. 8. 1 M.
3. Gedichte von Katharina Kasch. Plön, Hahn. 1881. 8. 2 M.
4. Musestunden im Blumenthale von G. Gäyelin. Gebweiler, Boltze. 1882. 8. 3 M.

Mit der Sammlung „Alter französischer Volkslieder", die Karl Bartsch in deutscher Nachbildung herausgegeben hat (Nr. 1), macht er vor allem denen, welche literar- und sprachhistorisches Studium zur tiefern Kenntnißnahme befähigt, dann aber auch allen, welche Sinn und Gefühl für frisch aus vollem Leben sprudelnde Dichtung haben, ein schönes und höchst dankenswerthes Geschenk.

Die ältesten Lieder der vorliegenden Sammlung gehören dem 12., die jüngsten dem 16. Jahrhundert an. Erstere sind meist romanzenartige Gedichte und nach Bartsch's altfranzösischen Romanzen und Pastourellen (Leipzig 1870) übersetzt, während als Quellen für die Lieder des 16. Jahrhunderts besonders und fast ausschließlich „die aus dem Nachlasse von Moritz Haupt erschienenen «Französischen Volkslieder» (Leipzig 1877) und eine Handschrift im Besitze des Dr. Kayser in Elberfeld" benutzt sind.

Eröffnet wird das Buch durch eine höchst interessante und wichtige Einleitung, in welcher die Entstehung der Volkslyrik aus dem Epos nachgewiesen wird, wo sich solche Verwandtschaft am deutlichsten in den Volksromanzen zeigt. Denn der Inhalt der letztern steht dem Inhalt der Lyrik dadurch so nahe, daß nicht von den Kämpfen der Helden, sondern allein von der Liebe Leid und Lust in ihnen gehandelt wird.

Zunächst geben diese Romanzen die Gestalt ihrer Helden und die Situation und gehen dann zur Schilderung der Empfindungen über. „Nach diesen beinahe typischen Eingängen" wird die Handlung entwickelt, in der wir die Liebenden mit großen Gefahren kämpfen, doch meistens glücklich an das ersehnte Ziel gelangen sehen. Eigentliche Volkslyrik findet sich aus dem 12. und 13. Jahrhundert nur in wenigen Beispielen; sie blühte in Frankreich, wie auch in Deutschland, am reichsten erst im Ausgang des Mittelalters und im 16. Jahrhundert und handelt in allen möglichen Tönen, ernsten wie frohen, von der Liebe. Die heitere Liebeslust wiegt jedoch vor und findet den fröhlichsten Klang da, wo sie in übermüthiger Vollkraft ins Schalkhafte hinüberspielt. Sehr treffend

macht am Schlusse seiner Einleitung, in welcher er alle charakteristischen Merkmale der behandelten Dichtungen feinfühlig vorführt und gruppirt, der Autor auf den Unterschied der viel ernstern deutschen Volkslieder und der französischen oft ans Frivole streifenden und zum Theil ganz auf dies gefährliche Gebiet übergehenden Weisen aufmerksam, und dann reicht er uns den vollen Strauß, den er für das deutsche Publikum aus den bunten Blüten französischen Volksgeistes im Mittelalter gewunden hat.

Das erste der vier Bücher, in die er seinen reichen Stoff zerlegt hat, bietet die romanzenartigen Gedichte, die zum Theil noch dem 12. Jahrhundert angehören. Wer die Dichter derselben gewesen sind, ist natürlich eine Frage, deren Antwort in Dunkel gehüllt bleibt; nur von einigen wenigen weiß man, daß sie „Audefroi der Bastard" gedichtet hat. Die Lieder desselben halten sich fast ganz an den Ton der Volksromanzen; doch finden sich einzelne Wendungen und Eigenthümlichkeiten des Stils, aus denen sich schon eine Neigung zur straffern Kunstpoesie kundgibt.

Bartsch's Nachbildung dieser Romanzen ist vortrefflich, und gerade die Freiheit, welche er sich dann und wann nimmt, statt des vollen Reims die Assonanz zu gebrauchen, trifft den freien Ton, wie wir ihn in unsern Volksliedern lieben, meist höchst glücklich. Nur in der fünften Strophe von „Schön Amelot" scheint in der Zeile: „Den Herzog Gerhard oder Graf Henri", der letztere Name als Assonanz auf hin, nimm, bin und andere zu gewagt.

In dem Bruchstück „Schön Aje" möchte sich vielleicht empfehlen statt:

Ach, Liebe du zu fernem Land,
Du hältst mein Herz gefangen und gebannt —

zu übersetzen:

Ach, Lieb' in fernem Land.

Das Original „he he! amors d'autre pais", läßt meines Erachtens diese für deutsche Hörer flüssigere Uebertragung wol zu.

Im zweiten und dritten Buche finden sich Liebeslieder, die so geordnet sind, daß die Lieder ernstern Inhalts in ersterm, die Lieder heitern Charakters wesentlich in letzterm sich finden. Besonders hübsch ist im zweiten Buche „Der Liebesklausner", der seinen Sang mit der Strophe anhebt:

Gott schütze dich, du Holde,
Die ganz mein Herz gewann,
O gib mir das zum Solde,
Du Holde, du Holde,
Daß ich dich küssen kann.

Nicht im Deutschen zulässig erscheint mir in dem Lied „Vor Liebchens Thür" (Strophe 2) die Wendung „und hast du kalt", wie auch der Indicativ in „Versäumte Liebe" (Strophe 1):

Wenn ich ein Lieb . . . gewann,
Dann that ich gut,
Wenn ich . . . hielt an,
Ich hätte sie bekommen

nicht angenehm klingt.

Reizend ist im dritten Buche vor allem „Schäferin und Schäfer" mit dem Anfang:

Schäferin und Schäfer beide
Sitzen in dem schattigen Hain,
Sitzen nahe Seit' an Seite
Ungesehn und ganz allein.
Das verstehst du nicht, lirlon, lirlette,
Das verstehst du nicht, lirlon, lirle!

Hübsch ist auch das sittsame Lied vom „Werwolf", in dem nur die Wendung „als wahrer Werwolf" übel klingt; ferner „Der alte Mann" und „Heirathslust", während „Der seltsame Vater" häßlich und „Die Naturarzenei" von gar zu robuster Sinnlichkeit ist.

Im vierten Buche finden wir nun Lieder nach bestimmten Motiven: Vogellieder, Müllerlieder, Soldatenlieder, Schreiberlieder, Nonnenlieder u. a. Auch bei vielen von diesen zeigt sich der Refrain, wie wir doch lieber (statt mit Bartsch „Refrän") schreiben wollen, kräftig und lieblich, wenn er auch nicht so häufig angewandt ist wie in den Liedern des zweiten und dritten Buchs. Ueber die Bedeutung und Beliebtheit des Refrain im französischen Liede sei hier auf die geistvolle Einleitung des Buchs verwiesen.

Sehr lustig ist unter diesen Liedern „Der Esel", ergreifend „Pierre du Blaty", fein empfunden, wenn auch etwas gekünstelt „Der Thurm der Liebe", ein Meisterstück nachdichtender Uebersetzung „Der gefangene Bursche", welches Lied ganz wie ursprünglich von deutschem Herzen weg gesungen klingt. Es heißt darin:

Und könnt' ich fliegen nur
Wie eine Fliege,
Grad auf ihr Mündchen hin
Wollt' ich dann fliegen.

Könnt' ich verwandeln mich
In eine Schwalbe,
Zu meiner Liebsten hin
Flög' ich gar balde.

Hätt' ich sie nur allein
In diesem Haine,
Ich wollt' ihr sagen dann
All was ich leide.

Hätt' ich sie nur allein
In meinem Stübchen,
Das rothe Mündelein
Küßt' ich dem Liebchen.

Ihr rothes Mündelein,
Ihr Busen schneeig
Ist Ursach meiner Pein,
Drum dulde Weh ich.

Das kurze Gedicht „O Avignon" sei hier seiner Innigkeit wegen ganz angeführt:

Das ist der Tod, das ist der Tod,
Der hält mein Herz in Banden;
Das ist nach meinem Lieb der Sehnsucht Noth.
Ich sterb', ich sterbe, ach!
Soll ich ihn nicht umfangen.

O Avignon, o Avignon,
Du Stadt voll Ehr' und Prangen,
Du hältst mein Lieb so lang gefangen schon!
Ich sterb', ich sterbe, ach!
Soll ich ihn nicht umfangen.

Du schläfst, du schläfst, mein armes Herz
Kann nimmer Schlaf erlangen,
Wie der da lebt in Jammer und in Schmerz.
Ich sterb', ich sterbe, ach!
Soll ich ihn nicht umfangen.

Nach dem zweiten: „Du schläfst", in der dritten Strophe möchte ich jedoch eine stärkere Interpunktion zu setzen vorschlagen, wie ich auch in der sechsten Strophe von „Pierre du Blaty" vorschlage zu setzen:

Wenn du nicht etwa stirbst,
Kommst einst du noch ans Licht —

statt: „Kommst du einst" u. s. w. Auch die Uebersetzung von:

Ceste chansonette
Dixoit la nonette —

mit:

Und es sang das Männchen
Klagend dies Refränchen —

ist wol zu ändern und ein besserer Reim zu wählen.

Das Buch klingt nach so vielen weltlichen Liedern mit einem vollen Orgelton geistlicher Dichtung aus, der, an sich schön, mit den andern Weisen doch nicht harmoniren will und vielleicht besser an dieser Stelle weggeblieben wäre. Die Lieder aber mögen in der Form, in der sie Karl Bartsch mit meisterlicher Kraft aus langem Zauberschlafe zu neuem Leben erweckt hat, fröhlich ins Land erklingen:

Und das Echo wiederhallt
Ihre Stimme durch den Wald —

wenn man sie auch nicht gerade als Lektüre für höhere Töchterschulen empfehlen kann.

—— Perrot's „Dichtergrüße aus der Fremde" (Nr. 2) bringen in bunter Mischung zehn Gedichte von Longfellow, vier Lieder von Béranger, zwei von Robert Burns, vier von Byron, je eins von Moore, Tennyson und Wordsworth, zwei Volkslieder und als pièce de résistance „Das Paradies und die Peri" von Thomas Moore. Letzteres Gedicht liest sich in der Uebersetzung ganz gut, wenn auch dem Reim zu Liebe einige ungefällige Wendungen gewählt sind. So ist namentlich „der krystallene Schrein des Himmels" statt des einfachen the Gates of Heav'n bedenklich, und sehr gewagt ist es, die Worte des Originals:

Joyless she sees the sun look down
On that great temple, onee his own —

zu übersetzen:

Freudlos sieht sie im Sonnenlicht
Dort jenen prächt'gen Tempel glänzen,
Der einst gedient hat ihren Tänzen.

Immerhin ist aber diese Uebersetzung besser gelungen als die der schönen Gedichte Longfellow's und Béranger's, bei denen sich Perrot theilweise wirklich Erstaunliches erlaubt hat. Denn wie man in einer deutschen Uebersetzung die Form Nuremberg entschuldigen will, ist mir ebenso unklar wie der in demselben Gedicht vorkommende Reim „Evangelist" und „Gottesdienst". Auch was die „alten Klosterthore, jetzt profanem Brauch geweiht", gegenüber von Longfellow's schlichten cathedral doorways wollen, und wie etwas gerade „profanem" Brauch „geweiht" werden kann, ist räthselhaft. In dem berühmten Gedicht von der alten Uhr auf der Treppe, die Perrot mit kühner Neologie eine „Ständernhr" nennt, ist mancherlei Misfälliges, besonders die Veränderung des Refrain, denn derselbe:

For ever — never!
Never — for ever!

ist doch nicht so geradezu durch:

Immer — nimmer!
Nimmer — immer!

wiederzugeben. A passing footstep's fall ist auch kein „Gespensterschritt", und wenn Longfellow sagt:

From that chamber, clothed in white,
The bride came forth on her wedding night;
There, in that silent room below,
The dead lay in his shroud of snow —

so ist entschieden nicht zu übersetzen: „Lag sie dann todt auf ihrem Pfühl", denn solch schauerlicher Contrast ist vom Dichter nicht beabsichtigt, der nur allgemein und nicht in Bezug auf dieselbe Person zeigen wollte, wie nahe Freud und Leid sich oft in denselben Räumen sind. Auch in metrischer Hinsicht hat diese Uebertragung manches recht Bedenkliche und hält den Vergleich mit Adolf Laun's Uebersetzung („Longfellow's Gedichte in Auswahl", Oldenburg, Bültmann, 1879) nicht aus. Bei Laun finden sich die meisten der von Perrot neu übersetzten Gedichte, und zwar meist in viel besserer und geläufigerer Form, wenn auch derselbe Irrthum betreffs „the dead in his shroud" dort vorkommt. Besonders steht der neue Uebersetzer dem verstorbenen Laun darin nach, daß, während Laun stets dem Original treu und gerecht zu werden strebt, Perrot sich nicht scheut, durch Auslassungen das Original stillschweigend zu kürzen. So fehlen in „Excelsior", welches unverdient berühmte Product Longfellow's man übrigens endlich aufhören sollte als besonders charakteristisch für ihn anzuführen, ohne allen Grund die dritte und fünfte Strophe des Originals. Dieselbe Freiheit nimmt er sich auch bei Béranger, indem er bei dem berühmten „Mon habit" die unschuldige Rederei mit la tendre Lise wegläßt und auch in „Ma nacelle" zwei Strophen streicht. Dagegen läßt er hier die siebente Zeile jeder Strophe unverändert stehen: „Eh! vogue ma nacelle!", womit ja aller Grund, das Gedicht im Uebrigen zu verdeutschen, aufgehoben wird. Unmöglich können wir hier alle weitern Fehler des Uebersetzers anführen. Wir wollen ihm gern ein gewisses Formtalent zugestehen und auch hervorheben, daß manche der kleinern Sachen besser gelungen sind als die soeben specieller besprochenen; doch muß sich der Autor noch sehr in der Uebersetzungskunst üben, ehe man ihn für einen berufenen Boten erklären kann, dem deutschen Publikum „Dichtergrüße aus der Fremde" zu überbringen. Schließ-

lich sei noch erwähnt, daß das auf S. 12—13 gegebene Gedicht Béranger's „Les Hirondelles" und nicht „Le Prisonnier" heißt. Das Gedicht, dem Béranger letztern Titel gegeben hat, ist ein ganz anderes und beginnt:

Reine des flots, sur ta barque rapide
Vogue en chantant, au bruit des longs échos.

Viel anspruchsloser treten die Uebersetzungen auf, die Katharina Kasch ihren eigenen „Gedichten" (Nr. 3) beigefügt hat. Letztere sind nicht eigenthümlich und bedeutend genug, um der Verfasserin schon den Dichterlorber zu verschaffen, wenn sie auch entschieden einem vollen, innigen und reinen Gemüth, das klaren Verstand mit echter Religiosität verbindet, entsprungen sind. Die Dichterin stellt die Gegensätze des Menschenlebens scharf und in richtiger Beleuchtung einander gegenüber und weiß oft sehr hübsch die Dinge des realen Lebens mit dem geistigen in Beziehung und Vergleichung zu setzen. Ein Beispiel dazu gibt gleich das erste ihrer eigenen Gedichte:

Kein Vergißmeinnicht.

Es blüht an klaren Baches Rand
Die Blume des Gedenkens,
Und wer ein solches Blümchen fand,
Wenn er zum Abschied bot die Hand,
Der sagt bewegt, indem er's bricht:
Vergißmeinnicht!
Doch ist's nicht noth, daß er so spricht —
Was wir geliebt, vergißt sich nicht.

O blühte auf dem Erdenplan
Die Blume des Vergessens,
Ich böte, dem ich weh gethan,
Als Pfand sie meiner Reue an;
Sie redete ihm freundlich zu:
Vergiß auch du!
Doch ach, umsonst wär's, daß sie spricht —
Was wir gefehlt, vergißt sich nicht.

Wer so zart empfindet und seinen Empfindungen so sinnigen Ausdruck zu geben versteht, wird gewiß einst noch seine Hand nach vollem Lorber ausstrecken dürfen; der Uebersetzerin reichen wir diesen am liebsten schon heute. Denn die Ausstellungen, die wir an ihrem „Gefangenen von Chillon" und einigen der kleinern Gedichte in Hinsicht des Ausdrucks und der Vollständigkeit zu machen haben, können den großen Vorzügen ihrer übrigen Uebersetzungen gegenüber kaum ins Gewicht fallen.

Erstaunlich reich ist das Sprachgebiet, das Katharina Kasch mit feinem Gefühl und sicherer Kenntniß umfaßt. Ihre Uebersetzungen vermitteln uns die Bekanntschaft mit dänischen, schwedischen, niederländischen, englischen, schottischen, französischen, spanischen und plattdeutschen Gedichten. Um eine Probe von ihrer Formgewandtheit und Sicherheit in der Nachdichtung zu geben, sei hier nur das „Frühlingslied" von C. F. Dahlgren citirt:

Frühlingslied.

Der Frühling entfaltet die goldenen Flügel.
Himmel,
Welch Gewimmel
Im Wald und im Meer und im Sumpf und am Hügel.
Wie's rings nun klingt und singt!

Die Birke wirft den schimmernden Schleier,
Achtet
Und trachtet
Am See sich zu schmücken dem Maien zur Feier.
Der Schellenreigen erklingt.

Es blühen die Veilchen; das Bächlein, das schnelle,
Fließet
Und schießet
Durch Weiden und Erlen mit glitzernder Welle.
Im Thal das Kind tanzt und springt.

Der Kukuk im Wipfel, Ameischen im Sande,
Taube
Im Laube,
Sie künden, der Frühling zog über die Lande.
Am Strand das Waldhorn erklingt.

Da die Uebersetzungen aus den nordischen Sprachen und aus dem Niederländischen (z. B. der köstlich wiedergegebene „Erste Zahn" von van Tollens) besonders gelungen sind, so wäre es dankenswerth, wenn Katharina Kasch ihr eminentes Talent benutzen wollte, uns etwa in einer möglichst reichen Anthologie noch näher mit den Dichtern und ihren Werken bekannt zu machen, von denen uns ihre Kunst so schöne Proben gegeben hat. Es würde dann jedoch geboten sein, alle Gedichte vollständig und nicht, wie hier bei Béranger's „Schwalben" und „Heimweh", um eine oder gar zwei Strophen gekürzt wiederzugeben. Die Uebersetzerin hat sich freilich vor directem Tadel und Vorwurf dadurch geschützt, daß sie bei diesen beiden Gedichten die ihr Verhältniß zum Original erklärende Präposition „nach" dem Namen des Autors vorsetzt, während sie unter die vollständig übersetzten Gedichte nur den Namen des betreffenden Autors setzt; aber völlig zulässig will mir solche willkürliche Bearbeitung gerade bei Gedichten, deren jedes doch in sich ein organisches Ganzes bildet, trotzdem nicht erscheinen. Es sind doch immer nur disjecti membra poetae.

Auch G. Gäyelin hat seinen eigenen Gedichten: „Musestunden im Blumenthale" (Nr. 4), eine Reihe von Uebersetzungen aus dem Englischen, Italienischen und Spanischen beigefügt, die viel Interessantes und manch Gelungenes bieten. In Montgomery's Gedicht „Das allgemeine Los" stört freilich in der vierten Strophe dieser Uebersetzung der gewagte Reim „Hüll' und Gefühl", und in Bermudez' Ode „Die Zeit vergeht und kehrt nicht wieder" die unmögliche Messung „Flieh der | Sünde | Reiz, frohe | Jugend, | zitt're." Doch sind die andern Uebersetzungen meist mit Befriedigung zu lesen. Gar hübsch ist „King John and the Abbot of Canterbury" wiedergegeben, dem die Uebersetzung der zwei andern Quellen von Bürger's „Der Kaiser und der Abt": Novellen von Franco Sacchetti und Juan de Timoneda, vorausgeht. Bis auf eine im Hochdeutschen unzulässige Härte: „Zu d' Glock' nach Edmonton", ist auch William Cowper's „John Gilpin" glorreichen Andenkens sehr ansprechend übersetzt und macht sich noch ergötzlicher als „Peter Fehr" in der elsässischen

Uebertragung Gayelin's in „Peter Fehr's unterhaltende Lusträis". Der Uebersetzung wie dieser Nachbildung ist weite Verbreitung zu wünschen.

Schließlich sei hier noch einer Probe davon Platz gegönnt, wie Gäyelin es versteht, auch Gedichte schwierigster Form flüssig wiederzugeben:

Yriarte.

Der Frühling.

Des Lenzes Hauch belebt das Land:
Auf Wiese und im Haine,
Beim Frühlingssonnenscheine,
Ist sprossend Grün bereit.
Der Bäume Säuseln kündet ihn;
Ihm sind, er weckt sie wieder,
Der Nachtigallen Lieder,
Die zärtlichen, geweiht.
Dies ist die Zeit, o Silvio!
Der Liebe holde Zeit.

Das Bächlein flüstert durch den Hain:
Sieh, wie es friedlich fließet,
Wie schön der Rasen sprießet,
Dem Ufer Reiz verleiht.
Es mahnt zum Schlummer und zur Ruh'
Und spendet Ambradüfte.
Wann füllet mehr die Lüfte
Der Blumen Süßigkeit?
Dies ist die Zeit, o Silvio!
Der Liebe holde Zeit.

Aurora's Rosenfinger früh
Den Wald mit Gold bemalen:
Die Sonn' von ihren Strahlen
Die zartesten uns weiht.
Des strengen Winters Schnee und Frost
Sich von den Bergen hebet,
Erd', Himmel sich belebet
In buntem Farbenkleid.
Dies ist die Zeit, o Silvio!
Der Liebe holde Zeit.

Nach Liebe strebt, was Leben hat,
Ja selbst der Pflanzen Heere;
In Luft, auf Erd', im Meere
Herrscht Lieb' und Zärtlichkeit.
Voll neuer Kräfte die Natur
Sich aus dem Schlummer hebet,
Vor Wonne sanft erbebet
Und sich dem Maien weiht.
Dies ist die Zeit, o Silvio!
Der Liebe holde Zeit.

Reinhard Mosen.

Rumänische Märchen.

Rumänische Märchen übersetzt von Mite Kremnitz. Leipzig, Friedrich. 1882. 8. 5 M.

In der reichen Fülle fremder Märchen, die — durch gelungene Uebertragungen dem deutschen Volk vermittelt — sowol der märchenlüsternen Jugend zur Unterhaltung wie dem ernsten Forscher zur Aufhellung uralter weitverzweigter Ueberlieferungen eine willkommene Gabe sind, nimmt diese in vortrefflicher Uebersetzung zwanzig rumänische Märchen enthaltende Sammlung eine sehr beachtenswerthe Stelle ein.

Es ist nicht meine Absicht, in dieser kurzen empfehlenden Anzeige näher auf Einzelnes in jenen Märchen und auf ihren Zusammenhang und ihre Verwandtschaft mit Märchen anderer Völker einzugehen; doch möchte ich nicht gern eine Eigenthümlichkeit unerwähnt lassen, die sich in dem häufig wiederkehrenden Anfang und Schluß der rumänischen Märchen geltend macht, und setze deshalb, zugleich als Probe für den Ton der Uebersetzung, aus dem fünften Märchen: „Das verwunschene Schwein", den Rahmen oder die Einfassung her. Die Einleitung lautet hier:

Es war einmal, wie's keinmal war; wäre es nicht gewesen, würde es nicht erzählt. Seitdem der Floh an einem Fuß mit neunundneunzig Pfund Eisen beschlagen wurde und in den Himmelsraum sprang, um uns die Märchen zu holen, seit auf der Wand die Fliege schrieb — der, der's nicht glaubte, ein Lügner blieb.

Das Märchen aber schließt mit den Worten:

Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben und herrschen sie noch heute in Frieden.

Ich schwang mich in den Sattel dann,
Damit ich's euch erzählen kann.

Die Uebersetzung verdient volles Lob, nur an einer einzigen Stelle ist mir ein Ausdruck aufgestoßen, der einigermaßen die Ausländerin verräth: S. 147, Z. 9 würde es statt „anrüchtig" besser „verdächtig" heißen.

Daniel Sanders.

Eine neue Dichterin.

Gedichte von M. E. delle Grazie. Herzberg a. H., Simon. 1882. 16. 2 M. 50 Pf.

Es ist keine Schmeichelei, sondern unsere aufrichtigste Ueberzeugung, daß die Dichterin ihren schönen, sinnvollen Namen mit Recht führt, da sich Grazie und wiederum Grazie, als Anmuth der Bewegung, als Rhythmus des Gefühls wie des Verses, in den meisten ihrer Poesien aufs erfreulichste kundgibt. Es ist besonders mit dem lyrischen Dichter wie mit der Nachtigall, die mit jedem irdischen Frühling wiederkehrt und ebenso ergreifend singt, wie sie in jedem frühern gesungen. Man könnte, kühn genug, fragen, ob es nicht dieselbe sei, welcher einst Sappho mit

Entzücken gelauscht. Schopenhauer würde nicht das Geringste dagegen einwenden. Doch horchen wir vor allem der heutigen aus der grünen Blätterumhüllung dieses Büchleins.

Die Verfasserin hat ihre Spenden in drei Abtheilungen gebracht, wenn sie die erste auch nicht näher bezeichnet; sie enthält die eigentliche Lyrik. Dann folgen „Hymnen im Osten", der Schluß versetzt uns nach „Persien". Wir sehen, unsere Dichterin hat auch ihren „westöstlichen Divan".

Wahrscheinlich sind das alles innere und äußere Erlebnisse. Glühende Liebe, die ihren Gegenstand in einem männlichen Wesen von entsprechender Glut findet, beiden das höchste Wohlsein bereitet, doch nicht lange, obschon nicht die geringste Untreue dazwischentritt, freilich aber Trennung, wenn auch nur einstweilen; indessen noch eine ganz andere, die herbste, die es zu erfahren gibt, der Tod des Geliebten: ja das schlägt eine Wunde, die hienieden nimmer heilt. Sehr natürlich und echt menschlich, daß von da ab diese fast alle oft hinreißenden Ergüsse einen elegischen Charakter erhalten. Oft nehmen sie die Form des Sonetts an. Wer hätte nicht schon oft Widerwillen empfunden gegen diese Dichtweise? Nur Dichter wie Petrarca, Michel Angelo, Vittoria Colonna, unser unvergeßlicher Bürger, Platen, noch einige wenige andere verdienen hier den höchsten Preis. Auch unsere delle Grazie darf ihn in Anspruch nehmen. Ihre Sonette zeichnen sich durch Einheit, durch graziöse Abrundung des Gedankens, durch Wohllaut aus. Höchst originell — wie denn überhaupt Originalität, unbeschadet der Anmuth, ein hervorstechender Grundzug ihres Dichtens ist — dürfte das nicht blos schöne, sondern tiefsinnige, ebenso naive wie gewagte Sonett „An den Geliebten" sein. Wir gestehen, daß wir selten ein so schönes Gedicht gelesen haben. Die Verfasserin spricht hier eine Wahrheit aus, welche Dichter wie ihnen verwandte Denker, wenn sie fein spürende Menschenbeobachter waren, schon oft in Erfahrung gebracht haben. Sie stößt nämlich, trotz aller Liebe, eine doppelte Verwünschung aus, die eine trifft ihren Geliebten, die andere sie selbst:

O wärst du mir doch ewig fern geblieben,
O hätte dich mein Auge nie gesehen!

Dann bekennt sie offen: nur Schönheit hätte sie zu ihm getrieben, doch:

Gleich ahnte ich: du wirst mich nie verstehen!

Dagegen, fährt sie fort, wenn mein Herz voll glühender Liebe sich dir öffnet, verstehst du mich, doch wenn mein Glück „in goldnen Reimen" sich dir erschließt, dann bist du mit deinen Gedanken ganz wo anders, sodaß „kalt das Herz der Dichterin sich schließet". Sie will sagen, und in Wahrheit sie sagt es: woran du naschen willst, an der Schönheit, das ist eitel, das ist vergänglich; ich brachte dir meine ganze Seele dar, ich opferte sie dir, und gerade das wußtest du nicht zu schätzen, ja du ahntest nicht von fern, was solch Opfer zu bedeuten habe. Und Dank der Dichterin, daß sie es aussprach. Es findet dieses in unsern Tagen auch in andern Beziehungen Anwendung. Die trefflichsten Bücher werden von einem nicht kleinen Theil der heutigen Generation nicht gelesen, höchstens angelesen. Und wenn man auch nur, wie im obigen Falle, die Schönheit beachtete, nein, man weidet sich sogar an der Häßlichkeit. Wagt sich der Autor mit Seele und Geist hinaus, so wird er von den meisten nicht verstanden. Selbst dem dramatischen Dichter genialster Art geht es nicht besser; der Philister will das Rührstück oder die Posse; weder die Tragödie noch die Komödie versteht er mehr.

Obwol unsere Nachtigall sich von der Hand des feindlichsten Schicksals in einem Käfig eingefangen sieht, fährt sie fort zwar zu klagen, aber auch von Liebe zu singen, als hätte sich nichts da draußen geändert. Doch geht ihr allmählich eine höhere Liebe auf als die frühere. Wir zeichnen aus: „Im Traum", Sonett; „O glaube nicht", wieder Elegie. Nun müssen wir bemerken: alles, was sie ausländischen Volksweisen entlehnt, steht hinter dem zurück, was sie selbst unmittelbar empfindet. Dies eben spricht für ihre Unabhängigkeit und schöpferische Ursprünglichkeit. Ausgezeichnet sind: „Vergangen", „Hymne im Walde". In erhebender Weise bringt dieses herrliche Gedicht es uns zur Gewißheit und in wohlklingenden Strophen zu Gehör, daß der poetische Naturcultus mit dem des Geistes eine Wurzel und einen Gipfel hat, und daß die wahrhafte Religion Natur und Geist zur reinsten Harmonie vereint. Mit der Ode „An meinen Genius" erhebt sich die Dichterin in eine ganz neue Region; sie sagt bescheiden genug, ihr Genius sei zwar noch Kind, aber er werde wachsen. Daß sie richtig ahnt, beweist ihr „Waldmeisterlein". Sie selbst eredenzt uns denn auch gleich zur köstlichen Erquickung in demselben Gedicht den reinsten, duftigsten Waldmeister. Jetzt kommt es zu immer reizendern Gestalten. Vergleiche das Gedicht „Cypern". Die Dichterin erhebt sich zu immer lichtern Höhen mit der Ode „An das Licht", ja das Licht wird Verklärung, in welche Erde und Himmel zugleich treten auf einen allmächtigen Ruf. Hatte sie bis dahin durch den Zauber der Sprache unserm Gehör wohlgethan, so ist es jetzt das Auge, womit sie auf die Anschauung dessen deutet, was göttlich ist.

In dem Gedicht „Der Nil" schwingt sich unsere Dichterin auf zur vollendetsten Schöpfung von allen, die uns in dieser Sammlung geboten werden. Es ist nicht mehr die vereinzelte Schönheit, die ihr genügt, es ist das Erhabene, in welchem das Schöne keineswegs verschwindet, sondern in seinen Ursprung zurückkehrt, um in ihm zu verbleiben. Wir werden in das Land der Geheimnisse, der Räthsel versetzt, also nach Aegypten, zunächst freilich erst nach Rom. Die Dichterin schickt die Bemerkung voraus, die Betrachtung einer antiken Kolossalstatue im Vatican habe sie nach dem Nil entrückt. Vereinigte sich doch schon längst Griechenland und Aegypten in der tiefsinnigen Memnonssage. So

auch hier. Das gestaltet sich nun immer bedeutender, denn Aegypten wäre gar nicht möglich ohne den Nil und ohne die herrliche Sonne. Es gibt eine lebendige Scenerie, die farbenfrischeste Malerei. Gestalten: Moses, Antonius, Kleopatra, und der erhabenste Schlußstein des Ganzen: der Heiland der Welt.

Aber auch über dieses prächtige Gedicht hinaus, je weiter wir lesen, desto mehr werden wir überrascht, daß die Dichterin immer noch Neues von gleicher Vortrefflichkeit hervorzubringen vermag. Sie schildert uns die Wüste. Auch in dieser Dichtung brennt ihre Phantasie, während von oben die Sonne brennt, von unten die Sandöde. Im Folgenden: „Heimkehr", ist der Reiz des Contrastes, tief gefühlt, lebendig gemalt. Wieder kehrt die frühere Elegie auf dem Friedhofe. Hier ist Trost, hier Erquickung, aber von kurzer Dauer. Zuletzt, als ahne sie Indien, versinkt alles Erdenleid in einer ergreifenden Nirwana. In dem Gedicht „Herthaburg" würde es dem Gehör des Kritikers wohlthuender heißen: „Durch diese stolzen Mauern zogen". In dem Gedicht „Rosenmärchen" stört die schnelle Wiederholung der so wie so abgebrauchten „Sänger des Waldes", ebenso die eingelegte Reflexion, da doch die Dichterin sonst so reich ist an Phantasie. Auch ist die Verwandlung des dornigen Sträußleins in die duftige Rose zu gewaltsam. Dagegen in „Adam und Eva", einer Reihe sehr ausgeführter Gemälde, Zeichnung sicher, Farben frisch, als wären sie eben aufgelegt, Gestalten objectiv, eigenthümlich und individuell, heimisch und doch wie aus einer andern Welt, voneinander unterschieden, und dadurch noch besonders ergreifend, daß die Natur in furchtbar großartigen Phänomenen im Hintergrunde wie aus der Atmosphäre, wie vom Firmament und dem Meere her mitspielt, das erste Menschenpaar zu schrecken, und doch, was den Menschen überwältigt, ist Segen, Liebe Gottes. Die eben noch tobende Natur ist besänftigt. Jetzt erst findet der Mensch sich heimisch auf Erden, da der Mann dieselbe, die ihn anfangs ebenfalls schreckte, als treueste Lebensgefährtin erkennt, und was zwei Herzen fühlen, vollendet die Sprache. Hier steht die Dichterin wieder auf derselben Höhe wie in Aegypten.

„Hymnen im Osten." Nachts in der Wüste. Kampf, Schmerz der Erinnerung, aber auch Verzeihen, Aussöhnung mit Leben und Leid. Glanzpartien enthält „Der Samum." Wie im Norden das Schneetreiben ganze Dörfer begräbt, so hier das Sandtreiben Menschen, Thiere, ganze Karavanen. Ferner prächtig „Fata Morgana." Durst, die Oase, Hinda. Letzte Abtheilung: „Persien." Schiras, Haschisch. Bis zum Ende schenkt uns die Dichterin das Köstlichste in vollgerütteltem Maß. Große und kleine Härten wie Verstöße gegen Längen und Kürzen des Metrums sind leicht in einer zweiten Auflage zu tilgen. Fährt die Dichterin so fort in ihren Productionen, so kann sie leicht unsere deutsche Vittoria Colonna werden. Wir wünschen es ihr von Herzen!

Alexander Jung.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Unter dem Titel: „Albert Dürer: his Life and Works" ist Moritz Thausing's bekanntes gediegenes Werk über den deutschen Maler in englischer Uebertragung von F. A. Eaton erschienen. Wie mit so manchem deutschen Künstler, beschäftigt man sich drüben auch mit Dürer fast noch mehr als in seinem Heimatlande. So sind z. B. 1869 zwei Werke über ihn, von William B. Scott und von Mrs. C. Henton, fast gleichzeitig erschienen. Wie viele seitdem, ist uns im Augenblick nicht erinnerlich. Auch Frankreich hat übrigens einen neuen Beitrag zur Kenntniß dieses Malers mit dem Werke „Albert Dürer et ses Dessins" von C. Ephrussi geliefert. Derselbe weicht in manchen Punkten von Thausing ab.

— Thomas Davidson hat in „Rosmini's Philosophical System" die Biographie des berühmten italienischen Philosophen und ein Verzeichniß aller seiner Schriften gegeben, und außerdem sein „Sistema", welches Rosmini selbst für Cesare Cantù's „Weltgeschichte" verfaßt hat, übersetzt. Dem Text dieser gedrängten Darstellung des Rosmini'schen Systems hat der Uebersetzer noch einen Commentar hinzugefügt, der aus Auszügen aus den übrigen Werken des Philosophen besteht.

— Aus englischen historischen Werken der letztern Zeit heben wir „Epochs of Modern History — The Epoch of Reform, 1830—1850" von Justin McCarthy hervor. Diese neueste Leistung des gewandten Verfassers hat allerdings eine starke Parteifärbung und eignet sich deshalb weniger zum Zwecke des Unterrichts, wozu es vom Verfasser bestimmt ist, als zur Lektüre für den gereiften Leser. Dieser wird wieder all den Reiz darin finden, den das frühere so schnell berühmt gewordene Geschichtswerk desselben Verfassers „The History of our own Time" besitzt: fließende und elegante Darstellung und gelungene Porträtzeichnung der hervorragenden Persönlichkeiten aus der behandelten Zeit.

Das zweite Geschichtswerk ist eine vom Verfasser Wilhelm Ihne selbst besorgte englische Uebersetzung des vierten und fünften Bandes seiner römischen Geschichte, „The History of Rome" betitelt. Diese Bände beschließen die Geschichte der römischen Republik; die lebhafte Parteinahme des Verfassers für und wider heutige Größen, die er bei passenden Gelegenheiten in seine Darstellung hineinzieht und bespricht, verleiht dem Werke viel Pikantes.

— Ein für Deutschland besonderes Interesse besitzendes Buch ist „German Culture and Christianity: their Controversy in the Time 1770—1880" von Joseph Gostwick. Der Verfasser hat hier, wie er uns im Vorwort selbst sagt, beabsichtigt, die gesammte Geschichte der Bewegung in ihrer Aufeinanderfolge zu erzählen, welche mit dem Deismus begann und mit dem Atheismus endigte. Das Kapitel über Lessing soll nach dem Urtheile der „Saturday Review" die beste Partie im Werke sein: der Verfasser habe einen klaren Einblick in die ganz besondere Stellung, die Lessing einnahm, und bemerke die gänzliche Unähnlichkeit zwischen dem größten der Kritiker und seinen deistischen und rationalistischen Vorgängern und Zeitgenossen. Tüchtige Sachkenntniß zeichnet den Verfasser durchweg aus.

— „America Revisited" ist der Titel eines neuen Werks von George Augustus Sala, das alle Vorzüge der frühern Arbeiten dieses bekannten Schriftstellers besitzt, und „The Gypsies"

derjenige eines nicht minder interessanten, ausschließlich die Zigeuner behandelnden Werks von Charles G. Leland.

— Der zwölfte Band der von F. A. Brockhaus in Leipzig veranstalteten „Biblioteca d'autori Italiani" enthält die zweite gänzlich umgearbeitete Ausgabe der G. A. Scartazzini'schen Ausgabe von „La Gerusalemme liberata di Torquato Tasso". Diese neue Ausgabe ist mit einem kritischen Apparat versehen, zu welchem der Herausgeber nicht weniger als fünfunddreißig andere verglichen hat, obgleich er von diesen nur zehn als von kritischem Werthe anführt. Die Hauptvermehrung indessen, welche diese Ausgabe erfahren hat, besteht in den zahlreichen Hinweisen auf Tasso's „Conquistata", welche Dichtung, wie Scartazzini meint, von den frühern Herausgebern der „Liberata" allzu sehr vernachlässigt worden sei. Auch auf die Parallelstellen bei den alten Classikern sowie bei den italienischen Nachahmern Tasso's hat der Herausgeber hingewiesen. Die Ausstattung ist die bekannte vortreffliche und der Druck so sorgfältig corrigirt, wie es bei einer zuverlässigen kritischen Ausgabe nur verlangt werden kann.

— Der verdienstvolle italienische Gelehrte Aristide Baragiola, dem seine Landsleute bereits eine italienische Uebertragung des Hildebrand-Liedes verdanken, hat kürzlich auch das erhabene altdeutsche Gedicht „Muspilli" unter dem Titel „Muspilli ovvero l'incendio universale" in seine Muttersprache übersetzt und mit einer Einleitung und einem Anhang veröffentlicht (Straßburg, Schultze u. Comp.). Der metrischen folgt eine wörtliche Uebersetzung und diesen beiden außer den Erläuterungen auch der altdeutsche Text des „Wessobrunner Gebets" und „Muspilli". Der Stabreim des Originals ist in der Uebersetzung beibehalten, und wir müssen gestehen, es sagt uns letztere mehr zu als ersteres, was freilich wol am leichtern Verständniß des heutigen Italienisch als des Deutsch von vor fast tausend Jahren liegt.

— In seinem „Louis XIV et Strasbourg. Essai sur la Réunion de Strasbourg à la France d'après des Documents officiels et inédits par A. Legrelle. Nouvelle Edition" liefert der Verfasser eine quellengemäße Geschichte des Fortschritts und endlichen Siegs der französischen Herrschaft in Straßburg. Er sagt am Schlusse: „Fürchten wir also nicht, mehr als einem guten Franzosen es nachzusprechen: Nein, der Act Ludwig's XIV., sich Straßburgs im Jahre 1681 bemächtigt zu haben, war vom Gesichtspunkte des Völkerrechts und der idealen Gerechtigkeit keine durchaus correcte Handlung, die der ehrliche Mann von jedem Tadel freisprechen kann, denn Straßburg war nie ausdrücklich an Frankreich abgetreten worden und konnte es nicht werden. Der Staatsmann jedoch", fährt er fort, „könne sich nachsichtiger zeigen als der Moralist. Wer aufrichtig sein wolle, müsse bekennen, daß, wenn der Herrscher, der den Westfälischen Frieden unterzeichnete, in dieser Angelegenheit zwar nicht gänzlich das Recht auf seiner Seite hatte, er doch nach allem was vorliegt, mindestens Rechte hatte. Sein Benehmen könne nur in Anbetracht der Art und Weise verurtheilt werden, wie sein Minister diese Ansprüche geltend zu machen suchte. Ihren Werth habe selbst Ranke anerkannt. Wenn die Deutschen gern das starke Wort Perfidie gegen Frankreich schleudern, so sei es nach der Auseinandersetzung der Verhandlungen wenig zutreffend." Daß er etwas mit seiner Darlegung ausrichten werde, darauf hat sich der Verfasser wol kaum selbst Hoffnung gemacht; jedenfalls aber hat er eine gründliche, auch auf deutsche Quellen gestützte Studie geliefert, die der Historiker nicht unbeachtet lassen kann.

— Es liegt uns eine zweite Auflage einer im Jahre 1874 erschienenen anonymen Uebersetzung der Goethe'schen „Iphigenie" unter dem Titel „Iphigenie en Tauride par Goethe. Traduite en vers français" vor, der eine „Studie" über Goethe vorangeht. Die Uebersetzung gemahnt freilich mit ihren gereimten Alexandrinern, was nun einmal der französische Vers ist, an einen Racine und Corneille eher, als an Goethe; doch ist sie so treu, wie man es von einer metrischen Uebertragung, die ja immer mehr Nachdichtung sein muß, verlangen kann, und athmet wenigstens den Geist Goethe's. Ob freilich Reime wie in

Comme si j'y faisais encore mes premiers pas,
Et mon esprit ici ne s'accoutume pas —

oder „jamais" und „j'aimais" und dergleichen von der französischen Muse gestattet sind und dem französischen Geschmacke zusagen, möchten wir bezweifeln. Solche Misklänge kommen jedoch nur selten vor. Im ganzen scheint die Uebersetzung sehr gelungen zu sein. Die vorangehende „Studie" ist eine feine zu nennen und zeugt von vollständiger Sachkenntniß.

Bibliographie.

Aeschylos' Tragödien. Deutsche Nachdichtung von O. Marbach. Stuttgart, Göschen. 1883. Gr. 8. 5 M.

Die Bedeutung des Altkatholicismus für unsere Zeit. Flugblatt für das deutsche Volk. Von einem Protestanten. Hannover, Helwing. 8. 25 Pf.

Bolin, W., Ueber Ludwig Feuerbach's Briefwechsel und Nachlass. Ursprünglich für die „Deutsche Rundschau" verfasst. Helsingfors. 1877. Gr. 8. 1 M.

Bußler, L., Geschichte der Musik. Sechs Vorträge über die fortschreitende Entwickelung der Musik in der Geschichte. Berlin, Habel. Gr. 8. 3 M.

Diel, J. B., S. J., Nachgelassene Schriften. Gesammelt und herausgegeben von W. Kreiten, S. J. 1ster Bd.: Gedichte. Scanderbeg, Trauerspiel. Freiburg i. Br., Herder. 12. 3 M.

Erlenbach, A., In schlechter Gesellschaft oder der verlorene Sohn. Drama. Leipzig, Mutze. 8. 1 M.

Feldzug des Herzogs von Rohan im Veltlin im Jahre 1635, mit einer vorausgehenden Abhandlung über den Gebirgskrieg. Von einem französischen General. Uebersetzt von einem Stabs-Offizier. Mit einem Plan des Operations-Theaters. Luzern, Doleschal. 8. 2 M.

Forchhammer, P. W., Zur Reform des höheren Unterrichtswesens. Kiel, Universitäts-Buchhandlung. Gr. 8. 1 M.

Greverus, Renata, Am Bache. Erzählung. Norden, Fischer Nachf. 8. 2 M.

Kaspar Hauser. Seine Lebensgeschichte und der Nachweis seiner fürstlichen Herkunft. Aus nunmehr zur Veröffentlichung bestimmten Papieren einer hohen Person. Von v. K. Regensburg, Coppenrath. 1883. Gr. 8. 3 M.

Heigel, K. T., München's Geschichte 1158—1806. Ein Kommentar zu Karl von Piloty's Kolossalgemälde im neuen Rathaus zu München. Mit Erläuterungstafeln. München, Rieger. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Henoumont, E., Erika. Düsseldorfer Malkasten-Tragödie. Leipzig, Mutze. 8. 1 M.

Holitscher, P., Im Banne Fortuna's. Eine Erzählung. Budapest, Grill. 1883. Gr. 8. 5 M.

Jacobi, J. L., Erinnerungen an D. August Neander. Halle, Strien. Gr. 8. 1 M. 75 Pf.

Joest, W., Aus Japan nach Deutschland durch Sibirien. Mit 5 Lichtdrucken und einer Karte. Köln, Du Mont-Schauberg. 1883. Gr. 8. 7 M.

Junghans, E., In sternenheller Sommernacht. Märchen. Frankfurt a. M., Grobel. 1883. 12. 2 M.

Kaemmel, H. J., Geschichte des deutschen Schulwesens im Uebergange vom Mittelalter zur Neuzeit. Aus seinem Nachlasse herausgegeben von O. Kaemmel. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 8 M. 40 Pf.

Kuhn, H., Französische Zustände der Gegenwart. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 3 M.

Pič, J. L., Der nationale Kampf gegen das ungarische Staatsrecht. Ein Beitrag zur Kritik der älteren ungarischen Geschichte. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 6 M.

Rekowski, F. v., Die wirthschaftlichen und socialen Zustände auf Sizilien in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, ein kurzer Beitrag zum Verständnisse der auf der Insel heute obwaltenden Verhältnisse. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 80 Pf.

Schönaich-Carolath, Prinz E. zu, Dichtungen. Stuttgart, Göschen. 1883. 8. 2 M. 40 Pf.

Schwarz, C., Predigten aus der Gegenwart. Achte Sammlung. Leipzig, Brockhaus. 1883. 8. 5 M. 40 Pf.

Seidl, F. X., Deutsche Fürsten als Dichter und Schriftsteller. Mit einer Auswahl ihrer Dichtungen. Von den Hohenstaufen bis zur Gegenwart. Ein Beitrag zur deutschen Litteraturgeschichte. Regensburg, Coppenrath. 1883. 8. 6 M.

Senn-Barbieux, Garibaldi, der Freiheitsheld und Menschenfreund. Sein Leben, seine Thaten und Abenteuer. Wahrheitsgetreu für das Volk erzählt. 1ste Lfg. St. Gallen, Wirth. Gr. 8. 40 Pf.

Sepp, B., Tagebuch der unglücklichen Schottenkönigin Maria Stuart während ihres Aufenthaltes zu Glasgow vom 23. bis 27. Januar 1567, herausgegeben. München, Lindauer. Gr. 8. 2 M.

Sommer, H., Die Neugestaltung unserer Weltansicht durch die Erkenntniß der Idealität des Raumes und der Zeit. Eine allgemeinverständliche Darstellung. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 3 M.

Historisches Taschenbuch. Begründet von Friedrich von Raumer. Herausgegeben von W. Maurenbrecher. 6te Folge. 2ter Jahrg. Leipzig, Brockhaus. 1883. 8. 8 M.

Anzeigen.

Im Verlag von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der feige Wandelmar.

Ein erzählendes Gedicht nach einer altdeutschen Sage

von **Hans Hoffmann.**

Broschirt 2 M., elegant in Leinwand geb. 3 M.

Aus dem reichen Schatz altdeutscher Heldensagen des 13. Jahrhunderts greift der Dichter eine der reizvollsten Episoden heraus: die, vom frischesten Humor durchwehte Geschichte von Jarl Iron und seiner Wisentjagd. Ohne jedoch den vergeblichen Versuch zu machen, die alte Sage in ihrer ursprünglichen Gestalt zu reconstruiren, macht er unbesorgt von dem Recht des Dichters Gebrauch, die eigene Phantasie den überlieferten Stoff umspielen, durchflechten und erweitern zu lassen, und weiß in solcher Art aus den Bruchstücken der Tradition ein rundes und volles Ganzes herauszuarbeiten, sich dennoch wohl hütend, von dem kecken Humor und dem kräftigen Waldgeruch der altsächsischen Lieder etwas aufzugeben.

Bei uns erschien:

Phantasien
im
Bremer Rathskeller
von
Wilhelm Hauff.

In Salon-Einband mit Goldschnitt
2 Mark 50 Pfg.

Bremen.
C. Schünemann's Verlag.

In meinem Commissionsverlage erschien:

Gedichte
von
Kath. Kasch.

Elegant in Leinen gebunden 3 Mark.

Plön. **W. Hahn's** Buchhandlung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die paläontologische Entwickelung des Pflanzenreichs.
Die Kryptogamen.
Von
G. de Saporta und **A. F. Marion.**
Mit 85 Abbildungen. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 54. Band.)

Die Lehre vom Sehen.
Von
Josef Le Conte.
Mit 134 Abbildungen. 8. Geh. 5 M. Geb. 7 M.
(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 55. Band.)

Zwei neue Bände der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek", welche den Publicationen dieses bekannten Sammelwerks ein botanisches und ein physiologisches Werk anreihen, beide von hervorragendem wissenschaftlichen Werth wie von leichtverständlicher Darstellung und durch zahlreiche Abbildungen illustrirt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Predigten aus der Gegenwart.
Von
D. Carl Schwarz,
General-Superintendent und Oberhofprediger in Gotha.
Achte Sammlung.
8. Jede Sammlung geh. 5 M. 40 Pf., geb. 6 M.

In einer warm empfundenen Ansprache nimmt der gefeierte Kanzelredner mit dieser Sammlung Abschied von seinen Lesern. Diese werden die neue Sammlung als hochwillkommene Weihnachtsgabe begrüßen; aber auch viele neue Verehrer wird sie dem Verfasser gewinnen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Willenswelt und Weltwille.
Studien und Ideen zu einer Weltanschauung.
Von
Dr. Karl Peters.
8. Geh. 8 M.

Von Kant und Schopenhauer ausgehend, führt der Verfasser die verschiedenen Richtungen der neuesten Philosophie und deren Hauptvertreter in kritischer Beleuchtung vor, um im Anschluß daran seine eigene positive Weltanschauung darzulegen. Das warm, anregend und faßlich geschriebene Werk wendet sich nicht blos an die Philosophen, sondern an jeden Gebildeten.

(Mit einer Beilage von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig** und dem **Literarischen Anzeiger** Nr. 1.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAUFMANNISCHE RESSOURCE Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 52. — 28. December 1882.

Inhalt: Theodor Storm. Von J. J. Honegger. — Kleine Romane. Von Rudolf von Gottschall. (Beschluß.) — Zur Walther-Literatur. Von Reinhold Bechstein. — Historische Schriften. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Theodor Storm.

Theodor Storm's gesammelte Schriften. Erste Gesammtausgabe. Elfter bis vierzehnter Band. Braunschweig, Westermann. 1882. 8. 9 M.

Wir haben die vorausgehenden Bände der gesammelten Schriften des gemüthvollen Novellisten und Lyrikers bereits früher besprochen, zuletzt den siebenten bis zwölften Band in Nr. 45 f. 1877.

Ordnen wir seine in den vorliegenden vier Bänden enthaltenen Schriften nach der Stimmungsscala oder Tonhöhe, vom leichtern Ton anhebend durch den ansteigend strengen und ernsten hindurch bis zur schweren Tragik. Wir mögen drei Gruppen aufstellen, die erste mit drei, die zwei andern mit je zwei Nummern.

„Zur Wald- und Wasserfreude", ruhig gemäßigt, steht auf ganz realistischem Boden. Es ist die Geschichte von Vater und Tochter. Der Vater, Hermann Tobias Zippel, ist zur Zeit als die Geschichte beginnt, Conditor in einem deutschen Städtchen, aber ein unruhig speculativer Kopf, der auf anderm Wege schnell reich werden möchte. Er kauft sich ein Etablissement, das er mit moderner Einrichtung und modern hochgeschraubten Preisen zu einem die Masse anziehenden Vergnügungsort erheben möchte; dabei baut und laborirt er so lange herum, bis er glücklich auf Null heruntergekommen ist und bankrott macht. Die Tochter, ein originelles Ding, mit Musiktalent, aber ungeschult, verliebt sich in einen Studenten, der hernach als Doctor juris wieder ins Haus kommt, einen Augenblick schwankt, ob er eigentlich das Naturkind liebhabe und heirathen solle, schließlich aber, da er etwas aristokratisch denkt, eine hübsche Majorstochter heimführt. Jungfer Zippel, tief in ihrem Herzchen verletzt, ertränkt sich nicht, sondern geht in aller Stille hinaus in die weite Welt, und wir hören nichts mehr von ihr. Die gemüthvoll anziehendste Scene ist es, wie der Student ganz heimlich, halb verschämt den Commilitonen das kleine Herzensgeheimniß verbergend, mit dem Jüngferchen Musik treibt, wobei unvermerkt der alte Schalk Amor als dritter im Bunde mitspielt. Eine launig humoristische Figur, nicht übel komisch und doch wieder mit einem fast rührend gemüthlichen Zug, ist der in der Wirthschaft mit dem Mädchen Concert spielende lahme Schneider und Geiger Sträbel-Strabel, eine gelungene Gestalt von sehr feiner Zeichnung.

„Die Söhne des Senators": gleicher Ton, nur ganz andere Kreise; eine höchst einfache Geschichte, die nur wenig erzählt. Es ist ein Familienzwist zwischen zwei erbenden Brüdern, tüchtigen und braven Leuten, die sich in allem nachgeben und im besten Sinn das schöne Erbe theilen, um zuletzt wegen eines Gartens, den jeder haben möchte, in Streit zu kommen. Sie trennen sich in Unfrieden, fangen Proceß an; ja der Hagestolz Friedrich, der hartnäckige, der zeitweise den verstockten Trotzkopf herauskehrt, richtet zwischen seinem Hause und dem des Bruders, der im väterlichen Heim zurückgeblieben ist, eine hohe Scheidewand auf. Der sanftere Christian Albert und sein gutmüthiges Weibchen können den Schmerz über den Conflict weniger verbergen, während doch auch jener im Grund ebenso leidet und nur aus falsch verstandenem Ehrgefühl sich in die Marotte verbeißt, bis denn doch das Eis bricht und die Brüder sich eines Abends versöhnt in den Armen liegen.

Also eine gewöhnliche Geschichte; nicht das Allergeringste, was etwa absonderlich klänge, sich im gewohnten Sinne des Wortes interessant ausnähme oder Effect machen könnte. Und doch, mit welcher gespannt seelischen Theilnahme verfolgen wir jede Phase des unseligen Streites und seiner glücklichen Lösung; wir sehen, wie die Herzen wogen in Zorn und Liebe, heute schwankend und morgen trotzig! Was gibt es da für wahrhaft rührende Momente,

ja fast erschütternde: so als Friedrich in bitterm Trotze die Grenzmauer so hoch aufführen läßt, daß sie ihm die Aussicht auf den gegenüberliegenden Fest- und Familiensaal des älterlichen Hauses versperrt; was geht da in dem einsam leidenden Herzen vor, dem zu Muthe ist, als sei es mit einem male von Glück und Heimat und Freunden abgeschnitten! Oder wenn der Papagai vom Aeltern-hause herüber den verschlossen und verdrossen in seinem verlassenen Hofe Herumwandelnden anruft: Komm' röwer! Oder wenn er abends an der trennenden Mauer steht und von drüben die Freude des Tauffestes und wie beschwörend von der Schwägerin der Name Friedrich herübertönt! — Die hier wieder ganz realistisch und meisterhaft gezeichneten Nebenfiguren sind der Adocat und Friedrich's Haushälterin, beide die schürenden bösen Elemente im Spiel, aus gemeinem Interesse. Es geht ihnen auch schlecht genug, denn sie werden abgedankt, als die verwandten Seelen sich wiedergefunden.

„Im Brauerhause" lenkt schon in die zweite Tonweise über: das vom Volksglauben gehegte Mysteriöse mit dem beliebten Zuge zum Schauerlichen spielt stark mit und zwar als entscheidendes Element. Object ist das Schicksal einer Brauerfamilie auf dem Lande, das sich auf Grund folgenden Aberglaubens entscheidet: ein Brauer könne sich eine große Kundschaft zuziehen, wenn es ihm gelänge, den Daumen eines Gehängten zu bekommen, den er dann in den Braukessel werfen müsse. Nun will ein Kunde einen solchen Daumen in dem Bier gefunden haben, und von dem Augenblick an ist das Geschäft wie verfemt, trotzdem von einem unbefangenen Chemiker nachgewiesen worden ist, daß das corpus delicti gar kein menschlicher Daumen sei. Die alte Brauerfamilie kommt um ihren Wohlstand, fast an den Rand der Armuth, und erst den Kindern gelingt es, auf ganz neue Grnudlagen hin wieder ihr Lebensglück aufzubauen. Es ist ein mit innigstem Gemüthsantheil verflochtener Proceß, der Kampf der ehrbaren Familie mit dem unbesiegbaren Vorurtheil und der drohenden Verarmung; trost- und aussichtslos wie er ist, fast an tragischen Ausgang streifend, zieht er all unser Gefühlsinteresse auf sich, wir rechnen und sorgen und streiten mit den Unglücklichen. Die anziehendste Gestalt ist der Brauerknecht Lorenz, das Muster einer treuen Seele, der sein Leben laug im Hause gewesen und so durch und durch mit dem Geschäft und der Familie verwachsen ist, daß er mit ihnen aufblüht und verkommt, dazu eine vollständig naive Seele aus dem Volke und selber vollsteckend von abergläubischen Formen und Spukgeschichten.

Wir kommen jetzt zu der schwerern zweiten Reihe. Hierher gehören „Renate" und „Eekenhof". Der Ton des ersten ist noch etwas weniger schwer bewegt. Es handelt sich um ein einsam verfallenes Gehöft, um welches die Volkssage geschäftig ihre Ranken spinnt, und ohne ein Stück gespenstigen Wesens kanu es da bekanntlich nicht abgehen. Das von düstern Ulmen beschattete große Bauernhaus hat aber auch seine ganz besondere Physiognomie und Geschichte. Es war schon damals gerade kein frohes, aber doch ein thatkräftig aufstrebendes Leben, als der alte reiche Hofbauer mit seiner schönen und stolzen Tochter Renate in dem mit behäbigem Wohlstand ausgestatteten und doch scheu gemiedenen, fast gefürchteten Hause saß, Mann und Haus und Tochter einsam und sich selbst genug. Stand er doch in dem Verdachte, daß er mit dem leibhaftigen Gottseibeiuns einen geheimen Bund unterhalte und daher sein unerschütterlicher Reichthum komme. Hatte er ja ohne Scheu ein greuliches heidnisches Götzenbild, das ein ehemaliger Kapitän aus der Familie von einer Insel des Stillen Oceans mit heimgebracht, in seiner Stube aufgestellt; und zogen nachts die Ratten in Massen aus seiner Scheune weg in den Fluß, während sie den gut christlichen Gemeindegenossen ungescheut das Getreide fraßen; gingen ja auch Vater und Tochter höchst selten zur Kirche, überhaupt wenig unter die Leute, spröde sich absondernd. Und daran knüpft nun der seelische Conflict: Renate und der Pfarrerssohn Josias, dieser aus strenggläubiger, ebenfalls noch an Hexen und Teufelswerk festhaltender Familie, haben sich gern; doch dem jungen Seelsorger wird von dem sterbenden Vater um seiner Seligkeit willen der Schwur abgenommen, das Heidenhaus zu meiden, und er hält ihn. Renate und Josias gehen einsam durchs Leben, und nur in seinen letzten Tagen hat die gleich ihm rasch gealterte Renate ihn noch eine Reihe von Wochen hindurch ganz in der Stille besucht; wir wissen, daß die zwei schwer getroffenen Herzen sich wenigstens vor dem letzten Heimgange verständigt, daß er in richtiger Einsicht den Teufelsglauben aufgegeben hat, zu spät allerdings, denn das Leben ist beiden verdorben. Es ist die ergreifendste Situation in der Erzählung, als der Hofbauer im trüglichen Moorgrund einsam umkomunt, woran natürlich die Teufelssage sofort anknüpft; als die Tochter, die mit inniger Liebe an dem lange kränkelnden Mann gehangen, den Vermißten vergeblich sucht, nur mit schwerer Mühe die Mithülfe einiger Dorfbewohner gewinnend, die dann aber in ihrer abergläubischen Furcht noch etwas von dem Geruch des Satans verspüren wollen. Was muß damals in dem Herzen des treuen Kindes vorgegangen sein? Eine der eigenartigst ausgesuchten Scenen, wie sie mir in der That nur hier vorgekommen, ist die der Introduction: wie nämlich Renate und der Studiosus sich zum ersten mal im Leben begegnen, dieser ein passiver Sanct-Georg, den das feine Jüngferchen aus Lebensgefahr rettet. Wol die seltsamste Figur des Stücks ist der starke Streiter im Herrn, der Steruper Pastor Petrus Goldschmidt, der mit aller Energie eines bibel- und tractatfesten Dorfpastors den Hexen- und Gespensterglauben festhält und daneben die Unholde recht derbkräftig zur Welt hinausfegen möchte, ein gewaltiger theologischer Simson, der mit seiner Keule dreinhaut, bis die Sache schließlich etwas zu arg und der fanatische Held abgesetzt wird. Aberglaube und Vernunft, Einsicht und Verblendung — das ist der schwere Kampf, es siegen die finstern Mächte.

„Eekenhof" ist vollends einer von den verzauberten Plätzen, an welche Sinn und Sage des Volkes so gern anknüpfen. Und sie klingt sagenhaft und schaurig genug, die Familiengeschichte von dem finstern Herrn Hennicke, der, arm geboren, da er um jeden Preis ein unabhängiger Hof- und Gutsherr werden und bleiben will, zweimal sein Glück in der Heirath versucht und — wir werden's hören — noch anderes thut. Es ist ein unheimlich Ding um den schwarzen Henne und seine Familienverhältnisse. Die erste Frau, ein schönes Kind vom Lande, Besitzerin des Eekenhofs, verkümmert und verkommt unter der Roheit des habsüchtigen und brutalen Menschen und stirbt bei der Geburt des ersten Knäbleins; diesen jungen Junker Detlev haßt der Vater, weil er durch ihn einmal vom Erbgut wird vertrieben werden. Er entfernt ihn auf lange Jahre ganz von sich, mishandelt ihn nach der Rückkunft, bis der edel gesinnte junge Mann weit in die Welt hinausgeht und sich da gut durcharbeitet; als er dann nochmals wiederkehrt und das Erbe verlangt, vergißt sich der unnatürliche Vater so arg, daß er auf den eigenen Sohn einen Mordanfall macht und nur durch die Schauer vor einem finstern Ahnenbild im Saale zu Eekenhof von der blutigen That abgeschreckt wird. Von da an ist aber der Alte stumpf und gebrochen, und dem Jungen graut vor dem unheimlichen Familiensitz; er zieht wiederum in die Welt hinaus, auf Nimmerwiederkehr, und Eekenhof verfällt. Als Staffage kommen aber noch weitere Personen ins Spiel. Da ist Hennicke's zweite Frau, die er ebenfalls eines eigenen Hofes wegen, den sie besitzt, geheirathet hat, ein Weib, ein ebenso häßlicher wie habsüchtiger und zäher Hausdrache, der selbst den wilden Mann nicht fürchtet. Da sind ferner die beiden Jungen, Früchte dieser glücklichen zweiten Ehe, und es sind würdig gerathene Früchtchen, abscheulich wilde Rangen, deren Hauptgeschäft im Raufen und Fluchen besteht. Da ist endlich die kleine Heilwig, ein Jungfernkind; der Vater ist eben der schwarze Henne selbst, und die verstorbene Mutter war die schöne Försterstochter, die er verführt hat. Und da ist's ein seltsamer Seelenzug, der sich aber nicht so selten trifft: während Hennicke sonst keinen Menschen liebt und in Wahrheit kaum einen menschlichen Zug an sich hat, ist er von dem jungen Kinde, das doch den finstern Mann fürchtet und flieht, völlig gefangen genommen; er thut der Kleinen, was er ihr an den Augen absieht: das ist der Punkt, in welchem er Mensch wird. Und ebenso seltsam: Detlev und Heilwig gewinnen sich lieb, ohne zu ahnen, wie nahe sie sich auch der Abstammung nach stehen; nach dem ungeheuerlichen Mordversuch sind sie miteinander fortgezogen, und keine Spur ist von ihnen mehr nach Eekenhof gelangt.

Ein düsterer Familienkreis mit sehr markanten Charaktergestalten; reiches und mannichfach nuancirtes Seelenleben, das sich da schwer gespannt geltend macht; eine unheimlich lastende, gewitterschwere Atmosphäre mit geheimnißvoll düsterm Horizont; die Stätte wie fluchbeschwert, verzaubert.

Wir streifen bereits ans Tragische, in welches die dritte Gruppe voll hineinführt: „Carsten Curator"; verfehltes Leben, unglückliches Ende! Es ist ein erschütterndes Bild, diese widersprechend zusammengesetzte Familie. Der ältliche Carsten Carstens an der Twiete des Hafendamms, ein behäbig in der Wolle sitzender Kleinbürger, der einen ordentlich seinen Mann nährenden Handel treibt, daneben aus humanem Sinn so viele Rechts- und Vormundschaftssachen übernimmt, daß das halbe Städtchen seine Clientel bildet und der Name Carsten Curator seine stehende Bezeichnung wird; er ist ein solid ehrenhafter, ein bischen spießbürgerlich zugeschnittener Charakter. Neben ihm steht, untrennbar vom Hause, die unverheirathete Schwester, auch gutmüthig, Freud' und Leid mit dem vielbeschäftigten Bruder theilend. Anna, die Tochter eines verstorbenen Verwandten, ist nicht blos unter des treuen Mannes Vormundschaft gestellt, sondern nach dem Wunsche des Sterbenden vollends ins Carsten'sche Haus übergesiedelt und da ganz wie die eigene Tochter aufgezogen, ein feines und tüchtiges Mädchen, das Muster eines Hausmütterchens. Die drei passen zusammen; nun aber kommt ein völlig disparates Element hinzu. Der sonst so besonnene und leidenschaftslose Bürgersmann hat einen verhängnißvollen Streich gemacht, einmal den Kopf verloren: er heirathet eine aus französischem Geschlecht abstammende junge Waise, die ihn durch ihre eigenthümliche Anmuth bestrickt hat; es ist ein leichtfertig lebenslustiges Ding ohne Ahnung von Pflicht und Recht, nicht für das stille Haus, sondern fürs bunte Weltleben, nach schimmernden Eroberungen ausschauend; wenn das Schlimmste nicht hereinbricht, so ist nur der sehr bald erfolgende Tod des jungen Weibchens schuld, das dem guten Mann dafür einen Erben schenkt. Der junge Heinrich wird das Unglück des Hauses, das vollkommene Ebenbild seiner genußsüchtigen Mutter; ohne Sinn und Neigung für ernste Arbeit, wird er schon von seiner kaufmännischen Lehrlingszeit an ein flott drauf los lebender Bursche, der nebenbei auch ein bischen den Principal bestiehlt; hernach in der Großstadt Hamburg treibt er ungesetzliche Speculationsgeschäfte, und bereits muß ihn der sorgsam sparende Vater mit schwerem Geld vor dem Zuchthause retten. Das Schlimmste aber kommt erst. Anna, mit dem sonst so liebenswürdigen jungen Manne zusammen aufgewachsen, hat ihr Herz an ihn verloren, und als er ihre Hand begehrt, sagt sie zu. Vater Carstens ist in förmlicher Gewissensnoth. Soll er der Mündel, welcher er mit äußerster Gewissenhaftigkeit des Verwalters ein schönes Vermögen gewahrt hat, streng warnend die ganze Vergangenheit des ungerathenen eigenen Sohnes enthüllen, was bei der fest gerichteten Sinnesart des Mädchens vielleicht doch nicht fruchtet? Oder soll er es darauf ankommen lassen, ob nicht an der Seite eines anmuthigen Weibes der Sohn sich bessert? Er versucht das letztere, kauft den Kindern ein eigenes Haus mit eigenem Geschäft, das namentlich unter der feinen Frauenhand schönen Gewinn bringt. Heinrich hält

sich eine Zeit lang. Da kommt ein windiger Speculant aus England zurück, und die beiden gleichartigen Burschen wollen schnell und mühelos reich werden. Sie machen in Allerlei; es geht rasch rückwärts; nebenbei geräth Heinrich mit dem saubern Kameraden ins Trinken, besucht bis über Mitternacht hinaus, während sein Weib daheim in Kummer und Thränen wacht, verrufene Kneipen. Kurz, es ist die bekannte und leider ziemlich alltägliche Geschichte. Eines Tags ist er bankerott; er tritt zum letzten mal in das Haus des bereits auch schon fast um sein Erworbenes gebrachten Vaters; helfen kann und will der nicht mehr; es ist das Ende. Für das Seestädtchen wird es ein furchtbarer Abend: der Sturmwind tost, peitscht die Wellen haushoch heran und treibt sie bis mitten in die Gassen hinein, daß die Häuser halb im Wasser stehen. Heinrich hat eben die letzten trostlosen Worte mit dem Vater gewechselt, der sich einschließt; er stürmt blindlings weg, wirft sich in einen Kahn und rudert hinaus in die tobende Flut. Kein Auge hat ihn mehr gesehen. Anna hat ein Knäbchen geboren; sie und der alte Vater, der nur noch dazu taugt, das Kind zu hüten, leben ärmlich von der Hand des wackern jungen Weibes. Es sind schwere, bange Kämpfe. Das Gemüthsleben des guten Mannes, der Widerstreit zwischen dem Vater- und dem Pflichtgefühl, Sorge rechts und Sorge links, bis er schließlich alles verloren geben muß und selber dem Verhängniß verfällt — das stille Rechnungsstüblein hat bittere Dinge gesehen. Dazu das Schwanken des unseligen Jungen und die innerlichst anziehende Art, wie die treffliche Anna seine Jugendsünde gut machen, mit dem eigenen Gelde decken will, in ihrer Lebensauffassung halb Kind, halb Jungfrau. Die langen bangen Stunden der Sorge des jungen verlassenen und verrathenen Weibes, in dem doch immer noch die tief gewurzelte Liebe lebt. Das Erschütterndste ist das Ende, der Sturmabend, der ein durch die Schuld des vererbten leichten Blutes zerstörtes Leben begräbt — es ist eine durch den Reflex der ebenso hoch gehenden Herzensstürme grandios ergreifende Situation.

„Aquis submersus", neben der eben behandelten Erzählung wol die am schwersten wiegende, von tief tragischem Eindruck. Der Inhalt ist kurz folgender: Ein feines deutsches Edelfräulein, neben dem roh gefühllosen Bruder aufwachsend, der den unbeschränkten Herrn des Hauses spielt, liebt einen Nichtadelichen, welcher sich zum Maler heranbildet; sie soll aber durchaus an einen ebenbürtigen Genossen des Bruders verheirathet werden. In einer Nacht, nachdem der Geliebte in ihrem Dienste — sie sucht dem finstern Hause zu entfliehen — schon viel gethan und viel gelitten und mit den wüsten Junkern in heftigen Streit gerathen, haben sie ihn durch ihre Bluthunde hetzen lassen, daß er nur eben noch in der Kammer seiner Liebsten Zuflucht findet. Zwischen Glück und Bangen schwebend, genießen die beiden ihrer Liebe. Während er, kaum geheilt von schwerer Wunde, welche die Kugel des tollen Junkers ihm beibrachte, zur höhern Ausbildung nach Hamburg geht, verschwindet das Edelfräulein. Ein halbes Leben geht darüber hin, bis die zwei sich noch einmal sehen, und das wird für sie verhängnißvoll. Die Unglückliche, die hernach einen Knaben geboren, ist gewaltsam einem finstern fanatischen Feldprediger angetraut worden und lebt in seinem düstern Hause weltverborgen abgeschlossen; nur den Knaben liebt der seltsame Mann leidenschaftlich. In der einzigen und letzten Stunde, da die zwei schwer geprüften Menschen sich noch einmal sehen, ertrinkt ihr Kind, das sonst so sorgsam gehütete, im nahen Teich, Patris Culpa, wie der zum Unglück geborene Vater auf den Leichenstein schreiben läßt. Wie die Aeltern weiter leben, ist nicht gesagt; doch der Rest läßt sich denken. Der von gewaltigen Eichbäumen umstandene Herrensitz im Holstenlande, der unter dem alten Herrn Gerhardus noch freundlicher, wenigstens gastlich dreinblickte, schaut jetzt unter dem wilden Jungen vollends düster aus; alle seine Insassen bis auf den unter dem harten neuen Regiment auch matt und betrübsam gewordenen greisen Schloßwart Dietrich herab liefern ein höchst charakteristisches Familiengemälde, in welches schließlich am besten die beiden grimmen Bluthunde Tartar und Türk hineinpassen. Man nehme da die zwei saubern Junker, Wulf und seinen Genossen von der Risch, die ein rohes wüstes Lotterleben führen, weil sie etwas Besseres nicht kennen noch verstehen, womit natürlich auch ein gut Theil des väterlichen Vermögens durchgebracht wird; dafür werden denn die Gutsunterthanen herzlos gepreßt und ausgesogen; es ist wieder ein Stück „Eekenhof". Man nehme hinzu die sogenannte Bas' Ursel, einstige Erzieherin des Fräuleins, dann unnützes, im Schlosse zurückgebliebenes Mobiliarstück, eine in adelichen Marotten mitmachende, halb blödsinnige und halb boshafte Alte, die schließlich an den zwei Liebenden zur Verrätherin wird. Und man schaue im Hintergrunde den finstern Prediger, der mit dem Amte die Ungeliebte, welche einem Andern gehörte, in den Kauf nimmt. Diese Gesellschaft ist wohl dazu angethan, ein oder zwei Leben unglücklich zu machen. Es sind erschütternde Scenen, die beiden heimlich Liebenden am Sarge des gemeinsamen Wohlthäters, dessen Platz jetzt so schlimm ausgefüllt ist; noch erschütternder die verhängnißvolle Liebesnacht nach dem von dem schlichten Maler wacker und herzhaft mit den wüsten Junkern aufgenommenen Streite; herzbedrückend das kurze und so furchtbar bittere letzte Wiedersehen der zwei um ihr Lebensglück Betrogenen.

Noch ein Wort über zwei andere Gaben von Storm. Was er „Meine Erinnerungen an Eduard Mörike" betitelt, ist ein feines Gedenkblatt. Storm bekennt sich da frank zu der stillen und, wie er meint, kleinen Gemeinde, die jenem eigenartigen schwäbischen Sänger wegen der Künstlernovelle „Maler Nolten" und wegen seiner Gedichte ihre besondere Zuneigung und Verehrung schenkt. Es ist offenbar ein sehr sympathisch gearteter Gemüths-

zug, der die zwei verwandt erscheinen läßt und den jüngern zum ältern hinzog. Ungemein anziehend ist erzählt, wie Storm den schwäbischen Dichter in Stuttgart aufsucht und in ihm eine fast kindlich naive Natur kennen lernt, die sich mit voller Unmittelbarkeit und Herzlichkeit gibt, welche schon in der etwas breiten Mundart zu Tage tritt.

Endlich wenden wir uns zu den Gedichten, eigentlich blos einem, denn die vier Verse einer leichten Widmung oder Zueignung zählen doch kaum. Mit diesem aber, das düster, lastend schwer vorschreitet, geht es uns wieder wie mit einigen frühern desselben Autors: sie machen alle einen merkwürdigen, eigenartigen, intensiven Eindruck, Laute aus der Fülle eines tieffühlenden Menschenherzens.

So schreibt Storm, und er übt eine fast unwiderstehliche Gewalt auf uns; er wird uns so sympathisch, daß wir uns ohne weitere Reflexion und ohne alles Widerstreben dem Strom der Gefühle überlassen, die er wachruft. Was uns an den so einfach gehaltenen Lebensbildern fesselt, ist nicht die Kunst, sie tritt zurück; es ist intensiver, absolut innerlicher Natur — ein tief seelisches Interesse, der Reflex eines ebenso feinen wie reichen Gemüthslebens.

J. J. Honegger.

Kleine Romane.

(Beschluß aus Nr. 51.)

5. Conflicte. Roman von E. Schack von Igar. Zwei Bände. Stuttgart, Metzler. 1882. 8. 8 M.
6. Verwirrte Fäden. Roman von E. Schack von Igar. Leipzig, Schulze u. Comp. 1882. 8. 4 M.

Schack von Igar, die Verfasserin dieser beiden Romane, unsers Wissens eine deutsch-russische Dame, wählt mit Vorliebe Themata aus dem Herzensleben der Frauen, ergeht sich gern in Reflexionen über dieses innere Erleben, welche sie meistens ihren Heldinnen in den Mund legt, und weiß die äußern Vorgänge, die sich daran knüpfen, anschaulich zu schildern. Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten dieser Schriftstellerin, daß Badereisen und das Hotelleben in ihren Romanen eine große Rolle spielen und das Localcolorit für ihre Erzählungen hergeben. Seitdem selbst ein Meister der Romandichtung, Spielhagen, in seiner „Angela" einen solchen Hotelroman geschrieben hat, in dem durch alle Kapitel die Oberkellner und Kellner hindurchschwirren, mag man es Schriftstellern und Schriftstellerinnen, welche touristische Ausflüge lieben und ihre Saison in berühmten Bädern zuzubringen pflegen, nicht verdenken, wenn sie die hier gewonnenen Eindrücke novellistisch zu verwerthen suchen. Das heißt nun freilich nicht „das deutsche Volk bei seiner Arbeit aufsuchen" und entspricht nicht dem von Julian Schmidt aufgestellten Ideal des deutschen Romans: das deutsche Volk ist bei seiner Arbeit gewiß sehr tüchtig, keineswegs aber sind die Kapitel, in denen diese Arbeit geschildert wird, immer interessant und fesselnd für Romanleser, welche ein unbestreitbares Recht auf spannende Unterhaltung haben. Ein tüchtiger Hotelbesitzer arbeitet zwar auch mit seinen Kellnern, Portiers, Hausknechten; doch diese Arbeit liefert nur vergängliche Resultate, und die realistische Aesthetik wird ihn nicht mit gleichem Maße messen wie einen Otto Ludwig'schen Schieferdecker oder einen Gustav Freytag'schen Materialwaarenhändler. Und außerdem hat ein Hotel immer etwas Internationales. Gleichwol passiren dort mehr interessante Begegnungen und Abenteuer als in der Werkstatt des schlichten Handwerkers, der wie der dorfgeschichtliche Bauer mit seiner ganzen Arbeit durch ein sehr opalisirendes Glas gesehen werden muß, wenn er in den nöthigen Romanfarben schimmern soll.

Wenn der Vorhang des Romans „Conflicte" aufgeht, befinden wir uns an den Ufern des Züricher Sees, im Hotel Bauer au Lac, und machen einen Ausflug nach der Waid. Nachdem wir die Reise-, oder vielmehr Hotelgesellschaft von Angesicht zu Angesicht kennen gelernt, werden wir alsbald Zeugen eines sensationellen Ereignisses. Ein Engländer Morton mit seiner deutschen Frau, der sich verspätet hat und eben den See hinüber der Gesellschaft nachkommen will, geräth in ein Unwetter.

Keine fünf Minuten waren seit jenem ersten heftigen Sturmesbrausen vergangen, so hatte die ganze Landschaft ein anderes Aussehen angenommen. Der liebliche grünblaue See schimmerte schwärzlich, und die schneeigen Alpen dahinter verhüllten undurchdringliche Nebelschleier; an dem noch vor kurzem klarblauen Himmel zeigten sich bleigraue Wolkenschichten, die von furchtbarer Sturmesmacht getrieben wild durcheinander fuhren und sich zu schwarzen, schwefelgelb durchleuchteten, wirren Massen zusammenballten. Blitze zuckten dazwischen auf und fuhren gleich feurigen Schlangen inmitten des dunkeln Gewölks hin und her, und der Donner krachte und grollte, als wollte er mit furchtbar mahnender Stimme von den göttlichen Gewalten zu den Herzen der Menschen reden — von einer Göttlichkeit, welche die Kinder der Welt in ihrem Hochmuth zu bezweifeln sich vermessen, weil sie mit ihrem irdischen Auge den Zusammenhang zwischen Urkraft und Wirkung nicht sehen und mit ihrem irdischen Geiste das Wie und Woher nicht erfassen. — Es war plötzlich ein Aufruhr in die Natur gekommen, als ginge ein mächtiges Zürnen durch die Schöpfung, ein Zürnen, das nach dem ersten Aufbrausen wol ein wenig nachläßt, aber fort und fort weiter grollt, denn so schnell das Unwetter auch hereingebrochen war, so anhaltend schien es sich hernach gestalten zu wollen. Der niederströmende Regen, der sich zeitweilig wie eine beruhigende Melodie durch dieses Natur-Nocturno gezogen, ließ inzwischen zwar etwas nach, doch Sturm und Gewitter wütheten, nur durch kurze, beängstigend erwartungsvolle Pausen unterbrochen, mit stets erneuter Kraft fort und fort.

Die Schilderung, wie das Boot umschlägt, Morton vergeblich seine junge Frau zu retten sucht und von Bootsleuten besinnungslos ans Ufer gebracht wird, ist sehr lebendig. Dieses Nocturno gleich bei der Ouverture des Romans ist indeß nicht blos um des Effects willen so wirksam instrumentirt; die Hauptsache dabei ist der Eindruck, den diese Vorgänge auf das Gemüth der Heldin Corinna machen. Sie sieht eine innige, sich aufopfernde, verzweifelte Liebe und empfindet um so schmerzlicher, daß ihr solche Liebe versagt ist. Sie ist die Frau des Majors von Ahnenburg, Mutter eines kränklichen Knaben. Der Major ist ein Lebemann, der sie bisweilen roh behandelt, seinen Vergnügungen nachgeht, auch ein Verhältniß mit einem zweifelhaften Mädchen hat, wie Corinna zuletzt durch ein Schreiben desselben erfährt. Sie hat also vielen Grund zur Klage: doch schon von Hause aus erscheint sie als die femme incomprise. Als ein von weiten Reisen zurückkehrender Jugendfreund Scharfenberg wieder bei ihr anklopft: da fürchten wir schon, daß dies der Rechte ist und durch ihn die Zersetzung der Ehe beginnen werde. Doch mit Unrecht: er weckt nur in ihr größere Empfänglichkeit für die Ungunst ihres Schicksals. Erst in Wiesbaden findet die entscheidende Begegnung mit einem jungen Manne statt, der die halb Ohnmächtige im Spielsalon, wo sie der Wille ihres Gatten festhält, in seinen Armen auffängt. Freilich wird er gleich darauf durch Nachrichten von Hause genöthigt, Wiesbaden zu verlassen: doch ihr Bild bleibt in seiner Seele, sie aber glaubt nicht an die Erwiderung ihrer Neigung. Da sieht sie ihn unerwartet in Bellaggio wieder, in der dritten touristischen Station des Romans, und hier finden sich ihre Herzen: trotz einiger zärtlichen Rendezvous beschließt sie indeß, dem Gatten treu zu bleiben. Da stirbt das Kind nach ihrer Rückkehr; der Major richtet die heftigsten Anklagen gegen sie und mishandelt sie thätlich; jetzt entscheidet sie sich für die Scheidung. Infolge der Intriguen einer Nebenbuhlerin, welche Briefe unterschlagen und gefälscht hat, glaubt sie sich von dem Geliebten in Bellaggio, dem Herrn von Werdenberg, verschmäht und vergessen; ein abermaliges Zusammentreffen in jenem Hotel klärt das Dunkel auf, das über ihren Beziehungen lag, und da die Liebe beider sich nicht gewandelt hat, so beschließen sie, sich zu vermählen. Die touristische Schlußstation ist Ragaz in der Schweiz; der Major, der seine geschiedene Frau zu ewiger Witwenschaft verurtheilt sehen wollte, geräth über ihre zweite Ehe außer sich und beschließt, um jeden Preis ihr Glück zu zerstören. Er provocirt ein Duell mit Herrn von Werdenberg, erschießt diesen, und Corinna, halb geistesgestört, findet ihren Tod durch einen Sturz in den Abgrund.

Die Liebe einer Freundin Corinna's, Violet, zu einem leichtsinnigen Maler, ihre Ehe mit demselben, sein Selbstmord, nachdem er ihr Vermögen durchgebracht hat, bildet einen weitern Einschlag in dem Gewebe des Romans, in welchem die Ehemänner, mit Ausnahme des Herrn von Werdenberg, eine sehr traurige und hassenswerthe Rolle spielen.

Aus den zahlreichen Reflexionen, mit denen Corinna sich gegen Misehen und die niedrige Meinung der Welt zur Wehr setzt und welche sich durch den ganzen Roman hinziehen, theilen wir hier nur zwei zur Probe mit:

Es bedarf vielleicht, selbst bei dem freiesten Denken, der Zeit, um uns in Wirklichkeit so frei zu machen, wie wir's zuerst meist nur in unsern Ideen sind. Das Zerreißen solchen Bundes fällt doppelt schwer, wo auf beiden Seiten nicht der gleiche Wunsch danach vorhanden, und geschieht das Festhalten daran auch nur aus niedern egoistischen Gründen. — Wie leicht wird solche Verbindung geschlossen, und wie häufig verwünschen beide Theile hinterher ihre Thorheit, und wie schwer ist's, solchen Bund wieder zu lösen. Mir ist's immer, als müßte ich jedes junge Mädchen beschwören, sich nicht auf ewig zu binden, wenn sie nicht den Charakter und die Gesinnung des Mannes, dem sie sich zu eigen gibt, genau geprüft. Und nun gar dieses, durch die täglich größer werdende Frivolität hervorgerufene Zusammenschachern zweier Seelen, die sich nie miteinander verstehen können und die nur Sucht nach Wohlleben und Luxus zusammenbringt — mir scheint es ein ebenso entwürdigender Handel zu sein, wie jener mit dem schwarzen Fleisch an Afrikas Küste! — Ich weiß, es finden manche meine Auffassung zu tragisch; dessenungeachtet bleibt sie doch eine unumstößliche, wenn auch unverhüllt ausgesprochene Wahrheit. Wer mich nicht versteht, traf's entweder glücklicher in seinem Leben oder war von der Natur weniger zart organisirt, mehr materiell, weniger seelisch angelegt. Verdienst, auf welches solche Leute stolz zu sein brauchen, ist's darum noch lange nicht! Sie waren weder klüger, noch sind sie besser — sondern nur glücklicher! . . .

Doch sonst gelte ich ihm (dem Gatten) gerade so viel wie seine Pferde, seine Besitzthümer und seine Amusements. Lehne ich mich dagegen auf, in solcher Weise von ihm betrachtet und behandelt zu werden, so bekomme ich — gelinde ausgedrückt — geistige Fußtritte und Peitschenhiebe, wie seine armen unvernünftigen Creaturen in Wirklichkeit. Solche Liebe und was Leute seines Schlags so benennen, das konnte und kann mir nichts gelten; das flößt mir nur Abscheu ein! So verschloß ich denn mein Herz fest in meiner Brust; da sollte es lieber einsam bleiben und nichts mehr lieben — und keine Macht der Erde hätte es nach solcher Erkenntniß noch zu jenem Manne hingezwungen! — Die Liebe ist ein freies, stolzes Geschenk und läßt sich nicht in Banden schlagen, nicht in Formen pressen. Ich sage dir, Violet, es ist Unsinn, was die meisten Menschen darüber schwatzen! In ihren verknöcherten, vertrockneten, eingeschnürten Herzen wissen sie nichts davon, was in der Menschenbrust eines anders gearteten Wesens vorgeht. Nach Schablonen soll das Gefühl zurechtgeschnitten, nach Maß und Gewicht bemessen und gewogen werden, und was da mit den von ihnen erfundenen Regeln nicht paßt und stimmt, das wird verurtheilt und verdammt und darüber wird ein Zetermordio erhoben. Den Menschen zwingen sie zum Menschen, und wenn die Zwei auch weniger zueinander passen als Fuchs und Adler — sie sollen dennoch beieinander ausharren. Es ist Wahnsinn, doch sie haben's zum Gesetz gemacht. Oh, wie ich sie hasse und verachte, diese kleinlichen Krämerseelen, die da glauben, den freiern Flug eines größern Geistes durch ihr hämisches Zischeln und durch ihre Natterstiche verhindern zu können!

Der zweite Roman: „Verwirrte Fäden", ist nicht nur weit weniger umfangreich, sondern auch weniger bedeutend; wir können uns über denselben kürzer fassen. Er spielt zur Hälfte in Gastein, und dieser Theil ist mit Humoresken aus der Badegesellschaft, die oft recht launig sind, sowie mit touristischen Schilderungen reichlich ausgestattet. Der

Liebe Isidor's zu Camilla, die sich beide hier treffen, tritt als Hemmniß die Leidenschaft entgegen, welche die letztere zu einem anscheinend unwürdigen Manne hegt. Eine Reihe von Antecedentien, deren „verwirrte Fäden" novellistisch leicht und etwas nach beliebter Novellenschablone ineinandergefasert sind, macht zuletzt ein Bündniß Camilla's mit jenem Manne unmöglich, und Isidor wird ihr Gatte.

Der Stil der Verfasserin leidet an einzelnen Eigenheiten — so sagt sie stets „sich sorgen" — auch bisweilen an Hahn-Hahn'schen Fremdwörtern; doch ist ihre Darstellungsweise anschaulich und lebendig; und selbst auf dem Gebiete des Humors, auf dem die meisten Frauen leicht ausgleiten, hält sie sich tapfer aufrecht.

7. Die Wahlverlobten. Roman von E. Vely. Herzberg a. H., Simon. 1883. 8. 4 M.

Die ausnehmend lebendige Darstellungsweise der Frau E. Vely, die sich mit epischen Hemmungen und Zögerungen nichts zu schaffen macht, zeigt sich auch wieder in dieser Novelle, wie wir das Werk lieber nennen möchten; besonders ist der Gegensatz zwischen dem raffinirten Hofleben und dem schlichten Leben der Strandbewohner mit scharfen Umrissen gezeichnet. Eine Hofdame, die sich ins Meer gestürzt hat, aber von den Fischern der Insel gerettet worden ist, lebt nun in der Mitte der letztern, als wenn sie zu ihnen gehörte; was ihr da bei den lakonischen einsilbigen Menschen begegnet, das erzählt die Verfasserin schlichtweg; aber diese Erzählung wird stets durch das Tagebuch unterbrochen, in welchem die gerettete Dame ihre Abenteuer bei Hofe aufzeichnet. Natürlich werden diese beiden getrennten Strömungen zuletzt wieder zusammengeführt; sonst würde ja der Roman an einem unkünstlerischen Dualismus leiden; auch so erscheint der Wechsel des französirenden Hoftons mit seinen verschwenderisch ausgestreuten Phrasen und der schlichten wortkargen Sprachweise der Inselbewohner oft etwas unvermittelt.

Frau von Birkach, die Heldin der Erzählung, gleich bei Beginn derselben aus den Fluten gerettet, da eine sensationelle Sturmscene die Ouvertüre bildet, wohnt nach dem Tode des Vaters und des Gatten einsam auf ihrem Schloß. Da wird die junge Witwe zu ihrem Unheil durch eine Verwandte an den nahen Hof eingeladen. Der Fürst interessirt sich für sie; sein Antheil ist so lebhaft, daß er sie in morganatischer Ehe heirathen will. Sie selbst hegt aber eine Leidenschaft für den jungen Erich von Letten, die von diesem auch getheilt wird: nur ist derselbe leider schon mit einer zwanzig Jahre ältern Frau verheirathet, welche unsere junge Baronin bei ihrem ersten Besuch so naiv ist für die Mutter des schönen jungen Mannes zu halten. Es ist dies zwar ein ganz artiger Effect: dennoch fragt man sich, wie es möglich sei, daß die junge Dame über die Thatsache jener Ehe im Dunkeln bleiben konnte, mitten in dem Leben eines so geschwätzigen und indiscreten Hofes. Die Prinzessin Wiarda ist indeß ebenfalls in den jungen Erich verliebt und glaubt an dessen Gegenliebe; als sie erfährt, daß sie hierin sich geirrt hat, und ihre Nebenbuhlerin entdeckt zu haben glaubt, da sinnt sie auf Rache und bewirkt durch Befehl des Fürsten die augenblickliche Entfernung Erich's vom Hofe. Man wird sich wundern, daß zwei junge Damen sich einen verheiratheten Mann streitig machen. Doch die mütterliche Freundin ist stets bereit zu verzichten: nur verleugnet Baronin Birkach aus übelverstandenem Edelmuth ihre Liebe, um jene Ehe nicht zu stören, während die Prinzessin Wiarda auf die Opferfreudigkeit der alten Frau von Letten rechnet. Da, als Erich sich trennen soll, ein letztes Wiedersehen mit Frau von Birkach: ein verhängnißvolles Wiedersehen; in Erich's Armen versäumt sie es, am Sterbebette ihres Sohnes zu stehen. Ihre Liebe hat sich in Haß verwandelt, sie sucht den Tod in den Fluten des Meeres. Die Hofgesellschaft kommt indeß auf die Insel, wo sie ihre Robinsonade unter den Fischern verlebt und sogar von dem ärmsten derselben, der nachher beim Robbenfang verunglückt, einen Heirathsantrag erhält. Hier sieht sie Erich wieder, erklärt ihm ihren glühenden Haß und stürzt sich abermals in die Flut. Der Kammerherr folgt ihrem Beispiele.

Uns erscheint dieser Abschluß etwas zu sensationell, wie wir überhaupt den Haß der jungen Frau psychologisch eingehender motivirt sehen möchten. Davon abgesehen ist die Erzählung spannend. Von der Lebendigkeit der Schilderungsweise der Verfasserin mag die Ouvertüre des Romans eine Probe geben:

Sturm! Die see- und wetterkundigen Alten der Insel hatten ihn seit Tagen prophezeit, als das Meer nur erst mäßige Wellen zeigte und die Heultonne in der Ferne ihre klagenden Laute vernehmen ließ — dann war der Nebel gekommen, so dicht, daß er wie eine graue Wand über der Wassermasse stand und es nicht zu unterscheiden war, wo er endigte und jene begann. Die schrecklichen Töne des Nebelhorns durchdrangen ihn von Zeit zu Zeit, um den passirenden Schiffen Zeichen und Warnung zu geben, daß sie in der Nähe von gefährlichen Sandbänken seien — die Leuchtfeuer der Inselthürme und der Feuerschiffe konnten sie ja nicht gewahren. An geschützter Stelle, zwischen Insel und Festland, bargen sich Schaluppen. Dann hatte sich der Wind aufgemacht, den Nebel zwar verscheucht, dafür aber das Meer tief aufwühlend. „Sturm" telegraphirte man von der Seewarte, die Sturmkörbe hingen an den Gerüsten in den Dünen — nun war er plötzlich da, nach so langer Erwartung, so langer Vorbereitung. Kreischend flogen die Möwen über die unruhige Wassermasse. Hui, wie die wilden Weisen klangen, welche er das Meer seit Jahrtausenden singen ließ! Wie der Flugsand über die Dünen geführt wurde, wie die Springflut heranlief, die Wogen sich überstürzten! Der schlanke Leuchtthurm schwankte von den Stößen des Windes wie eine Birke auf der Waldblöße. „Sturm", sagten die Großen und flüsterten die Kinder einander zu in den wenigen Häusern der armen Insel. Sie hatten, die einen, ihn erlebt, die andern die schaurigen Erzählungen gehört von dem entsetzlichen Orkan, welcher vor Jahren die Insel im Osten zur Hälfte ins Meer gerissen — damals ein blühendes Badeörtchen mit großen Etablissements, freundlichen Anlagen und nettem Dorfe — jetzt war von all jener Herrlichkeit nur noch der feste Kirchthurm von Meereswellen umspült, der drei Jahrhunderten bereits getrotzt.

Der oft aphoristische Stil der Dichterin hat etwas Sprühendes; er läßt die Leser manches errathen und ergänzen.

8. Rheinische Novellen. Von Hermann Presber. Zweite Auflage. Leipzig, Thomas. 1882. 8. 3 M.

Unter dem Titel „Wolkenkukuksheim" waren diese „Rheinischen Novellen" bereits vor Jahren erschienen. Die vorliegende zweite Auflage gibt der Kritik willkommene Veranlassung, noch einmal die Vorzüge derselben anzuerkennen. Das rheinische Localcolorit ist darin vorzüglich getroffen: wir meinen nicht blos das äußere Localcolorit, sondern den feinern Aether des Denkens und Empfindens, der ganzen Art, sich zu geben, wie sie den Bewohnern einzelner Landschaften eigen ist. Dazu kommt ein frischer, gesunder, drolliger Humor. Gleich in der ersten größten Erzählung „Ein Lämpeler", die sonst auch den Kreis der Leidenschaften und Empfindungen, den Kreis der italienischen Schule berührt, sind diese rheinischen Humoresken besonders anziehend, nicht blos die Bilder auf der Kegelbahn, sondern besonders die Schilderungen aus der Revolutionszeit von 1848, wie sie sich in einer kleinen rheinländischen Residenz zeigte, und diejenige einer jugendlichen Theaterliebschaft. Der Titel rührt vom Kegelspiel her: „lämpeln" heißt, die Kugel nicht heftig werfen, sondern so, daß man anfangs glaubt, sie werde nichts treffen, daß sie dann aber zwei bis drei Kegel trifft, welche im Fallen und Rollen meistens die andern mit fortreißen. Die Scene aus dem Jugendleben des „Lämpelers", seine Erlebnisse auf dem Gymnasium und während des Aufstandes sind sehr ergötzlich; ein poetischer Hauch durchdringt die Darstellung der Liebesepisode in Südfrankreich.

„Villa Scherr" ist eine kleine tragische Erzählung von unglücklicher Liebe in einem Rahmen drolliger Arabesken; die Bewohner der Villa Scherr sind wie mit dem Crayon Cruikshank's gezeichnet. Von der Erzählung: „Der scheele Kasper" theilen wir die humoristische Introduction als Probe der Darstellungsweise des Verfassers mit:

Unterhalb Mainz, wo der Rheinstrom eine Biegung macht, liegt ein kleines, liebes, närrisches Städtchen. Es hat 2749 Seelen, mit eingerechnet die Besatzung, welche aus drei Mann Infanterie, ein Mann Cavalerie und einem meist schlecht beschuhten Polizeidiener zu Fuße besteht. Der letztere versieht zugleich die Stelle der Artillerie und des Trains, indem er bei höhern und niedern Geburts- und sonstigen Fest- und Feiertagen für zwölf Kreuzer und einen Schoppen Wein am Rheine die Katzenköpfe abschießt, wobei er immer noch einen kleinen Profit am Pulver zu machen pflegt. Das Ausgezeichnetste des Städtchens ist der Marktplatz. Auf diesem fällt wieder ein großer Brunnen in die Augen, auf welchem sich der heilige Jakobus befindet, sichtbar erstaunt und erzürnt über das wenige Wasser, das ihm aus dem Munde läuft, und über das schlechte, mit Schlamm gefüllte Becken, das ihn umgibt. Die Bewohner des Städtchens theilen sich in Männer, Frauen und Kinder. Zu der zweiten Klasse gehört die sehr zahlreiche Abtheilung der Jungfrauen ledigen Standes. Diese zweite Abtheilung, die eine Altersstufe von 15 bis 85 Jahren umfaßt, ist durch die massenhaft imponirende Zahl der Individuen, welche sie enthält, die bedeutendste, wenngleich der undankbare Gemeinderath ihr keine Straße gewidmet hat. Dies stört jedoch die Jungfrauen nicht. Sie stiften Kleinkinderschulen und „Muttergottesnagelanbetungsgesellschaften", vergessen aber bei der Fürsorge für andere sich selbst nicht. Sie gründen Spiel- und Ballkränzchen, haben ein großes Talent zum Tanzen und ein noch viel größeres zum Sitzenbleiben. Das erstere hat ihnen wenig genützt, mit dem andern haben sie's bisher immer zu einem positiven lebenslänglichen Resultate gebracht.

Die Novellen gemahnen wie ein Glas Rheinwein, das uns der Verfasser kredenzt: frisch, erquicklich und von feinem Arom.

9. Volksgericht. Novelle von Sacher-Masoch. Leipzig, Morgenstern. 1882. 8. 2 M. 50 Pf.
10. Hasara Raba. Novelle von Sacher-Masoch. Leipzig, Morgenstern. 1882. 8. 2 M. 50 Pf.
11. Der Hajdamak. Novelle von Sacher-Masoch. Leipzig, Morgenstern. 1882. 8. 2 M. 50 Pf.
12. Der Ilau von Sacher-Masoch. Leipzig, Morgenstern. 1882. 8. 2 M. 50 Pf.
13. Der alte Castellan von Sacher-Masoch. Leipzig, Morgenstern. 1882. 8. 2 M. 50 Pf.
14. Damen im Pelz. Geschichten von Wanda von Dunajew (Frau von Sacher-Masoch). Leipzig, Morgenstern. 1882. 8. 3 M.

Sacher-Masoch, eins der hervorragendsten Erzählertalente der Gegenwart, läßt jetzt eine Serie seiner Novellen in eleganten Einzelausgaben erscheinen. Die drei ersten: „Volksgericht", „Hasara Raba" und „Der Hajdamak", sind dem zweiten Theile seines großen Werks „Das Vermächtniß Kains" entnommen und bei der Recension desselben in d. Bl. (Nr. 27 f. 1877) bereits eingehend besprochen worden. Allen gemeinsam ist die Grundlage des in farbigen Genrebildern dargestellten galizischen Volkslebens und eine oft prachtvolle Jeanpaulisirende Naturlyrik. Die Bäuerin Feodosia im „Volksgericht" ist eine jener sarmatischen, selbstherrlichen und üppigen Frauengestalten, wie sie Sacher-Masoch zu zeichnen liebt.

„Der Ilau" (Nr. 12) erschien zuerst in der „Nouvelle Revue" der Madame Adam und dann im Verlage von Calman Levy in Paris. Ein Ilan ist bei den Juden ein Licht für andere; der Held ist ein junger Talmudist, ausgezeichnet durch Geist und Gelehrsamkeit, aber hinausstrebend über die engen Schranken talmudistischer Weisheit, voll Eifer, auch das Wesen der Natur zu erkennen und Studien zu machen, welche den Talmudisten untersagt sind. Sehr schön ist das gleich in der Introduction dargestellt:

Der Staub wirbelte gegen das Fenster, der Sonne zu, wie goldener Duft, die Gewebe der Spinnen hingen gleich Goldspitzen an den kleinen gelötheten Scheiben, auf dem Teppich lag ein dünner Lichtstrahl, der Leiste eines Goldrahmens zum Verwechseln ähnlich, und an der Decke flatterte irgendein blitzender Widerschein als ein feuriger Falter, der unabläßig die Flügel regte; aber der Jüngling sah dies alles nicht, und wenn die tiefe Stille für einen Augenblick durch das Summen der Fliegen in der traulich-düstern Stube oder der Bienen draußen in dem schönen hellen Wipfel der blühenden Linde unterbrochen wurde, er hörte es nicht. Er sah auch das Mäuschen nicht, das vertraulich unter dem Ofen hervor- und behende bis vor seine Füße kam, um ein

Krümchen Backwerk aufzulesen, das er hatte fallen lassen, und er hörte es ebenso wenig an demselben knuppern, als es sich, wie ein aufwartendes Hündchen seine Speise mit den Vorderpfötchen zierlich haltend, aufsetzte und ihn mit den klugen, schwarzen, vorsichtig hin und her wandernden Aeuglein anblinzelte. Er saß in heiliger Abwesenheit über seinem Folianten — denn es war der Talmud, eine ganze Welt für sich, in den er sich versenkt hatte — und schaukelte sich dabei wie ein echter Bocher (Talmudbeflissener), obwol er dem Ansehen nach fast noch ein Gederjüngel (jüdischer Schulknabe) war, über demselben und schloß noch überdies manchmal in der Wollust des Grübelns die Augen, als wäre ihm die Einsamkeit noch nicht einsam, die Stille noch nicht stille genug. Da fiel plötzlich, wie vom Himmel herab, eine Lindenblüte in den Talmud vor ihn hin. Er erschrak, sodaß ein Zittern vom Scheitel bis zur Sohle durch seinen jungen Körper ging; er wäre kaum mehr erschrocken, wenn plötzlich hinter dem gelben Lederband ein schönes Mädchenantlitz aufgetaucht wäre und ihn angelacht hätte. Er hob die Blüte auf, um sie wegzuwerfen, aber er warf sie nicht weg. Es war das erste mal, daß er eine Blüte in der Hand hielt, daß er sie in solcher Nähe sah, und er staunte sie an, nicht anders als wie ein Räthsel des Talmuds, er bewunderte ihre grünlich schwefelgelbe, feine Farbe und sog ihren anmuthigen Geruch ein, und seit der Wiege dazu erzogen, und seit er zu denken begonnen hatte, gewohnt, alles zu zergliedern und dort, wo ein anderer schon ein Ganzes sah, noch immer weiter zu forschen nach Theilen, begann er, halb unbewußt, sie zu zerzupfen. Er löste einen kleinen Kelch ab und fand eine zarte Blumenkrone; er entdeckte lange Fäden, die ihm wie zarte Pinsel erschienen, und einen seltsamen Griffel; er ging dem holden Geheimniß weiter nach und stieß auf eine kleine Kugel, die einem aus Leder verfertigten Schrotbeutel oder auch einer Schweinsblase glich, in der man Taback verwahrt; er öffnete sie und sah, daß es eine Kapsel war, welche sich in fünf Klappen öffnete, und er gewahrte, daß vier derselben leer waren und nur die fünfte eine kleine Kugel enthielt. Unwillkürlich dachte er an den Taschenspieler, der sich, als er noch in Kinderschuhen ging, im Hause seines Vaters producirt hatte. Hier war ein ähnliches Verstecken und Einschachteln, hier zeigten sich dieselben überraschenden Kunststücke, und gewiß waren auch diese auf die gleiche natürliche Art zu erklären; aber dort hatte sein Vater den Dolmetsch gemacht, und hier fehlte ihm der Lehrer. Er hielt das kleine Kügelchen, das er zuletzt entdeckt hatte, lange in der Hand und betrachtete es genau. Was könnte es sein? Er dachte lange nach und sagte sich endlich: das ist der Same, aus diesem wird die Frucht, und aus der Frucht wird ein neuer Baum! Es durchschauerte ihn bei dem Gedanken. Wie groß! wie geheimnißvoll! wie wunderbar! Wie kommt es aber, daß nur eine Klappe Samen enthält, die andern vier dagegen leer sind? Und wie er nun wieder alle Theile zusammenhielt, da sah er, daß ebenso wie die lederne Kapsel am Grunde fünf Klappen, sie auch fünf Fächer hatte, daß der Griffel eine Narbe mit fünf Läppchen zeigte, und daß die Blumenkrone sowol als der Kelch ein jedes aus fünf Blättern bestand. Welche Harmonie! welche räthselhafte Schönheit und unergründliche Weisheit! Diese kleine Blüte ist ein Wunder, eine Welt für sich, sprach er zu sich selbst, und du willst Gott erkennen und seinen Werken nachgehen und seinen Gedanken nachgehen in deiner kleinen, dunkeln Stube, beim Talmud, den Menschenhand geschrieben? Was weißt du von seiner Schöpfung, seinen großen Werken, was kannst du wissen, du, zu dem sich der Sonnenstrahl stehlen muß wie ein Dieb, und der die Luft scheut wie das Thier mit dem goldenen Halsband, das unter der Thür ihres Hauses den Jünglingen Schlingen stellt, was weißt du von Gott? Er erschrak; bis in die Tiefe seiner Seele ging ein erhabener Schauer, und es war ihm mit einem male, als werde ein dunkles Tuch von seinen Sinnen weggezogen, als trete sein Geist aus seinem unterirdischen Kerker.

Das ist der Grundton des Ganzen. Der Jlan, der eine Jüdin geheirathet hat, geräth in Zwiespalt mit den Rabbinern und mit seiner Familie; seine geheimen Studien werden entdeckt; er soll sich rechtfertigen; doch er läßt sich von seiner Frau scheiden, verläßt die Seinen und geht, nachdem er in Wien studirt hat, zum Christenthum über. Hier wiederholt sich für ihn derselbe Conflict; er hat eine Christin geheirathet, ist Docent an der Universität geworden; doch da er Darwinistische Lehren vorträgt, im Widerspruch mit dem Unterrichtsreglement, geräth er in Conflict mit den Behörden, soll widerrufen, doch er thut es nicht, obgleich er es seiner Frau versprochen, die ganz dem Einfluß der Jesuiten verfallen ist und mit einem derselben ihm die Treue bricht. Man erklärt ihn für irrsinnig, schleppt ihn ins Irrenhaus. Dort wird er geistesschwach und gestört: so finden ihn die Befreier im Jahre 1848, und er fällt als Opfer der Revolution.

Den Kampf der freien Forschung mit den Schranken, mit denen die jüdische und christliche Orthodoxie sie umringen, schildert der Verfasser, indem er warm für sie Partei ergreift. Die Erzählung enthält, abgesehen von treuen Bildern des jüdischen Lebens und der vormärzlichen Zustände in den österreichischen Kronländern, geistvolle Proben einer für die neuen Theorien der Naturforschung begeisterten Beredsamkeit.

„Der alte Castellan" (Nr. 13), der treue Diener eines galizischen Edelmanns, hegt für seine Herrin eine schwärmerische Liebe, schützt sie vor jedem leidenschaftlichen Ausbruch, vor jeder Untreue, und widmet dem Heile des gräflichen Hauses sein ganzes Leben. Der alte Castellan erzählt selbst seine Geschichte und zwar mit einer Gefühlswärme, welche rührt und ergreift. Es ist ein Lied der Treue, die in ihren Uebertreibungen noch schön und herzerwärmend ist. Die Darstellungsweise des geschwätzigen, sich in seine Erinnerungen vertiefenden Alten ist vorzüglich getroffen.

Die „Damen im Pelz" von Wanda von Dunajew (Nr. 14), Geschichten, welche uns die Gattin Sacher-Masoch's erzählt, stehen ganz unter dem Einfluß seiner Dichtweise. Wer an Schiller's Spruch festhält: „Ehret die Frauen, sie flechten und weben himmlische Rosen ins irdische Leben", wird sich freilich von dieser Frauengalerie sehr enttäuscht abwenden, denn diese Frauen sind alle Sphinxe mit zerfleischenden Tatzen, kalte, grausame, sarmatische Schönheiten, die auf Martern sinnen und sich an den Qualen ihrer Opfer erfreuen, Frauen, die den Stil der Semiramis und Katharina in kleinere Lebensverhältnisse übertragen.

In der Vorrede begegnen wir den Theorien des Wanderers im „Vermächtniß Kains":

> Das gesetzlich von allen Rechten des Mannes ausgeschlossene, durch Sitte und Vorurtheile unterjochte Weib ist dessen geheime Feindin und sucht sich, durch List und Verstellungskunst unter-

stützt, an demselben zu rächen. Ist dieses Weib aber von Natur herrschsüchtig und besitzt es Geist, Thatkraft und körperliche Reize, so wird es leicht zur Tyrannin des Mannes, die ihn ohne Bedenken ihrer Selbstsucht dienstbar macht und nicht selten ohne Erbarmen mishandelt und zu Grunde richtet. Das Attribut dieses grausamen Frauentypus ist dem Dichter des Vermächtniß Kains: der Pelz. Wenn man denselben als Symbol der Herrschaft auffaßt, ist dies unstreitig mehr als eine Dichtercaprice, und in diesem Sinne nenne ich mein Buch, welches eine Reihe Frauen dieser selbstsüchtigen, despotischen und grausamen Art vorführt: „Die Damen im Pelz“. . . . Nur das dem Manne in jeder Beziehung gleich berechtigte und an Bildung ebenbürtige Weib wird dessen treue, ehrliche und muthige Gefährtin im Kampfe um das Dasein sein.

Nach der Theorie der Verfasserin ist also das jetzige Weib vor seiner Emancipation jenen Verirrungen preisgegeben, welche sie selbst in einer Reihe von Geschichten schildert. Alle diese Geschichten spielen indeß bei den slawischen Völkerschaften; jene Proben wilder weiblicher Grausamkeit gehören daher dem europäischen Osten an und sind mehr auf Rechnung halbasiatischer Cultur zu setzen, als der allgemeinen socialen Stellung der Frauen schuldzugeben.

Davon abgesehen zeugen diese Geschichten für eine erfinderische Phantasie und für eine lebendige Darstellungsweise.

Rudolf von Gottschall.

Zur Walther-Literatur.

Es war ein guter Gedanke Willibald Leo's, die bereits zu einer kleinen Bibliothek angewachsene Walther-Literatur in einer raisonnirenden Bibliographie zusammenzustellen. Das kleine Buch (erschienen Wien 1880), welches allzu stolz als „eine kritisch-vergleichende Studie zur Geschichte der Walther-Forschung“ bezeichnet war, genügte zwar höhern Anforderungen nicht durchaus, ist aber doch recht zweckmäßig und wird gewiß auch fleißig benutzt (besprochen in Nr. 14 d. Bl. f. 1881). Nicht lange nach dem Erscheinen dieses Buchs von Leo kam eine freie Uebersetzung der Gedichte Walther's von Adalbert Schroeter (Jena 1881), welche sich vielseitiger Anerkennung erfreute und auch in d. Bl. günstig besprochen wurde (Nr. 42 f. 1881). Seit dieser Zeit ist die Walther-Literatur wiederum nicht unbeträchtlich gewachsen. Abgesehen von einzelnen in Zeitschriften und Programmen niedergelegten Arbeiten sind vier selbständige Werke erschienen: zwei streng gelehrte Monographien, von denen die eine trotz ihrer wissenschaftlichen Haltung doch auch zugleich weitern Kreisen dienen soll, eine neue Ausgabe und eine populäre Schrift belletristischen Charakters mit eingestreuten Uebersetzungen Walther'scher Lieder.

Diese vier Werke seien zunächst nach der Zeit ihres Erscheinens hier verzeichnet:

1. Reinmar der Alte und Walther von der Vogelweide. Ein Beitrag zur Geschichte des Minnegesangs von Konrad Burdach. Leipzig, Hirzel. 1880. Gr. 8. 5 M.
2. Altdeutsche Textbibliothek, herausgegeben von H. Paul. Nr. 1: Die Gedichte Walther's von der Vogelweide. Herausgegeben von Hermann Paul. Halle, Niemeyer. 1882. 8. 1 M. 80 Pf.
3. Walther von der Vogelweide. Von Edward Samhaber. Laibach, v. Kleinmayr u. Bamberg. 1882. 8. 2 M. 60 Pf.
4. Leben und Dichten Walther's von der Vogelweide. Von W. Wilmanns. Bonn, Weber. 1882. Gr. 8. 9 M.

Walther von der Vogelweide hat bekanntlich zwei Sprüche zu Reinmar's des Alten Gedächtniß gedichtet, aus denen geschlossen wurde, daß er Reinmar's Schüler gewesen sei. In der That finden sich in Walther's Dichtungen zahlreiche Anklänge an Reinmar. Aus den Eingangsworten des zweiten Spruchs scheint hervorzugehen, daß das Verhältniß der beiden Dichter in Reinmar's letzten Lebenstagen ein nicht ganz ungetrübtes war. Und dies ist auf verschiedene Weise gedeutet worden. Daß ein Zusammenhang zwischen den beiden Dichtern bestand, schließen wir auch aus einem unbewußten Zeugnisse der Handschriften: öfters nämlich werden hier Schöpfungen beider vermengt. Uebereinstimmungen zwischen Reinmar und Walther sind bei Gelegenheit mehrfach gesammelt und angeführt worden; namentlich geschah es von Wilmanns in seiner Walther-Ausgabe. Reinmar der Alte ist in jüngster Zeit öfters Gegenstand der Forschung gewesen, und da wurde auch seines Verhältnisses zu Walther gedacht. Aber eine monographisch eingehende Darstellung des Zusammenhangs zwischen den beiden Dichtern bietet uns erst das vorliegende Werk „Reinmar der Alte und Walther von der Vogelweide“ von Konrad Burdach (Nr. 1).

Das Buch ist ein streng gelehrtes. Eine genaue Beurtheilung, die auch die philologischen Einzelheiten zu kritisiren hätte, kann hier nicht beabsichtigt werden; hier kommt es darauf an, den Hauptinhalt und die literarhistorischen Resultate hervorzuheben. Nur das Eine will ich in Bezug auf die philologischen Einzelheiten bemerken, daß der Verfasser überaus viele Stellen in Walther's Gedichten, mit denen er operiren muß, seltsam misverstanden hat. Es ist ja natürlich, daß bei einem Dichter wie Walther nicht alles auf den ersten Blick klar und offen daliegt, daß das Verständniß seiner Aussprüche, der Gesammtinhalt seiner Lieder erst erschlossen werden muß, daß somit Verschiedenheiten der Auffassungen unvermeidlich sind. Aber Burdach verkennt die einfachsten Dinge. Von verschiedenen Beurtheilern, namentlich von Paul und Wilmanns, sind ihm bereits eine Reihe verfehlter Deutungen nachgewiesen und vorgeworfen worden. Aber damit sind noch lange nicht sämmtliche Misverständnisse berührt. Auch auf andere Dichter, deren Worte citirt werden, erstrecken sich solche verfehlte Auffassungen. Wenn auch diese Einzelheiten nicht das Gesammtergebniß umzustoßen vermögen,

so sind sie doch von Nachtheil und beeinträchtigen die Sicherheit der Untersuchung.

Burdach stellt sich in einen Gegensatz zu einer fast allgemein geltenden Anschauung der Literaturgeschichte. Indem man mehrere Liebesverhältnisse Walther's annahm, eines zu einem Mädchen niedern Standes und eines zu einer Dame von hoher Geburt, suchte man seine Lieder chronologisch zu ordnen, wozu auch die verschiedenen theils einfachen, theils künstlichern Gestaltungen der Strophen aufforderten. Die frischen, volksmäßigen Gedichte sah man als die ersten Jugendversuche an; später erst habe er den höhern Stil sich zu eigen gemacht, den uns Reinmar's Lieder zeigen. Ich gestehe, daß ich diesem literarhistorischen Formalismus niemals Geschmack habe abgewinnen, noch weniger ihm wirklichen Werth habe zugestehen können. Burdach setzt an die Stelle dieses Formalismus einen andern: er nimmt an, daß Walther zuerst mit der Kunst Reinmar's sich vertraut gemacht und in ihrem Geiste geschaffen, sich dann aber von ihr befreit und an volksthümliche Vorbilder angeschlossen habe. All dies wird mit einem großen Aufwand von Gelehrsamkeit zu erweisen gesucht. Auch der Entwickelungsgang neuerer Dichter wird zur Stütze herangezogen.

Ich glaube nicht, daß der Beweis vollkommen gelungen ist; ich glaube auch nicht, daß er überhaupt mit den Mitteln, die Burdach anwandte, gelingen kann. Ein Moment hat Burdach ganz übersehen: die strophische und namentlich die rhythmische Gestaltung der Strophen, die uns einen Anhalt bietet zur Beurtheilung und wenigstens annähernden Feststellung der Zeit. Gedichte, die wegen der durchgeführten Einheit des Rhythmus ohne alle Frage in eine jüngere Periode gehören, setzt Burdach siegesgewiß in die erste Zeit von Walther's dichterischem Wirken.

Trotz dieses nicht gelungenen Beweises ist die Schrift von Burdach doch vielfach verdienstlich. Das lehrreichste Kapitel scheint mir das dritte zu sein, welches von Reinmar und seinen Vorgängern handelt und die Entwickelung des Minnesangs auch von seiten der Sprache, insbesondere der Syntax und des Stils darzustellen sucht. Auch die „poetische Technik" zieht Burdach heran. Er versteht aber unter diesem Begriffe nicht die Handhabung der sprachlichen Formen zum Zweck der dichterischen Rede, sondern die rhetorischen Kunstmittel.

Gibt uns Burdach eine Vorgeschichte der Walther'schen Kunst, so gedenkt er in dem Kapitel „Walther als selbständiger Lyriker" auch der Epigonen. In diesem Kapitel kommt er auch zu sprechen auf die von Ernst Martin geäußerte Ansicht, daß mehrere von Walther's volksmäßigen Liedern Nachbildungen lateinischer Vagantenlieder oder ihrer deutschen Anhänge seien. Burdach geht genau auf Martin's Ausführungen ein und sucht sie zu widerlegen. Er schließt umgekehrt, die meisten der in Betracht kommenden deutschen Strophen seien die Vorbilder der lateinischen gewesen. Ueber diese Frage wird voraussichtlich noch öfters gesprochen und gestritten werden.

Ueber Walther's Humor hätte der Verfasser sich ausführlicher und bestimmter äußern sollen. Denn gerade durch den Humor zeichnet sich Walther vor seinen Vorgängern und Genossen aus. Zeigt sich der Humor vorwiegend in den sogenannten „volksmäßigen" Liedern, so ist er doch niemals volksmäßig, sondern immer subjectiv; er ist auch nicht hyperbolisch, wie der volksmäßige Humor meistens zu sein pflegt. Auch in den ernsten und schwungvollen Gedichten kommen humoristische Züge vor.

Steht der im ersten Anhange gegebene Excurs „Ueber die musikalische Bildung der deutschen Dichter, insbesondere der Minnesänger, im 13. Jahrhundert" nur in einem losen Zusammenhange mit dem Inhalte des Buchs, so ist er doch sehr lehrreich und deshalb willkommen. Wir begegnen aber hier wieder einem argen Misverständniß. Bei Besprechung des Ausspruchs Gottfried's in der literarischen Stelle des „Tristan" über Walther vergißt Burdach, das dichterische Bild verkennend, daß Gottfried das Wort organieren nicht von Walther, sondern von der Nachtigall sagt, die doch unmöglich mehrstimmig singen oder auf einem Instrument begleiten kann. Der zweite Anhang bietet Beiträge zur Kritik und Erklärung der Gedichte Reinmar's des Alten. Er ist lediglich philologischer Natur.

Franz Pfeiffer eröffnete die von ihm begründete Sammlung der „Deutschen Classiker des Mittelalters" mit seiner Ausgabe der Gedichte Walther's von der Vogelweide. Ebenso hebt die von Julius Zacher ins Leben gerufene „Germanistische Handbibliothek" mit einer Walther-Ausgabe (von Wilmanns) an. Und so sehen wir zum dritten mal Walther's Gedichte für eine Sammlung altdeutscher Werke, für die „Altdeutsche Textbibliothek", herausgegeben von Hermann Paul (Nr. 2), zu würdigem Anfang gewählt. Paul's neues Unternehmen, von dem inzwischen auch das zweite und dritte Stück, Hartmann's von Aue „Gregorius" und „Armen Heinrich" enthaltend, erschienen sind, unterscheidet sich von andern ähnlichen Sammlungen dadurch, daß, wie schon der Titel „Textbibliothek" besagt, das Hauptgewicht auf den Text gelegt wird. Die betreffenden Werke aus der deutschen Literatur des Mittelalters, die zum Theil nur in kostspieligen kritischen oder in commentirten Ausgaben vorliegen, sollen möglichst leicht für jedermann, der ein Interesse daran hat, zugänglich gemacht werden. Den sorgfältig revidirten Texten werden Einleitungen beigegeben, welche in knapper Form über die literaturgeschichtliche Stellung des Denkmals, die Ueberlieferung und die bisherige Behandlung desselben orientiren, sowie über das vom Herausgeber befolgte kritische Verfahren. Auch kurzgefaßte Wörterbücher sollen hinzugefügt werden, aber nur zu den althochdeutschen und niederdeutschen Werken, und zu den mittelhochdeutschen nur in dem Falle, wenn sie auf Schulen gelesen werden, weil Lexer's „Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch" eine willkommene und allgemein und leicht zugängliche Hülfe gewährt. Nach den neuen preußischen Bestimmungen soll bekanntlich die Lektüre mittelhochdeutscher Stücke im Urtext nicht mehr

stattfinden, und es wird nicht lange währen, so haben auch die außerpreußischen Gymnasien das Mittelhochdeutsche aus dem Lehrplan gestrichen. Da werden voraussichtlich die Wörterbücher zu den mittelhochdeutschen Texten in Paul's „Bibliothek" überhaupt nicht mehr nöthig sein.

Es ist hier nicht der Ort, über den Text, den uns Paul in seiner Walther-Ausgabe bietet, uns eingehender auszusprechen. Nur Weniges sei bemerkt. Paul sucht einen engern Anschluß an die handschriftliche Ueberlieferung als seine Vorgänger; er läßt deshalb auch größere metrische Freiheiten zu. Fast gleichzeitig mit der Ausgabe erschien von Paul in den „Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur" von Paul und Braune ein Aufsatz „Zu Walther von der Vogelweide", in welchem er unter anderm auch über die in Betracht kommenden metrischen Einzelheiten sich verbreitet. Was er vorbringt, ist sehr beachtenswerth und gewiß auch meist richtig. Aber über ein wichtiges historisches wie ästhetisches Moment, über den Rhythmus, den freien, den geregelt abwechselnden und den geregelt einheitlichen, spricht Paul gar nicht im Besondern. In Hinsicht des Rhythmus weicht sein Text vielfach von denen Wackernagel-Rieger's und Pfeiffer-Bartsch's ab und zeigt somit ähnlich wie der von Wilmanns einen kritischen Rückschritt zu Gunsten der Schreiberwillkür. Für das Künstlerische scheint Paul nicht empfänglich zu sein.

Uns muß hier an der Walther-Ausgabe Paul's vorzugsweise die Einleitung interessiren, soweit sie Walther's Leben darstellt und seine Stellung in der Geschichte der deutschen Lyrik bespricht. In Betreff der vielfach erörterten Frage nach der Heimat des Dichters bemerkt Paul, wir müßten eingestehen, daß uns die Heimat unbekannt sei. Hierin stimme ich mit ihm vollkommen zusammen. Er verfolgt an der Hand der Zeitgedichte Walther's sein Leben und seine politische Parteinahme. Nur auf das wirklich Bestimmbare stützt er sich. Sehr richtig scheint mir Paul's Ansicht, es sei eine zwar nicht widerlegbare, aber auch nicht beweisbare Annahme, daß sich Walther irgendwo jahrelang hintereinander aufgehalten habe. Nur am thüringischen Hofe ist ein längeres Verweilen halbwegs bezeugt; denn Walther bezeichnet sich selbst als ingesinde (Diener) des Landgrafen. Paul bespricht zuerst die Beziehungen Walther's zum Kaiserhofe, dann zu den Fürsten von Oesterreich, von Thüringen, von Meißen, zum Grafen von Katzenellenbogen. Hinsichtlich des Kreuzzugs vom Jahre 1228, für den Walther dichterisch wirkte, geht seine Ansicht dahin, daß er ihn wahrscheinlich mitgemacht habe. Die Nachricht vom Begräbniß Walther's zu Würzburg hält Paul für ziemlich glaubwürdig. Gegenüber den oft überschwenglichen Auslassungen über Walther's Patriotismus und den gewagten Geschichtsconstructionen macht die vorsichtige und nüchterne Betrachtung Paul's einen sehr wohlthuenden Eindruck.

In der Auseinandersetzung der literarhistorischen Stellung Walther's stimmt zu einem Theil Paul der Ansicht Burdach's zu, zum andern weicht er von ihr ab. Genauer hat er sich dann in jenem Aufsatz in den „Beiträgen" ausgesprochen.

Als ich den Titel der Schrift „Walther von der Vogelweide" von Edward Samhaber (Nr. 3) las, glaubte ich, es werde in ihr eine wissenschaftliche Monographie über Walther geboten. Sie ist aber ein belletristisch gehaltenes Lebensbild des Dichters an der Hand seiner Lieder und Sprüche, die in dasselbe zugleich mit einzelnen Originaldichtungen verflochten werden. Das Ganze ist bis auf einzelne Geschmacklosigkeiten ganz hübsch erdacht und ausgeführt; die Uebersetzung der Walther'schen Gedichte verfehlt zwar öfter den Sinn, liest sich aber im ganzen gut. Auch die eingestreuten eigenen Dichtungen sind meist gefällig und entbehren nicht einer gewissen Frische. Hervorragend und originell sind sie nicht.

Ein geradezu hochkomisches Misverständniß ist uns aufgestoßen. Es heißt da in dem Abschnitt, der Walther's Aufenthalt auf der Wartburg schildert: „Auf der Wartburg war es, wo Heinrich von Veldeke seine Aeneïde sang und das erste Reis in unsere deutschen Liederzungen impfte." Es ist dies letztere natürlich ein Citat der Stelle in Gottfried's „Tristan", wo dichterisch bildlich gesagt wird: Heinrich von Veldeke impfte das erste Reis in deutscher Zunge, d. h. in der deutschen Sprache. Das heißt doch nichts anderes als: Heinrich war der erste Kunstdichter in Deutschland. Was macht Samhaber daraus? Er misversteht Zungen dreifach: einmal den Accusativ anstatt des Dativs, den Plural statt des Singulars, die concrete Bedeutung statt der abstracten. Da aber die „Zungen" doch gar zu materiell wären, macht er den Ausdruck dadurch poetischer, daß er „Liederzungen" sagt. Und das Ganze? Statt des Bildes aus der Gärtnerkunst wird er aller Wahrscheinlichkeit nach an die bildliche Verwerthung der Pockenimpfung gedacht haben. Oder nicht? Seltsam bliebe dann immer der Gedanke, die Liederzungen durch ein Pfropfreis zu veredeln.

Zwei Werke von Bedeutung besitzen wir über das Leben Walther's von der Vogelweide, die Schrift von Max Rieger (Gießen 1863), die gewissermaßen eine biographisch-kritische Einleitung zu Wackernagel's und Rieger's Walther-Ausgabe ist, und das größere zusammenfassende Werk von Rudolf Menzel (Leipzig 1865). Ludwig Uhland's berühmtes Buch beschränkte sich nicht auf das Leben, sondern gab zugleich auch eine Charakteristik des Dichters und seiner Kunst. In die Bahn Uhland's will das vorliegende Werk: „Leben und Dichten Walther's von der Vogelweide" von W. Wilmanns (Nr. 4), einlenken:

> Der erste Theil, die Einleitung, versucht das literarische Leben, in welches Walther wirkend eingreift, nach Art und Umfang zu bestimmen. In dem zweiten Theil („Das äußere Leben Walther's") erörtern wir seine persönliche Stellung in der Gesellschaft und seine Beziehungen zu einzelnen Personen und Zeitereignissen; er entspricht etwa dem, was R. Menzel in seinem Leben Walther's von der Vogelweide dargestellt hat. Der dritte Theil gibt eine Uebersicht der „Gedanken und Anschauungen"; der letzte soll die fortschreitende „Entwickelung des Dichters" darstellen.

In dem Bekenntniß des Verfassers, daß er mit seinem Werk in die Bahn Uhland's einlenke, ist von vornherein angedeutet, daß er sich nicht blos einen Leserkreis unter den Gelehrten des Fachs wünscht. In der That ist auch Wilmanns' Darstellung, wie sehr sie auch auf wissenschaftlichem Grunde ruht, eine allgemein verständliche und, soweit es bei einem philologischen Gegenstande möglich ist, welcher der Citate und Zahlenangaben nicht entrathen kann, auch wohlgefällige. Wilmanns schreibt klar und mit edler Einfachheit. Von dem abscheulich koketten Stil, der bei manchen Germanisten neuerdings Mode geworden ist, finden wir zum Glück bei ihm keine Spur. Als Uhland sein Buch herausgab (1822), war die Kenntniß der altdeutschen Sprache noch so wenig verbreitet, daß er nothgedrungen für die mitzutheilenden Gedichtstellen eine Art Uebertragung in die neue Sprache wählen mußte. Wilmanns dagegen gibt die Citate natürlich im Urtext.

Aus dem reichen Inhalt mag hier nur Einzelnes, was uns besonders wichtig dünkt, hervorgehoben werden. Wilmanns hält es für „sehr wahrscheinlich, daß Walther aus Oesterreich stammte", ohne aber sofort Gründe anzuführen. Er entwickelt sie später. Die nicht wenigen Dichtungen, die sich auf Oesterreich und den wiener Hof beziehen, umfassen einen Zeitraum von mehr als zwanzig Jahren. Seine Entfernung vom Hofe empfindet der Dichter als einen schweren Schlag. Immer strebt er dahin zurück. Wilmanns fragt nach dem Grunde dieser Sehnsucht und findet als einzig befriedigende und sehr nahe liegende Antwort, daß Oesterreich, das Land, in dem er singen und sagen gelernt, auch sein Heimatland war. Das läßt sich gewiß hören, allein jene Sehnsucht kann auch dem österreichischen Lande deshalb gelten, weil es als die Stätte seiner Erziehung und Bildung seine zweite Heimat geworden war. Der Annahme, daß Walther seine letzte Ruhestätte in Würzburg gefunden, stimmt auch Wilmanns zu. Andererseits hält er der bekannten Hypothese, daß Walther als Erzieher des jungen ungerathenen Königs Heinrich erkoren worden sei, die sehr beachtenswerthe Einwendung entgegen, es sei ihm undenkbar, daß ein Mann wie Friedrich II. einen fahrenden Sänger zum Erzieher seines königlichen Sohnes sollte berufen haben. Wir kennen die Personen, welche mit der Sorge um Heinrich betraut waren, aus historischen Quellen; der berühmte Sänger wird nirgends unter ihnen genannt. Bei Betrachtung der Kreuzlieder wird über Walther's Theilnahme oder Nichttheilnahme am Kreuzzug nichts bemerkt. Aber in der Anmerkung gibt Wilmanns seine Uebereinstimmung mit Lachmann's Ausspruch zu erkennen, daß man aus dem einen Liede mit Unrecht Walther's Kreuzfahrt gefolgert habe.

In dem vierten Theil, der über die dichterische Entwickelung Walther's handelt, wird natürlich auch das Verhältniß zu Reinmar berührt. Wilmanns erklärt sich mit Burdach's Resultat einverstanden, daß die Lieder, in welchen Walther zu der hergebrachten höfischen Minnedichtung in Gegensatz tritt, den Höhepunkt seiner Kunst bezeichnen. Diese Ansicht äußerte Wilmanns schon früher in einer Recension von Burdach's Schrift im „Anzeiger". Aber in der Auffassung des persönlichen und literarhistorischen Verhältnisses der beiden Dichter hat er doch einigermaßen den frühern Standpunkt geändert. In der Recension bemerkte er: „Wir wissen, daß Walther aus Reinmar's Schule hervorgegangen ist." Und in dem vorliegenden Buch heißt es: „Hinsichtlich des Verhältnisses zwischen beiden Dichtern ergibt sich, daß Walther nicht eigentlich als Schüler Reinmar's anzusehen ist." Und gleich darauf:

> Dieser Auffassung von dem Verhältniß der beiden Dichter zueinander entspricht auch Walther's Auftreten gegen Reinmar. Nirgends, auch nicht in den schönen Sprüchen auf Reinmar's Tod, bekundet er sich als seinen Schüler, überall als seinen Nebenbuhler.

Der dritte Abschnitt: „Gedanken und Anschauungen", ist nach meiner Empfindung der werthvollste. Hier findet sich eine Fülle der feinsten Beobachtungen. Nicht immer wird man in der Auffassung des Einzelnen und mit der Einreihung unter bestimmte Kategorien mit dem Verfasser einverstanden sein; aber dankbar wird selbst der Kenner Walther's eingestehen, daß Wilmanns durch seine genauen Analysen das tiefere Verständniß in fruchtbarster Weise gefördert hat. Dieser Theil bietet auch zugleich werthvolle Beiträge zur Erkenntniß des Walther'schen Stils. Mitunter werden hier auch reale Verhältnisse berührt. Ihnen hätte Wilmanns noch eine besondere Beachtung schenken sollen. Hier gilt es freilich auch, öfters zwischen den Zeilen zu lesen.

Auf die humoristischen Züge in Walther's Poesie wird ab und zu hingewiesen. Ein genaueres Eingehen wäre erwünscht gewesen. Ebenso hätte auf die im ganzen selten auftretende französirende Weise in Walther's Dichtersprache besonders aufmerksam gemacht werden sollen.

An das Ende des Buchs sind sehr umfangreiche gelehrte Anmerkungen gestellt, welche Nachweise liefern und das Gesagte weiter ausführen. Sie sind von ganz bedeutendem Werthe.

Erwähnt mag noch werden, daß Wilmanns das baldige Erscheinen einer zweiten Auflage seiner Walther-Ausgabe in Aussicht stellt. Ebendeshalb hat er von seinem darstellenden Werke eine Behandlung der Metrik und der poetischen Technik ausgeschlossen.

Wilmanns' „Leben und Dichten Walther's von der Vogelweide" wird ohne Zweifel die Walther-Forschung sowol wie die allgemeinere literarische Würdigung des Dichters mächtig fördern. Manche Widersprüche gegen das Einzelne mögen sich erheben; doch wird jedenfalls mancher Gedanke aufgegriffen und weiter verfolgt werden. Die anregende Kraft des Buchs muß auf lange wirksam sein.

In der Geschichte der Walther-Literatur wird das Buch von Wilmanns stets als eine der hervorragendsten Erscheinungen zu gelten haben und in Ehren stehen.

Reinhold Bechstein.

Historische Schriften.

1. Johann III., König von Polen, Sobieski, in Wien. Mit Hineinverwebung einer Geschichte der sieben Königinnen von Polen aus dem Hause Oesterreich. Von Georg Rieder. Ein Erinnerungsbuch an 1683 für 1883 zum zweihundertjährigen Jubiläum der Befreiung Wiens von der Türkenbelagerung. Wien, Braumüller. 1882. Gr. 8. 4 M.
2. Schwedische Geschichte im Zeitalter der Reformation, von Julius Weidling. Gotha, Schlößmann. 1882. Gr. 8. 6 M.
3. Elisabeth Luise, Königin von Preußen, Gemahlin König Friedrich Wilhelm IV. Ein Lebensbild von Ludovica Hesekiel. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1881. 8. 1 M. 75 Pf.

Die bevorstehende zweihundertjährige Erinnerungsfeier an die Befreiung Wiens durch deutsche und nur theilweise polnische Truppen hat Georg Rieder zu dem Buche über Johann Sobieski veranlaßt (Nr. 1) und zu der Hineinverwebung einer Geschichte der sieben polnischen Königinnen aus dem Hause Oesterreich. Zwei Themata in einer Darstellung zu behandeln ist immer der großen Schwierigkeit wegen nicht rathsam, in diesem Falle ist der Versuch völlig mislungen. Das Buch führt uns bunt durcheinander Wichtiges und Unwichtiges vor, mit besonderm Eifer werden Mittheilungen über Kirchenbauten, Stiftungen und biographische Notizen von Geistlichen eingeflochten, die füglich wegbleiben konnten. Die chronologische Reihenfolge ist dabei nicht gewahrt, denn an vielen Stellen springt der Verfasser über einen langen Zeitraum hinweg, um erst später wieder anzuknüpfen, oder er greift einige Jahrhunderte zurück, um eine ihm besonders denkwürdig erscheinende Begebenheit anzuführen. Namentlich liebt er es aber, bei den geringsten Anlässen auf ganz andere Gebiete überzugehen. Die Erwähnung eines Astrologen veranlaßt ihn zu einer achtseitigen Abschweifung über Wallenstein, und so werden nacheinander Hannibal's Siege am Trasimenus und bei Cannä, Rakoczy, Diocletian, Tarquinius Superbus, Ludwig II. und die Schlacht bei Mohacz, Claudius Nero, ein Theil des Spanischen Erbfolgekriegs und Friedrich der Große recht breit mit in die Erzählung verflochten. Die Verwechselung von Tulla und Tula wird zu einer Beschreibung Tula's benutzt. Natürlicherweise sind Wiederholungen unausbleiblich gewesen, und einige male hält es der Verfasser für gerathen, sich selbst der Abschweifungen wegen zu entschuldigen. Leider steht er mit der Grammatik, selbst dem einfachsten Satzbau, auf Kriegsfuß. Manche Ausdrücke mögen als österreichischer Dialekt gelten; aber zu Hunderten finden sich Sätze, deren Sinn erst nach mehrmaligem Lesen und längerm Nachsinnen zu enträthseln ist. Von Interpunktionskenntniß ist wenig zu bemerken. Der Verfasser schreibt am Ende seiner Vorrede: „Aus meinen vielen vielen Büchern habe ich ein neues gemacht." Hätte er es doch lieber unterlassen!

Im Gegensatze dazu gibt Julius Weidling in seiner „Schwedischen Geschichte" (Nr. 2) uns ein vollendetes Ganzes. Die Erhebung Wasa's und die Reformation Schwedens vollziehen sich in einer Zeitperiode, wo Deutschland und ganz Süd- und Westeuropa in wildem Kampfe sich befinden, sodaß die Vorgänge im Norden fast im Dunkeln bleiben. In knapper und doch ausreichender Form zeigt nun Weidling, wie kirchlich und weltlich die Dinge einer Katastrophe entgegenreiften, wie namentlich das Auftreten Christian's II. den Haß gegen die Calmarer Union zur vollen Glut anfachte. In lebhafter Darstellung, gestützt auf reiches und genau bearbeitetes Quellenmateriol, schildert er den Ausbruch und Verlauf des Aufstandes, die Wahl Gustav Erichson's zum Könige und die definitive Losreißung Schwedens von Dänemark. Die Geistlichkeit hatte sich in diesem Kampfe zum größern Theile auf seiten Christian's gehalten; Gustav, der ihre überreichen Einkünfte und Kirchenschätze zur Linderung der fortdauernden Finanznoth des Staats gebrauchen wollte und von ihr verlangte, brachte sie nur noch mehr gegen sich auf, sodaß er 1527, unterstützt durch Laurentius Andreä und Olaus Petri, mit Hülfe der weltlichen Stände, namentlich der Bauern und Städte, in dem Receß von Westeräs die Reformation der Kirche einführte.

Dann sehen wir, wie Gustav allen Bestrebungen auf Rückkehr zum Katholicismus, die sich bis zu partiellen Aufständen erheben, kraftvoll zu begegnen weiß und jeden derselben zur Stärkung der königlichen Macht gegenüber den anmaßenden Kirchenfürsten benutzt, wie er auch mehr und mehr die Kirchengüter zum Besten des Landes säcularisirt. Zum Schluß gibt dann der Verfasser einen klaren Ueberblick über die Folgen der Reformation, schildert kurz den letzten Versuch Christian's II., Schweden wieder zu erobern, stellt dar, wie die frühern Freiheitsrechte der Stämme nivellirt wurden, welchen Aufschwung in Schweden Staatsgewalt, Gesellschaft, Kunst und Wissenschaft nahmen, sodaß ein Jahrhundert später Schweden entscheidend in die Weltkriege eingreifen konnte. Angehängt ist das Gebetbuch einer Nonne von Solberga.

In ansprechender Weise führt Ludovica Hesekiel in dem Lebensbilde der Königin Elisabeth (Nr. 3) uns eine Reihe von Charakterzügen der hohen Frau vor, die ein getreues Bild von dem stillen, mildthätigen Wirken derselben geben. Mit großer Befriedigung wird jeder das kleine Buch lesen, das uns die vielen Beweise von der Mildthätigkeit, dem unermüdlichen Schaffen der Fürstin auf dem Gebiete der christlichen Liebe in schlichtem Tone aufzählt.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Im Verlag von L. Boshenyer's Buchhandlung in Cannstatt sind „Schiller's poetische Meisterwerke, Gedichte und Dramen", und ebenso „Goethe's poetische Meisterwerke, Gedichte und Dramen" erschienen: zwei elegante Ausgaben, mit den Porträts der Dichter ausgestattet. Beide Ausgaben sind insofern kritisch, als sie einige Werke der Autoren auf dem bezeichneten Gebiete als nicht zu den Meisterwerken gehörig ausschließen. Die Auswahl der Gedichte enthält jedenfalls alles Bedeutende; vieles in der Anthologie Veröffentlichte, wie die Laura-Gedichte, vermißt man weiter nicht. Von den Dramen aber sind zwei dem Interdict der Herausgeber verfallen: „Fiesco" und „Kabale und Liebe". Das letztere Drama halten wir für eins der wirksamsten und am besten componirten von Schiller; wir bedauern daher, daß es in der Sammlung fehlt, während wir dem „Fiesco", als dem schwächsten Schauspiele Schiller's, weiter keine Thräne nachweinen. Mit der Auswahl aus Goethe's Dichtwerken wird man eher einverstanden sein; wo es im ganzen sich um seine Meisterwerke handelt, wird man die „Achilleis", „Stella", „Die natürliche Tochter", „Die Mitschuldigen", den „Großkophta" und alle die größern und kleinern Singspiele gewiß nicht vermissen. Wo aber bleiben die „Römischen Elegien", die doch zu Goethe's schönsten Gedichten gehören? Eine Ausgabe der Meisterwerke ist doch keine editio castigata.

— Friedrich Rückert's „Kindertodtenlieder" sind in einer neuen Ausgabe unter dem Titel „Leid und Lied" (Frankfurt a. M., Sauerländer) erschienen. Die erste Ausgabe huldigte in ihrer Vollständigkeit der Pietät; die zweite ist mehr eine Auswahl, die nach chronologischer Reihenfolge geordnet ist. Die Auswahl ist eine geschmackvolle; die überreiche lyrische Production Rückert's treibt zuweilen auch taube Blüten oder mindestens üppige Schlingpflanzen überwuchernder Reflexion.

— Graf Adolf Friedrich von Schack läßt seine „Gesammelten Werke" (Stuttgart, Cotta) in sechs Bänden erscheinen. Die ersten uns vorliegenden Lieferungen enthalten die gedankenvolle Dichtung „Nächte des Orients oder die Weltalter", die mit reichen geschichtsphilosophischen Fresken ausgestattet ist. Die Sammlung der Schack'schen Dichtungen wird allen denjenigen willkommen sein, die wol eins oder das andere der Werke des begabten Dichters gelesen haben, aber sich gern mit der Summe seines poetischen Wirkens vertraut machen möchten.

— Das „Illustrirte goldene Kinderbuch", welches die Otto Spamer'sche Verlagsbuchhandlung auf den Weihnachtstisch zu legen pflegt, enthält in seiner zweiten Gruppe eine Sammlung von zwölf Märlein unter dem Titel „Vom Frühling zum Winter" von B. Paul, die jetzt in zweiter Auflage erschienen ist. Es sind Naturbilder in märchenhafter Einkleidung, wie sie für unsere Kleinen passen. Derselbe Autor hat die Spamer'sche „Neue Jugend- und Hausbibliothek" mit einer Erzählung: „Die versunkene Stadt, ein Bild aus ferner Vergangenheit", bereichert, die mit einem Titelbild und 18 Textabbildungen ausgestattet ist. Diese traurige Geschichte spielt in der versunkenen Ostseestadt Vineta.

Bibliographie.

Dahn, F., Kleine Romane aus der Völkerwanderung. 1ster Bd. — A. u. d. T.: Felicitas. Historischer Roman (a. 476 n. Chr.). Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 5 M.

Durch Gott zu Gott. Eine Familiengeschichte von A. v. N. Bevorwortet von W. F. Besser. Halle, Fricke. 1883. 8. 4 M.

Fels, R. v., Aus alten Akten. Kriminalgeschichten. Leipzig, A. Krüger. 8. 2 M.

Fleischmann, O., Reise-Bilder aus Spanien, nebst einem Führer für Spanienfahrer. Kaiserslautern, Kayser. 8. 3 M. 50 Pf.

Frank, A. B., Grundzüge der Pflanzenphysiologie. Mit 22 Holzschnitten. Hannover, Hahn. Gr. 8. 2 M.

Franklin, Gedichte. Eine Sammlung ernster, heiterer und politischer Dichtungen. Hamburg, Nolte. Gr. 8. 2 M.

Geschichte der Stadt Ruhrort, nebst historischen Urkunden, von einem alten Ruhrorter. Ruhrort, Andreae u. Comp. 8. 1 M. 40 Pf.

Goethes Götz von Berlichingen. In dreifacher Gestalt herausgegeben von J. Baechtold. Freiburg i. Br., Mohr. Lex.-8. 5 M. 60 Pf.

Groß, F., Aus der Bücherei. Vorträge und Studien. Wien, Konegen. 1883. 8. 5 M.

— — Heut' und gestern. Geschichten und Skizzen. Wien, Konegen. 1883. 8. 3 M.

Haag, G., Die Territorial-Geschichte und ihre Berechtigung. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 80 Pf.

Happel, J., Das Christentum und die heutige vergleichende Religionsgeschichte. Leipzig, O. Schulze. Gr. 8. 2 M.

Hegel, C., Verfassungsgeschichte von Mainz im Mittelalter. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 4 M.

Ilwolf, F., Tauschhandel und Geldsurrogate in alter und neuer Zeit. Graz, Leuschner u. Lubensky. Gr. 8. 1 M. 70 Pf.

Jensen, W., Aus stiller Zeit. Novellen. 2ter Bd. Berlin, Paetel. 8. 4 M.

Juncker, E., Schleier der Maja. Roman. 4 Thle. Berlin, Paetel. 8. 12 M.

Köhler, H., Allein in der Welt. Leipzig, A. Krüger. 8. 2 M. 80 Pf.

Krause, K. C. F., System der Aesthetik oder der Philosophie des Schönen und der schönen Kunst. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von P. Hohlfeld und A. Wünsche. Angehängt sind verschiedene Skizzen und Aphorismen zur Kunstlehre. — A. u. d. T.: Zur Kunstlehre. 1ste Abth. Leipzig, O. Schulze. Gr. 8. 8 M. 50 Pf.

Kunz, R., Bilder aus Amerika, nach eigener achtjähriger Anschauung gezeichnet. Ottenbach. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Lange, Mathilde, geb. v. Lüderitz. Immergrün. Gedichte. Berlin, Moeser. 12. 3 M.

Lotze, H., Geschichte der deutschen Philosophie seit Kant. Dictate aus den Vorlesungen. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Marshall's, Emma, ausgewählte Erzählungen. 3ter Bd. — A. u. d. T.: Benvenuta. Erzählung. Deutsche autorisirte Uebertragung von Marie Morgenstern. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 3 M.

Meinardus, O., Der historische Kern der Hameler Rattenfängersage. Hannover, Hahn. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Meyer, R., Der Emancipationskampf des vierten Standes. 1ster Bd. 2te verm. Aufl. Berlin, Bahr. Gr. 8. 14 M.

Möllhausen, B., Der Fanatiker. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 1883. 8. 12 M.

Moser, G. v., Reif-Reiflingen. Schwank. Berlin, Lassar. 8. 4 M.

Müller, W., Europäische Geschichte und Politik 1871—1881. Berlin, Springer. Gr. 8. 5 M.

Münnich, Geschichte des 1. Niederschlesischen Infanterie-Regiments Nr. 46 von Errichtung des Regiments bis zum Jahre 1882. Auf Befehl des königlichen Regiments bearbeitet. Mit 4 Plänen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 9 M.

Olten-Varnbüler, Hermine, Leonilda. Eine Erzählung in 2 Bdn. Stuttgart, Schmidt u. Spring. 8. 6 M.

Quenstedt, F. A., Die Schöpfung der Erde und ihre Bewohner. Mit 22 Illustrationen. Stuttgart, Wildt. Gr. 8. 1 M.

Raab, F., Das inductive und ursachliche Denken. Wien, Konegen. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Reichensperger, P., Erlebnisse eines alten Parlamentariers im Revolutionsjahre 1848. Berlin, Springer. Gr. 8. 5 M.

Rothenburg, Adelheid v., geb. v. Zastrow, Verworrenes Garn. Roman. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 7 M.

Schötter, J., Geschichte des Luxemburger Landes, nach den besten Quellen bearbeitet; herausgegeben und fortgesetzt von K. A. Herchen und N. van Werveke. Luxemburg, Breisdorff. Gr. 8. 8 M.

Stengel, F. v., Was die Meereswellen sagen. Eine Strandgeschichte. Stuttgart, Richter u. Kappler. 8. 2 M. 50 Pf.

Stetten, N. Freih. v., Gedichte. Wien, Konegen. Gr. 8. 3 M.

Storck, F., Gedichte. Erneuerte Ausgabe. Stuttgart, Göschen. 1883. 8. 4 M.

Summer, Mrs. G., Reisetage im heiligen Land. Autorisirte Uebertragung aus dem Englischen. Mit Holzschnitten. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 2 M. 80 Pf.

Thiele, G., Die Philosophie Immanuel Kant's, nach ihrem systematischen Zusammenhange und ihrer logisch-historischen Entwickelung dargestellt und gewürdigt. 1ster Bd. 1ste Abth.: Kants vorkritische Naturphilosophie. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 6 M.

Toussaint, F. W., Geschichtlicher Beitrag zu den socialen Fragen der Gegenwart. Vortrag. Berlin, Burmester u. Stempell. Gr. 8. 30 Pf.

Ulrich, A., Geschichte des römischen Königs Wilhelm von Holland 1247—1256. Hannover, Hahn. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Wichert, E., Hohe Gönner. Eine Komödie in 16 Kapiteln. Leipzig, Reißner. 1883. 8. 4 M.

Zöller, H., Der Panama-Kanal. Stuttgart, Spemann. Gr. 8. 2 M.

Zschokke, H., Die biblischen Frauen des Alten Testamentes. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 6 M.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Historisches Taschenbuch.

Begründet von F. von Raumer.

Herausgegeben von **Wilhelm Maurenbrecher.**

Sechste Folge. Zweiter Jahrgang. 8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Inhalt:

Aus den letzten Monaten des Jahres 1813. Archivalische Mittheilungen von Prof. Dr. Wilhelm Oncken in Gießen. — Wirthschaft und Recht der Franken zur Zeit der Volksrechte. Von Dr. Karl Lamprecht in Bonn. — Der Schwäbische Bund. Von Dr. Karl Klüpfel in Tübingen. — Der Humanismus in Wien. Von Prof. Dr. Adalbert Horawitz in Wien. — Friedrich der Große im Jahrzehnt vor dem Siebenjährigen Kriege. Von Dr. Reinhold Koser in Berlin. — Die Lehrjahre Philipp's II. von Spanien. Von Prof. Dr. Wilhelm Maurenbrecher in Bonn.

Der erste Jahrgang der neuen Folge des „Historischen Taschenbuchs" fand bei Lehrern wie Studirenden und Freunden der Geschichte gleich günstige Aufnahme. Ohne Zweifel wird dem vorliegenden zweiten Jahrgange der Beifall des Publikums in nicht geringerem Maße zutheil werden, da sein Inhalt durchweg aus interessanten Arbeiten namhafter Historiker besteht.

Im Commissionsverlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte des 2. Königl. Sächs. Husaren-Regiments „Kronprinz Friedrich Wilhelm des Deutschen Reichs und von Preußen" Nr. 19.

Von

M. von Süßmilch gen. **Hörnig,**
Oberstlieutenant z. D.

Eigenthum des Regiments.

8. Geh. 9 M. Elegant geb. 11 M.

NORDENSKIÖLD'S Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega

liegt jetzt vollständig vor und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

2 Bände. 60 Bogen. Geh. 22 M. (Auch in 22 Lieferungen à 1 M.) Geb. 26 M.

Mit 2 Porträts in Stahlstich, 500 Abbildungen in Holzschnitt und 19 Karten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Agnes.

Liebeslieder und Gedankendichtungen

von

Moriz Carriere.

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Die zahlreichen Leser der wissenschaftlichen Werke des verdienstvollen Aesthetikers wird es gewiß lebhaft interessiren, in vorliegendem Buche den dichterischen Ausdruck seines Seelenlebens, gleichsam die poetische Ergänzung zu seinen Prosawerken zu erhalten.

WESER-ZEITUNG

(Bremen)

Täglich 3 Ausgaben.

Bei allen Postanstalten pr. Quartal 7 Mark.

Inserate pr. Zeile 25 Pf.

Probenummern versendet gratis

Die Expedition der „Weser-Zeitung", Bremen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Begründet von **J. E. Hitzig** und **W. Häring (Willibald Alexis).**

Fortgeführt von Dr. **A. Bollert.**

Neue Serie. Siebzehnter Band. 8. Geh. 5 Mark.

Das Hauptinteresse in diesem neuen Bande des beliebten Werks nimmt den Proceß gegen Guiteau, den Mörder des Präsidenten Garfield, in Anspruch; er ist von einem in jeder Beziehung dazu befähigten Juristen, der den Gerichtsverhandlungen vom Anfang bis zum Ende beiwohnte, ausführlich und unparteiisch dargestellt. Nächstdem bildet der nach dem Brande des Ringtheaters zu Wien verhandelte Proceß einen besonders wichtigen Beitrag.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Farfena,

oder

der vollkommene Baumeister.

Enthaltend:

die Geschichte und Entstehung des Freimaurerordens und die verschiedenen Meinungen darüber, was er in unsern Zeiten sein könnte; was eine Loge ist; die Oeffnung und Schließung derselben; die Art der Aufnahme in den ersten und die Beförderung in den zweiten und dritten der St.-Johannisgrade sowie in die höhern Schottengrade und zum Andreasritter.

Treu und wahr niedergeschrieben

von einem wahren und vollkommenen Bruder Freimaurer.

Zehnte Auflage.

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Das Erscheinen einer zehnten Auflage dieses inhaltreichen Buchs zeugt von der dauernden Beliebtheit, deren es sich in weiten Kreisen des Publikums zu erfreuen hat.

(Mit einer Beilage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 070034985